Romantiſche Blüthen

von

Louiſe Brachmann.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Erſtes Bändchen.

Wien,
gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.
1817.

Inhalt.

	Seite
Menschlichkeit	1
Die Erdbeeren oder das wandelnde Geschenk	21
Die Herberge im schottischen Hochlande	35
Der Rautenkranz	67
Die Wanderer im Geisterreiche oder das Ziel des Lebens	87
Der Troubadour	141
Die Poesie	161
Die Flügel	164
Die Brücke	167

Menſchlichkeit.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit war auf die Wahl der liebenswürdigen Gräfin Luitgarde gerichtet, um die ſich vor allem zwei Bewerber mit einer gleichen ſeltnen Leidenſchaft drängten; Graf Woldemar und Ferdinand von Berg, beide ausgezeichnet durch Geiſt und Geſtalt, und durch ein anſtändiges Vermögen über jeden Verdacht irgend einer unedlen Nebenabſicht erhaben; nur Luitgarde ſelbſt war der Gegenſtand ihrer feurigen Bewerbungen. Auch ſchien die Gräfinn wohl eine ſo ausgezeichnete Liebe zu verdienen; ein ſeltner Verein von körperlicher und von Seelenſchönheit ſchmückte ſie, und machte ſie zur Zierde und zur Seele der Geſellſchaft. Das Engelsgemüth ſpiegelte ſich in der Engelsbildung wieder; und wenn die Anmuth

ihrer Gestalt beim Eintritt in irgend einen glänzenden Zirkel die Augen der Männer mit Zauberfesseln an sie zog, so nahm dagegen ihre anspruchlose, und doch so geistvolle Unterhaltung, und die Güte, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, selbst die Herzen ihrer Mitschwestern unwiderstehlich für sie ein. Alle nahmen Antheil an ihrem Glück, und waren gespannt auf ihre Wahl; und alle kamen darin überein, daß nur ein Herz dies herzvolle Weib beglücken könne. Sie selbst schien das sehr tief zu fühlen; sie schwankte schüchtern in ihrer Wahl. Indessen schien sich ihre Neigung leise für den schönen Woldemar zu entscheiden, dessen feurige Leidenschaft auch wohl einen belohnenden Vorzug rechtfertigen durfte; mit unermüdlicher Aufmerksamkeit war er auf die Erfüllung ihrer Wünsche bedacht; er wußte jeden flüchtigen Wink zu deuten, und auch der flüchtigste ward ihm Gebot; — und dennoch war es immer, als ob ein Zauber über seinem Haupte schwebte, als ob eine unsichtbare Geisterhand sie von seiner Annäherung zurückhielte.

Es war jetzt der Geburtstag der Gräfinn; ihre Freunde hofften, ihr selbst ahnete irgend eine Entscheidung ihres Schicksals an diesem Tage; sie hatte

alle ihre Freunde, und unter ihnen auch Woldemar und Ferdinand zu sich eingeladen, um in ihrer Gemeinschaft eine kleine Lustparthie nach dem benachbarten Walde zu machen; man wollte dort in der Eremitage, einem reizenden durch Kunst und durch Natur geschmückten Ort, ein ländlich romantisches Mahl einnehmen Luitgarde saß schon mit einigen ihrer nähern Freundinnen beim Frühstücke, die übrige Gesellschaft erwartend; ein lichtgrasgrünes Amazonenkleid erhob noch mehr die schlanke reizende Gestalt, und das Feuer ihrer großen, dunkeln, zaubervollen Augen blickte nur noch schöner unter den schattenden Federn ihres Huts hervor.

Die Stunde der Zusammenkunft schlug, und mit dem Schlage stürzte Woldemar ins Zimmer, erhitzt und athemlos, aber nur noch schöner in der reizenden Unordnung der Eile; die Glut der Wangen, der leichte Fall der schönen Locken, das höhere Feuer seiner Flammenaugen, Alles vereinigte sich, um seinen Anblick in den Augen der Geliebten nur unwiderstehlicher zu machen. Luitgardens Herz hob sich ihm leis' entgegen, als er sich ihr verbeugte, und Ehrfurcht und Verehrung mit den lebhaftesten Ausdrucken kämpfte.

Die übrigen Gäste sammelten sich kurz darauf, Einer nach dem Andern; nur Ferdinand blieb aus; die ganze Gesellschaft war zum Aufbruch fertig; nur er fehlte; man wartete länger als eine Stunde auf ihn; die Gräfinn konnte sich eines leisen aufsteigenden Unwillens nicht erwehren. Endlich erschien er; auch er mit glühender Röthe das Gesicht übergossen; doch, wie es schien, mehr von Verlegenheit und von der Furcht, seiner Gebieterinn zu mißfallen, als von der Eil' der Reise; er senkte die sprechenden einnehmenden Augen, die von langen dunkelseidnen Wimpern beschattet wurden, halbschüchtern zu Boden, und heftete sie dann mit einem bittenden Ausdruck auf die Gräfinn; allein an Worten zur Entschuldigung seines Fehlers schien es ihm ganz zu mangeln.

In der That, sagte Luitgarde, nur eine wichtige Ursache kann Herrn von Berg bewogen haben, uns so lange auf ihn warten zu lassen. —

Ach nein! keine wichtige, theure Gräfinn! rief Ferdinand, und schwieg wieder mit einem eignen Ausdruck von Beschämung und Verlegenheit. —

Nun denn, sagte die Gräfinn, mit einem Anflug des Unwillens, so thut es mir nicht um mich, sondern um der Gesellschaft willen leid!

Man hatte während dem die Wanderung angetreten; als die Gesellschaft über den Hof ging, sah die Gräfinn verwundert alle ihre Leute nach dem Stalle eilen, und auf die Frage, was es sey? trat der Reitknecht des Grafen Woldemar herbei, ganz bestürzt und verwirrt, und sagte mit einem Blick des Vorwurfs auf seinen Herrn:

Herr Graf, der Braune ist todt! Ihr schöner Brauner, von dem schnellen Ritt. —

Der Graf stutzte einen Augenblick! Wie? Was? riefen einige der Gesellschaft, verwundert und bestürzt gegen den Reitknecht.

Ja! Ja! erwiederte dieser in seinem Eifer, ich habe mir alle Mühe gegeben, aber umsonst! Und er kostet hundert Louisd'or!

Schade dafür! rief der Graf, indem er sich mit lächelnder Galanterie gegen Luitgarden wandte; wie freu' ich mich, durch diese armseligen hundert Louisd'or meiner Gebieterinn einen Beweis gegeben zu haben, wie pünktlich ich ihrem Willen zu gehorchen wünsche. — Ich ward etwas aufgehalten vor dem Wegritt. — —

Allein es war ein lang gedientes gutes Pferd,

fiel ein vertrauter Freund des Grafen ein; es hatte dir manchen treuen Dienst geleistet. —

O dennoch! fuhr der Graf in vorigem Tone fort; es war nur ein Thier! Wie klein das Opfer gegen den Vortheil!

Er faßte bei diesen Worten mit Feuer Luitgardens Hand; doch unwillkührlich wandte sie sich von ihm ab, ein unbeschreiblich bittres Gefühl stieg in ihrem Herzen auf. Ein großes Opfer war ihr gebracht worden, und gleichwohl konnte sie unmöglich dankbar seyn für ein Opfer, das ihren Empfindungen so innig widersprach. Sie hatte noch wenig Gelegenheit gehabt, den Charakter ihrer Bewerber so genau kennen zu lernen, als es ihr Gefühl verlangte; nur in den Zirkeln und in den Verhältnissen der Convenienz waren sie einander gegenüber gewesen, und jetzt, schon halb entschieden für ihn, sah sie Woldemars schönes Bild von einem Schatten umgeben, der sich verdüsternd auch um ihre Seele legte. Die heitre Stimmung dieses Morgens war dahin; und es gehörte ein so fröhliches Ereigniß dazu, als sich eben jetzt dem vorigen anschloß, um sie ein wenig aus sich selbst zu reißen. — Ein Wagen rollte in den Hof, und eine freundliche, lächelnde Greisen-

physiognomie beugte sich zu dem Fenster heraus, in der Luitgarde, mit einem Ausruf der Freude, die Züge eines lange nicht gesehenen theuern Oheims erkannte, der von seinen entfernten Gütern gekommen war, die liebe Nichte zu besuchen. Er hatte den heutigen Tag mit Aufmerksamkeit zum Tage seiner Ankunft gewählt.

Alles eilte mit der Gräfinn an den Wagen, um den ehrwürdigen Gast zu empfangen, und ihn, wie im Triumphe, in das Haus zu führen. Der edle Greis bewegte sich noch mit aller Heiterkeit der Jugend; er freute sich der Gesellschaft, und das veranstaltete Fest im Walde war so ganz nach seinem Geschmacke, daß man, nachdem er kaum die nothwendigsten Erfrischungen und Bequemlichkeiten angenommen hatte, unverzüglich dahin aufbrach.

Es war ein reizender Frühlingsmorgen; der Wald lag vor den fröhlichen Wallfahrtern in einen zarten blühenden Flor gehüllt, durch den sich goldne Sonnenstrahlen webten, als sie nun in seiner freundlichen Umwölbung wandelten. Eine einfache Musik empfing sie bei dem Eintritt in den Wald, die durch die Überraschung und durch die Anmuth der Umgebungen eine feenhafte Wirkung hervorbrachte. Die

Einſiedelei und die hohen Bäume, die in einem Halbkreiſe um ſie ſtanden, waren mit Blumengewinden mahleriſch geſchmückt, und als ſich die Gräfinn nahte, bewegte ſich aus dem Gebüſche ein Chor idylliſch gekleideter Schäferknaben und Mädchen, die ſie mit einem ländlichen Tanz umringten, und durch tauſend ungekünſtelte Bezeugungen ihre Dankbarkeit und Liebe auszudrücken ſuchten. Mit Freuden erkannte Luitgarde in ihnen die Kinder ihres Dorfs, denen ſie immer Wohlthäterinn geweſen war. Die ſinnreichen Freunde der Gräfinn hatten alles dies gemeinſchaftlich veranſtaltet.

Luitgarde war überraſcht und gerührt; allein das, was ihr zu anderer Zeit Freude erregt haben würde, löſte ſich bei ihrer jetzigen gereizten Stimmung in unverhehlbare Wehmuth auf; ſie ſtahl ſich, während die Übrigen der Geſellſchaft etwas von den Erfriſchungen einnahmen, die auf zierlich geſchmückten Tiſchchen unter den Bäumen aufgetragen waren, in einen der labyrinthiſchen Gänge des Waldes, und gab ihren dunkeln Gefühlen Raum; der Oheim, deſſen beſorgte Zärtlichkeit ſie nicht aus den Augen gelaſſen hatte, war ihr gefolgt. Warum ſo abgeſchieden, meine theure Nichte, — ſagte er, indem

er ihre Hand ergriff, und ihr theilnehmend ins Auge sah, und so trüb? fügte er erstaunt hinzu; mir dünkt, ein Weib, das zwei so ausgezeichnete Bewerber um sich versammelt, habe nicht Ursache, trübsinnig zu seyn.

Luitgarde fühlte sich verlegen und beklommen, sie wagte nicht, die Unzufriedenheit mit dem, den sie durch ihre zarte Neigung ehrte, sich selbst, vielweniger irgend einem andern Wesen, zu gestehen. Die leiseste Neigung in dem Herzen eines edlen Weibes ist ja ein Adelsdiplom für den Begünstigten in ihrem eignen Auge, das ihn gleichsam zu einer geheiligten Person macht. Luitgardens Verlegenheit nahm, ihr selbst unbewußt, einen andern Vorwand, und glaubten Sie wirklich, mein theurer Oheim, daß ich warm geliebt bin von meinen beiden Bewerbern? Sollten Sie wohl glauben daß Ferdinand eine ganze Stunde später kam, als ich ihn an meinem Geburtstage zu dieser kleinen Landparthie eingeladen hatte? Und nun nicht einmal eine Entschuldigung wußte er aufzubringen.

Hast du weiter keinen Zweifel, erwiederte der Oheim, in dem Charakter des edlen Ferdinand, für den sich ohnehin meine Wahl entscheiden würde,

so kann ich dir den Grund seines Außenbleibens leicht aufklären, und ich glaube gewiß, ein Herz, wie das deinige, wird dann dem seinigen verzeihen, ob er sich gleich selbst einer Schwäche anzuklagen scheint. —

Der Zufall führte mich zu demselben Abentheuer, das ihn verspätete, nur daß mich und meinen alten Kammerdiener, schon unsere Jahre überhoben, es zu bestehen.

Du weißt den Weg im Bergwalde, einige Stunden von hier, der sich an einer Stelle ganz am Rande des klippenvollen, beinahe senkrechten Abgrunds hinzieht. Ich hatte meinen Wagen bis zum nächsten Dorfe voraus fahren lassen, um, von meinem Diener begleitet, den romantischen Gebirgsweg zu Fuße zu machen. An jener gefahrvollen Stelle sahen wir einen kleinen blondlockigen Hirtenknaben stehen, der angstvoll und traurig in die Tiefe starrte, bei meinem Anblick aber freudig in die Hände schlug, und mit kindlichem Zutrauen auf mich zusprang. Er streckte mir die kleinen Hände bittend entgegen, und rief rührend naiv: Ach mein lieber, lieber Herr! das ist gut, daß Sie kommen! nun können Sie doch helfen, und den armen Medor retten, meinen lieben Hund, der da hinunter gefallen ist.

Er führte mich bei diesen Worten, statt der Antwort auf meine Frage, dicht an den Felsenrand, und zeigte klagend hinab. Da sehen Sie nur, rief er, da unten liegt der treue Medor, mit dem ich immer spielte, und der unsere Schaafe so treu bewachte. Ach ich warf meinen Ball hinab, und da sprang er im Eifer hinunter. —

Ich blickte hinab, und sahe in der That auf einem hervorspringenden Felsenstücke, wohin der Zugang für das kaum sechsjährige Kind so unmöglich war, als für mich Alten, den treuen Hund liegen, der sich nicht von seiner Stelle regen konnte, und nur durch ein leises schmerzliches Winseln sein Daseyn kund that. Er wandte die schwarzen freundlichen Augen zu uns herauf, als wollte er um Hülfe flehen.

Ich bemerkte, daß er sich im Fallen verletzt haben müsse. Das Schicksal des armen Thieres, das hier einem schmerzlichen Tode entgegen sah, that mir in der Seele wehe. Die steile Felswand aufwärts war unersteigbar; nur ein erfahrner Gemsenjäger, meinte ich, müsse den Zugang durch einen Umweg über die Klippen finden können. Ein langsam qualvoller Hungertod stand also dem Thiere be-

vor, oder bei der mindeſten Bewegung ein vielleicht nicht minder qualvoller, wenn es zwiſchen den Klippen hinabſtürzte, und ſich zerſchmetterte ohne ſich ſogleich zu tödten. Ich erklärte dem Kleinen, daß weder ich, noch mein bejahrter Diener da hinunter ſteigen könne, und entfernte mich mit herzlichem Bedauern, wohl überzeugt, daß ich in den nächſten Dörfern nicht ſo leicht Jemand finden werde, der Beherztheit und zugleich Geſchicklichkeit genug beſitze, um das Wageſtück ohne eigne Gefahr zu unternehmen. Allein kaum waren wir einige Schritte unter den Bäumen hingegangen, ſo ſah ich einen jungen Reiter an derſelben Stätte vorüber kommen. Der Kleine kam ihm noch ängſtlicher flehend entgegen als vorher mir; er hörte das Gewimmere des Thieres, und ward, hinunter blickend ſeine ſchalderhafte Lage gewahr. Ich ſah, wie er einen Augenblick mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien; dann ſprang er ſchnell vom Pferde, band dies an einen Baum, und mit der gewandten Kühnheit eines Gemſenjägers ſtieg er die furchtbaren Klippen hinab.

Mich intereſſirte, nächſt der Begebenheit ſelbſt, der Vereine dieſer lebhaften großmüthigen Empfindſamkeit mit ſo vieler Kraft und Entſchloſſenheit. Es

war mir ein neuer Beweis, daß Weichheit der Seele gewöhnlich nur bei dem beherztern Theile der Männer gefunden wird. — Wie großmüthig das Opfer war, das er bei dieser Handlung brachte, hab' ich erst hernach erfahren. Ich trat dicht an den Felsenrand, die Bahn des kühnen Jünglings mit meinen Blicken verfolgend; ich sah, wie er kühn und vorsichtig zugleich über die Felsenstücke klimmte bis er das Thier erreichte, er hob es auf und fand, daß das eine Hinterbein des armen Thieres gebrochen worden war. Mit mitleidiger Schonung nahm er es auf den Arm, und klimmte nun seinen gefährlichen Weg zurück. —

Der Kleine hatte unterdeß mit gespannter Angst den Tritten seines Wohlthäters nachgeblickt, er jauchzte jetzt laut auf vor Entzückung, als der Jüngling den Felsenrand erstieg, und den geretteten Spielgefährten vor ihm niederlegte, aber sein Jammer erhob sich von neuem, als er die Verstümmlung seines Hundes sah, der nicht mehr freudig an ihm aufspringen konnte, wie sonst. Ihn wegzutragen war das Kind zu klein, und der Gutmüthige mußte seine Wohlthat dadurch krönen, daß er das Thier zu der nahegelegenen Wohnung einer alten Hirtinn

trug, und es mit Beifügung einiger Goldstücke ihrer Heilung übergab, allein so schnell er alles dies vollbrachte, so war doch länger als eine Stunde darüber vergangen, er flog zurück zu seinem Pferde, und ohne auf das Gespräch einzugehen, das ich gern mit ihm angeknüpft hätte, eilte er nach einer flüchtigen Begrüßung hinweg. Bei meiner Ankunft in deinem Schloße erkannte ich in deinem Verehrer Ferdinand den schlanken Felsenwanderer dieses Morgens wieder, und ich gestehe dir, — mit inniger Freude! — Du kennst nun sein Vergehen: wird ihm dein Herz verzeihen?

Eine tiefe Bewegung war während dieser Worte in ihrer Seele vorgegangen. Die Beleuchtung, die aus dem Bericht des Oheims auf Ferdinands Bild fiel, stach wunderbar gegen die Züge ab, die sich ihr heute an Woldemar aufgedrungen hatten; sie drückte die Hand des edlen Greises, ohne noch sprechen zu können, und eben standen sie an einer Laubwand, und sahen durch eine kleine Öffnung der Blätter Ferdinand, der im tiefen Gespräche mit einem seiner Freunde Platz auf einer Rasenbank genommen hatte. Sie schienen eben von der erwähnten Begebenheit gesprochen zu haben. Halt! rief der Oheim

leise zu Luitgarden, unter diesen Umständen ist es wohl einmal erlaubt, ein wenig zu lauschen. Es betrifft ja dein Eigenthum, das Herz deines Liebhabers. — —

Dies also war die Ursache deiner Verspätung? rief Ferdinands Freund. — Armer Junge! ich kann mich an deine Stelle setzen — allein die Gräfinn schien sehr unzufrieden über deine Vernachläßigung.

Ach ich glaube es! sagte Ferdinand mit einem tiefen Seufzer. — Und wie sollte ich ihr die Ursache meines Vergehens gestehen? Es scheint so wunderlich! — ein so geringgeschätzter Gegenstand gegen eine angebethete Geliebte! und dennoch — sieh' es war mir nicht möglich, zum Sitz der Wonne zu eilen, während ich ein Geschöpf, das von mir Hülfe flehte, unsäglichen langsamen Qualen zurück ließ. Sein Todesstöhnen würde mich hieher verfolgt haben. — Aber konntest du nicht dein Verweilen durch einen desto schnellern Ritt vergüten? — fragte der Andere.

Ich that es, erwiederte Ferdinand, so viel ich es, ohne Unmenschlichkeit gegen meinen treuen Falben, konnte.

Alſo zu einem ſolchen Opfer, wie Graf Woldemar, warſt du nicht geneigt? fragte Jener.

Albert, rief Ferdinand, ein wenig unwillig, ich weiß nicht, ob du ſcherzeſt, aber glaube mir: ich könnte das Herz aus dem Buſen geben, allein durch ſolche Opfer ihre Liebe zu erkaufen, bin ich nicht fähig.

Lieber Ferdinand, du mußt ſie zu verſöhnen ſuchen! ſagte der Andre.

Ach, wenn ich das könnte, ſeufzte Ferdinand — wenn ich ihr überhaupt gefallen könnte! Eine ſchwache Hoffnung, ihr Freude zu machen, ſetze ich noch auf das Geſchenk, das ich auf heute für ſie erſonnen habe. Guter Gott! ſie zweifelt an meiner Aufmerkſamkeit; heute endlich denk' ich ſie zu überzeugen: Sie bewunderte vor längerer Zeit ein herrliches Landſchafts-Gemälde auf einer Taſſe, die für eine ruſſiſche Fürſtinn beſtimmt war: ich habe ihr an demſelben Orte, in dem hundert Meilen entfernten P — eine vollkommen gleiche verfertigen laſſen; mein Bedienter iſt dieſen Morgen nach der Stadt geritten, um das Kunſtwerk, das geſtern dort angekommen, in Empfang zu nehmen. —

In dieſem Augenblick kam der Bediente den

Gang herauf, sein Herr sprang ihm freudig entgegen, allein bleich und zitternd stand der unglückliche Bote, und auf die Fragen des erschrocknen Ferdinand kam endlich stammelnd das Geständniß hervor, daß er das köstliche, unersetzliche Kunstwerk, beim Übernehmen — — zerbrochen habe. — —

Ein Donnerschlag schien bei diesen Worten durch Ferdinands Seele zu schmettern; Schrecken, Bestürzung, und das schmerzliche Gefühl getäuschter Hoffnung mahlten sich auf seinem Gesichte, und die Röthe des Unwillens flammte darüber. Unglücklicher! rief er verzweifelt mit wildem Ton. —

Ach, wohl unglücklich! klagte der Bediente leise, denn nun wird mein Herr mich sicher von sich stoßen!

Aber ein milder Blick der Verzeihung strahlte aus Ferdinands Augen; die brausenden Wogen des Zorns schienen sich vor dem innern Himmelsstrahle zu ebenen. Heinrich, rief er, ich vergebe dir, — aber lasse mich jetzt! — Er senkte bei diesen Worten den Kopf in die Hand und ging, in düstre Schwermuth versunken, einige Schritte fort, während Luitgarde noch in ihrer Bewegung versunken stand.

Die Gesellschaft kam so eben, um die schöne Heldinn des Tages zu einem kleinen Rasenaltare zu

führen, wo man die kleinen Geschenke für sie niedergelegt hatte; sie war umringt und mit tausend Freundschafts-Bezeigungen überhäuft, während in ihrem Innern die stürmischsten Gefühle wogten. Ferdinand stand traurig in einiger Entfernung, sein Freund trug eben seinen Unfall vor.

Nun wahrhaftig, rief Graf Woldemar, als der Erzähler zufällig die Furcht und die Begnadigung des Domestiken erwähnte; nun, wahrhaftig, der Baron hat gemäßigtes Blut! Doch freilich ein Liebhaber, der seine Pferde so sehr schont, muß ja wohl seinem Bedienten noch milder seyn! Gottlob! daß mir das nicht begegnet ist.

Er langte bei diesen Worten einen wunderschönen goldnen Vogelbauer aus dem Gebüsche, dessen köstliche glänzende Goldarbeit auf's Reizendste mit grünem Laubwerk durchflochten und verdüstert war. Das Innere dieses schönen Behältnisses bewohnte die herrlichste Nachtigall, die eben jetzt ihren zauberischen Gesang erhob.

Mit einem einnehmenden Anstande überreichte Graf Woldemar das Geschenk. Schöne Gräfinn! sagte er bittend, sehen Sie bei dieser kleinen Gabe nicht auf ihren geringen Werth, sondern auf den

Eifer der feurigſten Liebe! Ich ſelbſt fing dieſen Vogel für Sie in meinen Gehölzen, und bereitete ihn zu ihrem beſtändigen Geſellſchafter.

Die Gräfinn empfing mit einem dankenden Lächeln den Käfich, und betrachtete, die gute Abſicht des Gebers ehrend, das kleine Thier, das ſie im Grunde nur im Zuſtande ſeiner Freiheit gern hören mochte. In dem Augenblicke ward ſie gewahr, daß der melodiſche Gefangene **blind** war, und daß ihn nur aus dieſer Urſache das blendende Sonnenlicht und die Nähe der Umgebenden nicht in ſeiner Harmonie geſtört hatten.

O, mein Gott! rief Luitgarde, erſchrocken ſich zu dem Grafen wendend, der Vogel iſt geblendet?

Damit er, verſetzte Woldemar, den Tag für die Nacht nehme, und Sie ſo nie den Zauber ſeiner Geſänge vermiſſen laſſe.

Luitgarde fühlte bei dieſen Worten das kämpfende Gefühl nun völlig klar entſchieden, das ſie ſchon dieſen Morgen beſtürmt hatte; die unmenſchliche Rohheit, mit der er ein treues Geſchöpf zum Opfer ſeines Zwecks gemacht hatte, ward durch dieſe letzte ſinnvolle Grauſamkeit vollendet; ein kalter Strom goß ſich durch Luitgardens Bruſt, ſtatt jener

heimlichen Neigung für den Grafen; während Ferdinand in einer rührenden Glorie vor ihr ſtand. Sich faſſend, ſprach ſie im mildeſten, doch feſten Tone: Herr Graf, ich bin dankbar für Ihre Güte gegen mich; allein geſchmeichelte Eigenliebe kann mich nicht über die Verſchiedenheit unſrer Karaktere verblenden. —

Wie? rief der eingebildete Woldemar betroffen. — Ich — fuhr Luitgarde fort, ich kann mir Liebe ohne Menſchlichkeit nicht denken: eine wahre Schönheit wird Ihnen gewiß bald meinen Verluſt erſetzen — doch — nur ein Herz, wie Ferdinands, fügte ſie leiſer hinzu — wird in der Liebe des meinigen einige Befriedigung finden. —

Bei dieſen Worten reichte ſie dem überraſchten Ferdinand die Hand, der es wagte, die lang angebetete Geliebte mit einem weihenden Kuſſe in ſeine Arme zu ſchließen. —

Alle Freunde ſtimmten jubelnd in den Verein zweier durch Güte ſo nahe verwandter Gemüther, und der gute Oheim ſegnete unter Freudenthränen den ſchönen heiligen Bund.

Die Erdbeeren

oder

das wandelnde Geschenk.

Endlich, rief Alexowitz, endlich habe ich das Mittel gefunden, die reizende Kathinka zur Annahme eines Geschenks zu bewegen! eines Geschenks, das trotz seines hohen Preises ihre stolze Zartheit nicht beleidigen wird. Der Genius der Liebe selbst hat mich in diese Gegenden geführt, wo ihre Lieblingsfrüchte, die purpurnen Erdbeeren in der Mitte des Eismonds reiften. Edelsteine könnte man mir bieten, statt dieser köstlichen Früchte! Jene würde sie verschmähen, wie sie sie oft aus meiner Hand verschmäht hat; diese werden berührt von ihrem Mund, dem Purpur ihrer süßen Lippen weichen müssen! — O glücklicher Alexowitz, und glückliche, glückliche Früchte!

Es war auf einem der kaiserlichen Lustschlösser in der Nähe von St. Petersburg, wo der Anbeter der schönen Kathinka diese glückliche Entdeckung machte. Von der künstlichen Hand des Gärtners gepflegt, waren hier wirklich mitten unter den Frösten jenes eisigen Himmelsstrichs, mitten in den rauhesten Wintertagen, eine Anzahl Erdbeeren gereift, die dem Frühling ihren Duft und ihren Purpur abgestohlen zu haben schienen. Edelsteinen hatte sie der begeisterte Liebhaber an Köstlichkeit verglichen, aber auch köstlich war der Preis, den der zauberhafte Gartenkünstler für seine Wunderfrüchte forderte; und daß die achtzig Rubel, die er für ein kleines Maaß davon verlangte, ohne Widerrede gezahlt wurden, das wird jeder glauben, der das Ritual der Liebe nur ein wenig kennt. Fein schmeichelnd von Natur, schon erfahren in der Kunst, sich in Damenherzen einzustehlen, war Alexowitz weit entfernt, sein Verdienst auf eine unzarte Weise geltend zu machen; allein der Gartenbursche, der zur Überbringung des köstlichen Geschenkes ausgewählt wurde, schien von der Liebe selbst zu ihrem dienstbaren Genius geschaffen, so geschickt wußte er nicht nur den Namen des Ge-

bers, sondern auch den Preis der köstlichen Gabe durch den Schleier der Delikatesse blicken zu lassen.

Das, was Alexowitz von dem Fräulein gesagt hatte, war nicht ungegründet; ein edler Stolz hielt sie zurück, je ein Geschenk von ihren zahlreichen Verehrern anzunehmen, obgleich ihr Vermögen ihrer Geburt nicht glich. Der erste Eindruck, den das zarterfundene — zartgebotene Geschenk des großmüthigen Alexowitz auf sie machte, konnte nicht anders als süß und schmeichelnd für ihr Herz seyn; allein nach einem kleinen Nachdenken drängte sich ihr unwillkührlich die Bemerkung auf, wie eine so beträchtliche Summe da um ein Nichts verschwendet sey; und seufzend sah sie die schönen Erdbeeren an, ohne sie zu berühren.

Die Mutter des Fräuleins, durch ihre Lage noch mehr, als sie, zu Sorg' und Sparsamkeit gewöhnt, errieth, was in ihrem Innern vorging, und säumte nicht, ihren Betrachtungen Worte zu geben; sie stellte der armen Kathinka vor, wie sie für diese ganz unnütz verschwendete Summe so manchen kleinen schwer entbehrten Putz für sich, so manche kleine schwer entbehrte Bequemlichkeit für sie beide hätte haben können, bis endlich einmüthig beschlossen ward,

das kostbare, ihnen überflüssige Geschenk, in aller Stille wieder zu verkaufen. Das Kammermädchen, vorsichtig unterrichtet, eilte eine ihrer Freundinnen aufzusuchen, die sich mit dieser Art von Handel beschäftigte, und diese gab die besten Hoffnungen zu einem vortheilhaften Verkauf.

Mutter und Tochter waren noch im Gespräch über diesen, ihr innerstes Gefühl doch ein wenig verletzenden Anschlag, als Kossinski bei den Damen eintrat, ein junger gallizischer Edelmann, der Einzige unter Kathinka's Verehrern, der sie vielleicht am innigsten liebte, aber der minder reich und prächtig als Alexowitz, ihr noch nie ein so glänzendes Geschenk hatte bieten können. Auch das Herz des Fräuleins schien sich zu dem schlanken Kossinski zu neigen; allein ob dieses Herz nicht zu edel war, um jenem äußern Glanz allen Einfluß zu versagen, ob die Kälte, womit der edle Pohle heute von ihr empfangen ward, nicht von dem Vortheile seines glücklichen Nebenbuhlers herrührte, dies läßt sich schwerlich bestimmen. Wer kennt die Labyrinthe eines Mädchen-Herzens? Vielleicht war es auch Unmuth, dem Wenigergeliebten wider Willen einen kleinen Vorzug zugestehen zu müssen.

Vergebens ſuchte der bekümmerte Liebhaber zwanzig Gegenſtände der Unterhaltung auf: keiner darunter fand vor der übeln Laune ſeiner Gebieterin ſtatt. Unruhig warf er zuweilen den krauſen Lockenkopf zurück, die dunkeln Augen, die dunkeln Wangen glühten noch ſtärker im Feuer ſeiner peinlichen Verlegenheit, bis endlich doch ein Geſpräch auf die Bahn kam, das Eingang bei der ſchönen Stolzen fand: die Jahreszeiten nämlich.

Daß es vom Winter auf den Sommer, vom Sommer auf das Frühjahr, vom Frühjahr auf die Erdbeeren kam, war ganz natürlich; und die Schöne ſprach mit ſolchem Enthuſiasmus von Erdbeeren, daß es ſchien, als wolle ſie vor Sehnſucht ſterben, dergleichen zu beſitzen. Und dennoch, fiel Koſſinski ein — weil er nicht gleich wußte, was er ſagen ſollte — und dennoch, ſelbſt wenn es möglich wäre, mitten im Winter dieſe lieblichen Früchte zu finden, die ſchöne Kathinka würde ſie doch aus der Hand der Liebe verſchmähen!

O ein ſolches Geſchenk, erwiederte Kathinka, mit einem kalten Blicke, ein ſolches, gleichſam der Zauberei entriſſenes Geſchenk, würde ſich ſelbſt die höchſte Fürſtin nicht zu empfangen ſchämen.

Die Worte der schönen Kathinka, die Art, mit der sie sprach, und vor allem die augenscheinliche Unmöglichkeit, ihren Wunsch zu erfüllen, waren Dinge, die die gutmüthige Seele ihres Liebhabers schmerzlich kränkten. Mit tief glühendem verschlossenen Unmuthe verließ er das Fräulein, und durchstrich in der scharfen Eisluft die Straßen der prachtvollen Kaiserstadt. Unmöglich schien es ihm, jene Frühlingskinder unter diesem Klima anders als durch Zauberei zu erlangen, und er glaubte selbst bezaubert zu seyn, als er auf einmal, ganz nahe bei sich, und ganz laut und deutlich von Erdbeeren sprechen hörte! Es war die Verkäuferin der bewußten Erdbeeren, die eben mit dem Haushofmeister eines ausländischen Prinzen in Unterhandlung war; der Prinz wollte des andern Tages ein glänzendes Diner geben, wo diese Seltenheit wohl an ihrem Platze gewesen wäre; blos um einige Louisd'or war man noch uneins.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, mischte sich Kossinski in die Unterhandlung: er versprach jeden Preis zu bezahlen, und drang so beweglich in den Haushofmeister, ihm die Früchte zu überlassen, daß dieser bald merkte, mit was für einer Art von

Kranken er es zu thun hatte, und ihm aus wahrer Menschenliebe das Feld überließ. Kossinski schloß den Handel, allein fremd in der kostbaren Residenz, in einem abgeschiednen Lande, und nicht von ausgezeichnetem Vermögen, fielen ihm wohl die geforderten fünf und zwanzig Louied'or ein wenig schwerer, als seinem reichen, prächtigen Nebenbuhler jene achtzig Rubel. — Doch sie wurden ausgezahlt, und entzückt eilte die treue Iris des Fräuleins, ihr die gewonnene Summe zu überbringen.

Die Größe des Betrags überwog im ersten Augenblicke einen aufsteigenden Trübsinn im Herzen der stolzfühlenden Kathinka, der wohl aus einer Regung von Beschämung kommen mochte; allein noch schmerzlicher ward ihr Gefühl erregt, als sie den Namen des Käufers erfuhr, und als vollends das Mädchen ihr die Vermuthung mittheilte, wie Kossinski morgen ein Abendessen zu Ehren einer kürzlich angekommenen schönen Landsmännim geben werde. Sie belegte diese Vermuthung mit Aufzählung verschiedener kleiner, ziemlich beweisender Umstände — und Kathinka mußte sich heute wider ihren Willen überzeugen, wie werth Kossinski ihrem Herzen eigentlich sey. Also dieß war die Ursache seines gestrigen zer-

freuten Wesens, seines schnellen Aufbruchs? Also eine Andere hatte er in Gedanken? und ich selbst muß ihm das Geschenk verschaffen, mit dem er eine Andere überraschen will!

So besprach sie sich mit sich selbst, und daß es eben nicht wohlgethan sey, einen so gestimmten Liebhaber noch obendrein mit übler Laune zu verscheuchen, mochte ihr wohl ihr Bewußtseyn sagen. Noch war sie mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als der Bediente des Verlorengeglaubten eintrat, und ihr — o Freude! — die purpurfarbnen Erdbeeren, die ihr so viel Unruhe gemacht hatten, zum zweiten Mal in die Augen glänzten.

Weniger erfinderisch in kunstreichen Wendungen der Galanterie als Alexowitz, hatte der treuherzige Kossinski kein Bedenken getragen, das Geschenk geradehin zu übersenden; allein zärtlich hatte er mit eigner Hand das Körbchen, worin die Früchte lagen, mit Blumen und mit farbigen Schleifen geschmückt.

Nie hat wohl ein Geschenk eine so freudige Überraschung in dem Herzen eines Mädchens erregt, als diese verhängnißvollen Erdbeeren, deren Begebenheiten übrigens noch lange nicht zu Ende waren. Die Mutter des Fräuleins, entzückt über den seltsa-

men Zufall, der sie ihr zum zweiten Mal in die Hände gab, sah sie als ein glückliches Mittel an, sich einer lastenden Verbindlichkeit mit Feinheit zu entledigen. Sie war den Bemühungen eines der vornehmsten Rechtsgelehrten in einer streitigen Sache sehr verschuldet, sie glaubte ihm ihre Dankbarkeit nicht anständiger und feiner ausdrücken zu können, als durch diese unbedeutende, aber kostbare Seltenheit, und so wurde das Körbchen mit allem seinem zärtlichen Bänder- und Blumenschmuck zu seiner nützlichen Bestimmung gesandt. Kathinka war zu sehr entzückt über den Empfang der Gabe, als daß sie ihrer Mutter die Anwendung derselben im geringsten hätte bestreiten sollen.

Daß die Erdbeeren auch bei ihrem neuen Besitzer Vergnügen erregten, war natürlich, war dies Vergnügen gleich von minder empfindsamer Art; sie kamen ihm erwünscht, denn er hatte schon lange auf eine Erfindung gedacht, dem . . . schen Gesandten, der ihm gefällig gewesen war, eine kleine Artigkeit zu beweisen, und an diesen wurden also die kleinen Wanderer ohne Aufschub übersandt, was auch die Dame vom Hause, die lieber ihre Freunde damit bewirthet hätte, dagegen einwenden mochte.

Auf dem Spiegeltiſche des Geſandten alſo — des ſchönen jungen, für galant erklärten Geſandten — war es, wo die kleinen Unheilſtifter verrätheriſch zwiſchen ihren Bändern und Blumen hervorlächelten und glühten, als — wie von einem böſen Genius geführt — Koſſinski angemeldet wurde, der etwas bei dem Geſandten zu ſuchen hatte. Er hatte etwas ſuchen wollen; was dieſes aber war? das wußte er wenige Minuten nach ſeinem Eintritte ſelbſt nicht mehr, als ſeine Augen auf das nur allzuwohl bekannte Körbchen fielen, und es war ein wahres Glück für ihn, daß in dem Augenblicke auch Alexowitz, ein vertrauter Freund des Geſandten, eintrat. Auch er erkannte ſein Geſchenk, und die liebenswürdige Heiterkeit, die ihn ſonſt auszeichnete, ward augenblicklich getrübt; auch er überzeugte ſich, ſo wie Koſſinski, daß der Geſandte dies Geſchenk aus den Händen der treuloſen Kathinka, als ihr Begünſtigter empfangen habe; indeß mehr fein als tieffühlend, mehr geiſtreich als leidenſchaftlich, empfand er den Eindruck dieſer Überzeugung nicht ſo fürchterlich als jener. Er war zu ſchön, zu glücklich im Laufe ſeines ſiegreichen Lebens geweſen, um über die

Treuloſigkeit einer einzigen kleinen Undankbaren allen Muth zu verlieren. Mit einer liebenswürdigen Genialität wußte er ſeine beleidigte Eigenliebe zu übertäuben, und ſich blos das Originelle, das Seltſame in dieſem Zuſammentreffen mit ſeinem Freunde vorzuſtellen.

Vorwürfe wollte er der ſchönen Undankbaren nicht machen, indeſſen ſie ein wenig fühlen zu laſſen, wie unzart, wie entgegen der Würde ihres Geſchlechtes es ſey, einem Manne ſolche zuvorkommende Geſchenke zu machen, — dies, meinte er, ſey eine ſehr erlaubte Rache. Die Gegenwart eines Dritten hinderte ihn mit ſeinem Freunde frei zu ſprechen; er verließ daher den Geſandten, um bei Kathinka ſelbſt nach einem nähern Aufſchluß zu forſchen.

Koſſinski hatte, während die Freunde einige Worte wechſelten, mit funkelnden Augen an dem Körbchen gehangen, und Gluth und Bläſſe hatten wechſelnd ſein Geſicht überzogen. Er ſah hier vor ſeinen Augen die Früchte, die er nicht ohne Aufopferung erkaufte, dieſe Bänder, dieſe Blumen, die Unterpfänder ſeiner Zärtlichkeit, an einen Nebenbuhler hingegeben, und ſich ſelbſt als das Opfer des

schwärzesten, des schimpflichsten Verraths. Noch war er unschlüssig, ob er vorher von Kathinka selbst Rechenschaft über diesen Vorfall, oder sogleich auf der Stelle blutige Genugthuung von seinem Nebenbuhler fordern solle? als ihn die Dazwischenkunft mehrerer Fremden zu dem erstern bestimmte.

Mit wenigen verworrenen Worten sagte er dem Gesandten seinen Wunsch, eilte dann schnell hinweg, und stürzte, Wuth und Tod im Herzen, in das Zimmer der erschrocknen Kathinka, bei der auch Alexowitz vor wenig Augenblicken eingetreten war.

Kossinski bebte zurück, als er Alexowitz hier sah. Die Gegenwart beider erbitterter Liebhaber schützte vielleicht das Fräulein vor einer unangenehmen Scene, zu der Jeder von ihnen aufgelegt war.

Der Gesandte dachte indeß über die beste Anwendung der eben erhaltenen Wunderfrüchte nach; er dachte viel zu ästhetisch, als daß er sie nicht lieber von irgend einem schönen Munde verzehrt wissen sollte, als von seinem eigenen. Sorgfältig ging er die Liste der Schönheiten durch, denen er eben damals den Hof machte, und seine Wahl fiel auf Ka-

thinka, die, abgerechnet ihre seltne Schönheit, noch einen großen Vorzug vor den Andern hatte: sie war nämlich die neueste seiner Bekanntschaften! Erst auf dem letzten Balle hatte er sie kennen lernen.

Es war die höchste Zeit, daß solch ein glücklicher Einfall der bedrängten Unschuld zu Hülfe kam, um sie ans Licht zu ziehen. Alexowitz hatte es schon eine geraume Zeit mit verdeckten Vorwürfen gespielt; bald konnte Kossinski seine offnen nicht mehr hervorzubrechen hindern. Die geängstigte Kathinka befand sich in einer peinlichen Lage, — als noch einmal die Thüre aufging, und ihr das wandernde Geschenk zum dritten und zum letzten Male in die Augen fiel! —

Erwiesen war es nunmehr, wenigstens aus den Worten, die ihr der Gesandte dabei sagen ließ, daß nicht durch sie das bedenkliche Geschenk in seine Hände gekommen war. Man erklärte sich wechselseitig, und die Mutter, um allen Verdacht auszutilgen, erzählte offenherzig die ganze Geschichte. Kossinski und Kathinka hatten durch diesen Vorfall erst in ihren eigenen Herzen gelesen, und Alexowitz, der eine gewisse Scheu vor allzuernsten Liebeshän-

dein hatte, ſtand herzlich gern ſeinem unendlich ernſthaftern Nebenbuhler nach.

So war denn alles in Einklang aufgelöſt, und die Erdbeeren fanden noch am nämlichen Tage ihr Ziel und ihre Ruhe, in einer fröhlichen Abendmahlzeit. —

Die Herberge im ſchottiſchen Hochlande.

Erzählung eines jungen Engländers.

Mancherlei Zufälle hatten mich lange von meinem Vaterlande entfernt gehalten; ich kehrte jetzt nach England zurück, um die anſehnlichen Güter in Beſitz zu nehmen, die mir der frühe Tod einer jungen Verwandtin zugeeignet hatte. Nur in dem Morgennebel der Kinderjahre hatten wir uns gekannt, und eine beinahe geſchwiſterliche Zärtlichkeit herrſchte damals zwiſchen uns; allein trotz der Länge der Zeit trat ihr holdes Bild noch dämmernd vor meine Seele, als ich den Boden meines Vaterlandes betrat, und mit ſtiller Wehmuth nahm ich die einſt ihr gehörigen Beſitzungen ein. Dieſe Güter hatten ſeit ihrem Tode mehrere Jahre in der Verwaltung meiner Verwandten geſtanden; jetzt bei meiner Ankunft beſuchte ich ſie ſelbſt. Eins derſelben

lag in den Gegenden des schottischen Hochlands; dorthin reiste ich zu Ende des Frühlings in den schönsten Tagen, die der Himmel der Erde schenkt, und hatte eines Abends den alten Ritterſitz schon auf die Nähe einiger Stunden erreicht, als sich die Sonne zum Untergange neigte, und meine Müdigkeit lebhaft nach einer Herberge zu verlangen begann. Ich wußte, jenes alte Haus bot unwirthbare, schallende Gemächer genug; aber nicht viel von einer freundlich duftenden Mahlzeit oder einer traulichen Lagerſtätte dar, und konnte daher wohl eher für erlauchte Geiſter, als für einen armen sterblichen Reiſenden einladend seyn, vorzüglich da nicht einmal die wenigen, dort hauſenden Dienſtleute von meiner Ankunft unterrichtet waren. Dagegen winkte mir nicht fern, ein reizendes Thal hinüber, das friedliche Dach eines Meierhofes am Fuße eines Hügels sanft sich hebend, der es vor dem hier so gewaltigen Weſtwinde schützte. Die Fenſter glimmten licht im rothen Abendſcheine, und roſicht funkelnd goß zur Seite sich ein klarer Bergſtrom in das ſchöne Thal; hinter dem Hauſe erhob sich ein wehendes Buchengehölz, und blühende Gärten schloſſen es in ihren Schooß. Die grünen Wieſen waren mit den

schönsten munterſten Heerden bedeckt, und die umgebenden Felder ſtanden im ſchwellenden Wuchs.

»Hier möcht' ich übernachten!« rief ich bei mir ſelbſt, und hatte bei dem Gedanken auch unwillkührlich den Weg dahin eingeſchlagen. Ich trat in einen reinlichen Hof, in dem ſich ein kleiner Teich verbreitete und den mannichfaches zahmes Geflügel belebte. Eine junge Bäuerin ſaß vor der Thüre des Hauſes mit einem Kinde in ihren Armen. Die Zartheit ihrer Bildung kam mir in ihrem Stande außerordentlich vor, ihre Züge trugen das ſchönſte griechiſche Ebenmaaß, die großen ſanften dunkeln Augen waren liebevoll auf das Kind geſenkt, ihre dunkelblonden Locken legten ſich geſcheitelt um die reine Stirn, und ihre ſanft geſchloßnen Lippen bewegten ſich auf eine ſehr anmuthige Art, als ſie bei meinem Näherkommen die Augen aufſchlug und meinen Gruß erwiederte.

Ich fragte, wem der Meierhof gehöre, und ob ich wohl für mich und meine Leute hier ein Nachtquartier finden könne?

Sie erwiederte, der Hof gehöre ihrem Manne, der ſich ſowohl, als ſie ſelbſt, eine Freude daraus machen werde, einem Fremden ein Nachtquartier und

eine Bewirthung zu bieten, so gut als es in ihren Kräften sey.

Sie nöthigte mich nach diesen Worten, vom Pferde zu steigen, und führte mich in ein angenehmes kleines Zimmer, das sie mir bestimmte; aus dem Fenster hatte man hier die Aussicht auf das liebliche Thal, der Blik vertiefte sich in seine Windungen und folgte dem Laufe des irrenden, verlorenblitzenden Flusses.

Meine holde Wirthin fragte mich, ob ich bis zu meinem Abendessen, das sie eben zu bereiten ging, hier ausruhen, oder ein wenig in ihrem ländlichen Garten verweilen wolle? Die Schönheit des Abends bestimmte mich für das Letztere. »Und wenn Sie vielleicht,« fügte meine Wirthin hinzu, »einige Unterhaltung wünschen: so steht der kleine Vorrath von Büchern, den wir besitzen, mit Freuden zu Ihrem Befehle.«

Sie zeigte mir dabei eine kleine Büchersammlung, die, wie ich mit Erstaunen bemerkte, aus verschiedenen dichterischen und wissenschaftlichen Werken bestand. Ich war überrascht, einen solchen Grad von Bildung in dem Hause eines geringen Landmanns zu finden, der mich schon in den Reden der

Beſitzerin dieſes kleinen Schatzes ſo ſehr befremdet hatte. Sie war ſchon weggegangen, während ich die Bücher durchſah, und ich blieb mir mit meinen Betrachtungen ſelbſt überlaſſen. Ich wählte eines der gefundenen Werke und begab mich damit in den freundlichen, im Abendduft liegenden Garten.

Das Nützliche, der eigentliche Grund und Boden der ländlichen Wirkſamkeit, war hier allenthalben mit dem Gürtel der Anmuth umſchlungen. Roſen glühten und Lilien ſtrahlten im Einfaß grünender Gemüßbeete. Die Natur, die unter dieſem rauhern Himmelsſtrich freilich nicht mit aller der blühenden Pracht erſcheint, als in den ſüdlichen Gegenden, war doch überall mit zarter Hand gepflegt. Erdbeeren dufteten nicht fern von meiner dunkelnden Geisblattlaube, hinter der ſich ein Arm des Bergſtroms murmelnd hingoß, und hin und wieder waren einfache Raſenſitze angebracht. Ich wählte einen derſelben, wo man die ländliche Umzäunung überblicken konnte; allein zum Leſen fand ich unmöglich Zeit; denn ein Paar wunderliebliche, roſenwangigte Kinder, die mich Anfangs neugierig betrachtet hatten, kamen jetzt zu mir, und machten mir durch ihr kindlich-vertrauliches Geſchwätz einen ſo ſüßen Zeit-

vertreib, daß ich an gar keine andre Unterhaltung denken konnte.

Nicht lange indeß hatt' ich diese Freude genossen, als wir das Geräusch eines Wagens hörten. Die Kleinen liefen nun eilig von mir hinweg nach dem Hofe; ich folgte ihnen bis an die Gatterthür, und sah eine Scene, die mich im Innersten bewegte. Ein leerer Wagen rollte in den Hof, von ein Paar muthigen Pferden gezogen, und auf dem Wagen stehend und sie lenkend, erblickte ich den Gatten dieser liebenswürdigen Bäuerin und den Vater dieser holden Kinder, der nach seinem Ansehn nicht unwerth schien, dies reizende Familiengemälde zu krönen; es war die edelste Gestalt, die ich je gesehen, die Züge seines schönen Gesichts, wie ich sie im Näherkommen betrachtete, waren zugleich ausdrucksvoll und höchst einnehmend. Er kam aus einer entfernten Stadt zurück, wo er Getreide hingebracht hatte. Seine Gattin empfing ihn mit einer zärtlichen Umarmung. Die Kleinen hingen sich unter tausend Liebkosungen an seine Hände und um seinen Nacken, als er sich liebevoll zu ihnen niederbeugte. Fanny, so hieß, wie ich nachher erfuhr, die reizende Landwirthin, erzählte hierauf ihrem Manne meine Ankunft, und

beide kamen nun nach dem Garten. Fanny ſtellte mir ihren Mann unter dem Namen Salgar vor, der mich auf eine ſehr angenehme Art willkommen hieß, und für den Vorzug dankte, den ich ſeinem Hauſe gegeben. —

Das Abendeſſen war nun bereit. Meine Wirthe baten mich um Erlaubniß, ihre Leute und ſelbſt meine Bedienten an demſelben Tiſche mit mir und ihnen ſpeiſen zu laſſen, ich willigte gern ein. Der Tiſch war ſehr artig beſetzt und mit Blumen ausgeſchmückt, die Sitze bequem; allein nur ein Armſtuhl. Dieſer war für einen Greis beſtimmt, für den Vater des Landmanns, dem ich jetzt auch vorgeſtellt ward. Er begrüßte mich ſehr freundlich und wir ſetzten uns zu Tiſche.

Nicht leicht hab' ich eine Mahlzeit von ſo wahrer Grazie gewürzt gefunden, als dieſe. Das holde Paar hatte ſo zarte Aufmerkſamkeiten für mich und meine Leute, für den ehrwürdigen Greis, und ſelbſt für ihre Dienſtleute, daß meine Bewunderung nur noch höher ſtieg.

Eine freundliche Gleichheit ſchien zwiſchen Herren und Dienern zu herrſchen, und doch zeigten dieſe wieder alle jene Achtung gegen ihre gute Herrſchaft,

die wahrer Werth immer unwillkührlich zu fesseln weiß. Ich hörte, wie Salgar einigen seiner Arbeiter verdientes Lob austheilte, wie er einige die ihr schweres Tagewerk besonders entkräftet hatte, nöthigte, noch mehr des stärkenden Aepfelweins zu trinken. Fanny ließ eines ihrer Dienstmädchen neben einem jungen Hirten sitzen. »Sie lieben sich,« sagte sie mir leise — »sind brav und gut, nur noch zu arm, um sich heirathen zu können, und heute haben sie sich den ganzen Tag noch nicht gesehen.«

Nie hatte ich einen freundlicheren, heiterern Greis gesehen, als den von Fanny so liebevoll versorgten Vater; und ich fühlte, wie wahr es ist, daß nur die Alten üble Laune haben, die man vernachläßigt.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ich auf die Bücher zu sprechen, die ich mit so viel Verwundrung hier gefunden hatte. Ich sagte Salgar und Fanny einiges darüber; sie antworteten mir mit Geist. — »O wie ist es möglich,« rief ich, indem ich mich zu Fanny wandte, »daß hier auf dem Lande ein weibliches Wesen so hohe Bildung« —

»O mein Herr!« unterbrach mich der Greis, der anfing, durch den Wein ein wenig begeistert zu

werden — »Sie kennen unsre Fanny nicht! O das Engels-Herz! Wenn Sie wüßten, was sie alles um unsertwillen verlassen hat!« — Fanny schien die Gesprächigkeit ihres Vaters zu fürchten. Salgar bat den Alten inständig, doch ein Geheimniß nicht zu enthüllen, das er versprochen habe, zu verschweigen. »O, ich werde nichts sagen!« erwiederte der gute Alte — »ich werde nichts sagen! — Ein so schönes Mädchen! und so reich! und so vornehm! Denkt sie wohl jetzt an ihre Equipagen?«

Wahrscheinlich glaubte er seine Tochter zu kränken, wenn er mehr sagte; er schwieg. Derselbe heitre Ton der Unterhaltung kehrte wieder zurück. Salgar und Fanny schienen so glücklich, wenn sich ihre Blicke einmal begegneten; dies schien ihnen dann der Lohn für die hingebende Aufmerksamkeit, die sie Andern bewiesen hatten. Noch immer die zarte, sittsam glühende Sehnsucht der ersten Liebe herrschte zwischen ihnen, nur inniger, zärtlicher noch durch das selige Vertrauen der Ehe.

Wir standen von der Mahlzeit auf, und bald darauf führten mich meine Gastfreunde in mein freundliches Schlafgemach, das schon der Mond mit seinen Strahlen ausgeschmückt hatte. Salgar führte

mich an's Fenster, und machte mich aufmerksam auf die magische Wirkung des Lichtes und des Schattens in diesen nordischen Berggegenden.

Beide verließen mich darauf. Fanny ging nun, nach ihren Kindern und nach ihrer Wirthschaft zu sehen; Salgar machte die Runde in seinen Ställen, und gab seine Befehle für den morgenden Tag, ehe sich beide der Ruhe überließen, die nach einem arbeitsvollen Tage die Unschuld so süß umfängt.

Die Scenen dieses Tages beschäftigten meine Phantasie vor dem Einschlafen. Fanny's Anblick hatte aus dem Dunkel der Vergangenheit Bilder in meine Seele gerufen, die mir wechselnd wohl und wehe thaten. Auch Salgar's Gestalt schien mir eine dämmernde Erinnerung aus einer andern Scene meines Lebens zu erwecken, doch war sie dunkel, und ich konnte sie unmöglich festhalten. Alles kam mir vor wie ein Traum, allein ein Traum, den ich mein ganzes Leben hindurch hätte träumen mögen.

Ich erwachte sehr früh und mit Trauer, heute diesen reizenden Aufenthalt verlassen zu müssen. Ich ging hinab in den Hof, wo ich Fanny und Salgar schon fand, beschäftigt, die Arbeiten des Tages zu ordnen. Die Sonne war schon aufgegangen; der

Himmel trug noch einen Anhauch jener zarten Safranfarbe, die dem bleichen Weiß des anbrechenden Tages folgt; die frische Luft, wie sie gewöhnlich den Aufgang der Sonne begleitet, trug erfrischende Düfte von Bäumen und Blumen heran. Das Leben begann sich rings umher zu regen, die Mäher gingen fröhlich in die Heuerndte, mit ihnen der Älteste der Kleinen, mit denen ich gestern gespielt hatte, und kein König kann stolzer auf sein Scepter seyn, als der Kleine auf den Rechen, den er trug. Sein Vater sah ihm lächelnd nach. »Sehen Sie,« sagte er zu mir — »die Freude erster Übung der Kraft! Dies ist gleichsam das Novizlat des Landbaues.«

Ich sagte einige herzliche Worte, um meinen Antheil an dieser ländlichen Thätigkeit, an diesem unschuldigen Glück auszudrücken. »Schon gestern,« erwiederte Fanny — »hab' ich bemerkt, daß Sie Sinn haben für das einfache Glück der Natur, und daß Sie den Stand des Landbaues nicht geringschätzen.«

»Geringschätzen?« unterbrach ich sie mit Feuer — »diesen ehrwürdigen Stand, den selbst das weltbeherrschende Rom verehrte? Könige hat er erzogen,

und mancher glorreiche Vertheidiger seines Vaterlands, gleich jenem edeln Cincinnatus, vertauschte mit dem heiligen Pfluge sein blutgefärbtes Schwert.«

Eine helle Freude leuchtete bei diesen Worten über Salgar's schönes Gesicht. »O dann,« rief er, indem er mit Innigkeit meine Hand ergriff — »so schenken Sie uns diesen Tag! Gönnen Sie mir die Freude, Ihnen meine Fluren zu zeigen, und das Gedeihen unsres Fleißes!«

Ich lächelte, auf diese Art meinen eignen Wunsch so herzlich ausgesprochen zu hören. Ich willigte freudig ein. »Allein,« fuhr ich fort — »nur unter der Bedingung verspreche ich es Ihnen und mir, daß Sie mir beide etwas von der Geschichte Ihres Schicksals mittheilen, auf das mich Ihre so seltne hohe Bildung längst aufmerksam gemacht hat. Glauben Sie mir,« setzte ich herzlich hinzu — »nicht Neugier spricht aus mir, sondern die innigste Theilnahme! Versprechen Sie mir es, mein Freund?«

Salgar erröthete; aber Fanny nahm mit einer himmlischen Miene das Wort: »Mein lieber Freund,« sagte sie zu ihrem Gatten — »wenn du es erlaubst: so will ich diesem Herrn, der so wahre Theilnahme

für uns zeigt, etwas von der Geschichte unsrer Liebe mittheilen.«

Salgar willigte schweigend in den Vorsatz seiner Gattin; er umarmte sie zärtlich und folgte seinen Leuten in die Erndte. Fanny ließ mein Frühstück nach dem Garten bringen und kam dorthin, von ihren jüngsten Kindern begleitet, mir ihr Versprechen zu halten. Wir nahmen Platz auf einer der Rasenbänke, und Fanny begann ihre Erzählung, wie folget:

»Die Winke, mein Herr, die gestern Abend unserm guten Vater über meinen vorigen Stand entschlüpften, waren keinesweges ungegründet. Ja, ich bin aus einer der edelsten und angesehensten Familien Englands entsprossen, deren Namen ich aus Ehrfurcht verschweige. Mein vortrefflicher Vater hatte, so wie seine Vorfahren, hohes Verdienst um den Staat. Seit dem Tode einer angebeteten Gattin lebte er nur für die Wissenschaften, die er enthusiastisch liebte, und für mich, das einzige Vermächtniß seiner verlornen Gattin. Ich war noch sehr jung, bei dem Verlust meiner Mutter. Mein Vater, weit entfernt, an eine zweite Vermählung zu denken, wandte alle Fülle seiner edeln und zärtlichen

Seele auf meine Ausbildung; er theilte mir verschiedene seiner Wissenschaften und vorzüglich die Grundsätze sei er eignen menschenfreundlichen unerschrocknen Philosophie mit, die die Folgen einer Handlung verachtet, von deren Adel sie durchdrungen ist. Ich nahm seinen Karakter an; er fand sein Glück in mir, und so dachte er, als ich nun erwachsen war, mit einer Art von Schmerz daran, mich zu verheirathen; und ich konnte den Gedanken, mich von ihm zu trennen, noch weniger ertragen.«

»Wir brachten gewöhnlich nur einige Monate des Winters in London, den übrigen Theil des Jahres größtentheils auf einem unsrer Güter an der Grenze von Schottland zu. Einst waren wir eben da angekommen, als sich ein junger Bergschotte meinem Vater vorstellte, um bei ihm zu dienen. Er war von der einnehmendsten Gestalt, und sein Gesicht trug einen Ausdruck von Gefühl und von Treue, der meinen Vater vom ersten Blick an für ihn gewann. Er zeichnete sich anfangs bloß durch außerordentliche Anhänglichkeit an meinen Vater aus, und wußte sich durch seine Redlichkeit zu gleicher Zeit die Liebe aller seiner Mitgefährten zu erwerben. Bald indeß entdeckte mein Vater, daß er

eine ausnehmende Neigung zu den Wiſſenſchaften, und natürliche Empfänglichkeit für ſie hatte. Mein Vater nahm ſich vor, ihn zu bilden, und unterhielt ſich oft mit innigem Vergnügen Stundenlang mit ihm. In einer dieſer Unterhaltungen, bei der ich zugegen war, wurde mein Vater lebhafter von ihm eingenommen, als je. »»Aber ſage mir aufrichtig, mein Freund,«« ſagte er mit einer väterlichen Zutraulichkeit — »»die Landleute deiner Heimath ſind ſonſt ſehr ſtolz; du ſelbſt ſcheinſt einen ſo ausgezeichneten Grad von Erhebung der Seele zu haben; wie kömmt es, daß du dich zu deinem gegenwärtigen Stande beſtimmt haſt?««

»Der Jüngling erröthete bei dieſen Worten, und eine Thräne trat ihm in die Augen: »»Ach gnädiger Herr!«« erwiederte er — »»ich würde es auch nicht gethan haben, wenn mich nicht die Lage meines alten Vaters dazu bewogen hätte. Ich habe einige Jahre als Soldat gedient in dem gegenwärtigen Kriege; der Tod meines heimgebliebenen einzigen Bruders verſchaffte mir den Abſchied zur Unterſtützung meines Vaters, der ſchwach iſt, und nicht mehr arbeiten kann; allein das kleine Stückchen Land um unſere arme Hütte reicht in dieſen unfruchtbaren

baren Jahren nicht hin, mich und ihn zu unterhalten; von meinem jetzigen Gehalt kann ich ihn reichlich versorgen.««

»Mein Vater war tief bewegt. Er wollte dem treuen Sohne auf der Stelle eine ansehnliche Summe schenken, um sie seiner Familie zu senden; allein wie erstaunte er, als der Schottländer dies Geschenk mit einer festen Entschlossenheit ausschlug. »»Nein! gnädiger Herr!«« sagte er — »»der Ertrag meiner Arbeit gehört meinem Vater, wie mir selbst; er ist hinreichend für ihn; aber weder er noch ich werden uns erniedrigen, das Brod des Almosens anzunehmen.«

»Mein Vater suchte nicht die edle Denkart des Jünglings zu bekämpfen; allein er wies ihm seit diesem Augenblick eine höhere Bestimmung an; er machte ihn zu seinem Secretär und zum Aufseher über seine Bibliothek. In diesen beiden Stellen hatte er dann Gelegenheit, dem Vater die bestimmten Wohlthaten zufließen zu lassen, ohne das Zartgefühl des Sohnes zu verletzen.«

»Ich war gewohnt, oft die Bibliothek meines Vaters zu besuchen, und oft fand ich nun den da, der mir seit jenem letzten Auftritt noch merkwürdiger

geworden war, als vorher; ich bemerkte bald, daß er mich nie ohne eine lebhafte Bewegung eintreten sah, und diese Bewegung war es, die zuerst die Gefühle in meinem Herzen entzündete, die mir jetzt so theuer sind, und denen ich das Glück meines Lebens verdanke; denn was soll ich es Ihnen länger verbergen, daß jener junge Schotte mein jetziger Gatte, mein geliebter Salgar war? Ich achtete wohl die Meinung der Welt und die ehrwürdigen Schranken der Stände; aber mußte ich nicht ein Wesen als geadelt anerkennen, das nicht nur eine, der meinen gleiche Bildung angenommen hatte, sondern das, was weit mehr war, so bewundernswürdige Gesinnungen zeigte? und heiligte nicht mein Vater selbst meine stille Wahl durch die wahrhaft väterliche Zärtlichkeit, mit der er jetzt den edeln Salgar behandelte? Er schien in der That den Mangel eines Sohnes in ihm ersetzt zu fühlen; und wie seine Kinder behandelte er uns zuweilen Beide. Demungeachtet wagte ich nicht, ihm etwas von meiner Neigung zu gestehen, aus Furcht, ihn vielleicht dadurch zu beunruhigen, und diese unschuldige Neigung bedurfte ja keines Beistandes von außen. Ich war glücklich, in dem Gefühl zu lieben, und geliebt

zu seyn; nicht minder sorgfältig verschloß Salgar seine Empfindungen vor mir. Er wußte nur zu lieben, und wahre Liebe führt ja stets die Ehrfurcht in ihrem Geleite.«

»So lebte ich einige glückliche Jahre, als mir der Tod meinen unvergeßlichen Vater entriß. Wie hab' ich diesen Schmerz überleben können? Noch jetzt fühl' ich ihn zerreißend in meinem Innern, wenn ich an jene Stunden denke.«

Thränen stürzten bei dieser Erinnerung aus Fanny's Augen, und sie blieb einige Augenblicke sprachlos.

»Die einzige Linderung,« fuhr sie nach einer Weile fort — »fand ich in dem sympathetischen Schmerze, der aus Salgar's ganzem Wesen sprach. Auch er beweinte mit kindlicher Liebe einen zweiten Vater in dem Verlornen. Zugleich entdeckte ich in der kleinsten seiner Handlungen die zärtlichste Rücksicht auf mich. In seiner Art, mir einen Dienst zu leisten, in seiner Miene, selbst in dem Ton seiner Stimme, fand ich ganz die Leidenschaft, die mein Herz von ihm forderte, ohne das geringste, was meine Tugend, oder die Ehrerbietung hätte beleidigen können, die er meinem Range schuldig war.

Ach, daß ich genug Betrachtungen anſtellte über dieſen Rang, der mit den Anſprüchen meines Herzens ſo ſehr in Widerſpruch ſtand, über die Achtung, die man den Geſetzen ſeines Landes und der bürgerlichen Einrichtung ſchuldig iſt, werden Sie mir wohl glauben. Zuweilen äußerte ich in einer ernſthaften Unterhaltung mit Salgar einigen Zweifel über die Rechtmäßigkeit derſelben; allein mit Lebhaftigkeit beſtritt er mich dann, und führte hundert Gründe an, denen ich oft ſchwer etwas entgegenſetzen konnte. Hatte er aber auf dieſe Weiſe geſiegt: ſo bemerkte ich ſtets, daß er noch trauriger ward, als vorher, und wohl errieth ich den Grund ſeines Betragens; ich ſah, daß mein lieber Salgar, nur mir gehörend, ſich ſelbſt vergaß, und gern ſeine liebſten Wünſche für meine Vortheile und für meine Ehre opferte. Er ſprach mir oft von meiner Familie, er wiederholte mir, wie ſehr dieſe glorreiche Familie mich liebe, und wie ſehr ſie meine Anhänglichkeit verdiene. Ich fühlte dies lebhaft; meine Verwandten behandelten mich auf die zarteſte Weiſe, ſie achteten meine Erziehung, und ließen mich, da ſie meine Liebe für die Einſamkeit und für die Wiſſenſchaften

kannten, ohne Bedenken allein auf dem Schlosse meines Vaters leben.«

»Unter meinen Verwandten liebt' und verehrt' ich besonders einen Bruder meines Vaters, der auch von seiner Seite meinem edeln Vater und mir immer eine ausgezeichnete Herzlichkeit bewiesen hatte. Er hatte mich eines Tages besucht. Nach der Mahlzeit schlug er mir einen Gang in den Park vor; ich folgte ihm mit Vergnügen. »»Meine theure Nichte,«« fing er hier mit sichtbarer Bewegung an — »»ich habe nicht nöthig, dich an die innige Freundschaft zu erinnern, die immer zwischen deinem trefflichen Vater und mir geherrscht hat. Wie sehr würde es mich freuen, wenn diese Liebe auch auf unsere Kinder sich forterbte. Ich habe einen Sohn, den ich bald aus Amerika zurückerwarte. Das Zeugniß, das seine Aufführung und sein Herz allenthalben erhalten, macht ihn meiner und — ich glaube auch deiner Liebe nicht unwerth. Wenn er dir gefiele: wie süß würde mir es seyn, die nun als Tochter zu umarmen, die mir schon als Nichte so theuer ist««

»Diese Rede meines ehrwürdigen Oheims brachte die schmerzlichste Beklemmung in mir hervor. Ich hatte den jungen Lord immer als einen nahen Ver-

wandten (mit Herzlichkeit) schwesterlich geliebt. Meine Trauer, als sich vor einigen Jahren die Nachricht seines Todes verbreitet hatte, glich meiner Freude, als wir hörten daß er lebe, daß er nicht getödtet, sondern nur in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden sey. Ich hatte Schmerz und Freude über ihn mit seinen unglücklichen Eltern getheilt, und dennoch! — welch ein Unterschied zwischen dem, was ich für ihn, und dem, was ich für Salgar fühlte! — Ich ward abwechselnd blaß und roth, und antwortete meinem Oheim mit Verwirrung, daß ich entschlossen sey, mich noch nicht zu verheirathen.«

»Nicht ohne Befremden verließ er mich. Als er abgereist war, warf ich mir die Kälte vor, mit der ich seinen Antrag abgewiesen, und ihn unfehlbar beleidigt hatte, und dennoch erwachte eine Fülle streitender Gefühle und Ideen in meinem Innern, an die ich bisher noch nicht gedacht hatte. Ich vertiefte mich in einen finstern Tannenhain des Parks; ich wandelte einige Schritte, blieb dann wieder stehen, keinen Ausweg sehend in diesem Labyrinthe von Zweifeln und von Sorgen. Erschöpft warf ich mich endlich auf einen Rasensitz und blieb eine lange

Zeit verſenkt in meine trüben Gedanken. Endlich hört' ich Schritte, und — wie eine Engelsgeſtalt, ſah ich durch die Tannenſchatten meinen geliebten Salgar wandeln, der mich lange mit Ängſtlichkeit geſucht hatte.«

»Nie fühlte ich das Vergnügen, ihn zu ſehen, und die Nothwendigkeit, mich nie von ihm zu trennen, lebhafter als in dieſem Augenblicke. Ich theilte ihm den Vorſchlag meines Oheims mit, ich ſagte ihm, wie wehe es mir thue, meine Familie beleidigen zu müſſen, wie wehe, einen in der That ſo vortheilhaften Antrag auszuſchlagen. Ich legte wahrſcheinlich zu viel Gewicht auf den Schmerz, den mir dies verurſachte; denn ſo lange ich lebe, werd' ich mir die grauſame Unruhe nicht verzeihen, die ich in das Herz meines edelmüthigen Geliebten brachte. Ein heftiges Zittern bemächtigte ſich ſeines ganzen Körpers, nur abgebrochene Worte konnte er mit bebender Stimme hervorbringen. — »»Sie müſſen«« — ſagte er — »»ja Sie müſſen — Es ſoll ein edler junger Mann ſeyn — Ihre Verwandten — Ihr Rang — Es muß — Ja es muß ſeyn«« — Ich ſah ſeine Augen verlöſchen, wie er ſie auf mich heftete, und er ſank vor mir nieder; ſich mit der einen

Hand am Boden stützend. Diesen Anblick ertrug ich nicht; ich beugte mich, um meinen lieben Salgar zu unterstützen, ich schloß ihn in meine Arme, und rief mit dem Tone nicht mehr verhehlter Zärtlichkeit: »»Mein Salgar! mein Geliebter! mein Gatte!««

»Bei diesen erschütternden Worten schlug Salgar die Augen auf, und heftete sie fest auf mich. Er sagte nichts; aber ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen. Ich vermischte meine Thränen mit den seinigen, und schlang meine Arme noch fester um ihn. Eine Felsenlast schien von meiner Brust gehoben, da ich endlich mein Schicksal entschieden hatte. Der Geist meines verklärten Vaters schwebte schützend über dieser Scene. Er hatte ja meinen Erwählten als Sohn geliebt, und kindlich hatte der gute Salgar die sinkenden Tage seines Alters erfreut.«

»Mein Lebensplan trat in dem Augenblicke vor meine Seele.«

»Salgar hatte mir immer von tiefer Ehrfurcht für den Ackerbau durchdrungen geschienen. Ich beschloß, ein kleines Grundstück in seiner Heimath zu kaufen, und dort für ihn und für die Pflege seines

alten Vaters zu leben; eine Pflicht, die mir unaussprechlich süß schien. — O wie ist es doch möglich, daß so viele meines Geschlechts von Liebe gegen einen Mann sprechen können, die doch die ersten heiligsten Pflichten gegen seine Anverwandten so herzlos verletzen? Ist wahrer, zarter Liebe nicht alles süß und theuer, was dem Geliebten nur angehört hat? Die geringsten seiner Umgebungen: und seine Eltern sollten es nicht seyn?«

»Sobald Salgar die Kraft zu sprechen wieder erhalten hatte, wollte er meinen Entschluß bekämpfen; allein ich unterbrach ihn. »»Sage mir nichts, mein Freund!«« sprach ich mit fester Stimme — »»meine Leidenschaft für dich ist nicht blind, ich kenne dich, ich fühle, daß du der Mann bist, den die Natur für mich bestimmte; allein ich achte die Einrichtung der Stände. Meine Familie soll nicht für mich zu erröthen haben, selbst wenn es mit Unrecht wäre. Ich will untergehen für meine vorigen Verhältnisse, und nur im Lande der Liebe wieder auferstehen.««

»»Die 3000 Guineen, die mir mein Vater in baarer Münze hinterlassen hat, werden vollkommen hinreichen, uns in deinem Vaterlande anzukaufen.

Alle meine übrigen Güter werde ich durch ein Testament meinem Vetter zuschreiben, da sie ihm nicht durch meine Hand haben zufallen sollen. Ich lasse in London das Gerücht meines Todes verbreiten, und wir gehen darauf nach Schottland, wo dir wahrscheinlich dein Vater erlauben wird, dich mit mir zu verbinden.««

»Salgar fiel zu meinen Füßen und dankte mir in den feurigsten Ausdrücken; zugleich beschwor er mich aber auch, noch alles wohl zu überdenken. »»Alles ist überdacht, mein Freund,«« erwiederte ich — »»was könnte ich zurück zu wünschen haben, von meiner jetzigen Pracht, wenn ich das Glück genieße, das mir Liebe und Natur in der Verbindung mit dir gewähren?««

»Salgar liebte mich zu sehr, er achtete mich zu sehr, und ließ sich selbst hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, um nicht länger zu zweifeln, daß ich in der neuen Lage, die mir seine Liebe bieten konnte, glücklich seyn würde. Unmöglich kann ich Ihnen sein Entzücken, seine Dankbarkeit und mein Glück beschreiben, als ich seinen großmüthigen Widerstand endlich überwunden hatte.«

»Ich führte meinen Vorsatz aus, und nicht

leicht hat irgend jemand ein großes Vermögen mit mehr Freude plötzlich erlangt, als ich empfand, indem ich das Teſtament niederſchrieb, das mich des meinigen beraubte. Die Nachricht meines Todes ward durch ſichre Maßregeln glaubhaft gemacht, und ich betrat nun, gleichſam als ein andres Weſen, die Heimath meines Geliebten, und umarmte die Kniee ſeines greiſen Vaters, den die Freude zu verjüngen ſchien. Beide unterrichteten mich noch mehr in der Landwirthſchaft, die ich immer geliebt hatte; und ich kann ſagen, daß ſeit dem Tage, wo ich den Namen des Mannes angenommen habe, den ich liebe, nicht eine Stunde vergangen iſt, in der ich mein Schickſal nicht geprieſen hätte. Möchte mein guter Vetter mit Segen die Güter beſitzen, die ich ſo gern ihm überließ!«

Fanny hatte in dem Feuer, mit dem ſie ſprach, die lebhafte Bewegung nicht bemerkt, die das Ende ihrer Erzählung in mir hervorbrachte. »O Fanny!« rief ich aus, »als todt beweinte, theure Verwandte! — So ſoll ich ſie denn lebend und glücklich wieder finden?«

Fanny ſprang mit einer Bewegung des Schre-

kens auf. »James!« rief ſie — »o Gott, ſo bin ich verloren!«

»Das ſind Sie nicht, theure Jenny!« — rief ich; — »die Tochter des edeln Lord Th— darf nicht erröthen, ihre Liebe für einen nicht minder edeln Gatten zu geſtehen; und glaubt Jenny, daß der Mann, den ſie verſchmähte, fähig ſeyn könnte, ihr Geheimniß zu verrathen? — Jenny,« fuhr ich inniger fort — »iſt denn die herzliche Liebe unſrer Kinderjahre ganz verloſchen?«

Die Regung ſo naher Blutsverwandtſchaft ſchien nun in ihrem Herzen über die Furcht zu ſiegen. Die Freude eines ſolchen Wiederfindens und die alte kindliche Vertraulichkeit behaupteten ihr Recht; ſie erwiederte liebevoll meine brüderlichen Umarmungen. »Ich habe nun geſehen,« nahm ich wieder das Wort — »welches Kleinod ich an deinem Beſitz verloren habe! Zwar ward der Schmerz über deinen Verluſt durch mein Schickſal gemildert, das früher über mein Herz entſchieden hatte, als ich das mir zugedachte Glück erfuhr. — Doch welche heiße Bruderthränen hab' ich dir geweint!«

»Guter James!« ſagte Fanny, oder vielmehr Jenny, vergütend. — »Aber,« fuhr ſie nach einer

Weile fort — »wenn du über meinen Tod geweint haſt: ſo ſteh' ich dir gewiß an Theilnahme nicht nach; denn auch ich habe einmal, früher als ich Salgar kennen lernte, nicht minder heiße Thränen über dich geweint, als du in den Krieg nach Amerika gegangen warſt, und ſich bald darauf die Nachricht verbreitete, daß du in einem unglücklichen Treffen geblieben ſeyſt. Wie freu' ich mich, die nähern Umſtände deiner Rettung jetzt aus deinem Munde zu hören, die mir immer wie ein Wunder vorgekommen iſt.«

»Wohl durch ein Wunder, theure Jenny!« erwiederte ich — »bin ich damals erhalten worden; und wunderbar lebhaft fühl' ich eben heut die Erinnerung jenes Tages in meine Seele kehren. — Ich war in einer großen Schlacht verwundet worden, und lag hülflos auf der Erde. Das Getümmel der Kämpfenden wandte ſich nach dem Orte, wo ich lag, und drohte mich, zu zertreten, und ſchon nahten ſich die furchtbaren Irokeſen, die wohl im Stande ſind, einem Verwundeten Schauder zu erregen. Ich gab mich verloren, als ein junger Soldat aus einem Bergſchottiſchen Regimente mich gewahr ward, und mit der Schnelligkeit und Kraft,

die dieſen unverdorbnen Naturſöhnen eigen iſt, mich aufnahm, und aus dem Getümmel in ein ſchattendes Gehölz trug. Er verband meine Wunden, holte Waſſer aus einer nahen Quelle, um mich zu erquicken, und hielt mit der zarteſten Sorgfalt den entfliehenden Funken meines Lebens zurück; allein nicht lange konnt' ich mich ſeiner Wohlthat erfreuen. Ein anderer Trupp Wilder nahte ſich meinem Zufluchtsorte. Ich beſchwor meinen Wohlthäter, ſich zu retten, und drang ihm das Einzige von Werth, was ich bei mir trug, einen Ring auf, der mir koſtbar, das Geſchenk einer geliebten Dame war. Allein unerſchrocken blieb er bei mir, und vertheidigte mich und ſich gegen den Angriff der Wilden, bis ihn der Schlag einer Streitart zu Boden ſtürzte. Die Wilden nahmen mich, einen feindlichen Officier, als eine willkommene Beute, gefangen. Allein es waren die großmüthigen Nodowefier, die mich menſchlich behandelten, und nach einiger Zeit gegen Auslöſung frei gaben. Wahrſcheinlich hat mein edler Retter mein Leben durch das ſeinige erkauft, und ich darf nicht bereuen, ihm durch das Theuerſte, was ich beſaß, ein Zeichen meiner Dankbarkeit gegeben zu haben, ob es gleich, ihm nutzlos, in die

Hände roher Feinde gefallen ist. Aber wohl das Theuerste war mir dieser Ring, ein Geschenk derjenigen, die allein im Stande ist, mir deinen Verlust zu ersetzen. Ein einfacher kleiner Türkis machte dieses Kleinod wenig auffallend; allein sein tiefes Blau, das heilige Symbol der Treue hatte für mein Herz eine rührende Bedeutung.«

»Ein Türkis?« wiederholte Jenny nachdenkend — »Sonderbar! Salgar hat stets einen solchen Ring aufbewahrt. Er sagte mir blos, daß er ihn im amerikanischen Kriege von einem sterbenden Offizier zum Geschenk erhalten habe; allein es ist ihm eigen seine edelsten Handlungen zu verschweigen.«

Ein Schimmer streifte bei diesen Worten über die Dämmrung meiner Vergangenheit, der zum hellen Lichtstrahl wurde, als ich in diesem Augenblicke Salgars edle Gestalt durch einen der Gartengänge nahen, und mir wie eine freundliche Erinnerung entgegen treten sahe. »Zeige, mein Freund!« sagte Jenny, indem sie seine Hand ergriff. »James, ist das der Türkis?«

Ich blickte hin, und sah den theuern Ring an Salgars Hand, den ich vorher nicht bemerkt hatte.

Kein Zweifel blieb mir mehr; ich erkannte die Züge jenes längst todt geglaubten Jünglings, nur männlicher vollendet durch die Zeit, und mit Entzücken umarmt' ich in dem neugefundenen würdigen Verwandten zugleich meinen Freund aus den amerikanischen Wäldern.

»Mein geliebter Salgar!« sagte Jenny mit einem Ton, in dem sich tiefe Zärtlichkeit mit Ehrerbietung mischte — »ich glaubte nicht, daß die heilige Sympathie, die mich an dich band, noch mehr gerechtfertigt werden könnte, und doch fühl' ich mich in diesem Augenblick noch stolzer und noch seliger!« — »Und auch du, mein guter James,« fügte sie mit ihrer sanften Stimme hinzu — auch du wirst durch Liebe glücklich werden!«

»Ich hoffe es, meine Schwester,« erwiederte ich — »die Dame, von der ich dir vorhin sprach, war schon durch frühere Bande an einen bejahrten, ihr völlig ungleichen Gemahl geknüpft, der noch überdem mein Befehlshaber war; nur entfernte, anbetende Verehrung durfte also meine Liebe seyn. Selbst diesen Ring erhielt ich nur bei einer gleichgültigen Gelegenheit, ohne Beziehung auf sein tiefes Blau. Jetzt hat der Tod ihre Fesseln gelöst,

und ich habe Grund zu hoffen, daß sie meine Liebe nicht verschmähen wird. — Daß dein Vermögen von diesem Augenblicke an wieder dir gehört, versteht sich, und« —

»Nein,« riefen Salgar und Jenny zugleich — »nur diese Bedingung machen wir bei unsrer Freundschaft! Sind wir nicht glücklich in unsrer jetzigen Lage? Störe die glückliche Ruhe nicht, in der du uns trafst!«

Ich erschöpfte vergebens alle Beweggründe. »Nun denn!« rief ich — »so werde der Ertrag dieses Kapitals unsern ärmern Verwandten zu Theil; aber die Summe fällt einst an deine Kinder zurück. Jenes alte Schloß will ich verschönern und will es mit meiner Erwählten in Eurer geliebten Nähe bewohnen. Ich habe viel Länder gesehen; aber in Ost und West sucht' ich vergebens nach dem, was ich unter diesem rauhern nördlichen Himmel fand. Möchte auch ich durch Euer Beispiel lernen, Glück und Tugend zu vereinen!«

Louise Brachmann.

Der Rautenkranz.

Sage aus der sächsischen Geschichte.

Ein Nebel ruht auf frommen, alten Sagen,
Und Wahrheit grenzt dort an der Traumwelt Flor;
Doch geht daraus manch edler Sinn hervor,
Die Dichtung darf in ihr Gebiet sich wagen,
Von ihr gerufen steigt aus jenen Tagen,
Das anspruchlose, sanfte Bild empor. —

So sinnend, mein Freund, ruht dein Auge auf dem alten, edlen sächsischen Wappen? Kennst du auch den Ursprung seiner schönen, deutsamen Wappenbilder? Die Schwerter sprechen von selbst ihre edle Deutung aus; allein kennst du die Sage vom Kranz der edeln Raute, der den Schild von Sachsen schmückt? — — Daß der glorreiche Kaiser, Friedrich Barbaroſſa, als er einst bei Herzog

Bernhard, erstem Churfürsten der Sachsen, herbergte, den schattenden Rautenkranz vom Haupte nahm, und ihn als Ehrengeschenk über den Schild seines Gastfreundes hing, dieß ist die gewöhnliche Herleitung der Wappenkundigen; allein die Sage erwähnt noch eines andern Ursprungs, und das romantische Gefühl gefällt sich in dem Glauben an die seelenvolle Kunde. — Ich will sie dir erzählen:

Die Sonne neigte sich schon mählig hinter die heiligen Hügel Roms; die Ätherrosen des Abends begannen hin und wieder aufzublühen an dem milden südlichen Himmel; in duftigmagischer Glorie standen die prächtigen Kuppeln und Thürme der geweihten Stadt, und die Tiber rollte ihre Wogen übergoldet hin. Die liebenswürdige Angelika hatte schon einige Mal aus dem Fenster geschaut, längs dem Tiberstrom hinauf, der vor der stillen Villa vorüberfloß; sie hatte schon einige Mal ihre Laute genommen, und sie unruhig wieder aus der Hand gelegt, und war mit bewegten Schritten im Zimmer auf- und abgegangen. Die Stunde war schon längst vorüber, in der sie ihr Geliebter täglich zu besuchen pflegte, und er kam nicht.

Angelika war die Tochter eines edeln, römischen

Ritters, den der Tod vor Kurzem von der Seite seiner jungen, schutzlosen Tochter gerissen hatte. Ohne nahe Verwandte hatte er die Arme zurücklassen müssen, allein ihre Tugenden und die allgemeine Achtung ihrer sie umwohnenden Mitbürger waren der sicherste Schutz für sie. Zarte Sittsamkeit, ungewöhnliche Geistesvorzüge und die einnehmendste Anmuth zogen die Herzen der Männer zu ihr. Schon viele ehrenveste Ritter hatten um ihre Hand geworben, allein nur Einem war es gelungen, ihr Herz zu gewinnen. Und gerade dieser Eine hatte ihr nie von den heiligen Banden der Ehe gesprochen! Beweise heißer, außerordentlicher Liebe hätte sie in reichem Maaße von ihm erhalten, allein ein finstres Geheimniß schien ihn von einer frohen Erklärung für die Zukunft abzuhalten, und die uneigennützige, großmüthige Römerin fragte nicht nach den Vortheilen seiner Hand, da sie seiner edeln Liebe gewiß seyn durfte. —

Er war ein Fremdling, ein junger, deutscher Ritter, dessen Gestalt, verbunden mit den Eigenschaften jeder männlichen Liebenswürdigkeit, wohl fähig war, das liebefremdeste, weibliche Herz zu rühren. Bei einem Turnier des Herzogs von Ancona

war Angelika mit ihm bekannt worden. Er hatte damals den Dank gewonnen, allein nicht der goldene Helm, der als Kampfpreis ausgesetzt war: nur Angelika's holde Augen schienen ihm seine Waffenthat lohnen zu können. Sie hatte er unter allen Damen des Festes ausgezeichnet, nur ihr gehörte er beim Tanz. Allein das Vergnügen des Tanzes wich bald dem höhern Genuß ihres Gesprächs; nie hat wohl eine innigere Sympathie zwei seelenvolle Wesen einander entgegen geführt, als diese Beide verknüpfte; die reichen Gebiete ihrer Herzen, ihres Geistes thaten sich wechselseitig zu reizendem Austausch auf, und der höchste, der zarteste Bund war geschlossen, eh' sie noch selbst es wußten oder wollten.

Täglich verflossen ihnen nun einige Stunden in süßer Gemeinschaft. Die Tonkunst machte einen Theil ihrer Unterhaltung aus, denn auch der Ritter war in den gefälligen Künsten der damaligen Zeit gar wohl erfahren, und sein Wetteifer mit der holden Künstlerin Angelika diente nur, sie beide auf den Flügeln der Liebesgötter zu einer sichern Höhe der Kunst zu erheben. So im Vergessen der Vergangenheit und Zukunft floß ihnen die seligste Ge-

genwart hin. — Nur heut erſchien der Ritter nicht bei ſeiner harrenden Geliebten. — — Ein ſo unbedeutender, ſo leicht zu erklärender Umſtand gab keinen Grund zu ängſtlichen Beſorgniſſen; er konnte durch zufällige Verhältniſſe abgehalten worden ſeyn, heut zu erſcheinen; ſie ſagte ſich das Alles ſelbſt, und dennoch drangen unwillkührlich Thränen in ihr ſanftes Auge, und in ihrer Bruſt erhob ſich unwillkührlich eine dunkle Ahnung von einer langen — — ven einer wohl — ewigen Trennung!

In dieſem Augenblicke trat eine ihrer Frauen ins Gemach, und meldete die Ankunft eines fremden Ritters, der die Dame ſprechen wolle.

Und weißt du nicht, Marcella, erwiederte Angelika, daß ich nie Beſuch von Männern annehme? — einen einzigen ausgenommen — fügte ſie leiſer hinzu.

Verzeihung! verſetzte Jene, allein es iſt ein ſo ehrwürdiger alter Mann, und es iſt ein ſächſiſcher Ritter. —

Ein ſächſiſcher Ritter? wiederholte Angelika lebhaft; nun ſo laß ihn eintreten. — — Iſt nicht Alles ehrwürdig, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, was die geringſte Gemeinſchaft mit ihm hat?

Die Thür öffnete sich, und der fremde Ritter trat ein. Nie — meinte Angelika eine ehrwürdigere, oder vielmehr Ehrfurcht gebietendere Greisengestalt gesehen zu haben. Sein Haar fiel silberweiß um seine Schläfe, allein ein jugendliches Feuer sprach noch aus seinen Augen, aus dem Ton seiner Stimme, wann er sprach, und eine wunderbare Gewalt schien jedem seiner Worte Nachdruck zu geben, und ihm die Herzen derer zu öffnen, die er zu durchschauen wünschte. Er wandte sich mit folgenden Worten zu Angelika: Verzeihung, edles Fräulein, daß ein Fremder sich so zuversichtlich bei Euch eindrängt, und euch auf einige Augenblicke um eine zeugenlose Unterhaltung bittet.

Gehorchend winkte Angelika ihren Frauen, sich zu entfernen.

Mein edles Fräulein, nahm der alte Ritter wieder mit besonderm Nachdruck das Wort, wohl ein wichtiges Gewerb ist es, was mich heut' zu Euch führt. Man hat mir allenthalben den Edelmuth Eures Herzens gepriesen; so will ich selbst mit ihr sprechen, sagte ich zu mir, und seht mich nun hier, diesen Edelmuth in Anspruch zu nehmen.

Herr Ritter, entgegnete Angelika, die dieser

Anfang bestürzt gemacht hatte, ich weiß nicht, wie ich Eure Worte deuten soll? ich bin nicht reich; — —

Doch, doch! erwiederte der alte Ritter, Ihr seyd vielleicht reicher als Ihr glaubt. — Wollt Ihr mir wohl aufrichtig eine Frage gestatten?

Die unschuldige Angelika konnte dies leicht versprechen.

Fräulein, Ihr liebt? sagte der Alte mit bedeutendem Ton.

Eine halb beschämte, halb unwillige Röthe überflog bei diesen kühnen Worten das Gesicht Angelika's.

Erzürnt Euch nicht, mein Fräulein, sagte der alte Ritter mit einer, seinem Alter eignen, zutraulichen Herzlichkeit in den Augen. Nicht frevle Neugier ists, die mich zu dieser Frage dringt; sondern ein würdiger, wichtiger Grund. Antwortet mir darum aufrichtig, wie ihr mir verspracht: Ihr liebt einen Ritter aus Sachsen, meinen Landsmann, Friedrich von Rothenburg ist sein Name. — Ists nicht so?

Ihr sagt es, erwiederte erröthend, mit gesenktem Blick Angelika.

Und wie nun, fuhr der Ritter fort, wenn das

Wohl Eures Geliebten und mit ihm das Wohl noch vieler, vieler andrer Menschen auf dem Spiele stände, wärt Ihr wohl fähig, dafür ein großes, schweres Opfer zu bringen?

O Gott! rief Angelika aus tiefster Seele, welches Opfer wäre mir für ihn zu schwer? Ach wie gern wollt' ich mein Leben für ihn geben!

Und wie, fragte der Ritter, wenn Ihr Ihn selbst opfern solltet? Ihn selbst? wiederholte Angelika mit bebender Stimme, versteh' ich Euch recht, Herr Ritter?

Ja, gutes, unglückliches Mädchen! sagte der Alte gerührt, Euer Geliebter hat Euch getäuscht; er ist nicht Ritter Friedrich von Rothenburg.

O heiliger Gott! rief Angelika mit herzdurchschneidendem Ton.

Aber beruhiget Euch! fuhr der Ritter fort; keinem Unwürdigen habt Ihr Eure Liebe geschenkt; er ist nicht Friedrich von Rothenburg, aber wohl Friedrich, Erbprinz von Sachsen. — — In mir seht Ihr seinen Erzieher, den Ritter Georg von Dieskau, der Euch, so wie Euer eignes Herz, für die Vortrefflichkeit des edeln Prinzen bürgen kann. —

In geheimen Staatsgeschäften unsres Hauses

mit seiner Heiligkeit, dem Pabste, sandte ihn sein erlauchter Vater unter erborgtem Namen nach Rom, die Geschäfte waren glücklich beendigt; er hatte Bericht darüber abgestattet; allein er selbst kam nicht zurück. Die zärtlichen Eltern sorgten; seine fürstliche Braut harrte; — sie, die nach Fürstensitte schon seit Jahren ihm verlobt war, ohne daß beide sich noch je gesehen hatten; — die treuen Stände wünschten die Vermählung vollzogen zu sehen, da sich die Gesundheit unsres Herzogs sehr zum Grabe neigt; er selbst, sein ehrwürdiger Vater, und die erhabene Mutter sehnen sich, noch Enkel an ihr Herz zu drücken; — und der Prinz kam nicht zurück. Nach sorgfältigen Erkundigungen erfuhren wir, daß ihn die Bande der Liebe hier gefesselt hielten. Der Herzog sandte mich an ihn ab, weil er glaubt', ich vermöge etwas über das Herz meines Zöglings; allein noch eh' ich mit ihm sprach, zog ich von Euch genaue Kunde ein, und das, was ich hörte, weckte das Vertrauen in mir, mich an Euch selbst zu wenden. Einen unbedeutenden Vorfall wußt' ich leicht einzuleiten, der ihn auf heut von hier entfernte, und so komm' ich, von Euch selbst die Zurückgabe des Verlornen zu erbitten.

Angelika hatte während dieser Erzählung gewaltsam ihre Kräfte aufgeboten, nicht umzusinken bei dem furchtbaren Gewicht dieser Nachricht. Eine Todtenblässe überzog ihr liebliches Gesicht. Ach Gott, was fordert Ihr von mir? sagte sie endlich mit gebrochener Stimme. Sie wollte weiter sprechen, die Worte versagten ihr; irr' schweiften eine Weile ihre Blicke umher, auf einmal zuckte wieder ein süßes Feuer in ihnen auf, und sie rief, überwältiget von dem lang genährten tiefen Gefühle, mit hinreißender, schmelzender Zärtlichkeit: Ach Ritter, ich hab' ihn unaussprechlich geliebt! Seht, er war mein Alles auf der Welt; er war mir Freund und Bruder, und Vater, und Vaterland! und ihn sollt' ich hingeben? einer Andern überlassen, die seinen Werth nicht fassen kann wie ich? die sein himmlisches Herz nicht versteht? denn nimmer, ach nimmer kann ihn eine Andre lieben, wie ich! — und ich sollt' ihn nicht mehr sehn? nie seine süßen Augen — — Ihre Stimme brach aufs Neue bei diesen Worten, von heftigen Thränen erstickt. Grausamer Ritter! schluchzte sie, hättet Ihr doch lieber mein Leben verlangt, wenn Ihr mir das nehmen wollt, was mir allein das Leben theuer machte.

Sie überließ sich ihren unaufhaltsamen Thränen; dem Schmerz erliegend war sie halb ohnmächtig auf einen Sessel gesunken; die schönen dunkeln Wellen ihres Haars hatten sich schmucklos aufgelöst, und flossen, einem dunkeln Schleier gleich, um ihre Glieder.

Der alte Ritter betrachtete gerührt die holde Leidende, der er selbst das Todesurtheil angekündigt hatte. Fräulein, sagte er nach einer Weile, Ihr mögt wohl würdig seyn, den Thron eines Fürsten zu theilen; wollte Gott, Ihr könntet unsre Fürstin werden! Allein Ihr kennt die Gesetze selbst, die das unmöglich machen; — Und sollen nun Friedrichs Tugenden untergehn? sollen sie nicht fortblühen für sein treues Volk, und vermannigfacht für Tausende Segen bringen? —

Wenn bei der ersten Hälfte von des Ritters Rede die Thränen der unglücklichen Angelika sich zu verdoppeln schienen, so war es, als ob bei den letzten mit einem Mal ein Strahl des Himmels durch ihre Seele zuckte und aus ihren Augen leuchtete; ihre Thränen versiegten schnell; Ritter, sagte sie, indem sie sich aufrichtete, gebt Ihr mir Euer Wort, nicht eher mit Friedrich über diesen Gegenstand

zu sprechen, bis Ihr wieder von mir vernommen habt?

Was nützte mein Sprechen, entgegnete der Ritter, wenn Ihr nicht selbst ihn losgebt von den Banden, die ihn mit Zauberkräften an Euch gefesselt halten! — Aber versprecht Ihr mir, sie zu lösen?

Dringt nicht in mich! erwiederte Angelika im heftigen, innern Kampfe, ich weiß es selbst noch nicht, was Gott in mir beschließen wird; allein ich hoffe, er wird alles zum Besten lenken. — Ich will meinen Freund bewegen, eine Reise zu thun in Eure Gegend; erwartet ihn in Eurer deutschen Stadt Bamberg! — Lebt wohl für heut! ich denk Euch morgen noch einmal zu sprechen.

Der Ritter gab ihr mit ahnender Bewunderung sein Wort und entfernte sich. — Nur zu wohl gegründet war Alles, was er der Liebenden, der Unglücklichen, von ihrem fürstlichen Geliebten sagte. Übermaaß der wahrsten, zärtlichsten Liebe hatte den edeln Herzog von Sachsen zu seinem stets verlängerten Aufenthalte in Rom, und selbst zu der verzeihlichen Täuschung seiner Geliebten, veranlaßt; hundert Mal war er im Begriff gewesen, ihr seinen wahren Namen zu entdecken, doch immer hielt ihn

die Furcht zurück, sie dann von sich zurückzuschrecken. — Was er dabei dachte? oder welches seine Hoffnungen waren? denkt jugendliche Liebe wohl stets an die Grenzen und an die Folgen ihrer Handlungen? Trotz den schwermüthigen Betrachtungen, trotz den Vorwürfen, die er sich in einsamen Stunden machte, überließ er sich dem umwallenden Strome einer beseligten Gegenwart, einer unwiderstehlichen Sympathie.

Angelika ließ des andern Morgens den Ritter Georg von Dieskau wieder zu sich kommen, und traf die bedeutende Abrede mit ihm, an der die so wichtige Entscheidung hing. Sie bereitete sich dann, den Geliebten zu empfangen, den sie heut erwarten durfte.

Ritter Friedrich erschien. (Der Name Ritter, ziemte den ritterlichen Tugenden des edeln Herzogs von Sachsen auch auf dem Fürstenstuhle). Die freudige Ungeduld, mit der er heute eintrat, gleichsam um den gestern verlornen Tag im Fluge einzuholen, das Feuer, mit dem er sich wegen der Versäumniß rechtfertige, röthete seine Wangen höher, und gab ihm noch einen herzeinnehmendern Reiz in den Augen der Liebenden, die in diesem Augenblicke das schmerz-

lichste der Opfer beschlossen hatte. Seine eigne Bewegung verblendete ihn anfangs über die Veränderung in dem ganzen Wesen seiner Freundin, doch ganz entging es ihm nicht, daß ihre Augen von Thränen und von einer schlummerlosen Nacht erloschen waren. Gewaltsam faßte sie ihre Standhaftigkeit zusammen, und suchte die Besorgnisse des Liebenden durch leichte Ausflüchte zu beruhigen; von dem wahren Grunde ihrer Trauer konnte er nichts ahnen; er glaubte sein Geheimniß mit dem dichtesten Schleier umhüllt.

Sie bat ihn mit festem, ins Herz dringenden Ton, ihr zu Liebe eine Reise nach Deutschland, in die Gegend von Bamberg zu machen, wo er Gelegenheit haben werde, ihr einen wichtigen Dienst zu thun, in Angelegenheiten ihres Hauses. Sie könne, fügte sie hinzu, ihm jetzt nichts über diese Angelegenheiten sagen; allein er werde an Ort und Stelle vollkommen darüber unterrichtet werden. Sie forderte es als den einzigen, den sichersten Beweis seiner Liebe; und ihr überraschter Freund versprach und schwur ohne Bedenken, was sie mit so großer Festigkeit verlangte. Er wagte nicht weiter in sie zu dringen; ihr Wesen hatte etwas Feierliches,

überirdisches, so dünkte es ihm, und als sie ihn beim Abschiede noch einmal in die Arme schloß, da drückte sie ihn mit einer solchen Stärke an ihre klopfende Brust, als wollte sie die Liebe eines ganzen Lebens in diesem Augenblicke zusammen drängen.

Trotz den Einwendungen seiner Zärtlichkeit, hatte der Ritter versprechen müssen, ohne Aufenthalt schon des nächsten Morgens seine Reise anzutreten. Die Wichtigkeit der Angelegenheiten, hatte ihm Angelika versichert, erfordere diese Eile, und seine Liebe war mit zu großer Ehrerbietung gemischt, als daß er ein so ernst gefordertes Begehr nicht hätte auf das ernsteste befolgen sollen.

Mit unruhigem, beklommenem Herzen verließ er Rom, und nur die Hoffnung, der Geliebten seines Herzens einen entscheidenden Dienst zu leisten, erheiterte unterwegs ein wenig seinen Geist; alleis das, was er bei den bestürmenden Gefühlen des Abschieds tief vergessen hatte, erwachte jetzt in ihm mit tausend Qualen, so wie er sich dem Boden seiner Heimath näherte — das schreckliche Verhältniß seines Standes gegen seine Liebe.

Ein martervoller Kampf entstand in seiner Seele. Sollte er nach ausgerichtetem Geschäft unaufgehal-

ten zurückeilen in das Land seiner Sehnsucht? — Aber so; seinen Verwandten so nahe, die Pflichten der Natur beleidigen, wenn er ihnen nicht vorher die ziemende Ehrfurcht bezeigte? — oder sollte er diese Pflichten erfüllen, und — — dann sich wahrscheinlich auf immer abgehalten sehen, die Heimath seines Herzens zu begrüßen?

Noch mit sich selbst in Zwiespalt; ritt er zu den Thoren von Bamberg ein; Angelika hatte ihm die Burg als das Ziel seiner Reise genannt; er kam dort an; einige Hofleute, die von dem Stande des fremden Ritters nichts zu ahnen schienen, führten ihn nach dem großen Saale. Aber welch ein Anblick erwartete ihn da! Alle Vasallen, alle Stände seiner treuen Sachsen waren ihrem Herrn bis hieher entgegen gekommen, und umringten ihn mit tausend rührenden Ausrufungen ihrer Liebe.

Verwirrt, betroffen, wußte er noch nicht, wie er sich bei dieser überraschenden Scene fassen sollte, als die Flügelthüren eines Seitenzimmers aufgingen, und sein ehrwürdiger Vater, seine liebende Mutter, ihn ohne Vorwurf, nur mit dem Ausdruck froher Zärtlichkeit in ihre Arme schlossen.

Überwältigt von den heiligen Trieben der Na-

tur gab auch Friedrich sich ganz der Liebe und der Freude eines solchen Wiedersehens hin. Sich zu sammeln, zu ordnen seine bestürmten Gedanken, vermochte er noch nicht, als sich eine ernste Greisengestalt, aus dem Haufen der Ritter gegen ihn bewegte, in der er augenblicklich seinen alten Lehrer, Ritter Georg von Dieskau, wieder erkannte.

Der Ritter enthüllte langsam einen lose zusammengefaltenen Brief, und überreichte ihn feierlich schweigend dem jungen Fürsten. Erbleichend erkannte Herzog Friedrich in der Aufschrift die geliebten Züge seiner Angelika. Er öffnete den Brief mit zitternder Hand, und siehe, daraus entgegen fiel ihm ein zartgeflochtenes Rautenkränzlein; die Worte des Briefes lauteten, wie folget:

»Empfange, o du, den einzig meine Seele wählte, empfange diesen Kranz der edeln Raute, zum Sinnbild einer edeln, aber bittern Liebe! denn bitter sind die Thränen, die um dich aus meinen Augen fließen.«

»Ich weiß das Geheimniß deines Standes, weiß, daß du mich hintergangen hast! — allein sey ruhig! ich weiß auch, daß nur Liebe, nur die reinste Liebe dich zu diesem Schritte bewog, und nimm von

mir das Geständniß an: wie die arme Angelika es wagt, den auf dem Throne noch zu lieben, der einst im schlichten Ritterkleid der Abgott ihrer Seele war. Doch dies Bewußtseyn, o mein Freund, es ist der einzige Antheil vom Glück, der fortan unsrer Liebe zugemessen ist. Glück und Genuß des Lebens ist, ach! größtentheils nur Erbtheil derer, die in dem friedlichen Schatten der geringern Stände wohnen! Wer, wie mein Freund, geboren ward, in den Sonnenstrahlen edler Herrscherhoheit zu wandeln, dem ziemt ein großmüthiges Vergessen seiner Selbst. Dem seligen Geiste gleich, dessen Stelle er auf dieser Welt vertreten soll, muß er nur wirken und schaffen für das Wohl seines ihm anvertrauten Volkes. — O mein Friedrich, dein Herz so heiß, so empfänglich für Alles Große, sollte es für diesen Edelmuth verschlossen seyn? Dein treues Volk ruft dich zurück, die liebenden Eltern fordern den Sohn, ach und ich selbst muß dich ihnen zurückgeben!

Hartes Schicksal, o du tiefe Liebe,
Tiefer, stärker als des Lebens Trieb!
Bietend mit dem selbst vergeßnen Triebe
Was ihr einzig liebstes Kleinod blieb!

Untergehn will ich auf dunkle Zeiten
In der Bruſt, die einſt mein Himmel war!
Liebe ſoll den Opferdienſt bereiten
Auf der Tugend heiligem Altar.

Ja, vergiß mich, Seele meines Lebens!
Daß der Aufruhr deiner Wünſche ſchweigt;
Bis am Ziele deines Heldenſtrebens
Sich die Palme dir entgegen neigt.

»Trage, mein edler Freund, die Liebe, die du einſt der zu glücklichen Angelika ſchenkteſt, — — ach ich bin noch zu ſchwach, um ſagen zu können: trage ſie über auf deine fürſtliche, beſtimmte Braut! — Das aber darf ich mindeſtens flehen: Laß ſie übergehen auf dein treues Volk! Laß in ſegensreichen Thaten die Erinnerung unſres Glückes blühen! Untergehn mag dieſe hohe Liebe, und ein ſchöner Phönix ſteige ſie aus ihrer Aſche empor!«

»Suche nicht den Entſchluß deiner Treuen zu erſchüttern; o mein Friedrich, wenn dies letzte Lebewohl zu deinen Ohren dringt, dann iſt mein ſchweres Opfer ſchon vollbracht; die Äbtiſſin eines nahen Kloſters wird ohne Probejahr meinen Eid empfan-

gen, und Gott geweihte Mauern scheiden mich dann für diese Welt vom Leben und von dir.«

»So leb' denn wohl, Geliebter! und lebt wohl, Ihr Sachsen! die arme Angelika, — stolzer Gedanke! — macht Euch ein Geschenk mit — — ihrem ganzen Glück!«

Welchen Eindruck dieser Brief auf den erschütterten Prinzen machte? die Geschichte verliert sich hier in Dunkelheit. Einige behaupten, er habe, da Angelika's Gelübde wirklich vollzogen gewesen, sich endlich dem Drängen seines Volks und den rührenden Bitten seiner erhabenen Eltern gefügt, und die Hand der liebenswürdigen, ihm bestimmten Fürstin angenommen. Andere: er habe, treu dem Bunde seines Herzens, nur auf sein Volk die schöne Liebe übertragen, und einst an seinen Bruder die Erbfolge heimgestellt. Für welche dieser Meinungen sich wohl ein männliches Herz entscheidet? Darin stimmen Beide überein, daß er den Kranz der edeln Raute in sein Wappen aufgenommen, als Sinnbild hoher Liebe, und selbst vergessenden, weiblichen Heldenmuths. —

Die Wanderer im Geisterreiche

oder

das Ziel des Lebens.

Drei Wanderer kamen zusammen auf dem Kreuzweg; der Eine kam vom Thale, der Zweite von der Höhe, der Dritte längs dem Strome herauf. Woher dein Pfad? von wannen du? frug Einer den Andern.

Ich komme weit her, sprach der, der aus dem Thale gekommen war, und werde wohl noch weiter gehen müssen, bevor ich finde, was ich suche.

»Und was ists dann, was du suchst?«

Das will ich euch erzählen, wenn wir selbander weiter gehn. Der Weg ist einsam und die Sonne beginnt schon sich zu neigen; zu solcher Stunde ist es gut gesellig zu wandern. Die andern stimmten

ein, und sie gingen nun zusammen weiter, während der vom Thale seine Geschichte begann.

Das Land, von wannen ich komme, ist wohl fruchtbar und gut, um meine Hütte schatteten Obstbäume und wogten gelbe Waitzenfelder, auch hatt' ich drinnen ein junges arbeitsames Weib; muntre Kinder, und eine allerliebste weißwolligte Schaafheerde; meine Erndte gerieth von Jahr zu Jahr gut, und meine Heerde vermehrte sich; doch konnte ich bei dem allem nicht zufrieden seyn; denn der Gedanke, daß alles, was ich besässe, so vergänglich sey, verbitterte mir jeden Genuß.

Was ist denn eigentlich dein? sagt' ich nachdenkend zu mir selbst, mußt du nicht alles vor sichtlichen Augen abnehmen sehn? Wenn deine Speicher noch so voll von Obst und Waitzen sind, so werden sie doch täglich durch das immerwährende Speisen gemindert, der Tod kann dir Weib, Kinder und Schaafe nehmen, und selbst deine Hütte kann vom Feuer verschlungen werden; und wenn du endlich selber stirbst, ist da nicht alles aus? und wer bürgt dir, daß dirs nicht morgen, daß es in dieser Stunde noch geschehe?

Ich hatte weder Ruh' noch Rast, das beständige

Abnehmen und Minderwerden brachte mich beinahe zur Verzweiflung, und trieb mich endlich von Haus und Vaterland in die weite Welt. Irgendwo muß doch noch etwas Bleibendes seyn, und ich schwöre, daß ich nicht eher mein Haupt zur Ruhe legen will, bis ich dies Gut gefunden habe, dies Gut, das nicht allein selbst aus einem ewig festen unzerstörbaren Stoffe ist, sondern auch mir ein ewiges Leben mittheilen kann.

Wunderbar! rief der von der Höh, so gehn wir ja nach einem Ziele! Ja Leben, Leben ists, wornach ich schon durch Länder und Meere gezogen bin.

Wunderbar! wiederholte der vom Strome, auch ich suche das Nehmliche! auch ich bin deswegen schon manchen weiten Weg gegangen, ob mir gleich das Gehen ziemlich sauer wird, denn wie Ihr seht, bin ich ein wenig stark von Person! Wollte der Himmel, das Ziel unserer Reise wäre nun nicht mehr fern.

Lustig! lustig! rief der von der Höh, es ist auch nicht mehr fern! mir weissagte einst ein Traum, deren ich immer viele habe, daß, wenn ich noch zwei Gefährten zu meinem Ziele fände,

und wir den rechten Weg einschlügen, die Geister rege werden und uns beistehen würden.

Da wär' uns ja geholfen! sagte der vom Strome. Aber sagt mir doch, meine Freunde, wo vermuthet ihr denn eigentlich das Ziel unsrer Reise, damit wir nicht so viel umgehen dürfen, eh' wir den rechten Weg einschlagen.

Wenn ich meine Meinung sagen soll, nahm der vom Thale wieder das Wort, so ist es nirgends anders, als unter der Erde. Wo käme denn das Bischen Armuth her, das wir etwa noch auf der Welt besitzen? Vom Himmel fällt es doch wahrhaftig nicht, folglich kömmts aus der Erde! In Ihrem Herzen muß also die Quelle des wahren Reichthums, das Gut der Güter seyn. Auch muß die Unvergänglichkeit unstreitig ihren Sitz da haben. Zeugen das nicht die Felsen, die, wenn alles um sie her vergeht, noch einzig unerschüttert aus der Tiefe ragen? sind sie nicht gleichsam als Markzeichen aufgerichtet, daß unter ihnen ein unzerstörbarer Schatz ruhen müsse? die blinden Menschen gehen freilich kalt an ihnen vorüber, und halten nur das für Güter, was sie genießen, das heißt nach meiner Sprache vernichten können; aber mich

hats immer unwiderstehlich nach ihnen hingezogen; oft wenn so meine Klagen in ihre stillen Felsenklüfte tönen, da kömmt mir wunderbar mein Laut zurück, und verkündigt mir, hier, — hier sey der eigentliche Wohnsitz unsrer Seele.

Nimm mirs nicht übel, Freund; verfehle der vom Strome darauf, du scheinst mir groſsen Unsinn zu reden! wie kannst du Leben in der Tiefe der Erde suchen, da schon auf ihrer Oberfläche alles so starr und unbeweglich ist, daß es nicht anders als durch unsre Kräfte, durch unsre saure Mühe belebt und fortbewegt werden kann? wir müssen uns ordentlich aufopfern, um das Bischen Leben auf der Welt noch so halbwege zu erhalten.

Da lob' ich mir das Wasser; das ist das Einzige im ganzen Weltall, was sich von selber legt, was nicht von fremder Willkühr abhängt, und also auch nie das Aufhören der Bewegung; das heißt, den Stillstand des Lebens zu fürchten hat. Das Meer rauscht noch heute so, wie es vor tausend Jahren gerauscht hat, und nicht allein sich selbst, auch alles andre, was ihm zu nahe kömmt, bewegt es mit belebender Gewalt. Wie schön müßt' es seyn, sich so ewig müh- und arbeitlos im Schooß der

Wellen wiegen zu lassen, und das Leben immer mit ewig-gleichen Tönen um sich herflüstern zu hören! Ja, es gibt wohl auch Felsen und Bäume in den Gegenden, die man da unten im Wasser sieht, aber was für welche? wie weich, wie nachgebend ist da alles! so daß sich gewiß niemand an ihnen beschädigen kann, auch geben sie durch ihr beständiges Regen und Weben die deutlichsten Zeichen des Lebens von sich. Du sprichst vom Wiederhall, aber hast du denn nie die zauberhafte Welt in den Wellen gesehen? und hat dir nie deine eigne Gestalt daraus entgegengeblickt und dich mit freundlicher Lockung hinuntergewinkt? Begreifst du nun, daß wir nirgends anders, als da das Ziel unsrer Reise zu suchen haben? Es ist nur noch ein einziges Bedenken bei der Sache; man hat nämlich aus der Erfahrung, daß die Leute gewöhnlich zu ertrinken pflegen, die ins Wasser fallen, und das wäre freilich der Grundmaxime des Lebens schlechthin widersprechend. Dahinter muß noch ein Geheimniß stecken! aber wer uns das zu lösen vermöchte, dem könnten wir das Leben danken! —

Bist du nun fertig? fragte der von der Höh? Mit Fleiß wollt' ich euch ausreden lassen.

um deſto ungeſtörter über euch lachen zu können. Verwirrt genug ſeyd ihr Beide, aber du mit deiner Tiefe der Erde biſt doch am allertollſten. J, die iſts ja eben, der zu entfliehen ich mir Flügel wünſche! Nur in der Luft kann Leben wohnen. Wir wären lange todt, wenn wir nicht Luft einathmeten; aber freilich kann nicht viel von jenem ewigen Lebensodem zu uns dringen, denn die Erde haucht beſtändig Tod aus und bekämpft das Leben. So lange wir ſie berühren, ſind wir Unterthanen des Todes und der Zerſtörung. Unter ihr vermodert alles, auch wir werden einſt vermodern, wenn es uns nicht gelingt, uns aufzuſchwingen in die Reviere der Luft. Ich kann nicht ſagen, wie mich die Sehnſucht ſo mit aller Gewalt nach oben zieht, und ich mich dann ſo peinlich angefeſſelt fühle an dieſes große Grab, dann iſts, als ob der Boden unter meinen Füßen brennte! — — So hab' ich durch mein ganzes Leben keine ruhige Stunde gehabt, ſchon als Kind erklomm ich oft die höchſten Gipfel, und blickte ſehnlich nach den Wolken hinüber, hinüber nach dem eigentlichen Wohnſitz der Schönheit und des herzerfreuenden Genuſſes; denn ſage ſelbſt, hat wohl die Erde irgend etwas aufzuweiſen, was mit der Herr-

lichkeit der Wolken und mit ihren bunten, tausendfach spiegelnden Farben zu vergleichen wäre?

Wie plump und körperlich, wie langweilig ist jedes irdische Vergnügen! Ich habe nie Geschmack daran finden können! Da reden nun die Menschen so viel von Liebe, ja ich gesteh Euch, mir würde Zeit und Weile dabei lang! und vollends was sie Treue nennen, nein unerträglicher kann man sich gar nichts denken! Aber so sind die Menschen, dergleichen alberne Gewohnheiten haben sie noch mehr, und legen sich dadurch selbst unnütze Fesseln an, da sie doch ohnehin gebunden genug sind. Eigentlich haben sie noch keinen Sinn für wahren Genuß, sie wollen alles mit Ernsthaftigkeit betreiben, wollen alles festhalten und sind darin gerade so unsinnig als du, der du das Glück in deinem alten, ewig einförmigen murrenden Meere suchst! Überlegt ihr denn nicht, daß euer Genuß eben darum aufhört, Genuß zu seyn, weil er immer einerlei bleibt? Veränderung ist Leben! Schaut über euch die Wolken! sie wechseln immer und immer ihre mannigfachen Wundergestalten, und bleiben doch ewig Eins und dasselbe. In ihnen ist der Born des Lebens, die Heimath ewiger Jugend oder nirgends.

Wenn das so fortgeht, sagte der vom Strome, so werden wir wohl nimmermehr einig; da will ja immer einer klüger seyn, als der andre, endlich kann noch der ärgste Zank daraus werden! und der ist mir ganz von Natur zuwider. Ich dächte, wir ließen es gut seyn! denn da einmal die Geister versprochen haben, uns beizustehen, so können wir es ja ganz ruhig abwarten, und ihnen die Entscheidung überlassen, die müssen doch am besten wissen, wer von uns dreien Recht hat. Ich spreche immer: der Klügste gibt nach!

Unter solchen Gesprächen waren sie zu einem dichten Haine gekommen. Ein dunkler schattigter Pfad nahm sie auf. Die Sonne war gesunken und warf nur noch einige zurückgelassene, gluthröthe Strahlen zwischen den Stämmen der Bäume herein. Da wurden sie in dieser wunderbaren Beleuchtung einen bleichen, dunkellockigen Jüngling gewahr, der traurig hingesunken unter einem Baume lag. Er sah sie nicht, denn sein Blick war stark und trübe auf den Boden geheftet; auch schien er das Geräusch ihrer Tritte nicht zu achten. Sie nähten sich, und der von der Höh rief ihm mit munterer Stimme zu: Wohlauf, guter Freund! wer bist

der du hier so traurig auf dem harten Boden liegst?

Der Jüngling hob das Haupt ein wenig empor und schlug die schönen traurigen Augen auf; aber bald sank er wieder zurück, ohne auf die Frage zu antworten.

Nun, bist du stumm, oder gar melancholisch? fing der von der Höh aufs neue an, so wollen wir dich heilig machen! Steh auf, und geh mit uns! wir werden bald das Leben finden!

Und ich bald den Tod! seufzte der Jüngling.

Nun das muß ich gestehn, rief lachend der von der Höh, auf diese Weise bist du der Erste, der gutwillig stirbt! Sag uns ums Himmelswillen, was hat dich zu einem so hohen Grad von Tollheit gebracht?

Was kann euch an der Ursache meines Unglücks gelegen seyn? erwiederte der Jüngling, ihr könnt mir doch nicht helfen! ach es ist ein einziges Wesen in der Welt, das mich erretten könnte, und gerade das gibt mir den Tod! Wie soll ich nicht sterben, da mich mein Leben verlassen hat?

Die Wanderer, durch diese seltsamen Reden noch neugieriger gemacht, drangen heftig mit Bit-

ten in ihn, seine Geschichte zu erzählen, er weigerte sich lange, doch endlich gab er ihrem freundlichen Zureden nach, sie setzten sich um ihn her, und er begann, wie folget:

Ihr werdet mich zwar nicht ganz verstehen, denn ihr scheint mir sehr froh und lustig, und die Glücklichen sind in den Gegenden des Unglücks fremd, und können selbst das Maaß des Jammers nicht begreifen, das einen Elenden zu Boden drückt, wenn euch indessen wirklich etwas an meiner traurigen Geschichte gelegen ist, so will ich euch gern diesen Gefallen thun.

Der Anfang meines Lebens ist dunkel. Verlassen und verachtet bin ich immer gewesen, obwohl ein Königssohn. Mein Vater war sehr streng und liebte mich nicht, denn meine jüngern Brüder hatten sein Herz. Wohl fühlte ich, daß mir etwas fehlte, doch wußte ich selbst nicht, was.

Oft sahe ich die Menschen sehnlich an, als sollten sie mir Antwort geben auf die geheimen Fragen meines Innern, allein sie blieben stumm, und schienen mich selbst nicht zu verstehen Vergebens wandte ich alle meine Kräfte an, die Liebe meines Vaters zu gewinnen: sein Herz blieb kalt und unver-

weichlich gegen mich. Meinen Brüdern wünschte er das Erbe seines Thrones zu hinterlassen und mich davon auszuschließen; auch suchte er oft mich zu entfernen, und übergab mir einst die Führung seines Heeres gegen einen drei Mal stärkeren Feind. Wohl manchmal hatt' ich in der Schlacht gesiegt; wir kämpften auch jetzt lang' und blutig: doch endlich unterlagen wir der großen Übermacht, und ich mußte besiegt vor seine Augen treten. Da ward er sehr zornig und verstieß mich von seinem Angesicht in eine unbewohnte, rauhe Wildniß, von wo ich nie wieder zu ihm kommen sollte.

Einen langen Tag hindurch irrte ich da im wüsten Walde, ohne irgend ein lebendes Geschöpf zu erblicken. Die Nacht brach ein und ich warf mich ermüdet unter einen Baum, die Ruhe zu erwarten. Rings um mich her war alles todtenstill; niemand war bei mir — nur meine traurigen Gedanken, die mich während dem Wandern durch unbekannte Gegenden ein wenig verlassen hatten, kamen jetzt vereinigt wieder und boten mir ihre finstre Gesellschaft an. Wie einsam ist es um mich her! sprach ich nachdenkend zu mir selbst; wie bin ich doch so ganz verlassen auf der weiten Erde! Alle andre Menschen

leben immer Einer um des Andern willen; Einer sehnt sich nach dem Andern und könnte ohne ihn nicht glücklich seyn. So herrscht auch durch das ganze Reich der Natur diese liebende Verwandtschaft: die Bäche fließen schneller, sich in Ströme zu ergießen; frischer grünen die Bäume des Waldes in ihrer trauten Gemeinschaft, und selbst die Blume duftet süßer, wenn sie die Zwillingsblume neben sich fühlt. Nur an mein Geschick ist kein andres Wesen gekettet! Selbst die, die durch das Blut mit mir verbunden waren, haben sich losgerissen, und es ist nun nichts auf der ganzen Welt, was ich mein nennen könnte.

Die Bäume rauschten über mir, als ob sie meine Klagen hörten, und mich mitleidig in Schlummer wiegen wollten. Das sanfte Rauschen that mir wohl; vor meiner Seele verwirrten sich und zerflossen die trüben Vorstellungen, die mich bisher beschäftigt hatten, und ich entschlummerte.

Mein Schlaf war ruhig und tief; und das bunte Land der Träume, das Land mit grünen Wiesen und goldnen Hügeln, das mich so oft als Kind schon aufgenommen hatte, wenn ich, zurückgestoßen von den Menschen, weinend eingeschlummert war, begann auch eben jetzt sich vor mir aufzuthun, als

mich auf einmal ein fürchterlicher Laut erschreckte: Ein donnerndes Gebrülle kam vom Berge her: Ich sprang empor, und sah, so gut es mir die Dunkelheit erlaubte, nicht fern von mir einen ungeheuern Löwen auf mich zustürzen. Sein Rachen war geöffnet und seine Augen funkelten wie Feuer. Allein und wehrlos wie ich war — wie konnt' ich meinem nahen Tod entgehen? Da sieh, in diesem Augenblicke stand eine hohe glänzende Gestalt zwischen mir und dem Löwen: ein Weib, wie ich noch nie gesehen hatte. Sie winkte mit der Rechten, und das Unthier floh winselnd und wie von ihrem Glanze geblendet, nach seiner Höhle zurück. —

Indessen hatte sie ihre lichten Augen auf mich gewandt, und gebot mir mit Blicken, zu folgen. Ich kann nicht sagen, was in diesem Augenblicke in meinem Innern vorging; nur so viel weiß ich, daß ich nicht mehr an den Löwen, noch an die Rettung meines Lebens dachte, sondern daß mich ein unbekanntes, unaussprechliches Gefühl ergriff, und mich ihr zu folgen zwang.

Durch's tiefste Dickicht schwebte sie immer vor mir her, bald nahe, bald wieder etwas ferner; aber erreichen konnt' ich sie nie. Ein zarter Schimmer,

wie Mondlicht, umfloß sie, und erhellte vor mir die Dunkelheit der Nacht und des Waldes. Die Bäume traten jetzt auseinander: sie schwebte über einen anmuthigen Rasenplatz, und blieb am Eingange einer grünumlaubten Höhle stehn. Hier wandte sie sich nach mir um, und ich sank auf meine Kniee. — —

Ruhe hier sicher, du Armer! sagte sie mit einer Stimme, so wunderbar und süß, daß mir die Sinne fast vergingen. Du bist gerettet! Morgen um Mitternacht siehst du mich. Ich will dich nicht verlassen. Jede Nacht will ich hier vorüber gehn. —

Bei diesen Worten verschwand sie leise zur Linken in den Bäumen, aber ihr süßer Laut und der Glanz ihrer Herrlichkeit blieben allgegenwärtig in meiner Seele. Mir war's, als ob mein ganzes voriges Leben nur ein Traum gewesen sey, aus dem ich jetzt erwachte, und als ob mich dagegen jenes wunderbare Land aufgenommen hätte, das mir so oft im Schlummer nur als Täuschung vorgekommen war. Ich blickte um mich her: da rauschten noch die grünen Bäume aus meinen Jugendträumen, da spielten meine Sterne über mir, und streuten goldne Funken auf mich herab; die Blumen flüsterten, und

die Quelle sang Zauberlieder, die sich zur Seite meiner Höhle vom Felsen ergoß. O wer bist du, himmlisches Wesen? rief ich aus; du, die mich in das Leben führt! mein Leben selbst! — wer bist du? O daß ich deinen Namen wüßte!

Aeona! tönt' es langsam von der Quelle; Aeona, klang es durch mein ganzes Wesen wieder. Dies war das Zauberwort, das lange meine dunkle Ahnung gesucht hatte, und bei dem alle meine Geister rege werden mußten, wenn sie auch in den tiefsten Gründen meines Herzens schliefen. — Die Sonne fand mich noch in meiner Verauschung, und erinnerte mich erst durch ihre blendenden Strahlen, das Obdach meiner angewiesenen Wohnung zu suchen. Ich trat hinein, eine grüne Dunkelheit umfing mich, denn der Epheu hatte alle Wände überzogen, und hielt, als ein beweglicher Schleier vor der Öffnung schwebend, das allzuhelle Tageslicht zurück. In dieser holden Dämmerung ging der Schimmer der vergangenen Nacht wieder vor mir auf, und ich verlor mich so in die Wunder, die sich mit mir zugetragen hatten, daß ich nicht bemerkte, wie schnell mir der Tag verstrich; die Fülle meines Glücks lag so groß und überschwenglich vor mir,

daß ich sie selbst keiner Vermehrung fähig glaubte, und daß es schon finster war, als mir erst das Versprechen des mitternächtlichen Besuchs wieder einfiel.

Ich sprang auf, und eilte mit pochendem Herzen vor den Eingang der Höhle. Mitternacht konnte nicht mehr fern seyn, denn am Himmel war keine Spur von Licht geblieben; tiefe Schatten ruhten auf dem Thale, und der Wald lag finster vor mir. Ich harrte still, die Blicke unverwandt nach dem Walde gerichtet: da schlich sich ein fernes Glänzen durch die Zweige, immer näher und näher; ein heller Schleier wurde sichtbar, und sie stand jetzt in aller ihrer Herrlichkeit unter der hohen Eiche mir gegenüber. Himmlisch lächelnd neigte sich ihr Haupt gegen mich, winkte mir grüßend mit der Hand und war vorüber, ehe ich noch wagte, ihr ins Auge zu sehen. —

Laßt mich von den Gefühlen schweigen, die seit diesem Augenblicke stets mächtiger in meinem Innern wurden! Jede Nacht sahe ich sie wieder, und immer milder, immer himmlischer ließ sie sich zu ihrem Schützling herab. Sie öffnete die schönen Lippen, und süße Gespräche verkürzten unsere Nächte. Himmlische Belehrung trank ich von ihren Lippen, und

seliges Vergessen aller meiner Leiden. Ich war nicht mehr verlassen: ich hatte Gut, Heimath und Verwandtschaft. Oft ließ sie sich mir nah, auf einem Felsstück nieder, und suchte mir durch ihre holdselige Milde Muth und Zutrauen einzuflößen, und ich ward nach und nach so stark, daß ich diese göttliche Nähe ohne Zittern ertragen konnte: doch nimmer wich jene andächtige Scheu aus meinem Herzen, die mich in heiliger Entfernung von ihr hielt. Zuweilen wagte ich eine schüchterne Frage nach ihrer Herkunft; allein ihr Blick gebot mir Schweigen. Nur so viel sagte mir mein Herz, daß sie ein Wesen höheren Ursprungs sey.

So lebte ich eine schöne Zeit; ringsum die holdeste, freundlichste Gegend, und nirgends ein Mangel, der mich an meine Sterblichkeit erinnert hätte. Früchte gab mir der Wald, und aus der kühlen Quelle schöpft ich meinen erquickenden Trank. Halb in Schlummer, halb in wachen Träumen meines Glücks bracht' ich die langen Tage hin: aber die Nächte waren licht, denn da ging mein himmlisches Gestirn mir auf.

Ich hätte glücklich seyn können: aber ach! hat denn das ungestüme, ewig dürstende Herz je genug?

Warum mußte mich doch jene unbegreifliche Sehnsucht verzehren, die durch ihre Güte nicht gestillt, sondern immer heftiger angefacht wurde? Ich hatte nirgends Friede mehr; die fernsten Gegenden des Waldes durchirrte ich, und suchte Rast für mein empörtes Blut. Die Bäume waren meine Freunde, ihnen klagte ich meine Liebe und meine Pein. Doch gegen sie selbst hielt die Ehrfurcht noch stets das kühne Geständniß zurück, bis mir einstmals — — ach es war eine selige Nacht! Die letzte meines Glücks! — Ich war in anbetender Verehrung zu ihren Füßen gesunken, ich hörte, fühlte nichts als sie, die Zauberworte, die von ihren Lippen flossen, erhoben mein Herz zu einer seligen Höhe — aber ach! sie nährten auch zugleich die verzehrende Glut, die in meinem Innern brannte. Mit zitternden Flammen goß sich die Sehnsucht durch alle meine Adern, so heftig, so unaussprechlich heiß, daß ich aufsprang, und die Arme nach ihr ausbreitete, um sie an meine Brust zu reißen. — Ich Unglücklicher! wohin trieb mich der rasche Wahnsinn! in welchen unabsehlichen Jammer hab' ich mich selbst gestürzt! — Die Himmlische wich zurück vor meiner frevelhaften Berührung, und das milde Lächeln, das um

ihre Züge schwebte, verwandelte sich in Ernst und Unwillen.

Verwegner Sterblicher! rief sie mit hoher Stimme! wer bist du, daß du mir also zu nahen wagst? mit körperlichen Armen willst du mich Himmlische umfassen? weil ich mit deinem Zustand Mitleid fühlte und dich Verlaßnen trösten wollte, entbrennst du gegen mich in frevelhafte Flammen? Unglücklicher, halt ein! wir können uns nie berühren! Das Irdische liegt zwischen uns. Auch müssen wir von nun an scheiden! Leb wohl! und stürze dich nicht ins Verderben, denn wer das Himmlische zu ergreifen trachtet, der muß sich selbst verloren geben! — —

Sie schwand bei diesen Worten, und ich blieb in einem Zustande zurück, der mir zu schildern und Euch zu fassen unmöglich ist. Mit tausend Qualen büßte ich meinen unglücklichen Wahnsinn; ich rief, ich flehte sie an, mir nur noch einen einzigen Blick zu schenken? umsonst, sie hörte mich nicht! Noch viele Nächte brachte ich auf derselben Stätte zu: sie kam nicht, ich habe sie seit dieser Zeit nimmer wieder gesehen. Nun wurde mir die Gegend verhaßt, die mir vordem so herrlich schien: sie hatte das

verloren, was sie zu meiner Heimath mach'e. Ein Fremdling, ein Verbannter floh ich hinaus in die weite Welt; ich muß nun rastlos forteilen, und weiß selbst nicht warum? und wohin? Ich suche, was ich nie zu finden hoffen darf, und dennoch kann ich jenem Triebe nicht widerstehen, der immer heftiger wird, je weiter sich die Hoffnung von mir entfernt; er nährt sich von meinem Schmerze, ich athme nur in ihm! — — Sagt nun selbst, ob es einen unseligern Menschen auf der Welt gibt, als mich, der ich nicht einmal das Ende meines Jammers absehen kann — denn oft, wenn ich nun ganz erschöpft zu Boden sinke, und nun den Tod, den Endiger meiner Leiden, nahe glaube, so reißt mich wieder die rastlose Sehnsucht empor, und jagt mich von neuem über Berge und Thäler, und so kann ich nicht einmal den Tod meinen Gefreundeten nennen.

Hier endigte ein Strom von Thränen die Rede des unglücklichen Elwin; das Gefühl seines Elends war ihm während der Erzählung so lebhaft geworden, daß er sich lange nicht zu fassen vermochte. Die Wanderer, durch das was sie gehört hatten und jetzt sahen, in die äußerste Verwunderung gesetzt, gaben sich alle Mühe ihn wieder zu sich selbst zu

bringen, und sagten ihm wetteifernd, was sie nur Tröstliches wußten.

Gib dich zufrieden, lieber Freund, sagte der von der Höh, du bist zwar sichtlich auf dem Wege zum Verderben, allein es ist noch Rettung möglich. Vertraue mir: ich will dich heilen! Ich kenne schon die böse Macht, in deren Stricke du gefallen bist: das ist die heillose Liebe — die Schlinge, die der Tod den Menschen legt, um sie hinabzuziehen! Ums Himmelswillen reiß dich los, weil du noch kannst! und laß vor allen Dingen das abscheuliche Weinen! Ich kann so etwas Betrübtes nicht ansehen. Mir sind die Thränen Bothen des Todes, oder vielmehr Diener und Vollstrecker seiner Macht.

Wie anders? — sagte der vom Thale; dadurch verzehrst du dich augenscheinlich selbst! Die Thränen, die du hier vergießest, gehn ja vom Stoffe deines Wesens ab! Verkehrter Mensch! du selbst beschleunigst deine Vernichtung! Fürwahr ich kann so große Thorheit nicht begreifen! Ist dir nur darum Kraft und Jugend gegeben, daß du sie so für einen Schatten, für ein Unding verschwenden sollst?

Und ist es nicht Schuldigkeit, setzte der vom

Strome hinzu, für unser eigenes Bestes zu sorgen? Was gehen dich andere Leute an? Laß doch die Liebste oder Schönste, oder wie du sie nennen magst, ihre Wege gehen, und sorge du für dich! Sie gibt dir nichts, wenn du aus Gram für sie gestorben bist!

Und hat sie dir nicht selbst gesagt, beschloß der von der Höh, daß du sie nimmermehr erreichen kannst? daß du verloren bist, wenn du ihr nicht entsagst? Du müßtest rasend seyn! du rennst mit offnen Augen ins Verderben!

Ihr mögt wohl Recht haben, erwiederte Elwin, der sich zu fassen suchte, und seine Thränen mit Gewalt zurückhielt; auch befremden mich eure harten Worte keineswegs; schon viele Menschen, die mir begegneten, und denen ich mein Schicksal erzählte, haben mir das Nehmliche gesagt, und mich ermahnt, zurückzukehren. — Allein wie soll ich euch gehorchen? Sprecht doch zum Sturme: brülle nicht! zum Strome: hör' auf zu fließen! zu meinem Herzen: werde still!

Die Wanderer sahen sich bedenklich an, der an der Höhe nahm noch einmal das Wort, und sagte: Es wird mir zwar sauer werden, dich zu retten;

doch laß ich den Muth noch nicht sinken. Ich will dir eine Geschichte erzählen, die dir, denk' ich, mit einem Mal den Abgrund zeigen soll, an dem du stehst.

Es lebte auch einst ein Jüngling, eben so jung, wie du; eben so hatte er den Verstand verloren; auch blieb er leider zu seinem Unglücke gerade so hartnäckig und versteckt, wie du. Er liebte auch ein Wesen, das höher war als er, und das er nie erreichen konnte. Sie warnte ihn selbst, und rieth ihm abzulassen: aber das half Alles nichts — er wurde nur unvernünftiger, und folgte ihr einst mit wahnsinniger und unbegreiflicher Sehnsucht. Als sie aber auf eine Stelle im freien Felde kamen, verschwand sie ihm auf einmal vor sichtlichen Augen, und er wußte nicht, wohin sie gekommen war.

Verzweifelt streckte er die Arme nach ihr aus, und faßte nichts als bloße Luft. Da setzte er seinen Sinn auf, und blieb wie eingewurzelt auf der Stelle stehen, und wollte von nichts hören und sehen als von ihr. Die Leute gingen hinaus und redeten ihm aufs freundlichste zu, umsonst!

In Sturm und Regen, bei Tag und Nacht, stand er draußen, und starrte unverwandt und schmerz-

lich nach der Stelle hin, wo sie verschwunden war. Da stieg einst in einer tiefen, sternenlosen Nacht ein alter Mann vom Berge zu ihm nieder, von großem und schrecklichem Ansehen, mit schneeweißem Bart und glänzenden Augen. Laß ab von deiner Thorheit, sprach er mit furchtbarer Stimme, du stürzest dich sonst ins Verderben! Die, nach der du strebst, kann nie dein werden: sie ist bei mir! Aber ich will dir Ersatz geben. Kehr' um, und sey zufrieden! Ich will dir Erde geben.

Ich mag die Erde nicht! rief der Verwegene trotzig, und blieb wie ein Fels auf seiner Stelle stehen.

Ich will dir das Meer geben! begann der Alte zum zweiten Mal.

Ich mag dein Meer nicht! versetzte Jener.

Ich will dir ewiges Leben geben! sprach Er zum dritten Mal. — (Da meinte er die Luft. —)

Ich mag dein ewiges Leben nicht! rief Jener; und in dem Augenblicke fuhr ein Blitz herab, und verzehrte den Frevler mit Mark und Gebein, und keine Spur ward fürder auf Erden mehr von ihm gesehen. —

Dies war das Ende eines Elenden, der eine

Thorheit höher hielt, als Leib und Leben. Nimm das zur Warnung, Freund, und spiegle dich im Schicksal eines Andern! Auch du bist auf dem Wege, das höchste Gut, das ewige Leben, so frevelhaft von dir zu stoßen, das dir durch unsern Mund jetzt angeboten wird. Wir werden es in Kurzem finden; wir gehn ins Geisterreich. Komm mit und theile unser Glück!

Was soll ich dort? erwiederte Elwin; was soll mir Leben ohne sie? —

Und was verschwend' ich länger meine Worte? fiel der von der Höh unwillig ein. Ich sehe schon, dir ist nichts auszureden. Meinetwegen — wenn du denn schlechterdings auf deinem Sinne bleibst, so höre einen andern Vorschlag: Dein Liebchen ist, wie man ganz unverkennbar sieht, ein Geist. Auf Erden ist sie nicht zu Hause: wo also ist sie sicherer zu vermuthen, als in der Geisterwelt. Wohlan! so geh denn ihrentwegen mit, wenn du nicht deinetwegen willst!

Diese Worte entzündeten einen Lichtstrahl in der Seele des unglücklichen Elwin; er willigte mit Freuden ein, und sie setzten alle vier, voll guter Hoffnung, ihre Reise fort.

Es war eine finstre Nacht; der Himmel hing voll schwarzer Wolken, als sich ihr Weg in ein verlaßnes tiefes Thal verlor. Auf allen Seiten stiegen hohe Felsen empor, und machten die Dunkelheit der Nacht noch schaudervoller; Wälder saußten auf den Gipfeln; Ströme brüllten in den Tiefen, und am ganzen Himmel war kein Stern die armen Irrenden zu leiten. Auf einmal sahen sie von fern ein kleines Licht durch die Gebüsche blinken. Es schimmerte bald hell hervor, bald schwand es wieder, als deckten es die Zweige mit ihrem flatternden Schatten. Sie gingen darauf zu, doch ehe sie es noch erreichten, und ehe noch die Übrigen etwas bestimmt zu sehen vermochten, brach der vom Thale in ein lautes Jauchzen aus: Glück auf! Glück auf! schrie er: Ich habe Recht behalten! die Geister sind auf meiner Seite!

Die Andern wurden nun an der Felswand eine kleine, finstre Gestalt gewahr, auf deren Haupte das Flämmchen brannte, das ihnen vorher geleuchtet hatte. — Willkommen! o sey mir willkommen, mein Bruder! rief der vom Thale; ich kenne dich verwandte Seele, Geist aus der Tiefe!

Der Gnome sah die Wandrer mürrisch an. Was wollt ihr? tönte eine hohle Stimme.

»Wir wollen in das Innerste der Erde! versetzte der vom Thale; ins Reich des Lebens!

So folgt mir! sprach der Geist.

Der Felsen krachte und gab sich auseinander, und sie betraten einen finstern, unterirdischen Pfad, der über Trümmer und Felsenstücke bald auf- bald niederwärts in jene Regionen führte, wo vor ihnen noch kein Sterblicher gewandelt hatte. Die Wände drängten ihre zackigen Klippen oft so dicht zusammen, daß es unmöglich schien hindurch zu kommen; bald wieder dehnten sie sich auf zu weiten Schlünden, und senkten sich zur Seite des Wegs in bodenlose Klüfte hinab, so daß die Wanderer mit jedem Schritte in Gefahr gewesen wären umzukommen, hätten sie nicht einen Führer gehabt, der in diesen Gegenden bekannt und einheimisch war. Er wandelte leuchtend voran, und der vom Thale folgte ihm auf dem Fuße nach, ohne sich durch Felsenrisse und Klippen in seiner Eile hemmen zu lassen; während die Übrigen nur mit Mühe von Weitem folgen konnten, und öfters über Trümmer und Steine straucheln und zur Erde fallen mußten.

Wie wird mir hier? keuchte der vom Strome. Weh mir! hier komm' ich um! Ich stoße mir den Kopf ein! — O weh mein Arm! Das ist ein häßlicher Ort! — . . . .

Ach freilich wohl! antwortete der von der Höh, mir ist ganz schrecklich hier zu Muthe! Ich kann kaum Athem schöpfen; die Felsen liegen all auf meiner Brust! — Allein wir müssen doch wohl folgen: die Geister haben ja entschieden. — —

Und immer tiefer und tiefer wand sich der mitternächtliche Pfad. Die Wandrer gingen mitten durch die Schrecknisse der Tiefe, durch das dumpfe unterirdische Getös das aus den Schlünden schallte; es sauste und brauste um sie her, und schauerliche Geisterstimmen tönten dazwischen; hier und da erblickten sie ein bleiches Flämmchen, und sahen graue Schattengestalten an sich vorüber huschen, die sich im Berggeklüft verloren.

Allmählich lenkte sich ihr Weg in stillere Gegenden; das dumpfe Getös verhallte nach und nach, und machte einem gänzlichen, geheimnißvollen Schweigen Platz. Hier war auch der Boden nicht mehr so rauh und uneben; die Felsen wölbten sich höher und öffneten jetzt die Aussicht auf eine ungeheure schwarze

Pforte von Erz, die vom Boden aus bis an die äußerste Höhe des Gewölbes reichte, und von allen Seiten dem Blicke keinen andern Raum übrig ließ.

Der Führer blieb hier stehen, kehrte sich nach den Wanderern um, und sagte feierlich: Ihr steht jetzt an der großen Pforte. Hier haußt der König des unterirdischen Reichs. Bereitet Euch, und folgt mir still.

Hierauf schlug er dreimal mit einem ehernen Stabe an das Thor; die Flügel flogen donnernd auf, und die Wandrer erblickten ein ungeheures Gewölbe, in dessen Mitte der finstre König auf einem erhabnen Throne saß. Auf seinem Haupte brannte eine Krone von bläulichem Schwefellicht, und ein weiter, farbloser Mantel erhöhte noch das Feierliche seines Ansehens. Rings um ihn her saßen die Großen seines Hofs, deren blaue Flämmchen sich tausendfach an dem glimmernden Erz der Wände brachen, und durch das ganze Gewölbe eine zauberhafte Helle verbreiteten.

Die Wandrer traten ein, und beugten sich in stummer Ehrfurcht vor der Versammlung. Allein die Geister erwiederten den Gruß nicht; unbeweglich blieben sie sitzen, und starrten blos die Hintretenden

mit ihren Demantaugen ſtumm und ernſthaft an, worüber dieſe ein ſolcher Schauder überlief, daß ſelbſt der vom Thale nicht wagte einen Schritt vorwärts zu thun, noch weniger die Lippen zu eröffnen. Bis endlich der König das lange, todtenähnliche Schweigen unterbrach, und mit gebietender Stimme ſprach:

Was wollt ihr hier? Noch nie betrat ein Sterblicher mein heiliges Gebiet.

Sogleich trat nun der vom Thale hervor, warf ſich vor dem Throne nieder, und ſprach:

Erhabner! Großer! Mächtiger! Vergönne mir vor dir den Mund zu öffnen, und dir mein Innerſtes zu offenbaren!

Rede! gebot die finſtre Majeſtät.

So wiſſe denn, Unſterblicher, begann nun der vom Thale, daß es nicht frevelhafte Neugier iſt, was mich hieher vor deine Hoheit führt, ſondern daß ich von jeher eine innige Verwandtſchaft mit dir gefühlt, daß ich dein Daſeyn geahnet habe, von dem ich doch nicht das Geringſte wußte. Auf der Welt bin ich nie recht zu Hauſe geweſen; das grelle Tageslicht, und noch mehr das laute Lärmen der Menſchen, und ihre abgeſchmackte Luſtigkeit wa-

ren mir immer von Grund aus zuwider; dagegen zog mich immer ein geheimnißvoller Trieb zu deiner stillen Nähe; ich meine selbst du müssest oft die Stimme meiner Liebe vernommen haben, die ich in deine Felsenklüfte tönen ließ. So nahm ich auch Alles was aus der Erde wuchs, mit warmer Zärtlichkeit auf; nicht des vergänglichen Genusses wegen, sondern als Merkmal daß hier unten der Schatz verborgen seyn müsse, welcher uns Menschen fehlt, und wegen dessen Mangel wir den verhaßten Namen: Sterbliche, führen müssen. Nach vielen Drangsalen ist es mir endlich gelungen, zu dir zu kommen, und ich fühl' es in allen Adern, daß hier mein Glück ganz nahe seyn muß. So werf' ich mich in tiefster Demuth vor deinem Throne nieder, und flehe, du wollest mir und meinen Gefährten nur einen Theil des Lebens zukommen lassen, dessen unumschränkter Herr und Gebieter du bist!

Der König hörte mit großem Wohlgefallen die lange, schmeichelhafte Rede an, er neigte sein Scepter und sprach:

Die Bitte sey dir gewährt. Nehmt hin, und lebt!

Im Nu that sich die Wand auf, und zeigte eine

unabsehliche schimmernde Ferne von Gold und Edelgesteinen.

Unsterblichkeit!! rief der vom Thale, und stürzte sich halb außer sich in die unendlich ausgegoßnen Schätze, ohne sich weiter um seine Gefährten zu bekümmern, die höchst betroffen und verlegen stehen blieben.

Ist dies das Leben? sagte leise der von der Höh zu seinem Gefährten vom Strome; verwünschte Gaukelei! — hier können wir nicht bleiben!

O weh! wir sind umsonst gegangen! seufzte Jener.

Nun, was steht ihr noch dort? wollt Ihr nicht Theil an meiner Gnade nehmen? fragte der König; und sah sie dabei mit einem Blicke an, bei dem ihnen nicht eben allzuwohl zu Muthe ward; demungeachtet faßte sich der von der Höh ein Herz, und antwortete im Tone des hiesigen Hofs:

Erhabner König, nimm das Bekenntniß unsrer Einfalt nicht ungnädig auf! Wir fühlen uns eines solchen Glückes gar nicht werth; unsre Augen sind viel zu schwach, um dieses kostbare Funkeln und Blitzen ertragen zu können; auch können wir die Luft hier nicht gewohnen. Vergönne daher daß wir

wieder nach Hause kehren, und aus übergroßer Gnade gib uns einen deiner Unterthanen zum Führer mit, der uns zurück geleite durch die vielfach verschlungnen Pfade deines unendlichen Reichs!

Blödsinnige Thoren! antwortete der König; euch geschehe wie ihr begehrt! das Glück wird niemand aufgedrungen. Kehrt heim zu Elend und zu Dürftigkeit! — Du, Nachtschatten, bring sie hinweg!

Ein Gnome trat auf diesen Ruf mürrisch unter den Übrigen hervor, den Befehl seines Herrn zu vollziehen. Die Wanderer bezeigten dem König ihre stumme Dankbarkeit, und traten, — ohne Verzug, — den Rückweg an.

Elwin irrte indeß schon längst draußen in den öden Klüften, und suchte das, was ihm die Macht des Königs nicht gewähren konnte; Aeona! bist du hier, mein Leben? rief er in der Beklemmung seines Herzens. — Der Ruf verhallte in den weiten Schlünden, und Geistertöne gaben dumpf zur Antwort: Hüte dich! Hüte dich! du strebst nach deinem Untergange! Hier ist sie nicht.

Die Wandrer kamen und fanden ihren vermißten Gefährten im Rückfall seiner alten Traurigkeit, und führten ihn mit sich zurück die dunkeln Pfade,

hinauf bis zu einer Felsenöffnung, die sie dem Tage wiedergab.

Die Sonne ging eben auf, als sie der Unterwelt entstiegen. Eine weite, grüne Ebene streckte sich vor ihnen aus und lachte im goldnen Morgenlicht, ein Anblick, der den armen Verschmachteten gar lieblich und erquickend war. Der von der Höh hob muthig den freien Nacken, wandte sein Antlitz zum Äther empor, und trank in durstigen Zügen die lang entbehrte freie Luft; während der vom Strome ängstlich seinen ganzen Körper befühlte, um zu untersuchen, ob nicht hier und da eine Verletzung zu finden sey. Das muß ich sagen, fing er zu dem von der Höh an, diesmal hat uns dein Traum gar arg betrogen! Ein Wunder, daß ich meinen Kopf noch auf den Schultern habe! Ich wäre nimmermehr mit in das verwünschte Klippennest hineingegangen, wenn du mich nicht durch deine Weissagung dazu verleitet hättest! —

Der von der Höh stutzte ein wenig, dann besann er sich und erwiederte: Freunde, mein Traum ist an der Sache ganz unschuldig; wir haben blos ein wenig unbesonnen gehandelt. In meinem Traume heißt es ja ausdrücklich, daß die Geister rege

werden, und uns ihre Hülfe anbieten würden, aber wo hat uns denn der finstre Kauz von Gnome seine Hülfe angeboten? blieb er nicht regungslos auf seiner Stelle sitzen, und konnte uns kaum auf unsre Rede Antwort geben? Wer weiß in was für Geschäften er aus seinem Berge hervorgekrochen war, und wir drängten uns ihm ordentlich auf. Nein, nein! gebt Acht, die Geister werden uns schon selber winken, wenn wir zu ihnen kommen sollen!

Die Andern faßten neuen Muth, und sie gingen nun zusammen muntern Schrittes weiter. Als sie noch nicht lange gegangen waren, erblickten sie von ferne, da wo der Himmel mit der Erde zusammen fließt, einen hellen, silbernen Streifen; dem vom Strome begann das Herz zu klopfen; sie kamen näher, und — — das grenzenlose Meer lag schimmernd vor ihren Blicken ausgegossen! Der frische Morgenwind spielte leis auf den zitternden Wellen, und die Sonne badete ihr holdes Antlitz darin.

Ermüdet von der langen Reise setzten sich die Wandrer am Ufer nieder; der vom Strome konnte sich gar nicht satt sehen an der unermeßlichen Wasserweite. O süße Ruhe, die da unten herrscht! rief er verlangend aus; wie sehnt sich mein ermüdeter

Körper nach dir! — Seht nur, die schöne Sonne ruht selbst da unten aus! Seht wie sie sich so ruhig von den Wellen schaukeln läßt! — Jetzt, Freund, jetzt wollt' ich daß dein Traum in Erfüllung ginge! jetzt wäre mir der Geisterwink willkommen!

Hier bin ich, Eure Wünsche zu erfüllen! Tönte plötzlich eine dumpfe Stimme aus den Wellen herauf, und ein großer, meergrüner Delphin hob sich glänzend empor. Die Wandrer sahn einander an, der vom Strome überrascht und entzückt, der von der Höh betroffen.

Setzt Euch auf meinen Rücken, sprach der Delphin, und legte sich ganz nahe ans Ufer.

Du bist sehr gütig, lieber Delphin, sagte der vom Strome, allein — wir werden doch nicht etwa ertrinken? ich bin ein wenig schwer. —

Seyd ruhig! zögert nicht! schnaufte der Delphin, und schlug unwillig mit dem Schwanze. Der vom Strome half sich nun so geschwind er konnte auf das bewegliche Schiff, die Andern folgten, und der Delphin ging rauschend unter Wasser. Die Fluthen schlugen über ihnen zusammen, doch wurden sie nicht benetzt; auch fühlten sie nicht die mindeste unangenehme Berührung. Je tiefer sie hin-

abgetragen wurden, je weicher schmiegten sich die Wellen an sie an, und ein träges Wohlbehagen bemächtigte sich ihrer Glieder. Die Wogen flüsterten melodisch um sie her, doch war es nicht blos wie Wellengeräusch, sondern wie fernher schallender Gesang, der in immer gleichen Tönen mit dem Murmeln des Wassers zusammen floß.

Hört ihr wohl, in der Ferne? rief ihnen der Delphin zu, das ist der Gesang der Geister! So singen sie Tag und Nacht in Ewigkeit.

Der vom Strome zerfloß ganz in Vergnügen; der von der Höh hielt sich die Ohren zu.

Die Fahrt ging schnell, und auf einmal befanden sie sich in einem weiten Saale aus Wasser gewölbt, und sahen bei dem milden Lichte, das von oben herein fiel, die ganze Schaar der Wassergeister, die rings im Kreise gelagert auf sanftschwellenden Wellenkissen ruhten, und sich unter ihrem eintönigen Gesange behaglich hin und her schaukeln ließen. Blaue durchsichtige Gewänder umflossen ihre Glieder, und die meergrünen Haare standen gar wohl zu den sanften, freundlichen Gesichtern.

Der König der Wellen sah die Fremdlinge holdselig an, und sang ihnen also entgegen:

Willkommen von der harten Erde,
Der Heimath jeglicher Beschwerde, —
Willkommen hier im Land der Ruh!

Dem vom Strome war es auf einmal als würde ihm die Zunge gelöst, und er sang unwillkührlich in denselben Tönen zur Antwort:

Ach freilich war uns armen Müden
Gar große Trübsal dort beschieden,
Du lieber, holder König du!

Da wird man stets umher getrieben,
Gedrängt, gestoßen, und zerrieben,
Da kömmt man nimmermehr zur Ruh.

Die Menschen treiben's spät und frühe;
Und nichts erlangt man ohne Mühe;
Nur todt ist Alles, Holz und Stein.

Ich wäre längst zu Grund gegangen;
Doch mich erhielt noch das Verlangen
Gerettet einst bei dir zu seyn.

Bei dir nur iſt das wahre Leben,
Und willſt du mir es gütigſt geben,
So bin ich ganz auf ewig dein.

Der König ſang dagegen:

Ich harrte deiner lange ſchon;
Komm her, du biſt mein lieber Sohn!
Auf dieſem weichen Wellenkiſſen
Magſt du des Lebens recht genießen.
Da liege hier an meiner Seite,
Und ewig morgen ſo wie heute.

Kaum endigte der König dieſe Worte als der vom Strome auf eins der weichen Kiſſen niederſank, und mit fröher Stimme in die einförmige Melodie der Wellengeiſter einſtimmte.

Während des Geſanges hatte ſich Elwin eben ſo traurig, eben ſo unbefriedigt von der Geſellſchaft verloren, als er vorher den Hof des Gnomenkönigs verließ; rief eben ſo den öden Waſſerwüſten den Namen ſeiner Sehnſucht zu, den er damals den Klüften vertraute, und eben jene ſchreckliche Antwort kam ihm zurück.

Willst du denn hier bleiben? rief plötzlich der von der Höh und weckte dadurch den Armen aus seiner schmerzlichen Betäubung. Ich habe dich aufgesucht, denn ich konnte den abscheulichen Gesang nicht länger aushalten. — Willst du denn wirklich in diesem Lande bleiben?

Ich hier, wo sie nicht ist? rief Elwin schmerzlich aus.

Nun wohl, so gehn wir mit einander! sagte der von der Höh; hoffentlich werden wir wohl an einem Orte unser Liebstes finden! Sey gutes Muthes, Freund! uns bleiben noch die Wolken übrig. Mein Traum hat mich vernünscht betrogen. Jetzt laß uns meinem Herzen folgen! Wir müssen nach der Höh! Ach wären wir nur erst hinauf! Vielleicht kann uns der Wellenkönig dazu behülflich seyn; er scheint zum Glück ganz freundlicher Gemüthsart: — Komm nur zurück!

Sie kamen nun zum Saale zurück; so wie sie eintraten sang ihnen der König gleich entgegen:

Nun, wollt ihr nicht auch Platz hier nehmen?
Und euch zur ew'gen Ruh bequemen?

Herr König, erwiederte der von der Höh, wir können, wie die mehrsten Menschen, die Ruhe nicht vertragen. Auch sind wir nur zufällig auf der Durchreise hieher gekommen; unser Weg geht eigentlich nach den Wolken. — Wenn du nun, gütiger und holdseliger König, die Gewogenheit haben wolltest, uns einen sichern Weg dahin anzuweisen, oder noch lieber, was deiner Macht vielleicht nicht schwer seyn wird, uns selbst unmittelbar dahin zu befördern, so würdest du uns zu einer immerwährenden Dankbarkeit verpflichten.

Der König sah ihn huldreich an, und sang:

O ja, recht gern soll das geschehen;
Ihr sollt noch heut die Wolken sehen.
Wir haben stets Verkehr mit ihnen;
Drum wird mein Vetter gern mir dienen
Der Nebelfürst, auf mein Verwenden
Wird er Euch eine Wolke senden,
Die trägt Euch dann zum Himmel leicht,
Dann ist ja Euer Wunsch erreicht.

Der von der Höh und sein unglücklicher Gefährte bezeigten dem König ihre Dankbarkeit, dieser

dieſer ließ ſie auf die nämliche Weiſe wie ſie herunter gekommen waren wieder hinaufbringen, bis auf die Oberfläche des Meers, wo auf ſeine Veranſtaltung die dienſtfertige Nebelwolke ſchon in Bereitſchaft ruhte.

Sie betraten ſie freudig, obwohl nicht ohne Zittern; und leicht wie auf Flügeln der Winde fühlten ſie ſich emporgehoben. Die Erde breitete ſich unter ihren Füßen aus, mit ihren bunten Wieſen und Hainen, im Strahl der untergehenden Sonne; aber ihre Blicke waren jetzt nicht auf die Erde gerichtet, ſie hingen an der Herrlichkeit der Wolken, die glänzend mit Gold und Purpur und Azur geſchmückt über ihrem Haupte ſchwebten, und ſich wie zum Empfange freundlich herunter neigten.

Die Wolke die ſie trug, ſchien einen neuen Schwung zu erhalten, je höher ſie kamen, gleich als beflügle ſie das Verlangen, ſich bald zu ihren ſchimmernden Brüdern zu geſellen. Schneller und gewaltiger fühlten ſich die Ungeduldigen emporgehoben, und jetzt landeten ſie an jenem himmliſchen Geſtade, das ihnen ſo lang nur aus der Ferne geglänzt hatte. —

Das ganze Reich der Wolken lag jetzt vor ihnen

aufgeschlossen, mit seinen stets erneuerten Gestalten, und seiner immer wechselnden Farbengluth. Alle Schimmer des Regenbogens wohnten hier; wie Fluthen hoben und senkten sie sich um sie her; Farben flossen bald mit Farben freundlich zusammen, bald trennten sie sich wieder, um sich mit andern zu vereinigen; ein voller, sich ewig verjüngender Frühling, und die Geister, die ihn bewohnten, luftige Schmetterlinge, die ihre Bildungen eben so schnell veränderten als die Wolken. Die Blicke der überraschten Sterblichen vermochten nicht sie fest zu halten, wie sie in buntem Gewimmel um sie her gaukelten, und sie mit fröhlichen Winken und Grüßen willkommen hießen. Lustig! lustig! riefen ihnen tausend fröhliche Stimmen zu; seyd ihr der alten Erde entronnen? und wollt ihr euch in unsern Farben baden? Willkommen, willkommen, wer lustig ist, wie wir!

O himmlisches Land, rief der von der Höh, indem er die Arme ausbreitete und nach allen Seiten entzückte Blicke warf. So bin ich denn hier angelangt, wohin ich mich so lange sehnte? So hab ich mirs gewünscht! das ist die frische Jugend, der schöne Wechsel, wo immer Altes untergeht, dem

Neuen Platz zu machen. O meine Brüder, ihr lieben, frohen Geister, hier laßt mich ewig wohnen! An meiner Lustigkeit sollt' ihr nichts auszusetzen haben! — Ich bin den alten Sclavenketten entronnen; laßt mich nun Glück und Leben mit euch theilen!

Mit Freuden! antworteten die Wolkengeister. Nehmt Alles hin was wir selber haben! Hier ist kein Eigenthum; wer mag den Äther theilen? Meint ihr, es sey in unserm großen Freystaat wie auf der dürftigen Erde, wo Jeder nur sein eignes Theilchen hat? Gesellig fließt hier die große Seligkeit in einander, und wir sind alle gleich, — die einzig Freyen in der ganzen Welt!

Das seyd ihr! ja das seyd ihr! rief der von der Höh; o welches Leben erwartet mich hier!

Nur munter müßt ihr seyn! riefen die Wolkengeister wieder, indem sie sich tanzend von einem Wolkenhügel zum andern schwangen. Bey uns gehts etwas schnell zu! wir spielen und tanzen und lachen in einem fort, und bleiben keinen Augenblick dieselben. Ihr seyd wohl klug; daß ihr euch von der lächerlichen Erde losgerissen habt, wo immer ein Tag dem andern ähnlich sieht, und wo die Thoren,

die Menschen, sogar ein Verdienst darin suchen dem Alten anzuhängen. Erholt euch nun bei uns von jenem traurigen Einerlei! wir nehmen euch als Brüder auf; seyd ewig jung und ewig froh wie wir!

Aeona! rief Elwin, der seiner nicht länger mächtig war, in schmerzlicher Beklemmung aus, und ein dumpfer Donner aus den Wolken gab dreifach schrecklich zur Antwort: Hüte dich! hüte dich! du strebst nach deinem Untergange! Hier ist sie nicht!

So wehe mir! rief Elwin, so bin ich dann allenthalben ausgestoßen! Die Andern haben ihre Heimath gefunden; nur für mich ist in Erde, Meer und Himmel keine Ruhestatt!

Das weite Land der Wolken war ihm nunmehr zu eng; er sehnte sich zurück zur Erde, zum Geburtslande seines Glücks und seines Elends, um seine endliche Wanderung von neuem zu beginnen; die Wolkengeister, denen seine Verzweiflung höchst mißfällig war, hatten nicht gesäumt, ihn so geschwind als möglich wieder herunter bringen zu lassen.

Sein alter Schmerz war nun mit doppelter

Gewalt erwacht, da ihn die letzte Hoffnung betrogen hatte. Es trieb ihn wieder unaufhaltsam fort, bis er am Ende ganz ermattet niedersank. Er meinte zu sterben, als es ihm dunkel vor den Augen ward, und er Stimme und Bewußtseyn verlor; allein es war nicht der Todesschlaf, sondern nur ein tiefer Schlummer, ihm von einer wohlthätigen Macht gesandt, um seine sinkenden Kräfte zu erquicken, und die Flamme seines Lebens noch im Erlöschen zurück zu halten.

Er schlief, und ein Traumbild trat vor seine Seele: Aeona stand vor ihm, so schön und hold als sie ihm je erschienen war. Sie stand an seinem Lager, und dennoch war es als ob ein weiter Raum, eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen läge. Ein weißer Duft umfloß die himmlische Gestalt wie Nebel den herbstlichen Mond. Sie sah ihn mitleidig an, und ihre Stimme, die wie aus der Ferne herübertönte, war zwar ernst und warnend, doch wurde sie von einer wehmüthigen, fast liebenden Theilnahme gemildert. Unglücklicher, sprach sie, noch immer hängst du deiner wahnsinnigen Liebe nach? Elwin laß ab! wir können uns nie vermählen, meine Ruh ist in den Flammen.

Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen,

wie vom Winde verweht, und vergebens strebte Elwin, als er wachte, sie sich zurück zu rufen; auch sie selber zerfloß in Luft, und ihm blieb nichts als eine dunkle Erinnerung übrig. Doch wars als hätte sich ein neues Feuer in seine matten Glieder gegossen, und neue Kraft zu leben und zu leiden.

Er war nun wieder ganz allein, doch vermißte er die Gesellschaft seiner Gefährten nicht, und hatte sie und ihr Glück beinah gänzlich vergessen, als er einstmals, indem er um die Ecke eines Felsen wandte, eine düstre Menschengestalt auf einem Steine sitzen sah. Den Kopf in die Hand gestützt saß sie unbeweglich, und schien in den tiefsten unmuthigsten Gram versunken; Elwin trat näher, und erkannte nicht ohne Befremden den vom Thale! —

Wie? du hier? redete er ihn theilnehmend an; und so traurig? du hattest ja dein Glück gefunden?

Mein Glück? erwiederte Jener, indem er mürrisch aufsah, und auch den ehemaligen Gefährten erkannte; mein Unglück, möcht ich vielmehr sagen! Trübseliger ist mirs in der ganzen Welt noch nicht gegangen, und statt das Leben zu gewinnen, hätt' ich beinahe das Leben verlieren können. Denke dir

nur! von allem dem kostbaren Schimmer, der mich so entzückte, ist mir jetzt nichts, auch gar nichts übrig geblieben!

Anfangs ging Alles gut, und ich konnte nicht satt werden, in meinen Schätzen zu wühlen, und sie zu überzählen; aber eh ich mich's versah, stiegen schwefelichte Dünste aus der Erde, und verdunkelten meine Augen; mein schöner Reichthum ward kohlschwarz, und ich selbst meinte zu ersticken. Kein Mensch wird mir es verdenken, daß ich unter solchen Umständen verdrießlich ward und meine Meinung sagte; aber die groben Zwerggeister nahmen das sehr übel und stießen und schleuderten mich aus einem Winkel in den andern. Durch alle Wege die wir vorher gegangen waren, ward ich geworfen, bis ich zuletzt herauf ans Tageslicht gelangte, ich wußte nicht wie. Ich habe mir nun vorgenommen zurück zu meinen Gütern zu gehen, und das Leben wenigstens noch so lang als möglich zu genießen. Wenn ich dir rathen soll, so gehst du auch wieder heim, und lebst vernünftig unter Menschen.

Für mich ist keine Heimath in der Welt, erwiederte Elwin. Reise du glücklich! ich kann dich nicht begleiten.

So bleib meinetwegen wo du willst! versetzte der vom Thale. Ich habe nun ausgeruht, und gehe meines Wegs..

Mit diesen Worten stand er auf, und wanderte fort; so wie Elwin von einer andern Seite seinen Weg verfolgte. Der Himmel trübte sich, und ein fürchterliches Rauschen tönte von fern her; der Sturm heulte in den einsamen Klüften, und stürzte die Bäume von den Abhängen der Felsen herab. Dem Herzen des unglücklichen Elwin that dieser Aufruhr aller Elemente wohl, weil er so sehr mit seiner hoffnungslosen Stimmung übereintraf.

Nach und nach legte sich der Sturm; und Elwin gelangte nun an das Ufer des Meers. Eine grausende Verwüstung hatte sich hier über die Gegend verbreitet; das ganze Gestade lag mit Sand und Felsentrümmern bedeckt, die die Gewalt der Wellen vom Grunde losgerissen hatte. Noch immer schlugen die Wellen unruhig an das Ufer, als könnten sie das schon versöhnte Zürnen nicht vergessen. — Da scholl auf einmal eine klägliche Stimme durch das Geräusch der Wellen: Hülfe! Hülfe! Komm mir doch zu Hülfe lieber Freund!

Elwin erblickte nun den vom Strome, mit-

ten unter den Trümmern auf der Erde liegend, er war über und über verletzt, und traute sich nicht seine Stelle zu verlassen. Elwin nahte sich und richtete ihn empor.

Wie froh bin ich, rief der arme Beschädigte, daß ich wieder einen Menschen sehe! Ach du glaubst gar nicht, mein Lieber, wie schlimm es mir bisher gegangen ist! die holde Ruhe, die ich in den Wellen gefunden zu haben glaubte, verwandelte sich gar bald in die schrecklichste Unruhe! Es entstand ein Sturm, der die Grundvesten unsers Wellen-Pallastes erschütterte; die Wassergeister schlüpften zwischen den Wogen hin und her, und reich und geschmeidig wie sie sind, blieben sie wohl unbeschädigt; sie flossen zuweilen mit den Wellen zusammen, und ließen sich bei alle dem in ihrem ruhigen Gesange nicht stören, — nur daß sie dreimal lauter sangen als vorher. Mich armes Unglückskind hingegen riß die wüthende Fluth von Klippe zu Klippe, bis sie mich endlich hier ans Ufer warf. Du siehst selbst wie ich zugerichtet bin! die ärgste Arbeit auf der Welt hätte mir nicht so viel Schaden thun können als diese — Ruhe! Nein, lieber Freund, nun hab ich mir das ewige Leben ganz aus dem Sinne ge-

ſchlagen; ich gehe wieder unter Menſchen! — — Sieh nur! der Sturm hat ſich noch immer nicht gelegt; die Wolken fliehn wie ſchwarze Rieſenſchatten über den Himmel, und der Regen ſtürzt in großen Tropfen herab. Gieb Acht, das wird ein Wolkenbruch! —

Der vom Strome hatte kaum ſeine Rede geendigt, als dicht neben ihnen unter dem einſtürzenden Regen ein dichterer Körper herabfiel, der einige Augenblicke wie betäubt vom Falle liegen blieb, ſich dann aber ſchnell emporraffte, und die leichte Geſtalt deſſen von der Höh darſtellte.

Iſt's möglich? rief er, hier ſind ich ja Bekannte! Beklagt mich Freunde! das war ein harter Sturz! jetzt hing mein Leben an einem Haare!

Iſt es dir auch gegangen wie mir? unterbrach ihn der vom Strome.

Wie es dir gegangen iſt, Freund, verſetzte Jener, iſt mir noch unbekannt; aber daß ich bisher ein jämmerliches Leben geführt habe, das weiß ich nur zu gut. So lange die Wolken ruhig zogen ging es vortrefflich; allein mit einmal erhob ſich ein furchtbarer Wind; zerriß unſre Wolken, thürmte ſie wieder zuſammen, und jagte ſie, aufs neu zer-

riſſen, am Himmel hin. Das konnt ich aber nicht, ob ich gleich ſonſt ziemlich leichtfüßig bin; auch half ich mir noch lang genug, allein mein irdiſcher Stoff zog mich zur Erde, und ſo — — ihr wißt das Übrige! — Aber wie mir während der Wolkenjagd zu Muth war, könnt' ihr euch nicht vorſtellen! Todesangſt hab' ich ausgeſtanden!

Er erklärte nunmehr, wie er kurz und gut beſchloſſen habe, ſein Glück wieder unter den Menſchen zu verſuchen.

Der vom Strome ſtimmte ein, und beide drangen nun vereinigt in Elwin, daß er mit ihnen gehen ſollte. Was läufſt du in der Irre umher? ſagte der vom Strome; das iſt ja ein elendes Leben! geh heim zu deinen Anverwandten, und lebe hübſch ſtill und ordentlich.

Ich habe keine Anverwandten. Erwiederte Elwin.

Ich habe auch keine Anverwandten in der Welt, rief der von der Höh, aber deswegen ſtreich ich nicht zwiſchen Dornen und Diſteln umher, und gräme mich zu Tode! Wer klug iſt, iſt ſich ſelbſt genug. Und hat man auch Alles verloren, ſo blei-

ben doch noch tausend Hoffnungen, die uns umgaukeln und schimmern, bis zum letzten Athemzuge.

Für mich ist keine Hoffnung mehr auf Erden, entgegnete Elwin.

Nein länger hält es meine Geduld nicht aus! rief der von der Höh, und wandte sich zu dem vom Strome: Komm guter Freund, wir wollen uns nicht länger bei diesem hartnäckigen Eigensinn verweilen.

Sie wanderten bei diesen Worten ungesäumt von dannen; und einsam wie vorher, ging Elwin seinen Weg. Seine Leiden waren seine Verwandten, und seine einzige Hoffnung der Tod.

So war er einst in der Dämmerung des Abends an den Eingang eines schwarzen, hochgewölbten Waldes gekommen. Ein tiefes Schweigen herrschte hier, von keinem Laute unterbrochen, kein Lüftchen regte sich in den Blättern der Bäume, die alle stumm und unbeweglich, gleich wie in feiernder Erwartung standen. Wunderbar fühlte er, so wie er hineintrat, die alte Sehnsucht verdoppelt in seiner Brust; dieser Wald erinnerte ihn an jenen, den er in Tagen vergangener Seligkeit bewohnt hatte. Er drängte sich unaufhaltsam vorwärts, ob ihm gleich

Bäume und Büſche immer verwachsner in den Weg traten, und ſeine Tritte hemmen wollten. Es wurde Nacht, und ſein Pfad verlor ſich gänzlich. — Plötzlich wurde er von fern einen rothen Schimmer gewahr, der dann und wann verloren durch die Zweige flammte. Mit heftigen Schritten eilte er darauf zu, und nun erblickte er durchs Laub — ein ungeheures großes Feuer; welches auf einem freyen Platze hochlodernd wie in einem ſtillen Tempel braunte. Die Flammen ſchlugen kniſternd in die Luft, daß die Wipfel der hohen Bäume ringsum ganz roth im Wiederſcheine glühten. Auf einmal ward es licht vor ſeiner Seele; das dunkle Traumbild jener Nacht, ſtand hell und glänzend vor ihm, und die Worte, auf die er ſich nicht hatte beſinnen können, fielen jetzt wie ein Blitzſtral in ſein Herz: Du wohnſt in den Flammen? rief er in ſtürmiſcher Entzückung aus, o nimm mich auf zu dir! Ich will verloren ſeyn!

Mit dieſen Worten ſtürzt' er mitten in die Glut; — und — ſelig fühlt er ſich von ihren ätheriſchen Armen umſchlungen — an ihren himmliſchen Buſen gedrückt. Die Flammen ſchlugen über

den Glücklichen zusammen, und sangen lodernd den Siegsgesang:

Du suchest die Liebe?
Wo willst du sie finden?
In Wolken umher?
In nächtlichen Schlünden?
Im wogigten Meer?

Unseliger! weile!
Du findest sie nicht!
Das rettende Leben,
Das tröstende Licht,
Unseliger weile!
Du findest es nicht!

Du suchest die Liebe?
Wohlauf in die Flammen!
Die Liebe, das Leben,
Sie wohnen beisammen!

Verloren sich geben
Mit Leib und mit Blut,

Um ewig zu leben,
In heiliger Glut. —

Du haſt ihn erwählet
Dem Tod dich vertraut:
Nun biſt du vermählet
Der himmliſchen Braut.

Wir Geiſter der Flammen
Wir walten allein!
Unſterbliches Leben,
Uns iſt es gegeben,
Wir geben es wieder,
Wir tragen es nieder
Zu Klüften der Erde
Und wolkenwärts.

Wir wärmen die Tiefen
Wir regen die Wogen,
Wir färben die Wolken
Wir heben das liebende Herz!

Der Troubadour.

Romanze.

Treu der heil'gen Ehre Schwur,
Wie der süßen Macht der Lieder,
Kam aus manchem Kampfe wieder
Ritterlich der Troubadour.

»Schöne Herrin sey gegrüßt!«
— Sprach er zu der hohen Schönen, —
»Die mit seinen wärmsten Tönen
Einzig mein Gesang umschließt!

Liebend kehr' ich dir zurück;
Sieh, so manche Lorbeerblüthen
Brach ich in der Schlachten Wüthen,
Und dir weih' ich Ruhm und Glück!

Gäbſt du doch dies theure Pfand,
Dieſen Ring von klarem Golde,
Endlich langer Treu, du Holde,
Mit der weichen ſanften Hand!«

»Armand, edler Troubadour!«
— Sprach die Dame drauf entgegen, —
»Immer warſt, mit Harf' und Degen,
Du getreu der Ehre Schwur!

Längs an der Garonne Strand,
Wie an vaterländ'ſcher Rhone,
Nennt man dich der Ritter Krone,
Und der Sänger, weit im Land.

Vieles haſt du ſchon vollbracht;
Doch, das Schönſte zu vollbringen
Iſt für frommer Ritter Klingen
Dort im Sturm der Maurenſchlacht.

Aus caſtiliſchem Geſchlecht
Zähl ich dort noch Anverwandte;
Mauren wüthen jetzt im Lande
Unterjochend Sitt' und Recht;

Armand, edler Frankenheld,
Liebst du wirklich mich von Herzen,
Lindre dann der Brüder Schmerzen!
Und für Liebe kämpf' im Feld!

Kömmst du dann vom Sieg zurück,
Dann mein Treuer, winkt zum Solde
Dir der Ring aus klarem Golde,
Und uns winkt der Liebe Glück. —«

Da des schönen Auges Licht
Schlug der Ritter traurig nieder;
Doch er hob es glänzend wieder,
Sprechend: Solches sey mir Pflicht.

Und es that der Troubadour
Treu gehorsam dem Befehle;
Denn dem Namen glich die Seele:
Armand, hieß er, Portamour. *)

Zwar mit Trauern zog er fort
Aus der Herrin süßen Blicken,

*) Altfranzösisches Rittergeschlecht.

Doch Gedanken, voll Entzücken
Sandt' er noch zum theuren Ort.

Heiß nun kämpft' er in der Schlacht,
Mit castilischen Geschwadern
Und das Blut aus seinen Adern,
Floß oft, willig dargebracht.

Doch es war der Mauren Wuth
Nun gedämpft, da kehrt' er wieder,
Heimwärts bei dem Klang der Lieder
In der Hoffnung Morgengluth.

Und der schönen Herrin Schloß
Konnt' er schon von Weiten sehen
In dem Thal der Pyrenäen
Wo der Adour sich ergoß.

Nur ein dunkler Hain noch war
In dem Grund zurück zu legen;
Trauend seinem tapfern Degen
Dacht' er nimmer an Gefahr.

Da auf einmal stürzt' ein Hauf
Falscher Mauren wie Gewitter

Rachedürſtend auf den Ritter,
Die der Schlacht entflohn im Lauf.

Schnell das Schwert im Kampfgewühl
Ließ die tapfre Rechte blinken,
Aber feſt in ſeiner Linken
Hielt er noch das Saitenſpiel.

Doch umſonſt des Helden Muth!
Vor der Ueberlegnen Streichen
Mußten Kraft und Leben weichen
Und entfloß das edle Blut.

Aber als er ſterbend fiel
Fleht' er noch: So nehmt mein Leben!
Gold und Rüſtung will ich geben,
Laßt nur, laßt mein Saitenſpiel!

Und der wilden Räuber Herz
Ward von ſeiner holden Stimme
Wunderbar bewegt im Grimme,
Ehrend ſeinen Todesſchmerz.

Nur der ſchönen Rüſtung Werth
Ward der rohen Habſucht Beute,

Doch entweichend, ihm zur Seite,
Ließen ſie noch Harf' und Schwert.

Dankbar drückt' er ſie ans Herz;
»O Ihr lieben, treuen Beiden!«
Rief er, »ſagt Ihr nach dem Scheiden
Nun der Schönſten meinen Schmerz!

Heil! in Gottes Dienſte fand
Und in ihrem ich mein Sterben!
Und ein Grab durft' ich erwerben
Ihr ſo nah auf eignem Land. — «

Und er hob ſich blutend auf,
Noch mit letzter Kraft, die Zeugen
Schlang er zu den untern Zweigen
Eines nahen Baums hinauf.

Heilig Schweigen war im Hain
Wie in eines Tempels Hallen;
Und die frommen Nachtigallen
Wiegten ihren Bruder ein. —

— »Armand! edler Troubadour!«
Rief die Dame vom Balkone,

»Nahst du nie, der Ritter Krone?
Holder Armand Portamour!?«

Doch ihr Kämpfer hörte nicht;
Nicht mehr war vom Liebesbunde
Jetzt die Red', in ernster Stunde,
Noch von froher Hochzeit Licht.

Schönste, hast ihm wohl zu weit
Ausgesetzt das Ziel der Liebe!
Für den Krieger senkt oft trübe
Schnell sich Licht in Dunkelheit. —

Und die Kunde ward ihr bald:
Kämpfend ist dein Held gesunken. —
— Da verlosch ihr Freudenfunken
Und ihr Kleinod ward der Wald.

In geweihtem Boden ruht
Nun der Reiz der schönen Glieder;
Und sie sinkt oft betend nieder
Bei dem Kämpfer, hold und gut.

Und als stilles Heiligthum
Ließ sie rings den Baum begrenzen

Wo noch Schwert und Harfe glänzen,
Ihres armen Lieblings Ruhm.

Wallte nun die Herrin hier
Tönt' es aus den Laubgehegen
Ihr noch hold und süß entgegen:
»Meine Seele wohnt bei dir!

Treu dich liebt ich sicherlich;
Fromm nach deines Worts Befehle
Gab ich Gott die treue Seele;
Doch sie lebt im Lied für Dich!

Mag vom schönen Lebensport
Uns der Haß auch wild verdrängen,
Innig lebt in seinen Klängen
Noch des Dichters Seele fort.

Die Poesie.

Ach laß mich doch! laß mich du holde Macht!
Ich will mich jetzt nicht deinem Drang ergeben!
Warum verfolgst du mich mit deiner Pracht?
Mit deinem regen, schimmervollen Leben?

Der Wirklichkeit gehört mein Handeln jetzt;
Du, süße Poesie, du mußt ihr weichen!
Mit allem Zauber, der die Seel' ergötzt,
Mit deinen lichten, wunderbaren Reichen!

Mit deinem Freund dem Wohllaut hold und süß,
Und Phantasie, der mächt'gen Herrscherin;
Vergebens funkelt jetzt Dein Paradies,
Mich ruft die Welt zu ihrem Wirken hin.

Doch lächelnd spricht die Göttin: Armes Kind!
Wie thöricht wagst du mir zu widerstreben?
Die einmal mir dahin gegeben sind,
Mit Seel' und Kräften sind sie mir gegeben!

Wie darfst du sagen: Jetzt soll es nicht seyn!?
Du willst wohl noch ob deiner Zeit gebieten?
Was ist denn noch vom Denken, Wollen Dein?
Eh du es weißt aufsprossen meine Blüthen.

Geh! reiß dich los aus meinem Liebesarm,
Vermagst du es! — In deine Seele blitzen
Wird stets mein Licht auch in des Lebens Schwarm,
Stets nur durch mich wird dich die Welt besitzen.

Die Flügel.

In der Kindheit Morgenröthe
Wünscht mein Flügel oft voll Hast,
Ueber Wies' und Blumenbeete
Hinzuflattern ohne Rast;

Doch das Sehnen ist vergebens,
Niemand der uns Flügel schenkt!
In das dunkle Thal des Lebens
Sind wir aussichtlos versenkt.

Nur die Zöglinge der Musen,
— Kinder bleiben sie wohl lang —
Nähren im bewegten Busen
Immer noch den heißen Drang.

Und so spricht die Göttin, — linder
Wie der West durch Blüthen spielt: —
Fröhlich, meine muth'gen Kinder!
Euer Streben ist erzielt!

Ja, ich will Euch Flügel geben,
Mit dem goldnen Saitenspiel!
Zu entfliehn dem engen Leben
Im begeisterten Gefühl.

Zwar des starken Adlers Schwingen
Kann ich Jedem nicht verleihn,
Ungeblendet hinzudringen
Zu der Sonne Flammenschein;

Noch der sanften Taube Schweben,
Die, ein holdes Friedensbild,
Nur bestreift das ird'sche Leben
Mit dem Flügel leis und mild,

Noch der zarten Philomele
Flug, die sel'ger Flur entschwebt,
Mit der zaubersüßen Kehle
Seligtiefen Schmerzen lebt.

Aber Eins, Ihr meine Lieben,
Hängt von Euch allein nur ab,
Und ist Manchem treu geblieben
Bis ans mild entglänzte Grab;

Immer, mag der Flug der Lieder
Ernst auch oder fröhlich seyn,
Bleibe wie des Schwans Gefieder,
Euer Flügel heilig rein!

Die Brücke.

Erzählung eines Wandrers.

Die Landschaft ruht im goldnen Abendstrahle,
Die wilde Landschaft, ernst, romantisch schön,
Der Stromfall donnert tief im Felsenthale,
Die Fichten steigen kühn an kühnen Höhn;
Ein Wiesenstreifen schimmert hell dazwischen
Und Birken heben zart ihr lichtes Grün;
So scheint, wie deutsam Schwarz und Licht sich mischen,
Die Hoffnung in das finstre Jetzt zu blühn.

Der Epheu und des wilden Weines Reben,
Sie ranken zärtlich an des Felsen Fuß,
Als sprächen sie: Ach wolltest du erheben,
Geliebter, Starker, mich zu deinem Kuß!

Doch kalt und edel blickt der Fels herab,
Und spricht: Verspare nur die zarten Triebe,
Ich kenne dich, Verräth'rinn, falsche Liebe!
Dein süß Umranken zieht ins Todesgrab!

— Hier auf dem Gipfel, schauend auf die Flur,
Winkt eine Wohnung in den Fels gehauen;
Hier wußte, trotz den Schrecken der Natur,
Ein Kühner sich die Freistatt zu erbauen.
Die braunen Tannen hangen still und düster
Darüber hin, mit schaurigem Geflüster,
Zur Seite blüht ein Gärtchen, glänzend hell,
Durchzittert von des Berges Silberquell.

Und Jagdgeschosse seh' ich an den Wänden,
Und wieder Zeichen sanfter Schwärmerei;
Mir dünkt, als ob sein Leben hier zu enden,
Ein edler Mensch, aus Gram entschlossen sey.
Da, — seitwärts, — seh ich ihn von Klippen steigen!
Ein hoher Geist, von Nebeln leicht umwallt; —
Von frühem Adel scheint sein Gang zu zeigen,
Und seine edle, männliche Gestalt.

Er ſcheint noch in des Lebens kräft'ger Mitte,
Und ſchon gehemmt die muthig raſchen Schritte?
Jetzt naht er, hebt des Aug's gebrochnen Glanz;
Wie lieblich ſpricht aus anmuthsvollen Zügen
Die bittre Schwermuth! doch es konnte ganz
Der Kummer nicht den milden Geiſt beſiegen;
»Verzeiht dem irren Wandrer! darf ichs wagen
Nach Obdach, oder Pfad nur, Euch zu fragen?«

Er ſah mich an mit großmuthsvollem Blick;
»Willkommen Fremdling, ſprach er, magſt du weilen?
Gern will ich, was zum Erbtheil mein Geſchick
Mir ließ, von ganzer Seel' es mit dir theilen!«
Ich nahm den Antrag an, mit Freud und Dank;
Doch meine feſtgebann'ten Blicke ruhten
Auf ſeinem Antlitz nur, und ich verſank
In dunkler Träume leiſe Zauberfluthen.

Unnennbar rührend aus den edeln Zügen
Sprach mich Erinn'rung vor'ger Zeiten an;
»Wie? ſollte mich des Herzen Stimme trügen?
Biſt Du es, Freund? Gefärth auf früher Bahn?
Der Jugend Liebling, den ich lang vermißt?
Dich führte früh dein Loos zu fremden Stränden;«—

»Wie, du? O sey mir tausend mal gegrüßt!
So rief er, Freund, vom fernen Vaterlande!«

Wir preßten Brust an Brust, und Arm in Arm,
Die Herzen schlugen brüderlich zusammen;
Er führte mich zur Grotte freudewarm,
Und weckt' am Heerd die wirthlich heitern Flammen;
Bald duftet uns das einfach frohe Mal;
»O Dank dem Himmel! rief ich, nach Beschwerden
Von mancher Art, muß solches Glück mir werden!
So lieben Freund find ich im öden Thal!

Doch du, im Alter blüh'nder Manneskraft,
Verzehrst in Kummer hier das edle Streben?
Welch feindlich Schicksal hat dich weggerafft?
Noch viel an dich zu fordern hat das Leben.«
Da senkte schmerzlich lächelnd er den Blick:
»Nein, wenn von Fordern noch man könnte sagen,
Hätt' ich es wohl an Leben noch und Glück! —
Doch — längst ist unsre Rechnung abgetragen.«

»Mir schaudert Freund! Du sprichst so furchtbar kalt
Wer hat dies liebend weiche Herz verödet?
Wer diese Blum' im schönsten Flor getödtet?
O nenne mir die schreckliche Gewalt!«

Da brach vom Aug' ihm eine bittre Thräne;
»Nur langsam, sprach er, konnte dies geschehn;
Und viel vorher der Todesstreiche gehn,
Sie mußten es in meines Lebens Scene.«

Er führte jetzt mich, bietend sanft die Hand,
Zur andern Seite an des Berges Rand;
Hier lag ein wildres Thal zu unsern Füßen;
Man hörte dumpf des Stromes Wogen fließen;
Der Halbmond war indessen aufgegangen,
Und lieh der Landschaft trüb sein Geisterlicht;
Da sah man, wo der Strom durch Felsen bricht,
Noch einer Brücke stolze Pfeiler prangen.

Sie lag in Trümmern, und es ging der Strom
So trotzig zwischen durch, in Mondenschimmer;
So schaurig leuchteten die weißen Trümmer,
So schweigend wölbte sich der Sternendom;
Er sah mich an, mit großem ernsten Blick.
»Sieh! sprach er, sieh, um dieses Denkmals willen,
Erwählt' ich dieses Thal! es lehrt im Stillen
Verachten mich des Lebens falsches Glück.

Sonst wohl, giebt eine Brücke Heil und Glück
Den Menschen; sie vereint getrennte Theile;

Mir brachte sie Verderben! — Fern zurück,
An Jene denk ich, wenn ich hier verweile!
Es giebt das offne warme Herz sich hin;
Es traut des Auges Schwur mit treuem Sinn;
Und so ist Treu' und Glauben eine Brücke,
Die dieser gleicht, sie bricht in morsche Stücke!!«

— Ich drang in ihn, als wir zurück gekehrt
Zum Heerd nun waren, mir den Feind zu nennen
Der so sein edles, schönes Herz zerstört;
»Wohl, sprach er, ganz sollst du mein Schicksal kennen;
Du weißt es, wie ich redlich Gut und Blut,
Des Herzens frische Kraft dem Staate weihte,
Doch wie ich, des Verraths, des Undanks Beute,
Verzweiflungsvoll verließ mein erblich Gut.

Die Eltern deckte langst das frühe Grab;
Kein zärtlich Band, das mich zurück gehalten;
Dich, Freund, entfernte mir des Schicksals Walten
Und Mancher war, der Gift statt Heil mir gab.
Ach Freundschaft! seltnes Gut! Sie gleicht der Lanze
Zu oft, die herrlich blitzt bei Festes Glanze,
Doch! stürmt um uns des Kampfes wilder Brand,
So bricht sie uns verräthrisch vor der Hand.

Ich bot nun fremdem Dienst der Seele Kraft,
Des Herzens Muth; — doch bald hinweg gerafft
Ließ mich auch dort mein Schicksal nicht verweilen —
Durch fremder Länder Schaun den Gram zu heilen
Beschloß ich jetzt; Was mir noch übrig blieb
Von meinem ritterlichen Eigenthume,
Was ich geopfert nicht der Pflicht, dem Ruhme,
Weiht' ich dem Drang, der mich ins Weite trieb.

So schweift' ich nun durch weitentlegne Meere,
Durch fremde Länder, über Berg und Fluth;
Doch stillte nichts die fürchterliche Leere
In meiner Brust, der Sehnsucht stille Glut.
Da kam ich einst, dort, wo vom Morgenthor
Die Sonne sich erhebt auf Rosenflügeln,
In ein Gefild, das Edens schönsten Flor
In sich vereint, umschirmt von blauen Hügeln.

Der Blumenschmelz auf den besonnten Auen,
Die lichten Haine spiegelnd in der Flut
Kristallner Bäche, — leichter bei dem Schauen
Der Paradiesgefilde floß mein Blut.
Doch eines breiten Stroms empörte Wellen
Durcheilten brausend diese goldne Flur;

Austretend ließ er der Verwüstung Spur.
Und schien durch Schnee aus dem Gebirg zu schwellen.

Ich stand und staunt', — und — o welch reizend Bild!
Ein Mädchen sah ich kämpfend mit den Wogen;
Ihr weiß Gewand ergriff der Strudel wild,
Schon hatt' er siegend sie hinabgezogen:
Da stürzt' ich pfeilschnell in die wilde Flut,
Erreichte sie, und trug mit starken Armen
Sie ans Gestad; indessen schon erwarmen
Sich die Erstarrte fühlt' an meines Herzens Gluth.

Ich legte sanft sie hin, mit frommen Sorgen
Bemüht zu wecken ihres Lebens Licht;
Jetzt sah ich erst ihr himmlisch Angesicht;
Mir ward als säh ich in den lichten Morgen,
Sie öffnete den zauberfüßen Blick,
Und sah mich an mit lieblichem Erröthen
Und bat zu ihrer Heimath sie zurück
Zu bringen, — süß ihr Ton wie Hauch der Flöten.

Ich that, was sie gebot in Ehrfurchttreu,
Ich führte sie zu ihrer Mutter Hütte;
Doch irr und schwankend waren meine Tritte,
Mir war's, als ob umflort mein Auge sey.

Ach mal' ich dir die Tage, die nun kamen?
Wer schildert das, was unvergleichbar ist?
Wernennt, was unaussprechlich ist, mit Namen?
Wo Herz in Herz das eigne Seyn vergißt. —

— Die Mutter klagte, daß des Stromes Wuth
Schon oft gefährdet ihres Kindes Leben;
Denn ohne Brücke trennte seine Flut
Von jenseit dies Gefild voll Frücht' und Reben,
Geübt ihn zu durchgehn mit leichtem Fuß
War wohl das junge Volk in heitern Tagen
Zur prächt'gen Hauptstadt Früchte feil zu tragen,
Doch schwellt' indeß ihn oft ein Regenguß.

— Ich war gebannt an die geliebte Flur;
Ach tief berauscht ich mich in ihren Blicken
Mit jedem Tag; sie theilte mein Entzücken,
Und — jetzt vernahm ich ihrer Treue Schwur.
»Ha, rief ich, Trotz nun biet' ich dem Geschick,
Jetzt fand ich erst das Kleinod für mein Leben,
Verbannen mußte mich das flücht'ge Glück,
Um hier die schönste Heimath mir zu geben!

Doch — welches Glück sollt ich der Holden bieten?
Nur Armuth war jetzt Erbtheil meiner Hand;

Auch sie war arm; die reichen Fluren blühten
Als Andrer Eigenthum im Lenzgewand.
Geh, sprach die Mutter, geh, in fremdem Lande,
Mein Sohn, zu suchen dir ein würd'ges Gut!
Für eignen Heerd der Gattin kämpft der Muth;
Dann komm zurück zum sel'gen Liebesbande!

Ich las den Wunsch auch in der Liebsten Blicken,
Und freudig hoffend sagt' ich Lebewohl;
Und flog, durch rechtlich Gut sie zu beglücken
Von Land zu Land, bis hin zum fernen Pol.
— So leicht nicht ist's dem Biedern, reich zu werden,
Doch muthig trotzt' ich grausender Gefahr,
Und trug geduldig Drangsal und Beschwerden,
Bis nun erkämpft ein kleiner Reichthum war.

Und, o mit welchem wonnevollen Beben
Kehrt' ich zurück zu der geliebten Flur!
In ihr nur schien mein treues Herz zu leben
Und sicher traut' ich auf den heil'gen Schwur.
Ich kam zurück: die reizenden Gefilde
Sie lagen vor mir in erhöhter Pracht;
Die Abendsonne schien mit sanftrer Milde,
Und mich umfing die schmerzlich süße Macht.

Ich fühlte Thränen mir ins Auge dringen,
Von Dank und Wonne stieg die volle Brust;
Ich sehnte mich das Weltall zu verschlingen;
Zu theilen Allen meines Himmels Lust!
Ich grüßte meines Stroms bekannten Lauf;
— Da sieh! welch Schauspiel zeigte sich den Blicken?
Es stieg die schönste, prächtigste der Brücken
Im Abendschimmer funkelnd vor mir auf.

Und wo ich forschte nach der kleinen Hütte,
Da hob ein herrlich glänzender Pallast
An ihrer Statt sich aus der Fluren Mitte
Von prächt'gen Gärten reizend eingefaßt.
Durch meine Seele zuckt' ein schmerzlich Ahnen
Wie Blitze zucken, — Nein! Wie Dolche sich
Zerreißend wild, den Weg zum Herzen bahnen!!
Die Wahrheit — ach zu bald nur traf sie mich!

Und kannst du's fassen! nein! so namenlosen,
So tiefen Schmerz begreift kein menschlich Herz!
— Das Schloß umwebten Myrthenzweig und Rosen;
Und mir entgegen schallte Lust und Scherz.
Ich trat ins Innre; — was ich dort erfuhr, —
— Verzeih! wenn ich in schöner Ordnung nicht
Dir sage, was noch jetzt das Herz mir bricht. —
O schwänd, auf ewig jener Tage Spur!

— Als ich geschieden war, mit treuem Sinn,
Nach Glück zu ringen für die Herrscherin,

Da kam ein Fürſt zum einſamen Gefilde,
Wohl ſtaunend höchſte Schönheit hier zu finden;
Von Armuth hört' er; von des Stromes Wilde,
Und — Schweres wußt' er leicht zu überwinden,
Er ſchwur der Schönſten, daß, um ihr zu dienen
Des Thrones Schätze zu gering ihm ſchienen.

Ich armer konnte nur mein Leben wagen
Zu retten ihres aus des Stromes Wuth,
Viel ſchöner ließ des Fürſten hoher Muth
Stolz über ihn die kühne Brücke ſchlagen!
— Gerad von dieſer Brücke ging der Weg
Was wunderts dich, mein Freund? zu ihrem Herzen!
Was fragt man nach verrathner Treue Schmerzen?
Doch mir ward zur Verzweiflung ſie der Steg!

In morgenländ'ſcher Pracht erhob ſich hehr
Das ſchöne Schloß; dort wohnt ſie und in Fülle. —
Ich aber floh zu dieſes Thales Stille,
Getrennt von jenem weit durch Land und Meer.
Dies war der letzte Schlag den mein Geſchick
Mir gab. Nun liegt zerſtört wie dieſer Brücke
Trümmern
Mein irdiſch Leben; doch es flieht mein Blick
Zu jener Heimath, wo die Sterne ſchimmern.«

Hat der ein Engel meine Nähe zugeflüstert?

Romantiſche Blätter

als

zweiter Theil

der

romantiſchen Blüthen,

von

Louiſe Brachmann.

Wien,

gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

1823.

Biographische Notiz

über die

Verfasserinn.

Louise Brachmann, eine unserer durch Schrift und Schicksal ausgezeichnetsten deutschen Schriftstellerinnen, wurde im Februar 1777 zu Rochlitz geboren. Ihre vorzüglichste Bildung hat sie dem an Originalität der Geistesrichtung und poetischer Erzeugnisse allein und glänzend dastehenden Novalis zu verdanken. Dieser lernte sie in ihrer zartesten Kindheit durch ihren Bruder, den jetzigen königl. Sächsischen Accise-Inspector und Advokaten, Christian Friedrich Brachmann, in Dresden kennen, und hatte großen und erfolgreichen Einfluß auf die classische Ausbildung ihres Dichter-Talentes. Er wählte und ordnete ihre Lectüre, wodurch der zarte Blüthenkeim ihres Dichtersinnes die reinste und gedeihlichste Pflege und Nahrung erhielt. Nur die gediegensten, von der herrlichsten Begeisterung

durchdrungenen Werke der Classiker älterer und neuerer Zeit wurden im Lesezirkel erlaubt, und darum geschah es auch, daß alle ihre Schriften Genie, Klarheit und Reinheit athmen. Auch in der Entfernung war Novalis seiner viel versprechenden Schülerinn aufmerksamer und bildender Lehrer. Durch seine Bekanntschaft mit Schiller erwarb sich auch die junge Dichterinn die Aufmerksamkeit des Letzteren, und so wurden bereits in ihrem dreyzehnten Jahre einige ihrer poetischen Versuche in den Horen abgedruckt, von welchen das Gedicht: Die Gaben der Götter, sich des entschiedensten Vorzuges erfreute. — Nur ihrer bescheidenen, bloß den Musen lebenden und athmenden Zurückgezogenheit ist es zuzuschreiben, daß wir so weniges von ihrem meistentheils in Weissenfels verbrachten Privatleben wissen. Um desto reicher, glänzender und von schönerer Seite aber wurde uns ihr inneres intensives, von edler Begeisterung eines wahrhaft poetischen Gemüthes durchglühtes

Wesen kund, theils in manchen selbstständig erschienenen Werken, theils in, vielen Almanachen und Zeitschriften zahlreich gespendeten, Erzählungen und Poesien. Wenn sie uns im ersteren Fache durch das Interesse der rasch fortschreitenden, mit ruhigem kraftvollen Griffel mitgetheilten Geschichte hinzureißen weiß; so charakterisiren ihre Dichtungen nicht minder Klarheit, Richtigkeit des Ausdrucks, lebendige Anschaulichkeit der Bilder, und stilles, aber desto innigeres Gefühl.

Der zu tief gefaßten Wurzel des letzteren ist auch nach einigen die unglückliche, allgemein bedauerte Katastrophe ihres Lebens zuzuschreiben. Sie kam mit ziemlich merkbarer Geisteszerrüttung im Jahre 1822 von einer nach Wien unternommenen Reise zu ihrer Familie zurück, und gab sich, um nicht das Opfer einer hart getäuschten Leidenschaft zu werden, den Saalefluthen Preis.

Wie sich ihre würdige Freundinn, Helmina v. Chezy, geb. Klenke, in einem allgemein geschätzten Blatte ausdrückt, lag in ihrer Per-

sönlichkeit, obwohl weder schön, noch groß gebaut, doch nichts Auffallendes, oder Unangenehmes. Ihr Anstand und Wesen hatte nichts Glänzendes; sie war natürlich und sittig, etwas schüchtern und verschlossen; und nie in Gesellschaft, nur im Zweygespräch lebhaft und mittheilend. Zu den Annehmlichkeiten ihrer Erscheinung gehörte eine zarte, schöne Hand, und aus ihrem klaren blauen Augenpaare leuchtete das Feuer von Seelenadel, Geistesgluth und Herzensgüte. Dieses schönste Trifolium aller menschlichen Eigenschaften wurde auch allgemein anerkannt und gewürdigt.

Die Verlagshandlung macht es sich zur angenehmsten Pflicht, allen jenen sowohl, die mit der Verstorbenen in einem persönlichen Freundschaftsverhältnisse standen, als auch überhaupt allen musenbefreundeten Gemüthern, vorliegende kurze Notiz darzubringen.

Inhalt.

Seite

Biographiſche Notiz über die Verfaſſerinn.

Vorwort 1

Roecafrieda 3

Hermann von Eſchenbach und Willibald von Thurnau 6

Der fromme Kaiſer 40

Die Heimkehr 45

Balduin 72

Die Nacht in der Mühle 76

Die Künſtlerinn 84

Die Königstochter 115

Vorwort
des erſten Bändchens an das zweite.

Geh' hin, mein Bruder! und magſt du vergüten,
Was früh vielleicht der erſte ſchlimm gemacht.
Romant'ſche Blätter, nannt' er irrig: Blüthen;
Statt weißen Raums, mahnt' er an Frühlingspracht.
Mag Gott die Säng'rinn vor Verdacht behüthen,
Als ob ſie ſelbſt ſo kühn von ſich gedacht!
Doch glücklich, darf zu ſanftem Frühlingsleben
Vielleicht ihr Lied manch trauernd Herz erheben!

Roccafrieda *).

Romanze.

Um die schöne Roccafrieda
Warben viel der schönen Ritter;
Um sie Grafen, schön und stattlich;
Warben sieben an der Zahl.

Doch es wies bescheiden, sittig
All' sie ab, die edle Dame;
Was verlangst du, schöne Herrinn?
Sind sie stattlich nicht und schön?

Willst du Gold? in goldner Rüstung
Schimmert der! ihm prangen Schlösser; —
Zart'ste Jugend? Rosenblüthe
Schmückt des Zweiten Angesicht.

*) Aus der Geschichte.

Willſt du Schönheit? Himmelsſtrahlen
Brechen aus des Dritten Augen.
So, was Keinem fehlt, vereinet
Einer ſtets im höchſten Maß.

Um die ſchöne Roccafrieda
Warben ſelbſt der Fürſten Söhne:
Willſt du Hoheit, ſchöne Herrinn?
Drei Herzoge lieben dich! —

Doch auch ſie mit zarter Demuth
Wies zurück die edle Dame;
— Nun, was willſt du, ſtolze Jungfrau?
Wen noch ſucht dein hoher Sinn?

Doch der edle Monteſinos *),
Durandarte's tapf'rer Vetter,
Der ihn ſterbend noch umfaßte,
Als er fiel bei Roncevál:

---

*) Durandarte, berühmt durch ſeine ſiebenjährige unbelohnte Treue gegen Belerma, und Monteſinos, beide Ritter Carls des Großen.

Er nur herrscht' im reinen Herzen. —
War er schöner? holder? — Wisset:
Einer, den sie nie gesehen,
War der Abgott ihrer Brust.

Hold und schön war Montesinos;
Doch sie hatt' ihn nie gesehen:
Nur der Ruf der schönsten Thaten
Drang zum Ohr der schönsten Frau.

Und mit Himmelsstrahlen schmückten
Sie sein Bild im Aug' der Hohen;
Eh' sie sah die edeln Züge
Ruht' er in der zarten Brust.

Eins nur ist des Lebens Zierde,
Sprach sie: ewig schöne Tugend!
Sie nur darf der zarten Liebe
Schwester und Gefährtinn seyn.

Und verschmäht der Männer Erster
Auch des treusten Herzens Liebe;
Keinem sey dies Herz ergeben,
Wird der Edelste nicht mein.

Hermann von Eschenbach
und
Willibald von Thurnau.

Der ehrwürdige Einsiedler, der schon seit vielen Jahren die Höhe des heiligen Berges bei Jerusalem bewohnte, trat vor den Eingang seiner grünumlaubten Felsenwohnung, und blickte auf die schöne feierliche Gegend nieder, die eben jetzt der volle Mond beleuchtete. Die Massen lagen dämmernd zu seinen Füßen, die Stadt, der Fluß, die Berge, Alles in einen weißen, monddurchstrahlten Nebel gehüllt. Er setzte sich vor den Eingang seiner Wohnung, um der Stunde der tiefern Nacht und der Ankunft seines Lieblings entgegen zu harren. Nicht lange, so sah er den Jüngling den Berg herauf steigen. Es war ein junger Ritter vom Orden der Tempelherren, der sich seit einiger Zeit am Hofe König Balduins aufhielt, und der in dieser Zeit dem frommen Greise bekannt und theuer

geworden war. Er fand in dem, was er von den Schickſalen des fremden Ritters errathen konnte, einen neuen Grund der Neigung für ihn, er fand Aehnlichkeit mit den Begebenheiten ſeines frühern Lebens. Die Erzählung dieſer Begebenheiten hatte er ſeinem jungen Freunde ſchon längſt verſprochen; und der heutige Abend war zu ihrer Mittheilung beſtimmt. Vielleicht, daß die Geſchichte des armen Tempelritters anderswo ſo glücklich iſt, die Theilnahme tieferer Gemüther zu erregen; das Lebensgemählde des ehrwürdigen Alten ſteht mit ihr im innigſten Einklange, und lehrt wie ſie, die nur zu oft bewährte große Wahrheit, wie oft in dieſem Leben die edelſten Herzen von den Hoffnungen der Erde zu einem ſtillen Jenſeits verwieſen ſind.

Gern, edler Herr! begann der Greis, nachdem ſie beide Platz genommen hatten: gern erfüll' ich Euern Wunſch, Euch die Geſchichte meiner frühern Jahre mitzutheilen. Mir ſelbſt wird es Ergötzung ſeyn, mit Euch in jene dämmernden Gefilde der Vergangenheit zurück zu kehren, und Euch die Gefahren zu zeigen, die auch ich zu überwinden hatte, bis ich endlich Ruh im Schooße frommer Tugend fand.

Wir ſind nicht durch ein gleiches Vaterland mit

einander verbunden, lieber Ritter! Ihr ein Franzos, ich von Geburt ein Deutscher, aus der schönen Landschaft, Schwaben genannt, der Abkömmling eines edlen Geschlechtes dieses Landes. Die Jahre meiner Kindheit liegen so entfernt von meinem gegenwärtigen Alter, daß die Erinnerungen von dorther nicht anders als dunkel seyn können. Doch hat mir die lange Einsamkeit Gelegenheit gegeben, die bald verblichenen Bilder wieder aufzufrischen, und so entsinne ich mich bisweilen des kleinsten Vorfalls, der sich zu jenen Zeiten zutrug.

Es war in einem Kloster an der Donau, wo ich mit einem Freunde meines Alters die ersten Kinderjahre verlebte. Die Einsamkeit des Klosters war mir nicht lästig, ich hatte ja einen Begleiter, einen Gespielen, der sie mit mir theilte. Schon früh zeigte sich in uns die innigste Verwandtschaft der Gemüther, die unsere nahe Blutsverwandtschaft noch bestärkte; wir waren Vettern: Hermann von Eschenbach war sein Name; der meine, Willibald von Thurnau. Wir hatten in einer Wiege geschlafen, und gleichsam mit unserm Leben zugleich hatte sich unsere brüderliche Freundschaft genährt. Meine Mutter hatte ich früher verloren; mein edler Vater, Hermanns Oheim,

theil'e seine väterliche Liebe gleich zwischen mir und meinem frühverwaisten Freunde. Allein noch hatten wir das vierte Jahr nicht erreicht, als er im Dienste des Himmels gen Palästina zog, von wo wir ihn nicht wiederkehren sahen. Er war in einem großen Treffen tödtlich verwundet worden, und kurz darauf in die Wohnungen des Friedens hinüber gegangen, zu denen ihn sein frommes Leben weihte.

Auf seinem Todeslager hatte er noch einen Brief an seinen Freund, den Abt des Klosters St. Bernhard, geschrieben, und ihn darin beschworen, sich seiner beiden Söhne anzunehmen, und sie, entfernt vom Geräusch der Welt, zur Heiligkeit des Klosters zu erziehen. Er hatte uns in seiner letzten Stunde dem Himmel feierlich zu Dienern angelobt.

Der fromme, ehrwürdige Abt erfüllte die ihm aufgetragenen Pflichten genau. Er sorgte väterlich für uns, und wandte alle Stunden, die ihm das Studium in seinen gelehrten Büchern und geistlichen Übungen übrig ließen, auf unsere Erziehung an. Von seinen Lippen flossen die Lehren der reinsten Tugend, und gruben sich tief und unauslöschlich in unsere Herzen ein. Wenn ich jemals in meinem Leben etwas Gutes ausrichtete, so habe ich gewiß den Keim dazu in die-

sen glücklichen Tagen der Kindheit empfangen. Das Nämliche hat mir mein Jugendfreund oft nachher gesagt. Wir kannten die Freuden der Welt und ihre mannigfachen Wirkungskreise noch nicht, und konnten uns kein größeres Glück denken, als unser ganzes Leben in dieser Wohnung des Friedens, im immerwährenden Genusse unserer Freundschaft zuzubringen.

Die Übung der Gelehrsamkeit, die in die Regeln unsers Ordens gehört, mochte wohl auch viel dazu beitragen, das Einförmige unsers Klosterlebens zu vermindern, das wohl in andern Klöstern Statt haben mag. Nebenbei unterrichtete uns auch der wohlthätige Abt in der Tonkunst, in welcher er sehr wohl erfahren war. Mein Freund brachte es auch bald darin zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit; ich lernte auch musiciren, jedoch hatte ich mehr Lust zu den schönen gelehrten Dingen, von den Wundern in der Natur und von dem Laufe der Sterne, worin mich der Abt unterrichtete. Am liebsten aber hing ich meinen stillen Betrachtungen über das Wesen unserer Seele und über unsere Hoffnungen jenseits des Grabes nach. Oft, wenn ich dann in stillen Sommerabenden mit meinem Hermann in der einsamen Zelle saß, und der Mond durch das Geis-

blattgewebe vor unsern Fenstern sein dämmerndes Silberlicht goß: o Lieber! rief ich dann oft in schwärmernder Begeisterung aus: auf jenem wandelnden Gestirne, dort wohnen auch lebende, Gott anbetende Geschöpfe, Engel oder Heilige, oder wer sie sonst seyn mögen; auch wir werden vielleicht dereinst in jenen Lichtgefilden wandeln, aus denen uns die zauberische Helle strömt; aber sage, mein Bruder! wird uns auch da noch dieselbe Freundschaft verbinden, die uns hienieden vereint? Wirst du mich dann noch kennen? Wirst du nicht vielleicht einen Engel höhern Ursprungs mehr lieben, als den Jugendfreund? Mein Willibald! rief Hermann, und drückte mich fest an die Brust, ich kann dir nicht antworten! aber — Er griff in die Saiten; seine magische Berührung rief Töne wie vom Himmel herab, und ich war von der Ewigkeit menschlicher Freundschaft überzeugt.

In diesem glücklichen Zeitpuncte war es, daß Kaiser Conrad der Dritte, damals nur noch Herzog von Schwaben, unser Kloster besuchte, um unsern Heiligen ein verheißnes Opfer darzubringen. Es war hohe Messe; wir hatten uns alle feierlich versammelt, und sahen den Herzog, wie er mit seinem Gefolge in feierlichem Zuge zum Altare ging, sein Gebet ver-

richtete, und die fromme Spende an den Stufen des Altares niederlegte. Weder ich, noch mein Gefährte, hatten damals etwas von weltlicher Pracht, hatten nicht einmal ritterliche Kleidung gesehen; denkt Euch daher unsre Gefühle bei diesem Auftritte. Der schön glänzende Zug, der edle Anstand des Herzogs und seiner Ritter, alles vereinigte sich, eine heftige Bewegung in unserem Innern, eine gänzliche Veränderung aller unserer bisherigen Ansichten und Gefühle hervor zu bringen.

Wir waren den ganzen Tag wie im Traume; Ehre, Heldenmuth und dergleichen waren die Worte, die uns beständig vor den Ohren klangen. »Hermann!« rief ich, als wir uns beim Schlafengehen allein in unsrer Zelle sahen, »welch elendes Loos haben wir ergriffen! hast du die herrlichen Ritter gesehen? Ach was ist doch unsre ganze Bestimmung, was ist selbst unser Lieblingsvergnügen, die Ton- und Dichtkunst, gegen das Glück, ein Krieger, ein Held zu seyn!« »Ach!« seufzte Hermann, »unsre Väter waren auch solche stattliche Ritter! und wir sollen armselige Mönche werden? Ich fühle das Blut meiner Väter in den Adern! ich fühle, daß ich dem Geschlecht der Helden angehöre!«

»Es ist unmöglich!« beschloß ich, »wir werden keine Mönche werden!«

Wir hatten beide das funfzehnte Jahr noch nicht erreicht, und waren also in dem gefährlichen Alter, wo kindische Schwachheit mit erwachender Stärke des Verstandes kämpft, wo man sich völlig gereift und erwachsen glaubt, und oft in demselben Augenblicke mehr Kind ist, als jemals. So machten auch bei uns die hohen winkenden Federbüsche, die bunten Schärpen und Wehrgehänge der Ritter, den Hauptbeweggrund unsrer ritterlichen Empfindung aus. Hätten wir recht handeln wollen, so hätten wir unserm Wohlthäter, dem guten Abte, unsre Gedanken offenherzig mittheilen sollen; er hatte dieses Zutrauen wohl um uns verdient: allein sey es, daß wir Gegenrede befürchteten; sey es, daß uns unsre jugendliche Unbesonnenheit nicht Zeit dazu ließ; genug, unser abenteuerlicher Entschluß war gefaßt, und ausgeführt, ehe wir es noch selbst recht wußten.

Wir warteten auf den Herzog, als er durch einen der Kreuzgänge vorüber kam, warfen uns ihm zu Füßen, und sagten, daß wir, die Söhne ehrenwerther Ritter, ihn beschwören, uns mit sich zu nehmen, und in unsern angebornen Stand zurück zu füh-

ren. Wir hatten dabei die Namen unſrer verdienten Väter genannt.

Der Herzog mußte nothwendig durch die leidenſchaftliche, beinahe bedrängte Art, womit wir unſre Bitte vortrugen, irre werden an dem ſonſt von ihm ſo hochgeachteten Abte. Er ließ ihn rufen; und — nie werde ich mir den Anblick des ehrwürdigen Greiſes verzeihen, der doch, für einige Augenblicke mindeſtens, den Anſchein eines Vergehens auf ſich dulden mußte. Schmerzliche Überraſchung und tiefe Kränkung mahlte ſich auf ſeinen edlen Zügen, als er die Anklage erfuhr, die wir, ſeine Lieblinge, gegen ihn vorgebracht. Es ward ihm nicht ſchwer, ſich vor dem trefflichen Fürſten zu rechtfertigen; doch blieb es bei unſerm ſo klar ausgeſprochenen weltlichen Berufe.

Als ſich der ehrwürdige Abt mit uns allein ſah, redete er uns mit ſeiner rührenden Stimme alſo an: O meine Söhne! hätt' ich das in euch gedacht, als ich die Sorge eines Vaters auf eure kindiſche Unbehülflichkeit wandte? Ich hoffte an euch ein Paar Söhne heranzuziehen, die mir die trüben Stunden des Alters verſüßen würden, und auf die ich einſt die Wiſſenſchaften forterben könnte, denen ich mein ganzes Leben weihte; denn ihr wißt ſelbſt, meine Chor-

herren mögen dazu nicht gar wohl taugen: ſie treiben die Gelehrſamkeit bloß, weil ſie unſre Regel mit ſich bringt. Doch ſiehe da, ihr verlaſſet mich in meinem Alter, um einen Stand zu wählen, den ihr gar nicht kennt. Meint ihr denn, man könne nur durch Waffenarbeit den Menſchen Nutzen ſchaffen? und das Streben nach höherem Wiſſen und nach Kenntniß verborgener Kräfte der Natur ſey ein vergeblich Ding? Dein Vater, Willibald, hat euch, ſterbend, mit einem heiligen Eide dem Himmel angelobt; ihr ſelbſt habt mir aufs feierlichſte verſichert, mich niemals zu verlaſſen, ohne mir die Pflege eurer Kindheit vergolten zu haben. Könnt ihr es nun für etwas ſo Leichtes halten, alle dieſe Verheißungen zu brechen, — — wohlan! ſo geht, und nehmt meinen Segen mit auf den Weg.

Welches kindliche Herz hätte einer Anrede, wie dieſe, widerſtehen können? Wir warfen uns dem guten Abte um den Hals, und waren eben im Begriff, ihm zu verſprechen, daß wir ihn lebenslang nicht verlaſſen würden, — — als ein Diener des Herzogs herein trat, und die weltlichen Kleider brachte, die wir vor unſerer Abreiſe anlegen ſollten. Ein Blick auf die ſchönen bunten Knappenkleider, auf den, der ſie

trug, dann wieder auf unsere elende Laientracht, und weg war Alles, was für das Klosterleben in unserem Innern sprach. Wir baten den Abt mit tausend Thränen um Verzeihung und seinen Segen, versprachen gleich nach erhaltenem Ritterschlage gen Palästina zu ziehen, um unsre Schuld gegen den Himmel zu entledigen, bedeckten die väterliche Hand mit dankbaren Küssen, und — folgten dem Herzoge. —

So leicht läßt sich kindischer Unverstand von dem Heiligsten und Wichtigsten durch eitles Blendwerk der Sinne abwendig machen! Man nennt dieß, kindische Verblendung! aber ach, in welchem Alter hört diese Verblendung auf!

Es würde vergeblich seyn, Euch die Empfindungen zu beschreiben, mit denen ich das Kloster verließ.

Die Sonne stieg eben hinter den Bergen empor, als wir den Felsweg herauf zogen. Auf dem Strome zur Seite des Berges stiegen weiße Nebel auf, und verbreiteten sich im Thale, und die Sonne schien so wunderschön dazwischen, daß sie wie lichte Geistergestalten vor uns dahin schwebten. Hermann und ich hingen in tiefsinnigem Schweigen unsern Gedanken nach. Als wir die Höhe erreicht hatten, sahen wir nochmals zurück auf das dampfende Thal: da lag

das Kloſter mit ſeinen hohen ſchweigenden Ulmen, weiter unten die Mühle und der freundliche Hain, wohin wir zuweilen mit dem Abte geluſtwandelt waren; auf den Strom ſenkten ſich die Dämpfe zurück, die Verkündigung eines ſchönen Tages; und er begann allmählich hin und wieder, von den ſchrägen Strahlen der Sonne beſtrichen, gleich Silberflintern zu blinken. Die Thürme des Kloſters und die Wipfel der hohen Ulmen ſtanden ſchon in heller Beleuchtung, während die übrige Gegend noch dunkel war; die Fenſter flimmerten, die Bäume regten ſich, und jetzt erhob ſich der Chorgeſang der Mönche, und ſchwebte über das Thal zu uns herüber wie Abſchiedsklagen. Ein ſeltſames Gefühl ergriff uns, eine Art von Heimweh. Ruhe des Herzens! rief es in meinem Innern; ſtiller Frieden des Gewiſſens, Ruhe und Genügſamkeit, ade! ade!

»Wo bleibt Ihr denn ſo weit zurück?« rief ein alter Ritter aus des Herzogs Gefolge; und wir wandten uns, dem Zuge zu folgen. Die Knappen, zu deren Zahl wir nun gehörten, bemüheten ſich, uns durch Erzählungen von den Herrlichkeiten des Hofes noch mehr Luſt zu unſerem neu erwählten Stande beizubringen, und ſo zerſtreuete ſich nach und nach un-

ser Trübsinn, bis wir in der herzoglichen Burg anlangten.

Wir fingen nun eine ganz neue Lebensart an, und ich kann nicht sagen, daß es uns darin an frohen Tagen und an guten und nützlichen Beschäftigungen gemangelt hätte; allein die ungetrübte Stille des Herzens, die gänzliche Unbekanntschaft mit den zerstörenden Leidenschaften des menschlichen Gemüths, hatten wir in den stillen Klostermauern zurück gelassen. Es ist jetzt, und ist zu aller Zeit gewesen, Sitte unter den Rittern, Weltleuten das Leben der Mönche herabzusetzen, und verdächtig zu machen. Aber glaubt mir, lieber Ritter, es ist nicht klug, und nicht gerecht, in diesen Ton mit einzustimmen! Diejenigen, die mitten im Genusse weltlicher Freuden leben, wissen gar nicht, wie viel Entsagung, wie viel Selbstbeherrschung dazu gehöret, sein ganzes Leben unter strenger, freudenloser Lage hier zuzubringen, bloß aus Liebe für ein höheres, unsichtbares Gut. Doch verzeiht mir, edler Ritter! ich vergaß, daß ich eben mit einem der selbstvergessenen Helden spreche, die ihre Hoffnung nur auf Jenseits gerichtet, hienieden bloß für Andere zu athmen scheinen.

Ich und mein Bruder ſtimmten nie in dieſen übermüthigen Ton mit ein, und oft noch wandten ſich unwillkürlich unſere Blicke nach jener Gegend hin, wo uns der erſte Morgentraum des Lebens ſo unſchuldsvoll und ſüß entflogen war. Ach ſtille, klöſterliche Schatten! die Jahre kamen bald, wo das beſtürmte, unglückliche Herz ſich nur noch inniger nach eurer Stille ſehnen ſollte! Die mehreſten Menſchen haben wohl ſolch ein verlornes Paradies aus ihrer Vorzeit zu beweinen, das ſeine Blumen noch in Träumen ſchimmern läßt, und das Geſäuſel ſeiner Haine aus der Ferne zu ihnen herüber ſendet! — Ein Seufzer, der bei dieſen Worten unwillkürlich der Bruſt des jungen Tempelritters entſchlüpfte, unterbrach hier die Rede des erhabenen Alten, er ſah im Auge des Jünglings, wie ſchmerzlich ſeine Seele getroffen war; mitleidig drückte er ſeine Hand, und eilte dann, in einem weniger ſchwermüthigen Tone ſeine Geſchichte zu vollenden.

Bei der feurigen Neigung, die wir für den Stand der Krieger hatten, ward es uns nicht ſchwer, uns in den kriegeriſchen Geſchicklichkeiten auszuzeichnen, in denen wir unterrichtet wurden. Wir halfen als Knappen unſerem Herrn manchen Sieg erkämpfen, und

die Ehre des Ritterschlages erhöhete unsern Eifer nur noch mehr. Conrad war während dieser Zeit zum römischen Kaiser erwählt worden, und mehrere gefahrvolle Kriege verstrickten ihn damals. Wir theilten die Gefahren und den Ruhm des Sieges mit unserem theuern Herrn, und kehrten nicht ohne Zeichen seines Beifalls mit ihm an seinen Hof zurück. Die Blicke der jungen Damen kamen uns mit Wohlgefallen entgegen; doch bloß mit edlem Thatendurst beschäftigt, bemerkten wir das wenig; weit mehr erfreute uns das ehrenvolle Entgegenkommen der tapfersten, namhaftesten jungen Ritter, die sich mit Wärme um unsre Freundschaft bewarben. Vielleicht war es eben diese Unbekanntschaft mit zufälligen Vorzügen des Äußern, und eine gewisse treuherzige Innigkeit, was die Herzen dieser Jünglinge an uns zog.

Um diese Zeit besuchte Don Fernando von Castilien, der Sohn des Königs Alphonso, den Hof unsers Kaisers, und hielt sich einige Zeit in Deutschland auf. Der liebenswürdige Prinz warf eine ausgezeichnete Neigung auf uns, vorzüglich aber auf mich; er drang darauf, daß ich ihm auf einige Zeit in sein Vaterland folgen solle. Ich willigte ein, und trennte mich zum ersten Mal von meinem Jugend-

freunde, der so ausgezeichnet in der Gunst des Kaisers gestiegen war, daß er ihn nicht von sich lassen wollte.

Der schöne Geist der Ritterschaft, der an Alphonso's Hofe herrschte, mußte nothwendig einem gefühlvollen Herzen gefallen. Ich ward bald einheimisch in den schönen, galanten Ritterspielen, die unter den Castilischen Rittern Sitte waren; leider sollte ich den schmachtenden, heißherzigen Castilianern nur gar zu ähnlich werden.

Am Tage des großen Turniers, das zum Namensfeste des Königs angeordnet war, trat ich mit dem gewohnten heitern Muthe in die Schranken, und mit dem unbefangenen Blicke, mit dem ich stets die Damen zu begrüßen pflegte, erhob ich die Augen zu dem prächtigen Balcon.

Ich hob die Augen, aber unwillkürlich mußte ich sie wieder senken, nur um sie wieder zu erheben, und dann wie angewurzelt einige Minuten auf einer Stelle bleiben; denn neben der königlichen Preisvertheilerinn erblickte ich eine Dame, die ich noch nie am Hofe gesehen hatte, deren Gleichen ich noch nie auf Erden gesehen zu haben meinte."

Wie eine Lichtgestalt glänzte sie auf mich herein; ein himmelblaues schimmerndes Gewand, mit Silber matt durchwebt, umfloß die schönen Glieder; ein reicher Schmuck von weißen Edelsteinen durchflocht die dämmernd braunen Locken, und schimmerte den Sternen gleich in meine Augen; und wie aus weißen monddurchstrahlten Duftgeweben wallte ein langer Schleier, sie halb verhüllend, um sie her; ihre Farbe — doch ich breche ab! nicht ziemt es dem Alten, dem Gott geweihten Greis, daß ich Euch, einem Ritter des Tempels, die Züge der Schönheit mit verführerischen Farben mahle!

Die Fassung kam mir wieder; ich grüßte den König und sein erlauchtes Haus, grüßte die Übrigen, und grüßte auch die Unbekannte. Die Blicke dieser himmlischen Schönheit schienen mir zu folgen, wenigstens bildete ich mir das ein; und — brauch' ich Euch noch zu sagen, daß ich den Sieg im Ritterspiel errang? der erste Dank ward mein; es war ein köstlicher, mit Gold beschlagener Helm.

Mein Entzücken an diesem Tage war grenzenlos; die Ehre des ersten Dankes gab mir des Abends beim Tanz das Vorrecht auf ihre Hand, obgleich viele der vornehmsten Ritter sich um sie dräng-

ten. Sie ſelbſt um ihren Namen zu fragen, davon hielt mich die Ehrfurcht zurück, und ich wandte mich deßhalb an die umſtehenden Ritter; man nannte ſie Donna Serena, und ſagte mir, daß ſie von hoher Abkunft, und erſt ſeit kurzem mit ihrer Mutter, Donna Iſabella, in der Hauptſtadt angekommen ſey, wo ſie, wie man vermuthe, in irgend einer Angelegenheit den Schuß des Hofes ſuche, und nur dem heutigen feierlichen Tage ihre Theilnahme nicht habe entziehen können.

Ich ſah ſie in der Folge nur äußerſt ſelten beim Hoflager, und nur in der Entfernung. Meine Leidenſchaft wuchs indeß in der Stille, und nahm unmerklich ſo viel Gewalt über mich ein, daß ſie mich aller früher gefaßten beſſeren Entſchlüſſe vergeſſen ließ. Dieß iſt gewöhnlich der Gang menſchlicher Leidenſchaften, ſo bald ſie ſich mit Selbſtſucht miſchen. Die zärtlichſten Bitten der Freundſchaft, um die beſtimmte Zeit zu meinem Hermann zurück zu kehren, waren nicht im Stande, mich von dem Orte meiner Bezauberung hinweg zu rufen; den Freund, für deſſen Leben ich faſt beim unbedeutendſten Gefecht bangte, ich konnte ihn jetzt den blutigſten Gefahren Preis gegeben wiſſen, weil — in Caſtilien nur Serenens Fuß-

tritt ſchwebte! Die Schlachten bei Fallen und bei Weinsberg, ſie wurden ohne mich gekampft; ich konnte meinem Herrn, dem edlen Conrad, meinen Arm nicht leihen, denn, — Serena athmete Caſtiliſche Luft! Vom Ufer des Jordans her tönte das Geſchrei der leidenden Glaubensbrüder über die Meere; eine Schaar tapferer Ritter, die zu ihrem Beiſtand eilten, forderten mich zum Kreuzzug auf, und ich — o Ritter, lieber Ritter! ich hörte die Stimme der Religion und Tugend nicht! ich dachte nicht an die glühenden Gelubde, mit denen ich tauſend Mal meinen Schwur dem Himmel geweiht hatte!

So, lieber Ritter! gehen wir ſchnell von einer Pflichtverletzung zur andern, ſobald wir unſern Sinn einmal ſo feſt an ein irdiſches Gut hängen; ich dachte damals an weiter nichts, als wie ich die Liebe der ſchönen Serene gewinnen wollte.

An heitern Sommerabenden erſchien ich oft mit der Zither unter ihrem Fenſter, und wenn ich ſie auch nicht ſelbſt auf dem Balcon erblickte, ſo ſchloß ich doch aus dem Nachfolgenden, daß ſie meine Huldigung nicht ungünſtig aufnehme.

Nach langer Zeit war ich einſt wieder ſo glücklich, ſie bei einem Hoffeſte nahe zu ſehen; ſie ſprach

sehr holdselig mit mir, und stellte mich auch ihrer Mutter, Donna Isabella, vor, die sich ebenfalls auf das Herablassendste mit mir unterhielt, und mir sogar zum Übermaß des Glückes die Erlaubniß gab, ihr in den nächsten Tagen in ihrer Wohnung aufzuwarten; sie bestimmte mir selbst einen Tag, wo ich sie treffen würde.

Mit Entzücken nahm ich die Erlaubniß an, ich zählte die Glockenschläge, und meinte vor Verdruß zu sterben, als der Prinz des andern Morgens meine Begleitung auf einen kurzen Zug verlangte, die ich ihm unmöglich mit Ehre verweigern konnte. Es blieb mir nicht Zeit, mich bei Donna Isabella zu beurlauben, und ich tröstete mich mit der Aussicht, in kurzer Zeit zurück zu kehren und das Versäumte mit Wucher nachzuholen. Allein wie groß war meine Bestürzung, als ich bei meiner Rückkehr vernahm, Donna Isabella sey eben so schnell und geheimnißvoll wieder aus der Hauptstadt verschwunden, als sie darin erschienen sey.

Es war als ob mich der Himmel auf diesen harten Wegen wieder zu sich führen wollte; allein mein Herz war damals noch taub für seine sanfte Stimme. Verzweiflungsvoll irrt' ich eine lange Zeit hindurch, in

den umliegenden Gegenden umher, und kehrte endlich nach Deutschland und in die Arme meines Freundes, meines Hermann zurück. Ich fand den Trost bei ihm, welchen gekränkte Liebe immer im Genusse der Freundschaft findet; doch hielt mich ein stilles Bewußtseyn meiner Schuld zurück, ihn unbedingt zum Vertrauten meiner Leidenschaft zu machen; und er nahm weniger Theil an meiner Schwermuth, als ich es wohl von einem so zärtlichen Freunde hätte erwarten können; bald schien es mir, als ob auch er mir nicht mehr so ganz angehöre wie vormals. Er war zerstreut, und fast jeden Tag regelmäßig in den Nachmittagsstunden entfernte er sich von mir, unter dem Vorwande, in den nahe liegenden Wäldern auf die Jagd zu gehen. Ich liebte dieß Vergnügen nicht, auch schien er meine Begleitung absichtlich zu vermeiden.

So verging einige Zeit; ich ahnete ein Geheimniß bei ihm, doch wollte ich nicht in ihn dringen, als er eines Tages athemlos und mit zerstörten Zügen in mein Zimmer stürzte: Bruder! rief er, mein Willibald! liebst du mich wirklich als Bruder, so eile jetzt, mir das Kleinod meines Lebens ersiegen zu helfen! Ich war erstaunt, und forderte Erklärung seiner

räthselhaften Worte von ihm. Du hast Recht! rief er sich besinnend, und wirst du mir verzeihen, mein Willibald, daß ich dir ein Geheimniß aus dem machen mußte, was mir mit einer überirdischen, doch leider nur zu ungewissen Hoffnung schmeichelte? Ja, ich hatte eine Geliebte; ich war so glücklich gewesen, der Retter der himmlischen Klotilde aus einer furchtbaren Gefahr zu werden; ich durfte sie nun fast täglich sehen in der stillen Freistätte, welche sie sich gewählt hatte; doch nur unter dem Siegel des unverbrüchlichsten Schweigens. Ein fürstlicher Räuber (er nannte mir den Namen eines mächtigen Fürsten, welchen ich Euch verschweige. Vergessenheit decke die Thaten des erlauchten Verbrechers, den die Ewigkeit schon gerichtet hat) hat sie zum Gegenstande einer verbrecherischen Liebe gewählt, und vorletzte Nacht ist es ihm gelungen, sie aus dem sichern Aufenthalte zu entführen, den nur ein böser Dämon ihm entdeckt haben kann. Er hält sie, wie ich schon ausgekundschaftet habe, auf einem einsamen Waldschlosse, eine Tagreise von hier, gefangen; sie von dort zu befreien, ist mein Plan, und meine einzige Hoffnung; und dein tapferer Arm, mein Bruder! wird mir hel-

sen, sie, sollte es Noth seyn, der Macht ihrer Kerkermeister zu entreißen.

So sehr abgestumpft hatte mich mein eigner Kummer noch nicht, daß ich den Schmerz meines Freundes nicht hätte fühlen und ihm in seiner Unternehmung eifrig beistehen sollen.

Wir traten noch diesen Abend unsre Reise an, denn es war keine Zeit zu verlieren, da wir nicht wußten, ob ihr Verfolger Hermanns Geliebte lange an diesem Orte lassen würde. Wir ritten die ganze Nacht durch, und kamen mit Tages Anbruch in dem Walde an, der das Schloß umgab. Unser Plan war, uns diesen Tag über hier verborgen zu halten, und die näheren Umgebungen des Orts zu erspähen, auf den in der folgenden Nacht unser Angriff gerichtet seyn sollte.

Das Schloß lag in der tiefsten, verwachsensten Gegend des Waldes: ein schwarzer Strom rauschte von der einen Seite durch Felsenstücke, und breitete sich unter den Mauern des Schlosses in einen dunkeln Spiegel aus, der sich dann stiller durch die Waldung weiter zog. Die Fluth bespülte fast die hohen Mauern, und gab von dieser Seite dem

Schloſſe eine ſichere Schutzwehr, von den übrigen war es durch dreifache Wälle geſchirmt.

Hermann, der dieſen Tag über das Schloß wie ein irrender Schatten umſchwebte, hatte entdeckt, daß das Zimmer ſeiner geliebten Gefangenen auf dem Flügel nach dem Strome zu lag. Er war ſo glücklich geweſen, ſie aus der Ferne zu ſehen und ihr einige Winke zu geben; ja ſelbſt durch Beſtechen eines Wächters ihr eine Strickleiter zuzubringen, die ſie befeſtigen ſollte, während wir mit unſern guten Pferden durch den Strom ſetzten, und, unter ihrem Fenſter haltend, ſie in unſere Arme empfingen.

Der Himmel begünſtigte unſern Entwurf; die Nacht breitete über dieſe ohnehin ſo düſtere Gegend ihre deckende Hülle aus. Kaum war im Schloſſe, das nur von wenigen Dienſtleuten bewohnt ſchien, keine Spur von Licht mehr zu ſehen, als wir uns mit ſehnender Ungeduld am Ufer des Fluſſes einfanden. Wir beſtiegen unſere Pferde, und warfen uns in den Strom.

Das Glück gab mir bei dieſer Gelegenheit einen Vorzug vor meinem Freunde, den er nur allzu ſchmerzlich fühlte; nur mein Roß bekämpfte muthig die Wellen des hochaufwallenden breiten und tiefen

Stroms, und während er sich noch bestrebte, das seinige zur Folgsamkeit zu bringen, war ich schon unter dem Fenster der schönen Leidenden angelangt: auf das verabredete Zeichen betrat sie die Strickleiter, deren untere Enden ich hielt; sie schwebte mit banger Eil' hernieder, und ich empfing die schöne Gestalt in meine Arme und brachte sie glücklich durch den Strom an das jenseitige Ufer, wo ich sie ihrem Geliebten übergab.

Die Freude meines Bruders ward durch seinen Unmuth und durch seine Beschämung gemindert. Es war ihm nicht möglich gewesen, die Widerspenstigkeit oder Scheu seines Rosses zu besiegen, und so sehr er mich liebte, so nahm doch eine Art von Eifersucht in seiner Seele Raum. Wir traten ohne Säumen den Rückweg an, und ruhten nicht eher, bis wir das Gebiet des fürstlichen Räubers hinter uns hatten, und auf freundlichem Boden standen.

Es mochten wenig Stunden von der Nacht übrig seyn; wir hatten eben eine schweigende Ebene zurückgelegt, und befanden uns in dem Schatten eines ehrwürdigen schützenden Waldes. Das Fräulein bedurfte Rast nach dem ununterbrochenen fliegend schnellen Ritte, zu der uns die Nothwendigkeit gezwungen hatte.

Wir wählten eine anmuthige trockne Felsenhöhle zu ihrer Schlummerstätte, bereiteten ihr ein Lager von Laub und weichem Moos, und baten sie, hier noch einige Stunden der Ruhe zu genießen, während wir uns zu ihrer Wacht vor den Eingang der Höhle zurück zogen, und uns zu beiden Seiten auf den Rasen warfen.

Die heftige Anstrengung der vorhergehenden Tage machte, daß wir keines weichen Pfühls bedurften, um bald in einen sanften, erquickenden Schlaf zu fallen. Auch das Fräulein schien zu ruhen, sie hatte die Nacht durch Spuren nicht bloß von großer Erschöpfung, sondern auch von einer tiefen Niedergeschlagenheit gezeigt; sie trauerte wahrscheinlich über ihr unglückliches Geschick, das sie so einsam und verlassen von jedem Wesen ihres Geschlechts in Männer-Gewalt gab, und die fortgesetzte Eile unserer Flucht ließ uns wenig Ruhe, sie durch tröstendes Gespräch aus ihrem trübsinnigen Schweigen zu reißen; wir hofften aber, daß der Schlummer ihre Kräfte stärken und ihren Sinn aufheitern würde.

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erwachte ich aus meinem sanften Schlummer, und ein himmlischer Morgen wehete und duftete um mich

her. Die Sonne konnte noch nicht bis auf den schattigen Grund hernieder dringen; ihre goldenen Strahlen weilten noch in den Wipfeln der hohen Bäume, die sich fröhlich in der Morgenluft bewegten. Das Chor der Vögel ward mit tausend Stimmen wach, und der frische Waldgeruch, der Duft der Kräuter und der thaufunkelnden Blumen hauchte balsamisch um mich her.

Mein Bruder erwachte beinahe zugleich mit mir, aber um das Lager des Fräuleins schwebte noch tiefe Stille. Wir gingen beide aus: Hermann um einige Früchte zu suchen, mit denen er seine Geliebte beim Erwachen überraschen könnte; ich, um aus einer kleinen Felsenquelle frisches Wasser für sie zu schöpfen. Die Quelle floß in einiger Entfernung in einem schattigen Gebüsch; als ich des Weges wieder herauf kam, war die Sonne höher gestiegen, und beleuchtete den Eingang der Höhle mit einem blendenden Glanze; die schöne Jungfrau hatte unterdeß ihr Lager verlassen, und ich erblickte sie mit zurück geschlagenem Schleier im Eingang der Höhle stehend, wo auch sie sich an dem Anblick der reizenden Morgenlandschaft zu erquicken schien. Schon aus der Entfernung bewunderte ich die Majestät der herrlichen Bildung;

allein, wie ward mir, als ich im Näherkommen Züge entdeckte, die alle Pulse meines Lebens in Bewegung brachten! — Serena! rief ich, himmlische Schönheit! bist du es selbst, die leuchtend vor meinen Augen steht?

Ich stürzte mich bei diesen Worten zu ihren Füssen. — »Um aller Heiligen willen,« rief sie, indem sie sich bemühete, mich aufzuheben, »Thurnau! [illegible], lieber Ritter! —

Das Gebüsch rauschte. Hermann stürzte mit froher Herzlichkeit herein, einen reichen Vorrath gesammelter Früchte für die Geliebte in den Händen; allein versteinert vor Entsetzen blieb er stehen, als er den Herzensfreund zu den Füßen der Geliebten liegen sah, als er aus ihrem Munde die liebevollen Worte hörte. Die Röthe des Zorns wechselte auf seinen Zügen mit der Todtenblässe tiefen, herzzerreissenden Schmerzes. Schon schien der erste das Übergewicht erhalten zu wollen, wie die Verderben funkelnden Augen sprachen. — Damals war es, lieber Ritter! als auch in meinem Herzen alle die Leidenschaften rege wurden, welche mich hätten in den Abgrund führen können: alle Wuth der Liebe für die himmlische Serena wachte bei ihrem Anblick in mir

auf; ich glaubte mich verrathen, und wäre im Stande geweſen, den Mordſtahl in die Bruſt meines beſten Freundes zu ſenken, als Serena mit aller Würde der Unſchuld zwiſchen uns beide trat, und meines Freundes Hand ergriff. »Ich ſehe, was in Eurem Innern vorgeht, edler Hermann!« redete ſie ihn an; »allein haltet den Ausbruch gerechten Zorns zurück, bis Ihr meine Worte vernommen habt! denn wiſſet, daß ich Euern Freund viel früher kannte, als Euch ſelbſt; aber fern ſey es von mir, die Eintracht zweier brüderlicher Herzen zu trennen! in meine Seele darf irdiſche Liebe keinen Eingang finden, ich trete zurück in die ſtillen klöſterlichen Schatten, zu denen ich geweihet bin.« — Unſere Eiferſucht ſchwieg bei dieſen ſchrecklichen Worten, die uns beiden den Gegenſtand unſrer Leidenſchaft auf immer zu entziehen drohten. Wir beſtürmten ſie mit Klagen über dieſen grauſamen Entſchluß, und drangen in ſie, uns etwas Näheres von ihrer Geſchichte mitzutheilen.

»Die einfachen Begebenheiten meiner Geſchichte,« erwiederte ſie, »ſind nur dazu geeignet, mich in meinem Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, zu beſtärken. In einer gefahrvollen Krankheit meiner frühern Kin-

derjahre weihete mich meine Mutter durch ein feierliches Gelübde dem Leben der Heiligen.

»Ich genas; aber die zu große Zärtlichkeit meiner Mutter fand in der Folge Mittel, dieß Gelübde durch reiche Spenden zu lösen; sie hoffte durch mich die Freuden ihrer Jugend wieder aufblühen zu sehen. Der Tod meines edlen Vaters gab mich den Verfolgungen dejenigen Preis, den Ihr, mein edler Ritter Hermann! nur allzuwohl kennt.

»Meine Mutter, eine Spanierin von Geburt, suchte Schutz an dem Hofe ihres Königs. — Ich lernte dort einen Ritter kennen, der — der vielleicht« —

Eine glückliche Ahnung bemächtigte sich bei diesen Worten meines Herzens; ein unwillkürlich schneller Blick aus meinen Augen drang in die ihrigen, und die augenblickliche Verwirrung, das fliegende Erröthen, das bei diesem Blick ihre Wangen überzog, ließen mich errathen, daß mich die seligste der Ahnungen nicht betrogen habe.

Allein schnell faßte sie sich wieder, und fuhr fort: »Ich lernte dort den Ritter Willibald von Thurnau kennen, und die Achtung, die man bei Hofe und allenthalben seinen Vorzügen erwies, mußte nothwendig auch mir Theilnahme an ihm einflößen, als

ein Ohngefähr meinen Verfolger an den Caſtiliſchen Hof führte. Meine Mutter hielt es nun für das Beſte, nach Deutſchland zurück zu kehren. Wir wählten, uns verborgen zu halten, unter allen Beſitzungen meiner Mutter jenes einſame und abgelegene Schloß, wo Ihr, großmüthiger Hermann! uns öfters heimſuchtet; Ihr, welchen ich heute zum zweiten Male meinen Retter nenne. Schon auf der Reiſe nach Deutſchland hattet Ihr mich von einem räuberiſchen Anfall befreiet.«

»Die Dankbarkeit meiner Mutter gegen Euch war gränzenlos, ſie zog Euch allen meinen übrigen Bewerbern vor; das, was ich Euch ſeit den letzten Tagen ſchuldig bin, erhöht Eure Verdienſte noch mehr, und ich würde vielleicht dem Wunſche der geliebten Mutter nachgegeben haben, hätte ich nicht erfahren, welch heiliges Freundſchafts-Band ich dadurch trennen, und in welches Herz ich den Stachel des Schmerzes drücken würde.« —

Ein wehmüthiger, beinahe zärtlicher Blick aus ihren himmliſchen Augen fiel bei dieſen Worten auf mich, und vollendete den Sinn ihrer Rede.— »Schon oft,« fuhr ſie nach einigen Minuten fort, »in einſamen Stunden kämpfte ich mit Zweifeln über meine künf-

tige Bestimmung. Mein Schicksal zeigt mir jetzt deutlich, was ich zu thun habe, und ich folge ihm. Lebt wohl, meine Freunde! — denkt meiner so, wie man einer Freundinn denkt, die voran in die Gefilde des Friedens hinüber gegangen ist! Ihr aber, schließt den schönen, heiligen Bund aufs neue, welchen ich ohne mein Wissen zu zerstören drohte.« —

Sie endigte mit diesen Worten, und ließ uns in einer Bewegung, mit der nichts zu vergleichen ist. Kaum wagten wir es, den Entschluß derjenigen zu bekämpfen, die wie ein schon verklärter Geist auf uns hernieder lächelte; auch waren alle Versuche dazu vergeblich; sie bat uns, sie nach dem nahe gelegenen Marien-Kloster zu bringen, wohin sie auch ihre Mutter bitten ließ, und schied dann von uns, mit der Ruhe eines Engels. Bald darauf stiftete sie das schöne Ursuliner-Nonnenkloster am Ufer des Neckar, nicht fern von Heidelberg, in einem reizend anmuthsvollen Thale, das sie mit reichen Spenden begabte, und wo sie als Äbtissinn ihre unschuldsvollen Tage verlebte.

Die himmlische Ruhe dieses Engels hatte auch unsere Leidenschaften in Ruhe gewiegt, und die Sehnsucht unsrer Kinderjahre, die Sehnsucht nach dem Himm-

liſchen in unſerer Bruſt entzündet. Wir zogen bald darauf mit Kaiſer Conrad nach Paläſtina, allein wir kehrten nicht mit ihm zurück; unſere verwundeten Herzen fanden Balſam in den Thaten chriſtlichen Heldenmuths, an denen Theil zu nehmen, uns der Himmel würdigte. So lange unſre Arme das Schwert erheben konnten, kämpften wir die Sarazenenſchlachten mit; Hermann, der die ſchöne Heilige, wie es ſchien, mit noch heißerer Leidenſchaft liebte als ich, konnte ſich es nicht verſagen, während der Zeit zu verſchiedenen Malen zu dem geliebten Vaterlande zurück zu kehren; und noch jetzt, in den Tagen des Alters, jetzt wo der Engel längſt vollendet hat, findet er Beruhigung darin, mit ſeiner Harfe die Gegenden zu durchirren, die ihre letzte Wohnung hienieden, das ſchöne Kloſter in ſich ſchließen.

Eine größere Stille der Seele hielt mich in Paläſtina zurück; dieſe heilige Anhöhe iſt ſchon ſeit vielen Jahren mein Aufenthalt; die Kenntniß der verborgenen, heilbringenden Kräfte der Natur, welche ich mir in früheren Jahren eigen machte, weist mir noch jetzt einen wohlthätigen Wirkungskreis unter meinen Mitbrüdern an. Die Menſchen wallfahrten zu meiner Wohnung, und kehren oft nicht ohne Se-

genswünſche von mir zurück. Unter meinen Füßen ziehen die Nebel der Erde hin; ich blicke ruhig auf ſie nieder, wie auf die Leidenſchaften, die ich überwunden habe. Die Wolken grüßen mich im Vorübereilen, und näher dieſer heitern Höhe ſcheint ſich der Himmel verklärend aufzuthun vor meinem glaubensvollen Blicke; und ſo, lieber Ritter! harr' ich ruhig dem Augenblick entgegen, der mich hinüber in das Land des Friedens und der wahren Liebe führen wird.

Der fromme Kaiser *).

Ballade.

Viel sendest du, Kaiser! der Schiffe nach Rom
Mit Lasten von nährendem Korn;
Dein Wohlthun ist ein umfangender Strom,
Dein Herz der Milde Born.

»Und kann ich Minderes thun? Es dringt
Herüber der jammernde Laut;
Vom bleichen Hunger ist sie umringt,
Die Stadt, vom Ruhm' gebaut!«

Zu große Milde wohl thust du kund,
Scheel sieht das Volk dazu:
Du richtest, o Kaiser! den Schatz zu Grund,
Und raubst dir selbst die Ruh.

*) Geschichtlich.

»Der ſammelt Schätz' im Himmel ſich,
Der Armen Labung beut!
Mein ſtarker Gott, ich trau' auf dich
Mit feſter Freudigkeit!«

Er ſprach's, der Herrſcher von Griechenland,
Im Wohlthun nimmer matt;
Die Schiffe wurden nach Rom geſandt,
Und brachten Rettung der Stadt.

Ihm aber, wie feſt er ſich auch bewußt,
Das Rechte nur hab' er verhängt,
Bewegten doch Sorgen die fühlende Bruſt,
Vom Murren des Volkes bedrängt.

Wie Morgen- und Abendland ewig in Streit,
So neidete, was hier geſchah,
Das Volk den Entfernten mit Bitterkeit;
— Dem Guten ſind Leidende nah! —

Wie Sterne weit vom Himmel ſehn,
Und leuchten unſrer Nacht;
So kann auch fernes Leid erſpähn
Des Mitleids Göttermacht.

Die Sterne wandeln hold und mild
Und dennoch ewig feſt
Die Bahn durchs blaue Luftgefild,
Die nie ihr Glanz verläßt.

Wie ſie, war feſt und ewig gleich,
Dem Guten zugewandt
Der milde Herr im Griechenreich,
Und doch vom Wahn verkannt.

»O du, mein Volk! war Vatermild
Nicht immer dir mein Herz?
Wie ſtürmt dein Vorwurf jetzt ſo wild?«
So ſprach ſein inn'rer Schmerz.

— So wandelt er einſt durch ein wölbend Gemach
Und ſenkte beklommen den Blick;
Da ſieh! wo der Schimmer der Sonne ſich brach,
Erblickt' er ein künſtliches Stück.

Ein Kreuz ihm zu Füßen, gehauen in Stein;
Und wie des Bekümmerten Herz
Gedrückt auch mochte von Sorgen ſeyn,
Doch füllt' ihn der Anblick mit Schmerz.

Wie? rief er, was hoch in den Wolken verehrt
Des Chriſten feuriger Gruß,
Des Herzens Kleinod, des Glaubens Werth,
Hier tritt dich am Boden der Fuß?

Man richte die Tafel vom Grund' empor!
Die heil'ges Sinnbild ziert.
Er rief's, die Diener traten vor,
Gern ward ſein Wink vollführt.

Man hob aus dem Grunde des Steines Gewicht,
Und — wie der belebende Strahl
Des Morgens durch nächtliches Dunkel bricht,
So ſchwanden die Sorgen zumal.

So brach aus dem Dunkel ein glänzender Schein,
Verblendend den ſtaunenden Blick,
Von Gold und von blitzendem Edelgeſtein;
Und wandte den Kummer in Glück.

Ein Schatz war, hier ruhend, von Keinem' gewußt,
Dem Retter der Armen geſchenkt. —
Nun hob ſich erleichtert die fühlende Bruſt,
Die bitter das Leben gekränkt.

Der Herrſcher, zu dem er ſein Herz gekehrt,
Stand höher als weltliche Macht;
Der Gott, den er fromm in den Wolken verehrt,
Rief Hülf ihm aus irdiſcher Nacht.

Die Heimkehr.

Ein tiefes Schweigen herrschte um das Heiligthum jungfräulicher Einsamkeit, um die Wohnung, wo das schönste Mädchen Neapels diese Nacht ganz einsam hauste; denn ihr Oheim, der edle Marchese Monaldeschi, war in Geschäften auf einige Tage nach der Stadt gereist. Die holde Nichte, welche die herbstlichen Tage des edlen Greises durch ihre Gesellschaft verschönte, hatte ihn dieß Mal nicht begleitet, sondern zog die Stille ihrer geliebten Villa vor.

Im zaubervollsten Mondlicht lag die schöne, freundliche Villa mit den weißen, glänzenden Mauern, mit dem Garten voll anmuthig grünender Hain-Labyrinthe, voll Lauben, duftend von Zweigen überwallt, die sich im lauen Abendwinde wiegten. Das Mondlicht blitzte von der plätschernden Cascade mit tausendfach gebrochenem Strahl zurück, und spiegelte sich ru-

hig in dem Marmorbecken, das ſich in die Vertiefung eines Felſens zog.

Aber durch die flüſternden Aehrenfelder hinter dem Garten, die im ſilbernen Mondglanz wogten, wandelte ein junger Ritter mit dem leiſen, ſchnellen Schritt der Sehnſucht, näherte ſich einer verborgenen Gartenpforte, die in das Gebiet der Stille führte, ſtand einen Augenblick, als horche er, zog jetzt aus ſeinem Buſen einen Schlüſſel — und ſieh, das Schloß ſprang auf, als wiche es der Berührung einer ſchon wohlbekannten Hand.

Bebend trat der Jüngling in die Schatten des Orangenhains, der ihn diesſeits der Thüre mit einem zauberiſchen Duft umfing. Er faltete die Hände über ſeine Bruſt, und blieb, von heiliger Scheu gefeſſelt, einige Minuten auf der reizenden Stelle ſtehen.

Der Mond fiel durch die Wipfel des Hains, und bildete zitternde Schatten auf dem reinen, ſchönen Grunde, und in einiger Entfernung hob er das helle Schieferdach der Villa, wie Silber glänzend aus dem Kranze hoher Pappeln, die das Haus umringten.

Des Jünglings Auge ſchweifte wonnetrunken in den luftigen Zweigen, und ruhete, wie geheftet, auf

der glänzenden Kuppel, bis seine Empfindung in begeisterte Worte ausbrach.

»O meine Antonie!« rief er, »seh' ich endlich die glückliche Stätte wieder, wo ich mit dir den Traum, den Himmelstraum der Liebe träumte? Ist dieß der Hain, der uns so oft mit seinem Duft umwogte; der Quell, der in die Melodien deiner süßen Rede stimmte? Drei lange Jahre sind seitdem verstrichen — werd' ich dich wieder finden, Geliebte? und treu und zärtlich wieder finden?«

Francesco da Ceno — dieß war der Name des Jünglings, der jetzt dieß reizende Gebiet betrat — hatte vor mehreren Jahren die schöne Nichte Monaldeschi's in Neapel kennen lernen, und ihre zärtlichste Gegenliebe hatte seine schnell gefaßte Leidenschaft belohnt.

Don Francesco war wohl liebenswürdig und interessant genug, um die Neigung des schönsten Mädchens zu rechtfertigen; allein die Erbinn des reichen Grafen Monaldeschi mußte wohl bei ihrer Vorliebe für einen gemeinen, unbegüterten Edelmann einige Vorsicht brauchen; und nicht bloß ihr Vortheil, auch die zärtlichste, kindlichste Dankbarkeit gegen den ehrwürdigen Oheim verpflichtete sie zu dieser Vorsicht.

Er war der Bruder ihrer Mutter, die in Sicilien verheirathet war, aber deren Vermögen keineswegs ihrem Stande und den Bedürfnissen ihrer zahlreichen Familie gleich kam.

Der großmüthige Bruder unterstützte sie auf das freigebigste, und hatte, da er selbst kinderlos war, sich eine ihrer kleinen Töchter in ihrer frühesten Kindheit senden lassen, um sich an ihr eine liebliche Gesellschafterinn für seine alternden Tage zu erziehen, und sie einst ganz nach dem Wunsche seines Herzens, als eine eigene geliebte Tochter zu verheirathen.

Don Monaldeschi hatte bei tausend vortrefflichen Eigenschaften nur die einzige kleine Schwachheit: den Stolz auf die Ehre seines Hauses, und das Alter seiner fürstlichen Ahnen.

Einige Beispiele, wo Töchter dieses Hauses sich — von Liebe hingerissen — einen Schritt herab gelassen hatten, und durch Zufall unglücklich geworden waren, gaben seinem angebornen Stolze noch in seinen eigenen Augen einen Schein von Recht, und dieß Feld war nun unabläßig der reichste Quell seiner Unterhaltungen, und seiner väterlichen Lehren an seine Nichte. Antonie hörte ihm aufmerksam und andächtig zu; aber unglücklicher Weise hatte ihr Herz zu

wenig Anlage zu einem recht gründlichen Ahnenstolze und zu viel zu einer zärtlichen Leidenschaft gehabt, denn das verführerische Bild Francesco's hatte sich nur zu bald ohne Ahnenprobe in ihr Herz gestohlen, und hatte doch nur diesen Theil der väterlichen Lehren daraus verdrängt. Sie hoffte mit der Zeit das Vorurtheil des geliebten Oheims zu besiegen, dessen Herz dem Herzen des biederen, verdienstvollen da Ceno gewiß begegnen würde.

Nur schonen wollte sie die Schwäche ihres Oheims, bis sich Francesco durch Auszeichnung irgend einer Art empor geschwungen, und einer Wahl, wie die ihrige, würdig gemacht habe.

Daß Don Francesco ein guter Dichter war, und sich durch manche seiner süßen Lieder nur tiefer in das Herz der reizenden Antonie gestohlen hatte, konnte in den Augen des ernsten Oheims seine Ansprüche nicht bescheinigen. Geduld und Treue, sagte sie tröstend zu ihrem trauernden Geliebten, führen wohl stets, wär' es auch spät, zum Lohne fester Liebe.

Eine vortheilhafte Gelegenheit bot sich dem Ritter von Seiten des Hofes, mit einigen Großen des Reichs nach Deutschland zu gehen, und sich auf der

Bahn der Staatskunst auszuzeichnen. Die Ehrliebe des Jünglings ergriff sie mit Freuden; er hoffte auf diesem Wege vielleicht ein Gut zu erringen, das für den Augenblick über ihn erhaben war. Die Schwüre der Treue, die ihm sein Mädchen noch beim Abschiede an eben dieser Stätte gab, wo er jetzt stand, beruhigten die Besorgnisse seiner Liebe, und er ging mit heiterem Muthe die Bahn, die ihm sein Schicksal anwies.

Drei Jahre verstrichen, eh' ihm das Glück der Heimkehr zu Theil ward. Daß Antoniens Briefe zu Ende dieser Zeit ausblieben, beunruhigte ihn nicht in seiner Hoffnung; treuer und zärtlicher flog er zurück, als er gegangen war, allein mit einem weit erhöheten Range.

Mit ehrerbietiger Scheu nahte er sich jetzt der Schwelle seines Glücks, gleich als zweifelte er noch an der Wirklichkeit des seligen Besitzthumes. Ein sanfter, ich möchte sagen, dichterischer Zug in seinem Herzen milderte das aufbrausende Feuer der Leidenschaft, das seinem Volke sonst so eigen ist, und machte ihn auch in der Folge dem Schmerze mehr empfänglich als der Wuth.

Er stand jetzt vor der hohen Glasthür, die aus

dem mittleren Salon der Villa in den Garten führte. Er blickte in das mild erleuchtete Zimmer, und — mit welchem Entzücken ward er die himmlische Gestalt der langersehnten Geliebten gewahr, wie sie, in einem süßen Traume versunken, sinnend auf dem Sopha ruhte. Das schöne Haupt war von der blendenden Hand gestützt, und ihre dämmernd braunen Locken flossen in sanften Wellen auf die Brust. Er erkannte das liebliche Gesicht, es war noch ganz dasselbe, unverändert, wie es ihn am Abend vor der Trennung entzückt hatte; sie trug noch eben das weiße Gewand, noch eben die Schärpe von dem tiefen Veilchenblau, worin er sie so gern in jenen süßen Tagen sah. O meine Geliebte! rief er bey sich selbst, so zärtlich hast du jeden Zeugen unsers Glücks bewahrt?

Einige Augenblicke verlor sich Don Francesco in dem süßen Anblick, als sie die Laute ergriff, und ein ihm wohlbekanntes Lied anschlug, mit dem sie ihn oft zu grüßen pflegte:

Klagst du, süße Philomele?
Weckst du Sehnsucht in der Seele?
Führe mit der süßen Stimme
Den Geliebten auch mir her!

Bebt ihr, zarte Mondenſtrahlen?
Regt ihr ſtiller Sehnſucht Qualen?
Führt dann mit dem holden Schimmer
Den Geliebten zu mir her!

Haucht ihr, linde Blüthendüfte ꝛc.

Wie? hat dir ein Engel meine Nähe zugeflüſtert? rief Francesco, der ſeiner Bewegung nicht länger Meiſter war, und wollte eben in das Zimmer und zu ihren Füßen ſtürzen, als ſich die entgegengeſetzte Thür öffnete, und — ein ſchöner Mann eintrat, der ihm zuvor kam, und in die Arme der ſchönen Einſamen eilte.

Mit einem Leben, mit einer Beweglichkeit hieß ſie den Erwarteten willkommen, die Don Francesco ehemals nie an ihr gekannt hatte; ihr ganzes Weſen ſchien durch dieß neue Verhältniß erſt zu ſeinem eigentlichen erweckt zu ſeyn. Tauſend muntere Scherze wechſelten mit den zärtlichſten Liebkoſungen ab. Der gute Don Francesco ſtand, und trauete ſeinen Augen kaum, ſo ſchnell war das ſchöne Zauberbild in Luft zerfloſſen, das er ſchon mit ſeinen Armen zu umfaſſen glaubte. Er wollte zwiſchen die verhaßte

Scene stürzen, wollte unter tausend Vorwürfen seine älteren Rechte geltend machen, und Rechenschaft von dem beglückten Nebenbuhler fordern; aber ein gewisses stolzes Zartgefühl hielt ihn davon zurück.

»Aber sage, Geliebte!« nahm ernster der schöne Glückliche das Wort, indem er sich neben der Signora auf das Sopha niederließ, und ihr forschend ins Auge blickte: »würdest du mich in jedem Verhältniß, unter allen Glücksumständen lieben?«

»O mein Cesario!« erwiederte die Zauberinn mit schmelzendem Tone: »in jedem Stande, auch in dem niedrigsten Range, würdest du das Idol meiner Wünsche seyn. Aber kannst du es mir verargen, wenn ich mich um des guten Oheims Willen deines Ranges freue? Ihm ist es nicht gleichgültig, ob ein gemeiner Edelmann, oder Prinz Cesario Borghese sein Neffe wird.«

»Himmlisches Mädchen!« rief der Jüngling, sie feurig umschlingend. »Aber verzeihe mir noch eine Frage,« setzte er wieder nachdenkend hinzu, »bin ich wirklich deine erste Liebe? Halte mich nicht für argwöhnisch, holdselige Geliebte! aber sieh, du bist so schön! der Männer viele haben sich um dich bemüht, ehe ich dich kennen lernte! sollte nicht —«

»Nein!« rief das Mädchen, indem sie leicht aufsprang, und ihm scherzend mit der weißen Hand die Locken aus der Stirne strich: »nein, kleiner Zweifler! wenn du mir mit solchen Fragen kommst, über eine zehn Mal versicherte Sache, so verzeih nur auch, wenn ich recht herzlich lache. Wenn sich vielleicht hier oder da ein Mann um mich bemühte, wenn ich auch wohl mit Dem und Jenem ein kleines Weilchen Scherz trieb, so fand ich doch wahrlich noch keinen meiner Liebe werth!«

Ha Schlange! rief Francesco, und sank, überwältigt von den kämpfenden Gefühlen gekränkter Liebe und empörten Stolzes, ohne Besinnung nieder. Der Morgen dämmerte, als er aus seiner tiefen Betäubung erwachte. Alles war still im Garten und in der Villa; ihm war, als hätte er einen schweren Traum geträumt. Mit schwankenden Schritten kam er zu dem nahe gelegenen Landgute Camillo's, des Freundes, der mit ihm aus Deutschland zurück gekommen war, und auf dessen Schlosse er, um Antoniens Nähe willen, abgetreten war.

Der fröhliche Camillo erschrack, als er das traurige Abenteuer seines Freundes vernahm; vergebens bot er alle seine heitere Laune, alle seine humoristische Gewandtheit auf, mit der er sonst gewohnt war,

den leicht zu wendenden Sinn seines gutmüthigen Freundes zu lenken: die Seele des armen Francesco war dieß Mal an ihrer empfindlichsten Stelle verwundet.

Mit Mühe erhielt er es über ihn, daß er seine blutigen Ausforderungsplane an den glücklichen Prinzen bis zu näherer Erkundigung und möglicher Aufklärung mit der Geliebten selbst verschob. »Du bist in fremde Länder gereist,« setzte Camillo hinzu, »um die Staatskunst zu studieren, armer Junge! Hättest du doch lieber in deinem Vaterlande die Diplomatik des weiblichen Herzens studiert! Du hast Gesandtschaftsreisen gemacht: an die Geliebte hättest du einen Gesandten schicken sollen! denn glaube mir, Francesco, deine Abwesenheit hat dir einen schlimmeren Streich gespielt in ihrem Herzen, als die Vorzüge deines Nebenbuhlers, ob er gleich den Namen des Weltbesiegers Cäsar führt.«

Es war dem guten poetischen Herzen ein höchst empfindlicher Streich, sein so lang verehrtes Götterbild auf diese Weise so der Glorie entkleidet, in die gemeine Classe herabgesetzt zu sehen, und doch — was konnte er dagegen sagen?

Bei genauer Nachforschung, die die Freunde in

der Stadt und in dem nahe liegenden Dorfe hielten, erfuhren sie, daß allerdings die schöne Nichte des Marchese mit dem Prinzen Cesario Borghese verlobt sey, und daß man die Vermählung bald vollziehen werde.

Daß der Prinz, der seine Schuldlosigkeit an der Untreue, und die Zartheit seines Gefühls durch die Frage bewiesen hatte: ob er Antoniens erste Liebe sey? daß er keinen blutigen Angriff verdiene, darin mußte Francesco seinem Freunde Camillo wohl beipflichten, so wie auch eigentlich darin, daß eine Geliebte, die jene Frage mit so empörender Verläugnung aller früheren Verhältnisse beantworten konnte, keines blutigen Opfers werth sey; indeß, sie sich ganz aus den Gedanken zu schlagen, wie ihm Camillo rieth, dieß war er doch auch nicht im Stande. Sprechen woll'e er sie wenigstens noch ein Mal, ihr ihre Untreue vorwerfen, und sehen, ob der Anblick des früh Geliebten, des so grausam Getäuschten nicht einige Funken besserer Gefühle hervorriefe.

Es stand in seiner Gewalt, die Treulose in Gegenwart ihres Oheims und ihres neuen Erwählten durch die Beweise ehemaliger Gunst zu Boden zu schlagen, die er so reichlich in den Händen hatte.

Schon der Anblick jenes Schlüssels hätte wahrscheinlich den Enthusiasmus des zartfühlenden Borghese um ein Merkliches verringert; allein wie wäre die großmüthige, romantische Seele einer so unedlen Rache fähig gewesen? Er beschloß, zu jener Unterredung eine Stunde zu erspähen, wo sie ganz allein, und sicher vor jenen furchtbaren Zeugen sey.

Wie ein unbefriedigter Schatten umirrte er nunmehr die Gegend seines ehemaligen Glücks, bis der Zufall, den Liebenden gewöhnlich günstig, ihn in Kurzem die gewünschte Stunde finden ließ. In eben dem Zimmer, wo er sie den ersten schrecklichen Abend sah, erblickte er die Geliebte einsam, mit einer leichten weiblichen Arbeit beschäftigt. Bebend vor innerer Bewegung trat er ein; er hatte sich Wunder versprochen von seinem bloßen Anblick, wenn er ihr nun wie ein rächender Schatten gegen über stünde; aber mit einer Unerschrockenheit, die er ihr nie zugetraut hätte, sah sie ihm ganz dreist in die Augen. Nie hätte er sie einer so unerhörten Verstellung fähig gehalten. Er mußte sie anreden. »Verzeihen Sie, Signora, meiner Kühnheit,« sagte er, mit dem bittersten Tone: »Sie scheinen sich nicht mehr eines Mannes zu erin-

nern, der einſt ſo glücklich war, Ihre Gunſt zu beſitzen.«

»In der That, Signor,« erwiederte ſie, »ich wüßte nicht, wann ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie zu kennen.«

Sie ſchien bei dieſen Worten einen Zug des Lachens zu verbergen, der ſich um ihre ſchönen Lippen zog, und betrachtete ihn mit Blicken, die halb und halb zu zweifeln ſchienen, ob dieſer Menſch auch ganz bei Sinnen ſey, der durch ſeinen ganzen Anſtand und durch den Ton ſeiner Rede eine ſo ſeltſame Stimmung verrieth.

»Ha Treuloſe!« rief Francesco, der ſeine heftige Bewegung nicht länger zurückhalten konnte. »So ganz verhöhnſt du Sitte und Tugend, daß du des Unglücklichen noch ſpotteſt, den deine grauſame Treuloſigkeit aufgeopfert hat?«

Das Lachen, das vorher um den ſchelmiſchen Mund geſchwebt hatte, ließ ſich nun nicht länger zurückhalten, und die kleine Muthwillige ſchien ſo aus Herzensgrunde zu lachen, daß der erbitterte Liebhaber ſie keines Wortes weiter gewürdigt haben würde, hätte nicht der nahe Anblick der einſt ſo ſehr Geliebt-

ten noch immer seine Zauberkraft an ihm bewährt, und ihn wehmüthig schmerzlich festgehalten.

Er brach in einen Strom von Vorwürfen aus, und wehmüthige Erinnerungen des Vergangenen mischten sich zuweilen so rührend dazwischen, daß ein weniger lustig gestimmtes, muthwilliges Geschöpf, als die Signora schien, gewiß bewegt worden wäre.

Sie selbst hörte nach und nach gerührter zu; auf einmal schien sie sich zu besinnen, als er auf einige näher bezeichnende Umstände ihres beiderseitigen Verhältnisses kam. Sie legte das weiße Händchen nachdenkend an die Stirn; ein Plan schien in ihren Gedanken aufzugehn. »Signor!« sagte sie mit einem ernsten, edlen Tone, indem sie ihm die Hand reichte: »versprechen Sie mir noch acht Tage lang das Geheimniß zu bewahren, das Sie bis jetzt so edel schonten? Versprechen Sie mir, bis dahin ruhig zu seyn, und erst am Morgen des achten Tages wieder hierher zu kommen. Ich werde Sie in eben diesem Zimmer erwarten, und — bei allen Heiligen sey es geschworen! Sie sollen dann einen Aufschluß von mir erhalten, der entweder alle Ihre Hoffnungen erfüllt, oder der wenigstens mein Geschlecht in Ihren Augen rechtfertiget.«

Der erſtaunte Don Francesco drang um eine nähere Aufklärung in ſie; allein die Dame klingelte ihren Domeſtiken, und winkte dem Jüngling halb bittend, halb gebietend, ſich zu entfernen.

Aufs neue, wie von einem Zauber befangen, kämpfte der gute Ritter mit ſeinen wechſelnden Gedanken. Was ſollte er von allen dieſen Erſcheinungen denken? Zärtliche Sanftheit, holde, ein wenig zur Schwermuth geneigte Schwärmerei, hatten den Charakter ſeiner Geliebten bezeichnet, als er ſie verließ. Jetzt fand er dieſe muntere, lachende Grazie wieder, die mit leichtem Fuß durch das Leben hüpfte, wie durch ihren Garten. Und gleichwohl, war ſie es nicht ſelbſt? Hatte er ſie nicht ganz nahe geſehen, geſprochen? Ein etwas ſtärkeres, blühenderes Anſehen ausgenommen, fand er ſie unverändert ſeit dem Augenblicke der Trennung. Bei allen dieſen Zweifeln blieb ihm indeß nichts übrig, als ihrem Willen zu gehorchen, und von dem achten Tage Auflöſung ſeiner quälenden Ungewißheit zu erwarten.

Sein Freund, Camillo, beinahe nicht minder als er ſelbſt geſpannt auf die Enträthſelung eines ſo ſeltſamen Abenteuers, ſuchte dem armen Geprüften

indeß die Zeit durch kleine Reisen zu vertreiben, bis der so heiß ersehnte achte Tag erschien.

Nicht weniger gewissenhaft und unterrichtet in den Pflichten gegen Damen, als ein Ritter von der Tafelrunde, hatte Don Francesco das Gebiet der Villa nicht einen Augenblick früher betreten; aber den Ausdruck: am Morgen des achten Tages, nahm er nun auch im strengsten Sinne des Wortes; denn kaum leuchteten die ersten Sonnenstrahlen in den Wipfeln des Hains, kaum stimmten die erwachten Vögel ihre ersten Lieder an, als sich der ungeduldige Francesco schon auf einer kleinen Anhöhe des Gartens befand, von wo er nicht allein die Gänge innerhalb, sondern auch außerhalb der Mauern einen großen Theil der reizenden Landschaft übersehen konnte. Er sah, wie nach und nach das Leben rings umher erwachte, wie sich Strom und Hain und Fluren im zerflossenen Golde der Morgensonne badeten.

Es war ein schöner, feierlicher Sonntagsmorgen. Von dem Thurme der nahe liegenden Klosterkirche tönte das harmonische Geläut; die fröhlichen, geputzten Landleute wallten aus den Dörfern, und vollendeten das idyllische Gemählde, das die ganze Landschaft bot. Um die Villa ward alles Leben und

Freude; man ſchien ſich zu einem Feſte zu bereiten. — — Zu einem Feſte? rief der unglücklich Liebende, wie von einer düſtern Ahnung ergriffen. O welcher ſchmerzliche Contraſt mit dieſer allgemeinen Freude in der Natur und mit der bangen Nacht in meiner Seele! O Weiber! falſches, grauſames Geſchlecht! So lohnt ihr biedere, Jahre lang bewährte Treue? Alſo Schalkheit wohnte hinter dieſem Anſchein frommer Liebe? Neue Blüthe zog ihre Schönheit aus dem Thaue meiner Thränen, und mit Lachen gibt ſie mir den Todesſtreich. —

Allein nicht anders, als ob die Liebe ſo grauſame Beſchuldigungen gegen das treueſte der Geſchlechter Lügen ſtrafen wollte, erblickte er in dieſem Augenblicke Antonien in einem der ſchattigen Gänge wandelnd, und zwar nicht die üppig blühende Zauberinn, wie ſie ihm bisher erſchienen war, nein, ganz ſo ſah er ſie, wie er ſie ſich vor ſeiner Rückkehr träumte, bleich, und in ſtillem Liebesgram verſenkt. Die holden Wangen waren nur von einer matten Röthe angehaucht; das ſchöne Oval ihres Geſichtes von keiner rundenden Fülle verändert. Sie wand einen Myrtenkranz, aber Thränen ſtürzten aus ihren Augen in die Myrtenblätter. —

Wär' es möglich? rief erstaunt Francesco. Wär' alles nur Schein gewesen? Sollte sie gezwungen des Prinzen Hand — — — Seine feurige Sehnsucht erlaubte ihm nicht, diese widerstreitenden Gedanken auszudenken. Er eilte den Hügel herab, um in diesem Augenblicke endlich Entschädigung seiner quälenden Unruhe zu erhalten. Doch ehe er sie noch erreichte, näherte sich ihr der Oheim von einem andern Gange her, umarmte sie freundlich, und ging mit ihr in die Villa zurück.

Auch jetzt die zarte Schonung nicht verläugnend, die er bisher stets beobachtet hatte, begnügte sich Francesco, ihr in geringer Entfernung nachzufolgen. Sie trat in die Villa; unmittelbar folgte er ihr.

Aber, war es nicht Zauberei? — in demselben Augenblicke, als er kaum die Schwelle des bestimmten Salons betreten hatte, stand sie wieder vor ihm, ganz die lachende Täuscherinn der letzten Tage, eben so von Gesundheit glühend die vollen Rosenwangen, eben so voll kaum verhaltenen Muthwillens die schelmischen, lebhaft umherblitzenden Augen. Sie trat eben aus einer Seitenthür. »Guten Morgen, lieber Signor!« rief sie ihm mit fröhlicher, nicht im mindesten

bewegter Stimme zu, und bot ihm die Hand. »Sie sind sehr pünctlich!«

Er wollte antworten, allein der Anblick des Prinzen, der eben ihr nach aus dem Seitenzimmer trat, und seinen Arm vertraulich um sie legte, brachte ihn aufs neue aus aller Fassung. Ha, Verrätherinn! rief es in seinem Innern. — Sollte sie dich vielleicht als Opfer ihrer Eitelkeit dem Spotte ihres Erwählten preis geben wollen? Eine flammende Röthe überzog bei diesem Gedanken sein Gesicht. Der Boden unter ihm verwandelte sich zu glühenden Kohlen. —

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig,« nahm die Dame wieder das Wort. — »Verzeihen Sie, Signora!« unterbrach sie Don Francesco mit dem Tone des erbitterten Stolzes: »die Gegenwart dieses Herrn« — — »Ja die Gegenwart dieses Herrn« — erwiederte das Mädchen lächelnd, und legte schmeichelnd ihre Hand auf des Prinzen Schulter: »was diesen Herrn betrifft, so kann ich freilich nicht umhin, ihn Ihnen als meinen ersten und Einziggeliebten vorzustellen, mit dem ich in Kurzem auf ewig verbunden zu seyn hoffe. — Nicht diese funkelnden Augen, Signor! nicht diese tödtliche Blässe! Ich hoffe, eine an-

dere Bekanntschaft soll sie für meinen Undank entschädigen!«

Sie öffnete bei diesen Worten die Thür zu einem anstoßenden Cabinett. »Komm doch herein, liebe Schwester!« rief sie, und Francesco erblickte auf einem Sopha in schwermüthigem Sinnen verloren, die Gestalt Antoniens zum zweiten Mal, die Gestalt seiner angebeteten Antonie.

»Francesco!« rief sie mit dem durchdringenden Accent der Zärtlichkeit, gleich wie aus tiefem Traume erwachend, und beide stürzten wonnetrunken, eins an des andern Herz. Erst nach einigen Minuten waren Fragen und Aufklärungen möglich. »O meine Schwester!« rief Antonie, »hast du mir diese Überraschung bereitet? Du mußt wissen, mein Francesco! dieß ist meine Zwillingsschwester Giulia, von der ich dir, wiewohl nur flüchtig, gesprochen habe.« — »Aber du hast mir nie gesagt, daß sie dir so ähnlich sey!« rief Francesco. — »Ich wußte dieß selbst nicht,« erwiederte Antonie. »Von Kindheit an getrennt erzogen, hatten wir wenig von einander erfahren, und — und« — »Und!« rief lächelnd Giulia: »erlaube mir jetzt den Faden der Geschichte zu ergreifen. Du scheinst ein wenig zerstreut dazu. Wenn Ihnen, lieber Signor!« fuhr sie fort, »Antonie

nicht gar zu viel von mir gesagt haben sollte, wie es mir vorkommt, so kann ich ihr dieß gar nicht verdenken. Von früher Kindheit an getrennt erzogen, hatten unsere Seelen, unser Geschmack, unsere Neigungen, eine ganz verschiedene Richtung angenommen, bloß die Hauptsache abgerechnet, daß wir beide von Grund aus gut und redlich blieben, und — von Verrath und ähnlichen Dingen nie bei uns die Rede war. Sie verstehen mich, Signor! — Wenig Verkehr fand übrigens zwischen uns Statt; doch so verschieden unsere innere Bildung war, so ähnlich ward sich unsre äußere körperliche.«

»Meine Schwester machte vor länger als vier Jahren Ihre Bekanntschaft, wie sie mir später erzählet hat. Sie trennten sich von ihr, um sich ihr auf dem Wege der Ehre nur inniger zu nähern. Der Tod des alten Dieners, der bis dahin Ihre Briefe besorgt hatte, schnitt ihr alle Verbindung mit Ihnen ab; sie versank in Schwermuth. Die Hartnäckigkeit, mit der sie sich einer glänzenden Verbindung widersetzte, die sich ihr darbot, brachte zum ersten Mal den Oheim gegen sein liebes Pflegtöchterchen auf. Er machte um ihrer Kränklichkeit willen eine Reise zu meinen Ältern nach Sicilien. Er erstaunte über meine Ähnlich-

keit mit Antonien. Meine Luſtigkeit traf ihn in der günſtigſten Stimmung von der Welt, zu dem Zeitpuncte nehmlich, wo es ihm die Empfindſamkeit meiner Schweſter zu bunt gemacht hatte.«

»Er ſchlug meinen Ältern vor, auf eine Zeitlang einen chriſtlichen Tauſch zwiſchen uns zu treffen: und ſo führte er mich hieher, überzeugt, daß ich ſeinen Lehren mehr Ehre machen würde. Ich habe mich auch — ohne ſtolz zu ſeyn, darf ich mir es geſtehen — bisher dieſer Erwartung nicht ganz unwürdig gezeigt, ich habe mich« — ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Seitenblicke auf den Prinzen hinzu — »dieſes Durchlauchtigen Herzens zu bemächtigen gewußt, das indeſſen, wie ich denke, neben den Forderungen der Ehre auch die der Liebe nicht leer ausgehen laſſen wird.« Sie lehnte bei dieſen Worten mit der ſtolzen Ruhe eines Siegers das lockige Köpfchen an das Herz ihres Geliebten, der mit einer feurigen Umarmung ihr Eigenthumsrecht beſtätigte.

»Aber, liebe Giulia!« ſagte Antonie bittend, welche bemerkte, daß ſich eine leichte Wolke über Francesco's Stirn zuſammen zog — »Unterbrich mich nicht, mein Kind!« rief Giulia, »du wirſt gleich hören, daß ich deinem adeligen Geſchmack nicht zu nahe trete!

In der That, du könnteſt ein Ahnenprüfer werden, ſo richtig haſt du den hohen Adel deines Geliebten vorher erſpäht! Den Rang, den ihm jetzt der König gibt, das Anſehen, in dem er bei Hofe ſteht, wie ich durch beſagte Hoheit, meinen Freund, hier weiß, hat ihm ſchon früher dein Herz zuerkannt. Ich hatte deine etwas romantiſche Liebesgeſchichte, wovon du mir in Sicilien erzähltest, längſt vergeſſen. Ein Mann an fremden Höfen lebend, dacht' ich, hat ja ſo viel Gelegenheit, die ſchönſten Damen kennen zu lernen, und eine vierjährige Männertreue blüht, wie die Aloe, nur alle hundert Jahre ein Mal. — Ich ſuchte indeß in meinem Äußern ſo viel Ähnlichkeit als möglich mit Antonien hervor zu bringen, um dem Herzen des guten Oheims wohlzuthun, denn die Sehnſucht nach ſeinem ſelbſterzogenen Lieblingskinde wachte nach und nach gar mächtig in ihm auf; ich ſang ihre Lieder zur Guitarre, ich trug ſogar die veilchenblaue Schärpe um das weiße Kleid, eine Tracht, in der mein Oheim Antonien beſonders gern geſehen hatte. Auf dieſe Weiſe ſuchte ich mich in leidlichem Intereſſe zu erhalten, bis wenigſtens zu meiner Vermählung, wo dann der Oheim Antonien wieder zu ſich nehmen wollte.

Meine Ältern, zu meiner Hochzeit kommend, wollten sie ihm wieder zuführen.«

»Bei dieser Lage der Sachen sitz' ich nun eines Abends in der allerrechtmäßigsten Erwartung meines Geliebten, als das Schicksal diesen seltenen, Aloeähnlichen Ritter an die Glasthür führt. Bei den romantischen Vorwürfen, die er mir einige Tage später machte, war es mir Anfangs unmöglich, das Lachen zu verläugnen, da ich von gar nichts wußte; allein plötzlich fiel mir die Geschichte meiner Schwester, und meine Ähnlichkeit mit ihr ein, und ich beschloß, meiner guten Antonie eine frohe Überraschung zu bereiten, die ich, so wie meine Ältern, auf den gestrigen Abend erwartete. Ich theilte meinem Cesario die Entdeckung mit. Von ihm erfuhr ich, welches Ansehen die Talente, die Vortrefflichkeit des edlen Don Francesco ihm bei Hofe erworben haben. Wir vereinigten uns, die Sache der Liebe bei dem Oheim, und dann auch bei meinen Ältern zu führen. Dieß war nicht schwer. Der mit Orden geschmückte, in den Staatsrath erhobene Ritter war nicht unwürdig, der Neffe Monaldeschi's zu werden. Der Oheim sah in meinem Geliebten einen gültigen Zeugen für dergleichen Dinge; er willigte ein, und wird in Kurzem

mit unſern Ältern ſelbſt hier ſeyn, Euch ihren vereinigten Segen zu bringen.«

»O meine Giulia!« rief Antonie, »mein Bruder! meine Schweſter!« tönten die entzückten Ausrufungen des Dankes und der Liebe durch einander, und die Arme ſchlangen ſich zu einer ſchönen Gruppe.

»Nehmt auch mich in Eure Mitte auf!« tönte die Stimme des guten Oheims; »auch mich! auch mich!« riefen Vater und Mutter. Und ein reicher Wechſeltauſch der Liebe begann. —

»Daß ich aber,« nahm Giulia noch ein Mal das Wort, als ſich die Wellen des Entzückens ein wenig geebnet hatten, »daß ich meinen theuern Bruder Francesco ſo lange durch Unruhe quälte, dieß, verzeiht es mir, meine Lieben! war eine kleine Rache gegen ſein Geſchlecht.«

»O ihr ungerechten Männer! Argwöhniſch verurtheilt ihr uns auf den erſten äußeren Schein! — durch Anklagen unſerer Beſtändigkeit ſucht ihr euern eignen Leichtſinn zu beſchönigen!«

»Wenn meine Strafe gerade einen traf, der etwas beſſer iſt, als die Übrigen, ſo mag es mir der Himmel verzeihen, und ſein Geſchlecht mag wenigſtens eine gute Lehre daraus ziehen.«

»Schelmische!« riefen Cesario und Francesco. —

»Meine Kinder!« sagte der gute Oheim zu Francesco und Antonien: »der heutige Tag war zu Giulia's Vermählungsfeier bestimmt; allein die treue Schwester will nicht anders getraut seyn, als mit der zugleich, die auch mit ihr zugleich ins Leben trat. Seyd ihr die Doppelhochzeit zufrieden?«

Balduin.

Romanze.

Ach Balduin, mein Liebſter! Ach Balduin! du Treuer!
Wann kehrſt du mir wieder vom ſyriſchen Strand?—
Auf Klippen erloſchen die leuchtenden Feuer,
Und Balduin kam nimmer ins heimiſche Land.

Wohl hatt' er ein Blümlein, das ſelbſt er gezogen,
Beim ſchmerzlichen Scheiden der Liebſten gereicht:
So lang iſt, Geliebte! mein Geiſt nicht entflogen,
So lang nicht dieß purpurne Glänzen verbleicht.

Sie pflegt' es nun traurig im einſamen Trauern,
Und wähnte dem fernen Geliebten ſich nah;
Als einſt ſie am Stengel mit ahnendem Schauern
Es bleich und erſtorben, das liebliche ſah.

Da bluteten heftig die heimlichen Wunden,
Da irrte sie jammernd zum Ufer hinab.
Die Sonne war lange vom Himmel entschwunden;
Schon blickten die Sterne durch Wolken herab.

Still war es, nur gaben die felsigen Wände
Das leise Gemurmel der Wellen zurück.
Da rang sie verzweifelnd die zärtlichen Hände,
Und wandte zum Himmel den weinenden Blick:

»O Balduin!« so rief sie, »wo bist du auf immer,
Du Treuer, du Schöner, auf ewig dahin?
Ach, weh mir! ach ließ ich Bethörte doch nimmer
Zu jenem verderblichen Kriege dich ziehn!

Zum Streite für Zions geheiligte Rechte,
Zum blutigen Streite versucht ihn der Muth;
O könnt ihr nun trösten, ihr himmlischen Mächte!
Und wieder mir geben mein einziges Gut?«

So klagte sie lange; die trauernden Sterne
Verbargen in Wolken ihr trübes Gesicht;
Da plötzlich — ergoß sich aus dämmernder Ferne
Die Fluthen herüber ein schmelzendes Licht.

Die Wogen begannen ſich zitternd zu hellen;
Es wandelt' ein glänzender Jüngling heran!
Mit luftigen Ferſen berührt' er die Wellen,
Und wandelte ruhig auf ſchwindender Bahn.

Es wallten die Locken im ſchimmernden Kranze,
Die Waffen erglänzten von himmliſchem Licht; —
Und näher nun trat er im leuchtenden Glanze!
Sie kannt' es, das bleiche, das holde Geſicht!

»Mein Balduin! mein Liebſter! ſo ſeh' ich dich wieder?
So kehrſt du als Sieger vom heiligen Grab?
Doch wie ſo erblaſſet? Es rinnt dir die Glieder
Ein purpurnes Bächlein vom Buſen herab!

Wie kehrſt du ſo blaß mir, ſo blutig zurücke?«
Da floß ihm ein Lächeln ins bleiche Geſicht;
Er zeigt ihr die Wunde mit freundlichem Blicke,
Die Strahlen entſandte vom himmliſchen Licht.

»Du trauerſt, Geliebte?« ſo tönt' ihm vom Munde
Die Rede, wie Lispeln der Harfe ſo ſüß;
»Du klagſt, daß dein Krieger, zu ſeliger Stunde,
Die Schatten der traurigen Erde verließ?

Von wannen die Strahlen, die hell mich umgeben?
Von wannen dieß heilig verklärende Licht?
Entſtrömet der Wunde des Todes das Leben,
Entſtrömt ihr die ſelige Herrlichkeit nicht?

Der liebend für uns ſich dem Tode geweihet,
Ihm hab' ich bezahlet die blutige Schuld;
Er iſt's, der den ſiegenden Glanz mir verleihet,
Der ewig mir lohnet mit göttlicher Huld.

Was zagſt du, im eitel verlangenden Herzen,
Und wähnſt es um Lieb' und Entzücken geſchehn?
Beſiege, Geliebte! die irdiſchen Schmerzen,
So wirſt du die Liebe, die ewige, ſehn!«

Die Nacht in der Mühle.

Romanze.

Wohlauf, wohlab durch Berg und Thal
Zog Ritter Willibald;
Im Morgenroth, im Abendſtrahl
Durch Buſch und Flur und Wald.

Das Auge trüb, das Herz in Glut,
Zog ihn die Liebe fort;
Er ſuchte ſein verlornes Gut,
Er fand's an keinem Ort.

Verſchwunden die Geliebte war,
Kein Menſch, wohin? vernahm —
Als er zurück nach Tag und Jahr
Vom Krieg' aus Wälſchland kam.

Nichts blieb ihm übrig, als ihr Bild;
Das trug er auf der Bruſt,
Das ſtrahlt' ihm aus dem Auge mild
Noch einzig Troſt und Luſt.

So irrt' er, ſonder Ruh' noch Raſt,
Die Seele bang und ſchwer,
So irrt' er dreißig Monden faſt
Nach ihr durch Land und Meer.

Und eines Abends, als er lang
Im Wald geritten war,
Da rauſcht' es ihm wie Wellenklang
Zum Ohr ſo wunderbar.

Er kam heraus: — und — glänzend wand
Ein Strom am Fels ſich hin;
Und eine Mühle lag am Strand,
Gar ſtill im dunkeln Grün.

Fünf braune Tannen rauſchten hoch
Am Felſen, und ihr Dach;
An ihren Wänden ſcheidend noch
Der Abendſtrahl ſich brach.

— Der Ritter hielt; gefeſſelt war
Sein überraſchter Blick;
Ihm war, als hielte unſichtbar
Ein Geiſt ihn hier zurück.

Die Mühle lag ſo friedlich da,
Und lud zur Herberg ein;
Sein Roß war matt, die Nacht war nah',
Und rings nur Fels und Hain.

Zwar brauste dumpf der Strom, und ſchwoll,
Doch ſetzt' er durch mit Muth,
Und kam zur Mühle jenſeits wohl,
Durch's Schaumgetös der Fluth.

Er traf hier gute Herberg an,
Ein Stall ward für das Roß,
Für ihn ein Stübchen aufgethan
Im oberſten Geſchoß.

Indeß begrüßten ſchon das Thal
Die Sterne nach und nach,
Und freundlich fiel der Mondenſtrahl
In Willibalds Gemach.

Er trat ans Fenſter hin: die Nacht
War ſchimmervoll und mild;
Am Berge ſtand in ſtiller Pracht
Des Mondes lichter Schild.

Und unten, dicht am Fenſter, ſchlang
Der Strom ſich durch das Thal;
Dem Ritter ward es wohl und bang
Beim dumpfen Fluthenſchall.

Er zog ihr holdes Bild hervor,
Und küßt' es tauſend Mal;
Hing's hoch dann an der Wand empor
Im bleichen Mondenſtrahl.

Drauf warf er müd' aufs Lager ſich,
Doch ruhlos wacht' er lang; —
Und außen, horch! ſo ſchauerlich
Kam's her, wie Geiſtergang!

Und eine dämmernde Geſtalt
Trat leiſ' zur Thür herein;
— Dem Ritter lief es heiß und kalt
Durch Adern und Gebein.

Es ſchlug ſein Herz, ſein Odem ſtand,
Ein Schauer weht' ihn an;
Als jetzt das Bildniß an der Wand
Mit leiſem Laut begann:

Gott grüß' dich, ſchönes, junges Blut!
Wie find' ich ſo dich hier?
»Ich komme aus der tiefen Fluth
Vom Stromgebraus zu dir!«

Vergönnt ward mir, noch dieſe Nacht
Ein Mal herauf zu gehn;
Dann ſcheid' ich, wenn der Hahn erwacht,
Zum nimmer Wiederſehn!«

Aus tiefer Fluth? vom Stromgebraus?
O ſage, Schweſter mein!
Wie wohnſt du dort im feuchten Haus?
Wie kamſt du da hinein?

»Ach lang' ſchon iſt's, manch Jahr verſchwand; —
Da reiste wohl mit mir
Mein Vater einſt durch dieſes Land;
Wir hielten Mittag hier;

Es ruhten alle, Mann und Roß;
Nur ich, mit ſtillem Sinn,
Ging dort im Thale ſorgenlos
Am Ufer her und hin.

Und ſieh! da hob vom Stromgeroll
Die Nixe ſich empor;
Ihr Lied war ſüß und ſehnſuchtsvoll,
Drang lockend mir ins Ohr.

Mir ward ſo wohl, und ach! ſo weh,
So wunderbar zu Sinn; —
Da reichte ſie mir, weiß wie Schnee,
Drei helle Lil'jen hin;

Und Roſen, roth wie Abendgluth! —
Ich Arme griff darnach,
Und plötzlich, ach! in tiefer Fluth,
In ihrem Arm ich lag.

Sie trug hierher durch's Waſſer mich
In ihrer Schweſtern Saal.
— Tief unterm Strome wölbt er ſich
Mit Wänden von Kryſtall. —

Du biſt nun unſer! hub ſie an,
Mein Zauber ſchließt dich ein;
Nur durch ein ſeltnes Wunder kann
Die Liebe dich befrei'n:

Bewähret noch im ſechsten Jahr
Sich deines Liebſten Treu,
So rein und heilig als ſie war;
Dann geh'! dann biſt du frei!

So ſprach ſie. Und in Thränen ſchwer
Floß nun mein Leben hin;
Ich ſahe nie den Himmel mehr,
Und nie des Waldes Grün.

Mein Kummer zehrte ſtill mich auf,
Und faſt das Herz mir brach;
Ich ſeufzte nach der Zeit Verlauf,
Von der ihr Zauber ſprach.

Nun iſt die Zeit, nun wär' ich frei
Von ihres Bann's Gewalt,
Ach, liebte mich ſo heiß und treu
Noch jetzt mein Willibald!«

»Ich liebe dich! ich faſſe dich!«
Fiel ſchnell der Ritter ein;
»Dein Zauber iſt gelöst durch mich;
Du biſt auf ewig mein!«

Die Künstlerinn.

Gewiß gibt es keinen reizendern Genuß für ein gefühlvolles Herz, als den Spuren einer edlern menschlichen Natur in ihren oft labyrinthischen Tiefen nachzufolgen; entzückender ist dieser Genuß, als der Anblick zauberischer Landschaften, schöner, aber lebloser Natur. Nur selten wird jene erhöhte Gunst des Zufalls dem Reisenden zu Theil; ein Begegniß indeß, das sich mir auf meiner Reise durch das südliche Frankreich darbot, erfüllt mich stets mit einer rührend lieblichen Erinnerung.

Mit diesen Worten begann die liebenswürdige Frau von D*** in einem freundlichen Abendzirkel die Erzählung einer, für Mehrere der Anwesenden sehr anziehenden Begebenheit.

Der Eingang meiner Geschichte ist sehr einfach, fuhr sie fort; so einfach, wie sowohl im gemeinen Leben, als in dem Laufe der Romanenwelt, ein zer-

brochenes Rad des Wagens; allein das, was ſich an dieſen alltäglichen Unfall anſchloß, war doch nicht ſo gewöhnlich: ein Beiſpiel ſchönen, wahren häuslichen Glücks, des Glücks, von dem ſo viel geſprochen und geſchrieben wird, und das dennoch nur Wenige kennen. Und ich fand dieſe Blüthen eines ſeligern Himmelsſtrichs; fand ſie, was das Sonderbarſte iſt, auf den Trümmern eines durch Schwärmerei und Verirrungen zerſtörten Tugendglücks.

Jene erwähnte kleine Widerwärtigkeit nöthigte uns, in einem lachenden Thale unſern Toulouſe ſtill zu halten; wir ſahen in der Nähe kein Dorf, allein ein kleines reinliches Wohnhaus lehnte ſich zur Linken an den Felſen, von einem Garten umgeben, der ſich in blühenden Terraſſen, voll von Lauben und anmuthig grün durchwachſenem Gitterwerk, den Berg hinanzog, bis ihn ein Wäldchen ſäuſelnder Birken krönte. Der reizende Anblick ſetzte mich, ungeachtet des erlittenen Unfalls, in eine heitere Stimmung; ich ſandte einen Bedienten, um die Beſitzer des Hauſes um eine kurze Aufnahme anzuſprechen. Wenige Minuten darauf öffnete ſich die Thür, und eine weibliche Geſtalt trat hervor, deren edler, huldvoller Ausdruck ungemein lieblich zu meinem Herzen ſprach; ſie trug ein

weißes ländliches Kleid; allein so einfach ihre Kleidung war, so lag doch darin, so wie in ihrer Haltung, etwas Idealisches, das Bildung, und selbst ein wenig Sonderbarkeit verrieth.

Auf die anmuthigste Weise hieß sie mich willkommen, und bat mich, in ihr kleines ländliches Asyl zu treten, wo ich freilich nur einfache Bewirthung, doch die redlichste Herzlichkeit finden würde.

Bei meinem Eintritte in das Haus sprangen mir zwei Kinder entgegen, schön, wie die Liebesgötter, und blühend, wie der Frühling, der diese glückliche Freistatt umgab; die kleinen Engel streckten mir grüßend ihre Händchen entgegen, und bewillkommten mich durch alle möglichen Bezeigungen von Freude; der eine brachte mir sein Morgenbrot, während der andere nach dem Garten eilte, um mir, in Ermangelung der Früchte, wenigstens eine ganze Menge Blüthenreiser von Mandeln- und Limonienbäumen zu holen. Ich trat in ein einfach, aber geschmackvoll verziertes Zimmer, das mir meine gütige Wirthinn zum Eigenthume anwies; sie selbst verließ mich auf einige Augenblicke, um auch für die Aufnahme meiner Dienerschaft zu sorgen. Ich fragte die Kleinen, die bei mir zurück geblieben waren, um den Namen

ihrer Mutter. »Der Vater nennt sie nur Josephe,« antworteten sie mir, »und weiter hat sie keinen Namen. Nicht wahr, Jeannette,« riefen sie einem hereintretenden Dienstmädchen zu, »die Mutter hat weiter keinen Namen?«

»O ja!« erwiederte das Mädchen lächelnd, »sie heißt ja Madame L***«.

Josephe L***, dachte ich bei mir selbst, seltsam! dieß ist ja der Name der talentvollen Künstlerinn, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris sah, und bewunderte! — eine Mahlerinn von der ausgezeichneten Gattung!

Madame L*** trat selbst wieder in das Zimmer; sie traf mich in der Unterhaltung mit ihren Kleinen an; ich sagte ihr etwas Inniges über diese liebenswürdigen Kinder, und bat sie zugleich, mich auf den Schauplatz ihres gewöhnlichen häuslichen Lebens, in ihr Wohnzimmer zu führen; denn so schön dieß Zimmer sey, so fühle ich mich doch darin mehr als eine Fremde.

Mit einem dankbaren, bewegten Blicke sah sie mich an. »Madame!« erwiederte sie, »es liegt etwas in Ihrem Wesen, das mir Vertrauen einflößt. Sie scheinen Gefühl zu haben für das, was mein einziges

Glück auf der Welt ausmacht; und gewiß lächeln Sie nicht darüber, wenn Ihnen irgendwo kleine Schwachheiten einer Mutter in die Augen fallen.«

Mit diesen Worten führte sie mich die Treppe hinauf in das erste Stockwerk des kleinen Hauses; das freundliche, mit seinen hellgrünen Wänden, mit seinen weißen duftigen Gardinen mir entgegen dämmernde Wohnzimmer machte die Mitte der Façade aus; zu beiden Seiten führten Thüren in zwei anstoßende Gemächer.

Madame L*** zeigte mir in einem derselben, in ihrem Schlafgemach, die Wiege, ihres dritten Kindes. »Damit Sie sehen, daß ich Ihnen keinen Theil meines Reichthums verhehle!« sagte sie innig.

Die Sonnenstrahlen fielen durch die blühenden Pfirsichzweige, die die Fenster vergitterten, schimmerten an den weißen Wänden des Gemachs, und spielten um das Kind, das eben in ruhigem Schlummer lag, ein lächelnder Engel wie seine Brüder. Ich nannte sie glücklich. »Ich bin es,« versetzte sie mit einem halb unterdrückten Seufzer; »aber zuweilen ist der Weg sehr rauh, den wir zum Ziel unsers Glückes gehen!«

»Es thut mir weh, Madame!« fing sie nach einer

kleinen Pauſe an, »daß mein Mann das Glück nicht haben ſoll, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Er iſt auf einige Tage verreist, und wird erſt morgen Abend wiederkehren.«

Eine häusliche, aber wohlgeordnete Mittagsmahlzeit wurde mir durch die ſeelenvolle Unterhaltung meiner in Wahrheit bezaubernden Wirthinn verſchönt; ich ſtaunte immer mehr über die Gewandtheit ihres Geiſtes, und über die Zartheit und Tiefe ihres Gefühles.

Ein Anfang von Freundſchaft entſpann ſich zwiſchen uns, ehe wir es ſelbſt bemerkten; ein vertraulicher Spaziergang in den Garten und in das reizende Thal ſchloß unſre Herzen nur noch mehr gegen einander auf, und ſo war mir die Nachricht ſehr erwünſcht, daß die Ergänzung unſers Wagens heute nicht beendigt werden könne, und wir alſo genöthigt ſeyn würden, bis morgen hier zu bleiben. Joſepha bat mich, ihr noch den morgenden Tag zu ſchenken, und ich ſetzte mich dieſem ſchmeichelnden Vorſchlage nur ſchwach entgegen. Wir verlebten ſchöne Stunden zuſammen, wechſelſeitig theilten wir uns einander mit; allein ein gewiſſes zartes Zurückziehen in ſich ſelbſt verließ die neue Freundinn nicht, und ſo gern ich

etwas Näheres von ihren häuslichen Verhältnissen gewußt hätte, so wagte ich doch nicht, sie darum zu fragen; nicht einmal den Stand ihres Mannes wußte ich; sie sprach alle Mal mit einem Ausdruck warmer Zärtlichkeit von ihm, in den sich Rührung, und selbst eine Art von Wehmuth mischte.

Des andern Morgens war ich mit meinen kleinen Freunden allein, und ungefragt erhielt ich von ihnen einigen Aufschluß über das Nähere der Familie.

»Die Mutter,« fing der Eine an, »kann gar herrlich mahlen; siehst du, da, in dem blauen Cabinette,« — er zeigte dabei auf die Thür linker Hand, die ich noch nie hatte eröffnen sehen — »siehst du, dort hat sie alle ihre schönen bunten Mahlereien.«

»Aber der Vater,« fuhr der andere fort, »der ist gar nicht so geschickt; dem ist noch dazu sein Arm entzwei.«

»Freilich, der arme Vater!« nahm der Erste wieder das Wort: »das mußt du ihm nicht vorwerfen! im Kriege ist das so.«

Die Mutter trat so eben wieder ein, und mit ausnehmender Selbstzufriedenheit riefen sie ihr sogleich beide entgegen: »Mutter! wir haben es schon der

fremden Dame erzählt, daß des Vaters Arm entzwei iſt, und daß du ſchön mahlen kannſt!«

Die Mutter wußte nicht ſogleich, ob ſie über die kleinen Herolde zürnen, oder lächeln ſollte; ich aber benutzte dieſen Augenblick, ihr über ihre Zurückhaltung Vorwürfe zu machen, und ſagte ihr zugleich, daß ich ſchon in Paris mehrere ihrer Arbeiten mit Hochachtung betrachtet hätte.

»Unter den jetzigen Umſtänden, Madame!« erwiederte ſie mit einnehmender Beſcheidenheit, »würden Sie mich für eigenſinnig halten, wenn ich mich weigerte, Sie auch mit dieſer Seite meines Weſens bekannt zu machen. Ja, ich bin jene Joſephe L***, deren Arbeiten das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen.« — Wie? rief ich, und Sie verbergen ſich in dieſer unbekannten Einſamkeit vor den Dankbezeigungen einer gerechten Bewunderung?

»Ich verberge mich in dieſer Einſamkeit,« entgegnete ſie, »vor dem zerſtreuenden, berauſchenden Strome der Welt, der vielleicht einſt für dieß thörichte Herz nur zu viel Verführeriſches hatte; o Madame! wer kennt das eigene Herz? Ein trügeriſcher Schimmer hatte mich irre geleitet, und mich lange Zeit den ſtillen Pflichten meines Geſchlechtes untreu

gemacht, und einer heiligen Stimme, die in meinem Inneren tönte! Auf ewig sey er bis auf seinen Schatten von mir verbannt! Das kleine Glück, das ich mir noch aus dem Sturme gerettet habe, es erfüllt mein ganzes Herz, und soll es erfüllen bis zu dem letzten Seufzer meines Lebens!«

Sie führte mich darauf in das kleine Heiligthum ihrer Kunst; ein heiteres, freundliches Cabinett, das, so wie das Wohnzimmer, eine reizende Aussicht auf das schöne, von Bächen und lieblichen Wäldchen durchschnittene Thal hatte. Ihre Staffelei und alle ihre künstlerischen Geräthschaften waren hier versammelt; sie zeigte mir einige ihrer neueren Arbeiten, vorzüglich einige geistvolle Werke des Grabstichels, mit dem sie sich jetzt, wie sie sagte, vorzüglich beschäftigte. Ein größeres Öhlgemählde war mit einem Schleier überhangen; ich bat sie um Erlaubniß, den Schleier aufzuheben. Es stellte ein männliches Brustbild dar; edlere, unwiderstehlicher einnehmende Züge hatte ich nie gesehen; aber nicht die Blüthe jugendlicher Heiterkeit schmückte sie; dieß Gesicht schien der Kampfplatz zerrütteter Leidenschaften gewesen zu seyn; ein halb schmerzliches Lächeln zog sich um den edeln Mund; aber die himmlischen, die unschuldsvollen Augen blick-

ten ſanft herab, wie Sterne über ein verlaſſenes Schlachtfeld leuchten. Die Darſtellung war idealiſch, aber einige Spuren von militäriſchem Coſtüm ließen mich in ihr einen Offizier der franzöſiſchen Armee erkennen.

O, wie hinreißend! rief ich, von meiner Empfindung überraſcht, ein wenig unvorſichtig aus. — Und das Original dieſes Bildes, Madame? Wäre es vielleicht Ihr Gemahl ſelbſt? »Er iſt es!« ſagte ſie leiſe; »es iſt mein armer François.«

Dieſe Worte ſchienen ihr unwillkürlich zu entfliehen, und ich ward jetzt gewahr, daß ſie bei dem Anſchauen des Bildes in ein wehmüthiges Nachdenken verſunken war. Dieſer Anblick, das Bild, ihr Ausruf, alles hatte etwas Unerwartetes, mein Intereſſe Erweckendes; ich ergriff ihre Hand, und mit einem Blick, der mein Innerſtes verrieth, bat ich ſie, mir etwas Näheres von ihrer Geſchichte mitzutheilen. Bewegt und mit einem Ausdruck edler Selbſtverläugnung bewilligte ſie meine Bitte für den Nachmittag. Sie ſchien ſehr angegriffen; einige Thränen entfielen ihren Augen, und ſie verbarg einen Augenblick ihr Geſicht an meiner Schulter.

Wir verließen darauf das Cabinett, allein nach

der Mahlzeit führte ſie mich dorthin zurück, und wir nahmen dicht vor jenem Bilde Platz, das einen ſo rührenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

»Hier, meine Freundinn!« ſagte ſie, »unter dieſem Bilde, das noch die Spur der Leiden an ſich trägt, welchen ihn mein unglücklicher Irrwahn Preis gab, hier will ich Ihnen das Bekenntniß meiner Verirrungen ablegen; o gewiß!« rief ſie, indem ſie noch ein Mal wehmüthig die holdſeligen Züge betrachtete, »gewiß, die Männer ſind nicht ſo ſchlimm, als ſie viele der Unſern glauben; wenn wir nur nie aufhörten, das zu ſeyn, wozu uns die Natur für ihren Lebenspfad beſtimmte: Ihre guten Engel!«

»Laſſen ſie mich den Eingang zu meiner Geſchichte durch ein Sonett finden, das einer unſrer ſeelenvollſten Dichter wie aus meiner innerſten Seele geſchrieben hat, und das Ihnen einen Überblick des Ganzen geben kann, das ich Ihnen vorzutragen habe.«

Mit Liebe werden alle wir geboren,
Zu heil'gem Bund wird Jeder eingeweiht;
Nur Selbſtſucht trennt die ſchöne Einigkeit,
Und gibt uns hin in eigner Luſt verloren.

Doch regt die Liebe, die man abgeſchworen,
Bald wieder ſich in öder Einſamkeit;
Man fühlt ſich mit dem beſſern Selbſt entzweit,
Und nur zur Qual und Bangigkeit erkoren.

Seyd uns willkommen dann, ihr tiefen Schmerzen,
Der Sympathie geheimnißvolle Weihe!
Ihr nährt in uns der Gottheit heil'ge Flammen.

Nah iſt der Friede dem zerrißnen Herzen;
Die Liebe knüpft den ſchönen Bund aufs neue,
Und ſchließt durch Wunden feſter uns zuſammen.

»François liebte mich, liebte mich mit einer beiſpielloſen Zärtlichkeit; kein Opfer war ſo groß, das er mir nicht mit Freuden und der edelſten Selbſtvergeſſenheit dargebracht hätte.«

»Sie haben ſein Bild geſehen, und können urtheilen, ob ſein Äußeres unfähig war, Theilnahme für ihn einzuflößen; er diente damals als Offizier unter einem Grenadier-Bataillon unſrer Armee. Mein Gefühl ſagte mir vom Anfange unſrer Bekanntſchaft an, daß er der liebenswürdigſte ſeines Geſchlechts ſey; allein für den höchſten ſeiner Vorzüge, für ſein unvergleichliches Herz, und für die rührenden

Beweise einer tiefen, treuen Zärtlichkeit hatte ich damals keinen Sinn; meine jugendlich aufstrebende Phantasie war nur nach Größe gerichtet, nach jener Größe, die ein Weib so selten erreicht, und der sie wenigstens nicht die heiligen Pflichten ihres Geschlechts aufopfern sollte. Ich stand damals am Eingang einer Laufbahn, die für das Herz eines jungen Künstlers so viel Blendendes hat. Ein Morgenroth von künstlerischem Ruf begann mir eben aufzudämmern, und warf einen wunderbaren Schimmer in mein vor mir liegendes Jugendland hinein. Ich schwärmte in der Lieblingsidee, mich ausschließend der Kunst zu widmen; in einiger Zeit aus der Provinz, in der ich lebte, nach Paris zu gehen, und dort auf dem Wege des Ruhms das Glück meines Lebens zu suchen, das ich aus der Hand der zärtlichsten Liebe verschmähte.«

»D'Argensville mit seinen Biographien berühmter Mahler war mein liebster Gesellschafter; nur Schade, daß ich, zu wenig richtig geleitet, den hohen Sinn der Kunst und ihrer unsterblichen Söhne nicht selten mißverstand.«

»Ich glaubte die Kunst anzubeten, während ich, mir selbst unbewußt, dem Idol der Selbstsucht fröhnte; denn wahre Liebe für die Kunst erstickt nicht

die Stimme der Natur, der Liebe, in einem edlen Herzen: sie ist mit ihr verwandt, sie verschwilzt sich schwesterlich mit ihr. — Mein Geist gefiel sich in der Kälte, mit der ich mich aller Fesseln eines liebenden Verhältnisses zu entwinden wußte. François hatte zu viel Übereinstimmendes in geistiger Bildung, in Ansichten, in Gefühlen mit mir: er zeichnete sich zu sehr von dem großen Haufen aus; sein Umgang, sein ganzes Wesen war mir beinahe unentbehrlich geworden, und, ohne einen Gedanken von Coquetterie zu haben, wußt' ich ihn immer fest zu halten, wenn er zuweilen, müde meiner unerschütterlichen Härte, die Fesseln zu zersprengen dachte, die ihn an mich banden. Nur angehören wollte ich ihm nicht, und seine rührendsten Bitten, mich nur für seine Gattin zu erklären, und dann ungehindert meiner künstlerischen Neigung nachzuhängen, erfüllten mich alle Mal aufs neue gegen ihn mit Kälte; nicht der Gefälligkeit eines Mannes wollt' ich erst das verdanken, was ich mein freies Eigenthum, mein Höchstes nannte.«

»Werden Sie einen solchen Widerspruch der menschlichen Natur begreifen können, Madame? und werden Sie vielleicht eine kleine Entschuldigung

für mich darin finden, wenn ich Sie auf die Umstände meiner frühesten Erziehung aufmerksam mache? O wie oft liegt der Keim zu den Tugenden und zu den Fehlern des Menschen in kleinen, unbedeutend scheinenden Umständen der Außenwelt!«

»Ich hatte früh meine Ältern verloren, und, im Hause meines reichen, prachtliebenden Vormunds und seiner glänzenden Gattinn, auferzogen, war mir nie ein Bild stillen häuslichen Glücks, nie ein Bild reiner Zärtlichkeit vor Augen gekommen. Alles athmete dort einen rauschenden, selbstsüchtigen Genuß. Meine lebhafte, vielleicht zu energisch gefaßte Seele fand frühzeitig eine Leere in allen diesen Vergnügungen; ich sehnte mich nach Liebe; ich schmiegte mich mit kindlich unschuldiger Innigkeit an die, die mir der Ältern Stelle vertreten sollten; man wies mich fremd zurück. Jetzt schmachtete ich, mit Feuer einen Gegenstand zu umfassen, der meinem Herzen Beschäftigung gäbe, und ich fand ihn in meiner frühen Anlage für die Kunst. Diese Anlage, so mäßig sie in der That seyn mochte, war von meinen frühesten Kinderjahren an gebildet und geschmeichelt worden; ihr verdankte ich das, was andern Menschen schon früh die Liebe im Kreise zärtlicher Verwandten ge-

währt: süße Reden, freundliche, aufmunternde Blicke; — und so lernt' ich früh den Schmeicheleien der Ehre für die Stimme der Liebe nehmen. Auf die Kunst wandt' ich jetzt alle Kräfte meines Gefühls und meiner Einbildungskraft; auf sie richtete ich meine einzige Hoffnung.«

»Ich wuchs heran, und mit mir wachs das Bestreben nach rühmlicher Vervollkommnung, und eine Art von Trotz gegen die Abhängigkeit von fremder Liebe. Vielleicht war es das Gefühl des Unrechts, mit dem man von jeher die bessern Eigenschaften meines Herzens übersehen, vernachlässigt hatte, jetzt aber einen Schimmer von Talent mit Schmeicheleien überhäufte, was mich mit Geringschätzung erfüllte. Die Männer, wie ich sie im Hause meines Vormunds sah, hatt' ich nie können achten lernen; sie kamen mir gleich bunten Schmetterlingen vor, wenn sie in unsern Abendzirkeln von einer Dame zur andern flatterten, und ihr nicht gefühlte, nicht gedachte Artigkeiten sagten. Daß sich ein Gefolge von ihnen, wie es gewöhnlich die Schritte einer Künstlerinn umschwärmt, auch an die meinigen heftete, war wohl nichts Auffallendes; aber glauben Sie mir, Madame! nicht Eitelkeit hatte damals noch meine unschul-

dige Seele vergiftet; mehr eine gewisse angeborne Gutmüthigkeit machte mich minder streng gegen ihre Lobeserhebungen, gegen ihre sinnlosen Couplets auf mich, als es wohl meiner Lage ziemte; ich hatte zu tief den Schmerz der Vernachläßigung gefühlt, eine heimliche Dankbarkeit erfüllte mich gegen die, die mich auszeichneten, ob ich sie gleich geringschätzte. Zu eben der Zeit wollt' ich durch die Gleichheit, mit der ich Alle behandelte, meine völlig freie Unabhängigkeit von der Liebe bewähren. Gefällig lächelnd nahm ich die thörichtesten Verse auf, und hatte immer für ihre Verfasser etwas Verbindliches in Bereitschaft; aber daß ich dadurch ein tiefes, fühlendes Gemüth, ein Herz, für wahre Liebe geschaffen, bis auf den Tod verwundete, davon hatte ich keine Ahnung, und doch — ach, Madame! wird sich je ein tugendhaftes Weib ein Betragen, wie das meinige, vergeben? durch tausend Züge einer höhern Übereinstimmung höhrt' ich die Leidenschaft des mir verwandten Mannes, von dem mich doch mein Stolz wieder trennte; ich stieß den zurück, den ich doch im nächsten Augenblicke, von einer wunderbaren Macht getrieben, wieder an mich riß!«

»Eine dieser Scenen, denen unzählige voran-

gingen, ſchwebt mir noch beſonders lebhaft vor. Ich hatte eines Abends den Freund meiner Seele fremder und zurückſtoßender behandelt, als je; denn gewöhnlich in dem Maße, als ich mein Herz in einer zu großen Neigung für ihn überraſcht zu haben meinte, ſucht' ich mich öffentlich von ihm loszuſagen, ſuchte abſichtlich jeden der geiſtloſen Schmeichler ihm gleich zu ſetzen, ja ſelbſt ihm vorzuziehen. Der ſtille Vorwurf, der in ſeinen Mienen lag, machte mich noch aufrühreriſcher gegen die Rechte, die ich ihm ſchon gegeben hatte, und mit einem ſcheinbaren Wohlgefallen ging ich in die auffallend ſchmeichelnde Unterhaltung eines jungen Wüſtlings ein.«

»Unwillkürlich blickt' ich in einigen Minuten nach meinem armen François, der ſchweigend und den Blick auf mich geheftet, in der Entfernung ſtand; ich ſah ihn erblaſſen, und, unter dem Vorwand einer ſchnellen Unpäßlichkeit, unſer Haus verlaſſen. In ſolchen Augenblicken flog mich denn doch zuweilen eine leiſe Ahnung an, daß er das einzige für mich geſchaffene Weſen ſey, und daß einſt Gott ſein Glück von meinen Händen fordern werde. Die Tage, an denen er nicht bei uns erſchien, wurden mir nun zur Qual; er war krank geweſen, ſo hörten wir von ſei-

nem Bedienten; die Kraft seiner Vernunft hatte hart mit der so schlecht vergoltenen Leidenschaft gerungen, aber war er denn stark genug, ihre Bande ganz zu sprengen? Ein Wink von mir, und er flog herbei. — Aber mit entstelltem, trüben Ansehn. Wir waren allein: Sie sind krank gewesen! sagt' ich halb verlegen; so haben wir erfahren; ist es wahr?«

»O Josephe, sprgen Sie die Worte! entgegnete er bitter, indem er sich auf einen Stuhl niederwarf, und das Gesicht in seine Hand verbarg. Was kann dir wohl, — fuhr er, nach einer Weile, im Ausdruck des innigsten Schmerzens fort, — was kann dir an dem Zustande des Menschen liegen, mit dessen Ruhe du so fühllos spielst? Weckst du mich nur darum immer wieder zum Leben, um mich im folgenden Moment aufs neue schmerzlicher zu tödten? O Josephe! ist das der Preis einer Liebe, wie die meine? Undankbarstes, grausamstes der Mädchen! so gib mich denn wenigstens frei, wenn du mich nicht lieben kannst. Ja, ich verschmähe deine Fesseln! ich liebe dich nicht mehr, ich — François! rief ich bewegt; — und wie das Eis des Winters vor der erwärmenden Frühlingssonne schmilzt, so brach bei meinem freundlichen, mitleidigen Lächeln ein Strom von Thränen aus den

holden schwärmerischen Augen, und er bedeckte meine Hände mit tausend Küssen heißer Zärtlichkeit.«

»Ich war gerührt. Meine ganze Seele neigte sich in solchen Augenblicken zu ihm hinüber. Es waren nur einzelne Sonnenstrahlen, die die Liebe in den Grund meines Herzens warf. So fällt die Sonne des jungen Frühjahrs in ein schneichtes, von Bergen rings umgebenes Thal; es ist noch zu früh, die Felsen halten ihren milden Einfluß ab, und der lang gelegene Schnee weicht ihrer Herrschaft nicht. Zu lang' hatt' ich den Traum von idealer Freiheit, zu lang' das Mißtrauen gegen männliches Gefühl genährt.«

»Hoffnungsloser als je trennte sich François von mir, als sein Regiment Befehl erhielt, nach Italien aufzubrechen, wo damals der Hauptschauplatz des Krieges war. Beim Abschied riß er noch die schönen goldnen Ohrringe aus den Ohren, die eine seiner vorzüglichsten Zierden waren. Sie wissen, wie viel ein Franzos, besonders aus den südlichen Provinzen, auf diesen Nationalschmuck hält. Auch François glaubte treuherzig allen Effect seiner Schönheit davon abhängig. Er warf mir sie zu Füßen. Undankbares, und doch bis zum Wahnsinn geliebtes Mädchen! rief er:

nimm diesen jetzt unnützen Schmuck, zum Zeichen, daß ich auf Erden nie den Augen eines Weibes mehr gefallen will!«

»Ich war bestürzt, er riß sich schnell von mir los. In meinem Leben entsinn' ich mich nicht, einen so wahren und durchdringenden Schmerz gefühlt zu haben, als damals, da mir, nur wenige Augenblicke nach seinem Weggange, der Generalmarsch aus der Ferne klang! Es war mir, als erhebe sich eine Schranke zwischen mir und meinem Glück, und unwillkürlich entstürzte meinen Augen eine Fluth von heißen Thränen. Ach, es waren wohl Thränen der Vorempfindung, daß auf ihn und mich so manche bittre Stunde in der Zukunft warte! Ist es nicht, als ob uns zuweilen ein schneller Lichtblick besserer Einsicht auf Augenblicke den Nebelschleier unsers Irrthums lüften, und uns den Abweg sehen ließ, auf dem wir wandeln?«

»Meine Reise nach Paris war indeß festgesetzt: ich sah dem Aufblühen meiner Lieblingshoffnungen entgegen.«

»Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Zerstreuungen, die mir bei meiner Ankunft in Paris entgegen kamen, wirkte mächtig auf meine Phanta-

ſie; ich machte einige Fortſchritte in der Kunſt, und genoß die Früchte davon in aller ihrer bezaubernden Fülle. Das Haus, in dem ich lebte, gehörte zu den angeſehenſten und geſchmackvollſten in Paris; ich berauſchte mich in allen Vergnügungen der großen Welt, und, ſo treu ich immer der Ehre blieb, ſo untreu ward ich jener innern, ſtillen Tugend, die höher als die Ehre ſteht.«

»Einige Jahre hindurch glaubt' ich das Glück gefunden zu haben, allein Vergnügungen und Ruhm ſind nicht die Elemente, in denen ein weibliches Herz ſich lange frei bewegen kann; nur zu bald fühlt' ich den Überdruß und die Leere, die die Strafe meiner Verblendung waren. Ich hatte viele Männer gefunden, die mir von Liebe ſprachen, aber keinen, der mich ſo uneigennützig und ſo treu geliebt hätte, als François, und keinen, für den mein Herz ſprach, wie für ihn. Eines Tages, als ich etwas unter meinem Putzwerk ſuchte, fielen mir die tief vergrabenen, lang vergeſſenen Ohrringe wieder in die Augen, und mit einem Male ſtand ſein Bild lebhaft, aber ſchmerzlich, vor meiner Seele; meine ganze glücklichere Vergangenheit ſtieg wieder auf; ich fühlte, daß ich den Frieden meines Lebens mit meinem unvergeßlichen Geliebten

ten von mir geſtoßen hatte, und unter heißen Thränen drückte ich die rührenden Pfänder ſeiner Schwärmerei und ſeiner Zärtlichkeit an mein Herz, an meine Lippen. —

»Eine ſtille Schwermuth bemächtigte ſich von dieſer Zeit an meiner; ich ließ keine Gelegenheit vorbei, mich bei den Officieren, die von der Armee kamen, nach ihm zu erkundigen; doch das, was ich von ihnen, und vorzüglich von einem meiner Verwandten hörte, der von unſern Verhältniſſen unterrichtet war, und der mit ihm unter einer Diviſion gedient hatte, konnte nicht dazu dienen, mein Herz zu beruhigen.«

»Der arme François! wie oft hatte er mich einen guten Engel genannt! und ach, ſein guter Engel hatte ihn verlaſſen! hatte ihn verrätheriſch hinausgeſtoßen in das verderbliche Gewühl der Welt, mit einem unverwahrten, nur zu gefühlvollen Herzen!

Eine Zeit lang hatte er mit ſchwärmeriſcher Treue an meinem Andenken gehangen; allein die Nachricht von meinen Zerſtreuungen, und vorzüglich von meinem Verhältniß zu einem jungen Manne aus einer unſerer reichſten und angeſehenſten Familien, mit dem man mich allgemein verſprochen glaubte, hatte ihn in eine finſtere Verzweiflung geſtürzt, und, während ich Unſinnige einen Genuß darin fand, mich von jenem

prächtigen Bewunderer in Schauspiel und andern öffentlichen Versammlungen, wie von meinem Schatten umschweben zu lassen, war der zärtlichste und edelmüthigste Liebhaber ein Raub der fürchterlichsten Schmerzen gewesen. Um mich, um sich selbst zu vergessen, hatte er sich in einen Strudel von Zerstreuungen aller Art gestürzt, durch die in Kurzem sein Glück und seine Ruhe vernichtet worden waren. Herzlose Coquetten hatten mit seinem weichen Herzen gespielt — ach Gott! das ich ihnen selbst zur Beute hingegeben! — die Karten sein bedeutendes Vermögen zu Grunde gerichtet; er war jetzt ganz verarmt, und ganz allein in der Welt! das Einzige, was ihm blieb, war der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den ihm seine Waffenbrüder einstimmig zugestanden.«

»Ich überlasse es Ihnen selbst, Madame! sich die Empfindungen vorzustellen, die eine solche Nachricht in einem nicht ganz verwahrlosten weiblichen Herzen hervorbringen mußte; mein Leben war von dieser Zeit an verbittert, und ich büßte gerecht, aber schwer, meine Verschuldung an der Liebe, bis ein mitleidiger Genius das Ende meiner Leiden herbeiführte.

Eine Tante, die in Italien verheirathet war, wünschte meinen Besuch; das Studium meiner Kunst

machte mir eine Reise in jenes Land sehr vortheilhaft, und für mein Herz war es eine süße Beruhigung, mit meinem armen Freunde wenigstens unter einem Himmelsstriche zu leben, wenn gleich alle Verbindung zwischen mir und ihm aufgehoben war.«

»Das Landgut meiner Tante lag in der Gegend von Lodi, und es war kurz nach meiner Ankunft bei ihr, als jene Schlacht vorfiel, die den Namen meiner Nation mit Ruhm, aber auch den Boden jener Gegenden mit Leichen ihrer Tapfern reich bedeckt hat. Das Haus meiner Tante ward mit Verwundeten angefüllt, die man vom Schlachtfelde dahin brachte; mit geschäftiger Besonnenheit war diese würdige Frau zur Pflege der Verwundeten bemüht; sie gehörte zu den starken Seelen, bei welchen das Mitleid den Charakter eines menschenfreundlichen Heroismus annimmt. Ich konnte mich nur mit Zittern entschließen, ihr in den großen Saal zu folgen, wo Officiers und Gemeine noch in trauriger Gleichheit vermischt beisammen lagen; die mannigfachen Bilder des Elends, die sich mir darstellten, erschütterten mein Herz. Die Möglichkeit, meinen verlornen Geliebten vielleicht in der Zahl dieser Unglücklichen zu finden, und die Gewißheit, ihn, wenn ich ihn fände, nicht anders

als erbittert und entfremdet, wieder zu finden, machten mich gleich lebhaft zittern.«

Die Dämmerung war schon eingebrochen; meine Tante näherte sich einem der Verwundeten, der ihre Aufmerksamkeit vorzüglich zu erregen schien; er strebte mit einer schmerzhaften Bewegung, sich empor zu richten, und hielt mit der Decke seines Lagers eine Wunde in seiner Seite zu. — »Was fehlt Ihnen?« fragte meine Tante. »Meine Wunde hat sich geöffnet, Madame!« sagte er leise, mit einem Tone der Resignation, der dieß Mal mehr, als je, mein Innerstes durchschnitt: der Arzt, den meine Tante hatte herbeirufen lassen, näherte sich ihm mit Licht, und wir entfernten uns; aber bei dem Scheine des Lichtes, — denn wir hatten vorher sein Gesicht nicht unterscheiden können, — erkannte ich — Gott im Himmel! Madame! kann ich Ihnen meine Empfindung beschreiben? als ich die Züge meines geliebten, meines unglücklichen François erblickte!« — —

»Ich entdeckte meiner Tante etwas von der Ursache meiner Bewegung, und flehte sie an, sich des Unglücklichen anzunehmen. Ihr großmüthiges Herz bedurfte keines fremden Antriebes; sein Name, nach dem sie sich erkundigte, sagte ihr, daß ich mich nicht

geirrt habe. Ein bequemes Zimmer ward ihm eingeräumt, und nichts zu seiner Herstellung versäumt; allein mir selbst verstattete sie nicht, ihn zu sehen, so lange sein Zustand gefahrvoll sey; sie fürchtete mit Recht nachtheilige Folgen von der Erschütterung, die ihm mein Anblick verursachen müßte. —

»Seine Wunden besserten sich; allein ich erfuhr, daß er zum Dienst unfähig werden würde, denn eine Kugel hatte seinen linken Arm gelähmt; dieß spannte meine Leidenschaft für ihn nur höher: gibt es ein stärkeres Band für das Herz eines Weibes, als das Mitleid? Sein Bild war mir unabläßig vor Augen, wie ich ihn unter den Verwundeten fand; ich hörte die leise, auf das Leben verzichtende Stimme; ich sah, wie sein Blut in stillen Strömen aus den Wunden quoll, und alles, was ich je für ihn gefühlt hatte, gewann jetzt einen edlern, heiligern Charakter.«

»Meine Tante gestattete mir jetzt die Erlaubniß, ihn zu sehen; sie hatte ihn auf meinen Besuch vorbereitet, und von ihm erforscht, daß ich seinem Herzen noch immer nicht fremd geworden sey. Mein Herz schlug heftig, als ich in sein Zimmer trat. — Unser Wiedersehn — ich bin es nicht im Stande zu beschreiben! — Können Sie mir vergeben? sagt' ich, sobald

wir uns allein ſahen; können Sie mir den Schein vergeben, den meine Unvorſichtigkeit auf mich geworfen hat? und würdigen Sie mich noch, die Verſicherung von mir anzunehmen, daß, ſeit wir uns nicht ſahen, kein anderes, als Ihr Bild, in meiner Bruſt gewohnt hat?«

»Er ſah mich zweifelnd an. »Engel meines Lebens!« rief er unter hervorſtürzenden Thränen, »warum ſo ſpät? — es iſt zu ſpät. Joſephe! ich kann Ihnen kein Glück mehr bieten, das Ihrer würdig wäre!«

»Er verbarg ſein Geſicht in meine Hand, die ich mit einer unausſprechlichen Empfindung von ſeinen Thränen überſtrömt fühlte.«

»Mein François!« rief ich, indem ich ihn feſt an meinen Buſen drückte — »mein Einzig- und Ewiggeliebter! Ich verſchmähte deine Liebe, als Du noch glücklich warſt; erlaube jetzt, daß ich das Erbtheil meines Vaters und das meiner Kunſt mit Dir theile! Erlaube, daß ich auf das Leben, das ich trübte, noch einen ſanften Sonnenblick zu werfen ſuche!« — —

»Mein armer Freund genas allmählich, allein nur mit vieler Mühe konnte ich ihn bewegen, die Verbindung einzugehen, die jetzt mein einziges Glück aus-

macht; François liebt die Einsamkeit, und mit Freuden zog ich mich mit ihm in diese reizende Einöde, auf den Boden seiner vaterländischen Provinz zurück. Der Ertrag meiner künstlerischen Arbeiten ist jetzt sehr bedeutend, und gibt mir Mittel, das Leben meines Geliebten mehr zu verschönern, als es der ehrenvolle, aber gemess'ne Jahrgehalt eines verabschiedeten Kriegers vermöchte. Nur von Zeit zu Zeit bringen wir einige Monate in Paris zu, ein Aufenthalt, den mein Studium der Kunst nöthig macht; aber immer kehren wir mit Wonne in dieß stille Thal zurück. François hat sich durch einige schriftstellerische Versuche aus dem Felde der Kriegskunst nicht unrühmlich bekannt gemacht; sein Lieblingsvergnügen aber ist das Studium der Pflanzenkunde, die er mit Leidenschaft liebt, und der zu Liebe er oft von Sonnenaufgang an durch Felder und Wiesen streift; ich widme die Zeit seiner Entfernung meiner Staffelei, oder der Erziehung und Pflege meiner Kinder, die das heiligste Kleinod meines Lebens sind. Jenes Bild habe ich in den ersten Tagen nach unserem Wiedersehen gemahlt, ich hoffe, daß es mir seit dieser Zeit gelungen ist, einige Schatten von diesem Engelsangesicht hinweg zu wischen, und — — vielleicht verzeiht mir

dereinſt die ewige Güte eben ſo, wie mein Geliebter mir verziehen hat.« —

Joſephe endigte hier ihre Geſchichte; ich konnte ihr den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, mehr durch eine ſtumme Rührung, als durch Worte, zeigen, als wir durch das Geſchrei der Kleinen geſtört wurden. »Der Vater kommt! der Vater kommt!« riefen ſie jauchzend, und François ſelbſt trat ein.

Joſephe eilte ihm entgegen, und ſank an ſeine Bruſt, mit einer Zärtlichkeit, die etwas unbeſchreiblich Edles und Rührendes hatte, und die mit einer Art von zarter Ehrerbietung gemiſcht war. Sie hob den Einen der Kleinen zu den Füßen des Vaters empor; er beugte ſich zu dem Andern herab; ſie hingen an ſeinem Halſe. — Mit Entzücken haftete mein Blick auf der reizenden Gruppe. François war ganz das Original des ſchönen Bildes; die ſchwarze Binde, in der er den gelähmten Arm trug, verſchönerte ihn mehr, als ſie entſtellte, und die bedeutenden goldnen Ohrringe ſchimmerten wieder zwiſchen den ſchönen ſchwarzen Locken, gleich den zwei Sternen, die als himmliſche Verſöhnungszeichen nach überſtandenen Stürmen durch die Wolken funkeln.

Nachdem die erſten Bewillkommnungsgrüße vor-

über waren, machte mich Josephe mit ihrem Gatten bekannt; ich brachte noch einen glücklichen Abend in diesem Heiligthume der Liebe zu, und trennte mich am andern Morgen mit Dank und Ehrfurcht von der liebenswürdigen Familie, die ein unvergeßliches Bild in meiner Brust zurück gelassen hat.

Die Königstochter.

Allmählich senkte sich der Sonne Schimmer,
Und röthete das stolze Königsschloß,
Indeß er deutsam in das goldne Zimmer
Der Königstochter leise Strahlen goß.
Elmonda hieß die hohe Schöne; nimmer
Sah noch die Welt ein Weib so fehlerlos:
Vollkommne Schönheit, um den Blick zu laben,
Vereinte sie mit schönern Seelengaben.

Der Fürsten viel, aus Norden und aus Süden,
Bewarben sich um der Gepriesnen Hand;
Doch keiner drang in ihres Herzens Frieden
Süß störend ein; sie mied der Liebe Band.
Die holde Blume schien nicht für hienieden,
Zu blühen schien sie für ein bessres Land,
Der Rose gleich, an Anmuth und an Adel,
Der hohen Lilje, rein und frei von Tadel.

Doch sie, die sonst so heiter wie der Morgen,
In düstres Schweigen saß sie heut versenkt;
Beschäftigt war um sie mit zarten Sorgen
Die Freundinn, der sie höh're Gunst geschenkt;
Doch hielt ihr Leid die schöne Brust verborgen,
Bis schon die Sonne sich zum Meer gelenkt;
Da hörte man Getös vom Schloßhof steigen,
Und also brach das Fräulein jetzt ihr Schweigen.

»Hörst du den Laut, den dumpfen, aufwärts schweben,
Agathe? Kennst du seine Deutung wohl?
Man baut das Blutgerüst, wo bald sein Leben
Der Edelste der Ritter opfern soll.
Er, dessen Schwert uns oft den Sieg gegeben,
Verdient er wohl ein Loos so grausenvoll?«
—»Ach, Fräulein! oft,« sprach jene, »nassen Blickes,
»Beklagt' ich schon die Härte des Geschickes!

Ach, wenn ich denke, wie der schöne Ritter
Zum ersten Mal an unserm Hof erschien:
So manche Dame, still am Fenstergitter,
Sie mußte für den edlen Fremdling glüh'n.
Leicht im Turnier, im Schlachtfeld ein Gewitter,
Glich er dem Gott der Schlachten, stark und kühn!

Und euer Vater war ihm hoch gewogen,
Und hätt' ihn gern auf immer hergezogen. —

Ach welcher Dämon trieb mit Eurem Vetter,
Dem stolzen Herzog, ihn zum kühnen Streit?
Der Herzog fiel; da floh'n die guten Götter,
Durch Gegners Fall ward er dem Tod geweiht. —
Wär' Euer Bruder hier, er würd' ihm Retter,
Der Heldenfreund! — doch der ist fern und weit,
Und Eures Vaters Huld, verkehrt zum Grimme,
Hört nur gekränkten Fürstenblutes Stimme.

Der edle Siegmann! nimmer mit Entzücken
Wird ihn empfangen nun der Ältern Paar
In ferner Heimath! nie mit Ehre schmücken
Wird seine Tugend ihr ergrautes Haar!« —
»Du weinst, Agathe?« sprach mit wärmern Blicken
Die Fürstinn, bot die Hand ihr liebend dar;
»Dank diesen Thränen! näher meinem Herzen
Bringt dich fortan dieß Zeugniß edler Schmerzen.«

»Wie, meine Fürstinn?« rief bestürzt Agathe,
»Gleich Purpur seh' ich Eure Wangen glüh'n?

Weh! wenn ich dieſen Herzenſchlag errathe!
Wär's möglich? das, was unerreichbar ſchien
Für Könige, das Glück, dem Keiner nahte,
Wär' dem gemeinen Rittersmann verlieh'n? —
O Gott! und Einen träf' dieß Glück vor Allen,
Deß Haupt den Gottesgöttern ſchon verfallen?

Doch ach, verzeiht dem frevelnden Gedanken!!
Nur Lieb' und Angſt um Euch erregt' ihn mir;
Wohl trat mein Argwohn aus der Ehrfurcht Schranken?«
Doch edel lächelnd: »Gern verzeih' ich Dir!«
Verſetzt Elmonda: »Frey und ohne Wanken
Bekenn' ich das, was meines Lebens Zier!
O! wär' mein Bruder nicht in weiter Ferne,
In ſeinem Schutz' erglänzten mild're Sterne! —

Ja, wiſſe! daß den Mann, der morgen blutet,
Zum Herrſcher meines Herzens ich erwählt.
Nicht durch den Sinnenrauſch, der tobt und fluthet;
Nein, durch ein höh'res Geiſterband beſeelt. —
Gemeines nur wird durch Gefahr entmuthet;
Mein ſtarkes Lieben fühlt ſich neu geſtählt.
Dem Tod entgegen, dem er übergeben,
Geht all' mein ſchmerzlich aufgeregtes Streben.

Entſchloſſen bin ich, koſt' es noch ſo theuer,
Zu retten den, der mehr als Leben mir.
Ich bat den Vater, mit des Mitleids Feuer,
Umſonſt für ihn, der ſonſt der Ritter Zier;
Nun ſteig' ich in der Nacht geweihtem Schleier
In ſeines Kerkers grauſendes Revier.
Nur, Treue, Dir darf ich den Plan vertrauen,
Und felſenfeſt auf deine Hülfe bauen.« —

»O Fürſtinn,« rief Agathe, »nehmt mein Leben!
Nur ſteht von dieſem kühnen Vorſatz ab!
Ihr werdet nicht den Freund vom Abgrund heben,
Und mit ſich reißen wird er Euch ins Grab!
Doch weh — gelång' Euch das verwegne Streben —
Gebrochen wär' der greiſen Ältern Stab!
Ihr würdet fliehn, im ſüßen Schutz der Liebe,
Indeß nur Gram das Loos der Ärmſten bliebe.« —

»Nein, wahrlich!« rief mit ſtillbewußter Größe
Elmonda: »nimmer haſt du mich gekannt!
Wenn ich die Feſſeln des Geliebten löſe,
Sey heil'ge Ehre nie von mir verbannt!
Und ob ich Troſt ins müde Herz ihm flöße,
Doch ahn' er nicht, wie tief mein Herz entbrannt.

Liebe selbst, die ich dem Edlen weihe,
stärkt zur Tugend mich und Kindestreue.

könnt' ich ruh'n, beglückt im Arm der Liebe,
eß die Ältern bittern Gram sich weih'n?
, glücklich zieh' er! und, ob nichts mir bliebe,
eint werd' ich mit dem Geliebten seyn.
habe durch den heiligsten der Triebe
ungen ihn, mein ist er! ewig mein!« —
sprachen still ve[illegible]raut die holden Beiden,
sah'n gefaßt des letzten Tages Scheiden.

ßnen Muths lag unterdeß der Ritter
eines Kerkers schwarzer, feuchter Nacht;
oben fiel nur schwach durchs kleine Gitter
letzte Schimmer von der Sonne Pracht.
hatte nicht der Eitelkeit Geflitter,
Hofes Glanz ihm selber fremd gemacht;
ach bescheiden eint' er biedre Güte
Duldsamkeit noch in der Jahre Blüthe.

wer lastet auf ihm sein Vergeh'n, das Eisen
ckt zu haben gegen Königsblut;

Und ha
Und la
Doch li
Zum K
Und los
Mit B

An Sch
Des Kö
Nie lie
Kein Bo
Doch,
Ergab
Für sein
Und har

Zuweile
Drang
Elmond
Es hatt
Wohl fü
Ihr Her
Der Se
War sie

tt' ihn auch der Herzog oft durch leisen
uten Unglimpf schwer gereizt zur Wuth;
eß er einst zu rasch dahin sich reißen,
ampf ihn fordernd in der Sache Gluth,
nte so des Königs Huld und Milde,
lut des Vetters röthend das Gefilde.

onung war nun fürder nicht zu denken,
nigs Zorn zu fürchterlich empört;
ß er je den harten Sinn sich lenken,
rspruch ward, kein Fleh'n von ihm gehört. —
ohn' in feigen Gram sich zu versenken,
ich Siegmar ernst und ungestört
unsterblich Theil den frommen Sorgen,
rte still auf seines Todes Morgen.

nur in seiner Andacht Sehnen
sich ein Seufzer ird'scher Liebesgluth;
a's Bild, ihm Urbild alles Schönen,
e längst in seiner Brust geruht:
ihlt' er, daß gestimmt zu gleichen Tönen
z mit seinem sey; doch ohne Muth,
hnsucht stille Schmerzen ihr zu klagen,
sein Schutzgeist nur in Ruhmes Tagen.

Wenn im Turnier, geschmückt mit Helm und Schilde,
Er strahlend in der Schranken Mitt' erschien,
Dann blickt' er auf zu ihrem Götterbilde,
Mit ihrem Lächeln kam der Sieg auf ihn.
Umringt' ihn Todesnacht im Schlachtgefilde;
Sie rief er an, die Feinde mußten flieh'n.
So war sie ihm als Talisman gegeben,
Sie, seines Daseyns innigst tiefstes Leben.

Nicht selten dann, wenn sich zu Tanz und Spiele
Der Hof vereint, gleich einem blüh'nden Strauß,
Sucht' in der Ritter schimmerndem Gewühle
Die Fürstinn den verwandten Freund heraus.
Gern tauschten dann die ähnlichen Gefühle
Im sittigen Gespräch die Holden aus;
Doch strengste Tugend hielt sie stets in Schranken,
Und hemmt' im Flug der Liebe Gluthgedanken.

Jetzt dacht' er seufzend an die schönen Stunden,
Die einzig theuer ihm den Hof gemacht. —
Vom Himmel war der Tag nun längst entschwunden,
Und auf den stillen Thälern lag die Nacht;
Schon kam der Schlaf, des Armen Seelenwunden
Zu schließen, und das Aug', das lang gewacht;

Da plötzlich weckt ein ſanft Geräuſch ihn wieder,
Als ſtieg es ſeines Kerkers Stufen nieder.

Und horch! es ſprang der dunkeln Pforte Riegel,
Und Fackelglanz brach durch die Nacht herein;
Gelöſet dünkt ihm ſchon des Grabes Siegel,
In Edens Fluren dünkt er fromm zu ſeyn:
Ein Engel, hergeſchwebt auf Seraphsflügeln,
Stand vor ihm, in der Kerze goldnem Schein;
Ein hohes Weib, gehüllt in dichte Schleier,
Doch er erkennt der Augen göttlich Feuer.

»O Göttinn!« rief er, ſtürzend ihr zu Füßen,
»Seh' ich dich ſelbſt, Elmonda! vor mir ſtehn?
Willſt du des Todes Grauen mir verſüßen?« —
»Gerettet will ich, edler Freund, dich ſehn!«
So ſprach ſie ſanft; »den Kerker aufzuſchließen,
Muß ich ihn ſelbſt, der Wege kühnſten, gehn.
Dem Treu'ſten nicht durft' ich die That vertrauen,
Auf eignen Muth nur deine Rettung bauen.«

»Die Wachen ſchlafen jetzt berauſcht vom Weine,
Agathe wacht allein auf meiner Spur;

Auf, eil'! Es liegt das Feld im Mondenſcheine!
Entfliehe weit zu deiner Väter Flur!« —
So ſprach, verbergend eignen Schmerz, die Reine,
Beſorgt für des Geliebten Schickſal nur;
Mit dem ſie Blut und Leben möchte theilen,
Den trieb ſie ſelbſt, auf immer fortzueilen.

Sie kannt' in dieſen nächtlichen Gebieten
Verborgne Gänge, führend aus dem Schloß;
Sanft leitete, vor Straucheln ihn zu hüten,
Den theuern Freund ſie durch der Tiefe Schooß;
Jetzt kamen ſie ans Freie; ſilbern blühten
Des Mondes Strahlen auf den Auen, floß
Der Schimmer um den Wald; in Sommers Milde
Umwogte ſie das reife Fruchtgefilde.

Und Roſen hauchten ihren Duft, den ſüßen,
Berauſchend um das tief entflammte Paar;
Berauſchend ſchien die Luft ſie zu umfließen; —
Doch Eil' gebotb die grauſende Gefahr!
Da ſank der Ritter zu des Fräuleins Füßen,
Da botb ſie ſchmerzbeſiegt die Hand ihm dar;
Und Lieb' enthüllt in letzter Scheideſtunde
Der Herzen lang verhehlte, tiefe Wunde.

»O Himmliſche!« rief Siegmar, »o verzeihe,
Wenn jetzt erliegt die kämpfende Natur!
Wenn laut ich die verhehlte Gluth dir weihe,
Verbannt fortan von deiner lichten Spur. —
Doch deinem Götterbilde ſchwör' ich Treue!
Verſchmäh' ihn nicht, den reinen, heil'gen Schwur!« —
»Ja, Treue!« lispelte mit leiſem Beben
Die Jungfrau: »Treue dir auf Tod und Leben!« —

Es trieb die Zeit den Ritter fort zu eilen,
Indeß den Rückweg ſchnell das Fräulein nahm;
Sie durfte nicht bei ihrem Glück verweilen:
Der Ritter floh, im Herzen Wonn' und Gram;
Er floh durch Wald und Fluren viele Meilen,
Bis er zur fernen, ſichern Heimath kam.
An Golde ließ die Freundinn es nicht fehlen,
Um ſeine Flucht geſichert zu verhehlen.

Doch als er nun mit ſtiller Wehmuth Harme
Im Abendrothe ſah der Väter Schloß,
Als ihn mit Freudenthränen in die Arme
Die Ältern ſchloſſen, jetzt der Sorge los;
Da fühlt' er, daß ſein kindlich Herz erwarme,
Und bei dem Thau, der ihrem Aug' entfloß,

Schwur er, zu weih'n des ſtarken Herzens Triebe
Der Ritterpflicht und frommer Kindesliebe.

So floß ein Jahr dahin in ſtillen Thaten,
Wo er bekämpfte den allmächt'gen Gram.
Doch läßt ſich ſchwer ein krankes Herz berathen.
Und als die Jahreszeit aufs neue kam,
Als golden wogten die gereiften Saaten,
Die Welt der Blumen höhern Purpur nahm:
Da kehrt' ihm neu das ſchmerzlich heiße Sehnen,
Dem männlich feſten Aug' entglühten Thränen.

Er irrte traurig um die Burg; die Ähren
Umrauſchten ihn, wie dort, mit goldner Fluth;
Den ſah er jene Mondnacht ſich verklären,
Süß dufteten ihm Roſen Liebesgluth:
Da konnt' er länger nicht der Sehnſucht wehren,
Die nur gewaltſam unterdrückt geruht.
Durch Heldenthaten Ruh' ſich zu erſtreben,
Trieb ihn ins Weite ſein gequältes Leben.

Vergunſt zu ſcheiden nur auf kurze Weile
Erfleht' er von den Ältern ehrfurchtsvoll,

Und ſtürzte dann zu Roß mit Sturmes Eile,
Zu fechten wo der Kriegesruf erſcholl.
Dem Fräulein war indeß zu gleichem Theile
Der Schmerz, von dem des Freundes Buſen ſchwoll;
Doch heldenfeſt und ſtärker als ihr Treuer
Bekämpfte ſie der Sehnſucht lodernd Feuer.

Der Ältern greiſe Tage nicht zu trüben,
Hielt ſtreng den eignen Schmerz ſie unterdrückt;
Nur der Gedanke freut' ihr trauernd Lieben,
Daß ihrem Muth des Edlen Flucht geglückt.
Verborgen war die kühne That geblieben;
Durch Zauber glaubte man den Held entrückt.
Auch war der Herzog durch der Ärzte Kunde
Geheilt von tödtlich erſt geglaubter Wunde.

So lebt' Elmonda ſtill, der Hochzeit Bande
Verſchmähend, wie der ird'ſchen Macht Gewinn;
Nur nach dem Lichtbild ihrer Sehnſucht wandte
Sich ihre fromme Liebesandacht hin.
Das Flehen, das ſie heiß zum Himmel ſandte,
Bewegte ſelbſt des Vaters ſtrengen Sinn.
Auch ſchien noch keiner von den Fürſtenſöhnen
Ihm würdig ganz der hochentſtammten Schönen.

Doch lange sollte nicht die Ruhe dquern,
Die so Elmondens edles Herz genoß;
Sie mußte bald ihr gutes Volk betrauern,
Auf das des Krieges Elend sich ergoß:
Ein finst'rer König herrscht' in goldnen Mauern
Im Nachbarland, an Macht und Reichthum groß;
Er überzog, um unrecht Gut zu streiten,
Das Land mit Heereskraft von allen Seiten.

Zum Glück war jetzt von fernen Waffenzügen
Der edle Guiomars zurück gekehrt;
Er, stets gewohnt für leidend Recht zu kriegen,
Schwang doppelt freudig hier sein tapf'res Schwert.
»So leicht nicht,« rief er, »soll ein Volk erliegen,
Das stets als heldenkühn die Welt verehrt!«
Er rief's, und alle jauchzten seiner Rede,
Und jeder stürzt' in schöner Gluth zur Fehde.

Wie sich am festen Damm die Wogen brechen,
Umsonst empörend ihren weißen Schaum,
So brach der Feinde Wuth auf blut'ge Flächen
An dieser tapfern Schaar. Doch glückt es kaum
Dem einen Heere heut', die Schmach zu rächen,
So faßt' aufs neu' das andre morgen Raum.

Drum sah kein Ende man dem blut'gen Kriege,
Verlängert stets durch Niederlag' und Siege.

Indessen an des Reiches fernen Grenzen
Die Helden kämpfen mit gestähltem Arm,
Und Thaten durch die Nacht der Zeiten glänzen,
Erfüllt daheim den König finstrer Harm;
Sein tapfrer Sohn, so reich an Siegeskränzen,
Verschwunden ist er in der Feinde Schwarm.
Nichts konnte Trost der Ältern Schmerz gewähren;
Es strömten heiß Elmondens Schwesterzähren.

Da sieh! da naht' ein Bote; Siegeszeichen
Hielt er empor, und rief mit lautem Ton:
»Frohlockt, o Herr! die Feinde mußten weichen!
Der Sieg ist unser, und es lebt dein Sohn!
Er war umringt von Feinden ohne Gleichen,
Erliegend sah ich fern den Helden schon.
Doch, der ihn stets umschwebt im Kampfgewitter,
Er naht' und rettet' ihn, der dunkle Ritter!«

»Das ist der Schutzgott unsers Heers; die Glieder
Des hohen Engels deckt ein dunkler Stahl;

Ihm wallt vom Haupt ein dunkler Helmbuſch nieder;
So ſtrahlt er ſchön und furchtbar allzumahl.
Geſchloſſen iſt ſein Helm, doch hin und wieder
Durchblitzt ihn ſeiner Augen Himmelsſtrahl.
Stets ſah man ihn im tiefſten Schlachtgetümmel,
Und wo er kämpfte, gab den Sieg der Himmel.«

»Doch ſchwieg der Donner, war der Kampf entſchieden,
So ward er nimmer in den Reih'n geſeh'n;
Stets nach vollbrachter ſchöner That hienieden
Kehrt er zurück in ſeines Himmels Höh'n.« —
Entzückt vernahm's der König; goldnen Frieden
Sah bald das Volk aus dieſem Sieg entſtehn.
Der ſtolze Gegner mußte ſchwer empfinden,
Wie Stolz und Macht vor edler Thatluſt ſchwinden.

Ruh' zu erreichen durch gewandte Güte,
Den Vortheil, den nicht rohe Macht erzwang,
Kam ſelbſt zu Hof er, wo die Holde blühte,
Die mühſam nach des Herzens Frieden rang;
Da zählt' im eitlen, herriſchen Gemüthe
Er auf erfreuten, ſchmeichelnden Empfang.
Auf jeden Vortheils freudiges Gewähren
Werd' er als Werber huldvoll ſich erklären.

Und alſo ſprach er: »Ganz den Haß zu ſühnen,
Biet' Eurer Tochter Thron ich an, und Hand!
Ihr wißt, wie viel der Länder rings mir dienen!
Es küßt die Woge huld'gend meinen Strand.
So weit ſich Ströme zieh'n und Wälder grünen,
Nennt Größ' und Macht ſich meinem Stamm verwandt.
So darf ich fehllos wohl die Hoffnung wagen,
Euch nicht umſonſt mein Bündniß anzutragen.«

Er ſprach's. Und ſeines Antrags ſtolzes Prangen
Erreicht nicht ohne Reiz des Königs Ohr;
Doch flammt ein Roth, wie Nordlicht aufgegangen,
Auf Guiomars erhabner Stirn empor;
Indeß auf ſeiner Schweſter ſanften Wangen
Noch bleicher ward der zarte Lilienflor;
Heiß ſchwang zum Thron der Allmacht ſich ihr Sehnen,
Ob Rath noch ſey für der Verzweiflung Thränen.

»Und haben darum wir den Sieg errungen,
Erkauft durch unſrer treuen Krieger Blut!«
Rief Guiomars, »daß der, den wir bezwungen,
Uns zwäng' aufs neu durch rohen Übermuth?«
So war's dem hochgeſinnten Sohn gelungen,
Im Vater weckt' er edlern Stolzes Gluth;

Fest wies man dann zurück des Antrags Glänze,
Der Werber kehrte stolz zu seiner Grenze.

Jetzt endlich sah man Ruh' nach Sturmes Wüthen,
Unmerklich schwand die Zeit mit leisem Flug;
Da zog einst zu den fernsten Reichsgebieten
Der König, die der Krieg darnieder schlug;
Er strebte, das Erlittne zu vergüten;
Und in des Mitleids göttlich mildem Zug,
Daß sie, ein Engel, Hülf' und Trost verbreite,
War die geliebte Tochter ihm zur Seite.

Und eines Abends, von des Tages Gluthen
Erschöpft, gebot der König kurze Rast
Im frischen Wald; des Mondes Silberfluthen
Durchzitterten der Zweige Laubpallast.
Es tönte, wo die hohen Fremden ruhten,
Ein Silberquell, von Blumen eingefaßt,
Und Lichter spielten auf dem grünen Grunde,
Wie holde Kinder, Erd' und Licht im Bunde.

Doch während in der süßen Zauberfülle
Elmondens Herz mit leiser Sehnsucht rang,

Da horch! da tönt es furchtbar durch die Stille
Wie Schwertgeklirr, wie dumpfer Schildeklang.
Entsetzen faßt die Holde; durch die Hülle
Der Büsche stürzt ein Hauf' mit wildem Drang,
Und wild entzündet von der Rachsucht Feuer
Erschien aufs neu als Feind Elmondens Freier.

Voll Hinterlist, ausspähend alle Tritte
Der Gegner, faßt er seinen Vorthell nun;
Nicht achtend heiligen Vertrag und Sitte,
Erscheint er feindlich, wo sie friedlich ruh'n.
Des Greises Fleh'n, der Jungfrau Schmerzenbitte,
Nichts mag der Wuth der Räuber Einhalt thun.
Die treue Schaar vermochte nicht der Menge
Zu widerstehn im fluthenden Gedränge.

Held Guiomars war fern zu dieser Stunde;
Froh jagend ahnt' er nicht was hier geschah;
Gefesselt lag der greise Held am Grunde,
Als er umringt die holde Tochter sah.
Da seufzt' er wohl aus tiefer Herzenswunde:
»O wär' ihr jetzt ein tapf'rer Gatte nah'!«
Schon eilt sie der Verhaßte zu umschlingen,
Sich schnell mit ihr auf's flücht'ge Roß zu schwingen.

Doch wie ein Blitz die Wetternacht erhellet,
So hellt auch hier ein Strahl des Jammers Nacht
Ein Schwertblitz! Eine Himmelsbildung stellet
Sich den Bestürzten dar in Waffenpracht.
Und rächend von des Helden Arm gefället,
Erliegt der Feind; bestürzt ist seine Macht.
Ein Haufen Treuer bricht durchs Laubgegitter,
Und alles jauchzt: »Heil ihm, dem dunkeln Ritter!«

Jetzt naht' auch Guiomars; wie Zwillingsbrüder
Flog Herz an Herz das hohe Kriegespaar;
Ein neuer Lebensstrom durchdrang die Glieder
Dem matten Greis: »Du Retter aus Gefahr!«
So rief er, »gabst vorher den Sohn mir wieder,
Die Tochter jetzt, die schon verloren war!
O sprich, du Edler! sprich, wie soll ich lohnen?
Nichts dünkt zu hoch mir, wären's Reich und Kronen.«

Da trat zurück der hehre dunkle Ritter,
Und stand gesenkten Haupts im Mondenlicht,
Und traurig blickte durch des Helmes Gitter
Sein Auge, wie der Mond durch Wolken bricht;
»O laß mich schweigen!« rief er, »denn zu bitter

Ein Frevel mag die kühne Bitte ſcheinen,
Und doch kann ſie nur mich dem Glück vereinen.«

Ein banger Blick flog nach der holden Schönen;
Ein Blick, den ahnend Guiomars verſtand;
»O Vater!« rief er, »ſolche That zu krönen,
Iſt da zu viel wohl einer Fürſtinn Hand?
O gib ſie ihm! und zwiſchen deinen Söhnen
Schling' auch Natur ihr heilig Bruderband!
Ich ſeh' es, auch Elmondens Blicke ſchweben
Zum ſchönen Retter mit geheimen Leben.« —

»Wohlan! ſo ſey es,« rief der König, »Ritter!
Du Tapferſter! den je die Erde ſah!
Nimm dieſe Hand!« — »O halt, mein König! bitter
Wohl iſt mein Loos; — doch meine Stund' iſt da!« —
Er öffnete des dunklen Helmes Gitter;
Und keiner wußt' erſtaunt wie ihm geſchah;
Als im Geſicht, das Mondesſtrahlen ſchmückten,
Sie Ritter Siegmars edle Züg' erblickten.

Der König ſchwieg, und wollte ſelbſt ſich mühen,
Den Zorn zu wecken, ob der alten Schuld;

Den edlen Retter ſah er vor ſich knieen,
Sein Urtheil fleh'n mit rührender Geduld;
Er ſah den Sohn an Freundes Herze glühen,
Mit ſtürm'ſchen Bitten fordernd Gnad' und Huld:
Da konnt' er nicht mehr dem vereinten Flehen,
Noch eigner früher Neigung widerſtehen.

Jetzt ſchlug die Wonne ihre Zauberfluthen
Berauſchend um Elmondens edle Bruſt;
Und Aug' im Aug', und Herz an Herzen ruhten
Die Liebenden, ſich ihres Glücks bewußt.
Gereift an heil'ger, reinſter Liebe Gluthen,
Erſtand für ſie die Himmelsſaat der Luſt.
Des Vaters Segen ward dem ſchönen Bunde;
Und Roſen glühten zu der Wonneſtunde.

Novellen

von

Louise Brachmann

Mit einem Kupfer.

Leipzig. 1819.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Novellen

von

Louise Brachmann.

Das Altarblatt
oder
Frühlingsliebe. –

Aus den Annalen eines Klosters. –

Das schöne Altarblatt war vollendet und Daniel Ricciarelli*), dieser edle Meister der florentinischen Schule, hat einen seiner Schüler, an seiner Statt nach dem benachbarten St. Amanden-Kloster zu gehen, wohin es bestellt war, um das Gemälde im gehörigen Lichte aufstellen zu lassen; ein Geschäft, das er gewöhnlich selbst zu übernehmen pflegte, und woran ihn dießmal nur Unpäßlichkeit verhin-

*) Gewöhnlich nach dem Namen seiner Vaterstadt: Daniel de Volterra genannt.

berte! Der, den er dieſes Auftrags würdigte, war ein junger Edler, der ſich unter ſeiner Anführung der Kunſt geweiht hatte, und den ein ſeltnes Streben über alle ſeine Mitſchüler erhob. Der junge Maler kam am Abend wieder nach ausgerichtetem Geſchäft, allein, bleich, und nur um ſich zu einer Krankheit niederzulegen, die er, wie es ſchien, ſchon längſt in ſich getragen hatte. —

Sein guter Meiſter wachte zärtlich über ihn; denn mit beſonderer Liebe hing er an dem Jüngling. Sie waren eines Abends ganz allein, die Kerzen brannten traulich dämmernd in dem ſtillen Krankenzimmer, und der Kranke ſchien einiger leichteren Augenblicke zu genießen. Ricciarelli hielt dieſe Stunde günſtig, die Urſache jenes ſeltſamen Vorfalles von ihm zu erforſchen. „Mein guter Ludovico!“ fing er an, indem er innig des Jünglings Hände in die ſeinen ſchloß. Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe, und doch machſt Du mir ein Geheimniß aus allem dem, was Dich betrifft.

Es ist nun fast ein Jahr, seit Du bei mir bist, und noch nie hast Du mir Deine nähere Geschichte vertraut. Woher der Trübsinn, den ich schon lang an Dir bemerkte? Du bist noch so jung, und Deine Schönheit die — so nah am Rande des Grabes, darf ich Dir es ja wohl sagen! — die man wahrhaft himmlisch nennen kann, wird sie Dir nicht, wohin Du kömmst, die Herzen gewinnen, so wie sie das meinige vom ersten Augenblicke an für Dich einnahm? Und Du kannst trauern in der Zeit der Hoffnung? — O! ich bitte Dich, entdecke mir die Ursache Deines Grams! und vor allem sage mir, welcher seltsame Vorfall Dir im St. Amanden-Kloster begegnet ist?"

Der Jüngling schlug gerührt die dunkeln Augen auf, und blickte dankbar seinen guten Meister an. „Ja" rief er aus, „ich fühl es, daß ich Euch eine nähere Erklärung schuldig bin. Ja ich will es Euch nicht länger verhehlen, daß hoffnungslose Liebe meine Tage drückt; und wohl war es bei jenem

mir anvertrauten Geschäft im Kloster, wo eine Leidenschaft von neuem schmerzlich aufgeregt ward, die ich umsonst zu überwinden strebte.

An meiner Geschichte würdet Ihr nichts Merkwürdiges finden. Ihr wißt, ich bin ein Provenzale von Geburt, und früh verwais't, am Hofe König Franz des Ersten, oder vielmehr in seinen Lägern aufgewachsen. Nie habe ich das Glück gekannt, unter liebenden Geschwistern zu spielen, nie die Wonne, mich von sanftem Mutterarm umschlungen, mich an ein treues Vaterherz gedrückt zu sehen. All meine Liebe heftete ich an den liebenswürdigen König, der mir von seiner Seite eine ausschließende Neigung übertrug: er hatte meinen Vater, einen seiner Kriegs-Obersten, vorzüglich werth geschätzt.

Ihr denkt Euch nun gewiß, mein theurer Meister, welchen Schmerz mir der Tod des edeln Königs und die Zurücksetzung erregen mußte, die ich bald darauf von den

Großen des neuen Hofes erfuhr. Ich, der ich, noch halb ein Kind, oft der Ehre genoſſen hatte, an der Seite des erhabnen Königs zu fechten, ich ſollte jetzt bey jeder Gelegenheit einen gerechten Ehrgeiz beleidigt ſehen? bei jeder Gelegenheit den Günſtlingen der ſtolzen Catharina weichen?

Ich verließ den Hof und ſuchte durch das Sehen fremder Gegenſtände die Leere meines einſamen Herzens zu füllen. Ich beſchaute die Fluren meiner Väter in meiner ſchönen Heimath; ſtolze Burgen, blühende Gefilde nannt' ich mein — doch leer war alles, leer im Leben, wie in meiner Bruſt! Ich durchzog einen Theil des reizenden Italiens, ohne Befriedigung zu finden. Meine heiße Phantaſie vergrößerte mir meinen Verluſt und ließ mich alle Gegenſtände unter einem ſchwarzen Schleier ſehen. Ich glaubte Alles verloren zu haben, — ach! ohne zu bedenken, daß es im Leben noch eine reiche Quelle höchſten Glücks, doch auch geſchärftere Qualen gäbe!

Ich kam in Mailand an, die Dämmerung war schon eingebrochen. Ich durchwandelte die schönen Straßen und ward durch die prächtige Beleuchtung eines Palastes angezogen. Ich fragte einen der Aus- und Eingehenden, was dieß bedeute? und erhielt die Antwort: der Marchese von Montevechio gebe einen großen Maskenball, zu welchem jedem Fremden der Zutritt verstattet sey. Neugier, oder Wunsch mich zu zerstreuen, bestimmten mich, an diesem Feste Theil zu nehmen. Ich kleidete mich in eine einfache Maskentracht und mischte mich unter die fröhliche Menge. Alles schwärmte in buntem, flimmernden Gewühl um mich her; aber plötzlich wurden meine Augen durch eine Gestalt gefesselt, die mir auf ewig den Frieden meiner Seele geraubt hat. Ach mein Freund! Ihr seyd Maler, Ihr habt die Schönheit in seligen Offenbarungen geschaut; aber nie, nie, in Euren kühnsten Träumen nie, habt Ihr ein solches Himmelsangesicht, eine so zauberische Gestalt gesehen! — Ein blendend weißes Kleid

umfloß die ſchönen Glieder und ein reicher Blumenſchmuck umkränzte es; die Blumen ſchienen ſich zu freuen, am Saume ihres Kleides zu blühen. So ſchwebte ſie daher, wie der Engel des Frühlings, wie der Engel der Unſchuld. Ich ſprach mit ihr und das, was ſie ſagte, war voll Geiſt, war voll unſchuldigen und zugleich ſeelenvollen Sinnes.

Ich fragte einen der Anweſenden nach ihrem Namen, ich hörte, daß ſie einem der älteſten Häuſer ihrer Stadt angehöre, und zum erſtenmale — — fühlte ich mich mit Entzücken als den Abkömmling eines alten Geſchlechtes, als den Erben anſehnlicher Güter.

Ich wollte mich aufs neue ihr nahen, als ich gewahr ward, daß eine prächtige Maske, die ihr ſchon vorher immer zur Seite war, wieder auf ſie zukam, und von ihr mit einer Art von zutraulicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Ein Dolch ging mir durchs Herz bei dieſem Anblick. Ich fragte einen Die-

ner auch nach diesem Namen. Es ist der Geber dieses Festes, erwiederte man mir, der Marchese von Montevechio, der Verlobte der Signora. —

Ach! was in diesem Augenblicke mit mir vorging, als dieß Wort in meine Ohren schmetterte — erlaßt mir das Euch zu beschreiben! Ich hätte vielleicht noch einer thörichten Hoffnung Raum gegeben, hätt' ich nicht in wenig Augenblicken gehört, daß sie den auch zärtlich liebte, der ihr Verlobter war. Ich sollte es aus ihrem eigenen Munde, von ihrer süßen Stimme sollte ich es hören. Sie schien sich mit einer Verwardtin halbleise über ihr Verhältniß unterhalten zu haben; ich hörte noch von der Seite ihre abgebrochenen Worte: Ob ich meinen Verlobten auch zärtlich liebe? O ja, von ganzem Herzen lieb' ich ihn! —

Was braucht' ich mehr, um mein Schicksal entschieden zu sehen? Es würde Wahnsinn gewesen seyn, einer so hoffnungslosen

Liebe länger nachzuhängen; ich ſuchte mich gewaltſam zu zerſtreuen. Ich liebe die Malerkunſt; mein unvergeßlicher König hing an ihr mit ausſchließender Neigung. Ich ſah ihn oft in meinen Kinderjahren gerührt vor den Meiſterwerken ſeines ehrwürdigen da Vinci und des guten unglücklichen del Sarto verweilen. Auch Euch, mein theurer Meiſter, hatte ich von jener Zeit an verehren lernen; ich beſchloß, Euer Schüler zu werden und dereinſt in hohen Idealen die tiefe, die verhehlte Glut dieſes unglücklichen Herzens auszuhauchen. Unverzüglich ſucht' ich Euch auf. Ein Jahr nun iſts, ſeit ich unter Eurer Aufſicht den Pinſel führe, und mag gleich meine Kraft den Willen nicht erreichen, ſo habt Ihr doch wohl bemerkt, daß es mir Ernſt ſey um die geliebte Kunſt. In ihr fand mein verlaßnes Herz einzige Beſchäftigung, konnt' es gleich ſeine Liebe nimmer ganz verbannen, als Ihr mich letzt mit dem Gemälde nach St. Amanda ſchicktet. Ich that, wie Ihr befohlen hattet, ich ließ das Ge-

mälde befeſtigen, und die Betrachtung eines ſchönen Fresco-Gemäldes in einer Seitenkapelle hielt mich einige Minuten länger in der Kirche zurück, als ich die Kirchthüre aufgehn und eine Anzahl Nonnen hereintreten ſah, die mit Erlaubniß der Aebtiſſin kamen, das neu erhaltene Altarblatt zu ſehen.

Sie näherten ſich mit zurückgeſchlagenen Schleiern dem Gemälde; mich wurden ſie nicht gewahr, mich, der ich athemlos verſteinert hinter einer Säule ſtehen blieb. Ein Blick auf die Eintretenden hatte mich aller meiner Bewegung beraubt; Ein Blick auf ſie — o ſoll ich es Euch erſt ſagen, wen ich ſah? ſie war es, ja es war die himmliſche Bianca, verſchönert noch wo möglich durch die rührende Kloſtertracht. Ich ſah ſie, und meine Seele war in meine Augen geflohen; ich hörte ihre zaubervolle Stimme, und was ſie über das Gemälde ſprach — O mein Freund, ich fühle den Rückfall meines Fiebers! — — O wie ſchön, ſagte ſie zu ihren

Gefährtinnen, wie göttlich ſchön iſt alles ausgedrückt! Die heilige Mutter, das Kind! und der Engel! — — Ihr wißt, mein Meiſter, den Engel linker Hand — o, dieſer Engel! — doch verzeiht! ich ſchweige! das Fieber zerſtört meine Sinnen!

Ja der Gedanke, daß ſie vielleicht hätte mein werden können, und daß ich ſelbſt die Gelegenheit des Glücks verſäumte — ja das iſt es, was den Tod in meine Adern gießt!" —

Der gute Meiſter bemühte ſich, die aufgeregte Fieberglut ſeines leidenden Lieblings zu beſänftigen, und in einer ruhigern Stunde beſchloß dieſer ſeine Erzählung mit wenigen Worten:

„Als ſich die Nonnen entfernten, gewann ich wieder ſo viel Faſſung, um mich bei der Pförtnerin, der Einzigen, die ich ſprach, des Näheren erkundigen zu können. Sie erzählte mir, daß Bianca — ſie war es wirklich, — ſeit einiger Zeit als Koſtgängerin im Kloſter

lebe, seit — seit dem Tode ihres Verlobten, des Glücklichen, den ich so sehr beneidet hatte! Wenige Monate nach der Zeit, wo ich sie sah und wenig Tage vor seiner Vermählung, ward er vom Tode ereilt. Ihre Aeltern hatten dieses Zurückziehn während der Zeit der Trauer für anständig gehalten, um der hohen Verwandtschaft ihre Achtung zu bezeigen; aber sie selbst — o Gott! sie selbst hat ihn so sehr geliebt, daß, wie die Klosterfrau mir sagte, sie beschlossen, sich nie wieder zu vermählen. Man glaubte selbst, sie würde binnen kurzem den Schleier nehmen; — sie werd' ihn nehmen, aber sie hat ihn noch nicht genommen! Begreift Ihr nun? in dieser Möglichkeit liegt der Keim zum Wahnsinn — in der Möglichkeit, sie werde den Schleier nicht nehmen, und doch in der Unmöglichkeit, sie daran zu hindern! Denn keinen Menschen läßt sie vor sich kommen, und keiner Unterhandlung würde sie Gehör vergönnen. — — Die Nonnen wachen über sie, und suchen ihren Vorsatz zu bestärken;

Ihre Aeltern — o abscheulicher Gedanke! die Macht ihrer Aeltern zu benutzen, und ihre Hand an mich zu reißen, ohne ihr Herz erſiegt zu haben — nein, lieber will ich ſterben, ſchuldlos, wenn gleich ungeliebt! — Und Ihr, mein guter Meiſter, Ihr werdet mich doch beweinen, wenn ich nun todt bin? ich ſehe es, Eure Thränen fließen ſchon jetzt. — —

Aber muß ich denn ſterben? giebt es denn gar kein Mittel mich zu retten? Ach ich bin noch ſo jung! Ungerecht iſt der Himmel, der ihr ein Herz für einen andern ſchuf, und meines ſo heiß, ſo gefühlvoll nur für ſie! — Tauſend ſeltſame Entwürfe durchkreuzen mein Gehirn! ich könnte Alles, Alles unternehmen, um ſie zu gewinnen?" —

Der Zuſtand des unglücklichen Jünglings verſchlimmerte ſich durch dieſen Ausbruch hoffnungsloſer Leidenſchaft. Welches ſein Schickſal ſeit dieſem Tage war, ob er Tod oder Geneſung fand? — Die Briefe der unſchuldigen Bianca an ihre Mutter mögen dieſe Geſchichte vollenden!

Bianca de Cordona

an ihre Mutter Donna Giovanna.

Erſter Brief.

Gewiß, meine geliebte Mutter, Ihr hättet kein beſſeres Mittel wider meine Traurigkeit finden können — Du und mein Vater — als mich in dieſe reizende Einſamkeit zu ſenden. Du kennſt die Neigung, die ich von Kindsbeit auf zum Kloſterleben hatte; Du weißt, daß mir nie das Geräuſch der Stadt gefallen hat. Auch lebten wir, ſo lang ich denken kann, ſtets auf dem Lande in unſrer lieben Villa; erſt ganz ſpät verließ ſie der Vater und zog in die Stadt um meines Verlobten, des Marcheſe willen, der ſich nicht von Mailand trennen wollte. Jetzt kommen mir nun die ſchönen Tage aus meiner Kindheit recht lebhaft wieder in den Sinn; Du glaubſt nicht, wie reizend es hier iſt. Wenn ich ſo des Morgens in aller Frühe an mei-

nem Fenſter ſtehe, und hinab ſehe in das ſchöne, ſchöne Thal, das noch ſo halb in Schlummer und in Nebel liegt, dann färben ſich die Gipfel der Apenninen, die ſich in der Ferne hinziehn wie Roſenroth, oder wie funkelnde Rubinen, und der hohe Kaſtaniemwald zur Seite unſrer Abtei rauſcht und wogt ſo feierlich, und helle Lichter ſpielen leuchtend in ſein dunkles Grün. Der breite Strom zieht ſich in majeſtätiſchen Windungen durch das blühende Thal. Bald ſpiegelt ſich ein maleriſches Dörfchen in ſeinen Wellen und lehnt ſich mit der andern Seite an eine ſchroffe Felſenwand mit Fichten überſchattet, bald ſäuſeln Wäldchen an den Ufern und wechſeln mit beblumten Wieſen ab. Des Abends iſt dieß nun beſonders ſchön. Da ſollteſt Du es ſehen, wenn ſo alles in roſenfarbenem Nebel liegt, und nun die Heerden blüthenweißer Schäfchen an den Ufern gehn, und die Schalmeien fröhlich tönen, und dann die Silberglocken der Abtei ſo hehr und feierlich dazwiſchen ſchallen. Mit einem Worte,

es gehet mir wohl in meinem neuen Aufenthalte. Unſere gute Baſe Clementia, um derentwillen Du dieß Kloſter für mich wähltest, hat mich ſehr liebevoll und freundlich aufgenommen. So alt ſie iſt, hat ſie doch immer noch etwas recht Gefälliges. Auch die Aebtiſſin und die andern Nonnen ſind mit mir zufrieden; ſie loben ſehr meine verſtändige und chriſtliche Geſinnung, wie ſie ſagen, nämlich, daß ich dem Andenken meines Verlobten ſo viel Achtung und Treue beweiſe, und dann, daß ich zuweilen den Gedanken hingeworfen habe, vielleicht doch wohl bei ihnen noch den Schleier zu nehmen. — Sey nicht böſe, meine gute Mutter, daß ich dieß ſagte, ich werde es doch nie ohne Deinen Willen thun! — Aber wie aufrichtig ich den Marcheſe geliebt habe, ſelj ich wirklich aus dieſem Zuge. Sieh, ich könnte ja wohl denken, wieder einen andern Verlobten an ſeiner Statt zu finden; aber ich verſichere Dich, der Gedanke iſt mir viel angenehmer, in dieſer ſtillen klöſterlichen Einſamkeit meine Tage zu be-

ſchließen, als die Ausſicht, noch einmal in einem eben ſolchen Verhältniß zu ſtehen. Du weißt wohl die Neigungen, die einem von früher Kindheit anhängen, überwiegen oft die Ueberzeugung des höchſten Glücks.

An die Lebensart hier hab' ich mich auch recht gut gewöhnt. Kunſtreiche weibliche Arbeiten füllen die Stunden zwiſchen dem Gebet. Auch die Tonkunſt wird geübt, und die Aebtiſſin iſt ſtark darin, ſo wie ſie alle Künſte liebt. Letzthin haben wir ein neues Altargemälde in unſre Kirche erhalten, und dieß, meine Mutter, wünſcht' ich Dir zu ſehen. Es iſt ein Meiſterſtück von unſerm vortreflichen Daniel de Volterra. Es ſtellt eine Flucht nach Aegypten vor: die heilige Mutter iſt in himmliſcher Sanftmuth und Milde dargeſtellt, und zugleich mit einer Ehrfurcht erweckenden Majeſtät, ohngeachtet ihres hülfloſen Zuſtandes. Das Kind, in göttlicher Schönheit, ſchlummert auf ihren Armen. Ein ernſtes Helldunkel ruht auf dem

Ganzen. Die Geſtalt des Joſeph iſt halb in Schatten geſtellt; aber ein Engel, der zur Seite ſteht und eine Fackel in die düſternde Nacht erhebt — ja wenn ich Dir dieſen Engel ſchildern könnte! Ich weiß nicht, meine Mutter, iſt es Andacht? aber nie hat mich etwas ſo ſehr gerührt, als dieſe Züge, und wenn ich bete vor dem Bilde, ſo miſcht ſich oft unwillkührlich in mein Gebet die Bitte zu Gott, mir ſeine Wohlthaten doch durch dieſen, wenn gleich ungeſehn, zuzuſenden, mir ihn zu meinem Schutzgeiſt zu gewähren. —

Wirſt Du mich tadeln, meine liebſte Mutter? Mein Lehrer, mein ehrwürdiger Pater Jeronymo, ſagte mir oft, Abgötterei, ſelbſt gegen Engel, ſey dennoch Sünde. Wenn Du das glaubſt, ſo ſag es mir! Dann will ich ſie unterdrücken meine Andacht zu dem holden, holden Engel.

Zweiter Brief.

Jetzt, meine Mutter, jetzt glaube ich das Gut gefunden zu haben, wonach ich mich von früher Kindheit sehnte, und dessen Daseyn ich nur schüchtern zu ahnden wagte — eine Gespielin, ein mir ganz gleich geschaffenes Wesen! Du, meine Mutter, bist immer meine Freundin gewesen, und nie halt' ich einen Gedanken vor Dir geheim; allein der Unterschied des Alters, der Verhältnisse, erlaubt doch nicht die völlige Gleichheit zwischen uns, nach der ich mich sehne. Die Nonnen, so gütig sie gegen mich sind, schienen mich doch so ganz und gar nicht zu verstehen, wenn ich über etwas sprach, was mir lieb oder heilig war, daß ich oft recht traurig ward. Jetzt glaub' ich eine Freundin unter ihnen zu haben, die den leisesten Anklang meines Herzens versteht und erwiedert, ob ich und Antonie uns gleich noch nie ohne Zeugen sprachen. Eine Art von Scheu hält uns noch von einander zurück, aber unsere

Seelen begegnen ſich in jedem Worte, in jeder Miene.

Sage mir nur um Alles, wie haben die Dichter ſo viel von der Liebe ſingen und erheben können? Ich finde, daß die Freundſchaft unendlich ſüßer iſt. Ich kenne doch die Liebe, ich habe den Marcheſe, als meinen Verlobten, gewiß treu geliebt, nicht wahr, meine Mutter? aber ich verſichre Dich, es iſt mir nie in ſeiner Gegenwart ſo wohl geworden, als in der Gegenwart dieſer herzeinnehmenden Antonie.

Du fragſt mich, wer Antonie eigentlich ſey? und ich beſinne mich, daß ich Dir das noch nicht einmal ſagte. Sie iſt eine Piemonteſerin, die Tochter eines Edlen, und ſie hat in unſerm Kloſter Zuflucht geſucht vor einer gezwungenen Heirath. Dieß, liebe Mutter, ſoll ein großes Unglück ſeyn, wie ich bei dieſer Gelegenheit von neuem hörte. Du ſelbſt und meine gute Beatrix hat mir oft davon geſprochen. Nun, ſo viel weiß ich,

ich bin nicht zu meiner Verbindung mit dem Marcheſe gezwungen worden! Ich entſinne mich ganz deutlich aller Umſtände dieſer Begebenheit, als ob es heute geſchähe. Der Väter war verreiſ't geweſen, und eben erſt zurück gekommen. Er nahm mich bei der Hand und bat mich, einen Gang mit ihm in den Garten zu gehen. Es war kurz vor dem Abendeſſen. Wir gingen nach dem Orangenwäldchen, — da bei unſern weißen Marmorſtatuen, die ich ſo ſehr liebe, und bei der Cascade hin; — er ſagte mir, wie er ſchon längſt dem Marcheſe, ſeinem beſten Freunde, meine Hand verſprochen habe, im Fall ich ihn lieben könne. Er verſicherte mich, der Marcheſe ſey der edelſte und rechtſchaffenſte Mann, den ich je finden werde; — auch Du und alle gute Menſchen haben dieß von ihm geſagt — Ich werde ihm, fügte er hinzu, eine große Schuld der Dankbarkeit gegen den Marcheſe vom Herzen nehmen, und mein Bruder Arno werde in Zukunft beſſer im Stande ſeyn, die Ehre ſeines Hauſes zu be-

haupten, da mich der Reichthum und die Großmuth des Marcheſe aller Anſprüche überhöben. —

Sage nun ſelbſt, was hätt' ich auf das alles vernünftiger Weiſe einwenden ſollen? Ich verſicherte dem Vater ohne Anſtand, daß ich dem Marcheſe recht herzlich gern meine Hand geben würde. Der Gedanke, dir und ihm einmal Freude machen zu können, verſetzte mich in eine höchſt glückliche Stimmung.

Du kamſt zu uns; auch Arno, der aber als ein zehnjähriger Knabe von allen ſolchen höchſt wichtigen Dingen noch nichts verſtand. Du weinteſt ſehr, meine gute Mutter; auch mein Vater war tief bewegt — die Abendſonne ſchien in ſein ſchönes freundliches Geſicht. — Es war ein herrlicher Abend; auch der Marcheſe kam den Abend noch. Er war ſo gut, ſo freundlich. Ich wüßte nicht, warum ich ihn nicht hätte lieben ſollen? Und die ſchönen Geſchenke, die er mir immer brachte! — Nicht um der Geſchenke willen

war mir es; aber ich ſah doch daraus, daß er alle meine Wünſche zu erfüllen wußte! Du drangſt nachher auf den Aufſchub der Vermählung, weil ich ſo jung ſey, auch mein Vater wünſchte es. Hätten wir damals denken können, daß ein ſo ſchneller Tod mir den guten Marcheſe entreißen würde? Jene unglückliche Erkältung! — Doch leb wohl, geliebte Mutter! meine Kerze iſt niedergebrannt; es iſt bald Mitternacht. Ich finde immer kein Ende, wenn ich an Dich ſchreibe!

Dritter Brief.

Ja, theure Mutter, mein Herz hat mich nicht getäuſcht; Antonie iſt ganz das Weſen, nach dem ich mich ſehnte, was ich mir je dachte von Hoheit der Seele, und von zarten und zugleich ſo feurigen Empfindungen! Wenn ſie etwas ſagt, ſo iſt es mir immer, als ſollte ich ausrufen: Ja das, gerade das hätteſt du auch ſagen mögen. Oft, was ich nur dunkel, nur verworren ge-

dacht habe, sie ruft es licht und herrlich aus den Tiefen meiner Seele hervor. Sie zieht mich zu sich hinauf, ich möchte sagen, sie ist der beste Theil meines eignen Wesens. Was würde aus mir werden, wenn ich immer um sie seyn dürfte! Auch alle Schwestern lieben sie und erfreuen sich an ihrem bescheidnen Betragen und an ihren geistreichen Reden. Die Aebtissin war gleich Anfangs für sie eingenommen; das Vertrauen, mit dem sie bei ihr Zuflucht gesucht, hatte ihr sehr geschmeichelt; auch mag sie ihr wohl, wie man sagt, ziemlich große Schenkungen gemacht haben; denn Antonie ist reich und sehr fromm. Schon in ihrem Aeußerlichen liegt etwas unbeschreiblich Edles; sie ist eine hohe Gestalt und in ihrem schönen Gesicht ist etwas eignes, etwas ganz unvergleichbares, was mich, wenn ich sie ansehe, mit Liebe und zugleich mit Achtung erfüllt; ich blicke immer an ihr hinauf, wie an einem Wesen höhern Ursprungs. Aber sehr unglücklich muß sie seyn; denn ein Anstrich von tie-

fer Schwermuth schwebt über den edlen Zügen, und sie sieht mich manchmal so seltsam traurig an. Aber wie glücklich ich mich schon in ihrer Nähe fühle, glaubst Du nicht. O nicht wahr, liebe Mutter, jetzt erlaubst Du mir im Kloster zu bleiben? Denke Dir nur, wenn ich mein ganzes Leben mit ihr verleben dürfte! wenn ich an ihrer Hand die bunten Blumenfelder unsers Gartens durchwandelte, oder wir in feierlicher Mondnacht uns wechselseitig zu erhabenen Gedanken, zu erhabenen Gefühlen weckten! — O ich fühl' es, ich würde Gott und der Tugend näher kommen durch sie.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe hat ich Dich um Vergunst, den Schleier nehmen zu dürfen; ich widerrufe heute diese Bitte! Denke! Antonie hat mich beschworen, es nicht zu thun, als ich ihr von meinem Vorsatz sagte. Sie darf ihrer Aeltern wegen die Welt nicht

verlassen, und so hab' ich ihr denn ein Gleiches versprechen müssen. Welche Auftritte aber diese Erklärung nach sich gezogen hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Es war das erstemal, daß wir uns so ganz ohne Zeugen sprachen. Nun kann ich Dir nicht läugnen, daß mir das seltsame Betragen, das mir vom Anfang an Andeutungen auffiel, heute ganz unerklärlich ward. Sollte ich mich doch in ihr geirrt haben? Sollte ihr Herz leichtsinnig und weltlich gesinnt seyn? Schon oft hatte ich bemerkt, daß sie traurig ward, so oft ich, oder die Schwestern, von meiner Treue gegen den Verstorbenen und von meinem Vorsatze sprachen, mich nie zu vermählen. Heute, als ich ihr das Versprechen gethan, aus Neigung für sie den Schleier nicht zu nehmen, ergrif sie auf einmal meine Hand und sah mich an, mit einem Blicke, den — den ich noch nie gesehen habe. Bianca, rief sie, und du könntest nie, nie, wieder lieben? nie sollte ein Mann diese Reize besitzen, die du mit Unrecht einem Todten weihst?

Solche Reden, solche Grundsätze aus dem Munde dieser zartfühlenden sittsamen Antonie? — Mit Unwillen sah ich sie an. O wie sehr hab' ich mich geirrt! rief ich bitter und fast mit Verachtung. — Antonie — wir werden nie Freundinnen werden! Was übrigens meinen Entschluß betrifft, mich nie zu vermählen, so steht er so fest, als mein Ehrenwort.

Es traten Schwestern in den Saal, als ich diese Worte geendigt hatte, und Antonie entfernte sich. Ich wurde darauf zur Aebtissin gerufen und mancherlei Zerstreuungen fielen vor. Als ich aber wieder allein war, that es mir doch weh, Antonien so tief beleidiget zu haben. — Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß sie eine unbeschreibliche Aehnlichkeit mit dem schönen Engel auf unserm Altarblatte hat, von dem ich Dir letzthin schrieb, nur daß der Engel schöner und blühender ist. Jetzt nun aber fiel mir das Bild und alles wieder recht lebhaft ein; ich

dachte, ob doch vielleicht Gott mein Gebet erhört und mir durch Antonien einen Schutzgeist in jener rührenden Gestalt habe zugeben wollen? Und ich habe diesen geliebten Engel nun entfernt? — Ich hatte keine Ruh, ich suchte sie auf ihrer Zelle. Der Mond schien durch das Weinlaubgewebe vor dem Fenster und bildete zitternde Schatten auf dem Boden; aber Antonien — in einer Bewegung fand ich sie, in einem Kampf mit sich selbst, wie es schien, woran ich noch jetzt nicht ohne Beben denken kann. Sie hatte sehr geweint, und am Fenster lag ein Blatt, worauf sie im Mondenlichte geschrieben haben mußte. Bianca! rief sie, du hier, du in diesem Augenblicke?

Sie näherte sich mir, drückte mich lebhaft in ihre Arme, riß sich dann schnell wieder los, und eilte hinaus, da es mir unmöglich war, mich von der Stelle zu bewegen. Ich stand noch eine gute Weile angefesselt von namenlosen sich widersprechenden Gefühlen; dann

ſuchte ich das Blatt am Mondenlichte zu leſen; da es an mich überſchrieben war, ſo nahm ich es mit mir, und ging auf meine Zelle, um Dir, beſte Mutter, noch dieſen Abend von allen dieſen unerhörten Auftritten Rechenſchaft zu geben und Deine höhern Einſichten darüber zu Rathe zu ziehn; denn mir iſt ſo etwas im Leben noch nicht begegnet!

Ich ſchreibe Dir hier die ſeltſamen Verſe ab:

An Bianca.

Mein Leben wohnt in Deinem Herzen,
Es fliegt Dein Puls in meiner Bruſt,
Ich werde Wonne mir und Schmerzen
In Deinem Daſeyn nur bewußt.

Den Todten kannſt Du Lichttag geben,
Mit Deiner Liebe, Himmelsmacht!
Mit Deinem Haſſe wär' mein Leben
Ein ſchwerer Traum der Todesnacht.

Ich bitte Dich, liebſte Mutter, ſchreibe mir ja bald, oder komm lieber ſelbſt! Es iſt mir ſeit dieſen Auftritten ſo bänglich zu Mu-

the, daß ich Deines Beiſtands recht nöthig habe.

Ich habe wieder ſo tief in die Nacht geſchrieben. Schlaf Du wohl: ich werde wohl nicht ſchlafen! — Was iſt nur mit Antonien vorgegangen? mit meiner Antonie?

Fünfter Brief.

Was ſoll ich Dir ſagen, meine Mutter, meine gute, theure Mutter? Wirſt Du zürnen über mich? wirſt Du mich für ſtrafbar halten, wenn Du das hörſt, was mir ſeit geſtern Abend begegnet iſt? Wo nehm' ich nur die Faſſung her, Dir alles in der Ordnung zu erzählen.

Als ich meinen Brief an Dich geendigt hatte, legt' ich mich nieder, aber ich ſchloß kein Auge; Antonie kam mir nicht aus den Gedanken, und heute früh mit Tagesanbruch flog ich auf ihre Zelle. Sie ſchlummerte noch. Angekleidet ſchien ſie ſich erſt ſpät auf ihr Lager geworfen zu haben. Die aufgehende Sonne

schien, so wie gestern der Mond, durch das grün umlaubte Fenster, und beleuchtete die himmlische Gestalt; die bleichen Wangen waren vom Schlaf geröthet, und der edle Ausdruck erhöhtet Traurigkeit machte die schönen Züge so unaussprechlich rührend, daß ich — zürne nicht mit mir, meine Mutter! daß ich in Thränen ausbrach. Leise kniet' ich an der Seite des Lagers nieder und drückte meine Lippen auf die geliebte Hand. Wie sehr ich Antonien liebte, hatt' ich erst seit gestern recht erfahren. Meine Bewegung verscheuchte den leichten Schlummer; denn der Schlaf entflieht, sagt man, leicht von dem Auge des Trauernden. Sie blickte bestürzt umher, und als sie mich in dieser Stellung sah, schien sich auf einmal eine grenzenlose Freude ihrer zu bemächtigen. Sie sprang auf. Bianca, rief sie, meine Bianca! darf ich es glauben? und liebst Du mich denn wirklich?

Unaussprechlich! sagte ich, mein Gesicht an ihrem Halse bergend. — Und könntest

Du wohl Dein Leben mit mir zubringen? fuhr sie nach einigen Minuten Fassung fort. Ich habe reiche Güter in meinem Vaterlande.

Warum nicht, erwiederte ich unbefangen, wenn meine Aeltern wollten! Gern theilt' ich jedes Loos mit Dir.

Diese Worte brachten einen neuen Sturm von Freude in ihr hervor. Auch sie sah ich jetzt zum erstenmale weinen vor Rührung, sie schloß mich fest an ihre Brust, unsre Thränen vermischten sich. Auf einmal hielt sie mich wieder von sich zurück und betrachtete mich mit zweifelhaften Blicken. — Bianca! rief sie — aber würde Deine Liebe aufhören, so bald Du mich nicht mehr in dieser Kleidung sähst? so bald Du das kühne Wagstück erfährst, zu dem mich Liebe und Verzweiflung zwang?

Ich verstand diese Reden nicht, und antwortete blos, daß meine Liebe nie aufhören werde. Ich fühlte das wirklich in diesem Augenblicke. Sie riß sich von mir los und

ſtürzte in ein anſtoßendes Nebengemach; ich blieb unſchlüſſig, was ich thun und denken ſollte, als ich die Thüre wieder öffnen, und einen ſchönen Jüngling daraus hervortreten ſah. Es war das Ebenbild meines Engels! das Ebenbild meiner Antonie — ſie ſelbſt! Was ſoll ich Dir ſagen? Noch jetzt vergehen mir die Sinne, wenn ich an dieſe zauberhafte Verwandlung denke.

Ich war zum Tod erſchrocken, ich wollte aus Angſt ein Geſchrei erheben; aber der ſchöne Jüngling fiel mir zu Füßen und flehte ſo rührend, ihn nicht zu verrathen: er habe kein anderes Mittel gewußt, mein Herz zu gewinnen, als dieſe kühne Verkleidung, durch die er ſein Leben gewagt; denn in ſeiner wahren männlichen Geſtalt würde ich ihm nicht Gehör gegeben haben. Er ſagte mir darauf, er ſey ein Ritter aus der Provence und reich genug, um mir mit Ehren ſeine Hand bieten zu können. Zugleich zeigt' er mir eine ſchöne Ehrenkette, damit ich ihm glauben möchte, mit dem Bilde Franz des Erſten,

des edelmüthigen Königs, von dem Du mir so gern erzählst. Ludovico, oder wie er sich in seiner Sprache nennte: Louis von St. Hilaire, ist einer von seinen Rittern gewesen. Nun fiel mir ein, daß Du, meine Mutter, immer eine Vorliebe für dieses sein Land gehabt hast, weil Deine Voráltern daher stammen. Was soll ich nun thun? Ist er denn nicht dasselbe Wesen, das ich unter dem Namen Antonie so sehr liebte, und kömmt es denn auf den Namen an? Jetzt ist auch nun klar, woher der Engel ihm so ähnlich sieht. Der Meister hat ihn selbst copirt; denn er ist eine Zeitlang sein Schüler gewesen, auch aus Liebe zu mir. Er selbst hat auch das Gemälde aufgemacht und meine entzückten Worte über das schöne Engelsantlitz haben damals die erste Hoffnung in ihm, erregt; dieß hat er mir gestanden. — Aber wie wunderbar, beste Mutter, doch das Schicksal meines Herzens ist! erst hab' ich den Engel in ihm lieben müssen, dann die Freundin und endlich gar — den Mann! —

Er iſt jetzt fort geeilt, er hat ſich — in ſeiner gewöhnlichen Verkleidung nämlich — Vergunſt von der Aebtiſſin ausgewirkt zu einer Reiſe, und nun iſt er fort zu Euch und will Dich und den Vater um Eure Einwilligung, und um meine Hand bitten. Ich eile aber Dir zu ſchreiben, theure Mutter, um alles ganz in Deinen und in den Willen meines Vaters zu ſtellen. Macht Ihr es ganz, wie Ihr es für gut haltet! Ich habe Euch immer gefolgt. — So viel geſtehe ich Dir aber, meine Mutter, ich werde wohl nicht glücklich ſeyn, das fühl ich, wenn er unglücklich wird, und wenn er ſtirbt, werd' ich wohl auch nicht leben können.

II. —

Graf Uhlrich,

oder

das Mährchen von der Menschenkunde. —

Der Graf von Heilspruck starb. Sein einziger Sohn, der junge Uhlrich, erbte die schöne Burg, die schöne Grafschaft und die reichen Schätze. Als nun das letzte Stündlein des edlen Grafen nahe kam, gebot er seinem Sohne, mit ihm allein zu bleiben, und redete ihn also an:

Ich fühle, mein Sohn, daß meine Stunde geschlagen hat. Ich lasse Dich nun allein in der Welt, und leider ahn' ich, daß Du nicht gar glücklich darin werden wirst. Du kennst sie nicht, diese falsche, betrügerische

Welt; Dein Herz ist gut, und weich, und groſsmuthsvoll: allein vergebens hab' ich den furchtbaren Hang zu Leichtsinn und Verschwendung in Dir zu ersticken gesucht, der Dich nur zu bald ins Elend stürzen wird. Die Falschheit wird mit diesem groſsmuthsvollen Herzen spielen, das nicht tugendhafte Weisheit unterstützt. — — Allein, wenn Du nun ganz verarmt und trostlos bist, wenn Du — so seh ich's leider in der Zukunft! — einst Gut und Land in fremden Händen siehst, dann öffne jenen Brief, den Du in meinem Schubkasten findest, — er wird Dir meinen letzten, treuen Freund anzeigen. — Doch schwöre mir in dieser feierlichen Stunde, dann seiner Warnung zu folgen, auf daſs Du ihn nicht zum zweitenmal zu suchen brauchst! Und schwöre mir, den Brief nicht eher zu öffnen, als zu jener unglücksvollen Zeit! —

Der Jüngling konnte vor Weinen, und Schluchzen kaum sprechen bei der Rede seines geliebten Vaters; er küſste seine Hände, und schwur, was der edle Graf verlangte. So

lebe denn wohl, mein Sohn!' sagte der Graf, und verschied nach kurzer Weile.

Herr Uhlrich beweinte seinen theuern Vater eine Zeitlang mit der heftigsten Betrübniß (die Mutter war schon längst hinüber gegangen). Er fand den Brief an dem bezeichneten Orte, betrachtete mit Ehrfurcht das große feierliche Siegel, und hob ihn gehorsam auf, im Herzen still gelobend, dem weisen Rathe seines Vaters zu folgen, und seiner Neigung zur Verschwendung Widerstand zu thun.

Doch allgemach behauptete der Leichtsinn und die Flüchtigkeit der Jugend aufs Neue die Oberhand; er freute sich der neuen Freiheit und seines unermeßlichen Vermögens. Er zog zu Kampfspiel und zu Tanze, gab herrliche Gelage auf seiner Burg, und sammelte bei Nacht und Tag die Freunde um sich her, die immer häufiger sich um den guten Uhlrich drängten, der nimmer müde ward zu geben und nie empfing. — Die Burgen seiner Grafschaft standen im schönsten Glanze; die

reichen Felder prangten mit der Aehren Gold; die schönen Wiesen grünten, und die dichten, schattenreichen Wälder gaben herrliches Gewild.

Der Jüngling trat nun in die Jahre höherer Männlichkeit; sein Ansehn ward wie es die Minne heischt; die Damen sahen gern den reichen und stattlichen Grafen, dem Muth und Kraft aus der Gestalt, und Gutmüthigkeit aus den schönen Augen blickte. — Das Herz der Weiber widersteht selten diesem Verein; allein nicht Jede weiß das seltne Gut nach seinem wahren Werthe zu schätzen. Die reichen Güter des Grafen waren seine vornehmsten Reize in den Augen der mehrsten Damen; seine schönen und gutmüthigen Augen nur die angenehme Zugabe zu jenen.

So manches zarte Minnepfand kam ihm entgegen, manch schmeichelnde Versicherung fester, ewiger Freundschaft ward ihm von schönem Mund; sein Herz blieb während alle dem noch frei; er flatterte mit Seel und Augen in der weiten Welt umher; er freute sich

zum frischen Blumenkranz der Damen, und wog die Gunst, mit der sie ihm begegneten, mit stattlichen Geschenken auf. Zuweilen dichtete er auch Lieder und Sonette, besang heute die Nacht der schwarzen Augen und das Kastanienhaar einer Schönheit, mit der er eben den Vorreihn getanzt hatte, und morgen löschte er das wieder weg, und setzte, statt der Nachtschwärze und der Kastanienfarbe, Himmelblau und Lockengold, weil er jene auf der Untreu überrascht, und ihn eine blonde Göttin tröstend an sich gezogen hatte.

So suchte er eine Zeitlang den Schmerzen der Liebe zu entgehen, die er wohl ahnete; doch überhob er sich der Vortheile nicht, die ihm sein Ansehn und sein Reichthum wohl hätten geben können; er spielte nicht mit der Ruhe Anderer, wie sie mit der seinigen, und keine trauernde Getäuschte hatte über ihn zu weinen.

Der schönen Gräfin Mechtild schien es endlich aufbehalten, sein fesselscheues Herz auf

immer und ungetheilt zu fesseln; er liebte sie mit grenzenloser, hingebender Leidenschaft, und das, das, was von Natur ihm eigen war, sein grosser Hang zur Freigebigkeit, schien gegen sie nur einen neuen Schwung erhalten zu haben. Die köstlichsten Gaben schienen ihm zu gering, als Zeichen seiner Liebe. Leider war es nur mit seinem Vermögen schon sehr zum Sinken gekommen, und er wußte bald nicht mehr, woher er die nöthigsten Ausgaben bestreiten solle.

Er sprach daher mit seinem Hausmeister Herrn Wolfram Klug, der schon manches Jahr in seines Vaters, und dann in seinen eigenen Diensten gestanden hatte. Lieber Hausmeister und Freund, redete er ihn an, in so fern es Euch gelungen ist, bei Verwaltung von meinen und meines Vaters Gütern einige Pfennige zurück zu legen, so habt jetzt die Gefälligkeit für mich, und leiht mir fünfhundert Goldgülden! Ihr mögt ja nicht dabei gefährdet seyn, inmaßen Euch immer meine Grafschaft bleibt. —

Der Hausmeister erwiederte darauf: Lieber Herr und Graf, gar höchlich bin ich erfreut, Euch einmal meine Dankbarkeit und guten Willen in der That beweisen zu können. Sehr her, nicht fünfhundert, dreitausend Sologülden leh' ich Euch; nur gebt mir Eures Namens Unterschrift und Siegel, das mir Eure Grafschaft anheim verfallen sey, habt Ihr mir künftiges Jahr am St. Bartholomäus-Abende die Summe noch nicht zurückbezahlt. Nicht ziemt es einem so geringen Manne, wie mir, und möchte wohl ereignlicher Stolz seyn, eine so große Summe ohne Versicherung aus der Hand zu geben.

Dem guten leichtsinnigen Grafen pochte das Herz beim Anblick des gezählten rothen Geldes; mit Freuden gab er Namensunterschrift und Siegel. Kömmt Zeit, kömmt Rath! dachte er, du willst schon sehen, durch klügeres Haushalten deine Verpfändung wiederzulösen. Allein die Liebe zu der schönen Mechtild kostete ihm so große Sum-

men, nahm ſeine ganze Seele ſo ſehr ein und zog ihn von andern Gegenſtänden ab; die Freundſchaft wußte ihn ſo ſchön durch Schmeichelworte in dem Taumel der Verſchwendung zu erhalten, daß die furchtbare St. Bartholomäus-Nacht erſchien, ohne daß er nur eine Mark zu Bezahlung ſeiner Schuld bereit gehabt hätte.

Und — wie ein böſer Geiſt mit der Verſchreibung in den Händen, trat der Hausmeiſter in ſein Zimmer. Vergebens war das Bitten des erſchrockenen Grafen; vergebens beſchwor er ſeinen harten Gläubiger bei allen den Beweiſen von Güt' und Milde, die er und ſein edler Vater ihm gegeben hatten; die Grafſchaft war verfallen; kalt blieb das Herz des undankbaren Dieners. —

Der arme Uhlrich mußte nun Burg und Land, und Hab und Gut verlaſſen. Ach! hätt' ich das gedacht! rief er, als er nun einſam unter freiem Himmel war. — Ich war noch Kind, als mein Vater den Wolfram Klug der Armuth entriß und ihn mit Wohlthaten

überhäufte; hätt' ich gedacht, daß so schwarzer Undank unter den Menschen wohnen könne? — Verschwendet hab' ich freilich meine Güter, doch — — hab' ich mit dem todten Golde mir nicht lebendige Freunde gekauft? Zu ihnen will ich! sie sollen mir beistehn mit Rath und That!

Er machte nun die Runde zu seinen Freunden; — doch ach! der Eine war nicht zu Hause; der Andere hatte seine Baarschaft und seine Leute weggesandt; der Dritte meinte, ihn nie so noch gekannt zu haben; der Vierte überhäufte ihn wohl obendrein mit Vorwürfen, ob seiner thörichten Verschwendung.

Empört und mit zerrissenem Herzen wandte er den Elenden den Rücken. Der tiefste Schmerz getäuschter Freundschaft vermischte sich in seinem Herzen mit Verachtung und mit Kummer über sein schreckliches Geschick. Jetzt blieb ihm nur noch Eines übrig; allein schwer ward es seinem Ehrgefühle den Schritt zu thun. Nur Mechtild blieb ihm übrig; von

ihr und ihrem Vater mußt' er Hülfe erflehen in der Troſtloſigkeit ſeiner jetzigen Lage; von ihr, der er gern alle Reiche der Welt zu Füßen gelegt hätte.

Er kam auf ihre Burg, er ließ ſich melden. Die Gräfin, ſagte man ihm, ſey nicht zu Hauſe. Gleichwohl ſah er ganz deutlich durch die Thür, aus der die Kammerfrau heraustrat, die theure, nur zu wohl bekannte Geſtalt ſeiner Geliebten. Er glaubte, irgend ein Irrthum müſſe hier vorwalten, und mit dem redlichen Vertrauen, mit dem ihn ſeine Lieb' erfüllte, riß er die Thür auf und drang in ihr Gemach. Allein wie ward ihm? als ſie, die ſchon von ſeinem Unglück heimlich unterrichtet war, ihn fremd betrachtete, und auf das beſchämte, ſchmerzliche Geſtändniß ſeiner Noth, alle die nähern Bande ablängnete, die ſie einſt mit dem guten Ritter vereinigt hatten. Die Ewigkeit, auf die ſie ihm ſo oft ihre Treue geſchworen, ſchien auf einmal mit dem Reichthum ihres Buhlen zu Ende gegangen zu ſeyn.

Der arme Ritter ſtand ein Weilchen wie verſteinert. O Mechtild, Mechtild! rief er endlich mit herzdurchſchneidendem Tone, wie haſt Du meiner Liebe gelohnt! Ich ſuchte Heil bei Dir für meinen Gram, Du haſt ihn in Verzweiflung umgewandelt! —

Und verzweifelt ſtürzt' er hinaus aus der verrätheriſchen Burg. Sein Herz war gebrochen von dieſem letzten härteſten Schlage. Er hatte nun die Weltkenntniß erlangt, von der ihm ſein Vater immer geſprochen; aber ach! er kannte nun die Welt, blos um ſich aus ihr hinaus zu ſehnen. Mit einemmale fiel ihm da der lang vergeßne, verſiegelte Brief ſeines Vaters wieder ein, der ihm den letzten, innigen Freund verſprach.

Er ging noch einmal hin zu ſeiner väterlichen Burg und forderte den Brief; noch irgend eine andere Bitte an den elenden Beſitzer zu verſchwenden, dazu war er zu ſtolz und zu unglücklich! —

Man gab ihm das Geforderte aus dem angezeigten Verwahr; er öffnete das Siegel als er im freien Felde war, und las:

Mein unglücklicher Sohn!

Du biſt nun zu den Tagen gekommen, die mein bekümmertes Herz für Dich vorausſah. Geh an die nördliche Grenze meines Landes; dort auf der einſam grünen Haide wirſt Du ein verfallnes Hüttlein finden, und in der Hütte den letzten Freund, der wenigſtens Deiner Schand' und Qual ein Ende machen wird.

Herr Uhlrich ging nun über Flur und Rain, durch Thal und Hain, bis er zu der Haide kam, und die verfallne Hütte nun in aller ihrer ſchauerlichen Oede vor ihm lag.

Es war ein trüber neblichter Tag, und einſam, einſam war die Haide. Der Epheu und das wilde Buſchwerk umflatterten das enge kleine Fenſter, das einzige der armen Hütte. Der Ritter trat hinein; doch öd' und leer war alles; die Wände nackt, kein Tiſch,

kein Stuhl, kein Bett, kein irdner Krug, und irgend war ein Freund zu hören noch zu sehen! — — nur — — von der Decke herab hing ein schwankendes Seil! und redete, eine stumme aber furchtbare Sprache. —

Betroffen stand der Ritter; ihm ging es durch Mark und Gebein; Reu und Beschämung ob seines vergangenen leichtsinnigen Wandels erwachten mächtig in ihm, und stellten ihm als wohlverdient sein Elend und sein schimpfliches Ende dar; denn selbst sein gutes Schwert hatte der leichtsinnige in der Bestürzung bei Mechtilden zurück gelassen.

Er sagte kein Wort weiter, kein Wort sagte der arme Uhlrich, als mit einem tiefen Seufzer: Wohl ein bittrer Freund, den mir mein Vater ließ! doch mir willkommen! und nun brauch ich weiter keinen mehr.

Er faßte bei diesen Worten das Seil, stemmte sich gewaltsam auf, und schlang es um den Nacken; — doch sieh! bei der Bewegung brach die Deck' entzwei; und herunter

fiel ein goldner Schlüssel, und ein Blatt, das ihm eine verborgne Höhlung in der Wand anwieß. Voll Staunen suchte der Ritter nach, und fand in einem tiefgemauerten Gewölbe drei Kisten stehn, von köstlichem und festem Holze. Zwei davon waren angefüllt mit blanken Silbermünzen, die dritte war ganz voll von gediegnem, rothem Gold. Darüber lag ein zweiter Brief von seines Vaters Hand, der also lautete:

Noch einmal rett' ich Dich, unsinniger Jüngling, und gebe Dir Roß und Mannen wieder! Aber werde weiser, auf daß Du nicht zum zweitenmale suchen mußt den schaudervollen Freund.

So sey es! sagte der Ritter, ja so soll es seyn! — Und that einen hohen theuern Schwur, wobei er sich auf die Knie niederwarf, zurückzukehren, und die fürchterliche Warnung anzunehmen. Der Geist seines edlen Vaters schien gleichsam noch aus den Grenzen einer andern Welt herüber zu reichen, und mit treuer Sorge ihn dem Abgrunde zu entreißen.

Ein andrer Mensch, trat Ritter Uhlrich aus der einsamen Hütte. Er ging zurück zu seiner väterlichen Burg, wo eben jetzt Herr Wolfram Klug, jetzt neu geadelter Pannerherr bei einem frohen Zechgelage saß. Viel Ritter waren um ihn her, und der Wein floß in Strömen, goldhell und purpurroth. Der gute Ritter Uhlrich trat hinein, grüßte die Herren und wandte sich zu Herrn Wolfram wie folget:

Gestrenger Herr! da ich vergebens im Kreise meiner Freunde eine Anleihe gesucht, mich von dem drückenden Mangel zu erretten, so wend ich mich an Euch, mit der Bitte, mir doch nur vierzig Groschen zu leihen! maßen Ihr doch jetzt der Eigner meiner väterlichen Burg seyd.

Da sah ihn Herr Klug geringschätzig vornehm an, und sprach mit spöttischem Tone:

Hättet Ihr besser zusammengehalten Euer väterliches Erb und Gut, so brauchtet Ihr jetzt nicht Almosen zu flehn zu Eurer und

Eurer Väter Schande! — Denn an Wiedergeben iſt bei Euch doch nicht zu denken! — — Ich habe nichts zu ſchenken, noch zu lehnen an Leute Eures Schlags.

Bei dieſen kränkenden Worten des harten Mannes erhob ſich ein armer Ritter von der Tafel, und nahte ſich beſcheidentlich dem Grafen.

Herr Graf, ſprach er, ich habe Euch nur dem Anſehn nach gekannt, doch hört ich immer, daß Ihr edel wärt und gut; und darum ſchmerzt es mich, Euch jetzt ſo unwürdig behandelt zu ſehn. Ich bin nicht reich, ſo es Euch aber beliebt, die verlangten vierzig Groſchen von mir anzunehmen, ſo leh̃ ich ſie Euch gern, und noch einmal ſo viel dazu.

Herr Uhlrich konnte vor innrer Bewegung nicht ſprechen; er drückte dem guten Ritter die Hand. — Und Ihr, Herr Wolfram, nahm dieſer noch einmal mit edler Kühnheit das Wort, es mag Euch wenig Ehre bringen, daß Ihr in ſo ſchnödem Tone

mit diesem guten Grafen sprecht, maßen er Euch doch sein Erb und Land so wohlfeilen Kaufes überlassen hat.

Wohlfeilen Kaufes? rief Herr Wolfram, mit nichten! — Und wollt Ihr etwa, setzte er mit beißendem Spott gegen Herrn Uhlrich hinzu, wollt Ihr Euer Land zurück erhandeln, so bezeug ich es Euch laut, Ihr sollt es um hundert Mark wohlfeiler haben, als ich es von Euch gewann!

Seyd Zeugen deß! rief Ritter Uhlrich, seyd Zeugen dieser Worte, lieben Herren, bis Ihr mich wieder seht!

Er verließ bei diesen Worten schnell das Gemach, und ging zu Frau Hedwig, Wolframs Weib. Der Ritter trat in ihr Gemach, neigte sich vor der neu geadelten Ritterdame, und sprach:

Gnädige Frau, wohl mag das Mitleid mehr im Busen sanfter Frauen hausen; Ihr seht, wie ich, der ehemals reich, jetzt arm

und trostlos bin; bittet dann Euern Herrn, daß er mir vierzig Groschen leihe, oder nur zwanzig, dünkt ihm jenes zu viel.

Die Dame sah ihn mit hochmüthigen Blikken an, und würdigte ihn eine Weile keiner Antwort; allein ein junges Fräulein, das bei ihr im Zimmer war, eine weitläuftige Verwandte, die sie aus eitel Stolz und Hoffarth zu sich genommen hatte, weil sie von edler, obwohl armer Herkunft war, brach bei des Ritters traurigen Worten in ein heftiges Weinen aus, ging aus dem Zimmer und in ein anstoßendes Gemach.

Wie könnt Ihr es wagen, nahm endlich Frau Hedwig das Wort, rechtschaffne Leute noch um ihr Hab' und Gut bringen zu wollen, wie Ihr mit dem Eurigen gethan habt? Hat Euch mein Mann nicht schweren Goldes genug gegeben? — Man hat wohl arme Verwandte genug, wenn man Wohlthaten austheilen will! — Sie stand hierbei mit heftiger Geberde auf, und ging in das Nebenzim-

mer, wohin das Fräulein vor ihr gegangen war, und da ſie die Thür halb offen ließ, ſo hörte er das, was die holde Amalgund, ſo hieß das Fräulein, unter Weinen zu ihr ſprach: Ach, liebe Baſe, flehte ſie, gebt doch dem armen Ritter meine goldnen Spänglein und meinen Feſttagsſchmuck! Gar edel dünkt er mir und ſchön; — ich denke ſeiner, wie ich ihn beim vorigen Turniere ſah; — und — — lieber will ich meines Schmucks entrathen, als ihn ſo leiden ſehn! —

Verlorne Dirne! rief Frau Hedwig, willſt Du vielleicht mit dem Landſtreicher im Lande herum ziehn, ſo geh! der Weg ſteht Dir frei! Ihr paßt euch gut zuſammen!

Sie öffnete ihr bei dieſen Worten die Thür, und Herr Uhlrich ſah nun die zarte Jungfrau in aller ihrer Anmuth vor ſich ſtehen. Gar minniglich gebildet war die holde Amalgund, und die Thränen, die aus ihren ſanften Augen auf den Buſen niederfloſſen, dünkten ihm ein ſchönerer Schmuck, als Perlen und Edelgeſteine.

Ja, komm in meine Arme, holdes Kind! Du sollst darinnen eine gute Heimath finden! So rief der Ritter und schloß sie, die noch bestürzt und zitternd stand, mit Innigkeit an seine Brust; küßte sie dreimal mit bräutlichem Kuß, und führte sie mit frohem Stolz in den Saal der Zechgesellschaft.

Hier bin ich, Ritter, sagte er, den Handel zu vollziehen, bei dem ihr mir als Zeugen steht!

Er zog dabei drei schwere Beutel voll von rothem Golde hervor und zahlte die bedungene Summe baar und richtig auf. —

Da stand Herr Wolfram wie vom Schlage gerührt; er hätte gern den ganzen Handel abgelängnet, doch alle die Herren und Ritter waren Zeugen seines gegebenen Worts, und Ritter Uhlrich war und blieb aufs neue der Herr seines väterlichen Landes.

Er erzählte darauf den Anwesenden mit wenig Worten was ihm begegnet war; und nun, fügte er hinzu, auf Amalgund zei-

Freund, — seht hier meine schöne erprobte Braut! die rechte Herrin meines Landes. —

Und Du, mein wahrer Freund, rief er, indem er jenen guten Ritter inniglich umarmte, nimm so den Bruderkuß von mir. Ich hatte viele Freunde als ich glücklich war; nur einen fand ich in der Noth; der Eine sey mir förder auch genug im Glück!

III.

Still und Tief.

Novelle.

Land der Wilthen, o Valenzia!
Reich bist du an jeder Schöne;
Blumen aller Farben schmücken
Dein bezauberndes Gebiet.

Rosen hoher Schönheit glänzen
Bei den Mirthen zarter Liebe,
Und die glühenden Granaten
Herzgewalt'ger Leidenschaft.

Und bei all dèt Blumen Funkeln
Blüht in edlen Lorbeers Schatten

In des Thaues sanften Thränen,
Auch das Veilchen unschuldsvoll.

In jenen glücklichen Gegenden reifte die Freundschaft zweier Jünglinge, die beide von der Natur durch liebenswürdige Eigenschaften gleich ausgezeichnet waren, aber in ihren Schicksalen einander auffallend entgegenstanden; denn so sehr der Eine vom Glück begünstigt wurde, so sehr schien der Andere von einem widerwärtigen Geschick verfolgt zu werden; und wohl mochte der milde Sinn des Einen, so wie die verderbliche Leidenschaftlichkeit des Andern, an ihrem Schicksale großen Antheil haben.

Don Alonso de la Valera, schon frühzeitig elternlos geworden, war bei dem Vater seines Freundes Fernandez, bei Don Camillo de la Puerta, auferzogen worden, der in ihm den Nachlaß eines theuern Jugendfreundes liebte. Mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit hing der sanfte, lie-

bevolle Fernández an dem neugewonnenen Zwillingsbruder. Die innigste Gemeinschaft herrschte ununterbrochen zwischen beiden, bis in spätern Jahren ihre Bestimmung sie trennte. Fernandez wählte den Dienst der Waffen unter Alba's Fahnen und folgte ihm in's ferne Flandern; Alonso zog den Seedienst vor, und so wurden die bisher so Unzertrennlichen durch Länder und Meere von einander geschieden. Als Offizier der Flotte Königs Philipps kam jetzt Alonso de la Valera ins Vaterland zurück, von dem ihn mehrere Jahre die Stürme des Kriegs entfernt gehalten hatten.

Es war ein heitrer Sommerabend als sich die Schiffe den Küsten von Valenzia näherten; wellenlos war das Meer, und ein rosenfarbener Nebel überzog das Land; die königlichen Thürme der Stadt glänzten von den streifenden Sonnenstrahlen, und flatternd neigten sich die Haine vom Ufer her den Kommenden entgegen.

Voll stiller, lang' nicht gefühlter Freude hob sich des Ritters Herz; über sein trübes Leben schien ein neuer Hoffnungsschimmer aufzugehn, doch mischte sich ein Schatten ahnender Wehmuth in das erhellte Bild. — Seh' ich dich endlich wieder, theure Heimath! rief er: aber ach! was find' ich in dir wieder? wo ist ein Herz, das liebend meiner Ankunft entgegen schlüge? und wo ein sanfter Blick, der sich begegnend in dem meinen bräche? — Auch Du, großmüthiger Camillo, bist nicht mehr! und o Du mein Fernandez! Du Einziger, den ich auf Erden mein zu nennen wage, Du bist entfernt, Du ahnest nicht, wie sehr mein Herz sich nach Dir sehnt!

Die Schiffe legten sich vor Anker, um hier die Zeit des Waffenstillstandes zuzubringen. Mannigfache Vergnügungen füllten die müssigen Stunden dieser Krieger aus; nur Don Alonso mischte sich nicht in diese lauten Freuden; einsam schweifte er in den nah-

liegenden Gegenden umher, oder beschäftigte sich in seinem Zimmer mit Büchern seines schweren Berufs, bis sich ein Stern am östlichen Horizonte erhob, der bald mit sinnbetäubendem verderblichem Feuer allein in seiner Seele herrschte.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts hatte er den Ruhm der schönen Raphaele preisen hören; ein Bekannter erbot sich, ihn in dem Hause ihres Vaters, Don Garzias de Vileguas, einzuführen, und gleichgültig nahm er das Anerbieten an; aber wie ward ihm, als er nun die schöne, himmlische Raphaele selbst sah, die mit dem Zauber ihres Lächelns sich jedes Mannes Herz zu eigen machte! — Sie hatte eben die Harfe gespielt, als die Ritter eintraten; noch hielt sie das Instrument in ihren Händen, und die letzten Töne schwebten wie Engelsharmonien zu den Ohren des überraschten Ritters. Ein wallender Schleier bedeckte halb die braunen Locken, welche in reicher, schwelgerischer Fülle

auf ihre Schultern floſſen; die alabaſternen, im ſchönſten Ebenmaaß gerundeten Arme ſchmiegten ſich weich um die Harfe, die ſie ſogleich mit edler Anmuth zur Seite legte und den eintretenden Rittern einige Schritte entgegen ging. Alonſo glaubte, ſo wie ſie aufſtand, eine Göttin vor ſich zu ſehen, ſo viel Hoheit herrſchte in der ſchönen, herrlichen Geſtalt; er ſah ſie, und auf immer war ſeine Ruh' dahin.

Don Garcias, ihr Vater, nahm den Fremden ſehr höflich, doch mit dem Anſtande ſeines Ranges auf. Die Kenntniſſe des Ritters in der Wiſſenſchaft des Seekriegs, erwarben ihm die Achtung des Don Garcias, der ſehr für den Seedienſt eingenommen war, und verſchaffte ihm die Erlaubniß, zuweilen ſeine angebetete Raphaele zu ſehen.

Seit dieſer Zeit hatte er manche glückliche Stunde in der Geſellſchaft des ſchönen Mädchens, ihres Vaters und ihrer jüngern Schweſter Laura, zugebracht, die beinahe durch

ben den Zauber an ihre reizende Schweſter gefeſſelt ſchien, der alle Männerherzen an ſie band. Mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit hing ſie an ihr und fühlte alles Gute doppelt, was die geliebte Schweſter traf. Unerwogen, daß ſie ſelbſt bei der größern Schönheit Jener überſehen wurde, triumphirte ſie in der Bewunderung, die man der glänzenden Raphaele weihte; und ſo glich ſie dem ſanften, anſpruchloſen Monde, der nur vom Wiederſchein der Sonne lebt.

Alonſo wagte nicht zu bekennen, was in ſeinem Herzen vorging; allein er fühlte, daß er ſterben müſſe, wenn man ihm den Beſitz der Geliebten verſagte. Sie ſelbſt vermied ſorgfältig mit ihm allein zu ſeyn; nur Laura, deren ſanfter, ſchwermüthiger Blick mit ſeinem Kummer Mitleid zu haben ſchien, verſchaffte ihm zuweilen eine einſame Unterredung mit ihr; aber ach! dieſe diente nur dazu, ihn von der Kälte, von der Unempfindlichkeit der Heißgeliebten zu überzeugen.

Sie wußte jedem schüchternen Bekenntniß auszuweichen, und die einnehmende Gestalt des Ritters, verbunden mit dieser glühenden, und doch so ehrerbietigen Liebe, die vielleicht manches Mädchen bezaubert haben würde, blieben unwirksam bei der strengen Raphaele.

Ein naher Vetter Don Vileguas kam um diese Zeit in die Stadt und in das Haus seines Verwandten; Riccardo, Graf von Aquilar, den seine vornehme Geburt, so wohl als sein bedeutendes Vermögen, zu einem vortheilhaften Freier machten. Er sah Raphaele, und sein Entschluß war sogleich gefaßt. Es koste was es wolle, sich ihren Besitz zu verschaffen; der Einwilligung des Vaters konnte er schon versichert seyn.

Alonso glaubte sich nunmehr die Härte der stolzen Raphaele wohl erklären zu können. Mit überwältigendem Schmerz entdeckte er einst der sanften Laura seine Vermuthungen, seine Lieb' und seine Qual. — Ritter, sagte das Mädchen, und Thränen stürzten

auch aus ihren Augen, — Ihr irrt, wenn Ihr glaubet, daß meine Schweſter für Riccardo Liebe führt. Ob ſie vielleicht vor meiner Ankunft aus dem Kloſter, wo ich erzogen worden bin, irgend ein andres Band geknüpft? kann ich nicht ſagen; aber faſt weiß ich mir nicht anders die unbegreifliche Gleichgültigkeit zu erklären, die ſie — — Ein ſchneller Schrecken ſchien hier die Schweſter der ſchönen Raphaele zu befallen; ſie verbarg das Geſicht, und eilte mit ſchnellen Schritten von dem noch zweifelnden Ritter hinweg. Er hatte nicht Zeit, ſich ſeinen Betrachtungen zu überlaſſen, denn in dieſem Augenblicke trat Don Garcias in das Zimmer, doch mit ganz andrer Miene, als er gewohnt war ihn zu ſehen; er machte ihm die demüthigſten, herzergreifendſten Vorwürfe wegen ſeiner Liebe zu Raphaelen, die er für die Urſache ihres Widerwillens gegen Riccardo betrachtete. Er beſchuldigte ihn, ſein großmüthiges Zutrauen, mit dem er ihm den Zutritt in ſeinem Hauſe vergönnt hatte, gemißbraucht zu haben

und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er nie darauf rechnen dürfe, die Hand der Tochter zu erhalten, die der Stolz seines Alters sey.

Betäubt, zerrüttet, außer sich, kam der unglückliche Ritter in seiner Wohnung an. Erstaunen, Ueberraschung, und die Hitze des Don Garcias hatten ihm keine Worte finden lassen, als er dem erzürnten Vater seiner Geliebten gegenüber stand. Heftig hatte sich Don Garcias von ihm gewandt und ihn allein gelassen, nachdem er einen Abgrund von Gram und Hoffnungslosigkeit vor ihm eröffnet hatte. Das demüthigende, zerrüttende Gefühl seiner Armuth drang mit Felsenschwere auf sein Herz; Thränen des Schmerzes, der Beschämung, der wahnsinnigen verzweifelnden Liebe stürzten brennend heiß aus seinen Augen. „Unglücklicher, unglücklicher Alonso! rief er erliegend. So darfst du nicht mit werben um den Preis der Seligkeit? Warum verblutetest du nicht mein armes Leben, als ich bei Maltha schon

ohnmächtig blutend unter Türkenſchwertern ſank! Was hilft mir meine ganze, unter mannichfachen Drangſalen freudenlos zugebrachte Jugend? Armer Verirrter! Schätze haſt du nicht erwerben können, und ſo haſt du nichts erworben! — Und ſoll ich denn nicht einmal klagen dürfen? Iſt dem Gequälten nicht einmal Stimme verliehen? — Sey du, rief er, indem er aufſprang, ſey du meine Vertraute, meine Freundin, ſüße Laute! Gefährtin meiner einſamen Stunden auf der liebeleeren See! Trage du mit deiner Geiſterſtimme die Klagen meiner Liebe zu ihr hin! Dir wird man doch den Eingang nicht verwehren können."

Er nahm bei dieſen Worten ſeine Laute von der Wand und unterſuchte ihre Saiten; ſie ward jetzt ſeine Freundin, die Botin ſeiner Liebesklagen. Jeden Abend, wenn die Sonnenſtrahlen von der Erde gewichen waren, und die Sterne ihr mildes Licht verbreiteten, fand er ſich unter den Fenſtern der ſchönen Raphaele ein; er wußte, daß

die Zimmer ihres Vaters auf einem andern Flügel lagen, und konnte sie also ungestört von seiner Liebe unterhalten. Wohl zu dem unempfindlichsten weiblichen Herzen würden die rührenden Melodien seiner Laute, und die Lieder, von dieser seelenvollen männlichen Stimme gesungen, Eingang gefunden haben; nur Raphaelens Herz blieb ungerührt. Oft sah er sie von fern auf dem Balcon stehen, aber so wie er sich nahte, entfernte sie sich, und nur ein einziges Mal schien er ein leises Zeichen ihrer Theilnahme errungen zu haben.

An einem schönen sternenhellen Abend, hatte er seinen gewöhnlichen Standort unter dem Fenster seiner Geliebten eingenommen; er sah kein Licht in Raphaelens Zimmer, allein es dünkte ihm, als sähe er sie im weissen Nachtgewande hinter dem halb geöffneten Fenster stehen. Entzückt, doch endlich einmal ihre Aufmerksamkeit gefesselt zu haben, faßte er allen seinen Muth zusammen, um ihr in einem Liede seine ganze Leidenschaft

zu gestehen. Er meinte, gern sterben zu wollen, wenn sie nur die Ursache seines Todes erfahren, wenn sie ihn nur ein einziges Mal beweint hätte. Seine Hand bebte, als er die Saiten überlief, und rührender als je war seine Stimme, als er nachfolgende Worte sang:

Mir entflohn des Herzens Freuden,
Meines Lebens Hoffnung wich; — —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich Dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was umsonst ich bat von Dir?
Fließt von Deinen theuern Zähren,
Ach nur eine, eine mir!

O getrost will ich dann scheiden;
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich Dich!!

Ein leises Schluchzen von weiblicher Stimme beantwortete diesen Gesang, und das Fenster schloß sich. Trunken von Entzücken

begab ſich der Ritter nach Hauſe: ſie hatte ja das Bekenntniß ſeiner Liebe gehört, hatte über ihn geweint! was fehlte ſeinem ſchwärmeriſchen Herzen mehr, um für den Augenblick unendlich glücklich zu ſeyn? Ach wäre nur ſein Glück nicht ſo ſchnell getrübt worden! —

Don Garcias war auf einige Tage verreiſet und Alonſo wagte daher, ſich etwas früher unter dem Fenſter ſeiner Geliebten einzufinden. Sie ſtand auf dem Balcon, und — o Glück! — ſie entfernte ſich dießmal nicht wie gewöhnlich. Ein blaßröthliches Gewand, ſo wie die Pfirſichen blühen, umfloß die ſchönen Glieder; die letzten Schimmer der Abendröthe ſpielten daran, und ſo erſchien ſie in blendendem Roſenglanze der aufgeregten Phantaſie des Jünglings, der kaum das Uebermaaß ſeines Entzückens zu ertragen vermochte, als ſie ihm näher winkte, ſich mit ihrer zauberiſchen Freundlichkeit zu ihm herabneigte und ihn auf folgende Art anredete. Der Inhalt ihrer Worte war freilich ſo, daß er das Ent-

zücken des Ritters ohnfehlbar mindern mußte: Ritter, sagte das Fräulein, ich achte Euch, ich wünsche auch, daß Ihr mich achtet; wollt Ihr mir dieß beweisen, so unterlaßt von heute an diese unanständigen Nachtmusiken, die meinem Rufe nachtheilig sind, die Euch den Zorn meines Vaters noch mehr zuziehen können, und die doch, das glaubt mir, nicht den mindesten Vortheil für Euch haben.

Wie? himmlische Raphaele! rief der bestürzte Ritter, so untersagt Ihr mir selbst das süße Recht, zu klagen? So soll ich — — Ein Haufe Vorübergehender störte das nur zu wichtige Gespräch; das Fräulein zog sich erschrocken zurück, und winkte dem Ritter sich zu entfernen.

So war er denn mit einem Male herabgestürzt von dem erträumten Glück; so waren ihm selbst seine einzigen Freuden, die sanften Lautenklagen untersagt. Er irrte den Tag über wie halb träumend umher; aber des Abends, als das schwärmerische Helldunkel,

das der Einbildungskraft der Liebe so gefährlich ist, die Gegenstände magisch überzog, da war es ihm, als müßte er unwillkührlich nach seiner Laute greifen und an die bekannte theure Stelle eilen. Doch gehorsam dem Befehle der Geliebten, wagte er es nicht jener Gegend zu nahen; er schweifte traurig in den Feldern und an den Ufern des Meeres umher, und erfinderisch, wie die kühne Männerliebe gewöhnlich ist, hatte er sich bald einen Hügel ersehen, von welchem er die Aussicht auf denjenigen Theil des Gartens seiner Geliebten hatte, wo seine blühenden Terrassen sich an das Meer hinabzogen.

Es war eine wunderschöne Nacht; der Vollmond ging so eben auf, spiegelte sich im Meere, und versilberte die Wipfel der geliebten Bäume. Ein zauberisches Licht schien auf dem ganzen Garten zu ruhen; die Lauben und die dunkeln Bogengänge dämmerten traulicher zwischen den lichtumflossnen Blüthenzweigen; Blumenstücke glänzten und die Springbrunnen stiegen gleich flitterndem Silber in die

Luft. Alonſo erkannte ſo manche theure Stelle wieder, wo er mit ihr gewandelt war; er zitterte vor freudiger Erwartung, vielleicht ſie ſelbſt zu ſehen, wenn ſie die ſchöne Nacht im Garten genießen wollte, und ſeine Hoffnung trog ihn nicht; es währte nicht lange, ſo trat ſie aus dem Kaſtaniengehölze, das nach dem Hauſe führte. Er ſah das morgenröthliche Gewand, das ſie geſtern trug, im Mondlicht ſchimmern; allein ſie kam nicht in Geſellſchaft ihrer Schweſter oder einer andern Begleiterin, wie er vermuthet hatte; ſie war allein, und ſchien in tiefes Nachdenken verloren.

Sinnig wandelte ſie zum Ufer hinab, und ihm ſchien es, als beflügelten ſich ihre Schritte, je näher ſie demſelben kam. Er ſah endlich, wie ſie ihre Arme nach dem Meere ausbreitete, gleich als öffneten ſie ſich zu einer zärtlichen Umarmung. Sie ging einige Male mit ſchnellen Schritten auf und nieder, und entzog ſich dann in einer Laube dicht am Ufer ſeinen Blicken. Es lag etwas Seltſames,

Befremdendes in Raphaelens Betragen, das unwillkührlich die süßen Schwärmereien des Ritters unterbrach. Seufzend wandte er sich nach dem Meere, das still und glänzend im sanften Mondlicht ruhte; und siehe! von einer entlegnen Landspitze bewegte sich ein einsamer Nachen über die Fluthen herüber nach Raphaelens Garten zu. Er kam näher, und der Ritter bemerkte einen Jüngling darin, der allein mit schnellem Ruderschlage die Wellen durchschnitt. Schon hatte er den Garten erreicht; jetzt legte er den Nachen an, und sprang mit anmuthiger Leichtigkeit ans Land. Ein weißer Mantel verhüllte die schlanke Jünglingsgestalt; er warf ihn von sich und stürzte — in die Arme Raphaelens, die ihm entzückt und liebevoll entgegen eilte. Der Ritter spannte alle seine Sehkraft an, um jede ihrer Bewegungen zu unterscheiden; er sah, wie sie ihn immer von neuem in ihre Arme schloß, seine Locken zurückstrich, seine Hände schmeichelnd in die ihrigen drückte; er sah es und stürzte sinnlos zu Boden.

Der Morgen dämmerte am Himmel, als er aus seiner Ohnmacht erwachte. Sein Puls schlug fieberhaft, seine Stirn brannte; der Tod rann schon in seinen Adern. — —

Er wankte nach Hause, doch um sich zu einer langen tödtlichen Krankheit nieder zu legen. Seine jugendlichen Kräfte besiegten zwar endlich die Gefahr, allein zu welchem qualvollen Daseyn erwachte er: die glühende Eifersucht seines Volks und seines Geschlechts vereinte sich mit den Qualen der hoffnungslosen Liebe, und der Gedanke blutiger Genugthuung von seinem beglücktern Nebenbuhler gefordert, drängte sich unwillkührlich in seinen liebenden Schwärmereien.

Es war, als ob ein guter Geist ihm noch warnend den Abgrund zeigen wollte, der sich bald vor ihm öffnen sollte. Sein treuer Waffenträger brachte ihm einst die Nachricht: wie man sage, Donna Raphaele sey heimlich vermählt, und ihr Geliebter sey ebenfalls ein armer, aber sehr edler Ritter, den sie vor mehreren Jahren schon kennen gelernt.

Die Heiligkeit so früher Rechte trat klar im ersten Augenblick vor die Seele des Ritters, und sein von Natur großmüthiges Herz war willig zu den schwersten Kämpfen.

Denn derjenige, der hohe Kraft zu lieben hat, der hat auch hohe Kraft zu kämpfen. Seine hervorstürzenden Thränen zeugten, daß er das Edelste und Schmerzlichste in sich beschlossen habe; hätte Raphaele das siegende Lächeln gesehn, das sein bleiches Gesicht und seine seelenvollen, jetzt schmerzerloschnen Augen so unbeschreiblich rührend erhellte, hätte sie ihn in diesen Stunden gesehen, und wäre sie nicht durch die geheiligten Rechte der frühern Liebe an der Erwählten gebunden gewesen, sie hätte den edelkämpfenden Alonso lieben müssen.

Doch ach! wie oft erliegt der beste Wille der siegenden Gewalt des Augenblicks! Nicht ohne Anstrengung hatte er bisher bei den ersten Auswanderungen nach seiner Genesung die Gegenden um Raphaelens Haus ver-

nieden. Eines Mals bei einem Spazlergange, den er seiner Gewohnheit nach bis weit gegen Mitternacht verlängert hatte, konnte er doch der Sehnsucht nicht widerstehen, sich einmal der Wohnung der Geliebten zu nähern, sich wenigstens am Schimmer des Lichts aus ihrem Fenster zu ergötzen.

Langsam, in schwermüthiges Sinnen verloren, ging er längs der Gartenmauer herauf. Es war eine neblichte Mondnacht; so trüb und schwer war es am Himmel wie in seiner Seele; das Licht des Mondes, von dichten Dünsten umzogen, reichte nur hin, die Gegenstände undeutlich sichtbar zu machen. Ein etwas hellerer Strahl fiel jetzt auf die weiße Mauer und zeigte dem Ritter im Vorübergehen eine Strickleiter, die oben an der Mauer befestigt war, gerade da, wo, wie der Ritter wußte, ein Fenster aus Raphaelens Zimmer nach dem Garten ging. Bei diesem redenden Merkzeichen glücklicher vorgezogner Liebe erwachte alle Macht der müh-

ſam unterdrückten Leidenſchaft in der Seele des Ritters, verſchwunden war jede Betrachtung an ältere geheiligte Rechte, verſchwunden der edle Entſchluß ſein Herz zu überwinden, er war in dieſem Augenblick nur Spanier, mit aller Flammenglut der Lieb' und Rach' und Eiferſucht! Eine tobende Unruh herrſchte in ſeinem Buſen; er ging mit heftigen Schritten längs der Gartenmauer auf und ab, als er plötzlich das Nahen männlicher Tritte hörte, die ſich nach dieſer Gegend lenkten. Sein Herz ſchlug hörbar wider die Bruſt, und es flimmerte vor ſeinen Augen, als er jetzt den gefürchteten Nebenbuhler vor ſich ſah, den er augenblicklich an dem weißen Rittermantel erkannte, den er damals im Kahne trug. Der Kommende ſchien ſich die Dunkelheit der Nacht zu Nutze gemacht zu haben, und der unerwartete Anblick des Ritters ſchien ihn zu erſchrecken. Wer biſt Du? rief ihm Alonſo mit furchtbarer Stimme zu, und was haſt Du für Geſchäfte an dieſem Orte?

Der Unbekannte gab keine Antwort, und wich einige Schritte zurück. — —

Bist Du um Raphaelens willen hier, rief Alonso aufgebrachter, so gieb mir Antwort mit dem Schwert!

Er zog bei diesen Worten sein Schwert; und in dem Augenblicke klirrte ein andres dagegen. Ein hitziges, hartnäckiges Gefecht begann im trüben Mondlicht, das jetzt noch trüber war als zuvor; denn die Nebel hatten sich unterdeß verdichtet und zogen jetzt als trübe Wolken über den Mond. Der Vortheil blieb lang unentschieden, denn die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Kämpfer war sich gleich. Mit jedem Augenblicke stieg die Hitze des Gefechts; keiner wich einen Fuß breit, bis endlich Don Alonso das Schwert tief in die Brust des Gegners tauchte.

Mit einem Schrei sank dieser rückwärts nieder, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Schleier von des Ritters Augen fiel, als ob die Geister der Rache und Eifersucht,

die ihn bisher geführt hatten, auf einmal von ihm flöhen und ihn der Qual der Reue überließen. Er warf sich neben dem Sterbenden nieder und suchte alles zu seiner Rettung hervor. Der Stahl war bis ans Gefäß in die Brust gedrungen, und das Blut entquoll in starken dunkeln Strömen der Wunde. Alonso riß seine Scherpe ab, das Blut damit zu stillen; es war vergebens! Ein dumpfes Röcheln wand sich noch aus der Brust herauf — —

Die auf den Schrei des Sterbenden herbeieilenden Menschen fanden seinen unglücklichen Sieger noch in diesen furchtlosen traurigen Bemühungen, und waren schon im Begriff, sich seiner zu bemächtigen, wenn ihm nicht noch so viel Besinnungskraft geblieben wäre, nach seiner Wohnung zu entfliehn, wo ihn sein treuer Diener schon längst erwartet hatte. O Sennor, rief er ihm entgegen, heute hab ich Euch eine Nachricht zu sagen, die Euch sehr freuen wird. Wisset Ihr wohl, daß Ihr

Euren liebſten Jugendfreund — Diego! rief der Ritter, um aller Heiligen willen, rathe mir!

Diego ward jetzt erſt das verſtörte Anſehn ſeines Herrn gewahr. Jeſus Maria! rief er, was iſt mit Euch vorgegangen, Sennor?

Er iſt nicht mehr! entgegnete der Ritter, er iſt todt mein glücklicher Nebenbuhler! ich habe geſiegt im Zweikampf —

O all ihr Heiligen des Himmels! rief Diego. O unglücklicher, bedauernswerther Herr! — Doch ich eile jetzt, auf Eure Sicherheit zu denken.

Im Nu flog er die Treppe hinab, und ehe wenige Minuten vergingen, war er mit zwei flüchtigen andaluſiſchen Rennern vor der Thür, welche der treue Diener mit allem, was ſie an Geld und Koſtbarkeiten beſaßen, eingehandelt hatte.

Sie warfen ſich auf die Pferde und eilten ſo ſchnell als ſie konnten, aus der Stadt.

Beinahe gedankenlos ließ ſich der Ritter leſen; ach! er dachte nur an Raphaelen, nur an die Leiden, die er ihr durch den Tod ihres Geliebten verurſacht hatte, durch den Tod ihres rechtmäßigen, längſt vor ihm gekannten Gemahls! Mußte ſie ihm jetzt nicht als dem Mörder aller ihrer Freuden fluchen? Alle Betrachtungen, die wahrer Liebe natürlich ſind, und die blos die Leidenſchaftlichkeit ſeines Geſchlechts auf einige Zeit verdrängt hatte, kehrten in ſeine Seele wieder. Sein Zuſtand war traurig, aber wie unendlich trauriger ward er durch das, was er bald darauf aus dem Munde ſeines treuen Diego erfuhr. Hätte der ſonſt ſo treue, ſo ſorgſame Diener nur dießmal das unglückliche Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, verſchweigen können! Aber ſein Gemüth war ſelbſt in den erſten Augenblicken zu ſehr beſtürmt. Armer, armer Don Fernandez! rief er aus; ſo jung, und von der Hand des beſten Freundes! Aber, Seinor, wie kam es denn ſogleich — —?

Was sagst Du? rief Alonso, kein schnell eine schwarze Ahnung durch die Seele flog! was ist mit Fernandez? Um Gottes willen, sprich deutlicher!

Sennor! ach Sennor! erwiederte betend Diego, ich kann es Euch nicht verhehlen! ich hörte — daß er der Gemahl des Fräuleins wäre!

Nichts von der schwarzen furchtbaren Verzweiflung, die sich bei diesen Worten der Sinne des Ritters bemächtigte. " Er beschwor seinen Diener, zu den Menschen zurück zu kehren und einen Unseligen allein zu lassen, mit dem kein Glücklicher in Gemeinschaft leben dürfe; die Einsamkeit der catalonischen Gebirge möge hinfort ihn mit seiner Reue und seinem hoffnungslosen Gram verbergen. Diego schwur dagegen, daß er auch in die fernste Einsamkeit ihm folgen, und daß er jedes Loos des Lebens mit ihm theilen würde. Ein großmüthiger Wettstreit entstand zwischen ihnen, der nur durch einen schnellen Nothruf Diegos unterbrochen würde. Hier ist der Grenz

ſtein! rief er, betet ein Gratias, lieber Sennor, wir ſind auf cataloniſchem Boden!

In der Stadt, im Hauſe des Don Garcias herrſchte während dem die äuſerſte Beſtürzung über den Vorfall der vergangnen Nacht, der jedoch alle Herzen mit ganz entgegengeſetzten Empfindungen erfüllte.

Das, was Diego von der geheimen Liebe Raphaelens erzählt hatte, war keineswegs ungegründet. Don Fernandez de la Cuerta, der Jugendfreund des Ritters von Valera, war wirklich der glückliche Geliebte der ſchönen Raphaele; allein er war es nicht, den Don Alonſo im nächtlichen Zweikampfe getödtet hatte; auch war ſie nicht mit ihm vermählt, nur feſt und heilig mit ihm verlobt. Die müſſige Geſchwätzigkeit der Menſchen hatte der Schwärmerei der Liebenden einen kühnern Schwung untergelegt, als ihn ihre zarte und ſchüchterne Liebe jemals zu nehmen gewagt haben würde.

Auf einer Reiſe in ſein Vaterland hatte Don Fernandez die ſchöne Raphaele kennen lernen, und da war dieſes zärtliche Bündniß zwiſchen ihnen entſtanden; allein die Einwilligung des Vaters durften ſie nie zu erhalten hoffen. Wie hätte er die Lieblingstochter, den Stolz, die Hoffnung ſeines Alters einem noch unberühmten und ganz unvermögenden Ritter geben ſollen? Eine eben ſo kränkende Zurückweiſung, wie ſie Alonſo erfahren hatte, ward auch ihm zu Theil, als er es wagte, um ihre Hand zu werben. Traurig kehrte er zum Heere zurück, und nur die Verſicherung ewiger Treue aus dem Munde ſeiner Geliebten konnte die Strenge ſeines Schickſals mildern.

Ein glücklicher Zufall führte ihn bald darauf nach Spanien zurück, und begründete zugleich ſeine Anſprüche auf die Hand der geliebten Raphaele. Ein reicher Anverwandter in der Gegend von Valenzia, der kinderlos war, berief ihn zu ſich, um ihn auf

seinem Krankenlager zu pflegen, und setzte ihn zu seinem Erben ein. In dieser Zeit war es, wo Raphaele ihrem lange nicht gesehenen Geliebten die erste und einzige geheime Zusammenkunft im Garten bewilligte, deren Zeuge zu seinem eignen Unglück der Ritter von Valera war.

Indeß ward Don Riccardo immer zudringlicher in seinen Bewerbungen. Raphaelens Bitten hatten von ihrem Vater so viel erhalten, daß er sie nicht mehr mit der verhaßten Gegenwart Riccardos quälte, bis, wie er meinte, sich ihr mädchenhafter Eigensinn gegeben haben würde.

Riccardo hingegen, der sich nicht erinnern konnte, jemals in seinem siegreichen Jugendleben etwas Aehnliches erfahren zu haben, ward durch den Widerstand des Mädchens aufs äußerste erbittert, und gewohnt, das tiefe, zarte Herz der Weiber nur als ein Spielzeug männlicher Willkühr zu betrachten, beschloß er durch Ueberraschung das bisher

durch Sprödigkeit zurückgehaltene Geſtändniß ihrer Liebe zu erringen. Ein treuloſes Kämmermädchen verſprach ihm den Eintritt in Raphaelens Zimmer, und hatte zu dem Ende die Strickleiter oben an der Mauer befeſtigt. Dieß war jene verhängnißvolle Nacht, wo zwei gleich unbegünſtigte Liebhaber mit blinder Wuth ſich zu vertilgen ſtrebten. —

Riccardos Wunde war zwar nicht, wie man lange Zeit befürchtete, tödtlich, allein ſie hielt ihn ſo lang zwiſchen Tod und Leben ſchwankend an das Krankenlager gefeſſelt, daß er, ſo nah der ernſten, dunkeln Pforte, wohl von ſeiner thörichten Eigenliebe geheilt werden mußte. — — Er entſagte der ſchönen Raphaele.

Doch da ſein Stolz die erhaltene Demüthigung nicht ganz verſchmerzen konnte, ſo gab er in einigen kurzen Zeilen an Don Garcias ſeine Anſprüche auf, und verließ augenblicklich darauf die Stadt. —

Don Garcias meinte indeß in Riccardo ſeine liebſten Hoffnungen verloren zu ſe-

hen, und gleichwohl hielt ihn nun Ehre zurück, den Abgewandten wieder aufzusuchen: Er war außer sich und setzte einen hohen Schwur darauf, daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis er das Blut seines Vetters, seines auserkohrnen Eidams, an Alonso gerothen habe, dessen Entweichung, so wie seine zurückgelassene Schärpe, unwiderlegbar gegen ihn sprachen.

Raphaelens Herzensgüte siegte über eine leise Regung von Freude, die bei der Betrachtung in ihr aufstieg, daß nun wieder ein Hinderniß in ihrer Liebe gehoben sey. Nur Laurens Betragen war unerklärlich; eine tiefe Schwermuth hatte schon längst ihr liebliches Gesicht verdunkelt, oder vielmehr den sanften Mondglanz ihrer Reize noch unaussprechlich rührender gemacht. In diesen Tagen schien ihre Traurigkeit den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Einem Schatten glich sie, einer zarten, bleichen Lilie, die, kaum aufgeschlossen, schon vom Sturm gebrochen welkt.

Vergebens bemühte sie sich, ihren Schmerz zu verbergen. So oft ihr Vater mit Klagen über Riccardo's Verlust und mit Verwünschungen gegen dessen Urheber anhob, so oft brachen Thränen aus ihren sanften halb verweinten Augen.

Während dem hatte der Tod jenes Anverwandten den würdigen Don Fernandez, der ihn mit kindlicher Treue gepflegt, zum Eigenthümer seiner reichen Schlösser gemacht; als ein wünschenswerther Freier erschien jetzt der Jüngling zum zweiten Male im Hause des Don Garcias, der anfangs seinen Augen kaum zu trauen wagte. Das Entzücken der glücklichen Raphaele stimmte auch sein Herz zur Freude; er willigte unter Segenswünschen ein, und in wenigen Tagen ward das vom Himmel selbst begünstigte Bündniß vollzogen.

Don Fernandez wünschte künftig auf einem seiner neuen Schlösser in Flandern zu leben, da die mehrsten seiner neugerbten Be-

ſtändigen in jenen Gegenden lagen; und freudig willigte die ſchöne Raphaele in die Wünſche ihres Geliebten. Sie reiſten beide dahin ab, nachdem ihnen Don Garcias verſprochen hatte, mit ſeiner zweiten Tochter dahin nachzufolgen, ſo bald er einige Geſchäfte und den Verkauf ſeiner Güter in Spanien berichtigt haben würde.

Dieſe Geſchäfte wurden ſehr bald beendigt, und ehe einige Monate vergingen, landete auch Don Garcias mit ſeiner Tochter Laura nach einer glücklichen Fahrt an den Küſten der Niederlande. Sie ſetzten ihre Reiſe ſo ſchnell als möglich fort, um bald das Schloß Don Fernandez zu erreichen.

Das ſpaniſche Lager ſtand damals in der Gegend von Antwerpen. In der Nähe deſſelben machten ſie einſt in einem Dorfe Herberge, weil ſie und ihre Pferde der Ruhe bedurften.

Don Garcias ſchickte einen ſeiner Diener nach dem Lager, um ſich nach einem alten Waffenbruder zu erkundigen. Der Die-

ner kam zurück, ohne von diesem etwas erfahren zu haben; dagegen brachte er eine Nachricht mit, die eben so unerwartet als erwünscht für Don Garcias war; die Nachricht, daß Don Alonso unter einem erdichteten Namen im Lager sich aufhalte, und als Officier in königlichen Diensten stehe. Der Diener, der ihn sehr genau von vorigen Zeiten kannte, versicherte, ihn selbst ganz in der Nähe gesehn zu haben.

Bei dieser Nachricht wachte der schon halb entschlafene Zorn im Herzen des Don Garcias mit neuer Stärke auf. Ohne ein Wort zu sagen, aber mit funkelnden Augen setzte er sich und schrieb ein Ausforderungsbillet an Don Alonso, worin er ihn mit Anbruch des folgenden Tages an eine bekannte Stelle des nahen Waldes beschied, zu einem Kampfe mit ihm auf Leben und Tod. Diese Ausforderung schickte er sogleich nach dem Lager.

Don Alonso, denn er war es wirklich, saß eben einsam, seinem bittern Kummer

überlaſſen, in ſeinem Zelte, als er die Aus-
forderung erhielt. Seine Verzweiflung hatte
ihn in dieſe Gegenden geführt, wo er den
Tod früher zu finden hoffen durfte, als in
den ſtillen catalonischen Gebirgen.

Dorthin war er anfangs geflohen, mit
dem feſten Vorſatze, ſich daſelbſt als Ein-
ſiedler zu begraben, und ſein Leben unter
unabläſſigen Gebeten dem Himmel zu wei-
hen; allein die frühe Gewohnheit, thätig zu
ſeyn, die unter Waffenarbeit hingebrachte Ju-
gend, hatten ihm das müſſige Leben des Ein-
ſiedlers unerträglich gemacht. In kurzem ver-
ließ er mit ſeinem treuen Diego, der ſich
nicht minder nach Thätigkeit ſehnte, den from-
men Zufluchtsort, um unter den Schwertern
der Niederländer den heißgewünſchten Tod zu
ſuchen.

Der blutige Alba war nicht mehr. Un-
ter Don Avila's mildern Befehlen durfte
das durch Selbſtvorwürfe nur noch weicher
gemachte Herz des ſchwärmeriſchen Alonſo
nichts mehr fürchten. Unter fremdem Namen

hatten ihm seine militairischen Talente bald eine Stelle als Officier verschafft.

So war ihm bisher sein freudenloses Leben hingegangen, und immer hatte ihn der Tod geflohen, den er so innig wünschte. Die Ausforderung des Don Garcias schien ihn ein willkommnes Losungszeichen zur endlichen Erfüllung seines Wunsches. Er ließ Don Garcias zurücksagen: daß er, gehorsam seinem Befehle, sich morgen zur bestimmten Stunde seinen Streichen darbieten würde, daß aber die seinigen in ihm noch immer den Vater seiner Geliebten schonen würden.

Ruhig ging er nach dieser Abfertigung noch einen Gang zu einem seiner Waffenbrüder, den er lieb gewonnen hatte, und mit dem er noch den letzten Abend seines Lebens zuzubringen wünschte. Daß es der letzte Abend war, konnte er wohl mit Gewißheit voraussetzen, da er entschlossen war, sich wehrlos der Rache seines noch immer kindlich verehrten Gegners preis zu geben.

Er kam zurück, und eine neue seltsame Erscheinung zeigte sich seinen Augen. Ein Zettel lag auf seinem Tische, worauf mit männlicher Hand die Worte geschrieben waren:

Don Alonso wird erst um neun Uhr des kommenden Morgens an der bestimmten Stelle erwartet.

Diego war ausgegangen gewesen, und konnte also nicht sagen, wie diese Botschaft in das Zelt gekommen war. Don Alonso legte den Zettel gleichgültig bei Seite; aber unwillkührlich bebte er zusammen, als er darunter einen zweiten, von weiblichen, wie es schien, zitternd geschriebenen Zügen erblickte. Auch seine Hand zitterte, als er ihn aufnahm und folgende Worte davon las:

Laß das Wort zurück mich geben,
Das Du nicht erdacht für mich!
Laß, o laß mit meinem Leben
Mich gestehn: Ich liebte Dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren -
Was versagt das Leben mir?
Fließt von Deinem theuern Zähren,
Ach nur eine, eine mir!

O getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich Dich!!

Wie ein Blitzstrahl zitterte eine dunkle Ahnung durch die Seele des Ritters. Ich werde nicht um neun Uhr, ich werde mit Anbruch des Tages an der bestimmten Stelle seyn! rief er, und ehe noch der Morgen dämmerte, bestieg er schon sein treues andalusisches Roß und nahm Abschied von seinem Freund Diego, dem er alle die kleine Haabe schenkte, die er hinterließ, und ritt allein (denn so war es ausgemacht) den einsamen Weg nach dem Walde zu.

Es war ein schöner, deutungsvoller Morgen; ein rosiger Schimmer dämmerte am

Himmel auf, gleich als wollte er ihn mit einem Glorienſcheine ſchmücken, den Platz, wo der unglückliche Alonſo den letzten Kampf in ſeinem leidensvollen Leben kämpfen ſollte. Das Herz des Ritters begann eben vor der Schönheit der Natur, die er zum letzten Male vor ſich ſah, in wehmüthiger Rührung aufzugehn; aber ſeine Wehmuth verwandelte ſich ſchnell in Angſt und Entſetzen, als er in einiger Entfernung den Waldweg hindurch, ſchon ſeinen Gegner, und vor ihm einen Jüngling erblickte, der wahrſcheinlich ſchon im Kampfe überwunden vor ihm auf den Knien lag.

Wie durch ein Zauberſpiel ſchien dieſer Jüngling ganz das Ebenbild des Ritters von Valera zu ſeyn; nur zarter und kleiner als er, aber eben dieſe Waffenrüſtung, die Alonſo trug, eben derſelbe dunkelrothe Federbuſch, eben die Scherpe, breit und dunkelroth.

Um aller Heiligen willen! rief Alonſo, indem er ſeinem Pferde die Sporen gab, mit wem kämpft Ihr, Senner?

Don Garcias ſtand wie betäubt von Staunen, als ſich unter dieſen Worten Alonſo vom Pferde ſchwang und ihm entgegen trat.

O Barmherzigkeit, mein Vater! rief der Jüngling, und ſank ohnmächtig auf den Raſen hin.

Was iſt das? rief Don Garcias erſchüttert, und beugte ſich über den Sinkenden. Er ſo wohl als Alonſo vergaß in dieſem Augenblick den Kampf; beide beſchäftigten ſich unwillkührlich mit gleicher Aengſtlichkeit um den wunderbaren Fremdling. Alonſo eilte nach der nahen Quelle, um Waſſer zu ſeiner Erquickung zu ſchöpfen; er kam zurück, als eben Don Garcias voll ängſtlicher Ungeduld das Helmviſir des Unbekannten aufgeriſſen hatte, und — Laurens holde Züge darunter entdeckte! — Die Todtenbläſſe, die ſie überzog, hatte das ſanfte Lächeln nicht verwiſcht, das ſie ſo lieblich machte.

Wer beſchreibt die Gefühle, die ſich bei dieſem Anblick im Herzen des Ritters regten! Raphaelen hatte er angebetet, Laurens überſehen. Raphaele, die ſtolze Raphaele hatte kein Herz für ihn; dieſer Engel war jetzt im Begriff geweſen, aus Liebe für ihn zu ſterben. Denn daß ſie das gewollt hatte, davon zeugte ihm Alles, was er hier ſah, davon zeugte ihm beſonders das Lied, das er geſtern fand, und das, wie er nun ſicher wußte, von Niemand als von ihr gekommen war.

Lieblich war ihm Laurens Anblick immer geweſen, aber ſeine eigenſinnige Leidenſchaft für ihre Schweſter, und die ſchwärmeriſchen Begriffe von Treue, die ihn belebten, hatten ihm nicht erlaubt, irgend einem andern weiblichen Weſen die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken: jetzt war es, als ob eine Rinde von Eis von ſeinem Buſen thaute, als ob ein warmer Strom von Liebe ſich durch ſeine Adern göſſe. Dankbarkeit, Bewunderung, Mitleid

und die innigſte Zärtlichkeit erfüllte ſeine Seele für die edle Laura.

Laura! Engel des Himmels! rief er, indem er neben ihr niederſtürzte und ihre bleichen Hände mit heftigen Küſſen bedeckte. Er fühlte die Kälte des Todes in ihnen, und ſeine Verzweiflung achtete nicht mehr die Gegenwart des noch immer von Schreck und Staunen gefeſſelten Vaters. Heftig nahm er ſie in ſeine Arme und drückte ſie an ſeine Bruſt. Erwache! rief er, Laura! theure Laura, erwache!

Heiße Thränen fielen auf ihr Geſicht, und ſeine Lippen näherten ſich mit Flammenhauche den blaſſen Lippen des Mädchens. Sey es nun, daß dieſe Töne, dieſe Thränen, oder dieſe Flammen ihre ſchon fliehende Seele in den Körper zurückriefen; ſie ſchlug die holden Augen auf, aber ſie ſchloß ſie ſogleich wieder, als ſie ſich in den Armen des Ritters ſah, und eine hohe Röthe beſtreifte wieder ihr bleiches Antlitz.

Alonso wollte sich eben so stürmisch den Aeußerungen seiner Freude überlassen; allein mit Laurens Leben kehrte auch der Zorn in die Seele ihres Vaters wieder, den bisher nur Angst und Liebe zurückgehalten hatten.

Was ist das? rief er streng, indem er sich bemühte seine Tochter aufzurichten; welch unwürdiges Gaukelspiel! — Entfernt Euch! rede, Laura!

O mein Vater! rief das Mädchen unter einem Strome von Thränen, und umfaßte zitternd seine Knie; tödte mich, mein Vater! daß sich mein unglückliches Geheimniß mit meinem Leben schließe!

Laura! rief Don Garcias, von ihren Thränen verwirrt und erweicht, sprich, unglückliches Kind! was ist mit Dir vorgegangen?

Ach Du weißt alles! seufzte Laura, ihr Gesicht verbergend; der heutige Tag hat es verrathen, was ich — mit mir ins Grab zu nehmen dachte! Du weißt nun, daß unglück-

liche Liebe mein Leben trübte. Ich konnte Niemand mehr nützen auf der Welt; Du haſt noch eine Tochter, eine glückliche, geliebte Tochter! meine Schwermuth würde die Heiterkeit Eurer ſchönen Tage geſtört haben; ſo wollt ich denn mein Leben noch ſo theuer als möglich verkaufen, indem ich das Leben deſſen rettete, deſſen Tugenden noch manches Glück auf Erden ſchaffen können. Du würdeſt mich unwiſſend als Deinen Gegner getödtet haben, und er würde gerettet worden ſeyn, den ich — ach! zürne nicht! mein Vater! — den ich noch jenſeits unausſprechlich lieben werde!

So ſeyd Ihr denn, rief Don Garcias mit einem furchtbaren Blick auf Alonſo, zum Mörder alles meines irdiſchen Glücks erleſen? Nicht genug, daß ihr mir einen lieben Eidam raubtet, auch eine gute Tochter habt ihr mir verführt! Der Augenblick der Rechenſchaft iſt endlich da! Laßt uns nicht länger zaudern!

Er zog bei dieſen Worten ſein Schwert, und würde es ohnfehlbar dem Ritter in die

Bruſt geſtoßen haben, als ihn ſchnell ein lautes Rufen von der einen Seite noch zurückhielt. Er wandte ſich, und ſiehe! den Hügel herunter ſprengte ein Ritter mit verhängtem Zügel. Er ſchwang ein weißes Tuch in ſeiner Rechten, zum Zeichen, daß man bis zu ſeiner Ankunft mit dem Kampfe einhalten ſolle; in wenigen Minuten war er angelangt, und zwiſchen den beiden Gegnern ſtand jetzt — Don Fernandez de la Cuerta.

Er war am vorigen Tage ausgeritten, Don Garcias und Lauren in Flandern zu bewillkommen. Sein Schloß war nur eine Tagereiſe von dem Ort entfernt; die Nacht hatte er im Lager bei einigen Waffenfreunden zugebracht, ohne zu ahnen, wie nah er demjenigen wäre, deſſen Spur er mit ſo inniger Sehnſucht aufzufinden geſucht hatte, ſeit er zufällig die unglückliche Verwicklung des geliebten Freundes in die Geſchichte Raphaelens erfahren hatte. Er war dieſen Morgen früh erwacht, und wohl ſein guter Engel hatte ihm den treuen Diego entgegen geführt, der

ihn sogleich erkannte, und aus dessen Munde er die letzte Begebenheit seines armen Freundes hörte. Wie er sein Pferd bestiegen hatte, und wie er an den Ort des Kampfs geflogen war, wußte er selbst nicht.

Erst nach den Aeußerungen wechselseitigen Entzückens, zwischen den beiden Freunden gab Don Fernandez diesen Aufschluß. Alles was bisher die Seele des unglücklichen Alonso so schwer belastet hatte, löste sich durch die Erscheinung des todtgeglaubten Freundes in schönen Einklang auf.

Aber wer ist dieser Jüngling? fragte Don Fernandez, auf Laura deutend, die während dem Vorhergehenden ihre Verwirrung am Busen ihres Vaters zu verbergen gesucht hatte.

Es ist, — antwortete Alonso, es ist — o laß es mich Dir gestehen! — es ist der gute Engel, der zuerst mein Leben rettete, und — der es allein verschönern kann!

Er erzählte ihm hierauf mit wenigen und Laurens Gefühl schonenden Worten die ganze Begebenheit.

Laura! rief Don Fernandez, geliebte, edle Schwester! wäre es möglich? Hättest Du mir den theuern Freund errettet? — O laßt uns glücklich seyn, meine Freunde! Ich theile mein Vermögen brüderlich mit Dir Alonso, und Raphaele wird es gern mit ihrer edeln Schwester theilen! — Und Ihr, mein Vater, solltet nur Ihr das schöne Bündniß trennen wollen?

Don Garcias war überrascht, und von der Seite seiner in der That aufrichtigen väterlichen Zärtlichkeit angegriffen: er gab auch diesen Beiden seinen Segen.

Laßt uns nun aufbrechen, meine Freunde! nahm Don Fernandez endlich das Wort; Raphaele wird unser sehnlich warten. — Aber Du, liebe Laura, fügte er hinzu, ich bitte Dich, bleibe bis heut Abend in Deiner Waffenrüstung, damit auch Raphaele sieht, welch einen Kämpfer sie in ihrer sanften Schwester hat!

IV.

Die Künstlerin.

Gewiß giebt es keinen reizendern Genuß für ein gefühlvolles Herz, als den Spuren einer edlern menschlichen Natur in ihren oft labyrinthischen Tiefen nachzufolgen; entzükkender ist dieser Genuß, als der Anblick zauberischer Landschaften, schöner, aber lebloser Natur. Nur selten wird jene erhöhte Gunst des Zufalls dem Reisenden zu Theil; ein Vergnügniß indeß, das sich mir auf meiner Reise durch das südliche Frankreich darbot, erfüllt mich stets mit einer rührend lieblichen Erinnerung.

Mit diesen Worten begann die liebenswürdige Frau von D. in einem freundlichen

Abendzirkel die Erzählung einer, für Mehrere der Anwesenden sehr anziehenden Begebenheit.

Der Eingang meiner Geschichte ist sehr einfach, fuhr sie fort; so einfach, im gemeinen Leben, als in dem Laufe der Romanenwelt, ein zerbrochenes Rad des Wagens; allein das, was sich an diesen alltäglichen Unfall anschloß, war doch nicht so gewöhnlich: ein Beispiel schönen, wahren häuslichen Glücks, des Glücks, von dem so viel gesprochen und geschrieben wird, und das dennoch so Wenige nur kennen. Und ich fand diese Blüthen eines seligern Himmelsstrichs; fand sie, was das Sonderbarste ist, auf den Trümmern eines durch Schwärmerei und Verirrungen zerstörten Jugendglücks.

Jene erwähnte kleine Widerwärtigkeit nöthigte uns, in einem lachenden Thale, unsern Toulouse, still zu halten; wir sähen in der Nähe kein Dorf; allein ein kleines reinliches Wohnhaus lehnte sich zur Linken

an den Felsen, von einem Garten umgeben, der sich in blühenden Terrassen, voll von Lauben und anmuthig grün durchwachsenem Gitterwerk, den Berg hinanzog, bis ihn ein Wäldchen säuselnder Birken krönte. Der reizende Anblick setzte mich, ungeachtet des erlittenen Unfalls, in eine heitre Stimmung; ich sandte einen Bedienten, um die Besitzer des Hauses um eine kurze Aufnahme anzusprechen. Wenige Minuten darauf öffnete sich die Thür, und eine weibliche Gestalt trat hervor, deren edler, anmuthsvoller Ausdruck ungemein lieblich zu meinem Herzen sprach; sie trug ein weißes ländliches Kleid, allein so einfach ihre Kleidung war, so lag doch darin, so wie in ihrer Haltung, etwas Idealisches, das Bildung, und selbst ein wenig Sonderbarkeit verrieth.

Auf die anmuthigste Weise hieß sie mich willkommen, und bat mich, in ihr kleines ländliches Asyl zu treten, wo ich freilich nur einfache Bewirthung, doch die redlichste Herzlichkeit finden würde. §

Bei meinem Eintritt in das Haus sprangen mir zwei Kinder entgegen, schön, wie die Liebesgötter, und blühend wie der Frühling, der diese glückliche Freistatt umgab; die kleinen Engel streckten mir grüßend ihre Händchen entgegen und bewillkommten mich durch alle mögliche Bezeigungen von Freude; der eine brachte mir sein Morgenbrod, während der andere nach dem Garten eilte, um mir, in Ermangelung der Früchte, wenigstens eine ganze Menge Blüthenreißer von Mandeln- und Limonienbäumen zu holen. Ich trat in ein einfach, aber geschmackvoll verziertes Zimmer, das mir meine gütige Wirthin zum Eigenthum anwies; sie selbst verließ mich auf einige Augenblicke, um auch für die Aufnahme meiner Dienerschaft zu sorgen. Ich fragte die Kleinen, die bei mir zurückgeblieben waren, um den Namen ihrer Mutter. Der Vater nennt sie nur Josephe, antworteten sie mir, und weiter hat sie keinen Namen. Nicht wahr, Jeanette, riefen

ſie einem hereintretenden Dienſtmädchen zu, die Mutter hat weiter keinen Namen?

O ja, erwiederte das Mädchen lächelnd, ſie heißt ja Madame L.

Joſephe L.! dacht ich bei mir ſelbſt, ſeltſam! dieß iſt ja der Name der talentvollen Künſtlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris ſah und bewunderte! — eine Malerin von der ausgezeichneten Gattung.

Madame L. trat ſelbſt wieder in das Zimmer; ſie traf mich in der Unterhaltung mit ihren Kleinen an; ich ſagte ihr etwas Inniges über dieſe liebenswürdigen Kinder, und bat ſie zugleich, mich auf den Schauplatz ihres gewöhnlichen häuslichen Lebens, in ihr Wohnzimmer zu führen; denn ſo ſchön dieß Zimmer ſey, ſo fühle ich mich doch darin mehr als eine Fremde.

Mit einem dankbaren, bewegten Blicke ſah ſie mich an. Madame, erwiederte ſie,

es liegt etwas in Ihrem Weſen, das mir Vertrauen einflößt. Sie ſcheinen Gefühl zu haben für das, was mein einziges Glück auf der Welt ausmacht; und gewiß lächeln Sie nicht darüber, wenn Ihnen irgend wo kleine Schwachheiten einer Mutter in die Augen fallen.

Mit dieſen Worten führte ſie mich die Treppe hinauf in das erſte Stockwerk des kleinen Hauſes; das freundliche, mit ſeinen hellgrünen Wänden, mit ſeinen weißen duftigen Gardinen mir entgegen dämmernde Wohnzimmer machte die Mitte der Façade aus; zu beiden Seiten führten Thüren in zwei anſtoßende Gemächer.

Madame L. zeigte mir in einem derſelben in ihrem Schlafgemach die Wiege ihres dritten Kindes. Damit Sie ſehen, daß ich Ihnen keinen Theil meines Reichthums verhehle, ſagte ſie innig.

Die Sonnenſtralen fielen durch die blühenden Pfirſichzweige, die die Fenſter vergit-

derten, ſchimmerten an den weißen Wänden des Gemachs, und ſpielten um das Kind, das eben in ruhigem Schlummer lag, ein lächelnder Engel wie ſeine Brüder. Ich nannte ſie glücklich! Ich bin es, verſetzte ſie mit einem halb unterdrückten Seufzer, aber zuweilen iſt der Weg ſehr rauh, den wir zum Ziel unſers Glücks gehen!

Es thut mir weh, Madame, fing ſie nach einer kleinen Pauſe an, das mein Mann das Glück nicht haben ſoll, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Er iſt auf einige Tage verreiſt, und wird erſt morgen Abend wiederkehren.

Eine häusliche, aber wohlgeordnete Mittagsmahlzeit würde mir durch die ſeelenvolle Unterhaltung meiner in Wahrheit bezaubernden Wirthin verſchönt; ich ſtaunte immer mehr über die Gewandtheit ihres Geiſtes und über die Zartheit und Tiefe ihres Gefühls.

Ein Anfang von Freundſchaft entſpann ſich zwiſchen uns, ehe wir es ſelbſt bemerk-

ten; ein vertraulicher Spaziergang in den Garten und in das reizende Thal ſchloß unſere Herzen nur noch mehr gegen einander auf, und ſo war mir die Nachricht ſehr erwünſcht, daß die Ergänzung unſers Wagens heute nicht beendigt werden könne, und wir alſo genöthigt ſeyn würden, bis morgen hier zu bleiben. Joſephe bat mich, ihr noch den morgenden Tag zu ſchenken, und ich ſetzte mich dieſem ſchmeichelnden Vorſchlage nur ſchwach entgegen.

Wir verlebten ſchöne Stunden zuſammen, wechſelſeitig theilten wir uns einander mit, allein ein gewiſſes zartes Zurückziehn in ſich ſelbſt verließ die neue Freundin nicht, und, ſo gern ich etwas Näheres von ihren häuslichen Verhältniſſen gewußt hätte, ſo wagte ich doch nicht, ſie darum zu fragen; nicht einmal den Stand ihres Mannes wußte ich; ſie ſprach allemal mit einem Ausdruck warmer Zärtlichkeit von ihm, in den ſich Rührung, und ſelbſt eine Art von Wehmuth miſchte.

Des andern Morgens war ich mit meinen kleinen Freunden allein, ungefragt erhielt ich von ihnen einigen Aufschluß über das Nähere der Familie.

Die Mutter, fing der Eine an, kann gar herrlich malen; siehst Du, da, in dem blauen Kabinet, — er zeigte dabei auf die Thür linker Hand, die ich noch nie hatte eröffnen sehen — siehst Du, dort hat sie alle ihre schönen bunten Malereien.

Aber der Vater, fuhr der andere fort, der ist gar nicht so geschickt, dem ist noch dazu sein Arm entzwei.

Freilich, der arme Vater! nahm der Erste wieder das Wort: Das mußt Du ihm nicht vorwerfen! im Kriege ist das so.

Die Mutter trat so eben wieder ein, und mit ausnehmender Selbstzufriedenheit riefen sie ihr sogleich beide entgegen: Mutter, wir haben es schon der fremden Dame erzählt, daß des Vaters Arm entzwei ist, und daß Du schön malen kannst!

Die Mutter wußte nicht sogleich, ob sie über die kleinen Herolde zürnen, oder lächeln sollte; ich aber benutzte diesen Augenblick, ihr über ihre Zurückhaltung Vorwürfe zu machen, und sagte ihr zugleich, daß ich schon in Paris mehrere ihrer Arbeiten mit Hochachtung betrachtet hätte.

Unter den itzigen Umständen, Madame, erwiederte sie mit einnehmender Bescheidenheit, würden Sie mich für eigensinnig halten, wenn ich mich weigerte, Sie auch mit dieser Seite meines Wesens bekannt zu machen. Ja, ich bin jene Josephe L., deren Arbeiten das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen.

Wie? rief ich, und Sie verbergen sich in dieser unbekannten Einsamkeit vor den Dankbezeigungen einer gerechten Bewunderung?

Ich verberge mich in dieser Einsamkeit, entgegnete sie, vor dem zerstreuenden, berauschenden Strome der Welt, der vielleicht einst für dieß thörichte Herz nur zu viel Verführerisches hatte; o Madame! wer kennt das

eigne Herz? Ein trügeriſcher Schimmer hatte mich irre geleitet, und mich lange Zeit den ſtillen Pflichten meines Geſchlechts untreu gemacht, und einer heiligen Stimme, die in meinem Innern tönte! Auf ewig ſey er bis auf ſeinen Schatten von mir verbannt! Das kleine Glück, das ich mir noch aus dem Sturme gerettet habe, es erfüllt mein ganzes Herz, und ſoll es erfüllen bis zu dem letzten Seufzer meines Lebens!

Sie führte mich darauf in das kleine Heiligthum ihrer Kunſt; ein heitres, freundliches Kabinet, das, ſo wie das Wohnzimmer, eine reizende Ausſicht auf das ſchöne, von Bächen und lieblichen Wäldchen durchſchnittene Thal hatte. Ihre Staffelei und alle ihre künſtleriſchen Geräthſchaften waren hier verſammlet.

Sie zeigte mir einige ihrer neuern Arbeiten, vorzüglich einige geiſtvolle Werke des Grabſtichels, mit dem ſie ſich jetzt, wie ſie ſagte, vorzüglich beſchäftigte. Ein größeres Oelgemälde war mit einem Schleier überhan-

gen; ich bat ſie um Erlaubniß, den Schleier aufzuheben. Es ſtellte ein männliches Bruſtbild dar; edlere, unwiderſtehlicher einnehmende Züge hatte ich nie geſehen; aber nicht die Blüthe jugendlicher Heiterkeit ſchmückte ſie; dies Geſicht ſchien der Kampfplatz zerrüttender Leidenſchaften geweſen zu ſeyn; ein halb ſchmerzliches Lächeln zog ſich um den edeln Mund; aber die himmliſchen, die unſchuldsvollen Augen blickten ſanft herab, wie Sterne über ein verlaßnes Schlachtfeld leuchten. Die Darſtellung war idealiſch, aber einige Zeichen ſeines militairiſchen Coſtüms ließen mich in ihm einen Officier der franzöſiſchen Armee erkennen.

O, wie hinreißend! rief ich, von meiner Empfindung überraſcht, ein wenig unvorſichtig aus. Und das Original dieſes Bildes, Madame? Wäre es vielleicht Ihr Gemahl ſelbſt?

Er iſt es, ſagte ſie leiſe; es iſt mein armer François.

Dieſe Worte ſchienen ihr unwillkührlich zu entfliehen, und ich ward itzt gewahr, daß ſie bei dem Anſchaun des Bildes in ein wehmüthiges Nachdenken verſunken war. Dieſer Anblick, das Bild, ihr Ausruf, alles hatte etwas Unerwartetes, mein Intereſſe Erweckendes; ich ergriff ihre Hand, und mit einem Blick, der mein Innerſtes verrieth, bat ich ſie, mir etwas Näheres von ihrer Geſchichte mitzutheilen.

Bewegt und mit einem Ausdruck edler Selbſtverleugnung, bewilligte ſie meine Bitte für den Nachmittag. Sie ſchien ſehr angegriffen; einige Thränen entfielen ihren Augen, und ſie verbarg einen Augenblick ihr Geſicht an meiner Schulter.

Wir verließen darauf das Kabinet; allein nach der Mahlzeit führte ſie mich dorthin zurück, und wir nahmen dicht vor jenem Bilde Platz, das einen ſo rührenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

Hier, meine Freundin, ſagte ſie; unter dieſem Bilde, das noch die Spur der Leiden an ſich trägt, welchen ihn mein unglücklicher Irrwahn Preis gab, hier will ich Ihnen das Bekenntniß meiner Verirrungen ablegen; o gewiß, rief ſie, indem ſie noch einmal wehmüthig die holdſeligen Züge betrachtete, gewiß die Männer ſind nicht ſo ſchlimm, als ſie viele der Unſern glauben, wenn wir nur nie aufhörten, das zu ſeyn, wozu uns die Natur für ihren Lebenspfad beſtimmte: Ihre guten Engel!

Laſſen Sie mich den Eingang zu meiner Geſchichte durch ein Sonett finden, das ein dichteriſches Gemüth wie aus meiner innerſten Seele geſprochen hat, und das Ihnen einen Ueberblick des Ganzen geben kann, welches ich Ihnen vorzutragen habe.

Mit Liebe werden alle wir geboren,
Zu heil'gem Bund wird Jeder eingeweiht;
Nur Selbſtſucht trennt die ſchöne Einigkeit,
Und giebt uns hin in eignet Luſt verloren.

Doch regt die Liebe, die man abgeſchworen,
Bald wieder ſich in öder Einſamkeit,
Man fühlt ſich mit dem beſſern Selbſt entzweit,
Und nur zu Qual und Bangigkeit erkohren.

Seyd uns willkommen dann, ihr tiefen Schmerzen,
Der Simpathie geheimnißvolle Weihe!
Ihr nährt in uns der Gottheit heil'ge Flammen.
Nah iſt der Friede dem zerrißnen Herzen;
Die Liebe knüpft den ſchönen Bund aufs neue,
Und ſchließt durch Wunden feſter uns zuſammen.

François liebte mich, liebte mich mit einer beiſpielloſen Zärtlichkeit; kein Opfer war ſo groß, das er mir nicht mit Freuden und der edelſten Selbſtvergeſſenheit dargebracht hätte.

Sie haben ſein Bild geſehen, und können urtheilen, ob ſein Aeuſſeres unfähig war, Theilnahme für ihn einzuflößen; er diente damals als Officier unter einem Grenadier-Bataillon unſrer Armee. Mein Gefühl ſagte mir vom Anfang unſrer Bekanntſchaft an, daß er der Liebenswürdigſte ſeines Geſchlechts

ſey; allein für den höchſten ſeiner Vorzüge, für ſein unvergleichliches Herz, und für die rührenden Beweiſe einer tiefen treuen Zärtlichkeit, hatt' ich damals keinen Sinn; meine jugendlich aufſtrebende Phantaſie war nur nach Größe gerichtet, nach jener Größe, die ein Weib ſo ſelten erreicht, und der ſie wenigſtens nicht die heiligen Pflichten ihres Geſchlechts aufopfern ſollte.

Ich ſtand damals am Eingang einer Laufbahn, die für das Herz eines jungen Künſtlers ſo viel Blendendes hat. Ein Morgenroth von künſtleriſchem Ruf begann mir eben aufzudämmern, und warf einen wunderbaren Schimmer in mein vor mir liegendes Jugendland hinein. Ich ſchwärmte in der Lieblingsidee, mich ausſchließend der Kunſt zu widmen, in einiger Zeit aus der Provinz, in der ich lebte, nach Paris zu gehen, und dort auf dem Wege des Ruhms das Glück meines Lebens zu ſuchen, das ich aus der Hand der zärtlichſten Liebe verſchmähte.

D'Argensville mit ſeinen Biographien berühmter Maler war mein liebſter Geſellſchafter, nur Schade, daß ich, zu wenig richtig geleitet, den hohen Sinn der Kunſt und ihrer unſterblichen Söhne nicht ſelten mißverſtand: Ich glaubte, die Kunſt anzubeten, während ich, mir ſelbſt unbewußt, dem Idol der Ruhmſucht fröhnte; denn wahre Liebe für die Kunſt erſtickt nicht die Stimme der Natur, der Liebe in einem edlen Herzen: ſie iſt mit ihr verwandt, ſie verſchmilzt ſich ſchweſterlich mit ihr. —

Mein Geiſt gefiel ſich in der Kälte, mit der ich mich allen Feſſeln eines liebenden Verhältniſſes zu entwinden wußte. François hatte zu viel Uebereinſtimmendes in geiſtiger Bildung, in Anſichten, in Gefühlen mit mir: er zeichnete ſich zu ſehr von dem großen Haufen aus, als daß mir ſein Verluſt hätte gleichgültig ſeyn ſollen; ſein Umgang, ſein ganzes Weſen war mir beinahe unentbehrlich geworden, und, ohne einen Gedanken von Coquetterie zu haben, wußt' ich ihn immer feſtzu-

halten, wenn er zuweilen, müde meiner unerschütterlichen Härte, die Fesseln zu zersprengen dachte, die ihn an mich banden. Nur angehören wollte ich ihm nicht, und seine rührendsten Bitten, mich nur für seine Gattin zu erklären, und dann ungehindert meiner künstlerischen Neigung nachzuhängen, erfüllten mich allemal aufs neue gegen ihn mit Kälte; nicht der Gefälligkeit eines Mannes wollt' ich erst das verdanken, was ich mein freies Eigenthum, mein Höchstes nannte.

Werden Sie einen solchen Widerspruch der menschlichen Natur begreifen können, Madame? und werden Sie vielleicht eine kleine Entschuldigung für mich darin finden, wenn ich Sie auf die Umstände meiner frühesten Erziehung aufmerksam mache? O wie oft liegt der Keim zu den Tugenden und zu den Fehlern des Menschen in kleinen, unbedeutend scheinenden Umständen der Außenwelt!

Ich hatte früh meine Eltern verloren, und, im Hause meines reichen, prachtliebend-

ren Vormunds und ſeiner glänzenden Gattin aufgezogen, war mir nie ein Bild ſtillen häuslichen Glücks, nie ein Bild reiner Zärtlichkeit vor Augen gekommen; Alles athmete dort einen rauſchenden, ſelbſtſüchtigen Genuß. Meine lebhafte, vielleicht zu energiſch geſchaffne Seele fand frühzeitig eine Leere in allen dieſen Vergnügungen; ich ſehnte mich nach Liebe; ich ſchmiegte mich mit kindlich unſchuldiger Innigkeit an die, die mir der Eltern Stelle vertreten ſollten; man wieß mich fremd zurück.

Jetzt ſchmachtete ich, mit Feuer einen Gegenſtand zu umfaſſen, der meinem Herzen Beſchäftigung gäbe, und ich fand ihn in meiner frühen Anlage für die Kunſt. Dieſe Anlage, ſo mäßig ſie in der That ſeyn mochte, war von meinen früheſten Kinderjahren an gebildet und geſchmeichelt worden; ihr verdankte ich das, was andern Menſchen ſchon früh die Liebe im Kreiſe zärtlicher Verwandten gewährt, ſüße Reden, freundliche,

aufmunternde Blicke; — und so lernt' ich früh den Schmeichelton der Ehre für die Stimme der Liebe nehmen. Auf die Kunst wandt' ich jetzt alle Kräfte meines Gefühls und meiner Einbildungskraft; auf sie richtete ich meine einzige Hoffnung.

Ich wuchs heran, und mit mir wuchs das Bestreben nach rühmlicher Vervollkommnung, und eine Art von Trotz gegen die Abhängigkeit von fremder Liebe. Vielleicht war es das Gefühl des Unrechts, mit dem man von jeher die bessern Eigenschaften meines Herzens übersehen, vernachlässigt hatte, jetzt aber einen Schimmer von Talent mit Schmeicheleien überhäufte, was mich mit Geringschätzung erfüllte. Die Männer, wie ich sie im Hause meines Vormunds sah, hatt' ich nie können achten lernen; sie kamen mir gleich bunten Schmetterlingen vor, wenn sie in unsern Abendzirkeln von einer Dame zur andern flatterten, und ihr nichtgefühlte, nichtgedachte Artigkeiten sagten.

Daß ſich ein Gefolge von ihnen, wie es gewöhnlich die Schritte einer Künſtlerin umſchwärmt, auch an die meinigen heftete, war wohl nichts Auffallendes; aber glauben Sie mir, Madame, nicht Eitelkeit hatte damals noch meine unſchuldige Seele vergiftet; mehr eine gewiſſe angeborne Gutmüthigkeit machte mich minder ſtreng gegen ihre Lobeserhebungen, gegen ihre ſinnloſen Couplets auf mich, als es wohl meiner Lage ziemte; ich hatte zu tief den Schmerz der Vernachläſſigung gefühlt, eine heimliche Dankbarkeit erfüllte mich gegen die, die mich auszeichneten, ob ich ſie gleich gering ſchätzte.

Zu eben der Zeit wollt' ich durch die Gleichheit, mit der ich Alle behandelte, meine völlig freie Unabhängigkeit von der Liebe bewähren. Gefällig lächelnd nahm ich die thörichtſten Verſe auf, und hatte immer für ihre Verfaſſer etwas Verbindliches in Bereitſchaft; aber daß ich dadurch ein tiefes, fühlendes Gemüth, ein Herz, für

wahre Liebe geschaffen, bis auf den Tod verwundete, davon hatte ich keine Ahnung, und doch — ach, Madame, wird sich je ein tugendhaftes Weib ein Betragen, wie das meinige, vergeben? Durch tausend Züge einer höhern Uebereinstimmung nährt' ich die Leidenschaft des mir verwandten Mannes, von dem mich doch mein Stolz immer wieder trennte; ich stieß ihn zurück, den ich doch im nächsten Augenblicke, von einer wunderbaren Macht getrieben, wieder an mich riß!

Eine dieser Scenen, denen unzählige vorangingen, schwebt mir noch besonders lebhaft vor. Ich hatte eines Abends den Freund meiner Seele fremder und zurückstoßender behandelt, als je; denn gewöhnlich in dem Maaße, als ich mein Herz in einer zu großen Neigung für ihn überrascht zu haben meinte, sucht ich mich öffentlich von ihm loszusagen, suchte absichtlich jeden der geistlosen Schmeichler ihm gleich zu setzen, ja selbst ihm vorzuziehen. Der stille Vorwurf, der in seinen Mie-

nen lag, machte mich noch aufrührerischer gegen die Rechte, die ich ihm schon gegeben hatte, und mit einem scheinbaren Wohlgefallen ging ich in die auffallend schmeichelnde Unterhaltung eines jungen Wüstlings ein.

Unwillkührlich blickt' ich in einigen Minuten nach meinem armen François, der schweigend und den Blick auf mich geheftet, in der Entfernung stand; ich sah ihn erblassen, und unter dem Vorwand einer schnellen Unpäßlichkeit, unser Haus verlassen.

In solchen Augenblicken flog mich denn doch zuweilen eine leise Ahnung an, daß er das einzige, für mich geschaffene Wesen sey, und daß einst, Gott sein Glück von meinen Händen fordern werde.

Die Tage, an denen er nicht bei uns erschien, wurden mir nun zur Qual; er war krank gewesen, so hörten wir von seinem Bedienten; die Kraft seiner Vernunft hatte hart mit der so schlecht vergoltnen Leidenschaft gerungen, aber war er denn stark genug ihre

Bande ganz zu sprengen? Ein Wink von mir, und er flog herbei. —

Aber mit entstelltem trüben Ansehn. Wir waren allein; Sie sind krank gewesen, sagt' ich halb verlegen; so haben wir erfahren; ist es wahr?

O Josephe, sparen Sie die Worte! entgegnete er bitter, indem er sich auf einen Stuhl niederwarf und das Gesicht in seine Hand verbarg. Was kann Dir wohl, fuhr er, nach einer Weile, im Ausdruck des innigsten Schmerzes fort, was kann Dir an dem Zustande des Menschen liegen, mit dessen Ruhe Du so kühllos spielst? Weckst Du mich nur darum immer wieder zum Leben, um mich im folgenden Moment auf's neue schmerzlicher zu tödten? O Josephe, ist das der Preis einer Liebe, wie die meine? Undankbarstes, grausamstes der Mädchen! so gieb mich denn wenigstens frei, wenn Du mich nicht lieben kannst! Ja, ich verschmähe Deine Fesseln! ich liebe Dich nicht mehr, ich —

François! rief ich bewegt; — und wie das Eis des Winters vor der erwärmenden Frühlingssonne schmilzt, so brach bei meinem freundlichen, mitleidigen Lächeln ein Strom von Thränen aus den holden, schwärmerischen Augen, und er bedeckte meine Hände mit tausend Küssen heißer Zärtlichkeit.

Ich war gerührt. Meine ganze Seele neigte sich in solchen Augenblicken zu ihm hinüber. Es waren nur einzelne Sonnenstrahlen, welche die Liebe in den Grund meines Herzens warf. So fällt die Sonne des jungen Frühjahrs in ein schneeichtes, von Bergen rings umgebenes Thal; es ist noch zu früh, die Felsen halten ihren milden Einfluß ab, und der langgelegne Schnee weicht ihrer Herrschaft nicht. Zu lang' hatt' ich den Traum von idealer Freiheit, zu lang das Mißtrauen gegen männliches Gefühl genährt.

Hoffnungsloser als je, trennte sich François von mir, als sein Regiment Befehl erhielt, nach Italien aufzubrechen, wo damals

der Hauptſchauplatz des Krieges war. Beim Abſchied riß er noch die ſchönen goldnen Ohrringe aus den Ohren, die eine ſeiner vorzüglichſten Zierden waren. Sie wiſſen, wie viel ein Franzos, beſonders aus den ſüdlichen Provinzen, auf dieſen Nationalſchmuck hält. Auch François glaubte treuherzig allen Effect ſeiner Schönheit davon abhängig. Er warf mir ſie zu Füßen. Undankbares und doch bis zum Wahnſinn geliebtes Mädchen, rief er, nimm dieſen jetzt unnützen Schmuck zum Zeichen, daß ich auf Erden nie den Augen eines Weibes mehr gefallen will!

Ich war beſtürzt; er riß ſich ſchnell von mir los. In meinem Leben entſinn' ich mich nicht, einen ſo wahren und durchdringenden Schmerz gefühlt zu haben, als damals, da mir, nur wenige Augenblicke nach ſeinem Weggange, der Generalmarſch aus der Ferne klang! —

Es war mir, als erhebe ſich eine Schranke zwiſchen mir und meinem Glück, und unwill-

kührlich entstürzte meinen Augen eine Flut von heißen Thränen. Ach, es waren wohl Thränen der Vorempfindung, daß auf ihn und mich so manche bittre Stunde in der Zukunft warte. Ist es nicht, als ob uns zuweilen ein schneller Lichtblick besserer Einsicht auf Augenblicke den Nebelschleier unsers Irrthums lüfte, und uns den Abweg sehen lasse, auf dem wir wandeln?

Meine Reise nach Paris war indeß festgesetzt; ich sah dem Aufblühn meiner Lieblingshoffnungen entgegen.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Zerstreuungen, die mir bei meiner Ankunft in Paris entgegen kamen, wirkte mächtig auf meine Phantasie; ich machte einige Fortschritte in der Kunst, und genoß die Früchte davon in aller ihrer bezaubernden Fülle. Das Haus, in dem ich lebte, gehörte zu den angesehensten und geschmackvollsten in Paris; ich berauschte mich in allen Vergnügungen der großen Welt, und, so treu ich immer der

Ehre blieb, so untreu ward ich jener innern, stillen Tugend, die höher, als die Ehre, steht.

Einige Jahre hindurch glaubt' ich das Glück gefunden zu haben; allein Vergnügungen und Ruhm sind nicht die Elemente, in denen ein weibliches Herz sich lange frei bewegen kann; nur zu bald fühlt' ich den Ueberdruß und die Leere, welche die Strafe meiner Verblendung waren. Ich hatte viele Männer gefunden, die mir von Liebe sprachen, aber keinen, der mich so uneigennützig und so treu geliebt hätte, als François, und keinen, für den mein Herz sprach, wie für ihn.

Eines Tages, als ich etwas unter meinem Putzwerk suchte, fielen mir die tief vergrabnen, lang vergeßnen Ohrringe wieder in die Augen, und mit einem Male stand sein Bild lebhaft, aber schmerzlich, vor meiner Seele; meine ganze glücklichere Vergangenheit stieg wieder auf; ich fühlte, daß ich den Frieden

meines Lebens mit meinem unvergeßlichen Geliebten von mir geſtoßen hatte, und unter heißen Thränen drückte ich die rührenden Pfänder ſeiner Schwärmerei und ſeiner Zärtlichkeit an mein Herz, an meine Lippen. —

Eine ſtille Schwermuth bemächtigte ſich von dieſer Zeit an meiner; ich ließ keine Gelegenheit vorbei, mich bei den Officiers, die von der Armee kamen, nach ihm zu erkundigen; doch das, was ich von ihnen, und vorzüglich von einem meiner Verwandten hörte, der von unſern Verhältniſſen unterrichtet war, und der mit ihm unter einer Diviſion gedient hatte, konnte nicht dazu dienen, mein Herz zu beruhigen.

Der arme François! wie oft hatte er mich ſeinen guten Engel genannt! und ach, ſein guter Engel hatte ihn verlaſſen! hatte ihn verrätheriſch hinausgeſtoßen in das verderbliche Gewühl der Welt, mit einem unverwahrten, nur zu gefühlvollen Herzen!

Eine Zeitlang hatte er mit ſchwärmeriſcher Treue an meinem Andenken gehangen; allein die Nachricht von meinen Zerſtreuungen, und vorzüglich von meinem Verhältniß zu einem jungen Manne aus einer unſrer reichſten und angeſehenſten Familien, mit dem man mich allgemein verſprochen glaubte, hatte ihn in eine finſtre Verzweiflung geſtürzt, und, während ich Unſinnige einen Genuß darin fand, mich von jenem prächtigen Bewunderer in Schauſpiel und andern öffentlichen Verſammlungen, wie von meinem Schatten, umſchweben zu laſſen, war der zärtlichſte und edelmüthigſte Liebhaber ein Raub der fürchterlichſten Schmerzen geweſen.

Um mich, um ſich ſelbſt zu vergeſſen, hatte er ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen aller Art, geſtürzt, durch die in Kurzem ſein Glück und ſeine Ruhe vernichtet worden waren. Herzloſe Coquetten hatten mit ſeinem weichen Herzen geſpielt — — ach Gott! daß ich ihnen ſelbſt zur Beute hingegeben! die

Karten ſein bedeutendes Vermögen zu Grunde gerichtet; er war jetzt ganz verarmt, und ganz allein in der Welt! Das einzige, was ihm blieb, war der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den ihm ſeine Waffenbrüder einſtimmig zugeſtanden.

Ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, Madame, ſich die Empfindungen vorzuſtellen, die eine ſolche Nachricht in einem nicht ganz verwahrloſeten weiblichen Herzen hervorbringen mußte; mein Leben war von dieſer Zeit an verbittert, und ich büßte gerecht, aber ſchwer, meine Verſchuldung an der Liebe, bis ein mitleidiger Genius das Ende meiner Leiden herbeiführte.

Eine Tante, die in Italien verheirathet war, wünſchte meinen Beſuch; das Studium meiner Kunſt machte mir eine Reiſe in jenes Land ſehr vortheilhaft, und für mein Herz war es eine ſüße Beruhigung, mit meinem armen Freunde wenigſtens unter einem Himmelsſtriche zu leben, wenn gleich alle Ver-

bindung zwischen mir und ihm aufgehoben war.

Das Landguth meiner Tante lag in der Gegend von Lodi, und es war kurz nach meiner Ankunft bei ihr, als jene Schlacht vorfiel, die den Namen meiner Nation mit Ruhm, aber auch den Boden jener Gegenden mit Leichen ihrer Tapfern, reich bedeckt hat. Das Haus meiner Tante ward mit Verwundeten angefüllt, die man vom Schlachtfelde dahin brachte; mit geschäftiger Besonnenheit war diese würdige Frau zur Pflege der Verwundeten bemüht; sie gehörte zu den starken Seelen, bei welchen das Mitleid den Charakter eines menschenfreundlichen Heroismus annimmt.

Ich konnte mich nur mit Zittern entschliessen, ihr in den großen Saal zu folgen, wo Officiers und Gemeine noch in trauriger Gleichheit vermischt beisammen lagen; die mannigfachen Bilder des Elends, die sich mir darstellten, erschütterten mein Herz. Die Mög-

lichkeit, meinen verlornen Geliebten vielleicht in der Zahl dieser Unglücklichen zu finden, und die Gewißheit, ihn, wenn ich ihn fände, nicht anders, als erbittert und entfremdet, wieder zu finden, machten mich gleich lebhaft erzittern.

Die Dämmerung war schon eingebrochen; meine Tante näherte sich einem der Verwundeten, der ihre Aufmerksamkeit vorzüglich zu erregen schien; er strebte mit einer schmerzhaften Bewegung, sich empor zu richten, und hielt mit der Decke seines Lagers eine Wunde in seiner Seite zu. —

Was fehlt Ihnen? fragte meine Tante.

Meine Wunde hat sich geöffnet, Madame! sagte er leise, mit einem Ton der Resignation, der unsern Kriegern eigen ist, und der dießmal mehr, als je, mein Innerstes durchschnitt.

Der Arzt, den meine Tante hatte herbeirufen lassen, näherte sich ihm mit Licht, und wir entfernten uns, aber bei dem Scheine des Lichts, — denn wir hatten vorher sein Gesicht

nicht unterſcheiden können, — erkannte ich, — Gott im Himmel, Madame! kann ich Ihnen meine Empfindung beſchreiben? als ich die Züge meines geliebten, meines unglücklichen François erblickte! — —

Ich entdeckte meiner Tante etwas von der Urſache meiner Bewegung und flehte ſie an, ſich des Unglücklichen anzunehmen. Ihr großmüthiges Herz bedurfte keines fremden Antriebs; ſein Name, nachdem ſie ſich erkundigte, ſagte ihr, daß ich mich nicht geirrt habe. —

Ein bequemes Zimmer ward ihm eingeräumt, und nichts zu ſeiner Herſtellung verſäumt; allein mir ſelbſt verſtattete ſie nicht, ihn zu ſehen, ſo lange ſein Zuſtand gefahrvoll ſey; ſie fürchtete mit Recht nachtheilige Folgen von der Erſchütterung, die ihm mein Anblick verurſachen müßte. —

Seine Wunden beſſerten ſich; allein ich erfuhr, daß er zum Dienſt unfähig werden

würde: denn eine Kugel hatte ſeinen linken Arm gelähmt; dieß ſpannte meine Leidenſchaft für ihn nur höher; giebt es ein ſtärkeres Band für das Herz eines Weibes, als das Mitleid? Sein Bild war mir unabläſſig vor Augen, wie ich ihn unter den Verwundeten fand; ich hörte die leiſe, auf das Leben verzichtende Stimme; ich ſah, wie ſein Blut in ſtillen Strömen aus den Wunden quoll, und alles, was ich je für ihn gefühlt hatte, gewann jetzt einen edlern heiligern Charakter.

Meine Tante geſtattete mir jetzt die Erlaubniß, ihn zu ſehen; ſie hatte ihn auf meinen Beſuch vorbereitet, und von ihm erforſcht, daß ich ſeinem Herzen noch immer nicht fremd geworden ſey. Mein Herz ſchlug heftig, als ich in ſein Zimmer trat, — unſer Wiederſehn — ich bin es nicht im Stande, zu beſchreiben! — Können Sie mir vergeben? ſagt' ich, ſobald wir uns allein ſahen, können Sie mir den Schein vergeben, den meine Unvorſichtigkeit auf mich geworfen hat? und

würdigen Sie mich noch, die Versicherung von mir anzunehmen, daß, seit wir uns nicht sahen, kein anderes, als Ihr Bild, in meiner Brust gewohnt hat?

Er sah mich zweifelnd an. Engel meines Lebens! rief er unter hervorstürzenden Thränen, warum so spät? — es ist zu spät, Josephe; ich kann Ihnen kein Glück mehr bieten, das Ihrer würdig wäre!

Er verbarg sein Gesicht in meine Hand, die ich mit einer unaussprechlichen Empfindung von seinen Thränen überströmt fühlte.

Mein François! rief ich, indem ich ihn fest an meinen Busen drückte — mein Einzig- und Ewiggeliebter! Ich verschmähte Deine Liebe, als Du noch glücklich warst; erlaube jetzt, daß ich das Erbtheil meines Vaters und das meiner Kunst mit Dir theile! Erlaube, daß ich auf das Leben, das ich trübte, noch einen sanften Sonnenblick zu werfen suche! — —

Mein armer Freund genas allmählig; allein nur mit vieler Mühe konnte ich ihn bewegen, die Verbindung einzugehen, die jetzt mein einziges Glück ausmacht; François liebt die Einsamkeit, und mit Freuden zog ich mich mit ihm in diese reizende Einöde auf den Boden seiner vaterländischen Provinz zurück. Der Ertrag meiner künstlerischen Arbeiten ist jetzt sehr bedeutend, und giebt mir Mittel, das Leben meines Geliebten mehr zu verschönern, als es der ehrenvolle, aber gemeßne Jahrgehalt eines verabschiedeten Kriegers vermöchte.

Nur von Zeit zu Zeit bringen wir einige Monate in Paris zu, ein Aufenthalt, den mein Studium der Kunst nöthig macht; aber immer kehrten wir mit Wonne in dieß stille Thal zurück.

François hat sich durch einige schriftstellerische Versuche aus dem Felde der Kriegskunst nicht unrühmlich bekannt gemacht; sein Lieblingsvergnügen aber ist das Studium der

Pflanzenkunde, die er mit Leidenschaft liebt, und der zu Liebe er oft von Sonnenaufgang an durch Felder und Wiesen streift; ich widme die Zeit seiner Entfernung meiner Staffelei und der Erziehung und Pflege meiner Kinder, die das heiligste Kleinod meines Lebens sind.

Jenes Bild habe ich in den ersten Tagen nach unserm Wiedersehn gemalt; ich hoffe, daß es mir seit dieser Zeit gelungen ist, einige Schatten von diesem Engelsangesicht hinweg zu wischen, und — — vielleicht verzeiht mir dereinst die ewige Güte eben so, wie mein Geliebter mir verziehen hat.

Josephe endigte hier ihre Geschichte; ich konnte ihr den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, mehr durch eine stumme Rührung, als durch Worte, zeigen, als wir durch das Geschrei der Kleinen unterbrochen wurden.

Der Vater kömmt! der Vater kömmt! riefen sie jauchzend; — und François selbst trat ein.

Joſephe eilte ihm entgegen, und ſank an ſeine Bruſt, mit einer Zärtlichkeit, die etwas unbeſchreiblich Edles und Rührendes hatte, und die mit einer Art von zarter Ehrerbietung gemiſcht war. Sie hob den Einen der Kleinen zu den Küſſen des Vaters empor; er beugte ſich zu dem Andern herab; ſie hingen an ſeinem Halſe. —

Mit Entzücken haftete mein Blick auf der reizenden Gruppe. François war ganz das Original des ſchönen Bildes; die ſchwarze Binde, — in der er den gelähmten Arm trug, verſchönerte ihn mehr, als ſie ihn entſtellte, und die bedeutenden goldnen Ohrringe ſchimmerten wieder zwiſchen den ſchönen ſchwarzen Locken, gleich den zwei Sternen, die als himmliſche Verſöhnungszeichen nach überſtandenen Stürmen durch die Wolken funkeln.

Nachdem die erſten Bewillkommnungsgrüſſe vorüber waren, machte mich Joſephe mit ihrem Gatten bekannt; ich brachte noch einen glücklichen Abend in dieſem Hei-

ligthume der Liebe zu, und trennte mich am andern Morgen mit Dank und Ehrfurcht von der liebenswürdigen Familie, die ein unvergeßliches Bild in meiner Bruſt zurückgelaſſen hat.

V.

Sehen und Scheiden.

Scene aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Der Kiſon rieſelt purpurhell
Von kühner Streiter Blut;
Und blutig rollt Siloa's Quell
Die klare Spiegelfluth. —

Ein Engel trat, in Feu'r gehüllt,
In unſre Vorderreihn;
Das Schwert, das ſeine Rechte füllt
Blitzt auf den Feind hinein;

Und eine Purpurfahne flog,
Wie Gottes Lichtgewand,

Bald niedrig und bald wieder hoch
In ſeiner linken Hand. — —

Hölty.

Der Donner der Schlacht war verſtummt, der in den Ebnen von Paläſtina gebraußt hatte. Oed lag das Schlachtfeld, denn die ſiegenden Vertheidiger des Kreuzes hatten die fliehenden Sarazenen verfolgt, und ihre todten und verwundeten Brüder zurück gelaſſen. — Unter den Letztern war Ritter Heinrich; er ſchlug ſeine dunkeln Augen unter der neblichten Umdämmerung des Schmerzes auf, und hob ſie matt in die feierliche Nacht empor, die mit lindem kühlenden Hauch die Wundengluth der armen Schmachtenden mildern zu wollen ſchien. Eine einſame Palme rauſchte nicht fern von Heinrich in dem Gefilde, und der Vollmond ſtieg wie ein blanker Schild über den Horizont herauf; zwar blutig erſt, als ſpiegle er ſich in den rothen Wellen des Schlachtfeldes, allein bald ward er wieder rein und klar. —

Ach! warum ſo ſpät, du leuchtender Schild? dachte wohl mancher Gequälte, — warum beſchirmteſt du uns nicht vor den mörd'riſchen Streichen? —

Doch himmliſch ruhig leuchtete er herab, der Schild an Gottes Arm, und ſchien zu ſagen: Ihr ſeyd doch im Schutz des liebenden Vaters, ihr armen Kinder, und überſchwenglich wird er euch dort belohnen, was ihr hier leidet.

Der Engel des Todes ging durch das weite Feld und küßte die Auserwählten, und brach die holden Jugendblüthen, um ſie in ſchönere Gefilde Jenſeits zu verpflanzen. —

Des Kriegers Reich iſt nicht von dieſer Erde. —

Immer einſamer ward es um Heinrich. Unter den ſchönen feurigen Jünglingen, die hier endeten, war er einer der Edelſten, aber auch einer der von früher Jugend für den Prüfungskampf der Leiden ausgezeichnet ſchien. Alle ſeine Gefährten waren

fern; sein Herzensfreund hatte heut auf einem entfernten Flügel gekämpft, und folgte mit dem Heer der Sieger dem flüchtigen Feinde nach. — Ein tiefer Seufzer wand sich aus Heinrichs wunder Brust herauf, und Gedanken ähnlich den folgenden, drängten sich dunkel vor seine Seele:

Ich bin allein am öden Ziele;
Die Sterne schauern kalt herab;
Der Nachtgefährten hab ich viele,
Doch alle schweigen, wie das Grab.

O, wo seyd Ihr all', Ihr meine Lieben?
Tapfre, die ich treu geführt zur Schlacht?
Ist mir nichts als Schwäch' und Qual geblieben
Zur Gefährtschaft in der öden Nacht?

Aber nein! Ich führte ja die Streiter!
Brach ja dort dem Sieg zuerst die Bahn!
Ich zwar fiel; Sie stürmten siegend weiter,
Werden segnend einst der Heimath nahn!

Ich bin allein. Doch mich umschweben
Die Geister tiefer Seelenruh;

Ich gab es freudig hin, mein Leben,
So winkt auch freud'ger Troſt mir zu.

Und wenn die Brüder morgen kehren
Zur Stätte, wo mein Leichnam ruht;
Dann ſagt vielleicht manch' Aug' voll Zähren:
In treuer Unſchuld floß dieß Blut.

Allein nicht ſeinen Leichnam fanden die Waffenbrüder am andern Morgen; die Stunde ſeines Scheidens hatte noch nicht geſchlagen; die mitleidigen Bewohner der umliegenden Gegend kamen auf das Schlachtfeld, um die noch athmenden Verwundeten hinwegzubringen und zu pflegen. Heinrich hatte unter ſeinen frommen Empfindungen die Augen geſchloſſen und war in die Nacht einer tiefen Ohnmacht geſunken, die das ungehemmte Fortbluten ſeiner Wunden herbeiführte. Er meinte in den Gegenden des Lichtes zu erwachen, als er allmählich wieder aufblickte, und die Schwäche noch einen Flor um ſeine ungewiſſen Blicke zog. Er befand ſich in einem ſchönen, zierlich geſchmückten Zimmer

und ein lieblicher Wohlgeruch duftete um ihn her.

Dämmernd, wie es vor seinen Augen war, lag es auch vor seiner Seele; und so konnte er lange in glücklicher Unentschiedenheit über seinen Zustand bleiben; denn wenn ihn auch die Schmerzen seiner Wunden zuweilen grausam an die Erde mahnen mußten, so wirkten bald wieder die freundlichen Umgebungen, der milde Balsam, womit man ihn verband, wunderbar wohlthuend auf seine Sinne ein. Mehrere Tage lag er besinnungslos! doch seine fieberhaften Phantasien waren oft von himmlischen Bildern erhellt.

Nach und nach kehrte endlich sein Bewußtseyn wieder, und er erinnerte sich an Alles, was während jenes Zustandes mit ihm vorgangen war; er kannte die, die ihn verbunden und wieder die, die nächtlich bei ihm gewacht hatten; auch erinnerte er sich, den Herrn des Hauses zuweilen an seinem Lager gesehn zu haben, ob ihm gleich Alles nur

wie durch einen dichten Nebel erſchienen war.

Faſt traurig mußte ſich die ſchwärmeriſche Seele ſo nochmals auf der Erde wiedergefunden, während er ſchon die dunkle Kluft überflogen zu haben meinte, welche das Hier von Jenſeit trennt; ſchon meinte, von ſeinen mannigfachen Schmerzen als von verſprechenden Geiſtern vor den Thron des ewigen Richters geführt zu ſeyn.

Nur ein Bild, das ihm aus den Tagen ſeiner Betäubung heller als die übrigen vorſchwebte, hielt ihn mit ſeiner überirdiſchen Gedankenwolke zuſammen, und beſchäftigte ſeine kranke Seele mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit.

Er erinnerte ſich nämlich, daß er alle Tage ſeiner ſchwerſten Krankheit, die Thür des Zimmers habe aufgehn und eine holde, weißverſchleierte Geſtalt hereintreten ſah, die ſich mit leiſen Tritten ſeinem Lager näherte und ihm dann mit eignen Händen Heilmittel darreichte.

Das Zarte und Ueberirdiſche der Erſcheinung ließ ihn nicht einen Augenblick zweifeln, daß dieß ein himmliſches Weſen, daß es ein Engel geweſen ſey, den Gott zu ſeinem Troſt geſendet habe. Dieſe Vorſtellung und die ſtändliche Hoffnung aufs neu dieſes himmliſchen Anblicks gewürdigt zu werden, verſcheuchten alle ſchwermüthige Träume von ihm, die ſonſt ſo gewöhnlich am Lager eines Kranken ſind, und hatten nicht geringen Antheil an den ſchnellen Fortſchritten ſeiner Geneſung.

Von Tag zu Tage ward es beſſer mit ihm; allein er ſchien noch eben ſo wenig auf das zu achten, was um ihn vorging, als unabläſſig mit dem theuern Bilde beſchäftigt. Zu ſprechen erlaubten ihm die ſchweren Wunden auf der Bruſt noch nicht; ſo lag er ſtill und ſtandhaft auf ſeinem Lager und blickte nur unverwandt nach der Thüre hin, durch welche er hoffte, die erſehnte Geſtalt noch einmahl hereintreten zu ſehen. — Doch ſeine Sehnſucht war vergebens. Seit dem Tage,

da sein Fieberwahnsinn aufgehört hatte, war die holde Erscheinung nicht mehr sichtbar. —

Nur am Abend eines Tages, an dem sich wieder ein gefahrvoller Rückfall seiner Krankheit gezeigt hatte, vernahm er etwas, das ihm mit dem Gebilde seiner Träume in Verbindung zu stehen schien. Als spät alles in Ruh versunken war, hörte er aus einem anstoßenden Gemach liebliche Töne schweben; Gesang einer schmelzenden Stimme von ätherischen Harfenlauten begleitet; er glaubte Harmonien der Engel zu vernehmen. Schwermüthiglieblich klangen die nachfolgenden Worte zum leisen Harfenlaut:

Schön und traurig ist die Sage
Von der Schlacht von Roncevál;
Denn an diesem Ruhmestage
War manch edeln Ritters Fall. — —

— Der Gesang ging hier in dunkle Melodien über; — — dann bald nach veränderter, mehr erhebender Weise unterschied er deutlich die folgenden Worte:

Sie klagte verzweifelnd. Die trauernden
Sterne
Verbargen in Wolken ihr trübes Geſicht,
Da plötzlich ergoß ſich aus dämmernder Ferne
Die Meerfluth herüber ein ſchmelzendes Licht;

Die Wogen begannen ſich zitternd zu hellen;
Es wandelt' ein glänzender Jüngling heran;
Mit luftigen Ferſen berührt' er die Wellen,
Und wandelte ruhig auf ſchwindender Bahn.

Es wallten die Locken im ſchimmernden
Kranze,
Die Waffen erglänzten von himmliſchem Licht;
Und näher nun trat er im leuchtenden Glanze; —
Sie kannt' es das bleiche, das holde Geſicht.

„Mein Treuer, mein Liebſter! ſo ſeh' ich
Dich wieder?
Du kehrſt Du als Sieger vom heiligen Grab?
Doch wie ſo erblaſſet? Es rinnt Dir die
Glieder
Ein purpurnes Bächlein vom Buſen herab.

Wie kehrſt Du ſo blaß mir, ſo blutig zurück?“
Da floß ihm ein Lächeln ins bleiche Geſicht;
Er zeigt' ihr die Wunde mit freundlichem Blicke,
Die Strahlen entſandte von himmliſchem Lichte.

„Du trauerſt, Geliebte? ſo tönt ihm vom Munde
Die Rede, wie Liſpel der Harfe ſo ſüß,
Du klagſt, daß Dein Krieger zu ſeliger Stunde
Die Schatten der traurigen Erde verließ?

Von wannen die Strahlen, die hell mich umgeben?
Von wannen dieß heilig verklärende Licht?
Entſtrömet der Wunde des Todes das Leben,
Entſtrömt ihr die ſelige Herrlichkeit nicht?

Was zagſt Du im eitel verlangenden Herzen?
Und wähnſt es um Lieb' und Entzücken geſchehn?
Beſiege, Geliebte, die irdiſchen Schmerzen!
So wirſt Du die Liebe, die ewige, ſehn!“

Wohlthuend begleiteten diese Töne den Ritter in seinen Schlummer hinüber, und beschäftigten am andern Morgen sein Erwachen. Sein Herz sagte ihm, daß der Gesang mit jener himmlischen Erscheinung in inniger Verbindung stehe; er faltete seine Hände empor und flehte Gott in stillem Gebet, daß er ihn doch noch einmal jenes beseligenden Gesichtes würdigen möchte. Und bald darauf ward sein Flehen erhört.

An einem stillen Nachmittage lag er ganz einsam auf seinem Zimmer; er fühlte sich zum erstenmale frei von Schmerzen, und überließ sich einmal ungestört dem Genusse der Einsamkeit, welche ihm stets theuer gewesen war. Die Sonne schien freundlich durch blühende Bäume zum Fenster herein, und weckte lauter liebliche Träume, Bilder der nahen Genesung in seinem Innern; eine sanfte Ruhe durchströmte seine Glieder, und der Frühling, der durch die Fenster schien, hob auch sein Herz in unbekannter, dunkler Sehnsucht höher.

Da hörte er ein leiſes Rauſchen durch die Stille; die Thür ſeines Zimmers ging auf, und — — die geliebte, lang erſehnte Geſtalt trat wieder herein. —

Sie verweilte einige Augenblicke, um zu lauſchen, ob der Kranke wache oder ſchlummere? Der Ritter ſchlug in holder Scheu, jetzt wo er, überraſchend ausgefordert, ſeinem geliebten Glück entgegentreten ſollte, das Helmviſier der langen dunkeln Augenwimpern nieder; und ſandte nur dazwiſchen durch ſeine ſehnenden Blicke nach ihr hin.

Als die Eintretende bemerkte, daß ſich der Kranke nicht rege, trat ſie näher und blieb in einer theilnehmenden und bekümmerten Stellung bei ſeinem Lager ſtehen. —

Heinrich wagte kaum zu athmen, und nur die Röthe angſtvollen Entzückens, die über ſeine Wangen flog, hätte ihr ſein Wachen verrathen können; ſie aber glaubte ihn feſt ſchlafend, ihre Furcht ſchwand, und

indem ſie ſich mitleidig über ihn hinbog, um ihn ganz nahe zu betrachten, ſchlug ſie den Schleier zurück, der, wie ein weißes duftiges Gewölk den Mond, ihr liebliches Geſicht umwallte.

Der ſchüchterne und doch geſchärfte Blick des Ritters erkannte nun ein Antlitz, das auch die kühnſte Vorſtellung von der Holdſeligkeit ſeines Engels übertraf; und dennoch ſagte ihm ein überzeugendes Gefühl, daß es kein geiſtiges, daß es ein holdes menſchliches Weſen ſey, welches ihm liebend nahe. Er fühlte ſich von ihrem linden, warmen Athem angeweht, wie vom Hauche des Frühlings, und eine unausſprechliche Milde, wie von den Mondesflächen, ſchien aus den ſanften reinen Augen auf ihn niederzuthauen, die jetzt voll himmliſchen Mitleids auf ihn gerichtet waren. —

Auch ſie ſchien hier von ähnlichen Gefühlen feſtgehalten zu werden, auch ſie ſchien, ganz verſunken in ſeinen Anblick, bis

ſie ein kleines Geräuſch von außen aus ihren holden Träumen weckte. Sie ließ den Schleier wieder fallen und entfernte ſich etwas ſo leis als ſie gekommen war.

Die Thür ſchloß ſich hinter ihr, und Heinrich erwachte wie aus tiefem Schlafe. Die Erſcheinung hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, den er bis dahin noch nicht gekannt, noch nicht geahndet hatte; es war ein ſeltſames Gefühl: Entzücken und Wehmuth wechſelten ab in ſeinem Innern.

In Tagen der Geneſung, wenn unſer Körper durch Schmerzen weich gemacht und unſre Seele den Grenzen einer andern Welt näher gerückt iſt, fühlen wir uns losgeriſſen von den Verhältniſſen unſres vergangnen Lebens; die Erde geht gleichſam neu für uns aus dem Dunkel des Todes hervor, und das erweichte Herz empfänglicher für Schmerz und Freude öffnet ſich willig auch den Gefühlen, die es vorher nie ahndete. Heinrich vergaß in dieſen Augenblicken

Alles, was in ſeinem vorigen Leben mit ihm vorgegangen, Alles, was er geweſen war, und überließ ſich nur dem reizenden Gefühle, welches in wunderbaren Tönen in ſeine Seele ſpielte, und deſſen Name ihm noch unbekannt war. Vor ſeinen Augen ſchwebte nur der tiefe Himmel ihrer blauen Augen, der Sonnenſchimmer ihrer goldnen Locken. — Alle ſeine Gedanken waren befangen, und nicht ein einziger blieb ihm für ſeinen Zuſtand übrig.

Demohngeachtet hielt ihn eine unbegreifliche Scheu zurück, irgend jemand des Hauſes näher nach der holden Erſcheinung zu fragen, ſchon oft ſchwebte das Wort auf ſeinen Lippen, ohne daß er es auszuſprechen wagte; bis er ſich einſt mit einem ſeiner Wärter allein befand, deſſen ehrliche zutrauliche Miene ihm Muth zu der erwünſchten Unterhaltung machte.

Er fing, wie dieß gewöhnlich der Umweg liebender Fragen iſt, von Dingen an, die ihm bereits bekannt waren. Wie ich hörte,

ſagte er, ſo iſt der Herr dieſes Schloſſes, von dem ich ſo viele Wohlthaten genieße, der Graf von — —.

Der Graf von Cedeſſa, ergänzte der Andre.

Viel, ſehr viel! — fuhr Heinrich fort, was er für einen gänzlich Unbekannten thut. — Denn ich glaube nicht, daß Euer edler Herr mich kennt? —

So viel ich weiß, Herr Ritter, entgegnete der Diener, kennt Euch mein Herr ſo wenig als Ihr ihn; es iſt blos ſeine Gewohnheit ſo, alle Kranke oder Verwundete, die ihm der Zufall in die Hände führt, ſo gaſtfrei aufzunehmen und zu pflegen, als er Euch gethan hat. Wahrſcheinlich müßt Ihr noch nicht lang in unſerm Lande ſeyn, daß Ihr noch nichts von dem gaſtfreien und edeln Grafen von Cedeſſa gehört habt.

— In den erſten Tagen meiner Krankheit, ſagte der Ritter, entſinn' ich mich wohl, den edeln Grafen an meinem Lager geſehn zu haben. — Seitdem jedoch nicht.

Unſer Herr iſt ſeit mehreren Tagen verreiſt, erwiederte der Diener.

Aber ſagt mir doch, — nahm der Ritter wieder das Wort, nach einem zerſtreuten kämpfenden Schweigen, — — ſagt mir — in jenen Tagen ſah ich auch noch eine andre Erſcheinung an meinem Lager, — eine holde Geſtalt mit weißem Schleier, — ſie ſprach mit Euch, — Ihr wißt vielleicht — ? — wenn anders — —

Das war die Tochter unſres Grafen, erwiederte der Diener, das war Fräulein Maria, oder wie man ſie auch wohl mehr zu nennen pflegt: die Roſe des gelobten Landes! Denn weit und breit kömmt ihr an Treflichkeit nicht eine Jungfrau bei. — Wir glaubten, Ihr ſähet damals gar nicht, was um Euch vorginge; ſie alſo habt Ihr doch geſehen? — Ja nun iſt mir es freilich klar, — ſetzte er mit einem bedeutenden Lächeln hinzu, — warum Ihr bisher immer ſo in tiefen Gedanken ward! — Ihr zürnt doch nicht, lieber Herr Ritter, daß ich ſo verwegen ſpreche?

aber ich denke nur ſo, in Euren Jahren — da iſt ein holdes Fräulein und die Liebe immer nicht weit von einander! — —

Nicht zürnen konnte der Ritter auf ſeinen bisherigen treuen Pfleger, ein andres Gefühl war es, was einen tiefen Schatten über ſein jugendliches Antlitz warf. Ach, daß was für den Jüngling, für den Mann entzückend geklungen hätte, mußte ihn, mußte — den Ordensritter ſchmerzlich mahnend aus ſeinen Träumen wecken! Ihn, der in ſchwärmeriſcher Begeiſterung ſein unſchuldiges Herz einzig der Andacht, der Liebe für den großen Welterlöſer und der Thätigkeit für das Wohl der unterdrückten Chriſtenheit geweiht hatte, der jetzt nur in der Ferne eine unbekannte Engelsgeſtalt geſehn zu haben meinte, und der mit einem Male jetzt das Gefühl mit klaren Worten ausgeſprochen hörte, das er ſich ſelbſt nie zu geſtehen gewagt hatte! — —

Herabgeſtürzt ſah er ſich jetzt von der Höh, die er durch frommen Aufflug errun-

gen zu haben glaubte, herabgeſtürzt und einer irdiſchen Leidenſchaft zum Raube hingegeben! Wehmüthige Beſchämung erfüllte ſeine ganze Seele, und er beſchloß mit ſchwerem Kampfe, das, was er jetzt für unvermeidbar hielt: die eiligſte Entfernung von dem Zauberorte.

Er glaubte jetzt ſchon ſo viel Kräfte zu haben, um den Weg zu ſeinem Heer unternehmen zu können; nur die Rückkehr des Grafen glaubte er erwarten zu müſſen, deſſen Haus er doch nicht ohne Abſchied und Dank verlaſſen wollte, und welchen man in dieſen Tagen zurück erwartete.

Mit matten Schritten verſuchte Heinrich im Zimmer auf- und abzugehen, um ſeine ſchwachen Kräfte zu prüfen und zu üben, und fand einige Beruhigung in dieſer willigen Anſtrengung ſeiner Thätigkeit, wie dieſe immer einen ſtärkenden Balſam beut für ein verletztes, beunruhigtes Gemüth. — Als am nächſten Abende ſpät die Stille wie-

der um ſein Lager waltete, und er eben vor dem Entſchlummern ſich noch mit ſeinem Gott berieth, — da klangen wieder aus dem nahen Zimmer die ätheriſchen Harfenlaute, und die Worte, die ſie begleiteten, ſtimmten wunderbar deutſam zu den Förderungen ſeines bewegten Innern. —

So tönte der aufſtrebende Geſang:

Hienieden blüht auf Lenzes Flur
Für unſrer Sehnſucht Kuß,
Die zarte bleiche Lilje nur,
Und beut uns milden Gruß;

Und füllt mit Ruh die arme Bruſt,
Mit Ahndung unſer Herz,
Mit Ahndung von des Himmels Luſt,
Wo iſt des Kampfes Schmerz?

Wem früh der höhre Ruf erklang
Im Buſen rein und tief,
Treu folg' er dem geheimen Drang,
Der weihend aufwärts rief!

Der Himmel zieht das Herz hinan,
Das ihm ſich eigen gab;
Ein Strahl auf unſre Pilgerbahn
Fällt aus der Höh herab!

Hinauf, hinauf den Blick gewandt!
Hier iſt die Prüfungszeit;
Der Thränen und der Sehnſucht Land; —
Heil dem, der ſiegt im Streit!

Die Stimme ſeines Engels meinte der Ritter in dieſen Worten wieder zu vernehmen, die ihn mit ſich ſelbſt verſöhnten, indem ſie ihm die höhere Natur jenes theuern Weſens verbürgte, das ihm ja ſelbſt den Flug nach Oben anwieß.

Geſtärkt war ſein Entſchluß; und als man ihm am Morgen eines der darauf folgenden Tage die Nachricht brachte, daß der Graf des Abends vorher zurückgekommen ſey, ſo ſandte er einen Diener an den Grafen, ihn um Vergunſt eines Abſchiedsbeſuches und um ein Roß für ſeinen Weg zu bitten.

Das Letztere habt Ihr nicht nöthig, Herr Ritter," erwiederte der Diener; unser Herr hat schon vor seiner Abreise einen Diener Befehl gegeben, ein Roß für Euch bereit zu halten und Euch zu begleiten, wenn Ihr vielleicht vor seiner Rückkehr besser würdet und nicht länger verweilen wolltet. Ihr dürft also nur gebieten, wenn man es satteln soll.

Zu dieser Stunde! — rief der Ritter in schmerzlicher Hast. — Oft wenn das Höhere in uns einen Entschluß erfiegt hat, so lauscht das Menschliche doch noch aus dem Hintergrunde des Herzens hervor, geheim hoffend und wünschend, daß ihm die Aussenwelt doch vielleicht noch ein Hinderniß entgegensetzen möge; wir sprechen stolz den edeln Entschluß aus und beben doch in uns zurück, wenn er sich ohne Widerspruch erfüllt. —

In beklommener Eil' hatte sich Heinrich zur Reise fertig gemacht, und stand

nun an der Thür; noch einmal blickte er ſich in dem Zimmer um, in dem er ſo unvergeßliche Stunden verlebt hatte, und ſtieg dann mit eilenden Schritten die Treppe hinab.

Eine geheime Angſt vor einem Rückfall der Schwäche, die er nur eben mühſam überwunden hatte, ſchien ihn ſo raſtlos fortzudrängen, und gleichwohl ſtieg in ihm der Wunſch unwiderſtehlich auf, auch die holdſelige Maria vor ſeinem Scheiden noch einmal zu ſehen, auch ihr ein ſeelenvolles Lebewohl zu ſagen.

Man ſagte ihm, als er herunter kam, der Graf befinde ſich mit ſeiner Gemahlin und Tochter im Garten, und er ging mit klopfendem Herzen dahin.

Ein friſcher Duft kam ihm entgegen, als er in den feiernden Garten trat; es war ein ſchöner Morgen; die Sonne lächelte aus blauer Luft und ſpiegelte ſich funkelnd in den thauigten Perlen, die rings umher auf

den zitternden Blättern und Blumen ausgeſtreut lagen. Die Vögel ſangen, und der friſche Morgenwind wehte die Sträucher ſäuſelnd an einander. Alles winkte und flüſterte dem hindurch eilenden Ritter entgegen, und ſchien ihm zur Geneſung Glück zu wünſchen.

Er hatte die nächſte Terraſſe erſtiegen, als er auf einem von Pomeranzenbäumen beſchatteten Raſenſitze den Grafen mit ſeiner Gemahlin allein erblickte; die, nach welcher ſein Herz fragte, ſuchte ſein unruhiger Blick vergebens rings umher. Langſam nahte er nun den Sitzenden, die unter traulichem Geſpräch das Frühſtück einnahmen.

Sobald der Graf den Nahenden gewahrte, ſtand er auf und kam ihm höflich einige Schritte entgegen. Heinrich erkannte nun in ſeiner Geſtalt und Miene ganz den Mann, den er ſich vorgeſtellt hatte; das edle Wohlwollen, das ſich in ſeinen Handlungen zeigte, war auch in ſeinen Zügen ausgedrückt, und wurde durch eine gewiſſe gutmüthige Rauheit

nicht gemindert; alle seine Bewegungen trugen, ohngeachtet seiner grauen Locken, noch einen Ausdruck von kriegrischem Feuer. — Er empfing den Jüngling mit einem herzlichen Händedruck, während seine Gemahlin ihn durch einen milden freundlichen Blick willkommen hieß.

Vergeiht, Herr Graf, sagte Ulrich, und Ihr, gnädige Frau, daß ich unangemeldet vor Euch trete. Ich komme, Euch für alle die Wohlthaten zu danken, die Ihr mir in so reichem Maß erwiesen habt. Billig kann ich das Leben, das ich jetzt lebe, als ein Geschenk von Euch — —

Sprecht nicht von Dank! unterbrach ihn der Graf; ich muß es dem Himmel danken, daß es mir gelungen ist, der Christenheit einen so wackern Kämpfer zu erhalten. Auf Eurer Brust war es zu sehen, daß Ihr dem Feinde nicht den Rücken kehrtet! — — Nun, nehmt doch Platz bei uns und Theil an unserm Frühstück!

Herr Graf — — nahm Heinrich wieder das Wort —

Keine Umstände! rief der treuherzige Graf; — nun wollen wir uns gütlich thun! denn nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Verzeiht! entgegnete Heinrich, ich komme zugleich, um Abschied von Euch zu nehmen. — Meine Kräfte sind wieder hinlänglich hergestellt, und meine Pflicht — ruft mich zum Heere.

Und nicht wahr, ohne Euren Arm, — setzte lächelnd der Graf hinzu — wie sollten denn die Heiden gedemüthigt werden? Schon gut! ich verstehe Euch! das ist das junge Blut, das hat nicht Ruh noch Rast; man sehnt sich ins Gewühl der Schlacht, in die Reihn muthiger Gefährten, wo alle Kräfte sich in fröhlicher Gemeinschaft üben können!

Das Feuer, womit der ehrwürdige Krieger der eignen thatenvollen Jugend gedachte, ergriff auch die Seele des hochherzigen Jüng-

lings; mit Wohlgefallen, und ſeiner Sorgen ganz vergeſſend, hörte er zu, wie das Band fröhlicher Jugenderinnerungen ſich einem verwandten Weſen gegenüber löſte.

Freudig — ſo fuhr der Graf in ſeiner fröhlichen Begeiſterung fort — freudig hebt ſich das Herz den feindlichen Schwertern entgegen; eine empfangne Wunde hält man ſo hoch, als ein verehrtes Geſchenk; man glaubt gar nicht recht Krieger zu ſeyn, ſo lange man nicht eingeſegnet iſt mit dem Schwert. — Ihr nun, fuhr er mit einem wohlgefälligen Blick auf Ritter Heinrich fort, — hättet wohl vor der Hand der Weihe genug, und könntet billig noch einige Zeit bei mir bleiben! Ich läugne nicht, Ihr thätet mir einen Gefallen daran; Ihr gefallt mir, und ich verſpräche mir recht angenehme Stunden von Eurer Geſellſchaft. — —

Wie gern benutzt' ich Eure Güte! rief Heinrich — wenn nicht —

Nun wohl! ſagte der alte Graf, ich ſehe wohl, Ihr ſeyd feſt in Eurem Entſchluſſe, und ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, Euch wider Eurem Willen vom Kampfe für den Glauben abzuhalten. Nein, wenn es Euch der innre Ruf gebeut, ſo zieht mit Gott, mein lieber Ritter! Eins meiner beſten Roſſe hat ſchon längſt für Euch bereit geſtanden. —

Aber Ritter, ſagte die Gräfin, die bisher geſchwiegen und nur einen theilnehmenden Blick auf dem Jüngling hatte ruhen laſſen; — Ihr ſeyd noch ſehr blaß! — Ihr überſpannt Eure Kräfte; und ſehr leid ſollte mir es um Euch thun, wenn Euch ein Uebel zuſtieße. —

O, womit hab' ich dieſe Güte, dieſe freundliche Sorgfalt verdient? rief der Ritter bewegt; Euer Mitleid, edle Frau, rührt mich im Innerſten der Seele.

Und muß ich denn nicht für Euch ſorgen? erwiederte die Gräfin, mit huldvollem

Lächeln, — Ihr ſeyd in fremden Lande, habt Niemand, der ſich Euer annimmt, auch iſt das Mitleid ja aus Frauen angeboren, wie Euch der Muth.

O ſchönes und beglückendes Erbtheil! rief der Ritter.

Und ich weiß nicht, fuhr die Gräfin fort, ſo oft ich ſolch ein junges Leben verlaſſen in heimloſer Fremde ſehe, ſo muß ich unwillkührlich an die arme Mutter denken, die ſo ihr theures Gut der Ferne hingeben muß, ohne ihm Hülfe bringen zu können. — Nicht wahr, Ihr habt doch auch noch Eltern, lieber Ritter?

Heinrich verbeugte ſich bejahend; ein wehmüthiges Vorgefühl, daß er ſie wohl nicht wieder ſehen werde, ergriff ihn tief; er wandte ſich und blickte über den Rand der Terraſſe nach der Himmelsgegend hinüber, in welcher ſeine ferne Heimath lag. —

Der Graf überließ ihn nicht bei ſeiner betrachtenden Schwermuth, er zog ihn aufs

nen in lebhafte Geſpräche; ſein ganzes Kriegsfeuer kehrte zurück in der Unterhaltung mit dem Jüngling, welcher ſo ganz nach ſeinem Herzen ſprach; und auch Heinrich zögerte willig; unbewußt hoffte er noch immer die erſcheinen zu ſehen, aus deren Nähe er ſich auf immer verbannen wollte. Er hoffte es leis, und doch zuckte ein ſüßes Schrecken durch ſein ganzes Weſen, als er die weiße, glänzende Geſtalt jetzt einen langen Baumgang herunter wandeln ſah. —

— Dort kömmt auch unſre Maria vom Pomeranzenwäldchen her! ſagte der Graf, ſie erblickend.

Und iſt es mir wohl vergönnt, auch Eurer edeln Tochter Lebewohl zu ſagen? — fragte Heinrich, um ſeine Verwirrung vor den auf ihn gerichteten Blicken zu verbergen, und ging der Nahenden einige Schritte entgegen. —

Die linde Luft ſpielte mit den Falten ihres Gewandes, und mit den langen ſeidnen

Locken, die aufgelößt um ihre Schultern wallten, denn ſie hatte den Schleier zurückgeſchlagen und den Strahlen der Morgenſonne ihr liebliches Antlitz eröffnet, ſo daß die zarten Roſen ihrer Wangen ätheriſch ſchienen. In ihre Gedanken vertieft, mit niedergeſchlagnen Augen wandelte das Fräulein und ward den Ritter nicht eher gewahr, als bis ſie das Geräuſch ſeiner nahen Tritte aus ihren Träumen weckte.

Sie ſchlug die Augen auf, und die Sonne beſpiegelte ſich nun in den zwei ſchönſten Thautropfen des Gartens. Heinrich meinte den Himmel aufgehn zu ſehen, als ſie ihm gegenüber ſtand; die Bäume um ihn her ſchienen zu ſchwanken, und er vermochte nur wenige Worte von dem hervor zu bringen, worauf er ſich ſo lange vorbereitet hatte; während auch ſie von Ueberraſchung und heimlicher Freude gefeſſelt, ſprachlos ſtehen blieb.

Darf ich, Fräulein, — ſagte er endlich erröthend, — darf ich auch Euch für die

Milde danken, womit Ihr Euch eines verwundeten Kriegers angenommen habt?

Ich, Ritter? entgegnete die Jungfrau, und ihre Wangen färbten sich mit höhern Purpurroth. — Ihr irrt Euch wohl — —

Wie? meint Ihr — fiel der Ritter ein, — daß ich den Engel nicht kennen sollte, der mir in Stunden des Schmerzes Erquickung gebracht hat? — O verschmäht nicht so hart den armen Dank, das Einzige, was ich Euch bieten kann! Ich komme jetzt, Euch Lebewohl zu sagen; in wenig Stunden werd' ich fern von hier seyn. —

Wie, Ihr wollt scheiden? rief das Fräulein, von ihrer Empfindung überrascht.

Und muß ich nicht? — rief Heinrich, hingerissen, mit einem Blick und Ton, der sie wohl einen Blick in die Welt seiner Gefühle thun, der sie bebend in ihr eignes Inneres blicken ließ. — Und schnell ihre Kraft aufbietend, sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

Wohl, ſo zieht denn mit Gott, mein edler Ritter! — Wer ſo, wie Ihr, das Kreuz auf ſeinem Herzen trägt, — fügte ſie mit einem Blick auf ſein Ordenszeichen hinzu, — der gehört keinen irdiſchen Banden an. Höher geht Eure Bahn! Betet dereinſt für mich, wenn Ihr als Heiliger vor Gottes Throne ſteht. —

Erholung kam dem Ritter bei dieſen Worten und Kraft zu dem ſchmerzlichen Scheiden von ſeinem kaum begrüßten Glück. — Die nächſte Stunde fand ihn zu Roß ſchon fern dem Ort, der ihn ſo unvergeßlich geworden war, und auf dem Weg zu ſeinem großen Ziele. — Und wenn die Wunden ſeines Innern wieder im Stillen bluteten, ſo fiel ein Lichtſtrahl in ſein Herz, und ſich erhebend empfand ſeine Seele, was ſpäterhin ein großer Sänger ausgeſprochen hat:

Luſt ward hier dem Wurm gegeben,
Und der Seraph ſteht vor Gott!

— Die Schlachten von Rama und in den Gegenden des Libanon gegen den furchtbar mächtigen Saladin bezeichneten die darauf folgenden Jahre, und zogen in ihr verhängnißvolles Dunkel auch das Schicksal und Leben des edelgeweihten Heinrich. — —

Clatho mit dem blauen Auge, *)
Sieh von deinem Hügel her!
Siehe deinen Morgenschimmer;
Heere wallen unter ihm; — —
— Weiter blicke nicht!
Es ist Nacht! — —

*) Ossian, Fillans Tod.

VI.

Verfehlte Wahl.

Nachtstück.

Aus einem größern Ganzen.

Heilige Liebe! Aufblitz der Seele zu ihrem ersten, seligen Ursprung, zu dem Himmelsfeuer, aus dem sie geschaffen ist! o warum mußt du dich doch so oft zum Mittel irdischer unedler Zwecke dich erniedrigt sehen? du höchster Zweck des Lebens in dir selbst! Warum mußt du so oft in Männerherzen der Begier nach Ehre, nach Reichthum, oft auch — nach Rache weichen? in weiblichen dem niedern schwachen Wunsch nach Verfor

gung, nach einem bequemen, ſinnlich glückli-chen Leben? Nur zu ſicher zeigſt du denen, die dich verläugnet haben, einſt deine göttliche Gewalt; — aber dann iſt ſie das Licht, das einen Abgrund beleuchtet!

Schüchtern blickte Eulalia an der hohen Geſtalt ihres Gemahls empor, der ſinnend mit verſchränkten Armen ſtand und auf den Kreis ſeiner häuslichen Umgebungen niederſah, auf einen Kreis der Andern wohl beneidenswerth hätte ſcheinen können, — auf ein ſchönes Weib und blühende Kinder. — —

Hoch und edel und ſchön, wie ein Halbgott, war der Mann, welcher dennoch nicht fähig war, ein einfaches Weib zu beglücken, weil nicht das Band der wahren einzig weihenden Liebe, beide in ihrer Art gute Menſchen, zuſammengeführt hatte.

Eulalia, das zärtlich gepflegte Lieblingskind einer verſtorbenen Mutter, fühlte

ſich unglücklich unter den Befehlen der zweiten Gattin ihres Vaters, des Präſidenten von S.., die einen merkbaren Unterſchied zwiſchen ihr und ihren eignen Töchtern machte, ſo wie gewöhnlich die minder edeln Seelen unter dem weiblichen Geſchlecht, ihre Kinder nicht darum lieben, weil ſie Kinder des geliebten Mannes, ſondern einzig, weil ſie die ihren ſind. Eulalia hatte in Hiolm einen Retter aus ihrer unerfreulichen Lage und durch die Verbindung mit dem angeſehnen Fremden ein ſorgenfreies, bequemes Loos zu finden gedacht, ohne den ganzen hohen Werth des ihr gebotnen Herzens zu fühlen, oder je faſſen zu können.

Graf Hiolm hatte ſein nordiſches Vaterland verlaſſen müſſen, weil er an deſſen bürgerlichen Unruhen, von edeln Eifer hingeriſſen, einen begeiſterten, gerechten, aber gefahrvollen Antheil genommen hatte. — In dem Hauſe des Präſidenten, des Vaters Eulaliens, eingeführt, bewegte ihn der Trüb-

ſinn der überſehnen Eulalia; er glaubte aus der großmüthigſten Theilnahme gegen ſie zu handeln, als er ihr rettend ſeine Hand anbot, während doch der eigentlichſte tiefſte Beweggrund ſeiner Handlung Rach' und Verzweiflung über die Untreue einer Frühergeliebten war.

Die Geſchichte Hiolms war kurz und doch beſchloſſen; ſeltſam und doch bei der damaligen Lage ſeines Vaterlandes ſehr natürlich. Er hatte die Glut der erſten Liebe, wie ſie nur ein tiefes, ſtarkes Herz zu fühlen fähig iſt, der edlen Maria von Sture geweiht, und von ihr die zärtlichſte Erwiederung erhalten, von ihr, die ganz ein ſolches Herz zu verſtehen vermochte. Die Zeit befeſtigte die edle Wahl, da Hiolm nur nach ſeiner vollendeten Beſtimmung im Staate das Glück ſeiner Liebe vollziehen wollte, und auch Mariens Vater ſtimmte darein; — als jetzt die Stürme der bürgerlichen Unruhen den heitern Himmel der Liebe trübten. — Hiolm

liebte Marien mehr als ſein Leben; allein er liebte ſie nicht ſo ſehr, als die Sache ſeines Vaterlandes; er würde geglaubt haben, ſich verachten zu müſſen, hätte er um ihretwillen die Parthei aufgeben können, die er mit inniger Ueberzeugung ergriffen hatte, obgleich Mariens Vater ein erbitterter Anhänger der entgegengeſetzten Parthei war und für Mariens Hand zur unerläßlichen Bedingung machte, daß Hiolm von der bisher behaupteten zu der ſeinigen übertrete.

Erzürnt über die hartnäckige Anhänglichkeit des Standhaften an ſeiner heiligen Ueberzeugung, erklärte Mariens Vater alle Verträge mit ihm für null und nichtig, und ſagte ſeiner Tochter einem der Seinigen, einem Herrn von Berg zu.

Eine ſeltſame Miſchung von Schmerz und Freude bemächtigte ſich bei der erſten Nachricht von dieſem fürchterlichen Schlage Hiolms enthuſiaſtiſcher Seele; er gefiel ſich für einen Augenblick in dem ungeheuern Opfer, daß er

der Pflicht, der Vaterlandstreue brachte; doch — — nur zu bald behaupteten Liebe und Verzweiflung ihre Rechte; er fühlte, daß er mit diesem Opfer allen Ansprüchen auf Glück entsage; — und dennoch wankte er nicht. Der Gedanke, Mariens Hand gewaltsam zu erringen, konnte keinen Eingang bei ihm finden, er wußte, wie grenzenlos ihre kindliche, ehrfurchtsvolle Liebe gegen ihrem Vater war; allein er verließ sein Vaterland von dem Troste begleitet, daß auch die Geliebte seinen Verlust als unersetzbar beweinen werde. Dieß ist die räthselhafte Stelle im menschlichen Leben, wo sich die Zärtlichkeit selbst an dem Schmerz des geliebten Gegenstandes weidet.

Marien selbst noch einmal zu sehen, war dem scheidenden Hiolm nicht vergönnt; allein wenigstens die Stätte wollte er noch einmal begrüßen, wo in den Tagen glücklicher Schwärmerei die Liebenden sich einen Baum am Gestade des Meers geweiht hatten, in den sie ihre Namen gruben und an den sie nun

auf immer die ſüßeſten Erinnerungen knüpf-
ten. Hiolm ſuchte die hoch ſich wölbende
Buche auf, die ihm flüſternd ihre Zweige
entgegenbreitete, als wolle ſie den armen Lieb-
ling tröſten über ſein verlohrnes Glück. —

Der Mond ging eben feierlich am Vorge-
birge auf, und brach ſich in den Wellen des
Strandes, und ſtrahlte blendend von den weiſ-
ſen Kreidefelſen wider, die ſich auf der ge-
genüber liegenden Inſel aneinander reihten. —
Hiolm ſuchte in der hellen Beleuchtung die
Namen auf, die er und Marie in die Rinde
des Baums gezeichnet hatten, und er fand von
den theuern Zügen der Geliebten den Schwur
der Treue eingegraben, der Treue bis zum
Tode. Mit pochendem Herzen fügte er den
ſeinigen hinzu und verließ noch dieſe Nacht
ſein Vaterland mit einer Art von Begeiſtrung,
von erhobnen Vergeſſen alles Irdiſchen um ſich
her. Er wußte, daß, wenn auch Marie
dem Aeußern nach der Macht des väterlichen
Willens würde weichen müſſen, ſie doch ewig

mit ſein und keines Andern wahres Eigenthum ſeyn werde. Ihre Liebe für ihn, ihr Schwur, vielleicht auch der geringe Werth ihres Neuverlobten, der kein andres Verdienſt hatte als ſeinen Rang, und keinen Sinn als für Mariens Reichthum, dieß Alles gab ihm eine tröſtende Verſicherung, die ihn dem erwachenden Schmerze nie ganz unterliegen ließ.

Marieus Bild blieb der Schutzgeiſt ſeiner einſamen Tage bis die Nachricht, die ihm einſt ein aus der Heimath kommender Landsmann brachte: Maria fühle ſich vollkommen glücklich in ihrer neuen Verbindung, und ſein Andenken ſcheine gänzlich bei ihr verloſchen zu ſeyn, ſein ganzes Weſen in den Grundveſten erſchütterte.

Er war eines Morgens aus einem lieblich langen Traum erwacht, welcher das ganze Gemälde ſeiner Vergangenheit mit blendenden Farben vor ihm aufgerollt hatte; einen neuen Kampfes bedurfte es, um die ſtürmiſch erwachten Geiſter der Lieb' und Sehn-

ſucht' wieder zu beſchwören, als ihn jener Freund aus der Heimath, in ſo bewegter empfänglicher Stimmung fand.

Hiolm beging den Fehler, den oft der Warmbegeiſterte einem kältern, minder zartfühlenden Herzen gegenüber begeht: er enthüllte einen Theil ſeines reichen, beſeligten Innern, und veranlaßte auf dieſe Weiſe ſelbſt den tödtlichen Streich, der ihn in wenig Augenblicken niederſchmettern ſollte; er ſprach mit Schwärmerei von ſeiner unerſchütterlichen Liebe für Marien, von welcher Jener unterrichtet war. — Wie, Hiolm? rief der Andre verwundert, Du könnteſt einer ſo ſeltſamen Schwärmerei nachhängen? — weißt Du nicht, daß Marie die Gemahlin eines Andern iſt?

Ich weiß es, — lächelte Hiolm ſtolz.

Du weißt es? fuhr Jener fort, und ungeliebt könnteſt Du eine ſo abentheuerliche Treue nähren?

O mein Bruder! — rief Hiolm in ſeiner der Wehmuth ſo zugänglichen Stimmung,

—, indem er mit leuchtenden Augen die Hand der Andern ergriff, — wühle nur die alte Wunde wieder auf! ſage mir Alles, was meine Lage Verzweifelndes haben mag, den einzigen Troſt kannſt Du mir doch nicht nehmen, — (er ſah ihn dabei mit einem Blicke an, in dem eine hohe Ruhe durch eine zergehende Thräne ſchimmerte) — den Troſt einzig und ewig von ihr geliebt zu ſeyn!

Nun wahrhaftig, — brach Jener aus — Dein Glaube iſt groß!

Und Du könnteſt ihm widerſprechen? rief Hiolm, indem er heftig aufſprang. —

Lieber Freund, entgegnete der Andre, Du denkſt Dir Marien trauernd in unverletzter Treue, und hätteſt Luſt, Dein Leben, ihr zu Gefallen, mit zu vertrauern, während ſie auf die heiterſte, glänzendſte Weiſe lebt; ihr einnehmendes Talent für die Dichtkunſt, das Du früher an ihr gekannt haben wirſt, fängt an, Aufſehen zu erregen; ihr wird am Hofe ſehr geſchmeichelt. —

Ach wohl hab' ich dieß einnehmende Talent gekannt! ſeufzte Holm in ſich zurückſinkend. —

Und ohne dieſes Alles fuhr Jener fort — lebt ſie ſehr glücklich in ihrer neuen Verbindung, in die ſie ohne Schwierigkeit gewilligt hat. —

Um Gotteswillen! rief Holm, indem er beide Hände des Sprechenden ergriff, — biſt Du gekommen, mich zu tödten?

Dich von einer hoffnungsloſen, leichtgläubigen Schwärmerei zu heilen, erwiederte der Nüchterne. — Die ganze Hauptſtadt iſt überzeugt davon, daß ſie den neuen glücklichen Ehemann recht zärtlich liebt; ich ſelbſt war auf dem letzten Hofball Zeuge ihres heitern, liebevollen Betragens gegen ihm, und harte meine Betrachtung darüber, wie ſchnell die Neigung doch in Weiberherzen wechſelt!

Dieß war zu viel für die mächtige Empfänglichkeit Holms, der mit zerreißendem Schmerz ſeine gutmüthige Leichtgläubigkeit

verrathen, verspottet fühlte. Sein Landsmann konnte die Fortsetzung seiner dringenden Reise nicht länger aufschieben, und ließ ihn in einem Zustande zurück, den seine lebhafte Fantasie zum Unglückvollsten machte.

Daß der Erzähler sich einst selbst um Mariens Gunst beworben und von ihr keine Erwiederung seiner minder zärtlichen, als ihr es in Liebe erhalten hatte, daß er daher ihr Betragen mit den Augen der Eifersucht und der beleidigten Eigenliebe gesehen hatte, ja daß er selbst unwillkührlich die eigne Bitterkeit auch dem Herzen des Freundes mitzutheilen wünschte, daran dachte der leidenschaftliche Hjalm nicht; er sah sich nur als den Vergeßnen, als den Aufgeopferten einer neuen Verbindung.

Die Macht des Schmerzes ward diesmal durch den noch mächtigern Stolz überwogen. Nein! rief er aus, den Spott will ich zum mindesten nicht erregen! Ich will zeigen, daß ich über eine verschwendete, genißhaf-

delte Zärtlichkeit zu siegen weiß! — Arme, verlaßne Eulalie! Du würdest mich lieben! Du würdest in mir einen Retter finden!

So mischte sich ein Gefühl seiner natürlichen Großmuth in das Hauptgefühl der Rache, das ihn zu Eulaliens Wohnung fortriß. Aber Rache, die den geliebten Gegenstand treffen soll, richtet sie nicht immer ihren Stachel gegen das eigne Herz? —

Eine treffliche mütterliche Verwandtin, deren richtiges Gefühl durch mannichfache Erfahrungen in der Welt bereichert worden war, hatte Eulalie vor dem Umwege gewarnt, zu dem ihr Kleinmuth und ihr Hang zu einem milden bequemen Leben sie verleitete.

„Ich habe Dich, schrieb ihr die treffliche Frau, von den ehrenden Aufmerksamkeiten des edeln Hiolm ausgezeichnet gesehen, und ich zweifle nicht, daß er Dir bei der leidenschaftlichen Raschheit seines Wesens und bei der Lage seines Schicksals seine Hand anbieten wird. —

Ich fühle ganz das Blendende, was in diesem scheinbaren Glück liegen würde, — und dennoch — ich kenne Dich; ich habe Holm in seinem Vaterlande mehrere Jahre lang genau kennen lernen, und vor mir liegt die ganze trennende Verschiedenheit Eurer Gemüther, die sich nie in Harmonie lösen wird.

Laß mich aufrichtig reden, liebe Eulalie, Du bist schön und Du bist liebenswürdig; Du wirst eine gute Hausfrau und das Glück eines einfachen Mannes seyn; aber diese Feuerseele erfüllst Du nie. Die Tiefe seines Gemüths, das mit einer reichen, großen Liebe, eine Welt umfassen und beglücken möchte; die Fülle seiner Ideen, die Blitzesschnelle seiner glühenden Fantasie! — — —! Du wirst ihn nie fassen können, Du wirst Dich arm, beschränkt, verzagend neben ihm fühlen, neben ihm, den nicht Leidenschaft, den nur Bedürfniß eines heißen, liebefähigen Herzens nach Zärtlichkeit und Mittheilung zu Dir führen würde.

Es iſt ein weiſes Geſetz unſrer Vorältern, das Mißheirathen verbietet; nur daß man um des großen Haufens willen die Grenzen an den äußern Unterſchied der Stände band, bei denen man eine höhere oder geringere Bildung vorausſetzen mußte. Man konnte, wie bei allen Geſetzen, nur die äußern ſcharfen Linien ziehen, und der tieferen weiſen Menſchlichkeit mußte es überlaſſen bleiben, ſie auf jeden einzeln vorkommenden Fall in ihrer Milde anzuwenden. Du kennſt mich zu gut, um mir eine lächerlich ſtolze Unterſcheidung der Geburt — der äußern Glücksumſtände zuzutrauen, aber die eigentlichen Mißheirathen in einem höhern moraliſchen Sinne haß' ich von Grund meines Herzens. Kann ſich der hohe majeſtätiſche Schwan, oder der ſonnenaufflie-gende Adler mit der kleinen Heidelerche paaren? — Ganz zu faſſen vermag wohl das Weib die Größe des Mannes nicht, aber ſeine Theilnehmerin, die Gefährtin, die Schweſter ſeiner Seele ſoll ſie ſeyn!

Suche, meine Eulalie, Dich mit mehr Gelaſſenheit in Deine gegenwärtige Lage zu finden, und ſicure dieſer allzugroßen Verletzbarkeit und dieſem Hang zum Trübſinn, der Dich manches ſchwerer aufnehmen läßt, als es gemeint iſt. Ein etwas herbes Jugendleben iſt ſtets eine glückliche Vorbereitung auf den beſten Eheſtand, wo weibliche Geduld und ſanfter Frohſinn ſtets eine reiche Wirkſamkeit haben.

Sicher wird Dir die Vorſicht den zuführen, den zu beglücken Du geſchaffen biſt. Wie ſchrecklich, wenn Du ſchon durch ein andres verfehltes Band gefeſſelt wärſt, in dem Augenblick wo er Dir erſchiene! Oder wär' es nicht, ſollteſt Du unter die gemeine Klaſſe gehören, die ohne wahre Liebe, den einzigen würdigen Beweggrund der Ehe, nur die Vortheile der Frau um das höchſte Gut des Menſchen, um ihr edleres Bewußtſeyn kaufen?

Wirf Dich, mein gutes Kind, in die Arme einer liebenden Vorſehung! Die zarte freund-

liche Zufriedenheit des weiblichen Herzens weiß oft da Blumen zu finden, wo sie des Mannes stolzer Eigensinn zertritt. —

Eulalie ahnete wohl die Wahrheit aller dieser gewichtigen Worte; allein sie war nicht stark genug, ihnen zu folgen. Sie konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß es nicht das eigentliche Selbst des edeln Hiolm war, das sie anzog, und nicht wie Julie zu dem geliebten Romeo konnte sie sagen:

Wohlan, so schwör bei Deinem edlen Selbst!
Dem Götterbilde meiner Anbetung.

Si fand das Aeußere Hiolms schön, doch nicht unvergleichbar, und ein andrer biedrer und annehmlicher Mann würde ihr schmerzlos seine Stelle ersetzt haben.

Der Antrag des Grafen, den er ihr unverweilt in jener Aufwallung von Schmerz und Verzweiflung über die erhaltne Nachricht von Mariens Vergessen that, überraschte sie zu verblendend; sie willigte ein, und — die Vermählung ward mit Glanz vollzogen.

Ein ahnender Schauer zuckte durch Hiolms Herz, als er am Altar das verhängnißvolle Ja aussprach. —

Nur zu bald ward die warnende Weissagung jener hochsinnigen Freundin erfüllt. Hiolm fühlte die Pflichten seines neuen Standes wie ein drückendes Gewicht auf seinen Schultern. Zwar war er zu gut und zu großmüthig um nicht mit allen seinen Kräften gegen die Ueberzeugung seines Unglücks zu kämpfen; er betrug sich freundlich, liebevoll, gefällig gegen Eulalien, aber kann jemals der Zwang den unnachahmlichen Ausdruck jenes holden liebenden Vertrauens, jener seligen Hingebung erreichen, welche nur wahrer Sympathie der Geister eigen ist? Unablässig drängte sich ihm dunkel das Gefühl auf, sich an ein Wesen gefesselt zu haben, das ihm nicht gleich war.

So schlichen fünf bange Jahre hin. Auch Eulalien konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich jene Worte der Warnung erfüllt hatten, unwillkührlich brach oft der innre Unmuth

aus der heftigen ungleichen Stimmung ihres Gemahls hervor, die ihre reizbare Empfindlichkeit verletzte, ohne daß sie die mind ste Fähigkeit besaß, sie zu beschwören. Beide wurden zwar schon durch die feinern Sitten ihres Standes von jedem unwürdigen, unschonenden Auftritt abgehalten; allein sie litten beide im Innern.

Minder unglücklich war indeß Eulalie als Hiolm, dem sein tieferes Gemüth auch in einem höheren Grade die furchtbare Fähigkeit zu leiden gab. Eulalie fand Entschädigung, und zeitverkürzende Ergötzlichkeit in der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten; nie schloß dagegen Hiolm seine beiden Kinder ohne eine geheime Qual ans Herz; sein zarteres Gefühl schien ihm seine Ehe eine Versündigung an den heiligen Gottheiten der Natur und Liebe zu nennen.

Eulaliens früh eingeprägte Grundsätze von Pflichten einer Gattin, die Befriedigung, die sie in zwei lieben Kindern fand, und die

gewohnte Idee von der Unwandelbarkeit ihres Schickſals, ließen in ihrem Gemüth auch keinen beſtimmten Wunſch darnach aufſteigen; auch war ihre äußre Lage ſo frei und glücklich, als ſie es irgend wünſchen konnte; daß ihr Hiolm die unumſchränkte Anordnung des Hausweſens und die vollkommne Freiheit überließ, jedes kleine weibliche Vergnügen des Putzes oder andrer Zerſtreuungen reichlich zu befriedigen, lag ſchon in ſeinem großartigen Charakter; doch war ſie zu redlich, als daß ſie ſich an dieſem ſelbſtſüchtigen Genuſſe, an dieſen nur ſie treffenden Vortheilen hätte befriedigen ſollen; es konnte ihr nicht entgehen, daß ſie ihrem edeln Gatten das nicht dagegen gab, was ihn allein hätte beglücken können, ihm das nicht war, wonach ſich ſeine Seele ſehnte: mitfühlende, vollerwiedernde Gefährtin ſeines Lebens.

Eine heimliche Verwundrung bei zufälligen Aeuſſerungen ſeines eigenſten Weſens, ein fremdes entzauberndes Staunen konnte ſie nie ganz verhehlen; das Außerordentliche war

ihrer Natur zu fremd, als daß es ihr an ihrem Gatten hätte Neigung abgewinnen sollen; der unglückliche Hiolm umfaßte sie zuweilen im Drange inniger, liebender Mittheilung; seine strahlenden Blicke drangen sehnsüchtig in die ihrigen; eine schüchterne, nicht einverstandne Frage schwebte nach den wenigen seelenvollen Worten seines Affekts zu ihm hinauf, wenn er sich längst gefaßt, errathen glaubte. Das Lächeln, das sich dann halb schmerzlich, halb unwillig um seine Lippen zog, wenn er sich von ihr entfernte, erregte ihr stets die empfindlichste Kränkung; um so empfindlicher, da sie nicht die mindeste Aussicht hatte, sie künftig abzuwenden. Fehler, ihm mißfällige Eigenschaften, hätte sie mit ihrem pflichtmäßigen, redlichen Bestreben ablegen können; das, was ihr fehlte, konnte sie sich nicht geben.

Eulalie hatte, wie Täuschende ihres Geschlechts, das wohl zu übereilte Vertrauen, das arglose Herz ihres Liebhabers getäuscht, indem sie ihm das für Liebe nehmen ließ, was

nur Wunsch nach Schutz, nach einer bequemeren Lage gewesen war; sie hatte beides erlangt; daß sie nicht glücklich war, lag in den himmlischen Gerechtsamen der Liebe, die das, was Eitelkeit und weichlicher Kleinmuth geschaffen hatten, unmöglich mit ihrem Segen krönen konnte.

Ein gefährliches Fieber hatte jetzt Eulalliens ohnedem zärtliche Gesundheit erschüttert, die zarten Rosen ihrer Wangen wurden bleicher und bleicher, aber die Schönheit ihrer sanften regelmäßigen Züge trat um so auffallender hervor. Um so bezaubernder wäre sie für den Blick der Liebe gewesen, in Hiolm erregte sie nur ein quälendes Gefühl; er sah sie leiden, sah sie wochenlang an das Krankenlager gefesselt, ohne ihr helfen, ohne ihr selbst durch seine Gegenwart jenes wundersame Linderungsmittel bieten zu können, das auch die schwersten Leiden minder fühlbar macht.

Die berühmtesten Aerzte, Heilmittel, Erquickungen, Alles, womit Pflicht und Gut-

müthigkeit den Mangel wahrer Liebe zu erſetzen ſucht, hatte Hiolm vergebens aufgeboten. —

Eines Abends, als Eulalie in einem fieberhaften, halbwachen Schlummer lag, ſah ſie die Thür aufgehn und ihren Mann eintreten, eine anmuthige Jünglingsgeſtalt an ſeiner Seite; ein holder, von ihr noch nie geſehner Fremdling. — Sie öffnete die Augen heller, denn ſie glaubte, daß es ein Fiebertraum ſey; die ſtreifende Beleuchtung des Lichtes, das auf ihrem Tiſche brannte, machte die Erſcheinung noch wunderbarer.

Der Fremde war ebenfalls ein Sohn des Nordens, ein früherer Bekannter Hiolms, den er in Upſal hatte kennen lernen. — Hier, liebe Eulalie, ſagte Hiolm, ſtelle ich Dir einen ſchätzbaren Freund vor, Erich von Edwal, der ſich künftig als Arzt Deutſchlands in unſrer Hauptſtadt niederlaſſen wird. — Vielleicht gelingt es ihm, ein wirkſames Mittel gegen Deine Krankheit zu finden!

Erſt dieſen Augenblick war der Fremde in der Hauptſtadt angekommen, und Hiolm brannte vor Sehnſucht, ihn ſeiner kranken Gattin zuzuführen.

Eulalie ſchwieg nach Hiolms Worten mit einem matten dankenden Blick auf ihren Gemahl und einer leiſen Neigung des Hauptes gegen den Fremden. Dieſer war ehrerbietig in einer kleinen Entfernung ſtehen geblieben und heftete die ſeelenvollen blauen Augen mit einem namenloſen Ausdruck auf das Geſicht der ſchönen Kranken, die einem zarten, ſchönen Alabaſterbilde glich. Nur blaſſer Roſenhauch durchdrang wieder ätheriſch die Lilienhaut der Wangen bei der überraſchenden Bewegung durch die Eintretenden. Dieſer Aetherhauch, die Miene frommer Duldung, der Glanz der reinen Stirn über den großen, durch die Krankheit erloſchnen Augen, das unmerklich ſanfte Heben der weißen, ſchön geformten Hand, die Eintretenden willkommen zu heißen, dieß Alles vereinigte ſich vor ſeinen Augen zu dem rührendſten Gemälde.

Der edle Arzt unterſuchte den Zuſtand der Kranken; und es gelang den zarten und eifrigen Bemühungen ſeiner Kunſt, in einiger Zeit ihre Geſundheit wieder herzuſtellen. — Allein die Rollen der handelnden Perſonen waren gewechſelt; der Arzt ſelbſt hatte vom erſten Anblick ſeiner Kranken ein unheilbares Uebel mit hinweggenommen.

In unverletzter Reinheit hatte der edle Edwal bisher ſein Herz bewahrt, trotz ſeiner mehrjährigen Reiſen und mancherlei verführeriſchen Situationen ſeines Lebens; ein ſanfterer Lauf des Bluts, rege Beſchäftigung und das ernſte Streben nach einem ehrenvollen Ziele hatten ihn bisher allen Klippen vorüber geleitet. Ein ſolches Herz nimmt dann die ſpäte Liebe gewöhnlich tiefer und unauslöſchlicher auf.

Edwal ſah in der Zukunft Eulalien faſt täglich als erklärter Freund vom Hauſe, und der nie vorher empfundne Eindruck, den ihre ſanfte Schönheit auf ihn gemacht hatte, vermehrte ſich noch durch den Anblick ihrer

anſpruchloſen häuslichen Tugenden, und — durch die dunkle Ahndung, daß ſie nicht glücklich ſey. — So ohngefähr hatte lang ein leiſes Bild von ſtillem häuslichen Glück vor ſeiner Seele geſchwebt, und dieß waren die holden Züge, welche die ſchüchtern nur geahndete Geliebte ſeiner jugendlichen Träume trug. — Allein tief ehrte er die Heiligkeit der Ehe, und wie hätte er das argloſe, hingebende Vertrauen täuſchen ſollen, womit ſein Freund ihn in ſein Haus eingeführt hatte? Er verſchloß die ehrerbietige Liebe feſt in ſeiner Bruſt.

Eulaliens Grundſätze waren zu ſtreng, ihr Herz zu ſchuldlos, und — ſelbſt ihre Einbildungskraft zu beſchränkt, um ihr einen ſtrafbaren oder ruhevergiftenden Gedanken an den Fremden zu erlauben, nur dunkel drang ſich ihr zuweilen die ſchmerzliche Wahrheit auf, daß dieſer Mann ihr jetzt verfehltes Leben beſeligt haben würde. Gleich mildem Frühlingshauch würde ſeine ſanfte Zärtlichkeit die Blume ihres Daſeyns belebt haben, die ſich

jetzt vor den blendenden Strahlen des hohen Holm einsam neigte.

Der Graf war öfter abwesend aus seinem Hause, und auf geheimnißvolle Art. — Eulalie, die sich nicht zu einem edlen Vertrauen erheben konnte, — eine Stufe menschlicher Trefflichkeit, die selten ist; — sie beurtheilte, wie gewöhnlich die große Menge — die Menschen nach dem Aeußern ihrer Handlungen, nicht die Handlungen nach der früher anerkannten Eigenthümlichkeit beßrer Menschen; sie wußte sich jetzt die öftere Abwesenheit ihres Gemahls nicht anders zu erklären, als durch den Verdacht der Untreue an ihrem ehelichen Verhältnisse. Ein Gedanke, der vielleicht blos durch die reichere Sehnsucht seines Wesens, dem sie so wenig Befriedigung gewährte, einige Wahrscheinlichkeit erhielt.

Indessen fühlte sich Eulalie durch diesen Verdacht mehr in ihren Begriffen von Pflicht und Gesetzlichkeit verletzt, als in ihrem eigenen Wesen angegriffen und beraubt; denn,

fühlte ſie auch ihre Eigenliebe beleidigt, ſo war ſie doch zu gut, um nur aus Stolz und Mißgunſt einen eiferſüchtigen Haß zu nähren, und die höchſte Eigenthümlichkeit ihres Gatten war zu wenig erkannt und empfunden von ihr, um ihr durch Abwendung einen lebhaften Schmerz zu erregen.

Hiolm dagegen war weit entfernt, jenen Verdacht zu rechtfertigen, er floh das Geſchlecht, durch das er unglücklich geworden war; die ernſte Staatskunſt war ſeine Geliebte, — ſie, der er ſich ſchon früh geweiht und der er jetzt mit doppelter Hingebung ſeine verwaiſten Kräfte widmete. Seine Verbindung mit dem theuern Vaterlande dauerte fort. Er brachte ſeine Zeit in der Geſellſchaft einiger Verbündeten, oder daheim, verſchloſſen in ſeinem Zimmer, zu, wo er ſelbſt für ſeine Gattin nicht zu ſprechen war.

Erfüllung der qualvollen Leere in ſeiner Bruſt ſuchte er in der edlen Liebe, die ihn mit ſeinem Vaterlande verband; allein, je mehr er

wohlthuende Beschäftigung darin fand, je mehr fühlte er sich aus den Kreisen seines häuslichen Lebens in jene gebietenden Kreise hinüber gezogen, welche das ganze Feuer seiner strebenden Seele in Anspruch nahmen. Immer mehr entfremdet ward er den ihn unmittelbar angehenden Verhältnissen, immer auffallender mußte Eulalie den Abstand zwischen seiner Entfremdung und der zärtlichen Theilnahme fühlen, die der sanfte Edwal an Allem bewieß, was sie oder ihre Kinder betraf. Ein Verfall hob diesen Abstand noch schneidender hervor.

Ein herumgehendes Fieber hatte eines der beiden theuren Kinder Eulaliens ergriffen. Holm war diese Tage über durch die Ankunft eines Freundes aus dem Vaterlande und durch wichtige Nachrichten von dorther so beschäftigt gewesen, daß ihm das anfänglich unbedeutende Uebelbefinden seines Kindes wenig aufgefallen war; Edwal hatte heut in dringenden Berufsgeschäften verreisen müssen; und so sah sich Eulalie allein und rathlos, als spät

am Abend ſich die Krankheit gefahrvoll verſchlimmerte und der erſchrocknen Mutter die gänzliche Auflöſung des zarten Weſens befürchten ließ. —

Außer ſich ſtürzte ſie nach Hiolms Zimmer; allein vor dem Eingange hörte ſie, daß die Verbündeten in flammendem Geſpräch begriffen waren. Der Landsmann wollte des andern Morgens zurück reiſen; es wär noch eine wichtige Unterhandlung zwiſchen den Verbündeten abzumachen, und die Anweſenheit der fremden, lebhaft beſchäftigten Männer ſcheuchte ſie vor dem Eintreten zurück. Sie ſandte den Diener des Grafen hinein und ließ ihren Gemahl um Alles in der Welt beſchwören, ihr nur einen einzigen Augenblick zu ſchenken. —

In Todesangſt harrte ſie am Eingange; wie Hiolm ihre Bitte aufnehmen werde; allein, als ſich der Diener kaum nahte und den Namen und den Wunſch der Gräfin kaum halb ausgeſprochen hatte, ohne die Urſache deſſelben noch erwähnen zu können, unterbrach ihn

Holm, der nur glühend mit seinen Plänen beschäftigt, mit Augen und Seele an seinen Freunden hing, durch den halb unwilligen Ausruf: Jetzt nicht möglich! nicht einen Augenblick! — und wandte sich zu dem befeuerten Gespräch zurück. —

Holm hatte in diesem Augenblicke, begeistert mit großen Gegenständen beschäftigt, nicht an den Zustand des Kindes gedacht, das selbst sein Liebling war. Eulaliens gequältes Mutterherz dagegen setzte dieß voraus; ihr war es, als ob er nicht minder in der Gefahr des theuern Wesens gegenwärtig seyn müsse als sie selbst; sie dachte nicht an das, was den Mann entschuldigen konnte, und fühlte sich nun durch den Streich auch von dieser Seite beinahe betäubend niedergeschlagen. Die beleidigte Natur, schien es ihr, spreche jetzt selbst ihrer leicht reizbaren Empfindlichkeit das Wort.

Kaum vermochte sie sich aufrecht zu halten; nur die Angst um ihr leidendes Kind riß

ſie nach dem Krankenzimmer zurück. Und — welcher Anblick erwartete ſie hier! — Edwal, der unterdeß zurückgekommen und unverweilt zu dem theuern Kranken geflogen war; auf den Knieen erblickte ſie ihn neben dem Bette ihres kleinen Sohnes, dem er eben Heilmittel gegeben hatte, zärtlichängſtlich über ihn hingebeugt und jedem ſeiner Odemzüge belauſchend. Ein hülfreicher Schutzgeiſt ſchien ihr der edle, holde Freund; ſie ſah die ſchöne männliche Geſtalt von dem unausſprechlichen Zauber wahrer Zärtlichkeit übergoſſen; welche Vergleichung mit Hiolm! — Ein ſchneidendes Schwert ging in dem Augenblick durch ihre Seele, — und wagte ſie es auch nicht zu denken, fühlen mußte ſie es mit zerreiſſendem Schmerz, daß ſich jene heilige Warnung erfüllt, daß dieß die Seligkeit war, die ſie durch unheilige Wahl verſcherzt hatte!

Edwal erhob ſich ſchnell, ſo wie er ſie gewahr ward; die alte Zartheit trat wieder zwiſchen ihnen ein; — aber ließ ſich die vernommene Stimme des Herzens vergeſſen?

Härte lag nicht in Holms Charakter; seine Uebereilung schmerzte ihn; — allein nur Liebe hätte genügende Entschädigung in ihrer Macht gehabt. — Die beunruhigenden Nachrichten, die er durch die angekommnen Freunde erhalten hatte, nöthigten ihn zu einer schleunigen Reise in sein Vaterland. —

In der letzten Stadt am deutschen Strande war er im vorzüglichsten Gasthof abgetreten; man wieß ihm das schönste, freundlichste Zimmer an; ein heimisches Leben schien ihn hier zu umwehen; ein wunderbares, unbekanntes Etwas schmeichelte ihn hier mit den Spuren irgend einer geliebten Gegenwart.

Er stand am Fenster und blickte wehmüthig auf die schimmernde Fläche des Meers, die sich in einiger Entfernung vor ihm ausbreitete. Wie Ebbe und Fluth drängten sich in seiner Seele die Gedanken und Gefühle. — Als er durch den Eintritt des Wirths unterbrochen ward. Dieser hatte von den Leuten des Grafen das Vaterland und das Reiseziel

Hiolms erfahren, und übergab nun seinen Händen eine Brieftasche, die, wie er sagte, auch eine Herrschaft aus seinem Vaterlande, welche vor Kurzem in eben diesen Zimmern übernachtet, hier vergessen habe; er werde, fügte er hinzu, vielleicht am ehesten im Stande seyn, sie ihrem Eigenthümer wieder zuzustellen.

Die Zierlichkeit der kleinen eleganten Brieftasche ließ sie bald als das Eigenthum einer Dame erkennen. Hiolm hatte wenig Neugierde, sie zu öffnen, bis ihm die Nothwendigkeit einfiel, sich wenigstens um den Namen des Besitzers zu bemühen, wenn er sie wieder ausliefern wollte; und so in der Einsamkeit einer stillen Abendstunde entfaltete er nachlässig einige beschriebene Blätter; heftete die Augen auf das eine davon, das, wie er sah, ein Jahr nach seiner Entfernung aus der Heimath geschrieben war, — ließ einige Augenblicke lang die bebende Hand mit dem Blatte sinken, das Aug' umflort von einer schnell aufloedernden Glut; die Kerzen, die vor ihm auf

dem Tiſche brannten, ſchienen zu ſchwanken; er las weiter — — — und erbleichte.

Die Blätter ſchienen nur flüchtig hingeworfene Betrachtungen zu enthalten, blos für die Beſitzerin geſchrieben. Das erſte enthielt folgende Worte:

„Es iſt Morgen. Alles ſo ſtill, ſo kühl um mich her! Alles ſchlummert noch! — — und ich? — — Ja ſtill und friedlich kann es auch in meiner Seele ſeyn, — treue Unſchuld wohnt ja darin, — obgleich nicht das Glück! — dort ſteigt die Sonne auf aus den funkelnden Gewölken, rings mit Roſen übergoſſen ihre hoffnungsreiche Bahn; — Ach ehmals! — ehmals! — kann denn kein Gott dieß qualenvolle Wort verlöſchen?

So erhob ſich meines Lebens Sonne,
So wie du, im rothen Flammenſtrahl! —
Doch — ſie ziehn die Träume ſüßer Wonne
Schweigend nieder in das Schattenthal. —

Meines Lebens Tag — er wird entweichen,
Eh' ich noch die milde Wärm' empfand. —

Ach, von fernher nur ein freundlich Zeichen,
Aus dem heißbeweinten Lieblingsland!

O nur einmal möcht' ich dich erblicken,
Meines Morgentraumes Lichtgestalt!
Deren Bild, noch jetzt mich zu beglücken,
Halb in Schimmer, halb in Nebel wallt.

— — Rastlos schweift sie über Thal und Hügel
Meiner Träume Freundin, Fantasie; —
Hälte doch die sorgebundnen Flügel!
Meiner Sehnsucht Land ersliegst du nie!

Es ist hin! auf ewig mir verloren!
Und kein Zauber bringt es mir zurück. —
— Bist auch du zu meiner Qual verschworen,
Fantasie? Was sucht dein Geisterblick?

Komm zurück, und ruh an meinem Herzen,
Holde Freundin! Daß Erinnrung mild
Gnüge mir, mit ihren theuern Schmerzen;
Zeig' mir ewig sein geliebtes Bild!

Und bin ich denn unglücklich? ist nicht zarte Liebe unaussprechlich reich selbst im Entbehren? diese tausend kleinen zärtlichen Nüancen, die der rohe Hause gar nicht kennt! da, wo er, kaum empfindend, die Schale des höch-

ſten irdiſchen Glückes leert, o welche ſelige Vervielfältigung in den reinen, geiſtigen Genüſſen einer höhern Zärtlichkeit! — Dieſes Tuch, das ich einſt bei unſrer letzten Zuſammenkunft zurückbehielt, weil, bei dem gewiſſen Vorherſehn unſrer Trennung — ach bei der Ahndung unſres ganzen dunkeln Schickſals Thränen aus ſeinen männlichen Augen ſtürzten, und — —"

„Dieſes Tuch! —" rief Hiolm.

„— Dieſes Tuch, das von den Thränen des edelſten, des angebetetſten Mannes, — ach von ſeinen theuern Thränen feucht war! ich drücke es an meine Bruſt! — Ich habe alle die lieben Pfänder ſeiner ſeelenvollen Zärtlichkeit aufbewahrt, und reicher bin ich noch in meinem Leiden als die Hälfte meines Geſchlechts in ſeiner ganzen flachen Alltagsliebe. —"

„Der hohen, männlichen Pflicht haſt Du das Glück meines Lebens aufgeopfert, Geliebter? — Ja, Du thateſt es; aber ohne

Murren fiel ich als Opfer Deiner großen Seele. Und könntest Du sagen, daß ich zuerst den Eid des Bundes zwischen uns gebrochen? daß ich wenigstens schwach in die Untreue gegen Dich gewilligt habe? O Geliebter, kenntest Du mich ganz! wüßtest Du, wie mir mein Schicksal, immer noch gütig im Zorn, den Kampf erleichtert hat! wie ich kindliche Pflicht, und Pflichten gegen den nicht selbst gewählten Gemahl, und Treue gegen Dich, o mein Einziggeliebter, habe vereinen können!"

„Dein Andenken, und die Kunst, welche durch Deine Liebe erst einen höheren, begeisterten Aufschwung erhalten hat, die süße, geistige Musik der Gedanken und Gefühle machen den Genuß meines einsamen Lebens aus, und trösten mich durch ihre Zauberkräfte über das harte Loos der Wirklichkeit. So bist Du mir ewig nah! Laß auch Du mich den Schutzgeist Deines Lebens seyn! ich will Dich unsichtbar umschweben; in Nächten zärtlich über Deinen Schlummer wachen; in Stun-

den ſchwermüthigen Gram Dich lind umfahn, mein ſüßer Freund! o mein Hiolm, kannſt Du trauern, da ich Dir ſo nahe bin?"

„Welches ſeltſame Gefühl iſt es doch nur, daß mich im Spiel der Fantaſie lieber zu ſeinen Füßen führt, als ſelbſt in ſeine Arme? daß ich mich ſo unnennbar ſehne, die geliebte Hand an meine glühenden Lippen zu preſſen? — Erniedrigung? Die ſtolze Marie weiß wohl nichts von Erniedrigung! — Andre würden es gleichwohl ſo nennen. Ach, kleine Seelen, Ihr kennt die heilige Andacht der Liebe nicht! — —"

Ein folgendes Blatt ſchien einige Zeit ſpäter geſchrieben zu ſeyn:

„Er iſt vermählt! — Bin ich im Traume? Hat dieß Wort wirklich in meine Ohren geſchmettert — ? Wie Felſenlaſten ſcheinen auf meine Bruſt gewälzt! Mein Leben liegt in langem Todesathemzuge! — O einen Tropfen Linderung nur in das blutende, zuckende Herz!"

Am Abend deſſelben Tages:

„Der wilde Sturm in meiner Bruſt hat ſich gelegt, doch nicht der tiefe Schmerz! O Hiolm, warum haſt Du den heiligen Bund gebrochen, den ich nie brach? Warum, o mein Geliebter, reicht mir Deine theure Hand den Kelch des Todes? —"

„Ach das Leben, armer Menſch, meine, wenn du eintrittſt in ſeine morgenröthlichen Thore! wie viele Schmerzen warten deiner darin! Stolz und froh, mit Blicken, die gleich Sonnenſtrahlen über die Blumen der Erde flogen, und das Weltall mein Eigenthum nannten, trat ich in das Jugendleben; hoch und herrlich mir zur Seite ein ſeltner Menſch, der Höchſte, — ach der Edelſte, den je die Erde trug! Neue Sinne giebt uns die Liebe, neue Kräfte auch die Außenwelt zu faſſen; wie reich, wie unermeßlich reich, ſehn wir die ganze Schöpfung im Herzen des Geliebten abgeſpiegelt! und immer ſchönere Inſeln, immer entzückendere Geſtade entdecken wir auf dieſem unendlichen Meer!"

Hiolm ließ bei dieser Stelle das Blatt wieder sinken und starrte mit einem furchtbaren Ausdruck einige Minuten lang in die Tiefe des Zimmers; ein dumpfes, tiefes: Verloren! — wand sich endlich aus der schwer arbeitenden Brust herauf, und er las weiter:

„Ich verlor ihn, den Mann, den meine Seele liebte! den Mann, — doch nicht den Engel meiner stillen Träume! — Ich durft' ihn fortlieben, mein Schicksal trat mit meinem Herzen selbst in Bund; noch glücklich war ich im Entbehren; süße wehmüthige Fantasien irrten und spielten durch mein Leben und erleuchteten vor mir den Zauberhain der Poesie; — Jetzt, — unglückliche, unglückliche Marie! Jetzt ist er gesunken zu der gewöhnlichen Menge! auch ihn hat der Sinne flüchtiger Reiz, auch ihn hat Wirklichkeit verführt!"

Um Mitternacht:

„Ich hatte mich niedergelegt; ich versuchte den Schlaf festzuhalten. Eitles Be-

mühen! auch er entfloh! Arme Marie, wer wird Dir künftig noch treu seyn, da Dir die Hälfte Deines Wesens, da Dir Dein Holm untreu ward! — Lieben? nein kein Weib kann ihn so lieben, wie ich ihn liebte! Nur ich kenne sie alle die zarten Abstufungen seiner Herrlichkeit! die Züge seines tiefsten Wesens! nur ich alle die verborgnen Pfade in diesem weiten Himmelreiche! —

Sie wird ihn lieben, vielleicht wie man die Blume der Schönheit liebt — ihn anbeten, wie ich, das kann sie nicht!

Ach, wann, Geliebter, wirst Du ganz es fühlen? — — — —
— Ach dann zu spät! wenn jener Wahn verschwunden,
Wenn Du Dich sehnst, mein treues Aug' zu sehn,
Dich sehnst zu heilen meine tiefen Wunden,
An meinem Grabe wirst Du schaudernd stehn. —

Einige Monate später:

„Irrthum also war es, o Du Seele meines Lebens, was Dich zu dem übereilten

Schritte hinriß? Nicht Verblendung größerer Schönheit einer Andern, und nicht unedle Gewalt der Gegenwart? Mich glaubteſt Du untreu, dem Herzen nach, wie ich es dem Schein nach war? Der unbeſonnene Bericht Deines Landsmannes mir führte Dich irr? — — Alſo ein Daſeyn ginge wieder für mich auf? ſchmerzlich und ohne Hoffnung zwar, allein doch ein Daſeyn, ſeit ich den herrlichſten der Männer, ſeit ich Hiolm wieder verehren kann!

Er, dem das Herz die andachtsvolle Liebe,
Des Geiſtes Aufflug fromm zum Opfer gab,
Er iſt unwürdig — und die beſſern Triebe,
Sie irren ſtumm und heimathlos zum Grab.

Sind die Geliebten in des Lichtes Sphären,
Dann bleibt der Andacht ſchmerzlich ſüße Luſt,
Es mag die Kunſt der fromme Gram verklären,
Sie ſtirbt beſchämt in der getäuſchten Bruſt!

Die höchſten Saiten klingen nicht mehr wieder;
Ihr ſüßer Wiederklang — er iſt verhallt?

Ein dunkler Flor ſinkt auf das Leben nieder,
Nicht mehr erhellt durch ſeine Lichtgeſtalt.

Doch ſieh! die Wolken trennen ſich! Die Sonne
Der Wahrheit bricht verklärend durch die Nacht!
Unſchuldig iſt er! Trag', o Herz, die Wonne!
Er iſt verklärt vom ſchwärzenden Verdacht!

Er iſt verklärt! nun leuchten die Gefilde;
Erhöht nur noch hat ſeinen Werth der Schmerz;
Der Genius fährt mit ſeinem Götterbilde
Zu neuem Aufflug in das öde Herz!

Ein düſterer Nebel umzog Hiolms Augen als er dieſe Blätter geleſen hatte, und er ſank erſchöpft zurück. — Seine Diener waren beſorgt um den geliebten Herrn beſchäftigt, er aber hatte nur Sinn dafür, von den Bewohnern des Hauſes die genauſten Umſtände über die Schreiberin der Blätter zu erforſchen, in der er auf den erſten Blick die heißbetrauerte, nimmer erſetzbare Jugendgeliebte erkannt hatte. Er erfuhr nicht nur, daß ſie vor wenigen Tagen dieſe Zimmer be-

wohnt habe, — in welchen ihm ein wunderbares, ahndendes Gefühl schon beim Eintritt entgegengekommen war, sondern er hörte, daß sie tiefe Trauerkleidung getragen, — es habe Wittwentrauer geschienen; — und daß sie, aus der Heimath kommend, so eben nach Deutschland gereist sey. —

O barmherziger Gott! rief Holm bei allen diesen Nachrichten, indem er im zerreißenden Schmerz die Hände vor die Augen schlug. — In fieberhaftem Zustande brachte er die Nacht hin. — Aus jedem Worte der Freundin seines Herzens schien die Gewißheit zu sprechen, daß jene Zweifel an ihrer Treue ungegründet gewesen; ja, dieß war sie die Sprache, welche in seiner Brust ihr Echo fand, dieß eine Leidenschaft, der seinen gleich und würdig.

Also nach Deutschland war sie gegangen, — o, ihr nach! ihr nach! riefen tausend Stimmen in seiner Brust; sie auffinden, oder den Tod!

Doch jetzt so nah dem theuern Lande, wohin die Pflicht ihn dringend rief, sollte er jetzt zurückkehren, um selbstsüchtig sein eignes Glück aufzusuchen? Wußte er, wo er Marien finden sollte? und wenn er sie fand, war er nicht gefesselt durch unauflösliche Bande der Pflicht und der Natur?

Dieser letztere Gedanke drohte allemal seinen Verstand zu zerstören; die Verzweiflungsqual des innern Vorwurfs, — des bittersten von Allem, was ein Mensch leiden kann, mischte sich in den Schmerz um den unendlichen Verlust; sie war jetzt frei, vielleicht — wie er aus der trauernden Wittwentracht schließen durfte, er konnte jetzt glücklich werden, — und er, — er selbst hatte sich um dieß Glück betrogen!

Erst, als am andern Morgen, die weißlichten Segel und Flaggen von dem Schiffe, das ihn zur vaterländischen Küste führen sollte, nicht fern von seinem Fenster im frischen Morgenwinde wehten und wallten, erst

da erhob ſich auch gestärkt ſein edler Wille. Seine heiße Vaterlandsliebe war ſtets durch ſeine Liebe mehr erhöht, als gemindert worden; dieſe beiden großen Gefühle verſchmolzen ſich in ſeiner Seele.

Er ſchiffte ſich ein, und landete nach einer glücklichen Fahrt an den nordiſchen Küſten. Sein Herz ſchlug laut vor wehmüthiger Bewegung, als er im Vorüberfahren einige der armen, moosbedeckten Hütten ſeiner guten Landsleute wiederſah, zwiſchen den Klippen zerſtreut und von finſterhangenden Tannen überſchattet.

Er blieb, als die Gefährten ſich bei der Landung zerſtreuten, allein in einer einſamen Gegend des Strandes zurück. Die Sonne war untergegangen und der Mond ſtand gegenüber im matten, roſigten Wiederſchein; es war jenes liebliche Gemiſch von immer bläſſer werdendem Abendroth und immer heller zitterndem Mondesſilber. — Hiolm warf ſich auf die Knie bei einem grauen Fel-

ſentrümmer, einem Denkmal der Vorwelt; er küßte den heiligen Strand und ſtrömte das gepreßte Herz in einem heißen Gebete aus. Selbſt ſeinen Schmerz brachte er fromm zum Opfer dar.

Und gleich, als wollte der Himmel dem Edelhingegebnen ein unmittelbares Zeichen ſeines Wohlgefallens geben, ihm noch einen Augenblick ungetrübter Wonne in ſeinem dunkeln Schickſal ſenden, ſo ſah Hiolm, als er ſich aufrichtete, im hellen Licht des jetzt allein herrſchenden Mondes eine Geſtalt vor ſich, die ihm wie aus der Traumwelt ſeiner Jugend herüber zu glänzen ſchien, die Geſtalt ſeines liebſten, vertrauteſten Freundes, den er längſt todt für ſich gehalten hatte. Schon vor den Unruhen ſeines Vaterlandes, hatte dieſen ſeine Beſtimmung in einen fernen Welttheil geführt; Entfernung, ſelbſt Mißverſtändniſſe hatten die Freunde getrennt; getilgt war jetzt Alles, und rein, wie das Silberlicht, das ſie umfloß, waren ihre Herzen.

Mein Arinbald! mein Hiolm! riefen beide, und stürzten mit freudeleuchtenden Augen einander in die Arme.

Arinbald war vor einigen Wochen in die Heimath zurückgekehrt; er hatte Hiolms feurigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erfahren, und das, was er ihm gekostet hatte, so wie er früher der Vertraute von Hiolms und Mariens zärtlicher, treuer Liebe gewesen war.

Ein günstiger Zufall hatte ihn auf einer kleinen Reise hierher geführt, gerade zu der Stunde, wo er den Gelandeten zuerst begrüßen sollte. Sie reisten jetzt vereint nach der Hauptstadt. Selige Stunden liebenden Vertrauens, wechselseitiger Aufklärung, folgten ihrem Wiederverein.

Die seltsame Weichheit in Hiolms Wesen, die wehmüthige und doch heftige Innigkeit, womit er den Wiedergefundenen in seine Arme schloß, verriethen dem theilnehmenden

Freunde nur zu bald den Kummer, der tief und verzehrend an dem Herzen des Unglücklichen nagte; er forschte schonend, und ohne Rückhalt erzählte Hiolm dem würdigen Vertrauten alle seine bisherigen Schicksale.

Der ängstliche Wunsch, Marien durch das Zeugniß des Freundes minder schuldlos zu finden, leuchtete am Schlusse seiner Erzählung dem scharfen Blicke des Letztern nur zu deutlich hervor. Er schien den unerträglichen Schmerz eigner Schuld ein wenig dadurch mildern zu wollen.

Armer Hiolm! sagte Arinbald, auf Täuschung kann ich Deine Beruhigung unmöglich gründen. Wahrheit der Mann dem Manne! Was würde Dir es helfen, wenn Du die Edelste und Tadelloseste ihres Geschlechts eine Zitlang weniger dafür hieltest? Die nächsten Tage in der Hauptstadt würden Dich enttäuschen. Höre dann lieber von Freundesmunde die Geschichte ihres fernern Lebens seit Euch das Schicksal trennte,

so wie ich mich seit meiner Rückkehr zweifellos davon überzeugt habe, und vernimm dann den einzigen Rath, den treue Freundschaft Dir zu geben vermag.

Marie hätte nicht Stärke genug zu einem Heroismus gehabt, der mehr zu tadeln, als zu loben gewesen wäre, zu dem Heroismus, dem Einziggeliebten ihres Herzens zu entsagen, um einem ungeliebten Manne als Gattin zu gehören, hätte es die Aufopferung ihrer Treue gegen Dich gegolten; — aber — Eifersucht hast Du gegen ihren Gemahl empfunden? — unbesonnener, unglücklicher Hirlm! Auf den Bericht eines rohen Menschen, der seine gekränkte Eigenliebe über Mariens Festigkeit durch die Vorstellung ihrer Liebe gegen den Gemahl zu lindern suchte, er, der mit andern jungen Schmetterlingen eine reizende Frau in Mariens Verhältnissen als eine willkommne Eroberung betrachten zu dürfen glaubte. Aber hast Du denn Beng gesehen? Ein Mann, nahe dem Greisenalter, von aller Kränklichkeit und

Schwäche der Jahre gedrückt, und von keiner Neigung beseelt, als von der unersättlichen nach Reichthum, konnte unmöglich Deine Eifersucht erregen!

Arinbald! rief Hiolm wehmüthig, — so stößst Du mir den Dolch ins Herz?

Kann ich Dir das verschweigen? erwiederte Jener.

Marie lernte den Mann kennen, welchem sie ihr Vater nur um seines wichtigen Einflusses im Staate willen, zu verbinden wünschte; sie überzeugte sich, daß sie nie seine Geliebte seyn werde, und willigte ein, den Rang seiner Gemahlin anzunehmen, um den feurigen Wunsch eines angebeteten Vaters zu erfüllen.

Ihr Bestreben war fortan durch liebevolle, mehr kindliche Bemühungen, den Lebensherbst ihres düstern Gemahls zu erheitern. Dieß Bewußtseyn, und der Segen des theuern Vaters, erleichterten der erhabenen Marie ihre schmerzlichen Entsagungen. Nie hat eine

Miene des Vorwurfs von ihr den Vater gekränkt, der ihr Schicksal seinen staatsbürgerlichen Planen aufgeopfert hatte, aber dessen Stolz und Wonne sie bis zu seinem letzten Odemzuge war.

Der Tod entriß ihn ihr im vorigen Jahre, und ihr Gemahl ist nicht lange darauf mit lauten Segenswünschen gegen sie, seine holde, engelreine Pflegerin, aus der Welt gegangen.

Du, Hiolm, Du, der früher geliebte, nie verläugnete Erwählte ihres Herzens, würdest es nun auch vor Gott und Menschen seyn, hätte Dich nicht Deine rasende, von Stolz erregte Unbesonnenheit um den Preis höchsten Erdenglücks betrogen!

Du schauderst, Hiolm? Ja erkenn' es nur ganz! Wie jedem Feinde, auch dem Schmerz ins Auge zu sehen, ist das einzige Rettungsmittel des tapfern Mannes. Ein reicher Schatz von Kräften liegt in Dir, mein großherziger Freund; erliege nicht der Qual des Augenblicks! Vielleicht, daß Dir

sich selbst noch ein Mittel bietet, das zerstörte Paradies mehrerer guten Menschen wieder herzustellen. Ergreife es dann ohne Vorurtheil! Recht ist, was das heiligste Gesetz der Natur befiehlt. — Du sprachst von Edwal, — von seinen zärtlichen, obgleich schuldlosen Aufmerksamkeiten gegen Deine Gattin. — —

Hiolm bebte zusammen; ein Blitzstrahl schoß ihm durch die dunkle Seele.

Die Idee seines verurtheilsfreien Freundes schien dem schnell auffassenden Hiolm eine überirdische Eingebung. Ja dieß war es, was seiner feurigen, nach Thätigkeit strebenden Seele Befriedigung verhieß, der Gedanke, das Schlimmgemachte wieder zu vergüten, und mit Vollendung seines eignen Glücks auch das Leben zweier guten Menschen zu beglücken, entzückte ihn. Mit Wonne rief er sich jetzt alle Zeichen der Sympathie zwischen Edwal und Eulalien zurück, die er vorher nicht beachtet hatte. Es fiel ihm ein, wie selbst Eulaliens Antheillosigkeit,

die ihn so oft im Innersten verwundet hatte, Erich gegen über, einer freundlichen Aufmerksamkeit, einer belebtern Theilnahme, ihr selbst unbewußt, gewichen war; und er triumphirte in diesen Bemerkungen, die ihn unter andern Umständen so bitter hätten kränken müssen.

Mit heitrer Behendigkeit betrieb er seine Geschäfte, und eilte, nach deren Endigung, nach Deutschland zu seiner Gattin zurück, entschlossen, erst ihr und des Freundes Glück zu gründen, und dann die Heißgeliebte selbst im fernsten Winkel der Erde aufzusuchen.

Er fand Eulalien noch gleichmüthiger und stiller als gewöhnlich; daß ihr seine Rückkehr keine lebhaftere Freude erregte, durfte ihn ja nicht befremden; er aber schloß sie, mit deren Glück er seine Gedanken so liebend beschäftigte, mit verdoppelter Wärme an die Brust; und wohl hätte sie aus seiner kaum verhehlbaren Freudigkeit auf etwas Außerordentliches schließen können.

Die Frage nach Erich konnte er nicht lange zurückhalten. Eulalie antwortete ihm, daß er verreist sey, indem sie ihm halb traurig, doch arglos offen, in die Augen sah.

Unangenehm war ihm dieser Verzug seiner schönen Entwürfe; doch galt es geduldiges Erwarten der Rückkunft des Freundes, denn selbst wohin er verreist sey, wußten weder Eulalie noch ihre Leute.

Er bat nun Eulalien möglichst ruhig ihm etwas von dem zu erzählen, was sich in seiner Abwesenheit ereignet habe? und mit der gewöhnlichen Gleichmüthigkeit ihres Tons erzählte sie ihm mehrere kleine Vorfälle, bis sie an eine Begebenheit kam, die sein Herz nur zu laut zu deuten wußte.

Es sey, erzählte Eulalie, wenige Tage nach seiner Abreise, wo sie sich eben mit ihren Kindern für einige Wochen auf das Landguth begeben, eine fremde Dame von ausgezeichnet edlem Ansehn, und in tiefer Trauer, zu ihr gekommen, habe ihren Reisewagen

und ihre Leute unten am Schlosse warten lassen, und für sich nur Erlaubniß gebeten, eine Viertelstunde hier auszuruhen, da sie ganz erschöpft von der weiten Reise sey. Gegen sie selbst sich äußerst liebevoll und freundlich betragend, habe sie gebeten, ihr ihre Kinder zu zeigen. Diese habe sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an die Brust gedrückt, und sey über ihnen in einen Strom von Thränen ausgebrochen, dann sich schnell abwendend habe sie Jedem eine kostbare Halskette umgehangen und sey wieder verschwunden, nachdem sie dringend gebeten, keinem, auch keinem Menschen etwas von ihrer flüchtigen Erscheinung zu entdecken. — Eulalie schien in dem Irrthum mancher Verheiratheten zu stehen, wo unbedingte Pflicht vertrauender Offenheit gegen den Gatten auch auf die Geheimnisse Anderer auszudehnen.

Holm hatte diese Erzählung ganz mit dem Ausdruck angehört, der seine äußere Schönheit so anziehend machte, da sie da-

durch zum Spiegel eines herzgewinnenden Innern ward. Auch für fremden Antheil wich oft die gewohnte Schwermuth aus seinen Augen, und wie Himmelsfeuer blitzte es zwischen den langen dunkeln Wimpern hervor; und eine schöne Röthe flog über sein Antlitz; jetzt flammten diese Zeichen als Verkünder eignen Entzückens auf, das bei seinen freudigen Aussichten, durch diese Schilderung den höchsten Grad erreichte, denn er sah überzeugend, wie sehr er noch in diesen Augenblicken geliebt war, und welches Paradies ihn noch empfangen könne, wenn, wie er nicht zweifelte, sich seine Entwürfe ausführen ließen.

Auch Eulalie ward aufmerksam, wie sie ihn so mit flammenden Wangen sich gegenüber sah, und ihre Neigung zum Verdacht erreichte dießmal sichrer sein Ziel; allein die Ruhe, womit sie ihn ertrug, mußte für den Gemahl ein neuer Beweis seyn, wie wenig sie ihn liebe.

Desto sichtbarer war der Einfluß, den Edwals stets verlängerte Abwesenheit,

dis auch Hiolm mit Ungeduld ertrug — auf ihr ganzes Wesen hatte; ihre Stimmung ward immer bänger; ihrem Daseyn schien gleichsam der Inhalt zu fehlen, und sie führte entfernt von ihm ein hinschmachtendes Pflanzenleben.

Sie selbst gestand sich dieß zwar nicht, doch quälend drang sich die Gewißheit davon ihrem fühlenden Gatten auf, und er war zu gutmüthig, um ihr nicht einige tröstende Winke zu geben, über erlaubte Möglichkeit, die Bande des Irrthums gesprengt, und sie noch mit dem Manne vereint zu sehen, den ihre unverstandne Sehnsucht suchte.

Die Rückkehr Edwals zu beschleunigen, versäumte Hiolm nichts; indem er sich bemühte, Mariens Aufenthalt zu erforschen, sandte er auch Boten nach mehrern Orten, wo er den Freund vermuthete, allein vergebens. Von Marien erfuhr er dagegen, daß sie in einer der schönsten Rheingegenden einen einsamen Landsitz zu ihrem Aufenthalte gewählt habe.

Die Sehnſucht, ſie mindeſtens zu ſehen, überwog ſeinen früher entworfnen Plan, und er trat mit hochſchlagendem Herzen die Reiſe zu ihr an, doch feſt entſchloſſen, nicht eher an die Gründung des eignen Glücks zu denken, als bis er das ſeiner Gattin geſichert wiſſen würde.

Seine lebhafte Phantaſie überflog alle Hinderniſſe. Er malte ſich, während er ſo von einem einzigen Diener begleitet, hinaus in die Ferne ritt, und die muthigen Roſſe der Morgenluft freudig entgegen wieherten, die Scenen aus, die ihrer aller warten würden, wenn er bei ſeiner Rückkehr Edwal finden, ihn und Eulalien durch den Entwurf ihres Glücks überraſchen und dann Marien die befreite Hand darbieten werde. So herrlich ſchien es ihm, faſt eines höheren Geiſtes würdig, Zerſtörtes wieder herzuſtellen, zu ſchaffen, beinahe einem Gott gleich.

Am Morgen des Tages, wo er in Mariens Wohnorte einzutreffen dachte, hatte

ſich der Himmel mit einem dunkelgrauen Nebelflor umzogen, erſt gegen Mittag brach die Sonne mit ſcharfen blendenden Strahlen hindurch; zugleich öffnete ſich eine Ausſicht auf dem Gebirgspfade, auf welchem ſie den ganzen Morgen abwärts, — der Richtung nach Weſten folgend — geritten waren, und Hiolm ſah zwiſchen zwei Bergen hindurch, ein weites, reizendes Thal hinüber, einen hellen Punkt, in welchem er ein weißes, ſchönes Gebäude zu erkennen glaubte.

Seine Vermuthung betrog ihn nicht, ein begegnender Landmann, den er darum befragte, ſagte ihm, daß dieſes das Landhaus ſey, welches Marie bewohnte. —

Zwar ſchwand das Streiflicht wieder, das es vor der übrigen beſchatteten Gegend hervor gehoben hatte; die Berge traten deckend wieder zuſammen, ſo wie der Weg ſich weiter fortſchlang, und nach des Landmanns Verſicherung war es noch mehrere Stunden bis dahin; dennoch wäre der hingerißne Hiolm

ohne Aufenthalt dahin fortgeeilt, hätte ihn nicht Rücksicht gegen seinen Begleiter und die treuen Rosse zu einer unwillkommnen Rast genöthigt.

Sie machten Mittag in dem nahen Städtchen, welches auf einer kleinen, kahlen Bergfläche lag. Die Freude edler Menschen äussert sich stets in desto größrer Milde gegen Alles, was sie umgiebt; so überwand auch Hjelm freundlich die innre Ungeduld; er hatte ja den Lichtpunkt seines Lebens über die trennende Schattenfläche herüberleuchten sehen.

Jetzt trat ein Bote ein, der unten im Wirthshause den Namen des Grafen erfahren hatte. An ihn war er gesandt gewesen, und sein Weg hatte ihn durch diese kleine Stadt geführt. Er hielt es darum für gut, den Brief, den er ihm hatte überbringen sollen, gleich hier in seine Hände zu geben. —

Mit einer wunderbaren Beklemmung erbrach der Graf das Siegel und erkannte die

Handschrift seines Freundes Erich von Edwal.

Der Brief enthielt nachfolgende Worte:

Empfange, mein Freund, mit diesen Zeilen mein letztes Lebewohl und das Bekenntniß einer unfreiwilligen Schuld. Wisse, Hiolm, ich fühlte mich durch eine unwiderstehliche Neigung, vom ersten Anblick an, zu Deiner holden Gattin gezogen! und je mehr ich ihre stillen Tugenden kennen lernte, je mehr verstärkte sich der wundermächtige Eindruck, den ihre Schönheit auf mich gemacht hatte. — Doch heilig waren mir Deine Rechte, und ich verbanne mich selbst von Eulaliens bezaubernden Anblick; wenn Du dieses empfängst, liegen Meere zwischen uns. — Forsche nicht nach, wohin ich gegangen bin, Deine Bemühungen würden vergebens seyn. — Nur Eines, Hiolm, wünscht' ich noch im Scheiden — daß Du den Werth des Kleinods ganz erkennen möchtest, das ich Dir mit unendlichem Schmerz überlasse; diese anspruchlose,

fromme Redlichkeit, dieſe Unſchuld, die ſelbſt den Schatten eines Vergehens ſcheuen würde — o Hiolm! es ſind Tugenden, die Du nicht ſo häufig in der groſſen Welt finden wirſt, und die nur der Mann ganz zu würdigen weiß, der ſie ſo genau beobachtete, als ich, und — der ſich auf ewig von ihr entfernt. —

Wie ein Blitzſtrahl aus heitrer Luft, traf dieſe Nachricht Hiolms Herz; zuſammenſtürzte nun der ganze Bau ſeiner Entwürfe, auf den er noch ſo eben mit faſt ſtolzer Freudigkeit geblickt hatte. — Von dem Boten war nichts zu erforſchen; er war aus einer Hafenſtadt geſendet, wo ſich Erich wahrſcheinlich unter fremden Namen eingeſchifft hatte, und jetzt wohl längſt auf fernen Meeren ſchwebte. Der edle Sohn der Heilkunde darf ja wohl jeden Welttheil wählen, welche Sprache man auch dort ſpreche, und welchen Gottesdienſt man übe, ſo weit Tod und Elend das menſchliche Ge-

ſchlecht bekämpfen, bietet ſich ihm allenthalben ein würdiger Wirkungskreis, und nur zu ſicher ſchien der Entſchloßne ſeine Maßregeln genommen zu haben.

Ein düſtres Chaos von Gedanken und Gefühlen lag vor Hiolms beſtürmter Seele; nur ſo viel rang ſich deutlich daraus hervor: daß er Alles aufbieten müſſen, den Enteilenden aufzufinden, und gelinge dieß nicht — wie er wohl fürchten mußte — dann der eifrigſten Pflicht für die verlaßne Eukalie zu leben.

Mariens Segen nur ſollte ihn begleiten auf der ſchweren Bahn, die nun vor ihm lag: Ihr ſo nah, hätte er ſich den einzigen Troſt verſagen ſollen, ſie noch einmal zu ſehen? ihre Verzeihung zu gewinnen? — Die ſtrengſte Tugend ſelbſt ſchien dieſe Lindrung nicht zu wehren, und wie zu einem Heiligenbilde trat er die nahe Wallfahrt zu ihr an.

Allein die Nebel, die ſchon vom Morgen an, den Himmel überzogen, hatten ſich jetzt zu ſchwarzen Wolkenbergen zuſammengethürmt; der Donner rollte ſchon entfernt, und ſchauerliches Wetterleuchten zuckte verloren auf.

Der Pfad wand ſich noch lange mählich niederſteigend durch das Gebirg, und ſchwarzgrünes Nadelgehölz wechſelte mit den grauen Felſen ab. Jetzt erhob der Sturm ſeine ſchweren Flügel und trieb das Gewitter grad über dem Gebirg zuſammen. Krachend hallten nun die ſchmetternden Donnerſchläge in den Felſen zurück; die Blitze ſchlängelten ſich an den ſchwankenden Tannen herab, die ängſtlich ſtöhnten und ächzten in der ſchwülen, drückenden Luft, die zwiſchen ihnen herrſchte, indeß ihre Wipfel dem gewaltigen Sturme wichen.

Nun ſtürzte der Regen in Strömen nieder; nur eine öd' ſtehende Köhlerhütte zur Seite, in der Tannenwaldung, bot noch ein

ſchützendes Obdach. Aus ihrem Eingang betrachtete der erſchütterte Hiolm den Aufruhr der Natur; es war zuweilen als ob der Himmel ſich aufthun wolle, und ſeine Flammenboten, die Blitze, herab ſende, und in den Donnern die Stimme ſeiner Allmacht erhebe.

Hiolm wagte nicht zu klagen über die Verzögerung, da jetzt Stunden hingingen, ehe er ſeinen Weg fortſetzen konnte; zu tief hätte der gröſſe Anblick ihn ergriffen. Er ſah den Regen von den Zweigen ſtrömen, das braune Grün hob ſich erfriſcht hervor; — da flammte ein verſpäteter Blitz herab; es krachte in dem Gehölz, — und eine hohe Tanne ſank vom Blitzſtrahl getroffen. —

— Milder fielen die Tropfen jetzt, wie Thränen über oft beweintes verlornes Glück; — Hiolm ſetzte ſeinen Weg fort.

Das reizende Thal lag jetzt vor ihm, und die Wolken hatten im Weſten, wohin

sich sein Weg richtete, ein hohes Thor gewölbt, durch welches man in eine helle Ferne sah, gleich als sey es das Siegesthor, durch das die scheidende Sonne gegangen war. — Auf diesem hellen Grunde hob sich nun das Gebäude, das ihm in weiter Ferne als ein Lichtpunkt erschienen war, das schöne friedliche Landhaus Marions.

Ja Friede herrschte rings in seinen Umgebungen, sprach aus den wiegenden Pappeln, und flüsterte aus den wehenden Schatten des Parks, durch welchen Holm jetzt mit leisen, ehrfurchtsvollen Schritten wandelte. —

Ueberall glaubte er hier den zarten und erfinderischen Geist seiner Geliebten zu erkennen; ein duftiges Wäldchen hatte ihn lang mit seinen spielenden Laubfantasien fest gehalten, als ihn jetzt ein freier Rundkreis von Bäumen aufnahm, der ihn — ach! mit aller Zaubergewalt der Vergangenheit ergriff! — Eine hohe weitschattende Buche

ſtand mitten in dem freien Raum, ganz ähnlich jener, welche die Liebenden einſt in der Heimath zur Zeugin ihres Bundes geweiht hatten; die Zweige waren durch Kunſt ganz jenen nachgebildet, und alle die Inſchriften von jenen mit ſorgfältiger Treue in die Rinde gegraben.

Nur zu tief fühlte Hiolm dieſen neuen Zug von zarter und doch feurigſter Liebe; ſein Blick verlohr ſich in den Zügen ihrer theuern Hand, — als er die Geſtalt eines Alten erblickte, der ſchwermüthig den Kopf geſenkt in geringer Entfernung ſaß.

Mit welcher Empfindung erkannte Hiolm in ihm den alten treuen Diener Mariens, den er in glücklichen Tagen oft in ihrem väterlichen Hauſe geſehen, und der um das ganze Verhältniß ihrer ſchönen Liebe wußte —

O Skiold! rief er aus, indem er den alten Mann kindlich in ſeine Arme drückte, ſeh

ich Dich wieder? Ach! nach ſo langer, langer Zeit? und wie?

Ach! ſind Sie es, gnädiger Herr? erwiederte der Alte düſter. Ja wohl, wie ſehen wir uns wieder! — Sie hätten ſo glücklich ſeyn können! — ſo unausſprechlich iſt Ihnen meine Gräfin zugethan geweſen. — Sie wählte Deutſchland blos darum zu ihrem Aufenthalte, um in demſelben Lande zu leben, wo Sie lebten und athmeten. —

Hiolm hatte ſich während dem wieder dem Baume genähert, und einen Arm darum geſchlungen, ſeine heiße Wange ruhte an der Inſchrift von ihrer Hand. —

Und das iſt nun Alles vergebens! fuhr der Greis fort.

O guter Skiold, verwunde mein Herz nicht noch mehr! rief Hiolm. Führe mich zu ihr! Führ mich zu Deiner himmliſchen Gebieterin!

Sie ſind ja bei ihr, erwiederte der Alte finſter. — Ich dachte Sie wüßten das ſchon. Der kleine Hügel an dem Sie ſtehen — das iſt ſeit acht Tagen — ihr Grab. —

Nach Jenſeit mir zeigte das helle Thor in Weſten. — Hier war ſein milder Schein erblichen, und nicht wieder zurückzurufen. — — Schwer und dunkel ſank die ſchwarze Gewitternacht herab. —

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung

in Leipzig

sind auch folgende neue Romane und Schauspiele erschienen:

Das Thüringische Bergschloß Kyffhausen, erzählt vom Kanzler * * * und die Glücksträume, 8. 1816. 18 gr.

Bertha, Gräfin von Beichlingen. Marie von Schiettheim. Das unerwartete Wiedersehen und: Edelmüthige Vergeltung. Erzählt vom Kanzler * * * 8. 1816. 18 gr.

Brachmann Luise, das Gottesurtheil. Rittergedicht in 5 Gesängen. Mit Nachwort von A. Müllner. 8. geh. 1818. 16 gr.

Eremit, der, am schwarzen Grabmahle oder das Gespenst im alten Schlosse. Ritterroman der Anna Radcliffe. 2 Bändchen m. Kupfern. 8. 1817. geh. 1 thlr. 16 gr.

Erzählungen, neue, für häusliche Zirkel. Auf die Jahre 1816 und 1817. Herausgegeben von Theodor Hell. m. Kpfrn. 12. geh. 2 thlr.

Der Geburtstag. Originallustspiel in 3 Aufz. 8. geh. 1816. 10 gr.

Genlis, Gräfin von, Die Wattmecas oder das stille Thal in Spanien. N. d. Franz. von Th. Hell. 2 Thle. 8. 1817. 2 thlr.

— Johanne von Frankreich. Ein histor. Roman. Nach d. Französ. von Th. Hell. 2 Thle. Mit Kpfrn. 8. 1816. 1 thlr. 12 gr.

— Fräulein von La Fayette, od. d. Zeitalter Ludwig XIII. Nach dem Franz. von Th. Hell. 2 Thle. m. Kpfr. Neue wohlf. Ausg. 8. 1818. 1 thlr. 12 gr.

Zueignung

an

Ihre Königliche Hoheit,

die Prinzessin

Marianne von Preußen,

Gemahlin

Sr. Königl. Hoheit des Prinzen

Wilhelm von Preußen,

gebornen Prinzessin

von

Hessen-Homburg,

Vorsteherin des Louisenordens.

Königl. Bibliothek Berlin

Yc 3404 - 1

Die Poeſie, hochernſte Gottesgabe,
Führt kühn dädaliſch über Land und Meer,
Zur Heimath, die aus ſel'ger Ferne her
Uns winkt mit ewig wunderſüßer Habe.

Jedoch, daß man am ſel'gen Ziel ſich labe,
Flieg' Niemand allzukühn durch's Wolkenheer;
Sonſt trifft ihn Phöbus flammendes Gewehr.
Der Fittig bricht! Der Flieger ſinkt zum Grabe!

Zwar trägt aus Gräbern auch und Fluthen wieder
Den Sinkenden die ew'ge Huld zum Strand;
Doch allzufrüh verhall'n dann hier die Lieder.

Was noch von dieſen ward dem Tod entwandt,
Legt ſich, ſchutzflehend, in die zarte Hand
Der hohen und mildfrommen Fürſtin nieder.

Ueber das

Leben und die Werke

der

Dichterin,

vom

Herausgeber.

Die unglückliche Sängerin der unglücklichen Liebe, Karoline Louise Brachmann, deren vorzüglichste Dichtungen der Unterzeichnete den Freunden ihrer Geist- und Gefühl-vollen Muse hier übergiebt, wurde am 9ten Februar 1777 zu Rochlitz, einer kleinen Sächsischen Stadt an den freundlichen Ufern der Mulde, geboren. Ihr Vater, Christian Paul Brachmann, der daselbst die Stelle eines Kreissecretärs erhalten hatte, war ein durch Geist, Charakter und Bildung gleich ausgezeichneter Mann. Mit der musterhaftesten Thätigkeit in seinem amtlichen Wirkungskreise verband er eine, unter Geschäftsleuten dieser Art seltene Neigung für die altklassische und neuere, nicht

blos deutſche, ſondern auch franzöſiſche und engliſche, ſchöne Literatur, in welcher er eine reiche Beleſenheit und ſelbſt eine wohlgewählte Bücherſammlung beſaß. Der franzöſiſchen Sprache war er ſogar in dem Grade mächtig, daß er, in ſeinen ſpätern Jahren, mehrere Gedichte darin ſchrieb. Von Natur heftig und leicht auffahrend, war er doch ein liebevoller Gatte, zärtlicher Vater und redlicher Freund, von allen, die ihn kannten, wegen ſeiner unerſchütterlich ſtrengen Rechtſchaffenheit wie zugleich als einer der unterhaltendſten Geſellſchafter durch ſeine Lebhaftigkeit, vielſeitigen Kenntniſſe und witzigen Einfälle, geſchätzt. Seine Gattin, Friederike Louiſe Vollhard, die Tochter eines wackeren Landgeiſtlichen zu Schönbach bei Colditz, vereinigte die ſchönen Tugenden einer trefflichen Hausfrau und Mutter ebenfalls mit einer für ihren Stand ungewöhnlichen Bildung des Geiſtes. Nicht nur in wirthſchaftlichen Dingen und weiblichen Arbeiten, ſondern auch wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, namentlich der franzöſiſchen Sprache, machte ſie ſelbſt die erſte Lehrerin ihrer Töchter. Mit ihrem ſanften Gemüth und einem Herzen voll unendlicher Liebe und Güte, trat ſie ſtets mild verſöhnend zwiſchen Vater und Kinder, wenn dieſe den leicht zum Zorn gereizten Mann, durch irgend eine kindiſche Unart oder Unbeſonnenheit, wider ſich aufgebracht hatten. Dagegen theilte ſie ſeinen fröhlichen Humor, und beſaß beſonders mit ihm die Gabe, anziehende Anekdoten anziehend zu erzählen. Vorzüglich waren beide reich an intereſſanten Geſchichten aus dem ſiebenjährigen Kriege, da der alte Brachmann die letzten Feldzüge deſſelben, als Soldat bei der Oeſterreichiſchen Armee in Sachſen, ſelbſt mitgemacht, ſeine Gattin aber in ihrem

elterlichen Hause, wo sowohl die Oesterreicher als Preußen mehrmals ihr Hauptquartier gehabt hatten, viele der denkwürdigsten Ereignisse des großen Kampfes aus dem eigenen Munde ihrer Theilnehmer und Augenzeugen vernommen hatte. Diese Erzählungen bildeten gewöhnlich den Stoff der traulichen Abendunterhaltung im häuslichen Kreise, und ihr Inhalt wie die Lebendigkeit des Vortrags so zahlreicher einzelner Bilder und Beispiele, von menschlicher Hoheit und Niedrigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Großmuth und Grausamkeit, dargestellt in der versinnlichendsten mündlichen Mittheilung auf dem imposanten Hintergrund einer im Allgemeinen schon so romantisch-heroischen Weltbegebenheit, brachten den tiefsten und bleibendsten Eindruck auf die jungen Gemüther der kleinen, mit aller kindlichen Wißbegier an den Lippen ihrer geliebten Erzähler hängenden Zuhörer hervor.

Unter der Pflege und Leitung solcher Eltern, die überdem ein Muster ehelicher Liebe, Treue und der zärtlichsten Sorgfalt für ihre Kinder waren, wuchs Louise mit ihren beiden Geschwistern, einem ältern Bruder, Friedrich, und einer jüngern Schwester, Amalie, in der glücklichsten Kindheit auf. Ihre lebhafte Einbildungskraft, welche ihr, wie die Güte ihres Herzens, von dem Vater und der Mutter zu Theil geworden war, entwickelte in ihrer Seele schon früh eine vorherrschende Neigung und Anlage zur Dichtkunst, unterstützt von einer ungemeinen Schärfe der Beobachtung, Leichtigkeit der Auffassung und Treue des Gedächtnisses. Schon in ihren Kinderspielen äußerte sich bald dieser poetische Hang, indem sie mit ihren Puppen, die sie zu Schäfern und Schäferinnen herauspußte, förmliche kleine Idyllen darzu-

ſtellen pflegte, und noch ehe ſie von ihrer Mutter ſchreiben gelernt hatte, dichtete ſie bereits öfters einzelne gereimte Verſe, die durch ihre Anmuth und Leichtigkeit alle Zuhörer der kleinen Rhapſodin erfreuten.

Die Erzählungen ihrer Eltern wirkten auf ihre Phantaſie ganz beſonders, und in Kurzem hatte ſie es dahin gebracht, ihnen in dieſer Gabe der Unterhaltung, in dem Kreis ihrer Geſchwiſter und Geſpielinnen, zu dem lieblichſten Erfolg nacheifern zu können. Dieſes ſo früh ſich ankündigende Talent, ihr lebhafter muntrer Geiſt überhaupt und die Zärtlichkeit ihrer kindlichen Liebkoſungen, mit denen ſie ſich bei dem ſtrengen Vater einzuſchmeicheln wußte, machten ſie zu dem Liebling des Letztern, deſſen beſchränkte Vermögensumſtände ihn indeß hinderten, ihr eine eigentliche äſthetiſche Erziehung geben zu können. Zudem mußte er mehrmals ſeinen Wohnort verändern, wobei er doch immer wieder nur in kleine Städte, denen es an höhern Bildungsanſtalten gänzlich fehlte, verſetzt wurde. Von Rochlitz kam er nach Döbeln, dann nach Cölleda, und zuletzt, im Jahre 1787, als Geleitscommiſſar des Thüringiſchen Kreiſes, nach Weißenfels.

Hier vereinigten ſich mehrere für die Bildung unſerer Dichterin ſehr günſtige Umſtände. Die romantiſche Lage des kleinen, aber ungemein freundlichen Orts, der ſich traulich zwiſchen der Saale, und hohen, mit einem ſtattlichen Schloſſe prangenden Felſen hinzieht, von denen herab man der mahleriſcheſten Ausſichten auf die Stadt, den ſkamandriſchen Lauf des mit einer ſchönen Brücke geſchmückten, von ſchwimmendem Floßholz und den Nachen der Fiſcher belebten Stromes, und auf die gegenüberliegende, weite, in der an-

muthigſten Abwechſelung mit Dörfern, Mühlen, Wieſen, Feldern, Büſchen und Rebenhügeln — reich beſetzten Ebene genießt; bietet einem für die Schönheiten der Natur empfänglichen Gemüthe ſo anziehende Reize dar, daß ſelbſt ein Mann von ſo ausgezeichneter Geiſtesgröße, wie Müllner, dem die Kunſt, die Kritik, die Wiſſenſchaft und das Leben den Aufenthalt in einer Hauptſtadt gleich wünſchenswerth machen ſollten, auch in ſeiner jetzigen äußern Unabhängigkeit, noch immer davon hier feſtgehalten worden iſt. Eben die Natur aber, ſie, die allein redlich iſt, wie Schiller ſagt, die an dem ew'gen Ankergrunde feſtliegt,

„Wenn Alles Andre auf den Sturmbewegten Wellen
„Des Lebens unſtät treibt,"

zog Louiſens Liebe- und Sehnſuchts-volles Herz, ſchon in den Jahren ihrer Kindheit, mit der ganzen Anhänglichkeit einer wahrhaft kindlichen Hingebung zu ihrem treuen Mutterbuſen hin. Auch gönnte ihr die Kleinheit und Stille des Orts den vertrauten Umgang mit der Natur, den das rauſchende Leben in großen Städten den Frauen leider faſt völlig verſagt, und unverkennbar gewann ſie den Reichthum an den lieblichſten und treueſten Naturſchilderungen, der ihre Gedichte ſo charakteriſtiſch auszeichnet, aus ſolcher eigenen Anſchauung auf einſamen Spaziergängen, die Ewald von Kleiſt, wie Göthe im zweiten Theil ſeiner Lebensgeſchichte erzählt, ſeine poetiſche Bilderjagd zu nennen pflegte. An der höchſten aller Poeſien, an der Poeſie der Natur, hing ſie mit voller Seele. Was ſie in dieſer Liebe empfunden und gedacht, klingt überall in ihren Dichtungen wieder, und ertheilt ihnen einen eigenthümlichholden Reiz von belebender Färbung und Friſche.

Wie mächtig aber überhaupt, auch auf ein weibliches poetiſches Gemüth, der Genuß einer ſchönen Natur, in Stunden ſchwärmeriſcher Einſamkeit zu wirken vermag, das zeigen in der Geſchichte des Weibes uns zahlreiche Beiſpiele, deren hier nur das der Jungfrau von Orleans gedacht werden mag. Doch ſelbſt auch in Beziehung auf Literatur gewährte Louiſen ihr neuer Aufenthaltsort, der ſeitdem der bleibende ihres ganzen fernern Lebens ward, reichliche Mittel zu der höhern Bildung ihres Geiſtes und Herzens. Ein damals in Weißenfels anſäßiger Buchhändler, Severin, unterhielt eine an Zahl und Wahl der Bücher bedeutende Leihbibliothek, die Louiſe neben der ſchon erwähnten Sammlung ihres Vaters überaus fleißig benutzte, und die Nähe von Leipzig, dieſem berühmten Stapelplatz des deutſchen Buchhandels, machte ſie bald mit einem klaſſiſchen Boden bekannt, auf welchem vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt nicht minder regſam, als Handel und Gewerbe, ſich zum erfreulichſten Flor fortdaurend entfalten. Weit den größten Einfluß aber, nicht blos auf die reifere Entwickelung ihres Talents, ſondern auf die Richtung ihres ganzen Weſens, in Gefühl, Phantaſie und Denkart überhaupt, hatte ihre nähere Bekanntſchaft mit dem edeln Hauſe des allgemein verehrten Freiherrn von Hardenberg, der, als Churfürſtlich Sächſiſcher Salinen-Direktor, damals in Weißenfels lebte. Seine treffliche Gemahlin war eine Jugendfreundin von Louiſens Mutter; und ſeine liebenswürdigen Töchter, beſonders die talentvolle Fräulein Sidonie von Hardenberg, und ſein, ſpäterhin unter dem Namen Novalis, als einer unſrer eigenthümlichſten und tiefſinnigſten Dichter, ſo berühmt gewordener Sohn Friedrich, wurden

durch Verwandtschaft des Alters, Geistes und Herzens bald die vertraulichsten Jugendfreunde Louisens, und ihres im Jahr 1789 mit dem jungen Freiherrn von Hardenberg von der Hochschule zu Leipzig nach Weißenfels zurückkehrenden Bruders. Da sie selbst im 2ten Bande der Harfe von Friedrich Kind, im Jahr 1815, unter der Ueberschrift: „Einige Züge aus meinem Leben, in Beziehung „auf Novalis," eine so treue als rührende Erinnerung an all das Gute, Schöne und Große, was sie seiner liebevollen Sorgfalt für die Ausbildung ihres Talents und Gemüthes verdankte, mitgetheilt hat; so wird dieser anziehende Aufsatz hier seine schicklichste Stelle finden, um die Dichterin mit ihren eigenen Worten den entscheidenden Einfluß, den Hardenbergs Freundschaft auf jene Epoche ihres damals noch so jugendlichen Lebens hatte, darstellen zu lassen.

„Schon von mehreren Seiten," schreibt sie, „bin ich aufgefordert worden, meinen Zeitgenossen etwas Näheres von jenem lichten Sterne mitzutheilen, der sich so früh in Nacht verbarg, von dem edeln Novalis, da allerdings meine Familie der seinen durch innige Freundschaft verbunden war, und ich von früher Kindheit an in ihm, dem hohen Jünglinge, einen aufmunternden Freund verehrte, den, der zuerst meinen Eintritt in die künstlerische Laufbahn begünstigte, in der er sich schon schnell und siegend hervorgethan hatte. Ehrfurcht gegen seine edle Familie, die aus einer eigenthümlich stillen Würde jede Art öffentlichen Bekanntseins meidet, erlaubt mir auch jetzt keine ausführlichen Schilderungen aus seiner Geschichte; nur einige Züge, die unmittelbar mit meinem individuellen Leben zusammen-

treffen, ſind mir vergönnt hier darzuſtellen; und dieſe Blätter ſcheinen mir mehr, als irgend etwas, geeignet, in einem vorzüglich der Kunſt und ihren Söhnen geweihten Kreiſe, einen verehrten Dichternamen mit Würde zu nennen."

„Aus einem der älteſten Rittergeſchlechter unſers Vaterlands entſproſſen (Friedrich von Hardenberg war ſein wirklicher Name, und von einem frühern, in Italien einheimiſchen Zweige ſeiner Familie ſein angenommener dichteriſcher Name: Nŏvălĭs, entlehnt), vereinte Novalis mit allen Vorzügen einer ausgezeichneten Erziehung eine gewiſſe geniale Anmuth in ſeinen Handlungen, und alle die gutmüthige, herzgewinnende Humanität, die ſeine ganze Familie charakteriſirte. Sein Vater, den ich mit Recht ein Ideal wahren männlichen Adels nennen möchte, war angebetet von den Unterthanen ſeiner Güter und von ſeiner zahlreichen Dienerſchaft, die Alle in ihm mehr den Vater, als den Herrn erkannten. Mit welcher Rührung denk' ich noch der frommen einfachen Andachtsübungen, in denen er oft die Diener ſeines Hauſes, mit ſeinen Kindern zugleich, in rangloſer, wahrhaft chriſtlicher Gemeinſchaft um ſich her verſammelte! Die Armen der umliegenden Gegend verehrten alle Glieder dieſes herrlichen Geſchlechts als ihre wahre Wohlthäter; allein keines dieſer liebenswürdigen Geſchwiſter übertraf an Großmuth und an Herzensgüte den guten Novalis und eine ſeiner Schweſtern, in der ich noch immer eine unvergeßliche und unerſetzbare Jugendfreundin beweine, ſie, die der Gegenſtand faſt aller meiner, der Freundſchaft geweihten Gedichte iſt. *) Dieſe

*) S. die Gedichte in dieſem erſten Bande: Sidonie. S. 109. An meine Sidonie. S. 219, und die Jahreszeiten. S. 249.

Beiden waren gleichsam als die vermittelnden Friedensengel bekannt, die bei irgend einem vorkommenden Vergehn der Untergebenen den Fehlenden mit ihrer Vorbitte vertraten."

„Ich war Kind, als Novalis mit meinem Bruder, dessen vertrauter Freund er durch Verwandtschaft des Gemüthes war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in unser Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten meiner dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, mein schüchternes Talent zu heben. Ich selbst hätte nie gewagt, ihn je etwas davon sehen zu lassen, hätte nicht, ohne mein Wissen, die zärtlichste der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über sich, meine und seiner aufblühenden Schwester höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unsere Lektüre, da ihre und meine trefflichen Eltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunst, doch nicht so ausschließend, wie er, allen ihren neueren Erscheinungen folgen konnten. Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewissenhaft unterließen wir das zu lesen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, mit der er uns alles das Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiet des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit unsrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten beflekkenden Hauche, was meinen Gedichten vielleicht hin und wieder sehr zum Vortheil gereicht hat, und ich ihm in diesem Augenblicke noch mit innigster Rührung danke. Unsere Eltern, und meine und seine übrigen Brüder vereinigten sich mit ihm in diesem schönen Streben für unser Glück, und so verfloß uns die seligste Kindheit im Schooße

elterlicher und der zärtlichſten geſchwiſterlichen Liebe; denn eine jüngere Schweſter von mir, die nicht minder glühender Eifer für die Kunſt und ein bedeutendes Talent für Malerei beſeelte, und die mit gränzenloſer, ſich ſelbſt vergeſſender Zärtlichkeit an mir hing, vollendete den Kranz ſchönſter und liebendſter Verwandtſchaft, der meine erſte Lebenszeit umzog, aber ach! bald durch den Tod auf das ſchmerzlichſte zerriſſen werden ſollte. — Der Sturm iſt um ſo grauſenvoller, wenn er in der Mitte eines ſonnenhellen Tags hervorbricht!"

„Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der ſchönſten, anmuthvollſten Braut aufs innigſte beſeligt war, ſeine kleinen, äſthetiſchen Schülerinnen nicht, und unſre ſchweſterliche Theilnahme an ſeinem Glücke dankte ihm dafür."

„Novalis war in dieſer Zeit öfter bei Schiller; ſeine Freundſchaft erwarb mir die Aufmerkſamkeit dieſes Heroen unſrer Dichterwelt; und ſchon in meinem dreizehnten Jahre erſchienen einige Stücke von mir in den letztern Zeitſchriften, die Schiller herausgab, blos unter dem Namen Louiſe. Es ſei mir vergönnt, hier, als eine kleine Abſchweifung, ein Gedicht zu wiederholen, wodurch es ihm vorzüglich gelang, mir Schillers Wohlwollen zu erwerben."

„Die Gaben der Götter."

„Glücklich, welche Cythere mit Wonne geſegnet, und denen
Here, die große, des Glücks ſchimmernde Gaben verliehn;
Denen der Donnerer Zeus mit Ehre die Schultern umkleidet;
Denen den glänzenden Kranz Ares, der ſchreckliche, wand;

nung, welche sie zur Verzweiflung trieb, sondern langsam, aber lange wirkende, drückende, entmuthigende Verhältnisse, und vielleicht körperliches Uebelbefinden die nächste Ursache ihres Todes waren.

Louise schien mir überhaupt keiner heftigen Leidenschaft fähig zu sein, ich glaube, daß man auf sie anwenden konnte, was Leonore Sanvitale im Tasso von der Prinzessin sagt:

Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich,
Sie leuchten wie der stille Schein des Mondes
Dem Wand'rer spärlich auf dem Pfad zu Nacht.

Sie hat oft über ihre Art zu empfinden, über manches frühere Verhältniß zärtlicher Art mit mir gesprochen, und Alles wies auf eine ruhige Neigung hin, welche ihr Glück und ihren Lohn in sich selbst findet. Sogar der Verlust geliebter Gegenstände, auf welche Art die Trennung auch geschehen sein mochte, hatte sie, nach ihrem eigenen Geständnisse, bei weitem nicht so unglücklich gemacht, als man es bei einer Dichterin hätte vermuthen sollen, deren lebhafte Phantasie oft nur zu geneigt ist, da Grund zum Schmerz zum sehen, wo gar keiner vorhanden ist, oder doch den wirklichen zu unnatürlicher Höhe zu steigern. Clotildens Charakter in der Erzählung: Das Bild im Jahrgang 1823 der Cornelia giebt auch so ziemlich ein Bild von Louisens Art zu fühlen, wie sie wenigstens mir erschien. Dieselbe stille Genügsamkeit, dieselbe Ergebung, dieselbe geheime Verehrung des geliebten Gegenstandes, welche sich mit diesem innern

Gottesdienste begnügt, ohne weitere Ansprüche auf Erwiederung oder Besitz zu machen.

Wenn aber auch keine heftigen Empfindungen verderblich auf dieß sanfte Gemüth wirken konnten, so schien sie andrer Seits an einem gänzlichen Mangel praktischer Tüchtigkeit, an Muth, um den Vorfällen des äußern Lebens zu begegnen, und an einer gewissen Unentschlossenheit und Schüchternheit zu leiden, welche ihr manchmal beinahe ein unbeholfenes Ansehen gaben. Dabei war sie unendlich freundlich, anspruchlos, selbstverläugnend, ängstlich, Niemanden zu beleidigen, und unfähig, ungerechten Forderungen, lieblosen Klätschereien, oder übler Nachrede einigen Widerstand entgegenzusetzen, oder sie muthig zu verachten. Sie schien sehr darunter zu leiden, wie ich aus mancher ihrer Reden schließen konnte, und wußte sich überhaupt, was in ihrer Lage sehr begreiflich war, von der Art, wie man in kleinen Städten die Dinge und Menschen beurtheilt, nicht wohl loszumachen. Hat sich dann noch körperliche Verstimmung dazugesellt, denn sie war schwächlich und zart gebaut, und mochte sich wohl keiner guten Gesundheit erfreuen; sind in ihr Besorgnisse über ihre ökonomischen Verhältnisse entstanden, wie der letzte ihrer Briefe anzuzeigen schien, hat sie das Andringen, die Stürme der wirklichen Welt befürchten müssen, denen sie sich so wenig gewachsen fühlte, dann ist es wohl leicht möglich, daß das Zusammentreffen so vieler ungünstiger Umstände jenen Gemüthszustand in ihr erzeugt hat, welchen man im Englischen Despondency nennt, jenes Verzagen, jenes Aufgeben jeder Hoffnung, jenes eigensinnige Verschließen des Blickes vor jeder beruhigenden Aussicht, jene Gering-

schätzung ihres Talents, ihres Herzens sogar, welches auch der Verfasser des Aufsatzes im Morgenblatte als die nächste Veranlassung ihres Todes anführt.

Aber wie heftig und zerstörend müssen diese Beweggründe, oder doch einige davon auf dieß sanfte, fromme Gemüth gestürmt haben, um es zu einer solchen Tiefe von Lebenssattheit und Hoffnungslosigkeit zu bringen, in der sie, die sonst so schwer eines Entschlusses mächtig wurde, sich fähig fühlte, den entsetzlichen Vorsatz nicht allein zu fassen, sondern, nachdem er das erste Mal verunglückte, ihn nicht fahren zu lassen, sich anscheinend ruhig zu betragen, ihre Hausgenossen zu täuschen, und das zweite Mal mit viel klügerer Berechnung das unselige Vorhaben wirklich auszuführen? Wer sie gekannt hat, wird nicht ohne das tiefste Mitleid die Schilderung der grauenvollen Lage überdenken können, in der die Unglückliche sich in dieser ganzen Periode, und besonders in jener schrecklichen Nacht befunden haben mag, wo fremde Menschen sie am Stromesufer fanden, und sie zurückführten. —

Ist es erlaubt, aus allen diesen Ansichten einen Schluß auf die frühere Bildung Louisens zu ziehen, so rührte wohl das Unglück ihres Lebens daher, daß sie, was freilich für jedes weibliche Wesen mißlich ist, schon in früher Jugend allein stehen mußte, und daß gerade sie weniger, als viele ihres Geschlechts, welche durch Vereinzelung auf sich selbst gewiesen werden, im Stande war, sich allein zu behaupten. Familienverhältnisse, eigne oder fremde, in denen sie sorgenfrei, aber liebevoll theilnehmend hätte leben können, würden ihr wohl gethan haben. Andere hätten für ihr äußeres Le-

den ſorgen, und ſie dem ſtillen Walten in ihrer innern Welt überlaſſen ſollen, in welcher allein ihr wohl war.

Warum dieß die Vorſehung nicht gewollt? warum ſie dieß ſchwache, verletzbare Weſen durch Umſtände und innere Anlagen zuerſt alſo werden, und dann ſchutzlos der rauhen Wirklichkeit ausgeſetzt ließ? Wer vermag in dem Dunkel des Erdenwallens hierüber, wie über ſo viele Räthſel des menſchlichen Geſchickes, Auflöſung zu finden? Wir müſſen uns unterwerfen, und glauben, daß es recht war, weil es war. Aber Mütter und Erzieherinnen, denen Gott die Bildung weiblicher Gemüther anvertraut, könnten durch dieß, wie durch ſo manches ähnliche Beiſpiel ſich belehren laſſen, jene jugendlichen Seelen, in denen ſich eine verherrſchende Anlage zur Poeſie oder ähnliche Fähigkeiten finden, ja nicht zu bloßen Dichterinnen, ſondern vor allen zu praktiſchen Menſchen und Frauen zu bilden. Louiſens Unglück war entſchieden, und uns bleibt, wenn wir ihrer wehmüthig gedenken, nur der Troſt, mit Young zu ſagen: Nothing this world unriddles but the next!

Dort wird auch derjenige, der dieß Herz ſo weich ſchuf, und ſeine Tugenden, wie ſeine Schwächen kannte, den entfliehenden Geiſt, der, von unaushaltbarer Bangigkeit getrieben, ſeinen Kerker eigenmächtig zu ſprengen ſich unterſtand, nach ſeiner Läuterung mit Erbarmen aufnehmen, und dem Gequälten die Ruhe geben, die ihm hier nicht zu Theil ward. Arme Louiſe! Friede ſei mit deiner Seele!

Wien am 18ten December 1822.

Caroline Pichler.

Zu diesem Aufsatze unsrer trefflichen Pichler, habe ich das Vergnügen folgenden noch ungedruckten, höchst anziehenden, einer ihrer liebenswürdigsten Herzens- und Geistesverwandten, der talentvollen jungen Dichterin, Fräulein Auguste Jakobi, zu Hamburg, hier anschließen zu dürfen.

Louise Brachmann.

Auszug eines Reisejournals.

Es war im Frühjahr 1822, als ich auf einer Reise von Altona nach Dresden durch Leipzig kam. Mein erster Wunsch daselbst war den Kirchhof, und auf demselben Gellerts Grab zu besuchen. Eine Freundin führte mich dahin. Vor uns her trug man die Leiche eines Studenten, von 30 seiner Mitbrüder begleitet und gerade Gellerts Grab gegenüber senkten sie die Leiche ein, worauf sie Schillers Worte aus Wilhelm Tell sangen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Mit kräftiger Stimme sprach darauf der als Dichter und dramatischer Schriftsteller wohl bekannte Hr. Ludewig Würkert einige herrliche Verse und ernst wehmüthig gestimmt, verließen alle die Gruft des früh entschlafenen Freundes. Der Kirchhof ward nun leer, nur an einem Leichensteine lehnte noch eine weibliche Figur, auf welche meine Begleiterin zuging und sich lebhaft mit ihr unterhielt. Die Spuren tiefen Seelenleidens waren auf dem blassen Gesichte der Trauernden unverkennbar. Meine Freundin rief mich und sagte: „Dieß ist Louise Brachmann, deren Bekanntschaft du dir noch gestern gewünscht hast!“ Das thränenerfüllte große

blaue Auge der lieblichen Dichterin ruhte lange, gleichsam prüfend auf meinen Zügen. Ich war stumm; eine gewöhnliche Höflichkeitsformel war mir nicht möglich ihr zu sagen; auch sie reichte mir nur freundlich die Hand und sagte: Verzeihn Sie meine Rührung; unter diesem Hügel schläft ein Herz, das einst treu und innig für mich schlug. Jedesmal, wenn ich nach Leipzig komme, eile ich hieher und gehe gestärkt, und ich darf sagen besser von dannen. Sie führte uns nun auf dem ganzen Kirchhof herum, und unterhielt uns lebhaft und anspruchlos. Sie fragte mich, ob ich in Altona Gerstenberg und Jacobsen gekannt hätte und erkundigte sich mit großer Genauigkeit nach dem Zustand der Hamburger Bühne, vor allen, ob das erste Heldenfach gut besetzt sei. Wahrscheinlich hoffte sie damals noch ihren Geliebten an einem der großen Theater Deutschlands angestellt zu sehen. Diesen Herrn hatte ich, wie ich später erfuhr, bei dem Herrn Dr. Klingemann in Braunschweig, Direktor des dasigen Nationaltheaters, selbst schon kennen gelernt, ohne jedoch damals von seinem Verhältniß zu meiner verewigten Freundin noch das Mindeste erfahren zu haben.

Denselben Abend begleitete L. Brachmann mich ins Theater, wo Egmont gegeben wurde. Madam Genast, geborne Böhler, Göthe's Schülerin, war ein gar liebliches Clärchen. Louise äußerte sich sehr wahr über den Eindruck, den ihr Spiel sowohl, als der Charakter ihrer Rolle auf uns machte. „An dem reizenden, jungen, blühenden Mädchen," sagte sie „wird ihre Schwachheit, ihr süßes Hingeben, ihr verzweiflungsvoller Selbstmord als treue Liebe bewundert, bemitleidet, ja selbst beweint, doch wenn ihr Jugend und Schön-

heit fehlte, — das liebetolle Kind würde ausgelacht.“ O hätte sie dieses wahre Urtheil nie vergessen, hätte sie sich diese Rücksicht auf die Stimme der Welt bewahrt; Deutschland hätte seine Sappho nicht verloren!

Den andern Morgen reiste ich nach meiner Vaterstadt Dresden ab, welche ich seit 19 Jahren nicht gesehen und als dreijähriges Kind verlassen hatte. Während einem halben Jahre genoß ich in dem deutschen Florenz alles Schöne, Edle und Große, was Kunst, Natur und Freundschaft nur dem Sterblichen bieten kann, und um eine Welt der köstlichsten Erinnerungen reicher, verließ ich diese schönen Gestade der Elbe, um zu den erhabnern Nordischen derselben wieder zurückzukehren. In Leipzig hielt ich mich 2 Tage auf, ohne Louisen hier wiederzusehen, da ich sie in Weißenfels glaubte, und nahm von dort einen Wagen bis Braunschweig, den sich bis Halberstadt noch eine andre mir unbekannte Dame mit mir zu theilen hatte erbieten lassen. Vor dem Hause, wo ich in Leipzig wohnte, hielt am Morgen um 5 Uhr noch in tiefer Dunkelheit der Wagen. Weinend riß ich mich aus den Armen meiner Freunde los, und ohne auf meine schon im finstern Wagen befindliche Reisegefährtin zu achten, ließ ich meinen Thränen freien Lauf; da fühlte ich mich plötzlich von meiner Nachbarin sanft berührt und hörte aus ihrem Munde Wielands schöne Worte: „Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt, läßt uns dem Elend nicht zum Raube, und ob die Hoffnung auch den Ankergrund verliert, so laß uns fest an diesem Glauben halten, ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten!“ Ich erkannte ihre Stimme. Es war Louise Brachmann! Nach dem Austausch unsrer

Freude über den glücklichen Zufall, ſagte ſie mir, ſie habe Geſchäfte in Halberſtadt, reiſe incognito durch Halle und werde vielleicht auch bald nach Hamburg kommen. Sie unterhielt mich äußerſt angenehm, hatte während der Reiſe tauſend Aufmerkſamkeiten für mich und ihr geiſt- und gemüthvolles Weſen machte ſie unendlich liebenswürdig. Nur zuweilen, wenn das Geſpräch ſtockte, füllte ihr Auge ſich mit Thränen, aber mit unendlicher Kraft riß ſie ſich dann aus dieſem Zuſtand empor, um dann nur doppelt unterhaltend und anziehend zu ſein. In Halle ſtiegen wir in dem Gaſthofe zum Kronprinzen ab und unterhielten uns in unſrem Stübchen recht gemüthlich. Als es dämmerte, warf die Brachmann einen Schleier über, nahm ein großes Packet unter den einen, mich unter den andern Arm, und ſo giengen wir durch mehrere krumme, häßliche Straßen, bis wir endlich an ein kleines Haus kamen, deſſen Wohnſtube wir öffneten. Ein kranker Mann von ungefähr 50 Jahren lag in einem dürftigen Bette, eine Frau ſaß daneben und ſpann; vier arme Kinder ſprangen an die Brachmann freudig heran und riefen: „Ach Louiſe, bringſt du wieder etwas, du biſt ſo lange ausgeblieben!“ Nun kramte ſie ihre Schätze aus: für jedes der Kinder ein Hemde, Rock, Tuch und Jacke; für die Mutter Wolle zu Strümpfen, für den Mann 3 neue Hemden, für Alle einige Eßwaaren und für den Kranken Eingemachtes, auch Thee und Zucker. Alle weinten vor Freude und ſegneten die edle Geberin. In dem Stübchen war alles höchſt arm, aber reinlich; jedoch athmete man eine wahrhaft verpeſtete Luft in demſelben. Als ich Louiſen half die Kinder ankleiden, äußerte ich, daß ich den Geruch kaum

ertragen könne, worauf sie der älteſten Tochter Geld gab, um Eſſig und Weihrauch zu holen. Mir ſagte ſie leiſe: „Sie waren wohl nie ſo unabhängig wie ich, und kamen daher weniger an armer Leute Krankenlager!“ „Ach, wenn ſie wüßten,“ begann nun die Mutter, „was Mamſell Louiſe Meyer ſchon für Gutes an uns gethan hat, und ohne uns früher gekannt zu haben! Zufällig trat ſie einmal bei Regenwetter in unſere Hütte, und ſeitdem hat ſie uns ſo geholfen, daß wir oft denken, Gott habe uns ſeinen heiligen Engel geſchickt!“ — „Gute, treffliche Louiſe,“ ſagte ich, ihr gerührt die Hand drückend, „ſogar Ihren Nahmen entziehen Sie der Dankbarkeit!“ — „Den guten Leuten“ erwiederte ſie leiſe „iſt es einerlei, ob ich Brachmann oder Meyer heiße, und hier ſoll es niemand wiſſen! Eine gute That ſchändet zwar nie, aber ſie wird entweiht durch vieles Lob. Auch beim Wohlthun, wie bei der Liebe iſt das Geheimniß ein doppelter Reiz!“ Die ſprach ſie, ließ ſich die Rechnung des Apothekers und des vierteljährigen Schulgeldes der Kinder geben, bezahlte beides und verließ von mir in ſtiller Bewunderung begleitet das Haus, indem ſie den Unglücklichen noch verſprach, in 14 Tagen wiederzukommen. —

In Halberſtadt trennten wir uns. Ich eilte nach Braunſchweig und hörte nach 14 Tagen, daß ſie dort auch bereits geweſen ſei, um Schulden für ihren Geliebten zu bezahlen. Gegen mich ließ ſie nie ein Wörtchen über den wahren Zweck dieſer ihrer Reiſe hören, doch nie einen Augenblick, ſelbſt wenn alle Menſchen ſie verdammten, zweifelte ich ſeitdem an ihrem hohen Werth! Ich war ihr nahe, ich habe ſie geſehen, als

ſie ſchon unglücklich war, als ſie allein ſtand, mit ihrem frommen Herzen, als ſie mit ihrem reinen, redlichen Willen, mit ihrem treuen Wirken von dem verlaſſen war, dem ſie alles geopfert. Gott, der das Innere der Menſchen bis in ſeine geheimſten Tiefen durchſchaut, hat richtige Waage und richtiges Maas, und richtet anders, als Menſchen richten. Er unterſcheidet, was die Welt ſo ſelten thut, die übereilte von der vorbedachten Handlung, Er ſieht das Herz an, das die Welt nie ſieht!

Das Bild dieſes edlen Mädchens, wird nie aus meiner Seele ſchwinden; ward ſie auch hart von Manchen beurtheilt, ſo weiß ich doch auch, daß manches edle Gemüth ſchweſterlich liebevoll an ihrem Andenken hängt; manche gute Menſchen ſie geliebt. Für dieſe allein ſind dieſe Zeilen geſchrieben! Louiſe Brachmann wünſchte ſehr, einmal das herrliche freie Hamburg beſuchen zu können. Dieſer Wunſch blieb ihr verſagt, doch ihre frommen Erzählungen, ihre freundlichen Dichtungen und die Nachricht ihres unglücklichen Endes, haben ihr auch hier zahlreiche theilnehmende Freunde gewonnen! Die hartgeprüfte Dulderin hat ausgelitten! Daß ſie eigenmächtig ihr Daſein geendet? — Wer von uns darf den erſten Stein auf ſie werfen, denn wer kennt die Leiden, welche dieſem verzweiflungsvollen Entſchluß vorangingen; wer den furchtbaren Kampf, welchen ſie geſtritten, ehe ſie ihn ausgeführt? Gott bewahre uns vor einem ſolchen und ſchenke uns Allen: Ruhe, Friede und Klarheit.

Hamburg im May 1824.

Auguſte Jakobi.

Zum würdigsten Beschluß aller dieser Mittheilungen folge endlich hier auch noch das sinnige und herzliche Wort, was mein verehrtester Freund, Herr Legationsrath Panse zu Weißenfels, in Beziehung auf meinen, in mehreren öffentlichen Blättern geäußerten Wunsch das Andenken unsrer bedauernswürdigsten Sängerin durch die Errichtung eines Denkmals zu ehren, vor Kurzem, in der Zeitung für die elegante Welt (März 1824) ausgesprochen hat:

Louise Brachmann und ein Denkmal, wie sie es wünschte.

Von Panse.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Schiller.

Diese Verse passen so genau auf die Momente, die ich eben zu beschreiben denke, daß nur eine Schlacht, wie bei Lützen von Wallenstein geliefert zu sein brauchte, um die Beziehung derselben auch auf äußere Umstände gleich zu sehen. Man pflegt es Wahn zu nennen, und er sei es, auf die Gewißheit einer Ahnung sich zu berufen, wenn der sonderbare Witz der Zeit uns mit der Erfüllung überrascht: aber mich dünkt es in den meisten Fällen gleichgültig, ob die Ahnung als Spiel menschlicher Träume unabhängig von einer Begebenheit erscheint, oder ob die Seele wirklich in einer geheimen, wunderbaren Korrespondenz mit dem Rath-

ſchluß der Zukunft ſteht: wenn ſie nur, die Ahnung, im Stande iſt, von einer Bruſt den Riegel zurückzuziehen, und ein fremdes Auge in ihre Tiefe blicken zu laſſen, wo die Ahnung vielleicht als Wunſch geſchlummert hat. Die Einladung zur Theilnahme an der Errichtung eines Denkmals für die unglückliche Sappho-Louiſe in der Abendzeitung (Wegweiſer 1824. Nr. 14. S. 56.) von Seiten des Herrn Prof. Dr. Schütz, den ich hiermit freundlich grüße, hat in mir Erinnerungen aufgeweckt, die wahrſcheinlich ohne jenen Aufruf unbeachtet verloſchen wären, und auch jetzt leg' ich ihnen keinen andern Werth bei, als daß ſie die Sängerin der Liebe betreffen.

Zur Roſenzeit des Jahres 1822, alſo kaum zwei Monate vor Louiſens Tode, ſaß ich hier (in Weißenfels) eines Abends mit meiner Friederike, die damals noch meine Braut war, an einem Raſentiſche bei zuſammengeſchobenen Theetaſſen im Garten, der durch einen aufgeworfenen Damm von dem Saalſtrome getrennt wird. Louiſe, die mir im vorigen Jahre oft die Träume und Erwartungen ihres kranken Herzens mitgetheilt hatte, weil der Gegenſtand ihrer Neigung mit Vertrauen mir entgegen gekommen war, und nun im Anblick eines fremden Seelenglückes eine ſchmerzvolle Entſchädigung für getäuſchte Hoffnungen zu ſuchen ſchien — Louiſe ſollte auch heute kommen. Eine Guitarre hing an einem zerbrochenen Fichtenſtamme; ſie liebte dieſes Inſtrument und mochte gern ihre Lieder hören, wohl nicht aus Poetenneitelkeit, ſondern weil der Geſang derſelben gleiche Wirkung auf ihr Gemüth hervorbrachte, wie das Dichten gethan hatte; er hob den Druck irdiſcher Verhältniſſe von ihrer Bruſt weg, und gab ihr die dichteriſche Freiheit zurück,

ein Geſchenk, für das ſie gewöhnlich mit Thränen zu danken pflegte. Da ich am folgenden Tage wieder abzureiſen gedachte und Louiſe nicht kommen zu wollen ſchien, ſo trat ich in das Haus zurück, um noch einige zerſtreute Manuſcripte in Ordnung zu bringen, und ſie mir gelegentlich nach Weimar nachſenden zu laſſen. Während dieſer nicht eben poetiſchen Beſchäftigung war die Erwartete in dem Garten erſchienen und wandelte mit meiner Braut unter den Apfelbäumen auf und nieder, beide in einer traurigen Stimmung, denn ſie, die Dichterin, die das weibliche Gefühl bis in ſeine geheimſten Regungen kannte und enthüllte, hatte nicht bemerkt, daß der Troſt des Abſchieds, den ſie der jungen Freundin einzuflößen glaubte, den Schmerz des Abſchieds zehnfach erhöhte, wahrſcheinlich weil ſie unbewußt den eignen über einen andern ausſprach. Ich bemerkte, ſobald ich ihnen näher gekommen war, daß ich die Frauen auf ihren ſchwachen Seiten überraſchte, und bemühte mich, einen andern Ton der Unterhaltung anzuſchlagen. Da nichts leichter iſt, als die Thräne des Schmerzes in einem weiblichen Auge in die Thräne der Luſt zu verwandeln, ſo ſuchte ich die Herzen dem leichten Spiel des Witzes zu öffnen; aber mochten die Funken deſſelben zu matt ſein, um treffen zu können, oder die Schläge kalt; genug, ich ſtrebte umſonſt zu blitzen und hatte nichts bewirkt, als daß ſich der Mund der Frauen ſchloß, und ſie Gefahr liefen, das Vergnügen des Geſprächs an der Ungeſchicktheit des Maître de Plaisir ſcheitern zu ſehen. In der Verlegenheit zog ich eine Charade aus der Taſche, die ich eben im Krame längſt vergeſſener Papiere gefunden, und von einem academiſchen Freunde

im Sommer 1817 erhalten hatte. Ich theile sie darum mit, weil sie den Ausdruck von Louisens Gefühl motivirt, nicht weil der Verfasser oder ich sie höher schätzten, als sie Werth hat, ich meine, außer jener Beziehung hat sie keinen und will keinen haben.

Lokal-Charade von drei Silben.

Die beiden ersten bilden einen Namen,
Den einst ein deutscher Jüngling trug,
Aus dessen Brust die schönsten Lieder kamen,
Sobald er klagend in die Saiten schlug.
Sein Schwanenlied drang sehnend durch die Lüfte;
Da nahte sich der stille Gott der Grüfte.
Er wies den Sänger durch das dunkle Thor,
Und seine Klage tönt nicht mehr
Aus seiner Brust hervor.
Das letzte nennt das erste aller Werke,
Die zur Bequemlichkeit der Mensch gemacht,
Der müde Pilger sucht, daß er sich stärke,
Und freut sich, wenn es ihm entgegen lacht.
Doch wehe, trägt's dem Schiffer auf den Rücken,
Die Winde weh'n, der Kahn zerschellt in Stücken.
Und prüfst du seines Glückes wunderbaren Lauf,
Herunter kommst du oft
Anstatt hinauf!
Tief aus der Saale Wellen steigt das Ganze
Auf schroffen Felsen, den der Wind umrauscht,
Und wo den Jüngling oft im Silberglanze
Der volle Mond am Dornenbusch belauscht.
Noch heute geht, umhüllt die Nacht die Fluren,
Des Sängers Schatten die geliebten Spuren.
Und ist das Ganze blos der letzten Silbe gleich,
So wirds durchs erste Paar
Doch erst bedeutungsreich.

„Das ist die Höltybank unter Halle!*) rief Louise, und ihr trübes Auge nahm einen hellen Glanz an, aber nicht den Glanz irdischer Freude, es war der Strahl der Verzükkung, wie ich ihn nie bei der Dichterin bemerkt hatte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Entschluß, an jenem Felsen zu enden, damals schon in ihrer Seele geschlummert habe, vielleicht nicht einmal der dunkle Gedanke, jemals den sapphischen Sprung zu wiederholen: aber der Umstand, daß der jugendliche Dichter Holty in der Sage jener Gegend fortlebt, ergriff sie auf eine Art, die keinen Zweifel über den Wunsch einer gleichen Unsterblichkeit Raum ließ, und unwillkürlich ihre Lippen bewegte, die Worte zu wiederholen:

Noch heute geht, umhüllt die Nacht die Fluren,
Des Sängers Schatten die geliebten Spuren.

Und wer weiß, wenn dieser Moment jenen Entschluß in ihrer Brust auch nicht gefunden, ob er ihn nicht geboren hat, unbewußt den Keim des Todes geboren, wie ein Augenblick den Keim des Lebens im Mutterschoße? Hinweg war die düstre Schwermuth aus ihrem Angesicht, wie die Abendnebel, die nach dem Untergange der Sonne den dunkeln Strom umzogen und in den Wellen untergingen, so wie die rothe Leuchtkugel des Mondes aus dem Horizonte aufstieg. Sie war in den Zustand der Exaltation gerathen; eine Wirkung, die jene unbedeutenden Reime unmöglich hervorzubringen im Stande gewesen wären, wenn ihre Brust nicht dem unterminirten Tempel geglichen hätte, der nur auf den Funken wartet, um in die Höhe zu fliegen,

*) Ein schroffer Fels, sonst ist nichts zu sehen.

gleichviel, ob der Funke von einem auffprühenden Zünder, oder von einer matten Kohle ſpringt. Eine Stunde vor meiner Abreiſe am folgenden Morgen erhielt ich eine Karte mit der Bitte um einen Beſuch. Ich fand ſie ruhig, aber es war die Ruhe eines Menſchen, dem phyſiſche Erſchöpfung jede Muskel lähmt; ihre Wange war bläſſer, als jemals, und um das tiefe Auge, das ſich matt und langſam bewegte, lagen die Spuren einer durchwachten Nacht. Die Lippen ſchienen ſich ungern aufzuſchließen, und ihre Stimme war ſo leiſe, daß ich mein Gehör anſtrengen mußte, um die Frage zu verſtehen, ob ich noch einige Augenblicke bei ihr verweilen könne. Sie griff nach einigen Blättern beſchriebenen Papiers und las mir ein Gedicht vor, das ſeine Wirkung auf mein Gemüth durch den Anblick der todtenähnlichen Sängerin bis zu jenem Schmerz ſteigerte, der aufhört, ein künſtlicher zu ſein, weil die Täuſchung verſchwindet, oder weil ſie mit der Wirklichkeit gleiche Rechte ausübt. Ich bedaure um ſo mehr mich, keiner Strophe erinnern zu können, da ich das Gedicht noch nirgends gefunden habe und ſchließen muß, es ſei entweder durch fremde Hand verloren, oder von der Dichterin ſelbſt wieder vernichtet worden. Es behandelte im Oſſianiſchen Rhythmus und Ton den Kampf des Sturmes mit dem Felſen um des Daſein eines Monuments, eines einfachen aufgerichteten Steinblocks, in welchen der Name „Sappho“ eingegraben war. Die Darſtellung dieſes Streites unter den Elementen war ſchön, wie das Gemälde des Sturmes in Muſäos Hero und Leander, und ſelbſt die ſchlechte Pronunciation der Dichterin vermochte den Eindruck nicht zu ſchwächen. Während des Conflictes der phyſiſchen Kräfte —

lautete der Inhalt weiter — unterrichtet ein Hirt in seiner Hütte am Fuße des Berges sein Kind über die Bedeutung des Monuments. Hier war der Uebergang überraschend, das Denkmal wankt und eine Stimme ruft: „Stürze zusammen, sie lebt!“ und der Stein rollt in die Fluten hinab. — Sollte der Landmann — sprach sie, und legte die Blätter wieder in einander, — sollte der Landmann einst von mir erzählen“ — Da wurde ihre Stimme immer weicher, ich glaubte ihr Auge feucht zu sehen, sie wandte sich und sagte scheinbar gleichgültig: Es ist ein guter Einfall, daß man jenen Felsen die Hölty-Bank genannt hat.

Der Landmann wird von dir erzählen, gute, unglückliche Sängerin, und der Wunderglaube künftiger Geschlechter wird deinen Schatten um Mitternacht am Felsen wandeln sehen, wenn ein halb verwitterter Steinblock kaum noch den Nahmen Louise bewahrt.

Weißenfels.

Panse.

Auf einem einzelnen Blättchen, das sich unter den hinterlassenen Papieren meiner verewigten Freundin gefunden, hat sie, — vielleicht kurz erst vor ihrem Tode, — noch folgende Bemerkung über sich selbst und ihre Dichtungen niedergeschrieben: „Mein Herz gleicht einem Gottesacker, wo lauter geliebte Erinnerungen begraben liegen. Alle meine Gedichte sind nichts als Leichensteine, dem Andenken der lieben Verlorenen gesetzt. Diesem ward ein prächtiges Denkmal, Jenem ein

einfaches Lied, je nachdem ſie meinem Herzen näher oder ferner waren. Meine Balladen und Novellen ſind den Grabmälern zu vergleichen, wo die Bildniſſe der ſchönen Ritter und Frauen in Lebensgröße ausgehauen ſind.“ —

Auch ihr eignes, ſchönſtes und dauerndſtes Monument ſind nun dieſe Dichtungen geworden! Nicht alſo um ihr Gedächtniß, das „durch des Liedes Gewalt“ bei ihrem edlen Volke ſo lange als ſeine Sprache und Literatur fortleben wird, unter uns zu erhalten, ſondern um es auch auf dieſe ſchöne und fromme, dem fernſten Alterthum ſchon heilige Weiſe, von uns geehrt zu ſehen; habe ich, verbunden mit ihrem ſchmerzlichſt um ſie trauernden Bruder, den Wunſch ausgeſprochen, ihren jetzt ſchon von hohem Raſen überwachſenen Grabhügel mit einem, zwar nicht prachtvollen, doch des gefeierten Nahmens der Verewigten auch nicht unwürdigen Denkmal ſchmücken zu können. Einfach, wie ſie ſelbſt in ihrem ganzen Leben und Weſen war, ſoll und — muß es ſein, denn es iſt Deutſchland und nicht Britanien, das um ſie, als eine der geliebteſten und geehrteſten ſeiner Töchter trauert. Aber ein Denkmal ſei es zugleich der vaterländiſchen Kunſt, wie es dem Andenken der Muſen-Begünſtigten ziemt. Möchte darum die obige Rede ihres trefflichen Freundes, wie ſie aus ſeinem Herzen gefloſſen, auch zu den Herzen ihrer Leſer und Leſerinnen dringen, auf daß wir uns bald der Erfüllung jenes treuen Wunſches erfreuten. Zur Grabſchrift der Unvergeßlichen, die das Leben ſo wenig für der Güter höchſtes zu erkennen gelernt hatte, daß ſie ſelbſt, als die Grauſamkeit ihres Geſchicks ihr jedes andre geraubt hatte,

ſich zu Tode zu leben nicht vermochte; wüßte ich keine ſprechendere, als ihren eignen Ausſpruch, der uns in acht Worten die ganze Tiefe ihres Unglücks und des Grundes ihres tragiſchen Unterganges zeigt:

„Die Thräne trocknet, aber es bricht das Herz!“

Halle im May 1824.

Schütz.

Druckfehler Anzeige.

Zu den schon im ersten Bande angezeigten Druckfehlern desselben sind noch folgende, auch schon in öffentlichen Blättern bekannt gemachte zu bemerken:

Seite XXIII	Zeile 20.	statt	seiner lies ihrer.
— XLVII	— 6.	—	jeder — jedes.
— LIV	— 4.	—	doch: „würden sie uns an die Ohren schlagen, „lies:" doch würden sie nur an die Ohren schlagen" — (das hier gemeinte Gedicht Müllners schrieb er auf die Schlacht bei Wagram.)
— LVI	— 13.	—	ist die Stelle aus von Houwalds Bild, die Seite LXXXVII. an ihrem rechten Orte steht, wegzulassen.
— LXIX	— 1.	—	in lies: ein.
— LXXX	— 17.	—	dem lies: dem ihr.
— LXXXVIII	— 5.	—	Ruhestadt lies: Ruhestatt.
— XCV	— 5.	—	Unaussprechliche lies: Unaussdschliche.

Unter den literarischen Notizen über die Werke der Dichterin sind die Romantischen Blätter, die ein, gleich näher zu bezeichnender Recensent, für darin übergangen behauptet hat, bereits als der 2te Band ihrer Romantischen Blüthen, mit aufgeführt. Hinzuzufügen sind aber noch: Haugs Almanach poetischer Spiele, 1816. der hessische Calender 1819. die Abendzeitung 1815, das Morgenblatt 1822. der literarische Merkur 1823. und die Wiener Zeitschrift 1822. und 1823, wozu sie gleichfalls mehrere Gedichte und Erzählungen beigetragen hat.

Das Zueignungssonett des 1ten Bandes dieser Sammlung, hat, wie ich hier zum Bedauern eines abermaligen Fehlschusses des Hrn. Recensenten in Nro. 56 des (Brockhausisch) literarischen Conversationsblatts d. J. melden muß, nicht mich, sondern einen unsrer berühmtesten Dichter zum Verfasser.

Der Herausgeber.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Zweiter Band.

Inhalt.

IV. Epiſche Dichtungen . Seite 1

1) Das Gottesurtheil; Rittergedicht in fünf Geſängen, nebſt einem Nachwort von Müllner. . . . — 3

2) Romanzen und Balladen.

Der Troubadour . . — 31
Die nächtliche Harfe . — 37
Altdeutſches Volkslied. . — 42
Der Kampf. . . — 44
Die Gefangene, oder das Räuberſchloß. — 48
Der Befreite. . . — 56
Die Ungeliebte. . . — 59
Knappe und Ritter. . — 62
Der Knappe und die Fürſtin . — 63
Der Wunſch des Liebenden. . — 64
Frühlingsliebe. . . — 66
Die Wahl des Gatten. . — 86
Der dunkle Ritter. . . — 91
Der Zauber. . . — 106
Die Roſen. . . — 108

Agnes Lied an die Rose.	Seite 113
Versöhnung.	— 114
Der Held ohne Liebe.	— 115
König Murat.	— 116
Der Garten des Waldes.	— 118
Die Mühle des Thales.	— 121
Die Nacht in der Mühle.	— 124
Die Gräber.	— 129
Das Erstlingsopfer.	— 132
Kunst und Liebe.	— 133
Alvtic.	— 136
Evadne.	— 139
Klotilde.	— 141
Elvira.	— 145
Blanka.	— 146
Helena.	— 153
Elgiva.	— 161
Rinaldo's Braut.	— 164
Percival.	— 162
Baldwin.	— 171
Ritter Wilhelm und sein Roß.	— 174
Reccafrieda.	— 177
Der fromme Kaiser.	— 179
Kolumbus.	— 181
Die Entdeckung von Madera.	— 183
Abschied vom Vaterlande.	— 201
Der Abend am Vierwaldstädter See.	— 205
Der Einsame.	— 211

I.

Lyrische Dichtungen.

Prolog.

In meiner Kindheit lichte Rosenauen,
In meiner Vorzeit lächelndes Gebiet,
Lad' ich Euch ein, mit liebendem Vertrauen,
In jenes Land, das freundlich glänzt und blüht!
Ihr seht am Himmel düstre Wolken grauen;
Der Sturm erwacht; der goldne Morgen flieht! —
So floh die Zeit in kindlich heitern Scherzen,
Doch blieb ihr Schimmer noch im tiefen Herzen.

Und an dem Licht aus jenen goldnen Zeiten
Entfaltet sich des Geistes Blumenflor;
Die holden Schimmer, die herüber gleiten,
Sie heben sanft im Traum die Seel' empor.
Sie kennt und faßt in jenen seel'gen Weiten
Das süße Glück, das sie im Lenz verlohr;
Und was der Tod ihr ließ in Nacht versinken,
Es blüht und glänzt vor höhern Zaubers Winken.

Die Göttin iſt's, die mit dem Wunderſtabe
Aus kalten Oeden Paradieſe ſchafft;
Die liebend winkt, und aus dem dunkeln Grabe
Die Schatten ruft mit heil'ger Zauberkraft;
Uns wiedergiebt die heiß beweinte Habe,
Die uns ein grauſam Loos hinweggerafft;
Die ſanfte Göttin, der die Schatten weichen,
Ihr Nahm' iſt: Phantaſie, in ſeel'gen Reichen.

Sie hat auch mir mein Gut zurückgegeben,
Verſchönert in der Iris Farbenbad.
Ihr heil'ger Flug darf kühn ſich aufwärts heben,
Sie landet an dem himmliſchen Geſtad!
Vereint durch ſie mit meinem liebſten Leben,
Fand ich zur Heimath den verlohrnen Pfad!
Wollt Ihr bei Blüthen meiner Heimath weilen,
Gern will mit Euch des Herzens Lenz ich theilen!

Des Sängers Ruheſtatt.

Die Nacht iſt ruhig; dort am Hügel zeigt
Der volle Mond ſein blaſſes Angeſicht;
Dort aus des Meeres blauen Fluthen ſteigt
Der Abendſtern mit zitternd mildem Licht.

Nur hier und da grünt hohes Farrenkraut
Am ſchweigenden Geſtade; Dämmerſchein
Erhellt die Flur, und ſchwacher Geiſterlaut
Irrt melancholiſch durch den Fichtenhain.

Hier, wo der Mond ſein mattes Silber ſtreut,
Der laute Bach Gefild und Hain durcheilt,
Hier nimm mich auf, vertraute Dunkelheit,
In deren Schatten die Begeiſtrung weilt.

An dieſer Eich', um die noch Siegmars Sohn
Den unentweihten Kranz der Freiheit ſchlang,
Durch deren Wipfel oft der Bardenton
Zu Wodans friedlichem Gewölb ſich ſchwang.

Hier ſoll die Ruhe meiner Harfe ſein,
Wenn, bald vielleicht, mich Todesnacht umwallt,
Daß noch ihr leiſer Klang im Vollmondſchein,
Bei ſtiller Luft am Hügel wiederhallt.

Dann hört vielleicht ein edler Menſch den Laut
Und ſagt, wenn ihn ſein Pfad vorübertrug:
„Hier ruht ein Herz, das dem Geſang vertraut,
Für Menſchlichkeit auch edelglühend ſchlug.“

Dann Segen Dir, Verwandter hier und dort!
Der mild noch mein gedenkt im dunkeln Haus. —
O wiſſ', es ruht dies Herz am ſtillen Ort
Von manchen bittern ſchweren Kämpfen aus.

Bedeckt mit Wunden iſt die Bruſt, die hier
In Staub zerfällt, des frühern Wohllauts bar;
O ſchenk' als Lohn, die Gunſt des Himmels Dir
Ein milderes Schickſal, als das meine war!

Das Glück der Dichter.

Wagt es nicht, uns thöricht zu beklagen,
Ihr, die, Kinder blos der Wirklichkeit,
Nach dem Glück des Alltagslebens jagen!
Welches Loos uns auch das Schickſal beut,

Glücklich ſind wir! die zwei ſchönſten Looſe
Fielen uns, die nur das Leben kennt:
Wie das Kind, der Unſchuld froh im Schooße,
Das ja glücklich jedes Alter nennt,

Dürfen wir mit holden Bildern ſpielen
Und mit Blumen aus dem Paradies
Lichtentſproſſen, unter Lenzgefühlen
Und bei Tönen, herzberauſchend ſüß.

Und das zweite, was die Menſchen preiſen:
Jenes Loos der königlichen Macht,
Die gebietend ſchafft in ihren Kreiſen,
Ward auch uns vom Schickſal zugedacht.

So auch rufen wir in unſern Welten
Großes, Schönes, Herrliches hervor,
Laſſen Großmuth üben, Recht vergelten;
Heben Tugend aus dem Staub empor.

Und nicht Träume mögt Ihr dieſes nennen:
Jene Blumen, die wir liebend ziehn,
Werden, wo des Lebens Schmerzen brennen,
Lind vielleicht manch trauernd Herz umziehn!

Und an Bildern, auf Begeiſtrungsflügeln
Kühn entführt aus höherm Thatenland,
Wird vielleicht manch edler Geiſt ſich ſpiegeln;
Und das Lied wird künftger Thaten Pfand.

Das Räthsel der Zeit.

Wer kennt das Räthsel? Die geheimnißvolle Zeit?
Oft, ach! mit Flügelschnelligkeit,
Flieht sie dahin in unsern Wonnestunden; —
Zum Augenblicke wird der längste Tag;
Vergebens strebt sie unsers Herzens Schlag
Zurückzuhalten, ach! sie ist entschwunden,
Eh sie zu fassen noch der Geist vermag!
Kurz ist das Leben! ruft mit bangem Sehnen,
Der heiß nach Glück und der nach Weisheit ringt;
Der mächtig wünscht den Fittig auszudehnen
Ins Reich des Wissens, das kein Geist durchdringt.

Doch ist das Glück gewichen von dem Herzen,
Wie dehnt sie sich zu wüster Ewigkeit!
Am Bett geliebter Kranker; unter Schmerzen,
Erliegend; in der Kerker-Dunkelheit.
Selbst da, wo ein verheißner Sonnenblick
Der Wonne grausam zögert zu erscheinen,
Wie dünkt sie lang! Als kehr' im Lauf zurück
Ihr Fuß, will öfters der Gequälte meinen.

So zeigt sie stets di wechselnde Gestalt,
Und so gebietet sie dem armen Leben,
Mit übermüth'ger herrschender Gewalt! — —
Dem Proteus gleich, der Sphinx der alten Zeit,
Und niemand wagt den dunkeln Sinn zu lösen. —
— O wer das Räthsel erst im innern Wesen
Der Menschenbrust verstünde! Ohne Streben
Hätt' er auch ihres Räthsels Sinn gefunden!
Denn nur das Herz giebt Maß für Tag und Stunden.

An die Horen.

„Schöne himmliſche Schweſtern, leichte Horen,
Fliehet, ſo lang mich Jugendlocken kränzen,
Flieht in ernſter Geſtalt vor meiner heitern
Seele vorüber!“

Alſo fleht' ich euch an zur Zeit der Freude,
Und bis zur Wohnung ſeel'ger Götter drangen
Meine Worte, da ward mir bald des Flehens
Ernſte Gewährung.

Schöne Horen, ach, wohl zu ſtreng erfüllet
Ihr, was ich flehte! Ja nun wird mich nicht mehr
Der zu mächtige Reiz der jugendlichen
Freude berauſchen!

Nicht gemildert nur habt ihr meines Frühlings
Blendendes Licht, ach nein, es ganz verloſchen!
Meines Lebens geliebte ſüße Blüthen
Habt ihr gebrochen!

Und wohin denn, zu welchem Blumenlande
Trugt ihr auf luft'gen Flügeln meine Holden?
Sollte nicht auch für mich die ſtille Pforte
Freundlich ſich aufthun?

Ihr ja öffnet und ſchließt des Himmels Thore;
Habt ihr nicht auch den Schlüſſel, der zu jenen
Seel'gen Thälern mich führen könnt', in jenen
Ewigen Frühling? —

Treue Liebe.

Laß ſtürmen hin, laß ſtürmen her,
Mein Herz, und zage nicht!
Sei ruhig wie der Fels im Meer,
An dem die Woge bricht.

Zwar trennt von ihr, für die Du ſchlägſt,
Dich grauſam das Geſchick,
Sei dennoch ruhig, Herz! Du trägſt
In Dir Dein Leid und Glück.

Sie bleibt Dein Theil, ſie bleibt Dein Gut,
Wie fern Du von ihr biſt.
Wer raubte, was mit Felſenmuth
Ein liebend Herz umſchließt!

So wahr' es denn in tiefſter Bruſt
Dies Kleinod feſt und rein!
Wenn alles Du verlaſſen mußt,
Bleibt treue Lieb' allein.

Sie iſt Dir Troſt, ſie iſt Dir Licht,
Wenn alles Dich verläßt,
Wenn alles wankt und ſtürzt und bricht,
Steht ſie doch ewig feſt.

An den Abendſtern.

Du blickſt ſo lächelnd auf mich nieder,
Du kleiner ſanfter Abendſtern,
Als hörteſt Du die leiſen Lieder
Der ahnungsvollen Schwermuth gern.

Wenn alles ſchläft, erweckt Dein Feuer
Der ſtillen Nacht, wie Melodie;
Der Sehnſucht Klagen, und ihr Schleier,
Verräth die heißen Thränen nie.

Dann ſtrahlſt Du holder Himmelsfunken
Mir Troſt ins kranke Herz herab.
Und es erſteht mir wonnetrunken
Die Hoffnung aus der Zeiten Grab.

Oft ſchon wenn ich mit heißem Sehnen
Begrüßte meiner Liebe Bild,
Da blickteſt Du in meine Thränen
Und machteſt meinen Kummer mild.

Und wenn ich ſüßem Traum mich weihte,
Da folgte mir in dunkeln Hain
Von Deiner himmelblauen Weite
Wie Freundesblick Dein Silberſchein.

Abſchied.

Leb wohl! leb ewig wohl, Alide!
Nicht länger trag' ich dieſe Pein.
Wohl ſcheid' ich; denn ich bin es müde
Stets Deiner Launen Sclav zu ſein.
Ich zieh in fremdes Land noch heute,
Dies iſt des Herzens feſte Wahl.
Zwar ſteh' ich noch an Deiner Seite,
Doch wiſſ' — es iſt das letzte mal!

Sie ſchlingt den weichen Arm um meinen,
Sie hält mich auf, ich ſoll nicht gehn.
Was hilfts die Hände zu vereinen,
Wenn ſich die Herzen nicht verſtehn.
Sie ſtrebt zur Laube mich zu leiten,
Wo ich den erſten Kuß ihr ſtahl; —
Wohlan, ich will Dich hingeleiten
Doch, — dies gewiß zum letzten mal!

Ja! Deinen Anblick will ich fliehen!
Der einſt ſo hold, ſo ſüß mir war.
Was ſoll der Wangen zärtlich Glühen?
Was blickt Dein Aug' ſo wunderbar?
Ich kann die Luſt nicht unterdrücken
An Deines Blickes Himmelsſtrahl!
Muß noch einmal in's Aug' Dir blicken,
Doch ach — dies war das letzte mal!

Da rief ſie ſchmelzend: O verzeihe!
Und drückte liebend mich an ſich.
Nie brach ich, Holder, Dir die Treue;
Verzeih'! nur prüfen wollt' ich Dich.
Vergüten will ich nun die Schmerzen,
Dir lohnen all' die bittre Qual,
Nie mehr ſo grauſam mit Dir ſcherzen,
Es war gewiß das letzte mal!

Feſtigkeit.

Schwachheit und Mißtraun waren ja die Schlangen,
Die früher ſchon Dein wankend Herz umſtrickten,
Die mit Dir um den Preis des Glückes rangen,
Dich Deines Lebens Paradies entrückten.

O laß ſie nicht noch einmal Dich umwinden,
Was iſt die Güte, wenn die Kraft ihr fehlt?
Noch darfſt Du das Verlohrne wiederfinden,
Haſt gegen ſie Du feſt Dein Herz geſtählt.

Verſchließe vor den Stimmen Deine Ohren,
Die neu Dir flüſtern feindlichen Verdacht!
Zu edelm, freiem Lieben nur geboren
Biſt Du, und ſtark iſt edler Herzen Macht.

O laß Dir nicht das Götterbild verdunkeln,
Das innig treu Dein beßres Selbſt verehrt!
Die Sterne, die wohl in Dein Innres funkeln,
Sie zeigen Dir verkannten theuren Werth!

Es kömmt der Stolz dem Mißtraun gern entgegen,
Und braucht die Waffen, die dies heimlich ſtählt.
O ſagt Dir nicht Dein Herz in bangen Schlägen,
Daß auf dem Weg Verderben Du gewählt?

Und können ſie das Glück Dir wiedergeben,
Das Du geopfert ihres Haſſes Luſt?
Das Gut, das Du erkannt im tiefſten Leben,
Bewahr' es treu in ſichrer reiner Bruſt!

Dem Sclaven bleibt kein freudiges Bewegen,
Ihm, den der Haß mit Ketten hart beſchwert;
Dem Vogel gleich darf leicht die Flügel regen,
Wer frei ins Aethermeer der Liebe kehrt.

Lied.

Mein Liebſter iſt gezogen
Wohl in ein fremdes Land,
Es ſpielen finſtre Wogen
Um ſeines Lagers Rand.

Mein Liebſter iſt gegangen
Wohl in die Heldenſchlacht,
Es glänzt des Morgens Prangen
Nicht in des Todes Nacht.

Die kalten Stürme wüthen
Und toben rings umher,
Mein Liebling ſchläft im Frieden,
Und fühlt den Sturm nicht mehr.

Es ruft mit ſtolzem Prangen
Der Fahnen Wehn zur Schlacht,
Er iſt zur Ruh gegangen
Wohl in die Schlummer-Nacht.

Und Blumen blühn und Bäume
Im ſchönen Heimathsland!
Mir hat den Lenz der Träume
Ein kalter Sturm entwandt.

Nun weckt des Frühlings Prangen
Mir Freud und Hoffnung nicht,
Sie ſind zur Ruh gegangen,
Wie meines Herzens Licht.

Tod und Leben.

Hefte nicht zu warm im Leben
Auf ein theures Gut den Blick!
Treuer Sehnſucht Wünſche ſtreben
Ach, umſonſt nach feſtem Glück!

Geht dein holder Freund zur Ferne:
Zittre, armes Mädchenherz,
Ob ihm glänzen Lebenſterne,
Ihn umſchaure Todesſchmerz.

Thränen, die dem Tode floſſen,
Gluhen dennoch heilig ſuß.
Herbre werden dem vergoſſen,
Was im Leben uns verließ.

Wird er von der Erde fliehen?
O der Tod — er raubt ihn nicht!
Aus der Liebe Grabe blühen
Schönre Roſen an das Licht.

Sein geliebtes Bild umgeben
Wird ein lichter Himmelsſchein,
Und ihn wird der Schmerz erheben
Zu der höchſten Engel Reih'n.

Alſo lebt der Todtgeglaubte;
Dennoch — fürchte, tiefe Bruſt,
Was der Tod dir nimmer raubte,
Raubt vielleicht des Lebens Luſt.

Ueber Zeit und Grab erheben
Darf ſein Gut ein edler Schmerz;
Stirbt ſein Lieben dir im Leben:
Dann — o brich, verarmtes Herz.

Macht der Treue.

Die Liebe klagt mit naſſem Blick,
Daß ſchnell die Zeit entflieht,
Daß ſie ihr kaum umfaßtes Glück
Ihr noch ſo bald entzieht.

Die Blume glänzt; die Nachtigall
Beſingt das Wonnefeſt.
Ach, bald verſtummt der ſüße Schall!
Die Blum' entfärbt der Weſt.

Der Abend kommt zurück ins Thal,
Doch fern' iſt Wonn' und Glück,
Es hellt nicht mehr der Mondenſtrahl
Des Lieblings holden Blick.

Doch herrſcht nicht ob der Zeiten Flug
Der Liebe Göttermacht?
Was auch dahin der Wechſel trug,
Voll Stern' iſt ihre Nacht.

Still zieht ſich in ſich ſelbſt zurück
Das liebende Gemüth;
Da wird es hell dem matten Blick,
Der Frühling glänzt und blüht.

Die Treue ruft zurück die Zeit
Mit all der ſüßen Luſt.
Sie liebt, und trägt die Ewigkeit
In ihrer tiefen Bruſt.

Gerechtigkeit.

Warum klagen, trüben Muthes,
Oft wir an die arme Welt,
Daß vergessen unser Gutes
Sie nur Fehlerrechnung hält.

Hab' ich dort nicht kühn bezwungen
Auch die stärkste Leidenschaft?
Hier nicht schönen Sieg errungen
Durch des edlen Willens Kraft?

Und das Alles nun vergessen?
Und die kleinsten Schwächen zählt
Man mit klügelndem Ermessen,
Und kein Tadel wird verhehlt.

Nur der Schein, der gilt; im Innern
Fühlt der Freund auch noch so treu,
Nur ein klein Versehn — Erinnern
Alles Alten ist vorbei.

Doch es wägt mit gleicher Waage
Uns das liebende Geschick.
Was dem einen fehlt der Tage,
Bringt der andre reich an Glück.

Nur gerecht und nur bescheiden
Wäge, Herz, was dir bestimmt!
Was an Schmerz dir ward und Freuden,
Was das Leben giebt und nimmt.

Ach, ich finde ſtill ergeben:
Hat man ſchuldlos mich betrübt,
Ward ich öfter nicht im Leben
Unverdient ſo heiß geliebt?

Das Mitleid.

Alle Triebe müſſen Dir ſich neigen,
Hohe, heil'ge Geiſterkönigin,
Mächt'ge Liebe! Aller Wünſche Streben,
Alle Kräfte, die ſich frei erheben,
Sinken Dir zu Füßen dienſtbar hin.

Du gebeutſt! und kühn, mit Heldenfeuer,
Stürzt die bange Zagheit in Gefahr;
Und der Ehrgeiz läßt ſein Banner ſinken,
Wo der Sehnſucht mächt'ge Sterne winken,
Bringt er Dir ſein Glück zum Opfer dar.

Wer Dir dient, der kennt nicht heim'ſche Erde,
Du erſt zauberſt ihm ein Vaterland,
Lächelnd thronſt Du auf der Größe Trümmern.
Aus des Prunkpallaſtes Marmorzimmern,
Zieht zur Hütte uns Dein magiſch Band.

Was iſt Schmerz? O Tauſende, ſie bieten
Sich dem Tode dar auf Deiner Spur,
Zu erringen Dein beſeeligt Leben,
Nicht mehr zagt vor ird'ſchen Schmerzes Beben
Dann die ſchwache ſterbliche Natur.

Einer nur, von allen mächt'gen Trieben,
In der vielbewegten Menſchenbruſt,
Einer nur wird nimmer vor Dir weichen,
Siegend trägt er Deine lichten Zeichen,
Einer gleichen Abkunft ſich bewußt.

Nimmer wird Dein ſüßer Frühling grünen,
Haſt daraus den Bruder Du verbannt,
Ruht Dein Glück auf ſeinem Untergange,
Ewig tritt er mit der bleichen Wange
Dir entgegen, die ſein Recht verkannt.

Magſt Du Klugheit, Stolz und Schmerz beſiegen,
Nur den Himmelsgeiſt, das Mitleid, nicht!
Einem Lichtquell ſeid ihr Beid' entſprungen,
Eines wächſt ins Andre feſt verſchlungen,
Und mit ihm verliſcht Dein Zauberlicht.

Die Sehnſucht.

Ein leiſer Nebel dämmert auf den Wogen
Des ſtillen Strems im Schooß der Unterwelt.
Doch heiter liegt, umkränzt von Iris Bogen,
Der Ruhe Land, von Frühlings-Glanz erhellt.
Die Haine ſind von Blüthenduft durchzogen,
Mit ſüßem Wohllaut iſt die Luft geſchwellt,
Und alles Schöne herrſcht und alles Holde
Auf dieſer Fluren lichtem Blumengolde.

Der graugelockte Schiffer lenkt den Nachen,
Und winkt der Schatten ſchweigendem Verein.
Wohl freudig ſchlief, um jenſeits zu erwachen,
Manch armes Herz zur Ruh' des Todes ein:
Hier wird der Tugend heil'ge Kraft dem Schwachen,
Und Kühlung winkt nach ſchwüler Tage Pein,
Der finſtre Schiffer prüfet ſtreng die Schatten,
Den Würd'gen nur den Eingang zu geſtatten!

Und mitten in der Schatten ſtiller Feier
Erſcheint ein Weſen himmliſcher Geſtalt;
Die ſchönen Züge von dem Thränenſchleier
Der ſanften Schwermuth dämmernd überwallt.
Doch aus den Augen bricht ein himmliſch Feuer,
Mit wundermächt'ger rührender Gewalt,
Ihr Anblick weckt Erinn'rung vor'ger Schmerzen,
Doch mächt'ger faßt ihr ſüßer Reiz die Herzen.

„Wer bist Du?“ fragt der ernste Fährmann düster;
„Du bist kein Schatten, irdſcher Form entwandt!“
„Ich bin“ — ſo tönt des ſüßen Munds Geflüſter —
„Der Liebe Sehnſucht von der Welt genannt.“ —
„Dann geh' zu Fluren trauriger und wüſter!
Von dieſem Ufer iſt Dein Fuß verbannt.
Was Unruh bringt, muß fern von hier entweichen,
Ein ew'ger Friede herrſcht in dieſen Reichen.“ —

„O banne nicht mich aus des Friedens Hainen,
Zu tief bin ich der Menſchen Bruſt verwebt.
Nicht Himmel mehr würd' ihnen Himmel ſcheinen,
Wär' ich auf ewig ihrem Blick entſchwebt.
Nur edlem Wunſch kann ſich das Glück vereinen,
Der iſt nicht ſelig, der nicht liebend ſtrebt.
Die mir geweiht, die edeln zarten Seelen,
Sie werden frei, noch hier, ſich mir vermählen.“

Trennung.

Ich scheide jetzt aus eurem frohen Kreise;
Lebt wohl, ihr Theuern, und gedenket mein!
Ein schwüler Tag und eine ernste Reise
Liegt vor mir, ach! wie wird mein Abend sein?

Wird noch dereinst ein Sonnenstrahl mir glänzen?
Nach schwerem Tagwerk mild ein Ruhestern?
Ach, Freunde, fern von eures Bodens Grenzen
Flieht auch das Glück von meinem Herzen fern!

Ich fühle jetzt in seiner ganzen Schwere,
Den ich erwählt, den heiligen Beruf;
Der Rosentraum erblaßt in düstrer Leere,
Den jugendlich die Phantasie mir schuf.

Die Wirklichkeit bannt mich in ihre Schranken;
Was wollt' ich sein? was kann, was werd' ich sein?
Gebunden sind die Flügel der Gedanken,
Und fruchtlos nur bleibt tiefe Sehnsucht mein.

Hinan muß ich des Lebens rauhe Höhen,
Ihr bleibt zurück, Gefährten schönrer Zeit,
Ihr laßt allein den steilen Weg mich gehen,
Wo mir kein Freund die Hand zur Hülfe beut.

Ach laßt, Geliebte! laßt mich schweigen, weinen,
Um unsern Abschied, um mein bessres Sein!
Mög' euch ein mildrer Stern des Lebens scheinen! —
Lebt wohl, ihr Theuern, und gedenket mein.

Beruhigung.

Sanft geht die dunkle Bahn hinab,
Und unten iſt's ſo kühl.
Birgt nicht das tiefe, ſtille Grab
Der liebſten Wünſche Ziel? — —

Nur Wieg' iſt dieſes Leben ja
Der kindlichen Natur;
Die treue Mutter iſt uns nah,
Zeigt uns die lichte Spur. —

Der Tag iſt lang und unruhvoll,
Doch freundlich trifft ein Strahl
Aus ihren milden Augen wohl
Des Kindes Wieg' einmal.

Und wenn die ſtille Nacht beginnt,
Dann nimmt an's weiche Herz
Sie liebend ihr verlaſſnes Kind,
Und ſtillt des Kleinen Schmerz.

Dann, unter ſüßen Melodien,
Schläft ſanft das Kindlein ein;
Die Blumen goldner Träume blühn
In ſeinen Schlaf hinein.

Drum ſtill, mein Herz, Vielleicht einmal
Tönt noch mit leiſem Klang
Auch Dir, beim letzten Sonnenſtrahl,
Ein ſanfter Schlafgeſang.

Gemilderter Schmerz.

Ach leben laß, nur leben den Geliebten!
Mein Gott! Ob dann auch Trennungsſchauer wehn,
Dann darf der Blick des ſehnenden Betrübten
Daſſelbe Licht, denſelben Tag doch ſehn. —

So lang das dunkle Thor noch nicht geſchloſſen,
Iſt auch der Hoffnung kühner Flug noch frei;
In Thäler, wo Erinnerungsblumen ſproſſen,
Trägt ſie das Herz in holder Schwärmerei,

Und ſagt: Sie kann, ſie wird Dir wiederkehren
Die ſeel'ge Zeit, wo Dir ſein Blick geſtrahlt!
Gemildert ſind der Trennung bittre Zähren,
Wenn drin ſich Morgenroth der Hoffnung mahlt.

Ach wohl! noch trinkt deſſelben lichtes Quelle
Mit ihm mein Aug'; ihn hüllt dieſelbe Nacht;
Uns beid' umſpielt des irdiſchen Lufthauchs Welle,
Uns beid' entzückt deſſelben Frühlings Pracht.

Wenn hier der Morgen glänzt, ſo ruf ich: „Eile!
Und bring' ihm Roſen, mit dem Flügelſchritt!“
Senkt ſich die Sonn' in's Meer, ſo fleh ich: „Weile
Noch lang' bei ihm und leuchte ſeinem Tritt!

Und glüh' noch lang um ſeiner Berge Gipfel
Verheißend, wenn ſein Herz verwaiſt ſich fühlt!
Indeß um meiner ſtillen Haine Wipfel
Der Schimmer nur noch matt und ſcheidend ſpielt.“

Wo weilt er jetzt? Wo bringt er muthbeflügelt
Zu fernen Höhn? Welch Thal durchſtreift ſein Blick?
Und welches glückliche Gewäſſer ſpiegelt
In fremdem Land ſein ſchönes Bild zurück?

In ſchwärmeriſcher Mondnacht hehrem Schweigen,
Wenn ſehnender das Herz den Buſen hebt,
Dann ſag' ich mir: „Noch iſt das Glück mein eigen,
Weilt er auch fern, er iſt noch mein, er lebt!

Und zieht nun erſt das Heer der ew'gen Sterne
Am Himmel auf und trennt der Wolken Flor,
O dann entweicht die kleine Erdenferne,
Dorthin vereint flieht unſer Blick empor.“

Ja, in der Seelen ſtillem Zug begegnen
Auf jener Welten Bahn ſich Blick und Blick;
Mit lichten Strahlen, die hernieder regnen,
Kömmt Wonn' in des Getrennten Herz zurück.

Und Treue liſpelt aus dem Glanz der Sterne:
Dies war ein Blick von ihm, der in Dein Herz
Süßſtrahlend drang. — Vernichtet iſt die Ferne
Und höchſtes Lieben weiß ja erſt der Schmerz.

Erinnerung.

Wie ſo ganz dahingegeben
In ein dämmernd fernes Land?
Wie ſo ganz mit Seel' und Leben
Lieb' und Sehnſucht hin gebannt?

O was zieht nach jener Ferne
Stets mein heißes Herz zurück?
Lächeln dort die goldnen Sterne?
Wohnt es dort mein ſüßes Glück?

Ach trotz allem Widerſtreben
Zieht des Schickſals ſtrenge Hand
Mich hinaus ins wüſte Leben,
Meiner Sehnſucht unbekannt.

Tauſend goldne Bilder wanken
Um mich her von künft'ger Zeit,
Doch der Liebenden Gedanken
Hat Erinnrung nur geweiht.

Hat ſie auch der bunte Schimmer
Einen Augenblick entwandt,
Ach, die Treuen kehren immer
Heimwärts nach dem Vaterland.

Ja zu Dir, geliebte Ferne,
Sehnt ſich ſtets mein Herz zurück!
Dort nur glühn die gold'nen Sterne!
Dort nur wohnt mein Lebens-Glück!

Vergangenheit.

Wo biſt Du hin mit Deiner ſanften Helle,
Du Frühlingsſonne meiner goldnen Zeit?
Verlaſſen ſteh' ich auf der öden Stelle,
Dem Wohnplatz früh entſchwundner Seeligkeit;
Iſt dies der Fels noch, dies die muntre Quelle,
Und dies des Waldes grüne Dunkelheit,
Wo in der Freundſchaft zartem heil'gen Bunde
Mir ſeelig floh des Lebens Morgenſtunde?

Bin ich gelöſt ſchon von des Körpers Banden,
Ein Duftgebild, ein eitler Schatten nur?
Der unbefriedigt aus dem Grab' erſtanden,
Nach Ruhe lechzend, ſucht die theure Spur?
Was bin ich noch, da meine Freuden ſchwanden?
Was hält mich hier auf der verwaiſten Flur?
Nur Liebe kann der Seele Daſein geben;
Das Leben flieht mit des Geliebten Leben!

Es ſtirbt das Herz, wenn ſeine Theuern ſcheiden,
Im Schmerz verſiegt das zärtlich heiße Blut.
So mußt' ich vielfach ſchon den Tod erleiden!
Mit meinen Freunden ſtarb mein Jugendmuth. —
Und ſollt' ich nicht die theure Gegend meiden,
Auf der für mich ein ew'ges Dunkel ruht?
Ich weiß, umſonſt iſt meiner Liebe Sehnen,
Und fühllos bleibt das Grab bei meinen Thränen.

Und doch iſt's mir, als wohnt' ein heilig Leben
Auf dieſer Stätte, wo ihr Fuß gewallt,
Wo von des Laubes deutungsvollem Beben,
Wo mir vom Quell der Laut der Sehnſucht hallt;
Ich ſeh' in Wolken, die vorüberſchweben,
Noch oft der Freunde liebliche Geſtalt,
Und glaub', in ſüß wehmüth'gem Wahn verloren,
Zurück zu zaubern die entſchwundnen Horen.

Warum auch flieh'n vor meiner Sehnſucht Qualen?
Warum vermeiden der Erinnrung Schmerz?
Verloſchen ſind des Tages goldne Strahlen!
Nicht in die Bruſt mehr dringt der heitre Scherz.
Was blüht Dir noch in dieſes Lebens Thalen? —
O gieb Dich hin, du armes, müdes Herz!
Es kann der Schmerz im Schmerze nur geſunden;
Sanft ſchließt der Tod des Herzens tiefſte Wunden.

Meine Freiſtatt.

In die Heimath ſüßer Flötentöne,
In des unverwelkten Frühlings Pracht,
Zu dem Lebensquell der ew'gen Schöne
Rett' ich mich aus meiner Schwermuth Nacht!

Nehmt mich auf, ihr holden Blüthengänge!
Zarte Mondenſchimmer, ſpielt um mich!
Stillt dies Herz, ihr himmliſchen Geſänge,
Dem, ach längſt ſchon, aller Frieden wich!

Wenn erneut die tiefen Wunden bluten,
Die mir früh ein ſtrenges Schickſal ſchlug,
Wenn des Weltgetümmels rege Fluthen
Mich umrauſchen mit geſchäft'gen Trug;

Wenn mir auf des Herzens ſtille Fragen,
Auf dies Sehnen, nirgend Antwort kommt;
Wenn mir ſelbſt die Eindrung leiſer Klagen
Jenes kalte Schweigen feindlich hemmt;

O dann flücht' ich mich in Deinen Himmel,
Heil'ge Poeſie, mein einzig Gut!
Fleh entrückt dem ſtörenden Getümmel
Einen Trunk aus Deiner Zauberfluth

Laß, Du Sanfte, mich bei Dir geneſen!
Heile Du dies Wunden-müde Herz!
Du nur kannſt die kranke Seele löſen,
Sanft erweichen den verſchloſſnen Schmerz!

Daß ich mich nicht ſelbſt verlier' im Spiele
Dieſes kalten Lebens ohne Dich,
Untreu jedem edleren Gefühle,
Untreu werde meinem beſſern Ich,

Rufe Du die Geiſter meiner Lieben,
Meine ſeel'gen Freunde mir zurück!
Eurer werth bin ich bis jetzt geblieben,
O ihr guten Engel ſchützt mein Glück!

Gebt nicht zu, daß dieſes Herz erkalte
Für die Lieb' und für den edlen Schmerz!
Das Gedächtniß eurer Lieb' erhalte
In der öden Wirklichkeit mein Herz!

Und ſo trag' ich willig meine Leiden,
Eines beſſern Lebens Unterpfand;
Glänzt mir nicht, ein Strahl von höhern Freuden,
Hoffnung auf mein himmliſch Vaterland? —

In die Heimath ſüßer Flötentöne,
In des unverwelkten Frühlings Pracht,
Zu dem Lebensquell der ew'gen Schöne
Rett' ich mich aus meiner Schwermuth Nacht!!

Sehnſucht nach der Heimath.

Haſt Du ganz vor mir verſchloſſen,
Seel'ge Poeſie, Dein Reich?
Wo mir ſonſt die Tage floſſen
Leichten Morgenträumen gleich.

Wo mit lieblichen Geſpielen
Du als Kind mich auferzogſt,
Uns das Schöne lehrteſt fühlen,
Gleich uns Lieb' und Andacht wogſt.

Wo in den verwandten Seelen
Erſt mein beſſres Selbſt ich fand! —
Ach, ſeit die Geliebten fehlen,
Fehlt mir Glück und Vaterland!

Heimiſch war ich im Gebiete
Zarter Phantaſie mit euch,
Süße Freunde! damals blühte
Licht für uns ihr goldnes Reich. —

Ach, ihr Holden ſeid geſchieden,
Wohnt in ferner, ſeel'ger Flur,
Und es blieb mir nichts hienieden
Als der Schmerz der Sehnſucht nur.

Von des Grabes ſtummem Hügel
Kömmt kein milder Laut zurück;
Und es ſinkt des Geiſtes Flügel,
Und es bricht mein dunkler Blick.

Klanglos ſinkt die ſanfte Leier
Aus der ſchmerzerſtarrten Hand,
Meiner Muſen heil'ges Feuer
Hat ſich fremd mir abgewandt.

Und, als wär in weite Lande
Ich der Heimat Flur entführt;
An verlaſſner Meere Strande
Wo kein Ton ſich hinverliert;

Steh ich einſam im Getümmel
Lauter Freuden, ſtumm und arm,
Blicke ſehnend auf zum Himmel,
Suche Ruh dem ew'gen Harm!

Iſt denn kein befreundet Weſen,
Das dies weiche Herz verſteht?
Das zur Rettung mir erleſen,
Mit mir nach der Heimath geht?

Das, als Schweſter mich zu grüßen,
Durch das todte Schweigen bricht?
Und die Sprache meines ſüßen
Mutterlandes mit mir ſpricht? — —

Schönes Traumbild, — ach, vergebens!
Nein, die ſeel'ge Sympathie
Hellt nicht mehr den Pfad des Lebens,
Hellt den öden Pfad mir nie!

Ach, ſo jung noch, ſchon entriſſen
Allem, was uns ſelig macht!
Geh ich, fern den holden Grüßen,
Einſam durch des Lebens Nacht!

Dies unſterbliche Verlangen,
Das der tiefen Bruſt entquillt,
Hält nichts Irdiſches befangen,
Wird auf Erden nie geſtillt! —

Such es an des Orkus Strande,
Was Dein Herz mit Sehnſucht ſchwellt!
Geh zum ſüßen Vaterlande
Durch das Thor der Geiſterwelt!

Entſchluß.

Zerſtreu' die Perlen, und zerreiß die Kränze!
Ich will nicht hold, nicht liebenswerth mehr ſeyn!
Die Blume welk' in ihrem vollſten Lenze,
An ihr ſoll nimmer ſich ein Aug' erfreun!

Kannſt Du begreifen, was es heißt: Verrathen,
Verlaſſen ſein von ſeinem einz'gen Gut?
Für den allein die ſtillen Seufzer baten,
Der einzig wohnt' in reines Herzens Gluth!

Kannſt Du's begreifen? — Nein, Du kannſt's nicht faſſen! —
Strömt meine Thränen, ſtrömt nur glühend hin!
Sagt aller Welt, daß ich von ihm verlaſſen,
Daß ich von ihm, von ihm! verrathen bin!

Treuloſer! Wo? Wo ſind nun Deine Zähren?
Wo Deiner Bitten, Deiner Schwüre Gluth?
Wo dieſe Flammen? — Ach! mit Blute nähren
Die falſchen ſich, mit meines Herzens Blut.

Verſchwinde denn, du Glanz der holden Blicke!
Ihr ſüßen Mienen, warum quält ihr mich?
Daß mich nicht mehr Dein tödtlich Gift entzücke,
Geliebtes Bild, in Nacht begrabe Dich!

Und einer Andern ſoll er angehören,
Der reiche Himmel all der Seeligkeit?
Ihr wird er, ihr! die heil'ge Treue ſchwören,
Die er ſo ſchwurvergeſſen mir entweiht!

Ach, einer Andern, die vielleicht nicht fühlet,
Nicht ahnen kann den Umfang ihres Glücks!
Ach, die mit dem, was ich vergöttert, ſpielet,
Wie mit den Blüthen eines Augenblicks! —

Ach, wann, Geliebter, wirſt Du endlich finden,
Daß Dich kein Herz ſo heiß wie mein's geliebt?
Wann wird der Nebel Deinem Aug' entſchwinden,
Der jetzt betrügriſch es mit Nacht umgiebt?

Ach, dann zu ſpät! Wenn jener Wahn verſchwunden,
Wenn Du Dich ſehnſt mein treues Aug' zu ſehn,
Dich ſehnſt, zu heilen meine blut'gen Wunden —
An meinem Grabe wirſt Du ſchaudernd ſtehn!

Anklage und Rechtfertigung.

Du, deſſen Strahl mein Blick ſo froh getrunken,
Du, mein Vertrauter, ſanfter Abendſtern!
Jetzt gieße lindernd Deine Himmelsfunken
In meine Nacht! Du ſtillſt den Gram ſo gern!
Die Sterne meines Lebens ſind geſunken,
Der dunkeln Bruſt ſind Ruh und Hoffnung fern.
Wirſt Du vielleicht dies arme Herz verſtehen?
Wie? oder fremd gleich ihr vorübergehen?

O warum ward dem früh verwaiſten Herzen
Dies Uebermaß von Treu und Zärtlichkeit?
Sie wurden mir ein Quell nur ew'ger Schmerzen;
Ach, hat Natur mich nur zur Qual geweiht?
O Mutter konnteſt Du ſo grauſam ſcherzen?
Warum die Treue, die den Tod mir beut?
Ich muß verſchmäht in Liebe mich verzehren,
Die reine Gluth mit meinem Herzblut nähren!

Was aufzuopfern hat des Mannes Leben,
Dir, meines Schickſals mächt'ger Herrſcherin,
Bracht' ich es freudig dar; des Helden Streben,
Des Ruhmes Lohn, des Stolzes hohem Sinn,
Dir hab' ich alles willig hingegeben,
Nicht fragend, was ich war? was jetzt ich bin?
Selbſt meiner Thränen ſtumme Klagen ſchweigen,
Nichts blieb mir als mein Gram, zum finſtern Zeugen!

„Wie ſo verändert?“ fragten meine Brüder,
Als ich zurück zum Heer der Tapfern kam;
„Du ſchlägſt ſo matt die dunkeln Augen nieder!
Die bleichen Wangen zeichnet tiefer Gram!
Auch ſehn wir nicht die goldnen Spangen wieder,
Den ſchönen Schmuck, der ſonſt die Herzen nahm!
Strahlſt Du der Unſern Einer noch im Kriege?
Und zählſt Du noch auf ſchöne Mädchenſiege?“ —

Nie mehr der Mädchen Augen zu gefallen,
Hab' ich mich ſelber jedes Schmucks beraubt;
Ihr weiht' ich ihn; Ein Weib nur lebt von Allen,
An die der Wahnſinn meiner Sehnſucht glaubt. —
Ein Schatten, laßt zu Schatten ſtill mich wallen!
Verfallen iſt dem Hades ſchon mein Haupt.
Sie wollte nicht des Lebens Preis mir geben,
So ſcheid' ich willig von dem todten Leben!

Antwort.

Du klage mich nicht an, Du edle Seele!
Und nenne Stolz, was ſchwere Pflicht nur war.
Es folgt der Menſch der heil'gen Macht Befehle,
Die jenſeits thront, verhüllt und wunderbar.
Iſt's Mitleid nicht, wenn ich den Schmerz verhehle?
Still bring' ich Dir die fromme Thräne dar.
O möcht' ein Gott mit meines Lebens Blüthen
Dir den gebrochnen Jugendlenz vergüten!

An meine Laute.

Treue, liebliche Vertraute,
Meines Kummers Tröſterin!
Meine Klagen, theure Laute,
Trage zu dem Fernen hin!

Sag' ihm: „Mancher Glanz des Lebens
Wird im Fernen erſt erkannt;
Nach Entfremdung ringt vergebens,
Was ſich wahr und tief verwandt!“

Sag' ihm: „Als Dich kaum die Ferne
Hüllt' in ihre Nebel ein,
Glänzte, wie entwölkte Sterne,
Mir Dein lang' verkanntes Sein.“

Fleh' ihn: „Kehr', o kehre wieder,
Theures Leben! ſüßes Glück!
Sehnend rufen meine Lieder,
Ruft Dich Reu und Schmerz zurück.“

Die Schuld.

Warum wankſt Du ſtill und düſter,
Gramverlöſcht den Flammenblick?
Tönt des ſchönſten Munds Geflüſter
Dir nicht froher Liebe Glück?

Warum iſt der holden Wange
Hohes Purpurroth erbleicht,
Da bei ſüßer Stimme Klange
Dir den Kranz die Liebe reicht?

Iſt nicht Alles Dir gelungen,
Den vorher die Hoffnung floh?
Nicht der kühnſte Preis errungen?
Wird der Menſch denn nimmer froh? —

„Ja! des ſchönſten Munds Geflüſter
Bot der Liebe Glück mir dar;
Doch das Grab nur, ſtill und düſter,
Winkt mir, nicht der Brautaltar.

Nieder zu dem ſtillen Orte
Ruft mich ein geliebter Laut,
Und ich ſag' an dunkler Pforte
Lebewohl der ſchönen Braut.

Um zu hohen Preis errungen
Hab' ich das erſehnte Gut,
Wider den das Schwert geſchwungen,
Der an meiner Bruſt geruht,

Der die Hälfte meines Lebens,
Seele meiner Seele war! —
Wahnſinn eiferſücht'gen Strebens
Riß uns hin zum Brautaltar.

Und ich ſiegte; — aber Wonne
Kam nicht in mein Herz, noch Ruh,
Unter ging für mich die Sonne, —
Ew'gem Dunkel wank' ich zu.

Ach! wie Blumen ſich entfärben,
Wenn ein Hauch den Schmelz entführt,
Muß der Liebe Blüthe ſterben,
Von der Sünde Hauch berührt.

Nie erfüllt ein Herz ſie wieder,
Das mit Schuld erkauft die Luſt,
Nimmer ſenkt ſich Ruhe nieder
Mild in die befleckte Bruſt.

Edles Feuer ſchöner Jugend,
Bebe vor der Schuld zurück!
Lieb' erſiegt allein die Tugend,
Nur der Unſchuld blüht das Glück.

Todtenopfer.

An des Meeres hallendem Geſtade,
An der Brandung der empörten Flut,
Irrt mein Geiſt noch um die Felſenpfade,
Wo ein düſtrer Halbmondsſchimmer ruht.

Zoll des Mitleids ſehnt er ſich zu weihen
Dem verlaſſnen, blutgedüngten Grab;
Dem Verbrecher, ach! und doch dem Treuen,
Der, verſchmäht, ſein Heil um Liebe gab.

Du, geſchaffen zu der Gottheit Bilde,
Engelgutes, großmuthvolles Herz,
Sprich! Was riß Dich aus dem Lichtgefilde
In den Abgrund zu Verzweiflungsſchmerz? —

„Und Du fragſt, Du Quelle meiner Leiden?“
Liſpelt tief die Geiſterſtimme mir,
„Schuldlos biſt Du, aber Glück und Freuden
Opfert' ich, und Ruh und Tugend Dir.

Zürne nicht, daß ich Dein Leben trübte!
Die Verſchuldung büßte ſchwer mein Herz;
Mit der Flammenkraft, mit der ich liebte,
Weiht' ich auch dem Rächer mich, dem Schmerz!

Deine Liebe ward mir nicht im Leben,
Doch mir blieb ein ſchmerzlich theures Band;
Um mein Grab wird Deine Trauer ſchweben, —
Und wir ſehn uns im Verſöhnungsland!“

Letzte Bitte.

Ein zart Geheimniß muß die Seele tragen,
Einſam und ewig! Nur im Augenblick,
Wo unſre Herzen an einander ſchlagen,
Tritt es hervor und bebt in Nacht zurück.

So brennt in dunkler Gruft mit düſterm Schimmer
Die Grabes-Lampe, — ewig ungeſehn,
Der Schauer der Verzweiflung löſcht ſie nimmer,
Wird gleich ihr Strahl — als war er nie — vergehn.

Gedenke mein! O geh nicht kalt vorüber,
Wo meines heißen Herzens Aſche ruht!
Von Dir vergeſſen, — Du mein einzig Lieber, —
Nicht den Gedanken trägt der Seele Muth!

Hör' meines Buſens letzte Liebestöne:
Die Tugend ſtört den Schmerz im Tode nicht.
Nimm meine letzte Bitte: — eine Thräne!
Die einz'ge Frucht, die meine Liebe bricht.

Delphine.

Hohe Tugend, auf dem Weihaltare
Deiner Gottheit floß das Opferblut!
Hab' ich nicht den ſchwerſten Sieg errungen,
Hab' ich nicht gekämpft mit Heldenkraft?
Sein geliebtes Auge ſah ich brechen,
Trug den Tod ihm in dies edle Herz,
Seine Thränen hab' ich aufgeopfert,
Und die meinen — ach, ſie zählt ich nicht!
Aber wo? Wo ſind nun Deine Freuden,
Hohe Göttin, die ſo reizend winken?
Wo der Frieden, der ſo göttlich lohnt?
Ach ich fühl's, uns folgt der Liebe Leiden
Selbſt zum Himmel, wo die Tugend wohnt!

Grabſchrift.

Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
Und feſt verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was iſt von Allem tröſtend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung, — als ein einſam Grab?

Kloſterſtille.

Sterne leuchten auf's Gefild
Und die Blumen ſchlafen,
Wie ſo friedlich iſt's und mild
In der Ruhe Hafen!

Seid mir dankbar froh gegrüßt,
Gott geweihte Mauern!
Hier, ihr ſtillen Tage, fließt
Ohne banges Trauern!

Heiter blick' ich in das Thal
Von der kleinen Zelle,
Auf den Hain im Dämmerſtrahl,
Auf die muntre Quelle.

In mir iſt's wie dieſe Nacht
Dämmernd ſtill und kühle;
Außen ließ ich all die Macht
Schmerzlicher Gefühle.

Was von brennend tiefem Schmerz
Je ein Weſen fühlte,
Keiner, der dies arme Herz
Nicht vom Grund durchwühlte!

Glühend, edler Freundſchaft Glück
Schlug dies Herz entgegen,
Kalte Selbſtſucht kam zurück
Oft den treuen Schlägen.

Und die Lieb', ach ſonſt ſo ſchön!
Mir nur gab ſie Schrecken,
Sturm nur, war ich auserſehn,
Fremder Bruſt zu wecken.

Heil! daß ſie vorüber ſind
Meines Lebens Schmerzen!
Sicher ruht ein armes Kind
An des Vaters Herzen!

Am Abend.

Den Buſen hebt ein ſchmerzlich Streben,
Ein ruhlos Kämpfen heiß empor;
Es möchte frei der Geiſt ſich heben,
Verſchmerzen, ſtolz, was er verlor.

Doch nimmer kehrt das weiche Sehnen,
Die zarte Wehmuth in das Herz.
Und liebend löſt in heißen Thränen
Sich auf getäuſchter Hoffnung Schmerz.

Noch einmal ſinkt der Abend nieder,
Noch einmal wich ein langer Tag,
Und keine Stunde bracht' ihn wieder
Und ſtillt des Herzens kranken Schlag.

Ich möcht' ihn lieben, möcht' ihn haſſen!
Es kämpfen Stolz und Zärtlichkeit;
Wer kann des Wortes Inhalt faſſen,
Das Wonn' und Qual zugleich mir beut!

Dort fern in Weſten, welch' Getümmel
Von droh'nden Wolken thürmt ſich auf!
Zum weiten Kampfplatz wird der Himmel,
Es ſank die Sonne, matt vom Lauf.

Hier dämmern Wolken, blaß, verödet,
Dort ſtürmt die eine ſchwarz empor,
Und dort, von tiefer Gluth gerödet,
Drängt mächtig ſich die andre vor.

Und könnten Schatten menſchlich fühlen?
Natur, wie ſprichſt Du wunderbar!
Du ſtellſt in luft'gen Wolkenſpielen
Den innern Kampf des Buſens dar! —

Und keine Macht gebeut dem Streite!
Und keine Macht beſchwört den Schmerz!
Nach Ruhe ſchweift der Blick ins Weite,
Nach milden Frieden ſeufzt das Herz.

Da, ſieh! aus ſeel'gem Ruhgefilde
Im blauen Oſten, hehr und licht,
Erhebt, mit ſanfter Engelsmilde,
Der ſtille Mond ſein Angeſicht! —

Die Sterne.

Am Horizont erblaßt das Abendroth,
Die ſtillen Nachtgewölke ziehn empor,
Und Sterne lächeln durch den Nebelduft,
Die Bahn beleuchtend der geſchiednen Sonne;
Mit holden Augen lächeln ſie uns an,
Als wollten ſie die glanzberaubte Erde
Sanft tröſten über den verlornen Schein.

„Warum ſo traurig?“ fragen ſie, „warum
So ſtill im Hain und im Gefild umher?
Der Farben bunte Welt hat ſich dem Aug'
Verſchloſſen, und der muntre Sonnenglanz
Umſpielt nicht mehr des Haines flüſternd Laub;
Doch gern erhebt zu unſerm reinen Lichte
Das Auge ſich, das jener Glanz geblendet.
Was uneins war im innerſten Gemüth,
Was kämpfend mit ſich ſelbſt in Aufruhr lag,
Verſöhnt ſich, wenn die ſtille Nacht erſcheint.
Ein milder Schimmer fließt ins wunde Herz,
Und Ahnung ſtiller, ſeel'ger Ewigkeiten. —
Von Gottes Throne leuchten wir herab,
Dem Schiffenden im wüſten Meer des Lebens
Den Port zu zeigen ſeiner ew'gen Ruh.“

O ſeid, ihr holden Sterne, mir gegrüßt!
Ja, wie der Leuchtthurm auf empörtem Meer
Den ſichern Hafen zeigt dem Schiffenden,
So zeigt auch ihr, wohin der Blick ſich wenden,
Wohin die irre Sehnſucht ſtreben ſoll.

Von der Allgegenwart der ew'gen Liebe
Sprecht ihr bedeutungsvoll die Armen an,
Die jede Hoffnung dieſer Erde trog;
Und die das liebende gekränkte Herz
In tiefer Bruſt verſchließen vor dem Froſt
Der kalten, liebeleeren Wirklichkeit.
Des lauten Tags Geräuſch betäubt den Sinn,
Doch alle Kräfte der zerriſſnen Seele
Verſammeln ſich in eurem milden Licht;
Das arme Herz ſchafft in ſich ſelbſt die Welt,
Und das Vertraun auf Gottes Lieb' erleuchtet
Mit einem überird'ſchen Glanze ſie.
Nicht trauert es mehr um verlornes Glück,
Ein unbefleckt Bewußtſein iſt ſein Theil,
Und Ahnung ſtiller, ſeel'ger Ewigkeiten.

Die Hand der ew'gen Liebe hat uns ſchon,
Eh' wir noch wurden, unſer Loos gewogen;
Was zagen wir, wenn uns die Freude flieht,
Wenn ſelbſt die ſüßen, ſeelenvollen Bande
Der Lieb' und Freundſchaft Tod und Trennung bricht?
Wir ſind nicht arm, nicht freundlos und verlaſſen,
Bleibt dieſe Hand und unſer eignes Herz uns treu.

Das Vergißmeinnicht.

Wach' ich? leb' ich? ſind es Träume,
Die vor mir vorübergehn?
Leiſ' auf duftendem Gefieder
Steigt ein Seraph zu mir nieder,
Glänzt mir wie der Morgen ſchön.

Blumen trägt er in den Händen,
Blumen in dem goldnen Haar,
Zart verſchlungne Myrthen winden
Sich um ſeiner Locken Winden,
Um ſein lichtes Flügelpaar.

Roſen blühn an ſeinem Buſen,
Lächelnde Vergißmeinnicht,
Hold mit Lilien gegattet,
Und ein Lorbeerzweig umſchattet
Dieſer Blumen buntes Licht.

Und er ſenkt ſich ſanft hernieder
Auf dem lichten Flügelpaar. —
Darf dem Bilde, darf ich trauen,
Das die trunknen Blicke ſchauen?
Iſt's nicht Täuſchung? Iſt es wahr?

O wer biſt Du, ſchöner Engel,
In des Frühlings Lichtgewand?
Sprich, warum entſtiegſt Du Deinen
Lichtgefilden, zu erſcheinen
Auf der Erde dunklem Land?

Weil, ſo ſpricht er hold entgegen,
Weil an euch ein zartes Band,
Arme Sterbliche, mich kettet,
Weil euch gern vom Kummer rettet
Meine tröſtend milde Hand.

Wiſſt, ich bin der Freude Engel;
Mit des Jahres Genius
Komm ich in des Frühlings Kleide,
Bring' ich Blumen ſanfter Freude,
Bring' ich Glück und Scherz und Kuß.

„O ſo ſei mir froh willkommen!
Schöner Engel ſei gegrüßt!
Mich umfängt ein ſanft Entzücken,
Das aus Deinen ſüßen Blicken
In mein ſtilles Herz ſich gießt.

Doch mir gieb die ſchönen Blumen,
Mir, Du Holder, gib ſie nicht.
Streu ſie all, die bunten, hellen,
In der Freunde Lebenswellen,
Mir nur dies Vergißmeinnicht!

Der Liebe Geheimniß.

Sagen, nein ich kann es nicht,
Was im Innern für Dich glühet,
Was mich magiſch an Dich ziehet,
Sagen, nein ich kann es nicht!

Sähſt Du nur nicht ſelbſt die Glut,
Die mir auf den Wangen brennet,
Wenn Dein ſüßer Mund mich nennet,
Wenn auf mir Dein Lächeln ruht;

Auf mir ruht, wie Sonnenlicht
Auf den lenzerquickten Fluren. —
Sähſt Du nur ſo klare Spuren
Deſſen, was ich fühle, nicht!

Wie mein Blick erſchrocken flieht,
Wenn dem Deinen er begegnet;
Wenn Dein Auge Strahlen regnet
Und mein Daſein in ſich zieht.

Oder wenn es düſter blinkt,
Wenn auf Deinen ſchönen Zügen
Dunkle Wolkenſchatten liegen,
Schnell auch mir der Muth entſinkt.

Haſt Du alles dies geſehn,
Was ich Dir verbergen wollte,
Was kein Weſen ahnen ſollte;
Weh! ſo iſt's um mich geſchehn!

Ach, mein Frieden iſt zerſtört,
Und in Deine Hand gegeben,
Seit Du weißt, daß Dir mein Leben,
Dir mein ganzes Sein gehört!

Zwieſpalt der Vereinten.

Entzweit mit Dir, Du Seele meiner Seele,
Schein' ich mir mit dem Leben ſelbſt entzweit;
Mir iſt, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings umher nur düſtre Einſamkeit.

Nicht mehr wie ſonſt, erweckt der heitre Morgen
Zu frohen Schlägen mir ein glücklich Herz;
Ach, überall erneut er mir nur Sorgen,
Und rufet wach des Buſens tiefen Schmerz.

Zwar blieb das Recht mir, doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht ohne Dich.
Dein Blick muß erſt die Wonne mir verſüßen,
Die Freude ſelbſt umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verſcherzen
Mein Recht! Sei nur verſöhnt, geliebter Feind!
Ach, der beſtochne Richter mir im Herzen
Iſt ewig doch nur Deiner Sache Freund.

Er ſucht ſo lang, bis er den kleinſten Tadel,
Die kleinſte Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in Deines Werthes Adel —
Zum Frieden denn, reich' mir die theure Hand!

Sympathie.

Seelig, wenn aus des Geliebten Blicken
Die verwandte Seele wiederſtrahlt!
Wenn ſich unſer Kummer und Entzücken
Spiegelnd in des Freundes Auge malt!

O wie ſüß! wenn uns des Herzens Regung
Im geliebten Auge flammenhell
Aufblitzt, ſympathetiſch die Bewegung
Durch die Pulſe flieget heiß und ſchnell!

Wie in einem Meer voll ſüßer Wonne
Untergeht im theuren Aug' der Blick,
Und es glänzt ihm eine ſchönre Sonne
Von der lichten Spiegelfluth zurück.

Wunderbar doch ſchlang die ew'ge Liebe
Jenes Band, das unſer Loos verſüßt,
Das mit mächt'gen, unaufhaltbar'n Triebe
Unſre Herzen aneinander ſchließt!

Jeder ſtrebt, das eigne Glück zu finden,
Jeder ſucht den Urquell eigner Luſt;
Und wo fließt er? In den heil'gen Gründen,
In den Tiefen der geliebten Bruſt!

Harmonie.

Einen Ton im Reich der Harmonieen
Wählt zum Herrſcher des Accordes Schwung;
Stets zurück zu ſeinem Zauber fliehen
Alle Klänge in ſüßer Einigung — —

So, den Tönen gleich, in Himmels-Frieden
Fließt des Weibes ſtilles Leben hin;
Still empfangend, was ein Gott beſchieden,
Fromm beſchränkend den beſcheidnen Sinn.

Vielfach mag des Mannes Freiheit ſtreben;
Sanft vereint, wie in der Töne Chor,
Waltet ewig durch des Weibes Leben
Siegend ein geliebter Herrſcher vor.

Liebesglück.

Stille ſelige Stunden,
Wo uns die Liebe beglückt!
Wo Dein Arm mich umwunden,
Hold mir Dein Auge geblickt.

Sterne glaubt ich zu ſehen,
Ach, in dem reizenden Schein!
Strahlend von himmliſchen Höhen
Licht in das Herz mir hinein.

Licht wohl, doch heimliches Bangen
Auch mit dem Schimmer zugleich;
Sehnendes, tiefes Verlangen,
Schlummer, von Träumen ſo reich!

Liebeszauber.

Er iſt fern, mein holder Freund, mein Treuer!
Doch es winkt ſein liebes Denkmal mir,
Zu erhellen meiner Schwermuth Schleier,
Jene Uhr dort und hier mein Clavier.

Treue Uhr, Du gleichſt der nimmer müden
Thätigkeit, mit der er wirkend ſchafft,
Weihend, wie der Brüder Glück und Frieden,
Auch der Sorg' um mich die edle Kraft.

Und wie Du mit zarter Töne Leben
Mich entzückſt, mein liebliches Clavier,
So, in ſympathet'ſchem Zauber, beben
Seines Herzens reine Saiten mir.

Süß verſchönert kehren Wonn' und Klagen
Mir vom holden Wiederklang zurück,
Von der Seelen Harmonie getragen,
Führt er mich zu ſeel'ger Geiſter Glück.

So mögt ihr von ihm mir Gleichniß bieten,
Von der Lieb' erfinderiſch gelehrt,
Bis, zu unſers ſtillen Himmels Blüthen,
Mir das theure Urbild wiederkehrt.

Das Eigenthum.

Was Du lobſt und liebſt an mir,
Dank' ich's Dir denn nicht?
Alles Höh're kommt von Dir,
Meines Herzens Licht!

Leuchtend ſteigt die Blum' im Thal
Aus der Erde Nacht;
Dankt ſie nicht dem Sonnenſtrahl
Ihrer Farben Pracht?

So auch hobſt Du meinen Sinn
Licht zu Dir empor,
Jede beſſre Kraft darin
Rief Dein Strahl hervor.

Meines Lebens Sonn', o Du,
Meines Herzens Glück!
Was ich Edles fühl' und thu',
Strahlt von Dir zurück!

Eins nur iſt, was mein gehört,
Was ich Dir geweiht,
Blume, die kein Sturm zerſtört:
Meine Zärtlichkeit.

Augenſprache.

Schweige, Mund! und redet, Augen!
Andre Sendung will ich nicht.
Nur ſo zarte Boten taugen,
Wo ein zart Geheimniß ſpricht.

Durch der Wimpern Schattenſchleier
Dringen Blicke, bang, doch kühn,
Süßes, wunderbares Feuer,
Spiegelnd in der Wangen Glühn.

Ja, mit Wundermacht entzünden
Licht ſie im verwandten Sein,
Wiſſen ſchnell die Bahn zu finden
Tief ins Herzens Herz hinein.

Und die lieblichen Geſandten
Führen mächt'ge Sprache dort,
Und ſo ſchlingt mit Wechſelbanden
Sich der Blicke Botſchaft fort.

Unentweiht von äußern Zeugen,
Nur im heilig ſtillen Raum,
Lang' noch weil' in zartem Schweigen,
Lichter, ſeel'ger Himmelstraum!

Die Schrift.

Verachtend flieht ihr meine kalten Zeichen,
Wenn Gegenwart die Liebenden beglückt;
Wohl kann ich nicht die mächt'ge Kraft erreichen,
Mit der die Lippe spricht, das Auge blickt;
Gefesselt muß ich höherm Ausdruck weichen,
Der aus dem Herzen tönend euch entzückt;
Die arme Schrift, so willig, euch zu dienen,
Sie wartet still, bis ihre Stund' erschienen.

Doch wenn die Trennung ihre dunkeln Flügel
Um treuer Liebe Rosenstunden schwingt,
Wenn schmachtend nach geliebter Augen Spiegel
Der Sehnsucht Blick umsonst zur Ferne dringt;
Mir reicht dann ihr geheimnißvolles Siegel
Die Liebe, die um Wort und Sprache ringt;
Denn keine Blick' und Laute mehr verkünden
Ihr dann die Grüße aus des Herzens Gründen.

Dann fliegen sie mit ihren Geisterschwingen,
Die treuen Boten, über Meer und Land;
Die ihr verschmäht, die armen Zeichen bringen,
Euch einzig dann des Himmels Unterpfand.
Die Seele flieht, sie schärfer zu durchdringen,
Ins schöne Aug' mit Wonn' auf sie gewandt,
Treu stehn sie da und lächeln gleich den Sternen,
Und zaubern Licht ins dunkle Herz des Fernen.

Altdeutſches Volkslied.

Wo treff' ich denn mein Liebchen an?
Dort unter jenen Linden,
Dort auf dem grünen Wieſenplan,
Werd' ich mein Liebchen finden. —

Ach! aber kaum hab' ich's erblickt,
Seh' ich's bereit zum Scheiden!
Mit Allem, was mein Herz entzückt,
Mit allen meinen Freuden!

So willſt Du denn ſchon von mir gehn?
Und willſt Dich von mir trennen?
Und werd' ich je Dich wiederſehn?
Wirſt Du mich wieder kennen?

Der Frühling blickt ſo grün herein,
Als wollt' er Troſt mir geben;
Ach, mich kann nicht ſein Morgenſchein
Und nicht ſein Blüh'n beleben.

Was hilft mir nun Gefild und Wald,
An dem ich ſonſt mich freute?
Durch Eure Fluren zieht ja bald
Mein ſüßes Lieb' ins Weite.

Ach, zieh nur, mein geliebtes Glück!
Mein Leid iſt doch vergebens,
Die Wenn' iſt nur ein Sternenblick
Im dunkeln Traum des Lebens!

Doch, — ziehſt Du auch in fremdes Land,
Mit allen meinen Freuden,
Uns bleibt wohl noch ein liebes Band,
Der Treue ſehnend Leiden!

Schwediſches Abſchiedslied.

Hiolm.

Sieh, Geliebte! Wogen brauſen
Um des Felſen ſtarken Fuß,
Und mit wildem Sturmesſauſen
Stürzt auf ihn des Regens Guß.

Aber tief und feſt gegründet,
Steht er auf dem ehrnen Grund, —
Ob die Zeit in Trennung ſchwindet,
Ewig ſteht der heil'ge Bund.

Schwedens kühne Felſen ſtehen,
In dem Sturme, hoch und frei;
Nimmer, auch im Leid, vergehen
Wird der Schweden Männertreu.

Skiala.

Mein Geliebter, donnernd nieder
Stürzt der mächt'ge Waſſerfall,
In den Felſen hallt er wieder,
Grauſender Verwüſtung Schall.

Und von ſeiner Macht getrieben,
Stürzt der Eiche Stamm herab!
Von den Blumen, die ihn lieben,
Sinkt er in ſein tiefes Grab.

Nicht ins Grab! er hebt ſich wieder!
Ruhig fließt er unten fort!
Und er ſpricht, wie Geiſtes Lieder,
Uns ein deutſam holdes Wort.

Schwebens Ströme, tief und helle,
Enden nie den edlen Lauf,
Wieder nimmt die klare Welle
Ihres Himmels Bündniß auf.

Iſt die Fluth nur rein geblieben,
In des Unglücks Sturmeswuth,
Ewig währt des Weibes Lieben,
In des reinen Herzens Gluth!

Das Hirtenmädchen.

Wohin im Hauch der Lüfte,
Ihr Wolken, ſo geſchwind?
Auch hier weh'n Blumendüfte,
In Blüthen ſpielt der Wind.

Die Schäfchen gehn und weiden
Im friſchen Grün am Bach;
Ihr Wolken zieht den Freuden
Vergangner Stunden nach.

Wohl ſchön're Lenzgefilde
Erblickt ihr von der Höh'?
Wie wird mir bei dem Bilde
So wohl und doch ſo weh!

Wollt ihr in jener Ferne
Den holden Wandrer ſehn?
Den mit dem Morgenſterne
Ich ſah' vorübergehn.

Ach, Wolken, wie vermeſſen,
Das Schönſte ſchaut ihr kühn!
Doch ich, — ich will vergeſſen,
Und ſtill zur Heimath ziehn!

Warnung.

Du willſt mein holdes Liebchen ſehn?
Sie, der mein Herz geweiht;
Da mußt' wohl hundert Meilen gehn,
Die iſt gar fern und weit!

Die Pflicht und Ehre riſſen fort
Mich, ach! ſo früh von ihr;
Doch bringt von [redacted] ein holdes Wort
Noch oft Erquickung mir.

So zieh denn über Berg und Thal,
Und magſt mein Liebchen ſehn!
Doch ſiehſt Du ſie ein einzig mal,
So iſt's um Dich geſchehn.

Haſt Du ihr Veilchen-Aug' erblickt
Und ihren Roſen-Mund,
Dann iſt Dein Herz von Gram gedrückt
Und wird nicht mehr geſund.

Und hörſt Du ihrer Stimme Ton,
Der Rede zarten Sinn,
Dann iſt Dein heitrer Muth entflohn
Und Ruh und Scherz iſt hin.

Und heilen kann nur ſie allein
Von ſolcher herben Qual.
Doch darf ſie nur des Einen ſein,
Mit ſüßem Hoffnungs-Strahl.

Drum, lieber Fremdling, bleib zurück!
Denn rührteſt Du ihr Herz,
So wär' wohl Dein des Himmels Glück —
— Doch mein — des Todes Schmerz!

Lohn des Zartliebenden.

Ich wollt' in einen Garten gehn,
Wo viele Blumen blühten;
Doch blieb ich an der Pforte ſtehn,
Und meine Wangen glühten.

Da ſah ich, ſchön wie Morgenroth,
Die holde, junge Roſe;
Die ſanfte Nachtviole bot
Den Gruß aus ſtillem Mooſe,
Begann, da leiſ' die Nacht erſchien,
Mit ſüß ſchwermüth'gem Duft zu blühn.

Und auf den Beeten lachten mir
Die farbigen Ranunkeln,
Ich ſah die brennende Liebe hier
Durchs Grün, wie Sterne, funkeln.
Die Malve hob in vollem Flor
Sich, Piramiden gleich, empor.

Vor allem aber ſtrahlte ſchon
Die Lilie hoch am Stengel;
Wie unter Menſchen anzuſehn
Ein lichtumfloſſner Engel!
Von ihrem reinen Duft umhüllt,
Fühlt' ich der Sehnſucht Glut geſtillt.

Ach, rief ich, blüht nur reich und voll,
Ihr ſchönen Blumenauen!
In ehrfurchtsvoller Ferne ſoll
Euch nur mein Auge ſchauen! — —
Da fühlt' ich, als ich mich beſann,
Daß mir vom Aug' die Thräne rann.

Jetzt kam die ſchöne Gärtnerin,
Gar hoch und hehr gegangen;
Sie blickte flüchtig nach mir hin,
Und ſah die glüh'nden Wangen.
Und ſah die Thräne, die mir leiſ'
Vom Auge bebte, voll und heiß.

Da ſprach ſie: Weil in zarter Scheu
Dein Herz der Liebe brannte,
Und nur, der heil'gen Unſchuld treu,
Sich mir zu eigen nannte;
Weil mehr, als Roſenglut verführt,
Dich meiner Lilien Glanz gerührt;

So komm denn, ſüßer Freund, den Kranz
Des Siegers zu empfangen!
Bei unſchuldsvoller Lilien Glanz
Darf auch die Roſe prangen.
Sie ſprach's, und führt' an ſanfter Hand
Mich in das ſchöne Blumenland!

Der Liebende im Garten.

Durch den Garten irrt' ich ſinnend,
Durch der Blumen bunte Pracht;
Sanfter Schimmer floß verrinnend
Durch des Laubenganges Nacht.

Und der Blumen farbig Feuer
Prangte reizend um mich her.
Leuchtend hob aus dunkelm Schleier
Sich die Roſe, Düfte-ſchwer.

Und die Feuerlilien glühten
Flammenähnlich in den Kreis,
Und die Purpur-Nelken blühten
Bei der Lilie zartem Weiß.

Doch mich Armen mochte nimmer
Blumenduft und Reiz erfreun;
Ach, an Siddys Augenſchimmer
Hing mein ſchmachtend Herz allein.

Und es wehr' ein ahnend Zittern
Wie von Götternäh' mich an;
Und der Laube trauten Gittern
Wagt' ich leiſe mich zu nahn.

Aber dichte Zweige woben
Von Syringen und Jasmin
Sich von unten bis nach oben,
Ganz ſie hüllend in ihr Grun.

Ich zerriß den Flor von Zweigen,
Trat in ihren Tempel nun; —
Götter! und in heil'gen Schweigen
Sah ich Sidy ſchlummernd ruhn!

In der Locken ſeidnen Hülle,
Ihrer Anmuth unbewußt,
Ruhte ſie in ſichrer Stille,
Hob ſich ſanft die reine Bruſt.

Zephir ſtritt ſich voll Entzücken
Mit dem rothen Abendſchein,
Wer ſie ſchöner möge ſchmücken,
Treuer ſich der Holden weihn?

Säuſelnd drang er durch die Aeſte
In den Tempel, ſtill und dicht;
Doch der Oeffnung von dem Weſte
Folgte ſchnell das Abendlicht.

Zephir ſtreute Roſenblüthe,
Hüllte ganz in Duft ſie ein;
Doch der Abendſtrahl umglühte
Sie mit lichtem Heil'genſchein.

Vor der ſchönen Heil'gen nieder
Sank ich ſchweigend auf die Knie;
Und die holden Augenlieder,
O, wie ſüß erhob ſie ſie!

Und es klang vom zarten Munde:
Treuer, ja, auf ewig Dein!
Zeugen nur der heil'gen Stunde
Waren Weſt und Abendſchein.

Der Frühlingsabend.

Laß mich an Deiner Bruſt erwarmen,
O Mutter, freundliche Natur!
Umfange mich mit ſanften Armen,
In Deiner holden Frühlingsflur!

Du ſtrahlſt im bräutlichen Gewande
Aufs neue dem erfreuten Blick;
Der ſchöne Mai, er kehrt vom Lande
Der ew'gen Blüthen mild zurück.

Er bringt uns Licht und Blumen wieder,
Und ruft das zarte Grün hervor;
Ihm folgt auf freudigem Gefieder
Der kleinen Sänger muntres Chor.

Seid mir gegrüßt, ihr holden Töne!
Willkommen mir, Du goldnes Grün!
Ihr Blumen, die in heitrer Schöne,
In tauſend Farben um mich glühn!

Mit holdem Zauberband umweben
All dieſe Reize meinen Sinn;
Wer kann den Mächt'gen widerſtreben?
Ich gebe froh beſiegt mich hin!

Hier darf von dieſen goldnen Streifen,
Die durch den freien Grund ſich ziehn,
Mein Blick zum Wald hinüberſchweifen,
Und zu des Hügels munterm Grün.

Die Frühlingslandſchaft malt im blauen
Gewäſſer ſich, mit mildem Licht,
Dort, wo den Schmelz von Roſenauen,
Ein Kranz von Birken ſanft durchbricht.

Im feſtlich glänzenden Geſchmeide
Umlächelt rings die Gegend mich;
Doch miſcht auch hier in's Bild der Freude
Der Schatten leiſer Wehmuth ſich.

Auf jenen hohen Burgruinen
Ruht einſam der verlorne Blick!
Sie ſpiegeln, wie mit Geiſtermienen,
Sich aus dem ſtillen See zurück.

Romantiſch glänzt im Abendſtrahle
Ein Baum am halbverſunknen Thor,
Im Burghof und im wüſten Saale
Sproßt hohes Farrenkraut empor!

Iſt hier die Stätte, wo vor Zeiten
Der Thatenruhm der Väter ſtieg?
Die Halle, wo ſich Helden freuten,
Wenn das Getöſe der Schlachten ſchwieg?

Der Zwinger, wo mit weichen Tönen
Oft ſüßer Harfenlaut erklang,
Wo ihrer Liebe ſtilles Sehnen
Ein zartes Fräulein ſchmelzend ſang?

Wo dann, wenn in der Freunde Runde
Vom Kampf zurück ihr Ritter kam,
Sie freudig vom geliebten Munde
Der ew'gen Treue Schwur vernahm?

Zerſtört iſt nun der Sitz der Helden!
Sie ſind dahin in ihrer Macht!
Sie wohnen fern, in beſſern Welten,
Im Lande, das der Tod bewacht.

Doch fliehe von dem ernſten Bilde,
Du ſehnſuchtsvolle Phantaſie! —
So ſchön auf blühende Gefilde
Sank noch die Ruh des Abends nie!

Sanft rauſcht des Waldes Schattenhalle,
In ſtiller Feier liegt das Thal,
Wie lieblich ſchlägt am Waſſerfalle
Die ſchwärmeriſche Nachtigall!

Am heitern Abendhimmel blühen
Aus Aether lichte Roſen auf;
Die Säume blauer Wölkchen glühen
Und Flammen leuchten mild herauf.

Des Hains holde Sänger wiegen
Schon ihre Kleinen ſanft in Ruh;
Durch goldbeſäumte Wolken fliegen
Die Fernen ihrer Heimath zu. —

Durch jenen Buſch am Felſenſteige
Bricht nun der letzte Sonnenſtrahl,
Und ſcheidend grüßt er durch die Zweige
Das Blüthen-überſchneite Thal.

In feierlicher Dämm'rung wallen
Des Stromes Wogen ſtill dahin;
Durch jene hohen Fichtenhallen
Blickt ſanft des Abendrothes Glühn.

Der Vögel frohe Lieder ſchweigen,
Es ruht das holde Sängerchor,
Und einſam nur, aus dunkeln Zweigen,
Schwebt noch ein leiſer Laut hervor.

Allmählig zieht ein dichter Schleier
Sich auf der weiten Landſchaft hin,
Verhüllt das trauernde Gemäuer,
Und birgt in Nacht der Fluren Grün. —

In wechſelnder Geſtalt entfaltet
So auch das Leben ſich dem Blick;
Doch über Freud' und Trauer waltet
Ein gleiches liebendes Geſchick.

So manches Aug', von Zähren trübe,
Sieht rings um ſich der Freunde Reihn,
Da hüllt die Hand der ew'gen Liebe
Es mild in ſanften Schlummer ein.

Es wartet eine ſtille Stunde,
Die alle liebend uns vereint,
Wo ſanft verheilt die tiefſte Wunde
Und kein Verlaſſner einſam weint.

So zieht auch hier ein ſtiller Schleier
Sich um des Thales Ernſt und Pracht.
Es ſtirbt der Farben blendend Feuer,
Und Freud' und Trauer ſinkt in Nacht.

An den Frühling.

Im Jahr 1807.

Schöner Götter-Jüngling, ſteige nieder,
Holder Lenz, aufs trauernde Gefild!
Bring' uns Blumen, bring' uns Licht und Lieder,
Du, des höhern, ſchönern Lebens Bild!

Schon zu lang' bedeckt der Leichenſchleier
Kalten Schnees Gebirg und Wald und Flur;
Bringe Du mit Deinem ſanften Feuer
Lebensgluth der ſtarrenden Natur!

Aber wie? Dein erſtes Sonnenlächeln
Wird die Zwietracht wecken, die entſchlief?
Deine Weſte werden lindernd fächeln
Ueber Helden-Gräber kalt und tief?

Mit der Röthe Deiner Morgengluthen
Wird ein andres Roth die Erde ſehn?
Auf dem Grab der Schönen und der Guten
Wirſt Du Deinen Blüthenſchmuck erhöhn?

Abwärts zwar von unſrer Heimath Boden
Hat ſich jetzt der wilde Krieg gewandt,
Doch verwandt uns ſind die edeln Todten,
Knüpft uns Alle nicht ein Bruderband?

Und mit Blumen willſt Du ſie erſetzen?
Güt' und Anmuth? — mit Geſang und Duft?
Manches Herz, ein Reich von Himmelsſchätzen,
Deckt ſchon jetzt die blutgetränkte Gruft.

Arme Mutter, ſieh den Preis der Mühen,
Preis ſo mancher ſchlummerloſen Nacht,
Sieh die ſchwer gepflegten Früchte blühen
Blutig hier im grauſen Feld der Schlacht.

Wie ſo warm den holden Freund zu grüßen,
Blickſt Du, Mädchen, von den fernen Höhn,
Ach, Du wirſt auf Erden nie die ſüßen,
Seelenvollen Augen wieder ſehn.

Hier in Strömen fließt das ſchöne Leben;
Was vielleicht des Himmels Seeligkeit
Manchem dunkeln Lebenstraum gegeben,
Hat ſich hier der blut'ge Tod geweiht.

Mein ſo weile, ſchönes Frühlingsfeuer,
Bis der Frieden ſeine Palm' erhebt!
Laß uns noch den kalten Leichenſchleier,
Den Natur ums Grab der Schönheit webt.

Lindernd iſt die weiße Schlummerhülle
Für ein Auge, das in Thränen bricht,
Lindernder die tiefe Winterſtille,
Holder Frühling, als Dein Aetherlicht.

Doch den Frieden, Deinen Bruder, winke
Mit der Liebe Gruß auf unſre Welt!
Daß der Zwietracht blut'ge Fackel ſinke,
Wenn ſein Lichtglanz unſre Nacht erhellt!

Daß ſein Ruf den innern Frühling wecke; —
Dann, o Lenz, umſpielt uns Deine Ruh!
Dann, o ſchöner Götter-Jüngling, decke
Jede wunde Bruſt mit Blüthen zu!

Kriegerlied.

Wohl flüchtig durch's Leben,
Mit muthigem Sinn!
Die Krieger, ſie ſtreben
Nach raſchem Gewinn!

Wir dürfen nicht weilen
Am lieblichen Ort,
Es reißt uns das Eilen
Zum ſchöneren fort.

Und wo wir uns zeigen,
Der Muth, er gefällt;
Drum ſind wir ja eigen
Die Herrſcher der Welt.

Erſcheint uns die Liebe:
Sie ſei uns gegrüßt!
Nur komm' ſie nicht trübe!
Nur fröhlich geküßt!

Entflieht ſie uns wieder,
Wir halten ſie nie;
Wir ſind wohl, ihr Brüder,
Noch flücht'ger als ſie!

Des Kriegers Braut.

Du wirſt im Heldenreigen
Viel ſchöne Krieger ſehn,
Doch einer iſt mein eigen,
Der iſt noch eins ſo ſchön.

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold,
Mein liebliches Verlangen
Erglänzt noch eins ſo hold.

Zum Kampf die Fahnen wallen,
Sie dringen kühn hinein,
Doch einer kühn vor Allen —
Das wird mein Liebſter ſein.

Und wenn ſie wiederkehren,
Wohl aus der wilden Schlacht,
Wenn wieder froh, durch Zähren,
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt der Erſt' im Reihn?
Dann wird das Herz mir ſagen,
Das wird mein Liebſter ſein!

Meine Wahl.

An ***

Du gehſt dahin? O, mein Geliebter, weile!
Nur einen Augenblick noch bleib zurück!
Vielleicht ſchon warten Dein des Todes Pfeile,
In blut'ger Schlacht, erfüllend Dein Geſchick!
Wo ich mit Dir denſelben Aether theile,
Verläng're noch den ſeel'gen Augenblick!
Vielleicht, daß nimmer wir uns ſehn hienieden,
Leb wohl! Dir folget meines Herzens Frieden!

Doch Nein! nicht Kummer iſt's, was ich empfinde!
In Einklang löſet ſich der herbe Streit!
Wer wehrt es mir, daß da mein Glück ich finde,
Wo Thränen nur ein ſtreng Verhängniß beut?
Daß Seele ſich mit Seele feſt verbinde?
Daß ewig Dir dies treue Herz ſich weiht?
Hielt Dich ein ſtreng, ein heilig Band umfangen,
Mir gnügt es, Dir, anbetend, anzuhangen!

Mir gnügt es, wenn der Reine, Gottgeweihte,
Getrennt von mir, erfüllt die ernſte Pflicht,
Daß ihn mein Geiſt mit Sehnſuchtsflug begleite,
Daß einſt mein Auge mit dem ſeinen bricht!
Entfernt von Dir, bin ich Dir ſtets zur Seite;
Dein ſüßes Bild macht meine Nächte licht!
O glücklich, könnt' auch ich Dein ſtrenges Leben
Mit einem ſanften Roſenflor umweben.

Du dürfteſt nicht um meine Liebe werben?
Verſagt ſei Dir das Ziel der Erdenluſt?
Ein beſſres Glück werd' ich auf Erden erben? —
— — O, wo iſt Glück, als an der Liebe Bruſt?
Als Deine Braut, Geliebter, laß mich ſterben!
Mir iſt kein andres, ſchönres Loos bewußt!
Kein Sterblicher ſoll mich als Gattin grüßen! —
Dein bin ich, dort wo ew'ge Myrthen ſprießen!

Hienieden wird der Muſen heil'ges Streben
Zur Thätigkeit die junge Kraft mir weihn!
Du wirſt zu ſchönern Träumen mich erheben,
Wirſt meinen Tönen ſüßen Klang verleihn!
In meinen Liedern wird Dein Bildniß leben,
So bin ich ganz mit Seel' und Kräften Dein.
Iſt Deiner Sängerin ein Lied gelungen,
Dein iſt der Preis, Du, der ihr Herz durchdrungen!

Wohl ſchmücke denn des Ordens ernſtes Zeichen,
Das Kreuz der Chriſten, die geliebte Bruſt!
Ich darf nicht mehr vor ſeinem Glanz erbleichen,
Mir iſt ſein ſchönrer, tiefrer Sinn bewußt! —
Das Leben flieht! Der Erde Schatten weichen!
Bald nimmt uns auf des ſeel'gen Himmels Luft!
Die Hochzeitfackeln ſeh' ich jenſeits blinken; —
O, mein Geliebter, unſre Myrthen winken!!

Abſchied.

Bange Ahnungsſchauer beben
Durch mein Herz, mit finſtrer Macht;
Diesmal, mein geliebtes Leben,
Kehrſt Du nicht mir aus der Schlacht!
Ach, der Geiſt des Todes wehte
Durch den nächtlich ſtillen Hain! —
Blutig wird die Lagerſtätte
Meines tapfern Helden ſein!

Doch ich will nicht ab Dich mahnen,
Sohn der Ehre, die Dich ruft!
Geh' zu Deinen heil'gen Fahnen!
Steige glorreich in die Gruft!
Geh den Pfad im Waffenſchalle!
Doch Du gehſt ihn nicht allein;
Wie das dunkle Loos Dir falle,
Wiſſ', es wird auch meines ſein!

Geh, Geliebter! Ich verſchließe
Meine Klagen in mein Herz.
Dein geliebtes Bild verſüße
Mir der langen Trennung Schmerz!
Könnt', o könnt' ich Dich begleiten,
Mit Dir theilen Freud' und Noth!
Könnt' ich ſiegend mit Dir ſtreiten,
Mit Dir ſterben ſüßen Tod!

Ach, umſonſt! in öder Ferne
Hält mich herrſchend das Geſchick,
Nur vom blaſſen Glanz der Sterne
Fällt Dein liebes Bild zurück. —
Aber wenn mit düſterm Flügel
Dich des Todes Nacht umwallt,
Dann erſcheine mir am Hügel
Deine holde Lichtgeſtalt!

Wie die Sonn' aus Abendgolde
Scheidend lächelt, ſteig' empor!
Dann entzücke dieſe holde
Stimme noch einmal mein Ohr!
Senke Nacht ſich trüb' und trüber;
Froh an Deiner lieben Hand,
Engel, ſchweb' ich dann hinüber
In Dein ſeelig Vaterland.

Klage der Geliebten.

Eine Schweſter ſei ich Deinem Herzen?
O, Du Guter, ja ich will es ſein!
Innig fühl ich dieſer Wunden Schmerzen,
Die ſo früh Dich ſchon dem Orkus weihn.

Weit getrennt vom ſchönen Vaterlande,
Von der Eltern liebend warmen Blick,
Weit getrennt von jedem ſüßern Bande,
Trifft Dich hier Dein eiſernes Geſchick.

Wohl bedarfſt Du eines milden Blickes,
Der mit Schweſtertreue Dich begrüßt,
Bis die letzte Freiſtatt Deines Glückes,
Dich Dein Grab im kühlen Schooß umſchließt.

Und ſo ſchmachtend mußt Du es erſehnen,
Noch als Wohlthat dies verlaſſne Grab?
Noch als Wohlthat flehn der Freundſchaft Thränen
langen Schlummer Dir von Gott herab.

Warum ſchmückteſt Du, o gütiger Himmel,
Dieſes Herz mit jeder edlern Kraft,
Das der Tod im finſtern Sturmgetümmel,
Wild dahin den ſchönen Frühling rafft.

Von der Kindheit blumenbem Geſtade,
Tauſchend Wunden mit Genuß und Ruh,
Gingſt Du treu die blutgetränkten Pfade
Jahre lang dem Loos der Helden zu.

War es Wahn vielleicht, dies muth'ge Feuer,
Das ſo heiß Dich drängte zur Gefahr?
O, wer hebt der ew'gen Wahrheit Schleier?
Wer beſtimmt, was Recht, was Irrthum war?

Weich und fühlend ſchlug ein Herz voll Liebe
In der tapfern furchtlos kühnen Bruſt,
Heilig gab es jene höhern Triebe,
Jeden Anſpruch hin auf ird'ſche Luſt.

Wird die Zukunft nun den Kampf Dir lohnen?
Kommt uns Kunde von dem dunkeln Strand?
Winkt Dir dort mit ſeinen Blüthenkronen,
Dem Du ſtarbſt, Dein heilig Vaterland?

Des Ritters Heimkehr.

Der Berge Schatten neigen tief
Ins ſtille Thal herein;
Die Sonne ſinkt, der Laut entſchlief
Im ſchwach bewegten Hain.

Nach manchem Kampf in fremdem Land
Betret ich dieſe Flur! —
Mir blieb ein einzig theures Band
Im öden Leben nur.

Bald werd' ich Dich, mein Bruder, ſehn,
Du Freund aus beſſrer Zeit,
An Deiner Hand mich froh ergehn,
Zu ſchönerm Sein erneut.

Dann kommt der Kindheit Traum zurück,
Wir grüßen Strom und Wald!
Mein Herz genes't an Deinem Blick,
Mein liebster Theobald! —

Was naht in Bergesschatten dort —
Ein Zug durchs stille Thal?
Es ziehn sich Krieger langsam fort
In dunkler Rüstung Stahl.

Der Sonne letzter Schimmer bricht
An ihren Panzern sich;
Doch — schwarzer Flor des Grams umflicht
Sie ernst und schauerlich!

Was ist es doch, daß sich mein Herz
So wunderbar erhebt:
Daß mir ein ahnungsbanger Schmerz
Durch alle Nerven bebt?

Da sieh! in ihrer Mitte zeigt
Ein schwarzer Sarg sich mir!
Und traurig drüber hingeneigt
Ein wallend Kriegspanier.

„Mag immer doch ein menschlich Herz
Sein Gut zu heiß umfahn!
Zu hoch ist für den ird'schen Schmerz
Des dunkeln Schicksals Bahn!“

So tönt ihr Lied — die Felsen sehn
So schaurig mir herab! —
O sagt, ihr edeln Krieger, wen,
Wen tragt ihr hier zu Grab?

„Es iſt der Führer unſrer Schaar;
In vaterländ'ſcher Schlacht,
Im Kampfe, wo er Sieger war,
Umfing ihn Todesnacht.“

Und ſeinen Namen! — ſagt mir ihn!
Schmückt' ihn der Anmuth Zier?
War hoch ſein edler Wuchs und kühn? —
O, ſagt den Namen mir!

„Sein Antlitz war dem Feind bekannt
Im blut'gen Lanzenwald,
Wir tragen, den der Ruhm genannt,
Den tapfern Theobald.“

Mag immer doch ein menſchlich Herz
Sein Gut zu heiß umfahn!
Zu hoch iſt für den ird'ſchen Schmerz
Des dunkeln Schickſals Bahn.

Noch tiefer ſchwieg Gebirg' und Land,
Noch ſchwärzer ward's im Thal,
Und an der Berge Gipfeln ſchwand
Der letzte Sonnenſtrahl.

Nachtſtück.

Die Nacht iſt ſchwarz, kein ſanfter Stern mehr blinkt,
Doch hell in Feuerröthe glüht der Himmel
Zur Rechten, wo das Dorf in Flammen ſinkt! —
Es ſchweigt des Kampfes donnerndes Getümmel.

Hier ſchreckt uns Glut, dort eiſ'ge Winterflur,
Der Himmel ſtarrend in des Froſtes Bläue,
Die ganze Gegend rings des Todes Spur,
Der Schnee mit Blut bedeckt, zu ernſter Weihe.

Wer jagt dort ſtürmend durch das Eisgefild?
Ein junger Krieger, ſchön wie Himmelsboten!
Doch all ſein Weſen des Entſetzens Bild, —
Sein glühend Aug' durchfliegt das Feld der Todten.

Zurück! Zurück! Ruft im Begegnen ihm
Ein flieh'nder Diener, alles iſt verloren!
Zurück! Entweich' des Feindes Ungeſtüm!
Mein Herr iſt nieder zu des Todes Thoren.

„Und Du verließeſt ihn im Kampf der Noth? —
Ha! Jetzt bewähr' Dich, Muth der Liebestreue!“
Der Jüngling rief's; von Schrecken rings umdroht,
Durchflog er kühn das Feld der Todesweihe.

Heil'ge Kraft der ſchönſten Triebe!
Wenn der Männer Muth erliegt,
Durch des Weibes zarte Liebe
Wird Gefahr und Tod beſiegt.

Junger Krieger, wie ſo muthig!
Schöne, zarte Kriegerin,
Fruchtlos ſtellt der Tod ſich blutig
Vor der Gattin weichen Sinn.

Liebe leuchtet durch die Schatten
Ihr mit lichtem Flammenſtrahl,
Sie erkennt den holden Gatten
In der Tauſend Todtenzahl.

Aber ach, entſtellt von Wunden,
Nackt durch roher Habſucht Hand,
An den eiſ'gen Grund gebunden,
Lag er von des Todes Band.

Ha! da ſtürmt's mit heißerm Triebe,
Was ſie je gefühlt für ihn!
Mitleid, zärtlich glühnde Liebe,
Schmerz und Sehnſucht, ſtark und kühn

Und in ihres Schmerzes Fülle,
Selbſt der mildern Heimath Kind —
Reißt ſie ab die warme Hülle,
Fühlet nicht den eiſ'gen Wind.

Und mit zarter Mutterpflege
Hüllt den Liebling ſie darein,
Führt ihn durch die grauſen Wege
Auf dem Roß zum ſichern Hain.

Wahnſinn armer kranker Liebe,
Ach, ſie hofft mit Glaubensmacht,
Daß ſein holdes Leben bliebe,
Ihn zu rufen aus der Nacht.

Doch umſonſt! Das Reich der Schatten
Giebt ſein Opfer nie zurück. —
Still nun weibt dem todten Gatten
Sie des Schmerzes letzten Blick.

Im Wittwenſchleier, in des Grams Gewande
Erblickt ihr nun die herrliche Geſtalt,
Sie folgt dem Sarg zum fernen Vaterlande,
Wohin der Wunſch des Sterbenden gewallt.

Zu ruhen dort hat er ſich ſtets geſehnet;
Die letzte Pflicht erfüllt ſie fromm und treu;
Sie lächelt ſanft, entwölkt und unbethränet
Ihr ſchönes Aug', ſie ſcheint vom Irdſchen frei.

Doch als ſie nun vertraut die theuern Glieder
Auf Heimathsgrund dem ſichern, dunklen Haus,
Da ſinkt ſie ſtill bei dem Geliebten nieder,
Und ſchläft die Laſt des ſchweren Lebens aus.

Am Abend nach der Schlacht.

Blutend kehrt ihr, Kämpfe-müde,
Arme Krieger aus der Schlacht!
Nimmer hat der goldne Friede
Eurem Jugendtraum gelacht.

Wird er endlich mild ſich neigen
Aus den ſeel'gen Sternenhöhn?
Wird verjüngtes Leben ſteigen,
Wo wir rings Verwüſtung ſehn?

Leben? Freude? — Blumen ſtreben
Wohl aus Blute neu empor;
Ruhig grenzen Tod und Leben
In dem großen Weſenchor;

Milde Zephirhauche trugen
Der Kanonen Grüße fort,
Und die Nachtigallen ſchlugen
In das laute Donnerwort.

Wo die Edeln, Schönen ſanken
Grünt noch fröhlich Flur und Hain,
Tauſende der Blumen ſranken
Daſein aus Vernichtung ein.

Fühllos aus der Menſchheit Trümmer
Hebt die Blume ſich zum Licht,
Und man ſieht am Farbenſchimmer
Ihren grauſen Urſprung nicht.

Aber wo geliebte Brüder
Sanken unter Todesſchmerz,
Kehrt wohl da zur Freude wieder
Das verwandte Menſchenherz?

Mögen neue Blumen ſproſſen
Und ein glücklicher Geſchlecht!
Unſre Rechnung iſt geſchloſſen,
Jenſeit werd' uns Licht und Recht!

Geht hinüber, hohe Brüder!
Geht uns kurze Zeit voran,
Edler Schmerz, er knüpft uns wieder
An die ſeel'ge Heimath an!

Das Frankengrab.

Bei dem Tode eines an ſeinen Wunden geſtorbenen Kriegers.

Friede ſei mit Dir und Segen,
Süßer Schlummer nach der Schlacht!
Auf den blutgekränkten Wegen
Gingſt Du zu der heil'gen Nacht!

Und im ſtillen Haus empfingen
Dich die Brüder eng vertraut,
Die voran, die Tapfern, gingen,
Zu dem Bett mit Blut bethaut.

Haſt Du nun das Gut gefunden,
Das mit Ruh Dein Herz erfüllt?
Iſt geheilt der Schmerz der Wunden
Und der Sehnſucht Qual geſtillt?

Freudig ſchwingt der Lenz die Flügel,
Der Geſang und Leben weckt;
Einſam iſt der Schlummerhügel,
Der die Ruh der Helden deckt.

Siehſt Du? Drüben im Gefilde
Hebt ſich das verlaſſne Grab,
Und es glänzt des Abends Milde,
Glänzt der Morgen drauf herab. —

Doch die edeln Schläfer blicken
Nicht mehr nach dem goldnen Schein,
Ihre ſtillen Hügel drücken
Schon vom Hauch der Zeit ſich ein.

Dieſe muntre Frühlingsfeier,
Dieſer Jubel rings umher
Dringt nicht durch des Todes Schleier,
Hebt ein ſtarrend Herz nicht mehr.

Während fern im Heimathslande
Sich ein ſchöner Lenz erneut,
Schlummert ihr am fremden Strande
In verlaſſner Einſamkeit.

Doch es wachen Ehr' und Tugend
An der unberaſten Gruft,
Ehre, die der Nachwelt Jugend
Noch zur heil'gen Stätte ruft.

Und von treuen Schwesterthränen
Werden Blumen hier erblühn,
Und der Lenz, er wird im Sehnen
Tiefen Mitleids hier verziehn.

Mariens Traum.

Der Tag begann schon dämmernd aufzugrauen,
Und ich entschlief nach bang durchwachter Nacht;
Da sah ich ihn in jenen bleichen Auen
Des Traums, ermüdet von der Heldenschlacht.

Nacht war's. Die Krieger ruhten aus vom Streite,
Ein einsam Feuer brannt' im Schlachtfeld nur;
Er saß entfernt, sein treues Roß zur Seite,
Ich sahe bleich ihn auf der bleichen Flur.

Der trübe Halbmond, schon im Untergange,
Warf noch vom Hügel her sein mattes Licht,
Zeigt' eine Thräne mir auf Edgars Wange,
Die Spur des Grams im holden Angesicht.

Ich sah, nur leicht bedeckt, die Brust sich heben;
Nach milder Ruh zu lechzen schien sein Herz;
Sein treues Roß, sein Freund im Waffenleben,
Sah mitleidsvoll in seiner Augen Schmerz.

Unnennbar süß in Wehmuth halb verloren,
Umspielt ein Lächeln seinen holden Mund:
„Verschmähst Du noch" so klang zu meinen Ohren
Sein süßer Laut, „der treu'sten Liebe Bund?"

„O nahe Dich, Geliebte! Hat mein Leiden
Bewegt denn endlich Deinen ſtrengen Sinn?
Du findeſt hier mich, wo zu ſtillern Freuden,
Zu ſanftern Schmerzen nun geweiht ich bin.“ —

Sein Laut erſtarb. — Willſt Du mir ahnend winken,
Mein dunkles Loos? — Er bot mir ſanft die Hand;
Ich wollte reuig an die Bruſt ihm ſinken,
Da kam der Morgen — und mein Traum verſchwand.

Die Würde des Kriegers.

Zu welchem Zweck wir uns zum Kampf bereiten?
Ob's gut iſt, daß wir jetzt zur Feldſchlacht ziehn?
Ob Glück uns folgen wird auf blut'ger Bahn? —

Ihr Kleinen! O wie wenig faßt ihr doch
Die Würde unſers herrlichen Berufs!
Des Kriegers Reich iſt nicht von dieſer Erde
Und ſeinen Geiſt beſiegt kein irdſches Band,
Kein kleinliches Vernünfteln ſeinen Muth!
Denn ſo wie Furcht und Tod, und Schmerz und Freude
Nicht Macht hat über ſein erhöht Gemüth,
So liegt auch das, was Andre Klugheit nennen,
Tief unter ſeines edeln Willens Kraft.
Er wandelt gleich den ewigen Geſtirnen
Die dunkle, nie erforſchte Bahn, nicht fragend,
Wohin ſie führt? und wann ſein Lauf ſich endet?
Jetzt lodert er in hellem Schimmer auf
Erſtaunter Welten Aug', jetzt geht er freudig,
Wie er geglänzt, im großen Weltall unter. — —

Die Kinder ſind wir einer höhern Macht,
Die Diener ſelbſt des ewigen Geſchicks,
Und ſeines Willens feur'ge Flügelboten.
Es geben Staaten aus dem Nichts und Völker
Erheben ſich beim Zauberſchlag des Schwerts;
Und treu gehorchend folgt uns Kunſt und Fleiß,
Der Genius ſelbſt in die geſchaffnen Reiche.
Entzückt betrachtet uns die freud'ge Welt;
Der Seegen blüht im jauchzenden Gefilde;
Wir haben kühn den Schooß der Macht erhellt;
Der Ruhm erhebt uns zu der Gottheit Bilde;
Doch jetzt verfinſtert ſich die heitre Luft!
Der Sieg entweicht von unſern blut'gen Fahnen;
Des Todes Engel ruft zu dunkeln Bahnen;
Wir legen ſtill den prächt'gen Schimmer ab,
Und ſteigen lächelnd in das Nebelgrab.

Die Höhe des Kriegers.

Nicht: in welches Heeres Mitten?
Frag', und nicht: für welche Macht?
Hast Du muthig nur gestritten,
Edel nur die Heldenschlacht!

Denn der Herrscher über Sternen
Weiß allein, was recht und gut;
Dort aus seinen heil'gen Fernen
Lenkt und ordnet er den Muth.

Hält in seiner Allmacht Händen
Stark des flücht'gen Glückes Rad;
Läßt durch Tiefen oft sich wenden
Glänzend himmelan den Pfad.

Viel zu hoch für kleines Haffen
Liegt für dieses blut'ge Spiel,
Noch dem Blicke nicht zu fassen,
Wohl ein großes, heil'ges Ziel. —

Ueberwundne dann wie Sieger,
Ehre, klügelnder Verstand;
Denn der heldenmüth'ge Krieger
Ist ein Blitz in Gottes Hand.

Die Sonne.

Aus des Meeres dunkeln Wogen
Steigt der junge Held herauf,
Schimmer sind vorangeflogen,
Herold' seinem Siegerlauf.

Lang nicht hielt ihn Ruh befangen,
Freudig rafft er sich empor.
Roth vom Schlummer sind die Wangen,
Schimmernd durch den Nebelflor.

Und er schüttelt goldne Locken
Um der Rosenwangen Glut.
All die Nebel fliehn erschrocken
Ihrer Mutter zu, der Flut.

Aber furchtbar ruft zum Streite
Ihre Schaaren noch die Nacht,
Wolken thürmen sich, und weite
Flächen deckt die Heeresmacht.

Doch der Held, mit Lächeln siegend,
Spannt sein göttliches Geschoß;
Seine goldnen Pfeile, fliegend
Eilen, nimmer Zieles los.

Und im Graun des Kampfgetümmels
Muß entfliehn die finstre Nacht.
Frei nun ist das Feld des Himmels,
Huldigt seiner Siegerpracht.

Fels und Wies' und Hain erkennen
Seine milde Herrſchaft an;
Hell in ſeinen Flammen brennen
Bäch' und Ström' und Ocean.

Alle bieten ſich zum Spiegel
Seiner Himmelsſchönheit dar,
Für uns all', auf kühnem Flügel,
Bringt die Huld'gung ihm der Aar.

Und das Aug', das göttlich ſchöne,
Senkt er huldvoll auf die Welt,
Die im Chor der Vögeltöne
Nun der Freude Glanz erhellt.

„Nicht nur ſiegen, ſagt er freundlich,
Auch beglücken wollt' ich Euch.
Nicht mehr drohn die Stürme feindlich,
Nehmt nun Glück und Segen reich!“

Und ſo geht in hohen Räumen
Er die ſegensvolle Bahn,
Bis mit holder Schwermuth Träumen
Sich die kühlern Stunden nahn.

Nun in ſeinem Abendzelte
Steht der goldgelockte Held,
Blickt zurück aufs ruhmerhellte,
Schön durchlaufne Thatenfeld.

Seines Wolkenzeltes Säume
Ziehn ſich um ſein Wellenbett;
Doch ſein Blick durchfliegt die Räume,
Wo ſein Pfad ſich noch verräth. —

Wehmuthsvolle Abſchiedslieder
Wehn ihm Dank und Segen zu;
Und er ſenkt ſich lächelnd nieder
In die heil'ge, tiefe Ruh.

Freundſchaft.

Du ſtarker Pfeiler in des Leidens Wogen,
Du ſichre Freiſtatt in des Sturmes Nacht!
Zur Zeit der Freude, gleich der Iris Bogen,
Uns wiederſpiegelnd bunter Strahlen Pracht!

Der Held, den ſtolzer Ehrſucht Wunſch betrogen,
Er öffnet dem verſchwiegnen Freund die Bruſt;
Aus ſeiner Wunde wird der Pfeil gezogen,
Und ihm iſt keine Kränkung mehr bewußt.

Ja ſelbſt der hoffnungsloſen Liebe Feuer,
Dem kranken Schmachten, beut die Freundſchaft Ruh;
Ihr Strahl erwärmt den Leidenden neuer,
Und neue Stärke winkt ihr Aug' ihm zu!

Entzieht das Glück ihm ſeine üpp'ge Blüthe
Er lächelt ſtolz, ſein Reichthum iſt ſein Freund,
Verläumdung, Groll, Neid, Haß und Rachſucht wüthe,
Mit freier Bruſt begegnet er dem Feind.

„Wenn Dich die Menſchen fliehn, die Götter haſſen,"
Sprach Pylades, von hoher Lieb' entbrannt,
„Ich bin Dein Freund! Du biſt nicht ganz verlaſſen!"
So fand Oreſt ſein theures Vaterland.

Feſt drängt der Freund ſich mit dem Freund zuſammen,
Je mehr er ihm geopfert, liebt er ihn;
Doch ſicher traut er auch den heil'gen Flammen,
Unſterblich wähnt er ihr belebend Glühn.

Und wehe! kommt ihm dann die Todeswunde,
Die tiefe Kränkung von des Trauten Hand!
Ach, wer erhellt ihm dann die finſtre Stunde?
Wer beut der Wunde lindernden Verband?

Er ſteht allein im Weltall! Denn im Scheiden
Noch ehrt er das, was ihm ſo theuer war;
Entweiht durch Klagen nicht ſein ed[illegible] Leiden; —
Ach, ſchwer verſtünd' ihn auch die fremde Schaar!

Doch nimmer iſt der kranke Geiſt geſundet,
Den ſolch ein rettungsloſer Gram verzehrt;
Weh Dir, Du Armer, den das Herz verwundet,
Das Du mit eigner Lebens[illegible] genährt!!

Liebe und Freundſchaft.

Lieb' und Freundſchaft willſt Du unterſcheiden?
O, ſie ſind zwei Weſen, eng vereint,
Heil'ger Götterurſprung wohnt in beiden,
Klein der Raum, der ſie zu trennen ſcheint.

Freundſchaft liebt, und Freundſchaft iſt die reine
Schöne Liebe, die ſich ſelbſt vergißt;
Die in des Geliebten Glück die Eine
Eigne ſtille Seeligkeit umſchließt.

Noch vom Ird'ſchen trägt die zarte Liebe
Eine Hüll' um ihre Lichtgeſtalt;
Ohne daß den ſüßen Glanz ſie trübe,
Mehrt ſie nur die rührende Gewalt.

Wenn der Jugend Roſen ſich erſchließen,
Trennt ſie noch das brauſende Gefühl,
Doch die gleich entſprungnen Weſen fließen
Bald in Eins zu ihrem großen Ziel.

Wenn im Morgenroth ſich Wolken mahlen,
Nebel ſteigen aus dem Thal empor,
Brechen ſie der Sonne goldne Strahlen,
Doch ſie wölben ihr das Roſenthor.

Sie ja ſind es, die die Purpurblüthen
Und die Roſenſchimmer um ſie ſtreun,
Wenn die zarten Wolken dann verglühten,
Steigt die Sonne, licht und ätherrein!

Beim Scheiden von einer Freundin.

Die Freundſchaft und die Liebe ſtritten
Sich um ein ſchönes, treues Herz;
„O, laß ſie mir! laß Dich erbitten,
Ihr Scheiden regt zu tiefen Schmerz!“

So bat die Freundſchaft. „Längſt bewährt
In treuer, feſter Innigkeit
Iſt unſer Bund, vom Licht verklärt
Laß mir, was ſich mir längſt geweiht!“ —

„Zu viel, o Schweſter, willſt Du fodern;“
Verſetzt der Freundſchaft Eros mild.
„Sieh meine Fackel freundlich lodern,
Sie winkt ins trennende Gefild.“

„Was ſich im erſten Blüthenlenze
Der Hoffnung weihte ſtill und zart,
Das ſchlingt mit Recht nun volle Kränze
In lebensfriſcher Gegenwart.“

„Doch ſenke nicht ſo traurig nieder
Den Blick, von Thränen ſtill getrübt;
Von fern auch tönt das Echo wieder
Aus Herzen, die ſich wahr geliebt.“

„Sie iſt nicht ganz Dir hingeſchwunden,
Wir Beide ſind zu nah verwandt;
Ein Herz, das rein die Lieb' empfunden,
Bewahrt auch edler Freundſchaft Band“

Eros und Hymen.

Eros.

Blumen glühen, Haingeflüſter
Spielt um meiner Bäche Rand:
Dornicht, ſagt man, öd' und düſter
Sei Dein froſtig Sclavenland.

Zarte Nachtigallen flöten
Süß durch meiner Haine Nacht.
Dir iſt mit des Morgens Röthen
Langeweil' und Sorg' erwacht.

Hymen.

O, mein Bruder, wie ſo feindlich
Trennſt Du unſer göttlich Reich?
Laß uns ſchließen, hold und freundlich,
Den beglückenden Vergleich!

Sieh, an Deiner Flamm' entzündet,
Lodert meiner Fackel Brand;
Heilig wallt ſie auf und findet
Himmelwärts ihr Vaterland.

Du bewähr an meiner Weihe
Deine himmelvolle Glut,
Daß auf Veſten edler Treue
Die verklärte Wonne ruht.

Und in mein geweihtes Leben
Birg', o Du, den lichten Schein,
All der holden Töne Schweben,
All den ſüßen Lenz hinein.

Der Führer.

Nieder von des Berges Höhen
Stieg ein Jüngling, ſchön und licht;
Hold und freundlich anzuſehen,
Wie ein Stern durch Wolken bricht.

Eine ſanfte Fackel glühte
Hoch in ſeiner rechten Hand;
Freier ward mirs im Gemüthe,
Als er lächelnd vor mir ſtand.

„Willſt Du," ſprach er, „arme Kleine,
Die ſo einſam ſtill ſich hält,
Mit mir wandeln, bei dem Scheine
Milden Lichtes, in die Welt?"

„Wecken in der Menſchen Buſen
Will ich tiefe Sympathie,
Und mit heil'ger Kraft der Muſen
Die verborgne Harmonie."

Gern, o gern, Du Guter, Milder!
Rief ich, will ich mit Dir gehn!
Bringſt Du ſchöne, roſ'ge Bilder
Mir von Deines Himmels Höhn?

„Bilder aus beglückten Sphären,“
Sprach er, „wirſt Du ahndend ſehn;
Doch ich will vorher Dich lehren
Auch des Lebens Reiz verſtehn.“

„Dieſe Fackel wird Dir zeigen,
Wo der Born der Freude quillt;
Wo die Roſ' in duft'gen Zweigen
Purpurn ihrer Knosp' entſchwillt.

„Deutlich wird vom Blattgeflüſter
Dir Muſik der Geiſter wehn,
Wird aus Hainen, ſtill und düſter,
Und aus Bächen murmelnd gehn.“

„Selbſt hinab in jene Tiefen,
In der Gnomen nächtlich Reich,
Steig' ich, wo die Geiſter ſchliefen,
Unter Felſen kalt und bleich.“

„Daß mein Ruf das Leben zünde,
Schlummernd in der Grüfte Nacht;
Daß ſich Kraft mit Kraft verbinde
In geheimer Wundermacht.“

„Daß die geiſt'gen Funken blitzen
Aus dem lebenden Metall,
Und von dunkeln Geiſterſitzen
Rebet laut der Wiederhall.“

„So im ew'gen Lebensodem
Hält die Erd' ein geiſtig Band.
Wo Dein Fuß berührt den Boden,
Iſt der Liebe heil'ges Land.“

Sprachs, und, froh mit ihm zu gehen,
Zeigt' er mir die ſanfte Spur;
Lehrte mich den Sinn verſtehen
Dunkler, heiliger Natur.

Und ich ſah in glüh'ndem Leben
Schwellend rings das All der Welt;
Alles war der Lieb' ergeben,
Und von ſeel'gem Licht erhellt. —

Aber jetzt, bewegt und leiſe,
Senkt' er ſeiner Fackel Brand:
„Freundin, von der Pilgerreiſe
Kehr' ich in mein Vaterland.“

„Lebe wohl, und pfleg' im Innern
Treu der Wahrheit lichten Sinn,
Und mit ſeeligem Erinnern
Gieb der heil'gen Macht Dich hin!“

„Oft mit ſtiller, frommer Liebe
Denkſt Du meiner noch gewiß;
Doch daß Dir mein Nam' auch bliebe:
Wiſſ', ich heiße Novalis.“

Sidonie.

Die Thüre öffnet nie ſich mehr!
Sie tritt nicht mehr herein,
Ich ſehe nimmer hold und hehr
Der lieben Augen Schein!

Wenn ſonſt die Dämm'rung niederſank,
Da hört' ich leiſen Schritt,
Ich horchte, längſt von Sehnſucht krank,
Nach dem geliebten Tritt.

Sie war's! Ich flog entgegen! heiß
Erglühte Herz an Herz!
In ihres Lächelns Zauberkreis
Entſchwand der Erde Schmerz.

Nicht Freundſchaft wars, zu kalt erſcheint
Das Wort für dies Gefühl!
Nicht ird'ſche Lieb' und Treu vereint,
Erreicht dies ſeel'ge Ziel!

Wie Engel lieben brüderlich,
Im himmliſchen Gefild,
Mit ſolcher Lieb' umfing ſie mich,
Sie ſelbſt der Engel Bild!

Auf gingen alle Schätze dann
Dem edlern, höhern Sinn;
Mit leichter Flügelſchnelle rann
Die ſchöne Stund' uns hin. —

Und wenn ſie ſchied, dann war es mir,
Als ſchiede Heil und Glück,
Ich flog ans Herz, ans heiße, ihr
Noch zehnmal heiß zurück!

War's Ahndung wohl, Du armes Herz,
Was damals Dich durchdrang?
Daß bald zu langem, ew'gen Schmerz
Der Scheideruf erklang? — —

Nun öffnet nie die Thür ſich mehr,
Sie tritt nicht mehr herein!
Ich ſehe nimmer hold und hehr
Der lieben Augen Schein!

Worte eines Engels

am Morgen

des 23. Juli 1820.

Feiernd in der heil'gen Morgenſtille
Ruht des Gartens zartvermiſchtes Grün,
Und der Blumen zauberiſche Fülle
Strebt in friſcher, voller Pracht zu glühn.

Birken, Pappeln neigen ſich zuſammen,
Flüſtern ſich ein hold Geheimniß zu;
Und die Sonne ſchmückt mit grünen Flammen
Nun den Wohnplatz ſtill beglückter Ruh.

Schlummerſt Du noch in den Morgenträumen,
Holde, bei des hehren Tag's Beginn?
Während ich, aus meines Himmels Räumen,
Ich, Dein Schutzgeiſt, ſeelig nah Dir bin.

Zart vernahm der leiſen Flügel Schweben
Dein Gefühl ſchon auf der Kindheit Bahn;
Und ſo ſeh' ich heut' Dein ſchönes Leben
Unentweiht dem ſchönſten Ziele nah'n.

Weißt Du noch, wie kindliches Verlangen
Nach der kleinen goldnen Kette rang?
Und von ihrem leichten Schmuck umfangen
Unruh' doch ins Herz des Kindes drang?

Weil das kleinſte Weichen von den Grenzen
Heil'ger Wahrheit Dir den Schmuck gewann,
Freute nicht Dich ſeines Goldes Glänzen,
Sahſt Du nur ihn heimlich kämpfend an.

Ihn, der wie ein Fels die zarte Bruſt beſchwerte,
Bis ein treu Geſtändniß ſie befreit. — —
Ganz dem Reich der Wahrheit angehörte
Nun Dein Herz, in ſchöner Feſtigkeit.

Weinend lagſt Du an der Mutter Herzen,
Jene Thränen, milden Perlen gleich,
Wurden Dir zum Schmuck, wie jene Schmerzen,
Für Dein ſchönes, lichtes Freudenreich.

Eine andre Kett' aus klarem Golde
Hat die Huld des Himmels Dir verliehn,
Drückend nicht, belebend, Theure, Holde,
Wird bewährte Treu' ſie um Dich zieh'n.

Und ein andrer Schutzgeiſt iſt gegeben
Dir fortan für Deine ſanfte Bahn. —
Fern nur wird mein Flug Dich noch umſchweben
Und im ſtillen Traum Dir liebend nah'n.

Flüſtert denn, ihr muntern, ſchlanken Bäume,
Das Geheimniß von dem holden Paar!
Blüht, ihr Blumen, wie im Reich der Träume;
Schlingt die Kränze für den Brautaltar!

Freude funkelt in den warmen Blicken
Der Geſchwiſter, liebevoll und gut;
Nur der Mutter frommes Dankentzücken
Spricht ſich aus in leiſer Thränenfluth.

Die geweihten, theuren Tropfen fließen
Seegensvoll auf das geliebte Kind. —
— Mögen aufwärts Eure Myrthen ſprießen,
Hin wo Treu' und Lieb' unſterblich ſind.

Am Geburtstage von ***.

Freudig ſchwebt der Lenz hernieder,
Hüllt in Blüthenſchmuck die Flur,
Durch die Wälder tönen Lieder,
Bräutlich glänzet die Natur.

Und die Hügel und die Haine
Heben ſtolz ihr Haupt empor,
Reich ergießt im Sonnenſcheine
Sich der Wieſen grüner Flor.

„Seht, nach langem Wintertrauern,“
Rufen ſie — „wie ſchön und grün!
Arme Stadt, in Deinen Mauern
Kennſt Du keiner Blumen Glühn?“

Doch da ruft die Stadt mit Freuden:
„Nicht ſo ſtolz, ihr, Flur und Hain!
Glaubt ihr, Lenz und Luft bekleiden
Euch mit Blumenſchmuck allein?“

„Daß wir nicht verlaſſen trauern
Und auf euch beneidend ſehn,
Blüht in unſern ſichern Mauern
Auch ſo manche Blume ſchön.“

„Und der anmuthvollſten Eine
Giebt uns heut der lichte Mai;
— Sagt, ihr Fluren und ihr Haine,
Ob wohl Eine holder ſei?“

„Und was keine Blumen geben
Rings im Duft- und Farbenmeer:
Zartes, ſeelenvolles Leben,
Theilt ſie freundlich um ſich her —“

„Wird den edlen Baum erquicken,
Der ſich ſegnend uns erhebt,
Der von unſres Dankes Blicken
Kühn dem Sturm entgegenſtrebt.“

„Auf den nachbarlichen Matten
Sproßt' er, an der Saale Strand; —
Wohl uns, daß ſein milder Schatten
Unſern Mauern zugewandt!“

„Nimmer beugte fremden Mächten
Sich ſein edler, kräft'ger Muth;
Treu dem Guten und dem Rechten,
Schützt' er Beides feſt und gut.“

„Heil denn! Heil ihm! Seine Zweige
Schmück' im Herbſt noch freudig Grün!
Und die holde Blume neige
Spät nur, ſpät ſich zum Verblühn!“

Der Frühling.

Was ſchimmert dort wie Morgenglanz,
Von eignem Licht umwallt?
Wer biſt Du? ſprich! im Blüthenkranz,
Du himmliſche Geſtalt?

„Wie? kennſt Du mich, den Lenz, nicht mehr?
Du, eine Dichterin?
Schon hab' ich alles um Dich her
Geſchmückt mit Licht und Grün.“

„Jetzt zieh ich hin zum Doberſtrand,
Ins waldige Gebiet,
Daß bald auch dort, wo Moor und Sand
Ein friſches Leben blüht.“

Zum Doberſtrand? wie tönt das Wort
So tief zum Herzen mir!
Wo die Geliebten wohnen? dort,
O, wär' ich doch mit Dir!

Ja zieh nur, Frühling, zieh zu ihr,
Der guten Mutter hin!
Mit Deiner Blüthen ſchönſter Zier,
Mit Deinem Licht und Grün.

Ach weinend wird ſie jetzt am Grab
Des kleinen Lieblings ſtehn,
Wird ſtumm und freudenlos hinab
Ins öde Dunkel ſehn.

O ſtreue Deine Blumen ihr!
Erfüll' mit ſanfter Ruh
Ihr Herz, und weh' ihr auch von mir
Den Gruß der Liebe zu.

Geliebte, weine nicht ſo ſehr!
Ach, ſtille Deinen Schmerz,
Die holden Kleinen um Dich her,
Erfreun ſie nicht Dein Herz?

Und dieſes Grün, das jetzt Gefild
Und Wald umzieht und Höhn,
Iſt Dir es nicht ein ſüßes Bild
Vom ſchönern Wiederſehn?

Ja, freue Dich! Er lebt, er lebt,
Dein holder Ferdinand!
Voran nur iſt er hinaeſchwebt
Ins ew'ge Blühen...

An die Verfasserin des Walther von Montbarry.

Zarte Harfentöne schwebten
In mein dämmerndes Gemach;
Meines Herzens Saiten bebten
Ihnen sympathetisch nach.

Ja, verwandt Du meiner Seele,
Ob auch höher, sei gegrüßt!
Die durchs Lied, wie Philomele,
Manches Lebens Nacht versüßt.

Von versunknen Herrlichkeiten
Rufst Du manches Bild ins Herz,
Nach den alten, edeln Zeiten
Weckend edler Sehnsucht Schmerz.

Schilde tönen, Fahnen wallen
Für ein höher, geistig Gut,
Edel siegen, rühmlich fallen
Sieht man frommen Heldenmuth.

Oft, was fremd dem eignen Leben,
Zu erretten, groß und frei,
Sieht man sich dem Tod ergeben
Göttlich schöne Schwärmerei.

Und die ehrerbiet'ge Minne,
Auch bei Männern zart und rein,
Wußte dort im ächten Sinne
Erst für wahres Glück zu weihn.

Auch der Zauber der Geſänge
War geehrt ſo nah als fern,
Aus der Alltagswelt Gedränge
Folgt' ihm Ohr und Seele gern.

Von der Minneſänger Tone
Klang es rings auf deutſcher Flur,
Und vom Strand der Sein' und Rhone
Kam der edle Troubadour.

All' das zauberſt Du im Bilde
Uns lebendig friſch hervor,
Was in dämmernde Gefilde
Des Vergangnen ſich verlor.

O, ihr herrlichen Geſtalten,
Montbarry und Konradin,
Stadion, Friedrich, ſchön erhalten
Hat euch eure Sängerin.

Kreuzpaniere, weht zum Himmel,
Mit der Heldenſeelen Chor,
Die entſchwebt im Schlachtgetümmel,
Tragt der Theuern Ruhm empor.

Wie vermöchte Dir zu danken
Meines Liedes leiſer Ton?
Spanier, Britten, Deutſche, Franken,
Bieten kaum Dir würd'gen Lohn.

Glücklich wär' ich, brächte immer
Freude Dir mein treuer Blick,
Strahlt' ich ſanft wie Mondenſchimmer
Deines Werthes Glanz zurück.

Der Frühlingsregen.

Welch' ein ſanfter, milder Regen
Von dem leichten Wolkenzelt,
Trägt uns ſüßen Duft entgegen
Aus des Gartens Blüthenwelt!

Und die grüne Nacht der Blätter
Iſt mit Perlen reich geſchmückt,
Während ſchon durchs dunkle Wetter
Wieder ſchön die Sonne blickt.

Abendliche Roſen glimmen
Friſcher auf mit ſanftem Schein,
Neu erwachen tauſend Stimmen
In dem grünen, feuchten Hain.

Auf der ſüßen Töne Wogen
Hebt ſich das beſchwingte Chor,
Und ein lichter Regenbogen
Steigt als Friedensgeiſt empor.

An eine Roſe.

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße,
Du, mir mehr, als Perl' und Gold,
Theure ſüße Roſe!

Giebſt Du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Durft' auch er ſich freuen!

Glühte nicht wie Du ſein Mund
Hold in Purpurröthe,
Gab er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte?

Dein Erröthen, ſanft und rein,
Schmückte ſeine Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Ach! und wie die tiefe Glut,
Die im Kelch Dir ſtrahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße; —
Bleibe Du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe!

Wettpreis der Minne.

Der König.

Hold Mädchen, mit Vertrauen
Hör' meinen Worten zu!
Seit Dich ich thät erschauen,
Verlor mein Herz die Ruh';
Mir dünkt, wenn ich Dich sehe,
Wohl in der Fern' und Nähe
Kein Weib so schön, wie Du!

Der Sänger.

Du Schönste aller Schönen,
Mir ward in Herzens Grund,
Seit ich Dich sah, ein Sehnen,
Ein tiefes Sehnen kund;
Ich darf Dir's nicht bekennen;
Die Augen mögen nennen,
Was Dir verschweigt mein Mund!

Der König.

Willst Du Dein Herz mir geben,
So führ' ich Dich zu Roß,
Zu stetem Wonneleben,
Wohl in mein Königsschloß;

Mein Zepter, Macht und Ehren
Mag Alles Dir gehören,
Mein Reich gar weit und groß!

Der Sänger.

Ich Armer kann nicht Krone
Dir bieten, Macht und Reich;
Des Liedes freiem Sohne
Ward Reichthum nicht zugleich;
Im Land der ſüßen Töne,
Am Quell der ew'gen Schöne,
Dort liegt wohl all mein Reich.

Der König.

Es iſt von Marmorſteine
Mein Schloß gar ſchön gebaut,
In rothem Goldes-Scheine
Man alle Wände ſchaut;
Mit reichen Perlenbanden,
Mit ſtrahlenden Gewanden,
Schmückt man die Königsbraut.

Der Sänger.

Ich kann nicht Schätze bieten
Mit dieſer treuen Hand,
Doch ſchmückt mit duft'gen Blüthen
Sich oft mein freundlich Land.

Und höhre Lieb' entflammet
Des Dichters Bruſt; er ſtammet
Aus ihrem Vaterland.

Das Mädchen.

Mein beſter Dank gebühret,
Ihr edeln Freier, Euch!
Mein Land, o Königin, zieret
So Glanz, als Macht zugleich;
Doch nicht das Irdiſchſchöne,
Ich wähl', o Fürſt der Töne,
Dein unſichtbares Reich!
Nicht Hoheit mich verblendet,
Nicht Gold, noch ſchimmernd Erz,
Zum Glück der Liebe wendet
Sich einzig hin mein Herz.
Ich wähle, was beſtehet,
Den edlen Sinn erhöhet,
Und trotzt ob Zeit und Schmerz!

Die Augen.

Heitrer Frühlingshimmel aus den blauen,
Schönen Augen ſpricht er hold uns an,
Und es thut ſo wohl hinein zu ſchauen
Und dem ſanften Himmelslicht zu nahn.

Aber nächtlich unter finſtern Bogen,
Wohnt des ſchwarzen Auges glühnder Blick,
Wechſelnd fühlt das Herz ſich angezogen,
Wechſelnd flieht es ahnungsbang zurück.

Zwar es webt der ſeidnen Wimpern Schleier
Um die Glut der holden Dämmrung Flor,
Doch verrätheriſch bricht das Zauberfeuer,
Gleich der Sonne durch Gewölk hervor.

Während dort das heitre Frühlingswetter
Sanft uns hin zu Eros Thälern zieht,
Fordert hier der mächtigſte der Götter,
Feindlich uns ins blut'ge Kampfgebiet.

Der Brief.

Wenn aus weiter, dunkler Ferne
Hold ein Brief uns Botſchaft bringt,
Wie das Licht verklärter Sterne
Endlich durch die Wolken dringt.

Wenn im weltlichkalten Kreiſe
Uns die theure Botſchaft fand;
Nur ein Blick begrüßt dann leiſe,
Schüchtern das geliebte Pfand.

Und enthaltſam, aufgeſchoben
Wird der reizende Genuß. —
Doch verſtärkt nur und erhoben
Wird ja ſo der Wonne Gruß.

Vor der Neugier fremden Blicken
Sei das Heil'ge nie entweiht!
Birg das Auge voll Entzücken,
Und das Herz voll Seeligkeit!

Glücklich ſchon, die zarte Hülle
Zu berühren! Dieſes Blatt,
Dem die Lieb' in reicher Fülle
Anvertraut ihr Höchſtes hat.

Löſe nicht das ſtrenge Siegel,
Als in heil'ger Einſamkeit;
Nur auf leiſer Ahnung Flügel
Dring' in ſeine Dunkelheit.

Harre vor des Tempels Pforte,
Fromm und demuthsvoll entglüht,
Bis der Strom der Götterworte
Dich belebend in ſich zieht.

Der Frühlingsmorgen.

In dem lichtgrün zarten Schleier,
Einer Zauberlandſchaft gleich,
Liegſt Du in des Morgens Feier,
Frühlingsgegend, duftig weich.

Wie in ſeel'ger Ahnung Träumen,
Wandelt ſich's in Deinem Flor;
All die jungen Knospen keimen,
Blicken, ſchüchtern noch, hervor;

Lächeln grün durch Hain und Wieſen
In dem Glanz des Sonnenblicks;
Scheinen freundlich uns zu grüßen,
Flüchtig, leis wie Gruß des Glücks. —

Und der Nachtigallen Töne,
Innig, tief der Bruſt entſchwebt,
Ach, ſie ſagen, wo der ſchöne
Ew'ge Lenz der Herzen lebt.

Sanfte Wehmuth miſcht ſich leiſe
In des Herzens Wonnetraum,
Sagt: „Es liegen ernſte, heiße
Tag' im künft'gen Lebensraum."

Ach, die holden Schimmer zittern
Hin mit Philomelens Schlag;
Unter ſtürmenden Gewittern
Steigt des Lebens Sommertag. —

Doch wem einmal aufgegangen
Solch' ein ſeel'ger Morgenſchein,
Mitten in der Stürme Bangen
Fällt ſein milder Glanz herein.

Die Ruheſtätte.

Wollteſt ruhen, armer Pilger,
In der Myrthe holden Schatten,
In dem Duft der Roſenlauben;
Doch da kam des Sturmes Wüthen,
Riß die zarten Myrthenzweige,
Riß hinweg die Glut der Roſen,
Gab es Preiß des Himmels Lüften,
Was Dein armes Leben freute.
Weiter nun und immer weiter
Mußt Du geh'n die ſchweren Pfade.
Ruhen willſt Du, armer Jüngling?
Sieh, dort iſt ein holder Schatten!
Dunkelgrüne, luft'ge Zweige
Wehen um die Schlummerſtätte;
Ruhen, Lieber, o mein Lieber,
Wirſt Du ſicher in dem Schatten!
„Nenne mir des Baumes Namen!
Iſt es Lorbeer? iſt es Myrthe?“

Keins von Beiden. Aber wiſſe,
Lieber, nicht der Erſte biſt Du,
Der den Traum von Ehr' und Liebe
Ausgeträumt in dieſem kühlen,
Dämmernden Cypreſſenſchatten.

Die Erdgeiſter.

Wie mögt ihr Aberglauben heißen,
Was von der Gnomen dunkelm Reich
Die Sagen und die Mährchen preiſen?
Von Geiſtern, ſtark und ſchnell zugleich.

Es ſollte keine Geiſter geben,
Die heimlich in Geſtein und Erz
Mit ſtiller Wunderherrſchaft leben?
Gebietend über Luſt und Schmerz.

Die kleinen, finſtern Nachtgeſtalten,
Zum Schein verſchloſſen, prunklos nur,
Doch wohl die mächtigſten Gewalten
Im weiten Reiche der Natur —

Die gäb es' nicht? Wie mögt ihr irren!
Sie ſind's ja, die mit dunkler Macht
Den ganzen Erdkreis oft verwirren!
Mit Macht, die aller Weisheit lacht.

Was nur der Zauberwelt Geſchichten
Vom Dienſt der Geiſter wunderſchön,
Von Aladin und ſonſt berichten,
Das könnt ihr jetzt noch täglich ſehn!

Wie er aus unterird'ſchen Thoren
Die Wunderlamp' entwandt; von dort
Das Geiſterreich herauf beſchworen.
So wirkt noch heut ſein Zauber fort!

Zwar nicht mehr ſichtbar euch zu dienen
Erſcheinen ſie, wie vormals ihm.
Mit düſtern und mit heitern Mienen
Und mit des Sturmes Ungeſtüm.

Doch — — laßt ein blankes Goldſtück blinken,
Gleich iſt ein kleiner muntrer Geiſt
Bereit, und fliegt nach euren Winken,
Und bringt, was ihr ihn bringen heißt.

Und gnügt dies nicht dem Herrſcherwillen,
Auch größre Geiſter ſind bereit!
Laßt blankes Gold den Glanz enthüllen,
Und — — möglich wird Unmöglichkeit!

Die Menſchheit.

An Donatoa.

Hoher Donatoa, nicht ſo hart
Blicke richtend auf die Erde nieder!
Du, vor dem des Lebens Puls erſtarrt,
Senke noch Dein leuchtendes Gefieder!

Sternenräume mag Dein Aug' durchfliegen,
Aber nicht die tiefe Menſchenbruſt.
Welten, die in ihrem Innern liegen,
Sind dem Gott der Geiſter nur bewußt.

Zwar in ihren Tiefen birgt ſie Schwächen,
Birgt ſie, furchtbar ſtark, die Leidenſchaft.
Weh! Und zum geflügelten Verbrechen
Wird zu oft des edlen Feuers Kraft.

Doch entſprungen aus dem Lichtquell, lodert
Noch der Funk' im irrenden Geſchlecht,
Und die heil'ge Götterabkunft fodert
Selbſt im Falle noch ihr göttlich Recht.

Wer nicht kämpfte, darf er Held ſich wähnen?
Wen nicht traf der wilden Feinde Wuth?
Kennſt Du glüh'nde Wunden, blut'ge Thränen? —
Achte, Seraph, unſrer Kämpfe Glut.

Drum verdamme, Schrecklicher, noch nicht!
Ob auch oft des Abgrunds Stimmen riefen
In der Bruſt: O Seraph, hehr und licht,
Wohnt der Himmel auch in ihren Tiefen.

Klagen eines gefallenen Engels.

In des Himmels blauen Hallen
Strahlt ein ſchöner Stern hervor,
Glänzend vor den andern allen
In dem lichten Sternenchor.

Ach, da wohnt' ich einſt in Tagen
Süßer Unſchuld! Da verfloß
Mir das Leben, fern von Klagen,
In der ſeel'gen Liebe Schooß!

Mit den Engeln, meinen Brüdern,
Spielt' ich dort im Frühlingsſchein,
Unter ſüßen Harfenliedern,
Im verklärten Blüthenhain. —

Aber weh! ſie iſt verſchwunden,
Jene Zeit der Seeligkeit!
Ach, zu Reu, zu Qual und Wunden
Hat mich eigne Schuld geweiht!

Zu der Erde dunkeln Fluren
Bin ich Armer jetzt verbannt,
Abwärts von der Liebe Spuren,
Aus dem ſeel'gen Vaterland!

Lichte Thäler! ſüße Haine!
Immer noch an euch zurück
Denkt mein ſehnend Herz! ich weine
Ach, um das verlorne Glück!

Wenn die Sterne ſich verklären,
Blick ich zitternd auf von fern
Durch den Nebel meiner Zähren
Nach dem goldnen Heimathsſtern.

Und es fällt ein Funken nieder,
Und erhellt mein enges Thal;
Von den Liedern meiner Brüder,
Kömmt mir leiſ' ein Wiederhall.

Echo meiner ſchönern Tage,
Mitleidsvoll beſuchſt Du mich!
Daß ich troſtlos nicht verzage,
Sendet mir ein Engel Dich!

Ewig bin ich nicht geſchieden
Von dem Bund, der All' umſchließt;
— O, Gedanke, der mir Frieden
In die wunde Seele gießt!!

Zwar der Kämpfe ſind noch viele,
Lang noch iſt die dunkle Bahn,
Doch getroſt! ſie lenkt am Ziele
Einſt ſich ſiegend himmelan!

Ja es wird ein Tag erſcheinen,
Wo des Jammers Band ſich löſt,
Wo die Lieb' uns wird vereinen,
Wo nicht Einen ſie verſtößt.

Mich auch hebt ſie von dem Falle; —
Schau empor zum Sternenſchein!
O, mir iſt's, als ſäh' ich alle
Liebend ſich zuſammenreihn!

Ja, auch mich umſchlingt einſt wieder
Jener ew'gen Liebe Band, —
O, dann ſeh ich meine Brüder!
Seh ich Dich mein Vaterland!

Das Kind und das Leben.

Im Herbſt.

Das Leben.

Was willſt Du hier in dieſer rauhen Zeit,
Du zarter Sprößling? ſchönern Lenzgebieten
Entkeimt; was willſt Du hier, wo Stürme wüthen?
Dem Herbſt iſt jetzt die öde Flur geweiht!

Er ſchüttelt Stürme von dem rauhen Flügel. —
Und wilde Stürme toben um die Hügel
Im weiten Kreis der Menſchheit! — Ach, entflohn
Sind längſt die Freuden vor der Eris Drohn!

Und jetzt, Du kleiner Engel, ſchwebſt Du nieder?
Das Leben, Kind, wohl iſt es ernſt und ſchwer. —
Du hebſt ſo ſanft die holden Augenlieder?
Du blickſt ſo hell und freundlich um Dich her?

Das Kind.

Und thut es nicht im Sturme wohl dem Herzen,
Auf eine ſanfte Blume hinzuſchaun?
Thut es nicht wohl, nach manchen bittern Schmerzen
Auf eine milde Hoffnung wieder traun?

O glücklich! daß ich jetzt das Leben grüße,
Iſt ſeltner auch im Leben wohl die Luſt!
O, daß mein Anblick mildre Freude gieße
In meiner holden Mutter zarte Bruſt!

Verſüß' er ihr der Trennung bittre Stunden,
Wo den Geliebten Mavors ihr entzieht!
Bis heil'ger durch der Sehnſucht Schmerz verbunden,
Aufs neu ſein Herz an ihrem Buſen glüht.

Mein edler Vater ſind' in mir den Spiegel
Der eignen Kraft, beflügelnd ſeinen Lauf,
Schon löſt ſich das geheimnißvolle Siegel
Des eignen Daſeins in dem zweiten auf.

In meinem Namen tönet leiſ' empfunden
Der Zauber von der Aeltern Sympathie,
Selbſt durch die Namen ſind ſie zart verbunden;
Auf mich den holden Wohllaut erbten ſie.

Und ſtürmt das Leben auch mit fernem Grauen,
Weiſ' Eintritt ſo die Himmelstochter ſchützt,
Die heil'ge Liebe, muthig darf er ſchauen
Des Lebens Antlitz, ob der Sturm auch blitzt.

Und aus der Gegenwart beſtürmten Tagen
Blüht eine Zukunft roſenlicht hervor;
So laß mich fröhlich denn das Leben wagen!
Kühn tret' ich ein durchs goldne Morgenthor!

Hoffnung.

Glühend wieder in die Wangen,
Steigt das ſchmerzgehemmte Blut,
Hoffnung naht mit leiſem Bangen,
Die im todten Gram geruht.

Wär' es möglich, könnt' er kehren,
Meines Lebens Himmelstraum?
Dürft' in ſeinem Glanz verklären
Wieder ſich der öde Raum?

Und die heißgeliebten Töne
Klängen wieder in mein Ohr?
Und das Bild, das holde, ſchöne,
Stieg' aufs neu vor mir empor?

Welch ein Wild! ach, neues Leben,
Regt durch alle Pulſe ſich!
Grün ſeh ich den Lenz ſich heben,
Der vor meinem Gram erblich.

Kühne Hoffnung, Geiſterſchwingen
Tragen Dich zum fernen Ziel!
Darf ich's wagen hinzudringen?
Zu vertraun dem Glutgefühl?

Süße Hoffnung! widerſtreben
Kann ich Deinem Zauber nicht;
Aber nimm, o nimm mein Leben,
Wenn Dein kühner Flügel bricht!

Der Glaube.

So willſt Du mir den Lichtaug rauben,
Die Blüthe, die mein Herz gepflegt,
Den glanzumſtrahlten Himmelsglauben,
Der tauſend Sonnen in ſich trägt?
Du willſt aus dieſen Ruhgefilden
Der Andacht mich herniederziehn?
Aus dieſem Lenz, wo leicht und gülden
Der Kindheit zarte Blumen blühn?

Wohlan es ſei! ſo nimm den Himmel,
Die lichten Engel raubſt Du nicht!
Umringt vom ſtörenden Getümmel,
Umſchwebt den Geiſt ihr Aetherlicht!
Ihr Geiſter früh entſchlafner Lieben,
Geſährten ſchöner Unſchulds-Zeit!
Ihr ſeid mir ſchützend noch geblieben
Als Engel früher Seeligkeit!

Wie könnte je der Pfad zum Böſen,
Wie könnt' er je mir reizend ſein?
Wer kann die heil'gen Bande löſen,
Die früh das Herz der Unſchuld weihn?
Wie könnt' ich frei den Blick erheben
Auf zu des Aethers klaren Höhn?
Wie, wenn die Geiſter mich umſchweben,
In ihr geliebtes Antlitz ſehn?

Ihr waret gut, ihr reinen Herzen,
Sei gut das Herz auch, das Euch liebt!
Nur Eins iſt, was in Kampf und Schmerzen
Gekränkter Liebe Balſam giebt;
Nur gleiche Tugend ſchließt die Bande,
Die ſelbſt der kalte Tod nicht bricht:
Ihr waret edel, nehmt zum Pfande
Dies Lied, das heil'ge Treu verſpricht!

Ihr Schützer meiner ſchwachen Tugend,
Und winkt dem Blick kein Lichtgeſtad,
Im Unſchuldsglanz der frühſten Jugend
Erleuchte ſich mein dunkler Pfad!
Und glänzt auch nach dem Kampf auf Erden
Mir keiner Zukunft Morgenlicht,
Dies Herz, vernichtet kann es werden,
Doch Euch entſagen kann es nicht.

Glaubensmuth.

Du unſers Lebens Leben,
Du unſrer Sonne Licht!
Zu Dir will ich mich heben,
Du ſtarke Zuverſicht!
Durch Nacht und Todesgrauen
Erleuchteſt Du den Pfad,
Bis wir geborgen ſchauen
Dein ſeelig Lichtgeſtad.

Dort wird im Licht uns glänzen,
Was dunkel wir geglaubt;
Und Palmen werden kränzen
Des treuen Kämpfers Haupt.
Nur aufwärts laßt uns ſchauen,
Dem Glauben nur vertraut,
Der uns zu jenen Auen
Die kühne Brücke baut.

Gleich ihm, der erſt die Krone
In ſeel'ger Heimath fand,
Strebt nach dem theuern Lohne,
Erringt das heil'ge Land!
Wir folgen Deinen Wegen,
Sind auch der Kämpfe viel;
Uns rauſcht die Palm' entgegen,
Heil uns! wir ſind am Ziel!

Gleichmuth.

Wahre Dir den frommen Sinn,
Und den gleichen Muth,
Gieb Dich nie der Schwermuth hin,
Nie der Freude Glut.

Nimm, was günſt'ge Macht Dir gab,
Nimmer zu gewiß;
Ernſt mit ihrem Richterſtab
Naht die Nemeſis.

Oft in kühnem Wahn umfaßt
Schon der Wunſch ſein Glück;
Ach wie ſchnell! — Das Bild erblaßt,
Leer iſt Herz und Blick!

Bricht auch Trübſal mit herein,
Kommt die finſtre Nacht,
Weiß ich, daß im Morgenſchein
Mir die Hoffnung lacht.

Irrend nach des Wunſches Frucht,
Schweifte oft mein Blick,
Oefter doch kam ungeſucht
Das geliebte Glück.

Muth im Leben.

Jedes Ding im weiten Leben
Hat zwei Seiten, bös' und gut,
Stets die gute vorzuheben
Iſt Geſetz dem heitern Muth.

Warum Klagen? was beſchieden
Aendert nicht das leere Wort,
Nur der Muth'ge geht in Frieden
Durch des Lebens Wechſel fort.

Nach des Kummers Finſterniſſen
Heitert oft ſich bald die Bahn,
Und wo hier ein Band zerriſſen,
Knüpft ſich dort ein neues an;

Wo ſich tiefe Thäler ſenken,
Steigen nah die heitern Höhn;
Wo entzweit ſich Freunde kränken,
Winkt Verſöhnung ſüß und ſchön.

Will auch hier und dort für Einen
Aus der tauſend Pilger Zahl
Nie des Glückes Höh' erſcheinen,
Senkt nur tiefer ſich das Thal;

Weiter kann es doch nicht geben
Als zum dunkeln Thal der Gruft.
Wo ihm bald von lichten Höhen
Selige Vergeltung ruft!

Erhebung.

Lichte Sterne, Flor des Himmels,
Seel'ge Boten, ſeid gegrüßt,
Die, im Graun des Weltgetümmels,
Licht ihr in die Seele gießt!

Wenn bedrängt von tauſend Schmerzen —
Wohl vom äußern Zwang umwebt,
Heft'ger nur im innern Herzen —
Die gequälte Bruſt ſich hebt;

Wenn dann auf unendlich weiten
Azurfluren Licht erwacht,
Sterne milden Glanz verbreiten
In die irdiſch bange Nacht;

Wenn ſie rufen: „Auf vom Traume
Dunkler Erde blickt erfreut;
Welten liegen noch im Saume
Ew'ger Unermeßlichkeit!“

O, dann wird die Seel' erweitert,
Wenn ſie ahnend aufwärts ſchaut,
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüßt ſie freundlich und vertraut.

Aber ſchwebt dem Sternenlichte
Trüber Erdennebel vor,
Dann zum Glanz der Weltgeſchichte
Flieh, gekränkter Geiſt, empor.

Sterne hoher Menſchenſeelen
Gehn dort hehr und ſtrahlend auf;
Gleich den Sternen, nicht zu zählen,
Leuchtet großer Thaten Lauf.

Und ſie rufen: „Auf! Gewendet
Kühnen Blick zur Ewigkeit!
Herrliches und Großes endet
Nicht im trüben Strom der Zeit!“

Fühlſt Du irgend dann im Herzen
Flugkraft, ihnen gleich zu ſein,
O, dann weg die kleinen Schmerzen!
Erd' und Himmel ſind ja Dein!

Seelig wird die Seel' erweitert
Durch erhabner Thaten Kranz;
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüßt verwandt der Brüder Glanz!

Erinnerung.

Hell im friſchen Glanz der Sonne
Fließt die Gegenwart dahin;
Doch es flieht die Zeit voll Wonne
Ach! zu bald dem regen Sinn.

Und es folgt die Nacht dem Tage;
Leiſe weht ein Dämmerflor;
Bei Aeolis ſüßer Klage
Steigt der ſanfte Mond empor.

Wohl, er leitet von der Sonne
Seine bleichen Strahlen her,
Doch das Herz mit ſüßrer Wonne
Füllt ſein magiſch Silbermeer.

Heil'ges Mondlicht in der Seele,
O Erinnrung, milde, Du!
Ob des Lebens Tag auch fehle,
Wirfſt Du linden Strahl uns zu.

Blumen, die am Tag' erſtarben,
Blühn an Deiner Kühl' empor,
Und um ſchwer verheilte Narben
Weht Dein ſanfter Dämmerflor.

Geſichertes Loos.

Wie darfſt Du klagen über Dein Geſchick,
Daß Liebe Dir, daß Freudenglanz Dir fehle?
Der darf gebieten ſeinem flücht'gen Glück,
Der liebenswerth ſich fühlt in edler Seele.

Die Außenwelt bürgt nicht des Glückes Quelle;
Die Lichter wechſeln über dem Gefild,
Jetzt düſtres Schwarz, jetzt heitre Sonnenhelle;
Doch bleibt die Gegend, die das Aug' entzückt,
Doch bleibt ſie ſchön die zauberiſche Stelle,
Ob Schwarz ſie deckt, ob goldnes Licht ſie ſchmückt.

Der Wechſel.

Jetzt finſtres Wetter,
Jetzt Sonnenſchein;
Nun Sturmgeſchmetter,
Durch Felsgeſtein.

Nun ſüße Lieder
Durch Haines Nacht,
Wenn ſtrahlend wieder
Der Tag erwacht.

So miſche, Leben,
Nur Leid und Luſt!
Genug zu geben
Der Menſchenbruſt.

Zum Wechſel weiche
Der Nacht das Licht!
Das ewig Gleiche
Erträgt ſie nicht.

Die Zeit.

„Was iſt ein Jahr? Wie bald iſt es verſchwunden?
Dann kehrt, was jetzt für uns verloren war.“ —
Wohl, Freunde! doch ein einz'ger Tag hat viele Stunden,
Und viel, viel lange Tage hat ein Jahr.

Und jede Stunde hat viel Augenblicke,
In denen in das offne treue Herz
Des Lebens Schmerz den ſcharfen Stachel drücke! —
Kein Maaß erkennt die Zeit, und kein's der Schmerz.

Die rechte Zeit.

Einkauf macht die kluge Hausfrau,
Eh' im Preis er ſteigt;
Kauf Dir Freunde, wenn in Trauer
Sie das Schickſal beugt.

Leichter ſchließt an das verwandte
Sich ein wundes Herz;
Eins verwächſt dann feſt ins andre
Nach getheiltem Schmerz.

Süß iſt's, Blumen aufzurichten,
Die der Sturm gebeugt!
Treu dann blühn ſie Dir und düften,
Bis der Tag ſich neigt.

An die Freude.

Ueberraſchen mit dem Wiederſehen
Meiner Lieben willſt Du, Freude, mich?
Und ich ſoll Dir nicht entgegen gehen?
Erſt empfinden Deines Schleiers Wehen,
Wenn er fliehend mir vorüberſtrich?

Wie? ſo grauſam willſt Du mir entziehen
Schönſten Theil des zugewognen Glücks?
O, ſo ſüß iſt's, Dir entgegen glühen!
Schwelgen, wenn die Stunden noch verziehen,
Schon im Nah'n des ſeel'gen Augenblicks.

Dir entgegenglühn mit holdem Bangen,
Und mit zarter jungfräulicher Scheu!
Zügeln das entlodernde Verlangen!
Pflegen Blüthen, eh' ſie aufgegangen
An dem Lichte holder Schwärmerei.

Sind ſo flüchtig nicht die Roſenſtunden
Dieſes Lebens? Laß den Vollgehalt
Ganz uns faſſen, eh ſie hingeſchwunden!
Ach, die Flucht beglückender Sekunden
Bannt kein Zauber liebender Gewalt!

Trinken laß in furchtſam ſeel'gen Zügen
Mich den Trank, den Deine Hand mir bot;
Eh Dein Sonnenglanz noch aufgeſtiegen,
Seh ich ſchöner Deine Fluren liegen
In der Hoffnung goldnem Morgenroth.

Das Kind und die Freude.

Die Freude grüßte mich hold und ſchön;
Im ſtrahlenden Roſengewande
Sollſt, liebes Mädchen, mit mir gehn
Zu ſchönem Wonnelande!
Ach, Göttin! rief ich, warte noch!
Ich muß die Mutter erſt fragen!
Kind! ſprach die Mutter, eile doch!
Will nicht die Freude verſagen.

Die Freude rief: Nun komm, mein Kind!
Du biſt geſchaffen zur Freude,
Ich liebe Dich; o, komm geſchwind!
Dein harrt mein Roſengeſchmeide.
O liebe Freude, warte doch!
So bat ich, warte bis morgen!
Ich will Dich beſſer verdienen noch,
Will ſchaffend noch manches beſorgen.

O, liebes Mädchen, wie ſo hart
Magſt Du Dich ſelbſt betrügen!
Soll glücklos denn die Gegenwart,
Die falſche, Dir entfliegen?
Und als der Morgen nun erſchien,
Da flehte ich: warte noch immer!
So ſüß iſt's, Dir entgegen glühn
In zarter Hoffnung Schimmer.

Und wenig Monden nur entflohn,
Da war die Freude verſchwunden!
Da kam der Schmerz, der finſtre, ſchon,
Mit ſeinen brennenden Wunden.
Der Morgenſchimmer war erblaßt,
Wohl ehe der Morgen vergangen,
Ich fühlte von des Schmerzes Laſt
Den kindlichen Buſen befangen.

Nun, rief die Freude noch im Fliehn,
Magſt Du zur Hoffnung gehen,
Wird Dein Entſagen und Dein Glühn
Sie auch zu lohnen verſtehen? —
Da ſucht' ich ſie nun immerdar,
Und habe ſie nirgend gefunden;
Ach wehe mir! die Hoffnung war
Ja ſtets mit der Freude verſchwunden!

Tiefes Gefühl.

„Er welkte früh, weil er zu tief empfunden.“
So ſagt ihr treffend von dem hohen Geiſt,
Der ſich zu früh dem Staub der Erd' entwunden.
O, ſüßes Troſtwort, das in finſtern Stunden
Der Macht des Grams die bange Seel' entreißt!

Von höhern Mächten ward es uns gegeben,
Dies innig tiefe, glühende Gefühl;
Wohl zehrt es an dem Mark von unſerm Leben,
Daß oft erſchüttert alle Nerven beben,
Wie Saiten an dem zarten Harfenſpiel.

Doch aus dem ſchmerzlich tiefen Anklang ſteigen
Auch der Gebilde herrlichſte hervor,
Die von des Geiſtes Götterabkunft zeugen;
Muß darum früher auch zur Gruft ſich neigen
Des irdſchen Daſeins junger Blumenflor.

Stirb hin, mein armes Sein! mir nicht zu theuer!
Wenn Du nur fort in edlen Werken lebſt,
Geopfert einem überirdſchen Feuer;
Wenn Du, ein ſchöner Phönix, nur Dich freier
Und herrlicher aus Deiner Aſch' erhebſt.

Stilles Heimweh.

Warum doch trübt der ſchönſten Züge Milde
So oft ein Schatten ſanfter Traurigkeit,
So drängen Wolken, dämmernd hingeſtreut,
Sich vor des Mondes lichtem Aetherſchilde.

Und weißt Du nicht, daß aus dem Lichtgefilde
Der beſſern Heimath, aus der Unſchuldheit
Verbannt, wir alle wandeln, gramgeweiht
Und einſam ſchmachtend nach der Heimath Bilde.

Doch ird'ſche Luft zieht oft zur Erd' uns nieder,
Und ſchöne Seelen fühlen nur ſo tief
Die Sehnſucht nach dem Engelgruß der Brüder.

Drum ſenken ſich die holden Augenlieder,
Den ſüßen Mund umdämmert ſanfter Harm:
Es naht der Geiſt der ſeel'gen Heimath wieder.

Spätes Erkennen.

Wer biſt Du, liebliche Geſtalt?
Verſchleiert leis und zart?
Was hält mit reizender Gewalt
Mich Deine Gegenwart?
Den Schleierflor durchſtrahlt Dein Blick,
So bittend, hold und ſüß; —
O, halt nur jetzt mich nicht zurück!
Was auch Dein Wink verhieß.

Ich kann, ich darf ihn nicht verſtehn!
Zur Ferne muß ich fort! — —
Was liſpelſt Du, wie Abendwehn;
„Nun dann! — wir ſehn uns dort!“
Es muß wohl in der Menſchenbruſt
Ein tiefes Streben ſein,
Nach ſüßer Liebe Himmelsluſt,
Nach holden Glückes Schein.

Zur Ferne geht der Sehnſucht Flug;
Dort winkt mir Lieb' und Glück! —
O, halte mit dem leiſen Zug
Nur jetzt mich nicht zurück!
Sieh, wie die Ferne golden lacht,
Umflort von zartem Duft,
Durchſchimmert von des Frühlings Pracht
In friſcher Morgenluft!

Zur Ferne zog, zur Ferne hin
Das rasche Streben fort; —
Doch ach, es fand der irre Sinn
Nicht Glück, nicht Liebe dort.
Nun hat die Reu' in leisen Schmerz
Sich still zurückgekehrt,
Und spricht: Nun weiß ich, wie mein Herz
Dir, holdes Bild, gehört!

Es schwand die liebliche Gestalt,
Von Kummer still verbleicht;
Still, wie der Mond vorüber wallt,
Und in Gewölk entweicht.
Und sprach noch, sanft zurück gewandt,
Wehmüthig Stimm' und Blick:
„Wie hast Du mich so hart verkannt?
Ich war ja Lieb' und Glück! —"

Zu ſpätes Licht.

Unſeelig Loos der armen Menſchheit; düſter
Liegt Nebel oft auf unſrer Zukunft Bahn,
Und leiſer Stimmen warnendes Geflüſter
Verlockt ihn oft zu trügriſch irrem Wahn.

Doch, ſo wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und hellt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unſer Wahn verlor.

Ach! grauſam mahnend ſchmückt der helle Schimmer
Nunmehr verzweiflungsvoller Sehnſucht Blick,
Mit Strahlen dies verlorne Glück und nimmer,
Ach nimmer dorthin führt ein Weg zurück.

Troſt.

Flüchtig iſt die heitre Sonnenhelle,
Die des Lebens rauhe Bahn erhellt.
Aber glücklich, daß auf flucht'ge Welle
Oft verklärt ein Blick des Himmels fällt.

Der höchſte Rang.

In der Menſchenbruſt ein Streben
Ruft befeuernd, ſtets: hinan!
Höher willſt Du ſtets Dich heben,
Doch verkennſt zu oft die Bahn.

Biſt Du frei, das iſt zu wenig,
Und Du ſchaffſt Dich ſelbſt zum Herrn.
Biſt Du Herr, ſo wärſt Du König
Oder wohl noch Größres gern.

Wohl! den höchſten Rang erflieget
Dann! Die Kraft gewährt das Herz;
Werdet Engel! und beſieget
Rettend armer Brüder Schmerz!

Das Glück.

Jeder ſtrebt das eigne Glück zu finden,
Jeder ſucht den Urquell eigner Luſt,
Und wo fließt er? In den heil'gen Gründen,
In den Tiefen der geliebten Bruſt.

Der Betrug.

Jeder meint dem Kummer zu erliegen,
Ahndet er Betrug, von Freunden, fern.
Andern zürnen wir, die uns betrügen;
Ach, und täuſchen uns doch ſelbſt ſo gern!

Stilles Loos.

Fern von glänzendem Gewühle
Fließt der ſchönſten Tage Lauf;
Und der Himmel der Gefühle
Schließt ſich nur im Stillen auf.

Ob des Lebens Kränz' erblaſſen —
Sie erſetzt die Phantaſie!
Ob die Freunde Dich verlaſſen,
Nur Du ſelbſt verlaß Dich nie!

Erſatz.

Oft wenn das Glück verlaſſnen armen Kindern
Die kleinſten Gaben grauſam ſtreng entzieht,
Da weiß Natur die Armuth ſchön zu lindern,
Vertheilt oft reichlich, wo der Reichthum flieht.

Da läßt ſie glänzend Gold in Locken wallen,
Mit Purpur, köſtlich wie ihn Tyrus bot,
Beſtreift ſie zart die Wangen; mit Korallen
Schmückt ſie die Lippen friſch und glühend roth.

Von Alabaſter aus des Oſtens Grenzen
Formt oft ſie Stirn und Nacken, Arm und Fuß,
Läßt kleine, weiße Zähn' als Perlen glänzen
Bei holden Lächelns anmuthsvollem Gruß.

Und aller Glanz der ſchönſten Edelſteine
Er gleicht dem Strahl des ſchönen Auges nicht,
Entzündet oft an innerm, höherm Scheine,
An des Gefühls, des Geiſtes Aetherlicht.

Denn ausgerüſtet mit ſo holden Schätzen,
Darf wohl der Arme froh durchs Leben gehn.
Ihm wird, des Glückes Mangel zu erſetzen,
Wohl manches Herz mit Lieb' entgegen ſehn.

Verſchwiegenheit.

Stattliche Jünglinge! reizende Schönen!
Nehmet die freundliche Warnung in Acht!
Sollen die Myrthen Citherens euch krönen,
Ehret durch Schweigen die heilige Nacht!

Hat euch begünſtigt der ſchönſte der Triebe,
Ward euch das Lächeln, die Worte, der Blick,
Schließt in den Buſen die himmliſche Liebe,
Nur der Verſchwiegne feſſelt das Glück!

Hat euch der Kuß vom geliebteſten Munde
Seelig entführt in die Thäler der Luſt;
Tönt euch der Schwur zu dem ſeeligen Bunde:
Selbſt dem Vertrauten nicht öffnet die Bruſt!

Denkt an die Sage von Zaubergebieten,
Wo den verborgenen Schatz in der Gruft
Schrecken gewaffnete Geiſter behüten;
Wenn dann der Geiſt den Begünſtigten ruft —

Folg' er gehorſam des Winkenden Pfade,
Sei es durch Wälder von Grauſen bewohnt,
Sei es an felſige Klippengeſtade:
Reich wird die duldende Mühe gelohnt.

Bald nun ein bläuliches Flämmchen erkennet
Er an geweiheter Stät' in der Nacht;
Hohl ſchon ertönt es, wo leuchtend es brennet —
Jetzt ſchon erblickt er die goldene Pracht!

Grab' er nur weiter! Doch wie er ſich müdet,
Halt' er verſchloſſen die Rede zurück!
So wie ein Laut nur den Lippen entfliehet,
Wehe! verſchwunden iſt Zauber und Glück!

Gefällige Moral.

Die Mutter.

Still und ehrbar iſts ſonſt immer hier;
Aber zieht ein fremdes Heer durchs Städtchen,
Gleich ans Fenſter fliegt mein Mädchen,
In leichtſinn'ger eitler Jugendzier,
Läßt die ſchelmiſch ſanften Augen funkeln,
Sei's vor blauen oder ſei's vor dunkeln!
Und warum? Nicht Einem unter Allen
Möchte ſie im Ernſt als Braut gefallen.

Das Mädchen.

Liebes Mütterchen! man nennt ja immer
Klug die Hausfrau, welche Sorge trägt,
Ob noch Alles gut in Küch' und Zimmer?
Ob das Feuerzeug noch Funken ſchlägt?
Darf man ſo nicht auch die Augen fragen,
Ob ſie zünden noch und Funken ſchlagen?

Das Verreiſen.

Wird in froher Kindheit Tagen
Zu verreiſen einſt beſchloſſen,
Sieht man ſchon im Geiſt den Wagen
Mit den muntern, freud'gen Roſſen.

Die entfernten, weiten Auen,
Nie geſehne Blumenfelder,
Alles wähnt man hell zu ſchauen,
Hohe Städte, Flüſſ' und Wälder;

Küßt entzückt der Aeltern Hände,
Die uns freundlich mit ſich nehmen,
Wünſcht den langen Tag zu Ende,
Kann die Sehnſucht kaum bezähmen;

Daß des nächſten Morgens Prangen
Uns in voller Reif' erblicke;
Hurtig bringt man, voll Verlangen,
Seines beſten Anzugs Stücke.

Iſt nun das Gepäck vollendet,
Wird man ernſt zu Bett verwieſen;
Liegt man, links und rechts gewendet,
Kann vor Luſt kein Auge ſchließen.

Zehnmal blickt man, ob der Morgen
Noch nicht ſende bleiche Strahlen?
Endlich kömmt er! nun geborgen
Glaubt man ſich von Sehnſuchtsqualen.

Leis verläßt man Bett und Zimmer,
Treibt die Diener, ja zu eilen!
Putzt ſich an; — und ach! noch immer
Währt ſo lang' es! muß man weilen!

Endlich ſchiebt man vor den Wagen;
Nun iſt's gut! nun iſt's im Gleiſe!
Schnell hinein! und voll Behagen
Setzt man ſich bereit zur Reiſe.

Daß die Pferde noch nicht ziehen,
Iſt das Kleinſte bei der Sache!
Reich an goldnen Phantaſieen
Sitzt man unterm luft'gen Dache;

Fährt ſchon über Thal und Hügel,
Ohne Pferde friſch in's Leben! —
Hoffnung mit dem jungen Flügel
Führt uns ſtatt der Roſſe Streben.

Der Gärtner.

Wie Lilien blüht die Sternenau;
In Morgenwolken blühn
Die Aetherroſen, hell von Thau;
Das Abendroth auf Azurblau
Läßt Feuerlilien glühn.

Und hier auf Erden, ewig neu
Erglänzt der Blumen Pracht;
Ich bin ihr Gärtner flink und frei,
Wo iſt ein Stand, der ſchöner ſei,
So frei voll ſchöner Macht! —

Der Frühling iſt mein Kunſtgeſell,
Ihn ruf ich mir ſchon früh.
Geh, ſag ich, zieh die Tulpen ſchnell!
Die Hiazinthen ſonnenhell,
Ich pflanzte geſtern ſie.

Da eilt er, thut, was ich begann,
Mit unverdroſſnem Muth.
Ein ſanftes Feuer macht er an,
Die Blumen zieht er ſchnell heran,
Und alles zart und gut.

Wenn dann der Farben goldne Pracht
Sich auf den Beeten hebt,
Spalier und Hecke blühend lacht,
Und nun der Wipfel grüne Nacht
Ein lieblich Dunkel webt;

Wenn Blüthenſchnee, der ſilbern blinkt,
Den Fruchthain überzieht,
Der Seegen dann vom Himmel ſinkt,
Die Erdbeer' zart erröthend winkt,
Durchs Laub die Kirſche glüht;

O wer iſt glücklicher als ich?
Die Arbeit meiner Hand
Verbreitet rings entzückend ſich,
Mit Recht ein König dünk' ich mich
Im ſchönen Blüthenland!

So grab' ich, ſo pflanz' ich
Mit fröhlichem Muth,
Mir wallt in den Adern
Im Tanze das Blut.

Das Morgenroth,
Der Abendſchein,
Sie ſind mir Freunde,
Sie kommen herein.

Sie grüßen mich,
Sehn bei der Arbeit mir zu,
Dann ladet der Mond mich
Zu freundlicher Ruh.

Ich grabe, ich pflanze,
Bis lieblich im Hain
Die Zweige durchzittert
Sein wallender Schein.

Er geht in die Laube,
Mit ſchwebendem Fuß,
Er bietet den Blumen
Den himmliſchen Gruß.

So heimlich, ſo leiſe,
So wunderſüß,
Als käm' er in Träumen
Vom Paradies.

So flicht mir das Leben
Im blühenden Reich,
Hier darf ich gebieten,
Man huldigt mir gleich. —

Doch ſieh! wie neigt ſich matt und ſchwer
Der Bäume Wipfelkranz?
Das friſche Grün, es treibt nicht mehr;
Die Blumen ſchmachten hoffnungsleer,
Es ſtirbt ihr Farbenglanz.

Denn lang verzog die ſanfte Flut
Des Regens Mondenlang!
Und ſengend drückt der Sonne Glut,
Ach weh! da ſinkt mein ſtolzer Muth,
Das frohe Herz wird bang.

Ich trage Waſſer von dem Fluß,
Vergebens! Ohne Macht
Benetzt es kranker Pflanzen Fuß! —
Doch kaum entſtürzt des Regens Guß,
Als neuer Glanz erwacht! —

Ach wohl erkenn' ich über mir
Des großen Meiſters Hand!
Ja Du biſt König dort und hier'
So wie Dein Himmel, huldigt Dir
Der Erde Blumenland!

Die Blumen

Seh' ich euch, ihr ſanften, blühn,
Möcht' ich eilen, euch zu pflücken,
Liebevoll ans Herz euch drücken,
In mich eure Düfte ziehn.

Aber Schmerz hält mich erweicht.
Brech' ich eure zarten Stengel,
Werdet ihr bald bleiche Engel,
Euer Farbengeiſt entweicht.

Prangende, bleibt alle ſtehn!
Auch nicht eine will ich pflücken,
Nieder mich zu allen bücken,
Düfte athmen, Farben ſehn.

Holdbeſeelte Blumenwelt,
Deine Zeit iſt kurzes Glänzen;
Sollſt du welken — mich zu kränzen?
Sterben, weil es mir gefällt?

Der Rosmarin.

Aus des ſtillen Gärtchens Frieden
Sind vorm heißen Sonnenſtrahl
Schon die Roſen hingeſchieden,
Nelk' und Roſen allzumahl.

Auch die andern Blumen ſtarben,
Neigend vor der Hitze ſich;
Traurig flohn die heitern Farben,
Selbſt der Blätter Grün verblich.

Nur dort abwärts, grün, wie immer,
Stehſt du noch, mein Rosmarin!
Willſt du von dem bunten Schimmer
Ernſt zu dir die Seele ziehn?

Ja, du ſagſt: Wenn alle ſchieden,
Wenn erloſch der Blumen Glanz,
Biet' ich, ſtillen Orts, dem Müden
Meinen ernſten, dunkeln Kranz.

Der Schwan.

Schwebſt du auf den Silberwogen,
Schöner, ſtolzer Schwan, daher,
Von den Weſten fortgezogen,
Wie ein Schiff auf weitem Meer;

Gleich den weißen Segeln ſchwellen
Deine Flügel ſchimmernd auf;
Abendroth beſtreift die Wellen,
Sanft gefurcht von deinem Lauf.

Ruhig hebſt du deinen ſchönen,
Hohen Nacken, unbewußt,
Und es ruht ein Meer von Tönen
Still noch in der reichen Bruſt.

Erſt, wenn aus dem dunkeln Leben
Deine Seele ſich entſchwingt,
Hört man ſich dein Lied erheben,
Das geheiligt aufwärts dringt.

Manchem edlen Sänger gleichen
Magſt du, der in ſtiller Bruſt
Auf das Leben blickt, der reichen
Innern Schätze kaum bewußt.

Und ſo hebt, auf Lichtgefieder,
Zur Unſterblichkeit erhöht,
Sich das ſchönſte ſeiner Lieder
Oft erſt, wenn er untergeht.

Das Roß.

Mich entführten leichten Traumes Schwingen
In ein goldnes Paradiesgefild;
Was Italiens ſüße Dichter ſingen,
Gäb' von jenem Zauber-Reiz ein Bild.

Stille Bäche, durch die Blumenauen
Wandernd, flüſterten der Liebe Klang,
Haine wölbten Lauben an den blauen
Seen, voll von Nachtigallgeſang.

Und die Thiere, Völker dieſer Fluren,
Ehrten gern die menſchliche Gewalt.
Nahten traulich ſich den Herrſcherſpuren,
Theilend den beglückten Aufenthalt.

Um mich ſpielten zarte Turteltauben,
Lämmer ſchmiegten mir zu Füßen ſich,
Kleine Sänger ſchlüpften aus den Lauben,
Scheues Wild der Berge grüßte mich.

O wie ſchön! ſo rief ich, ſchön die Erde!
Und Sie Herren, wir, der ſchönen Welt?
Theilt mit uns, was uns ſo reich gegeben,
All' ihr Weſen, die Natur erhält!

Doch das ſchönſte aller ird'ſchen Weſen,
Nach des Menſchen göttlicher Geſtalt,
Nahte trauernd ſich, im Aug' zu leſen
Tiefen Kummers rührende Gewalt.

„Edles Roß! ſo hehr im Reich des Schönen,
Du allein nur ſtellſt dich trauernd dar?
Treuer Liebling von den Götterſöhnen,
Ihr Gefährt' in Luſt und in Gefahr!"

Aber traurig ſtand das Roß, und nieder
Senkt' es ernſt den menſchlich-edeln Blick,
Und die Mähne, Schmuck der ſchönen Glieder,
Warf der Wind vom ſtolzen Hals zurück.

„Sieh mich an!" ſo ſprach es, „feige Schwäche
„Zeigt ſie nicht, die muthige Geſtalt!
„Willig, wenn den edeln Stolz ich breche,
„Weich' ich einer herrlichern Gewalt."

„Ja, mit Liebe bin ich ihm Gefährte,
„Ihm, dem hohen Menſchen, der mich band,
„Der, indem er feſte Treu mich lehrte,
„Selbſt den Trieb nach Freiheit überwand."

„Wenn der Donner brauſt im Schlachtgetümmel,
„Wenn das Schmettern der Trompet' erklingt,
„Ich dann bin es, der durch Höll' und Himmel
„Treu mit ihm zum Ziel des Ruhmes dringt."

„Auf der Liebe heimlich ſüßen Wegen
„Bin ich ſein Vertrauter und Genoſſ':
„Selbſt der Arbeit niederm Joch entgegen
„Willig zieht ſein Wind-geflügelt Roß."

„Doch wie lohnt er meine feſte Treue?
„Ohne Großmuth, ohne Dank und Recht,
„Würdigt er zur tiefſten Weſenreihe
„Oft, zur Qual nur, mein gebeugt Geſchlecht."

„Nein, ſo elend iſt im weiten Leben
„Kein Geſchöpf! Es bricht von Qual das Herz,
„Jedem ward der Klage Laut gegeben,
„Ich nur dulde ſtumm den wilden Schmerz.“

So das Roß, und inn'ge Thränen floſſen
Bei den Worten leiſ' vom Auge mir.
Mildre Ruh' ſchien in ſein Aug' gegoſſen.
„Dieſes Mitleid,“ ſprach's, „ich dank' es dir!“

„Du ein Weib! in eure ſanftern Buſen
„Goß Natur des Mitleids heil'ge Glut;
„Du, die Schülerin der zarten Muſen,
„Flehe Du den harten Männermuth!“

„O beſchwör' ſie bei der heil'gen Liebe,
„Die ſie euch im trunknen Ausdruck weihn,
„Auch des Mitleids engverwandtem Triebe,
„Dieſem göttlichſten, ihr Herz zu leihn!“ —

Iſt es wahr, ihr hohen Götterſöhne?
Ihr Gebieter, edle Herrn der Welt?
Darf die Bitt' Euch nahn? Die Milde und Schöne
War ja ſtets dem edlen Muth geſellt' — —

Ich erwacht' aus meinem Traumgefilde,
Und die Schimmer flohn vor meinem Blick.
Doch es blieb vom rührend ſchönen Bilde
Noch ein leiſer Abglanz mir zurück.

Der heilige Hubertus.

Der Morgen kommt, die Wälder ſtehn
In funkelnd grüner Pracht;
Den Schöpfer grüßt der Wipfel Wehn,
Der Vögel Chor erwacht.

Und wie in eines Tempels Ruh
Steht feiernd rings der Hain;
Es winkt der Fels dem Thale zu
Und ſendet Licht hinein.

Doch horch! Was ſchallt durch die Natur
Mit lärmend frohem Klang?
Verwundert harren Wald und Flur;
Es ſchweigt der Haingeſang.

Das iſt der muntern Jagd Getön.
In friſcher Morgenluft,
Laut ſtürzt ſie über Thal und Höhn,
Und über Bach und Kluft.

Wohl prächtig ſind im Jagdgeſchmeid
Die Jäger anzuſehn!
Mit Hunden treu zu Luſt und Leid,
Mit Roſſen fliegend ſchön!

Doch welch ein Ziel, das ſie ſo wild
Dahin reißt? — Sieh, da flieht
Ein Hirſch noch lechzend durchs Gefild,
Todmatt, von Angſt durchglüht.

Für ihn iſt, ſchnell und mitleidvoll
Kein Pfeil geſchärft! für ihn
Nicht Gnad'; in langen Qualen ſoll
Sein armes Leben fliehn.

Da hob er den gebrochnen Blick
Zum Allerbarmer auf. —
— Und, hart gebietend ſein Geſchick,
Verfolgt der Furſt den Lauf.

Wild ſcholl der Hunde Wuthgebell;
Der edlen Roſſe Kraft
Schwand ſelbſt, getrennt vom Labungsquell,
Von fremder Wuth entrafft.

Da ſieh! da nahm ein milder Hain,
Mit kühlem Schattendach,
Den armen, matten Flüchtling ein. —
Heiß drang der Fürſt ihm nach.

Doch welch ein Wunder! Brauſend ſchnell
Ergoß ein wilder Fluß
Dazwiſchen ſich, und ſchäumte hell
Dicht vor des Quälers Fuß.

Gewaltig brauſt' es in dem Hain;
Es ſchien, als hülle, fern
Dem Jagdgeſolg', ein Nebel ein
Den fühllos harten Herrn.

Und wie von geiſtiger Gewalt
Fühlt' er den Muth entwandt.
Als jetzt — in leuchtender Geſtalt
Hubertus vor ihm ſtand.

Ein lichtgrün ſtrahlend Jägerkleid
Umfloß das hohe Bild;
Im funkelnd ſchönen Jagdgeſchmeid
Erſchien er, kühn, doch mild.

„Ach du?“ — ſo rief den Muth erneut
Der rauhe Fürſt ihm zu;
„Dich grüßt man ja wohl ungeſcheut,
„Der Jäger Schutzherr du!“ —

Doch zürnend wieß ihn ſtreng zurück
Des edeln Herzogs Geiſt;
Mit Flammen in dem Geiſterblick:
„Was nahſt du wild und dreiſt?

„Dich nenn' ich nimmer meinen Sohn!“
Er rief's. „Der Menſchlichkeit
„Spricht deine blut'ge Mordluſt Hohn,
„Die edle Jagd entweiht.

„Biſt du ein Herr, deß milde Bruſt
„Wohl Liebe hegen ſoll
„Für Tauſende? dem jetzt von Luſt
„An Qual der Buſen ſchwoll?

„Wohl ziemt dem kühnen Männermuth
„Zu gehn mit ſchnellem Wild
„In offnen Krieg, gerecht und gut
„Im Hain und Saatgefild;

„Doch wer unmenſchlich jede Spur
„Des Mitleids hat verkannt,
„O von ihm wendet ſich Natur,
„Die nicht mehr ihm verwandt.

Und Er, der liebend niederſchaut
Und alle Weſen hält,
Glaub's! Des Gequälten Todeslaut
Vernimmt der Herr der Welt!

Das Feuer.

Wie ſich plötzlich Hoffnungen entzünden,
Andre plötzlich ſterbend untergehn,
Kannſt du in dem Spiel der Flammen finden,
Willſt du in des Feuers Lodern ſehn.

Jetzt entglimmt ein Funken an der Stelle,
Die vorher noch ſchwarz und dunkel war,
Brennt empor zu prächt'ger Flammenhelle,
Breitet um ſich, ſchnell und wunderbar.

Briefe ſieht man drin, ſieht Blumen blühen
Und ſo manches ſtill erſehnte Gut;
Oft ſelbſt kühne Dichterphantaſieen
Bilden ſich am Anblick freud'ger Glut.

Wie die Flammen ſpielen! — Das Verwandte
Flieht und kehret wieder! — — Doch es ziſcht
Jetzt an Stellen, wo es lodernd brannte;
Schwarz wird es; — der heitre Strahl erliſcht.

Und nun bricht die ganze Glut zuſammen
Und in Aſche ſinkt des Feuers Pracht.
Ach, der Hoffnung und des Lebens Flammen
Sinken ſo mit uns auch bald in Nacht! —

Feuer und Waſſer.

Das Feuer.

Mit ſiegendem, prangendem Lodern,
Wohl biet' ich dir Fehde, mein Feind!
Kühn darf ich zum Kampfe dich fodern,
Ich Schützer der Menſchen und Freund.

Wenn ſchneeichte Wälder erbrauſen,
Zu Eiſe gerinnet der Bach,
Und wüthende Stürme von Außen
Umtoben das friedliche Dach —

Da flüchten aus weißen Gefilden
Die armen Bewohner herein,
Entronnen den Stürmen, den wilden,
Erſtarret und zitternd vor Pein.

Da auf einmal im Kamine
Blizt ein neuer Lebensſtrahl!
Und der Funken ſpringt, der kühne,
Göttern gleich aus Stein und Stahl!

Und fröhliche Flammen,
Sie brechen hervor!
Und lodern zuſammen
Zum Himmel empor.

Plötzlich regt ein neues Leben
Im erſtarrten Kreiſe ſich;
Der Erwärmten Herzen heben
Sich in frohem Dank für mich!

Zu mir im Vereine
Die Blicke gekehrt!
Vom leuchtenden Scheine
Der Flamme verklärt!

Nun toben die wüthenden Stürme
Aufs neu um das freundliche Haus;
Es ragen die ſtarrenden Thürme
Vom Weiten im Flockengebraus.

Vom Monde durch neblichte Hülle
Beſchienen, wie Geiſter ſo bleich. —
Wir blicken aus friedlicher Stille
Hinaus in das feindliche Reich!

Du haſt dich in Flocken verkehret,
Und ſtürmſt an die Fenſter mit Wuth,
Doch, Waſſer, dir Wüthendem, wehret
Mein fröhlicher, ſiegender Muth.

Da zieheſt den Strom du, den breiten,
Vereiſten, um Dörfchen und Stadt,
In mondlich durchdämmerte Weiten
Kalthauchend und ſterbend und matt.

Doch kaum, daß vor ſonnigen Blicken
Des Lenzes die Kälte dir flieht,
So, Dämme zertrümmernd und Brücken,
Verheerſt du der Menſchen Gebiet.

Und nichts dann vermag dir zu wehren,
Wenn einmal dein Zürnen ſich hob. —
Mich halten die Menſchen in Ehren,
Und ſingen und preiſen mein Lob.

Das Waſſer.

Grauſam harter Feind! uns zu verſöhnen
Strebt umſonſt die mächtige Natur;
Magſt du dann auch jetzt mich ſtolz verhöhnen!
Wenige der Worte ſag' ich nur.

Nur wenn ich gefangen, wagſt du immer
Mich mit Flammenqualen zu umzieh'n,
Aber weh' dir! werd' ich frei! Dann nimmer
Magſt du deinem Untergang entfliehn!

Wohl im Eiſes-Panzer fließen
Meine Wellen traurig fort;
Und ich darf mich nicht ergießen
Freundlich am geliebten Ort.

Einſam nur und traurig muß ich wallen
Um das Dörfchen und die muntre Stadt,
Bis der Lenz auf meines Kerkers Hallen
Den Befreiungsblick geworfen hat.

Wenn dann Schneeslaſten ſchwellen
Und Verzweiflung ſucht den Weg,
Wenn dann die empörten Wellen
Stürmen über Brück' und Steg;

O wie möchte dann ſo ſtrenge ermeſſen
Keine Schuld das menſchliche Geſchlecht?
Aller treuen Dienſte drum vergeſſen?
Kennt es nicht der heilgen Freiheit Recht?

Und im offnen Kampf, auf freien Auen
Nur verletzt es meine heil'ge Fluth;
Dich empfängt mit herzlichem Vertrauen
Arglos es in häuslich frommer Hut.

Hegt dich im vertrauten ſichern Zimmer,
Und wie oft, mit treulos wilder Kraft,
Haſt du vom erwärmend milden Schimmer
Dich zu Todesglut emporgerafft!

Loderſt, donnerſt durch die ſichern Mauern
Vom Kamin empor zum frommen Dach!
Und dein armer Gaſtfreund ſieht mit Trauern
Dem Verlodern ſeines Glückes nach! — —

Aber wenn in Sommers Gluten
Schmachtend Flur und Haine ſtehn,
Und der Aehren goldne Fluthen
Ihrem Fall entgegen ſehn;

Wenn des armen Schnitters Wangen
Glühen von der Sonne Brand;
Wem dann iſt mit Glutverlangen
Aug' und Lippe zugewandt?

Du mit unbarmherz'gem Drängen
Mehrſt nur deines Angriffs Wuth;
Wer bei glüh'nder Strahlen Sengen
Dann erſtärkt des Armen Muth?

Dann rinnt die kleine Quelle
Wohl auf umblühter Bahn
So rein und silberhelle
Und beut ihm Labung an!

Und mein Spiegel im Gefilde
Frei und offen, wie mein Lauf,
Nimmt den Menschen treu im Bilde,
Nimmt des Himmels Bildnis auf!

Das Meer.

Selma.

Willſt du dich dem Meer vertrauen,
Lieber Flüchtling, fern von mir?
Seine treulos grünen Auen
Bieten nirgends Labung dir.

Ach, ich weiß, verwandte Triebe
Ziehn dich nach der regen Fluth,
Weil auch ſie im Schoos der Liebe
Nimmer treu und bleibend ruht.

Oscar.

Wohl, der Zug verwandter Triebe
Sei es, der zum Meer mich trägt!
Weil die Fluth auch tiefe Liebe
Unter flücht'gen Wogen hegt.

Sieh, die Ebbe flieht, doch immer
Wiederkehrt die treue Fluth;
Ihren Stand vergißt ſie nimmer,
Nie das einſt umfaßte Gut.

Ihre hoffnungsvollen Auen
Zeigen mir des Glückes Pfad;
Froher werd' ich wieder ſchauen
Meiner Liebe Luſtgeſtad.

Daß ein bleibend Glück mir werde,
Such' ich raſchen Wechſel auf;
Daß mir blüh' der Heimath Erde,
Folg' ich fremder Wogen Lauf.

So aus Wechſel geht die Treue,
Wie aus Dunkel Licht hervor;
Daß uns nun die Luft erfreue,
Düſtert ſich der Trennung Flor.

Folge du nur meinem Pfade
Mit dem ſanften Sternenblick!
Bald zum liebenden Geſtade
Kehrt die treue Fluth zurück.

Der Heilquell. *)

Pallas Athene verweilt' einſt ruhend im ſchattigen Thale,
Dort, wo ein heilender Quell ſprudelt, von Felſen umringt;
Schön hier iſt es! ſo ſprach ſie: Es werden einſt ſpätre Geſchlechter
Heilung trinken am Quell, welchen Hygeia bewacht.
Dann wird mein Geiſt ſie umwehn, und das edle Gefallen am Wiſſen
Und an der Künſte Verein füllen die müßige Zeit.
Alſo die Göttin, und ſchwieg. — Da führte das waltende Schickſal,
Welches auch Göttern gebeut, Eros, den flüchtigen, her.
Weit umher geflattert, er war es, durch Länder und Meere;
— Denn über Länder und Meer übt er die Herrſchergewalt. —
Darum fühlt er auch matt die ätheriſchen Flügel, und ſetzte
Auszuruhn, ſich einmal friedſam ans Ufer des Quells,
Tief aufathmend, als hätt' er der nutzenbringenden Arbeit
Viel verrichtet, und ernſt ſenkend den ſchelmiſchen Blick;
Neben ſich legt er ſein ſchnelles Geſchoß; die entzündende Fackel
Steckt' er, am Rande des Quells, ſorgſam in ſandigen Grund
Alſo erblickt' ihn verwundert die hellblauäugige Pallas,
Sie, die im hohen Olymp einzig nicht Eros bezwang;
Artemis ſelbſt ja beſiegte der kleine Gebieter der Herzen,
Als ſie Endymions Reiz ſchaute von mondlicher Höh'.
Pallas nur blieb unverletzt; ſie ſchützte der ſtrahlende Lichtſchild.
Jetzt nun, zum Guten erſah ſchnell ſie die günſtige Zeit;
Und ſo ſprach ſie, die ernſte, zur Weisheit weckende Göttin:

*) Mit Beziehung auf Karlsbad in Böhmen.

Sah' ich dich endlich einmal müd', und erreichbar dem Wort?
Kleiner Unheilſtifter! ermüdet das ewige Flattern?
O ſo vernimm ihn, des Worts wahren bedeutenden Sinn!
Ziemt es wohl Göttern, ſo Frevles zu thun? in der ſterblichen Menſchen
Wie in der Götter Gemüth, zündend verderbliche Glut!
Wie viel Thränen entlockteſt du ſchon aus der ſittſamen Jungfraun holden Augen! mit Schmerz füllend die zärtliche Bruſt.
Wie oft bleichteſt du ſchon die Wange des edelſten Jünglings,
Trübteſt den ſtrahlenden Blick, hemmteſt die ſtrebende Kraft!
Und den ambroſiſchen Schlaf, den erquickenden, raubteſt du Beiden.
Ziemt es wohl göttlicher Huld, alſo an Qual ſich zu freu'n?
Darum werde doch weiſe, und halt' den verderblichen Flug an!
Und die zerſtörende Glut mildre zu ſegnendem Licht!
Alſo Athene. Da war es, als horche der Kleine mit Andacht
Auf das ermahnende Wort; duldend vernahm er's und ſtill,
Stützte das Lockenköpfchen, das liebliche, ſorglich aufs kleine
Händchen, den ſchelmiſchen Blick hob er mit denkendem Ernſt,
Senkt' ihn dann wieder zur Erd', als ſänn' er des Großen Entſcheidung;
Auf dann ſprang er und rief: Göttin, du haſt mich beſiegt!
Ja, viel Unrecht that ich, das fühl' ich, den Göttern und Menſchen!
Weil zu gewaltig die Glut flammte der Fackel umher,
Darum tauch' ich ſie hier in des Quells heilbringende Fluthen,
Daß ſich ein wenig hier kühl' ihre zu heftige Glut.
Sprach's, und tauchte die Fackel, die lodernde, ſchnell in die Fluth ein.
Wehe! verderblich da ward, Pallas, dein göttliches Wort!
Denn nicht löſchten die Wellen die Glut; — die Quelle dagegen
Schäumte dampfend, und heiß ſprudelt ſeitdem ſie hervor.
Daher kömmt es, daß nun die Kranken ſo oft mit der Heilung
Hier am Brunnen zugleich trinken die liebliche Glut.

Der Frühling.

Von neuem Leben ſchwellen
Die Pulſe der Natur,
Es flüſtern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Nicht mehr von Eis gebunden
Iſt ihre milde Fluth;
Der Zwang iſt überwunden
Durch zärtlich ſtarke Glut.

In duftig grünen Lauben,
Von Blüthen reich beſchneit,
Da wohnen ſanfte Tauben
In holder Einigkeit.

Und Nachtigallen ſchlagen
Im zartbegrünten Hain,
Und hauchen ſüße Klagen
Bei Mondes Zauberſchein.

Doch wo an lichten Matten
Der dunkle Hain erblüht,
Und unter Roſenſchatten
Die freud'ge Quelle ſieht;

Dort mag vor Mittagsſchwüle
Wohl Lieb' und Unſchuld ruhn
An linder Wellenkühle
Mit holdem Wort und Thun.

Du fühlſt dich leis ermatten
Von unbekanntem Weh,
Und fliehſt zum Roſenſchatten,
Zu Haines Blüthenſchnee.

Aus duftigen Gebüſchen
Weht labend milder Gruß;
Es netzt, ihn zu erfriſchen,
Die Welle ſanft den Fuß.

Doch fühlſt du nicht das Weben
Der ſchmerzlich holden Macht,
Die ſtill und ungeſehen
In allen Zweigen wacht?

Wohl wird dem Reiz der Glieder
Hier kühle Ruh zu Theil,
Doch ſenkt zum Herzen nieder
Nur heißer ſich der Pfeil.

Der Sommer.

Lichte Flammenſtrahlen zücken
Schon in Oſten hoch empor,
Bald erſcheint ſie unſern Blicken
Aus dem rothen Morgenthor.

Und der ſchöne Fackelſchwinger
Fliegt der Sonne kühn voran,
Er, der Morgenſtern, der Bringer
Friſcher Kränz' auf ird'ſcher Bahn.

Jetzt erröthend tritt aus dunkeln
Duftgewölken ſie als Braut;
Wieſ' und Hain und Fluren funkeln,
Die mit Thränen ſie bethaut.

Doch zum lichten Brautgeſchmeide
Wird ihr Thränenthau verkehrt,
Wie ſie oft die ſeel'ge Freude
Wunderbar im Schmerz verklärt. —

Dort nun ſtrahlt die prächt'ge Sonne
Zwiſchen Roſen, ganz erhellt;
Leben athmet, Kraft und Wonne
Weit und groß das All der Welt.

Ja, es dringt des Sommers Walten
Durch die Tiefen der Natur,
Leben muß ſich ringsum entfalten,
Jubelnd ſchauern Wald und Flur.

Und auf den belebten Triften
Jauchzt der Heerden junger Muth;
In den Wogen, in den Lüften
Athmet Alles Lebensglut.

Muth'ge Roſſe dampfen Feuer,
Ihre Mähnen, glänzend ſchön,
Flattern in den Lüften freier,
Stolz und herrlich anzuſehn.

Sie entfliehn mit leichten Füßen; —
Von der allgewalt'gen Macht
Unaufhaltſam fortgeriſſen,
Stürmt der Hirſch durch Waldesnacht.

In den Vögeln auf und nieder
Tönt und jubelt Lieb' und Luſt;
Kühn erleichtern ſie durch Lieder
Die melodiſch bange Bruſt. —

Und du flüchteſt in die Schatten,
Schönes, zartes Götterkind?
Deſſen Flügel nie ermatten,
Stark und leicht, wie Glut und Wind.

Gleich, als ob des Morgens Strahlen
Dich verſcheuchten königlich;
Holder Bringer ſüßer Qualen,
Nur zum Scherz verbirgſt du dich.

O du weißt zu gut, es feiert
Alles hier nur deinen Sieg,
Ob auch Nacht die Erd' umſchleiert,
Oder Glanz des Tages ſtieg.

Schlägt dann von ſo gleichem Triebe
Jedes Weſens Herz empor,
Warum eint das Band der Liebe
Nicht das ganze Weſenchor?

Warum fühllos ab ſich wenden
Von des Mitgeſchaff'nen Schmerz?
Ach! und ſelbſt die Qual verſenden
Nur zu oft in fremdes Herz?

Selbſt der Thierwelt Kreis, zum Schutze,
Armes, ſchüchternes Geſchlecht,
Sei dir unſers Mitleids Mitte!
Dir auch ziemt Verwandtſchaftsrecht.

Einer Mutter ja entſtammen
Wir, der heiligen Natur;
So bei ihren ſanften Flammen,
Menſchlichkeit, vernimm den Schwur.

Der Herbſt.

Schon gefallen ſind die goldnen Aehren;
Nicht mehr darf in friſchem Morgenthau
Tiefer Roſenpurpur ſich verklären;
Nicht mehr glüht und funkelt Wieſ' und Au.

Leiſer wehn die Lieder jetzt, die ſüßen,
Aus der Wälder bunt durchmiſchtem Grün;
Weißer Nebelduft entſteigt den Wieſen,
Welchen Morgenſtrahlen leicht durchfliehn.

Und ſo ſchwebt, mit milderm Sonnenglänzen,
Jetzt der ſchöne Herbſttag lind empor;
An des Sommers glutbeflammten Grenzen
Wölbt er feierlich ſein Siegerthor.

Ja, er ſiegt! Der Höchſte von den Preiſen,
Er geziemt des Herbſtes ſanfter Macht;
Was der Frühling ſchmeichelnd ſüß verheißen,
Das erfüllt nur er mit Segenspracht.

Seht, wie funkeln aus den Laubgehegen
Süße Früchte, golden, purpurroth,
Duftig hold erquickend uns entgegen,
Wo nur Hoffnung Lenz und Sommer bot.

Nimm nun, ſchöner Götterjüngling, Gaben,
Lohn bewährten edleren Gefühls,
Was die Flügel nie erflogen haben,
Sieh dich jetzt im Glanz des ſchönen Ziels.

Dunkles Sehnen, unbeſtimmtes Schmachten
Schwellt der Herzen junge Frühlingswelt;
Höher iſt und himmliſcher zu achten,
Was die Treue zarter Hoffnung hält.

Seinen Anker hat dem frommen Glauben
Hier der Treue heilig Band bewahrt;
Nun geheiligt iſt das Band der Tauben,
Und noch immer unſchuldsvoll und zart.

Der Winter.

Es brauſt der finſtre Kiefernhain,
Von Schneeslaſt gedrückt;
Die Felswand ragt, aus glattem Stein,
Vom Bergwald überblickt.

Und unten, wo die Quelle floß,
Da ſtarrt nun blankes Eis;
Das Feld erſtreckt ſich weit und groß
In friſchem Silberweiß.

Und glimmernd blizt die weiße Flur,
Demantenüberſäet;
Die Sonne ſchmückt noch die Natur,
Bevor ſie untergeht.

Nun ſinkt ſie: zartes Roſenlicht
Beſtreift noch das Gefild;
Doch hüllt ein Schleier kalt und dicht
Aus Flocken bald das Bild.

Und wilder brauſt der Sturm heran
Durch den entlaubten Hain;
Die Nacht umſchauert ſchwarz die Bahn,
Nicht Mond noch Sternenſchein.

Des Schnees Flocken ſtürmen wild
Um das beſchirmte Haus;
Vom nächtlich einſamen Gefild
Her, tobt das Sturmgebraus.

„Wer klopft ſo leiſ' ans Fenſterlein?
Was willſt du noch ſo ſpät,
Du zarter Kleiner? Schnell herein,
Eh' dich der Nord verweht.

Du biſt erſtarrt, du armes Kind!"
Wir fuhrten mitleidsvoll
Ins warme Zimmer ihn geſchwind,
Aus wildem Sturmgeroll.

„Bereift das ſeid'ne Lockenhaar!"
Doch lächelnd hob er ſchnell
Ein liebeſchmachtend Augenpaar
Gar ſchelmiſch ſanft und hell.

Und Flügel ſahn wir, zart und licht:
Da ward uns bang zu Muth,
Doch fleht' er ſüß: verſtoßt mich nicht,
Fromm will ich ſein und gut. —

So hatten wir denn unſer Dach
Dem Liebesgott vertraut!
Die Grazie ſchwebte ſanft ihm nach
Mit holdem Blick und Laut.

Und ſchnell nun floh der Stunden Zahl,
Des Abends dunkle Zeit,
Bei Kund' und Lied, in muntrer Wahl,
Zum holden Kranz gereiht.

Auch wo beiſten Stromes Lauf
Die Rennbahn ſpiegelnd bot,
That manches heit're Spiel ſich auf
Bis ſpät zum Abendroth.

Nicht durch erſchöpfter Roſſe Pein,
Nur eignen Muthes voll
Und eigner Kraft, gilt hier allein,
Was Männerkühnheit ſoll.

Der Schlittſchuh flicht um Ehrenfeſt
Beflügelt, leicht und kühn,
Und Liebesgötter ſieht man keck
Den Flügelſchlitten ziehn.

Der Oſtermorgen.

Nicht Schmerz und finſtre Trauer waltet hier
An dieſem Grab auf bleich erhellten Auen;
Die Liebe ſchwingt ihr leuchtendes Panier,
An dieſer Stätte, durch des Todes Grauen.

Die Selbſtſucht ſiegte, und der Gottmenſch ſank,
Bedeckt mit Schmach, mit Hohn und Wunden, nieder;
Hier, wo ſein heil'ges Blut die Erde trank,
Umſchloß ſie auch die todtgeweihten Glieder.

Er, der vom Himmel göttlich niederſtieg
Aus ſeiner Heimath ſeel'gen Lichtgebieten,
Er duldete der Sünder Hohn und ſchwieg, —
Aus tiefſtem Tod erſtehn des Lebens Blüthen!

Den ſchwerſten Tod erlitt ſein göttlich Herz,
Wenn Seelenqual und Körperſchmerz ſich einen,
Er, der geliebt noch bis zum Todesſchmerz,
Er ſtarb gehaßt, gekreuzigt von den Seinen.

Und Nacht umfloß mit ihrem Grabesflor
Die Lichtgeſtalt, zu der Verruchten Freude.
Da ſieh! der dritte Morgen glänzt empor!
Die Sonne kömmt im funkelnden Geſchmeide!

Doch eine ſchön're Sonn' entſteigt der Nacht,
Dem Grab' entſchwebt der Gott im Lichtgewande;
Zerriſſen iſt der Selbſtſucht alte Macht,
Die Liebe ſtarb, und brach des Todes Bande.

Pfingſtlied.

Schmückt den heil'gen Tag, ihr Maien!
Schmück' ihn, junger Morgenſtrahl!
Mag ſich Erd' und Himmel freuen!
Preiſ' ihn Luft und Berg und Thal!
Und des Menſchen rege Bruſt
Hebe ſich in Himmelsluſt!

Heute hat zum großen Bunde
Chriſtus ſeine Welt geweiht,
Die er durch die Todeswunde
Erſt vom Untergang befreit.
Daß nun wunderheil'ge Kraft
In uns Heil und Leben ſchafft.

In geheimnißvoller Weihe
Stieg der heil'ge Geiſt herab,
Führt ans Licht die Welt, die freie,
Die erſt Tod und Nacht umgab;
In dem gläubigen Gemüth
Iſt ein lichter Strahl entglüht.

So, Ihr Jünger, einſt, des Hohen
„Brannt' im Buſen euch das Herz!“
Ja, die fromme Seel' entflohen
Iſt ſie ſchon der Erde Schmerz.
Eh' hienieden noch die Gruft
Sie zur ew'gen Feier ruft.

Rein auf leuchtendem Gefieder
Kam als Taube Gottes Geiſt;
Und es ſinkt zum Staube nieder
Alles nun, was Irdiſch heißt;
Und das Ew'ge nur entzückt
Den, der jenen Strahl erblickt.

Seinem Heil ſich zu vereinen
Liebend, innig, ſtrebt das Herz:
Schließt den großen Bund der Seinen,
Brüder, denn zu Freud' und Schmerz!
Hebt den reinen Blick zu ihm
In der Wogen Ungeſtüm!

Wo zwei Brüder ſind vereint,
Bin ich mitten unter Euch!
Sprach der Gottesſohn. Erſcheint
Sichtbar nicht ſein himmliſch Reich,
Wo, von ſeinem Geiſt begrüßt,
Bruder ſich an Bruder ſchließt?

Wie der Taube Lichtgefieder,
Sei auch unſre Seele rein!
So zum Tempel wallt, ihr Brüder,
Ihm der Andacht Glut zu weihn. —
Wo voll Liebe ſchlägt ein Herz,
Iſt er nah in Freud' und Schmerz.

Wechſelſeitig dann zu Thaten
Wecken wir uns durch ſein Bild;
Licht entkeimen ſchöne Saaten
Einſt des edeln Kampfs Gefild!
Sei der ſel'ge Bund geweiht
Dann in Zeit und Ewigkeit!!

Der Johannistag.

Hörst du die muntern, fröhlichen Gesänge?
Siehst du die Kränze, roth und azurblau?
Der freundlichen Cyanen duft'ge Menge,
Die Purpurblumen, feucht vom Morgenthau!
Vor jedem Haus die blumigen Gehänge,
So gleicht die Stadt der hellsten Frühlingsau;
Und jugendlich unschuld'ge Tänze geben
Dem lieblichen Gemälde Wärm' und Leben.

Und wie mit röthrem, lebensvollerm Glanze
Erhellt die Sonne heut das frohe Land;
Das schöne Fest zu feiern, strahlt die ganze
Befreundete Natur im Brautgewand!
Die Aue blüht in dunkler Wälder Kranze,
Der Strom durchschlingt die Flur, ein schimmernd Band,
Und höher strahlend in des Tages Gluten,
Ergießen sich der Aehren goldne Fluthen.

Doch mit verborgner Wehmuth tief im Herzen
Seh' ich das laute, freudige Gewühl!
Ach, mir erneut es nur die alten Schmerzen
Und der Erinn'rung schlummerndes Gefühl!
Einst ehrt' auch ich das Fest mit heitern Scherzen,
Und ordnete der Blumen farbig Spiel;
Die Purpurblume glänzte mit der Bläue
Der freundlichen Cyan' in bunter Reihe

Und ſchöner war und theurer meiner Seele
Kein Tag im Jahr, als dies geliebte Feſt!
In unſerm Garten ſchlug noch Filomele
Ihr Abſchiedslied, und lauſchend ſchwieg der Weſt; —
Mit meiner Schweſter — mit der ſanften Seele
Ging ich dann zärtlich, Hand in Hand gepreßt,
Der beſten Mutter die gewählten Blüthen,
Die ſchönen Kränze liebend darzubieten.

Denn dies, ha! war der Tag, der ihr das Leben,
Der zärtlichen, geliebten Mutter gab!
Mit lichten Roſen war das Feſt umgeben,
Und Hoffnung ſchwang den goldnen Wunderſtab; -
Weh mir! wie dunkel! luft'ge Schatten ſchweben
Aus dieſen Purpurwolken mir herab!
Die ihr die Blumen küßt, ihr ſanften Lüfte,
Umſpielt ihr auch das Moos der Todtengrüfte?

Ach wie verändert! Wo, ihr goldnen Stunden,
Wo ſeid ihr hin, der ſeel'gen Roſenzeit?
Wo iſt ſie, der die Kränze wir gewunden?
Wo ſchlägt das Herz voll Engelszärtlichkeit? —
Geliebte Schweſter, biſt auch du verſchwunden?
Sind alle Blüthen meines Glücks verſtreut?
Wie nah doch gränzet an des Frühlings Milde
Des düſtern Todes kaltes Nachtgefilde!

Und immer wiederkehrt der frohe Reigen,
Und immer kommt das ſchöne Feſt zurück!
Ich hör' empor die ſüßen Lieder ſteigen,
Die ſchönen Kränze lächeln meinem Blick.
Nur rings um Eure Stäte wohnet Schweigen,
Ihr Frühverklärten! meines Herzens Glück!
Und ewig deckt für mich ein düſt'rer Schleier
Des roſigen Johannistages Feier!

Doch alles muß gekränkter Liebe dienen
Zum ſüßen Zauberſpiel der Fantaſie!
So iſt auch mir, wo dieſe Zweige grünen
Und Blumen blühn, in zarter Harmonie,
Ein andres, ach, ein ernſtres Feſt erſchienen!
Denn alles deutet rege Sympathie:
Ich fei're jährlich noch das Feſt aufs neue,
Doch giebt mein Herz ihm andre, tiefre Weihe.

Erhebt ſie denn die fröhlichen Geſänge!
Und ſchlingt die Kränze, roth und azurblau!
Der freundlichen Cyanen duft'ge Menge,
Die Purpurblumen, feucht vom Morgenthau!
Umſpiel', o Licht, die blumigen Gehänge!
Ihr ſanften Lüfte, küßt ſie mild und lau!
Mag Licht und Laut und Blumenduft ſich gatten
Zur Todtenfeier der geliebten Schatten!

Der Johannistag.

Im Maurerbunde.

Hehr im lichten Roſenglanze
Lächelt heut die ſchöne Welt.
Alles ſtrahlt von friſcherm Glanze,
Der dies Roſenfeſt erhellt.

Uns auch naht die große Stunde,
Die uns weihend ſtets erſcheint,
Die im unſichtbaren Bunde
Feſter Herz und Herz vereint.

Ihre Roſen ſchlingt die Liebe
Glühend um das All der Welt,
Daß der Himmliſchſte der Triebe
Fromm vereint die Weſen hält.

Auch des Bundes Kette windet
Sich durch alle Zonen fort;
Weit iſt unſer Bau gegründet,
Rings ertönt des Bundes Wort.

Unſichtbarer Geiſt der Weihe,
Der geheim und liebend weht!
Daß im fremden Land der Treue
Händedruck und Blick verſteht.

Tugend iſt die Loſung: Freude
Zu verbreiten ſtrebt ſie mild,
Und das dauernde Gebäude
Steht, des ew'gen Tempels Bild.

Schwört zu ſä'n in heil'ger Weihe
Für der Erndte ſtillen Lohn!
Schwört an dieſem Tage Treue
Heißer vor der Gottheit Thron!

Aus dem Todten geht das Leben,
Aus dem Dunkel Licht hervor;
Noch aus fernen Grüften ſchweben
Schöne Thaten licht empor.

Brüder, ſchwört dem großen Meiſter
Treu zu folgen bis zur Gruft!
Bis ins Bruderland der Geiſter
Uns die heil'ge Loſung ruft.

Huldigung des Schönen und Edeln.

Nicht auf den Höhn, im heißen Sonnenſtrahle
Iſt's, wo die zarten Blumen gern gedeihn;
Des Geiſtes Blüthen ſo, im ſtillen Thale,
Sie fliehn der Hoheit blendend lichten Schein.

Doch wo das Lied mit freudigem Vertrauen
Ein Bild des Schönen auf dem Thron umſchließt:
In ihr nur kühn die holdeſte der Frauen,
In ihm der Männer Edelſten begrüßt —

Da mögen gern des Wohllauts Geiſter wohnen!
Die ſtille Muſ', entzückt vom ſanften Schein,
Hier ſtrebt ſie froh die beſten Blüthen-Kronen
Dem edeln, ſchönen Königspaar zu weihn!

Phantaſie.

Los gebunden fühl' ich deine Flügel,
Reiche Geiſterfürſtin, Phantaſie;
Goldenduftig ſchimmern Wald und Hügel,
Deine Morgengluten röthen ſie.

Und ich darf im weiten Reich gebieten,
Darf mich tauchen in dies Farbenmeer,
Was ich lieb', umzieh'n mit deinen Bluthen,
Rufen dein ätheriſch Geiſterheer?

Wem beim Eintritt in das junge Leben
Liebevoll dein Auge zugelacht,
Deine Huld den Zauberſtab gegeben,
Nicht erſehnen darf er ird'ſche Macht.

Seine Seele wird des Weltalls Spiegel,
Jetzt und Vormals winkt vertraut ihm zu;
Was beneidet er der Winde Flügel?
Ueber Zeit und Raum gebieteſt du!

Das geliebte Todte ſelbſt, gerufen
Kühn von dir, entringt ſich ſeiner Nacht;
Nieder ſteigſt du zu des Grabes Stufen,
Und geſtorbne Liebeswonn' erwacht.

Die Muſe.

Wie iſt's belebt in meinem Lorbeerhaine!
Wie reich bin ich an Söhnen, bunt vermiſcht!
Der rührt die Lyra blos im Mondenſcheine,
Indeß ſein Blick in Thränen halb verliſcht.
Ein Andrer hupft durch bunte Blumenauen
Und tanzt und lacht, und weiß vor tollen Dingen
Nicht wo er enden ſoll, noch was er ſingen!
Sprich, hat der Freude Wahnſinn dich ergriffen?
Ein Dritter geht voll ſtolzem Selbſtvertrauen
Und blickt umher, ob auch des Volkes Menge
Erſtaun', vernehme ſeine flachen Klänge.
Das Meer des Ruhmes wähnt er zu beſchiffen;
Dort jener wandelt zwiſchen Felsgeſtein
Und greift bald wild, verzweifelnd in die Saiten,
Und birgt ſich bald verſtummend in den Hain;
In ſeinen Tönen herrſcht ein innres Streiten.
Sprecht Sänger doch, was hat in dieſes Reich,
Ins dunkle Zauberland der Melodieen
Euch hergeführt? — Sprich! Du, der ernſt und bleich
Die Saiten rührt zu ſchönen Harmonieen.

Amor und die Musen.

Trügt mich mein Aug'? Ist Amor, der in Thränen
Die Händlein ringend irrt auf oder Flur?
Du schönes Kind, ich sollte krank dich wähnen!
Entsagst du deiner göttlichen Natur?
„Wohl bin ich krank an hoffnungslosem Sehnen;
Ich suche pfadlos die geliebte Spur!
Ach, wehe mir! ich hab' erzürnt die Holden,
Die meines Daseins Morgentraum vergolden'

Die Grazien, die harmonisch durch das Leben
Mich leiteten an holder Schwesterhand,
Sie hatten sanfte Fesseln mir gegeben,
Gewebt von Rosen aus dem Heimathsland.
Ich durfte frei den leichten Flug erheben,
Und doch gezähmt vom zarten Himmelsband.
Ach, konnt' ich nicht das schöne Joch ertragen?
Und durft' ich kühn den ärgsten Frevel wagen?

Ach, ich zerriß die sanften Rosenbande,
Floh zügellos in die berauschte Welt,
Ich flammte Herzen an zu wildem Brande,
Dem rohen Streben war kein Ziel gestellt;
Doch müde kehrt' ich nach dem Vaterlande,
Das eine schön're Frühlingsglut erhellt;
Und unbefangen naht' ich mich den Reinen,
Mich brüderlich den Schwestern zu vereinen.

Doch, ach! sie wenden, leis' umwölkt von Zähren,
Die schönen Augen zürnend von mir ab:
„Wie? kommst du so zurück zu reinen Sphären?
Wo sind die Blumen, die die Huld dir gab!
Wir werden nie zur Erde wiederkehren,
Sie ist ja nur der heil'gen Unschuld Grab!"
So flieh'n sie hin; ich sah sie trostlos schwinden,
Und irre noch, die theure Spur zu finden."

Er sprichts, und schlägt die süßen Augen nieder:
Die schönen Flügel sinken kraftlos hin;
Erloschen ist das farbige Gefieder,
Das Schöne flieht vor dem verwirrten Sinn.
Er hebt den Blick und senkt ihn bebend wieder;
„Weh mir, daß ich der Feind der Schönsten bin!
Sie flohn zurück zu alten goldnen Zeiten,
Und werden nie der Liebe Pfad begleiten!"

Jetzt tritt sein Fuß in dunkle Götterhaine,
Ein heilig Rauschen säuselt um sein Ohr:
Er sieht entzückt bei diesem Zauberscheine
Ein wunderbar, ein himmlisch Mädchenchor;
Es sind die Neun' im seligen Vereine,
Die schönen Schwestern, Phöbus Blüthenflor.
Sie nahn sich ihm mit mitleidsvollen Blicken,
Das holde Kind ans weiche Herz zu drücken.

„Wir hörten, tönt's von ihrem Göttermunde,
Den tiefen Gram, der dich zu Boden drückt.
Wir wollen heilen die verborgne Wunde;
Aufs neue sei durch dich die Welt beglückt!
Aufs neue mit den Grazien im Bunde,
Die lang nicht mehr den todten Sinn entzückt;
Wir wollen mit den Holden dich versöhnen,
Und Liebe sei im ew'gen Bund des Schönen!"

Das Muſenroß.

„Auf! auf! du Liebling glanzumſtrahlter Muſen!
Ich trage dich ins ſchöne Wunderland;
Bald ſpielt die Himmelsluft um deinen Buſen,
Wo Blumen blüh'n an lichter Wogen Strand!“

So ruft das Roß, und ſchwingt die mächt'gen Flügel
Und wirft die Mähn' und rollt den Flammenblick.
„Den Zügel nicht! Was willſt du mit dem Zügel?“
So ruft es ſcheu und bäumt ſich wild zurück.

„Sei froh, daß ich zum Sternenraum dich trage!
Ein Götterroß, dich, niedrer Erde Kind!
Nur meinen Flug nie zu beherrſchen wage!
Kühn führ' ich dich und flücht'ger als der Wind.“

Nicht ſo, mein Roß! Und ob auf Himmelsauen
Auch Götterſpeiſe feuriz dich genährt,
Wie wagſt du ſtolz auf mich herabzuſchauen?
Ward meine Abkunft nicht im Lied verklärt?

Bin ich, wie du, der Lichtflur nicht entſproſſen?
Die Göttlichen, die auf umſternter Bahn
Mir ihre Himmelsglut ins Herz gegoſſen,
Sie machten auch dich ſelbſt mir unterthan.

Durchs Weltall ſchwing' ich mich auf deinem Flügel;
Doch blind nicht durch dein Stürmen fortgerafft,
Erkenn' auch du des höhern Willens Zügel!
Frei iſt der Will' und ſiegend iſt die Kraft!

Die Poeſie.

Ach, laß mich doch! laß mich, du holde Macht!
Ich will mich jetzt nicht deinem Drang ergeben!
Warum verfolgſt du mich mit deiner Pracht,
Mit deinem regen, ſchimmervollen Leben?

Der Wirklichkeit gehört mein Handeln jetzt;
Du, ſüße Poeſie, du mußt ihr weichen!
Mit allem Zauber, der die Seel' ergötzt,
Mit deinen lichten, wunderbaren Reichen!

Mit deinem Freund, dem Wohllaut, hold und ſoß,
Und Phantaſie, der mächt'gen Herrſcherin;
Vergebens funkelt jetzt dein Paradies,
Mich ruft die Welt zu ihrem Wirken hin.

Doch lächelnd ſpricht die Göttin: Armes Kind!
Wie thöricht wagſt du mir zu widerſtreben?
Die einmal mir dahin gegeben ſind,
Mit Seel' und Kräften ſind ſie mir gegeben!

Wie darfſt du ſagen: Jetzt ſoll es nicht ſeyn!?
Du willſt wohl noch ob deiner Zeit gebieten?
Was iſt denn noch vom Denken, Wollen dein?
Eh' du es weißt, aufſproſſen meine Blüthen.

Geh! reiß dich los aus meinem Liebesarm,
Vermagſt du es! – In deine Seele blitzen
Wird ſtets mein Licht auch in des Lebens Schwarm,
Stets nur durch mich wird dich die Welt beſitzen.

Dichterberuf.

Nimmer durch Gewalt dich heben
Wirſt du zu des Liedes Höhn;
Nicht gemeiner Klugheit Streben
Wird die ſeel'ge Lichtflur ſehn.

Lauſchen mußt du an der Quelle
Im geweihten Muſenhain;
Wo ſie ſtrömt die heil'ge Welle
Zwiſchen Felſen klar und rein.

Zwar wohl viel der Wellen fliehen
Antheillos an dir vorbei;
Und du ſiehſt ſie abwärts ziehen
In beklommner Schwärmerei.

Meinſt dein ganzes Leben ſchwinden
So zu ſehn mit dunkler Fluth;
Nie das theure Ziel zu finden
Für der heißen Sehnſucht Glut.

Aber wenn du ſtill ergeben
In die heil'gen Wogen ſchauſt
Und dein ganzes Glück und Leben
Ihnen herzvoll anvertrauſt —

O dann wirſt du oft den Himmel
Auf der Flut ſich ſpiegeln ſehn;
Bilder, wie im Weltgetümmel
Nur in heil'ge Träume wehn;

Bilder aus den Lichtgefilden
Sel'ger Heimath Flur entſchwebt,
Und die Welle tönt vom milden,
Zarten Geiſterhauch belebt.

O dann fliebt dein banges Beben
Vor der Töne und Farben Drang,
Und du darfſt ſie wiedergeben
Im begeiſternden Geſang.

Dichterſtimme an Regentagen.

Fluthe nur mit deinen Wellen,
Peſt'ger Regen, vor der Thür!
Laß ſie wild zu Strömen ſchwellen!
Wehre ganz den Ausgang mir!

Und den Eingang? Mag ihn finden
Kein beſuchend müß'ger Fuß!
Brauſe mit empörten Winden
Durch den lauten Regenguß!

Monotoniſch fällt vom Dache
Tropf' an Tropfen leis herab;
Halte, halte nur die Wache!
Wehre mir die Störung ab!

Regen, ja, als Wache ſchwelle
Auf und nieder vor der Thür!
Ich, erfreut der trauten Stelle,
Eil' im ſtillen Zimmer hier!

Hör' ans Fenſter weh'n die Fluten,
Im Gefühl der Sicherheit;
Ihr verdienet Dank, ihr Guten;
Wie viel ſpar't ihr mir der Zeit!

Mögt vom Ausgehn ab mich halten —
Auch nicht einſam iſt es hier;
Soll auch kein Beſuch hier walten,
Glaubt's, die Muſen ſind bei mir!

Die Flügel.

In der Kindheit Morgenröthe
Wünſcht mein Flügel oft voll Haſt,
Ueber Wieſ' und Blumenbeete
Hinzuflattern ohne Raſt!

Doch das Sehnen iſt vergebens,
Niemand, der uns Flügel ſchenkt!
In das dunkle Thal des Lebens
Sind wir ausſichtlos verſenkt.

Nur die Zöglinge der Muſen,
— Kinder bleiben ſie wohl lang —
Nähren im bewegten Buſen
Immer noch den heißen Drang.

Und ſo ſpricht die Göttin, — linder
Wie der Weſt durch Blüthen ſpielt: —
Fröhlich, meine muth'gen Kinder!
Euer Streben iſt erzielt!

Ja, ich will Euch Flügel geben
Mit dem goldnen Saitenſpiel!
Zu entfliehn dem engen Leben
Im begeiſterten Gefühl.

Zwar des ſtarken Adlers Schwingen
Kann ich Jedem nicht verleihn,
Ungeblendet hinzudringen
Zu der Sonne Flammenſchein;

Noch der ſanften Taube Schweben,
Die, ein holdes Friedensbild,
Nur beſtreift das ird'ſche Leben
Mit dem Flügel leiſ' und mild;

Noch der zarten Philomele
Flug, die ſel'ger Flur entſchwebt,
Mit der zauberſüßen Kehle
Selig tiefen Schmerzen lebt.

Aber Eins, Ihr meine Lieben,
Hängt von Euch allein nur ab,
Und iſt Manchem treu geblieben
Bis ans mild entglänzte Grab:

Immer, mag der Flug der Lieder
Ernſt auch oder fröhlich ſein,
Bleibe wie des Schwans Gefieder,
Euer Flügel heilig rein!

Künſtlerempfindung.

Es ſtirbt im Mai des Lebens Roſenblüthe,
Und herbſtlich traurig tritt der Lenz einher;
Es hat der finſtre Gram das träge Alter
Mit Rieſenſchritten mächtig übereilt,
Und will ſein traurig Vorrecht ihm entziehn;
Er will zerſtören, was die Jugendbildung
Mit harmlos ſtiller Anmuthblüthe ſchmückt,
Eh' langſam ſie des Alters Hand entblättert;
O nur zu wohl wird ihm das Werk gelingen!
Und großen Siegs darf nun ſein Stolz ſich freun. —
Der Schimmer ſchwand; aus meinen Jugendtagen
Schwand alles Schöne hin! Und ich ſoll leben?
Ein lieblich Eiland ſtieg in Blüthenträumen
Aus ſchwarzen Wogen zauberiſch empor;
Ich flüchtete zu ſeinen Laubgewölben,
Zu ſeinen Schatten mich, zu ſeiner Ruh,
Wenn mich des Lebens öder Rauſch umſtürmte,
Ich durfte ruhn in ſanften Blüthenarmen,
Ein lindernd Weben ſpielt' ums ſtille Herz; — —
Die Sonne ſtieg; da rauſchten ſchwarze Wogen,
Hochfluthend über meinen Blumenpfad,
Verwiſcht iſt jede Spur der theuern Stelle,
Die Blüthen ſind verweht! — Und ich ſoll leben?

Ja leben will ich, weil denn ohn' Erbarmen
Mein ſtreng Verhängniß mich zu leben drängt!
Wohlan es ſei! ich will der Kraft gebieten,
Die meinem Gram die glüh'nde Stärke giebt!

Es ſoll mein Schmerz die Geniusflügel regen!
Und ſo mit dem, was mir Vernichtung bringt,
Vielleicht mein ſinkend Leben noch bezeichnen!
Aufſtrebe jeder Himmelskeim der Tugend
Und treibe Blumen, die mein Grab umblühn!
Beflügelt eile von den goldnen Saiten
Des Liedes leiſer Himmelsflug empor!
Umſpiele lind vielleicht in ſpätern Zeiten
Ein dunkles Herz, das ſeinen Lenz verlor!

Doch hab' ich mein Verhängniß nun erfüllt,
Dann will ich ruhn in meiner ſtillen Gruft!
Süß will ich ſchlummern nach des Lebens Schwüle,
Denn ſüß ſoll Ruh nach heißen Tagen ſein.

Der Borgheſiſche Genius.

Hold in ſich ſelber verſunken, in himmliſcher Einfalt und Ruhe,
Steht er, ein Fremdling hier in der umgebenden Welt,
Eben herabgeſchwebt aus höheren Sphären, von Anmuth
Ganz umgoſſen, die holdlächelnde Aethergeſtalt! —
Zarter Frühling der Menſchheit, geſchlechtloſer Engel, kein Wölkchen
Trübt dir des holden Geſichts ewig erheiterten Glanz,
Von der Heimath ewiger Jugend, der Seeligen Wohnung,
Liſpelſt leiſe du mir freundliches Ahnden ins Herz.
Könnte Trauer noch hier den Buſen beklemmen, wo deine
Heilige Gegenwart alles mit Ruhe durchſtrömt?
Mein Antinous, du, o du des Unſterblichen Bruder,
Bruder an himmliſchem Reiz, täuſcht dich noch immer dein Gram?
Hebe dein liebliches Aug'! o ſiehe, der Genius lächelt
Tröſtend uns an; wo ſind Thränen, und Schickſal und Tod!
Alle ſchwinden dahin die irdiſchen Nebel; in ſeinen
Himmliſchen Blicken verklärt ſehn wir die lichtere Welt!

Guido's Aurora.

Die Sonne ſteigt im Oſten licht empor;
Von goldnem, ſchimmerndem Gedüft umfloſſen,
Schwebt Aeos ihrem Wagen lächelnd vor;
Der Himmel glüht mit Purpur übergoſſen.

Die ſtolzen, ſchaumbedeckten Roſſe fliehn
Hoch über Wolken mit verhängtem Zügel;
In Aeos mildem, lieblichem Karmin
Verklären ſich die dunkeln Blumenhügel.

Fern bricht ſich auf des Meeres düſterm Blau
Nur dämmernd noch ihr ſanfter Purpurſchimmer,
Aus ihren Locken träufelt friſcher Thau,
Die Sterne fliehn mit ſterbendem Geflimmer.

Sie ſieht zurück; der Sonne goldnen Glanz
Strahlt heller noch ihr ſchönes Antlitz wieder,
Die jungen Horen ſtreun im leichten Tanz
Bethaute Blumen auf die Gegend nieder. — —

O Guido, welche Götterkraft iſt dein!
Welch eine Glut! wie lächeln die Gefilde!
Die Göttin ſelbſt, entzückt vom Wiederſchein
Der eignen Gottheit, weilte vor dem Bilde.

So hat noch nie mit zauberiſcher Macht
Des Pinſels Glut zum Himmel uns erhoben!
So ſanft aufs dämmernde Gewand der Nacht
Des Morgens lichte Roſen nie gewoben!

Für den Geliebten bat an Jovis Thron
Die Göttin einſt ein ewig neues Leben;
O Guido, dir hat, eh' ſie flehte, ſchon
Auroras Bild Unſterblichkeit gegeben!

In das Stammbuch eines Künſtlers.

Die Kunſt iſt lang und kurz das Leben,
Wer hält den flücht'gen Augenblick?
Doch ſchon das edle kühne Streben
Giebt uns der Erde ſchönſtes Glück.
Was du geahndet tief im Buſen,
Was du im Kindheitstraum gedacht, —
Ergieb vertrauend dich den Muſen!
Ein goldner Tag entſteigt der Nacht.

Die innere und äußere Welt.

Keinem gelang es der Sterblichen je das Räthſel zu löſen,
Wie die innere Welt ſich mit der äußern vereint;
Weiſe ſtrebten vergebens darnach. In des höheren Denkens
Labyrinthe verſank fruchtlos der forſchende Geiſt;
Aber was keinem gelang von allen Weiſen der Erde,
Spielend löſet die Kunſt ihren Geweihten es auf.

Terzinen.

Was willſt du doch mit fruchtlos heft'gen Thränen
Bei Andern, wenn gekränkt das Herz dir ſchlägt?
Der Muſe klag' es! Heb' zu ihr dein Sehnen!
Sie iſt's, die ewig dich im Herzen trägt.
Wenn jene ſtaunend nur in's Aug' dir ſehen,
Selbſt nicht verſtehn, was dich ſo tief bewegt,
Weil nie ſie ganz dein tiefes Herz verſtehen,
Und bald es läſtig fühlen, Troſt zu weihn;
Führt dieſe liebend dich zu ihren Höhen,
Zu ihrem lichten, glanzumſtrahlten Hain;
„Mein armes Kind," ſo ſagt ſie," hat das Leben
Dich hart verletzt? Ich will dir Troſt verleihn!
Hab' ich dir nicht den weichen Sinn gegeben?
Der Seele tiefes, glühendes Gefühl?
Daß leicht verletzt die zarten Saiten beben
Wie an dem gottverliehnen Saitenſpiel.
Tief trinkt und ganz den Schmerzenkelch der Leiden,
Wem der Empfindung Kraft vom Himmel fiel;
Doch auch empfänglich für des Himmels Freuden
Macht dieſe Kraft, die ſchmerzlich leicht erbebt;
Am Licht des Aethers darf der Blick ſich weiden,
Wenn wieder ſtark der edle Geiſt ſich hebt.
In holder Kindlichkeit auf Lenzeshügeln
Bleibt, wen des Liedes Jugendkraft belebt!
Am Quell, in dem ſich Himmelsbilder ſpiegeln,
Dort ſpiel'! — Und winkt' auch einſt des Grabes Flor,
Kind des Geſangs! Noch auf Begeiſtrungsflügeln,
Schwingſt du dich dann zum ew'gen Licht empor!"

Sonette.

An meine Schweſter Amalie.

Wenn ird'ſcher Liebe Kreiſen ſie entſchwinden,
Die wir geliebt, zu ſel'ger Geiſter Reihe,
Dann knüpfet Tugend nur die Band' aufs Neue,
Die durch die Geiſterreihe fort ſich winden.

Möcht' ich durch ſie mit dir vereint mich finden,
O du Geliebte! Einſt in heil'ger Weihe,
An deinem Todeslager ſchwur ich Treue
Den Banden, die unſterblich uns verbinden.

Als dämmernd ſich die holden Augen ſchloſſen,
Die ſanften Blicke mir noch ſcheidend riefen:
Sei fromm und edel und vergiß mich nicht!

Da ward ein Lichtſtrahl mir ins Herz gegoſſen;
Es lebt der Blick in meiner Seele Tiefen,
Und nur mit mir verliſcht ſein heil'ges Licht.

An meine Sidonie.

Dringt noch bis Jenſeits irdſcher Leiden Kunde,
Geliebte, hin zu deinen lichten Sphären,
So blicke mild herab auf meine Zähren,
So gieb mir Linderung für die tiefe Wunde!

Getrennt war ich von deiner Todesſtunde,
Du Theure! Durfte nicht den Becher leeren
Der ſüßen Sehnſucht, durfte nicht ihn hören,
Den letzten Laut aus dem geliebten Munde!

Doch warum klag' ich? Glücklich iſt zu nennen,
Wer nie des Todes Antlitz darf erblicken,
Das ſchreckliche dem ſterblichen Gemüth!

Und konnt' er denn uns zwei Vermählte trennen?
Die Liebe baut, die Sehnſucht, kühne Brücken
Den Sterblichen ins himmliſche Gebiet!

An Novalis.

Du, der mich weihte für die Kunſt der Leier,
Als Kind zuerſt ins frohe Leben rief,
Den Geiſt mir weckte, der verſchüchtert ſchlief,
Und freundlich hellte meiner Schwermuth Schleier.

Du Guter, ewig meinem Herzen theuer,
Du gingſt, wohin dich die Vollendung rief!
Doch blieb dein Bild mir noch im Herzen tief,
Doch flammt mir noch der Muſen heil'ges Feuer.

Zwar deine höhern Harmonieen ſchweigen,
Und nicht erſetzt ſie meiner Saiten Klang,
Doch will dein köſtlich Erbtheil ich bewahren;

Ich will mit Liebe feſtres Streben paaren!
Daß einſt dein würdig werde mein Geſang!
Wie könnt' ich beſſer meinen Dank dir zeigen!

An Aug. Wilh. Schlegel.

Für Töne kann man danken nur in Tönen;
Nimm denn dies Lied für deine zarten Lieder!
Gern gäb' ich dir den ſüßen Zauber wieder,
Könnt' ich wie du dem Himmel ihn entlehnen.

Melodiſch hebt im holden Maß des Schönen
Sich bald dein Lied auf freudigem Gefieder,
Bald irrt man unter Blüthen auf und nieder
Und ſinkt vergeſſend in ein ſüßes Sehnen.

Vor allen feſſelt mich der holde Kranz,
Den du aus deinen ſchönſten Blüthen windeſt,
Den Sängern vor'ger Zeiten ihn zu weihn;

Und fühlſt du nicht, daß ſich im Frühlingsglanz
Die Blüthen, die du nur für andre findeſt,
Zu einem eignen ſchönen Kranz dir reihn?

Nach der Geneſung.

Du traute Freundin biſt mir neu gegeben!
Der Krankheit finſtre Stunden ſind vorbei;
Von reger Angſt, von tiefen Sorgen frei,
Darf wieder mein beklommnes Herz ſich heben.

Sei mir willkommen denn, mein ſüßes Leben!
Auch mich umfängt des Daſeins Luſt aufs neu.
Rings um uns her erwacht ein goldner Mai,
Wo magiſch Klång' und Düfte ſich verweben.

Wie innig iſt mit des Geliebten Leben
Das eigne Daſein doch verknüpft! es lebt
Kein Liebender an des Geliebten Gruft!

Der ſtirbt nicht, den der Tod von hinnen ruft:
Du wärſt zu einer ſchönern Welt entſchwebt
Und hätteſt ſcheidend mir den Tod gegeben.

Die Thräne.

Nach dem Engliſchen.

„Du ſchöne Roſe, kaum dem Tag erſchloſſen,
Wie hold erſcheinſt du mir im Morgenlicht!
Doch wie? Dein morgenröthlich Angeſicht
Iſt ganz mit Thränen zitternd übergoſſen!

Warum bewegſt du deine zarten Sproſſen?
Streckſt du nach Hülfe mir die Arme nicht?
Wohlan! Bald ſtreif' ich dir vom Angeſicht
Den kalten Thau, der Thränen gleich gefloſſen!"

Und wild bewegt er ihre zarten Blätter,
Da ſank das Haupt, das ſchöne, vor dem Retter!
Gebrochen war ihr Leben und ihr Schmerz.

So ihr, die ihr mit rauhen kalten Händen,
Den Schmerz des Unglückſeel'gen ſucht zu enden:
Die Thräne trocknet, — doch es bricht das Herz!

Die Unglücklichen.

Die ſind nicht glücklich, die man glücklich preiſt;
Die ſind es, die durch Schmerz und tiefes Leiden
Der Himmel ſelbſt ſich weiht zu ſchönern Freuden,
Und liebend ſie der Sterblichkeit entreißt.

Da, wo der Thränen finſtre Quelle fleußt,
Muß Irdiſches vom Himmliſchen ſich ſcheiden;
Was ſterblich war, verwäſcht die Flut der Leiden,
Und nah den Göttern wohnt der edle Geiſt.

Ihr, denen ſo die Himmliſchen gewogen,
Ich fühle tief zu euch mich hingezogen,
Verſchmäht es nicht, dies Liebe glüh'nde Herz!

Nichts Irdiſches iſt, was euer Glück erhübe,
So nehmt denn hin mein Alles, meine Liebe,
Und laßt mich theilen euren heil'gen Schmerz.

Erfüllung.

Er iſt's, mir iſt der große Wunſch gelungen,
Ihr Dulderden, jetzt mehr' ich eure Schaar.
Hier an des Schmerzes heiligem Altar
Seid mit dem Gruß der Liebe mir umſchlungen!

Auch ich, ich hab' im ſchweren Kampf gerungen,
Es iſt verloren, was mir theuer war,
Doch freudig' bring ich jetzt mein Opfer dar;
Ein Strahl des Lichts iſt mir ins Herz gedrungen!

Die Sterne leuchten freundlich mir hernieder; —
Dort wohnen ſie, in jenen ſeel'gen Höhn! —
Ein ſanftes Feuer zuckt durch meine Glieder!

Uns blieb die Tugend! meines Schickſals Brüder.
Ja, laßt uns rein im ſchweren Kampf beſtehn!
Auf ewig ſehn wir dann die Reinen wieder.

Der Kirchhof.

Des regendüstre Herbstgewölk verwehte,
Mild lächeln Sterne jetzt aus lauer Luft;
Der Kirchhof ruht in weißem Nebelduft,
Der Tempel, wo so gern ich einsam bete.

Sei mir gegrüßt, du theure, heil'ge Stätte!
Du fassest in dich meiner Liebsten Gruft;
Ist's doch, als würde leichter mir die Luft,
Wenn ich den Boden ihrer Ruh' betrete!

Die Weisheit zürnt zwar jenem alten Bilde;
Sie wandeln froh durch lichte Sterngefilde;
Ihr Staub nur ist's, den noch die Erde hat.

Wohl mögen sie nicht irb'sche Ruh' mehr kennen,
Doch darf ich noch den frommen Namen nennen;
Find' ich doch Ruh' an ihrer Ruhestatt!

Rom.

Nach dem Altfranzöſiſchen.

Du ſucheſt Rom in Rom; doch nichts vom Alten
Erblickſt du, Fremdling, auf der Stätte mehr;
Die alten Prachtpaläſte, wüſt' und leer,
Die Mauern, Bogen, wo nur Schauer walten;

Sie ſind es, die den Namen Rom erhalten!
Die alles einſt beſiegte, Land und Meer,
Geſetze gab den Völkern rings umher,
Muß jetzt beſiegt ſich ſchmachvoll umgeſtalten.

Doch Rom nur konnte Rom allein beſiegen;
Und Rom nur kann von Rom das Denkmal ſein. —
— Der Tiber Wogen, die zum Meere fliegen,

Fliehn wandellos durch Roms verheert Geſtein;
O Welt! Was feſt war, muß der Zeit erliegen,
Und nur was flieht, bleibt treu und feſt allein.

Die Jahreszeiten.

in vier Sonetten

Frühling.

Ein zartes Leben regt ſich in den Zweigen,
Die Blumen öffnen ſich, die lang geruht,
In Roſenſchimmer wallt der Quellen Fluth
Und ſüßer Wohllaut herrſcht nach langem Schweigen

Und ſüße, nie gefühlte Schmerzen ſteigen
Im jungen Buſen auf mit heil'ger Glut,
Im Herzen ſtrömt das zärtlich glüh'nde Blut,
Und giebt ſich ganz der holden Qual zu eigen.

Doch unbewußt noch bleibt dem jungen Herzen
Das qualvollſüße, ſterbende Verlangen;
Die Liebe greift nach Blumen, Duft und Tönen;

Den Roſen klagt ſie ihre heißen Schmerzen,
Drückt ſie ans Herz, an die bethränten Wangen.
Doch Liebe nur beſchwört der Liebe Sehnen.

Sommer.

Die Blume glüht in hoher Sonnenmilde,
In goldner Reife glänzt die Aehrenflur.
Was ſich im Frühling leiſ' entfaltet nur,
Schmückt hochgereift die ſtrahlenden Gefilde.

Im Menſchen auch erſteht mit ehr'nem Schilde
In höchſter Kraft die göttliche Natur.
Nicht ahnend blos, auf ungewiſſer Spur,
Folgt er wie ſonſt der Sehnſucht dunkelm Bilde.

Schon iſt bewußt, was ſeine Wünſche meinen,
Freiwillig giebt er für das theure Bild
Dem Schmerze ſich, dem hoffnungsloſen Streben.

Und ſieht in ihm ſein höchſtes, heil'ges Leben,
Gereifte Tugend hebt den Flammenſchild,
Bis edler Treu' ſich Lieb' und Glück vereinen.

Herbſt.

Was blickſt du einſam auf den öden Hain,
Du ſtiller Mond, durch düſtre Wolkenſchleier?
Verſchwunden iſt des Jahres heitre Feier,
Verlöſcht der Blumen goldner Farbenſchein.

Alona, wie ſo traurig? ſo allein?
Die Nacht erſcheint, wo bleibt dein edler Freier?
Du weinſt? Iſt er verſchwunden, dein Getreuer?
Mußt du ſo jung verwaiſt und freundlos ſein?

Auf duft'gen Fluren, auf beblümten Matten
Ruht jetzt der Herbſt mit nächtlich düſtern Schatten;
Auch auf Alona kam die Nacht herab!

Die Roſenglut iſt ihrer Wang' erblichen,
Der lichte Strahl aus ihrem Aug' entwichen
Und mit den Blumen ſinkt die Blum' ins Grab.

Winter.

Wohin, du kühner Held, auf eiſ'gen Wegen?
Mit muth'gem Roß, in blanker Waffentracht?
Der Winter herrſcht in ſeiner vollſten Kraft,
Wild ſtürmt der Schnee auf den verlornen Stegen.

Und kann dir nichts die ehrne Bruſt bewegen?
Ich weiß, du achteſt nicht der Liebe Macht,
Auf Ruhm nur iſt dein ſtolzer Sinn bedacht;
Kalt, wie dein Eis, gehſt du dem Kampf entgegen.

Ja, kämpfe nur mit todbewehrten Heeren,
Mit wilden Elementen geh' zum Streit.
Doch ſei erſt dann zum härt'ſten Kampf bereit.

Wer konnte noch den Sieg der Liebe wehren?
Nimm wohl dich wahr! ihr Gang iſt ſtill und leiſ',
Eh du es ahneſt, ſchmilzt des Buſens Eis.

II.

Elegische Dichtungen.

Antigone.

Singet die Feiergesänge den hohen olympischen Frauen,
Söhne der Musen! Besingt Here, die große, besingt
Artemis, mit Aphroditen der goldnen, Pallas Athenen,
Einer Sterblichen doch denk' ich vor allen im Lied!
Einer Heldin, die früh die Schatten begrüßte des Orkus,
Weil sie allmächtig ein Strahl himmlischer Liebe durchglühte.
O Antigone, dein! Du treuste der Schwestern, die sorgend
Um des Entseeleten Ruh wählte den eigenen Tod.
Um dem geliebten Bruder zu öffnen der Seeligen Wohnung,
Gingst du freiwillig ihm nach in die kozytische Nacht.
Eh' dir noch Hymen die Fackel entzündet der fröhlichen Hochzeit,
Eh' dir noch Eros den Kelch hatte der Freuden gereicht.
Als Polynikes der Held im blutigen Kampfe besiegt war,
Und auf der Heimath Flur ruhte sein Leichnam entseelt,
Einsam und grablos; denn es hatte der Herrscher von Theben
Jedem gedrohet den Tod, der ihn bestatte zur Ruh,
Daß verschlossen ihm bliebe der Eingang seeliger Fluren,
Und er verbannt am Gestad irre des nächtlichen Stroms.
Furcht hielt Jeden zurück, das Gebot zu verletzen, das strenge,
Nur Antigone ging still den gefürchteten Pfad.
Sie, die Verbannte vom heimischen Grund, verließ ihre sichre
Freistatt, nicht das Gebot achtend des schrecklichen Manns;
Streng verborgen sich haltend am Tage, ging sie zur Nachtzeit,
Nur von der Fackel des sanft leuchtenden Mondes erhellt.
So nun gelangte sie hin, wo grablos ruhte der theure
Leichnam, selbst nun für ihn grub sie mit zärtlicher Hand

Rührvoll ein Grab, und vertraute die ſtarrenden Glieder der Erde
Nur von der Fackel des ſanft leuchtenden Mondes erhellt.
Alſo erfüllte ſie fromm die heiligen Todtengebräuche;
Und zu der Seeligen Ruh ging Polynikes der Held. — —
Aber ſie ſelbſt erwartete ſtill ihr ſtrenges Verhängniß;
Klaglos litt ſie die Schmach, ach, und den grauſamen Tod.
Sie, die Blühende, frei verließ ſie das blühende Leben,
Tauſchte mit ſtygiſcher Nacht willig das roſige Licht. —
— O wie hat dich da unten der liebende Bruder empfangen,
Dein Polyniles? wie heiß war er ſein dankender Kuß? —
Unglückſelige, früh des entzückenden Lebens Beraubte!
Und doch Glückliche! Denn ſchön war dein liebender Tod.
Edelſte, zarteſte Liebe, die jeder Leidenſchaft fremd iſt,
Schweſterliebe, ſie war's, die dich zur Heldin erhob,
Die dir den kindlichen Sinn mit hohen Gedanken entflammte
Und mit entſagender Kraft ſtählte die zärtliche Bruſt.
Mancher ſüße Geſang erhebt dich der Sänger von Hellas;
Sophokles göttliches Wort rief dich auf hohen Kothurn;
Aber auch jetzt noch vernimm, iſts möglich, daß Töne zum Orkus
Dringen, vernimm ihn den Gruß eines verwandten Gemüths.
Das zu faſſen vermag dein tiefes, unendliches Lieben,
Jenen allmächtigen Drang, der dich zum Tode beſeelt.
Oft als Kind ſchon beweint' ich dein Loos, vertiefend mit Sehnſucht
In die Geſchichte mich deiner verewigten That,
Deiner Lieb' und deines unſäglichen Leidens; ich weinte
Heiße Thränen, und heiß ſchlug dir entgegen mein Herz;
Damals gelobt' ich, wenn einſt mir Sprache verliehen die Muſen,
Und des Geſanges Kraft ſchenkten die freundlichen mir,
Dich zu feiern im Lied vor allen olympiſchen Frauen,
Und den Sterblichen, die herrliche Tugend geſchmückt.
Nimm das Thränenopfer und nimm das Opfer der Töne,
Fromme Heldin! und einſt, wenn das Verhängniß mich ruft,
Wenn ich hinunter ſteig' in die Fluren der Schatten, dann lächle
Held mir entgegen, und laß ſeelig mich wohnen bei dir!

Antinous.

Wunderbar zieht es mich hin zu deinem geheiligten Kreiſe;
Wunderbar, die mich bewegt, iſt ſie die ſtille Gewalt.
Einer der Götter erſcheinſt du an göttlicher Schöne, doch liebend
Giebt dich ein ſchönerer Zug menſchlicher Liebe zurück.
Welcher Zauber umgiebt die Geſtalt! Wie ſpielt noch die Unſchuld
Kindlicher Jahre ſo hold über dem männlichen Reiz!
Aber dein lieblicher Blick iſt traurig zur Erde geſunken?
Rührende Wehmuth umſchwebt deinen gefälligen Mund?
Götter, verdunkelt denn ſelbſt der Schönheit himmliſche Züge
Ahnung des Todes, und drängt grauſam die Blüthen zurück?
Ach, du betrauerſt dein nahes Geſchick! — — O traure nicht länger!
Ewig lebſt du, die Kunſt hat dich unſterblich gemacht!
Viele Jahrhunderte ſind ſeitdem ſchon der Erde verſchwunden,
Siehe, du Schöner, und noch weint hier ein Mädchen um dich!

Phantaſie und Gefühl.

Ihr vom Olympos geſandt, ihr himmliſchen Milden! Durch-Leben
Führt ihr an tröſtender Hand ſicher die Sterblichen hin.
Zauberin Phantaſie, du ſchaffſt uns die Erde zum Himmel,
Du, o reines Gefühl, ziehſt uns die Götter herab.

Macht der Erinnerung

Find' ich alſo euch wieder, ihr holden Gefilde? Wo iſt er,
Der ſich hier ſäuſelnd erhob, euer ambroſiſcher Hain?
Wo die Erlen am Strom? Die ſilbernen Pappeln? Ach, reicht ihr,
Holde Birken, denn nicht zärtlich die Arme mir mehr?
Wie ſo luftig ſind doch, wie täuſchend die Träume der Hoffnung!
Freudig dem ſtädtſchen Gelärm enteilt' ich, die Straßen herauf;
Euch zu finden, ſo hofft' ich, im Arme des Frühlings mit lichten
Kränzen umwunden, und hold glänzend im bräutlichen Schmuck. —
Ja, ihn fand ich, den Lenz; in freundlicher Bläue des Himmels
Glänzt er, und lächelt im Strahl milderer Sonne herab;
Aber die Trümmer nur ſieht er der lieblichen Schattengewölbe,
Nicht mehr durch Gitter von Laub wallet das goldene Licht.
Wie ein Tempel, den einſt die Götter bewohnten, in öden
Trümmern lieget, zerſtückt ragen die Säulen hervor.
Alſo auch hier nur ſelten aus niedern Geſträuchen ſchimmern
Weiße Räume; es ſind trauernd die Götter entflohn!
Nicht entflohen! Ach nein, ſie ſind geſtorben die holden,
Schönen Dryaden, die hier wohnten in heiliger Nacht!
Jene mörderiſche Axt, die euch, ihr Bäume, zu Boden
Stürzte, den Göttlichen auch hat ſie das Leben geraubt.
Alſo betrog ſie mich nicht, die nächtliche Himmelserſcheinung
Vorigen Herbſtes? So hat doch ſich die Ahnung erfüllt?
Eine Göttin des Hains ſtand vor mir; ſie neigte ſich traurig
Ueber mein Lager, und ſprach leiſe wie Lüftchen im Rohr:
(Nimmer vergeſſ' ich der Stimme, der ſüßen!) „Du ſchlummerſt Louiſe,
Schlummerſt, da ſchon des Tags heilige Klarheit erwacht'

Haſt du denn unſrer vergeſſen, die immer als Schweſter dich liebten?
Oft dich vor brennender Glut ſchützten im kühlenden Schoos?
Die dir aus luftigen Zweigen Begeiſterung rauſchten, gedenkſt du
Nicht der Trennung, die bald grauſam der Winter uns droht?
Wie, und willſt du denn nicht noch einmal die Scheidenden grüßen?
Nicht noch einmal im Schmuck ſäuſelnder Locken uns ſehn?
Was doch giebt nicht ſonſt ein Liebender ſeiner Geliebten
Schatten zu zaubern! Im Bild hält er die Fernen zurück.
Aber dein Buſen iſt kalt! Es ruht dein Pinſel, und ſind wir
Nun geſchieden, ſo mahnt nichts an die Freunde dich mehr. —
Stirbt die Liebe ſo bald, die Sehnſucht, im menſchlichen Herzen?
Siehe, zum Abſchiedsfeſt ſchmückt ſich der herbſtliche Tag;
Blau iſt und heiter der Himmel, kein Wölkchen umzieht ihn, die Sonne
Wallet vom öſtlichen Thor golden und ſtrahlend herauf.
Und du ſchlummerſt noch hier? — o eile! bald wird uns der Winter
Trennen; wir ſcheiden auf lang, — ach! wohl auf ewig von dir!“ —
Ihre Stimme verlor ſich in leiſes Seufzen, wie ferner
Blätter Geliſpel, nur noch hört' ich den ſterbenden Ton.
Auch ſie ſelber zerfloß, die liebliche Bildung in Nebel,
Ach, und ihr himmliſches Aug' ſah ich mit Thränen gefüllt!
Aengſtlich riß ich mich auf, da flammte der Purpur des Morgens
Schon durchs Fenſter; ich warf ſchnell die Gewänder um mich,
Nahm den Griffel, und nahm ein fliegendes Blatt, die geliebten
Formen zu faſſen, den Hain und den umwaldeten Strom.
Alſo gerüſtet enteilt' ich der Stadt, und kam in die Gegend,
Ach, wo der liebliche Hain dort am Geſtade ſich hob.
Alles ſtrahlte vom Licht der Morgenſonne, zum Sterben
Hatte mit feſtlichem Schmuck noch die Natur ſich geziert.

Hatte den thauigen Hain mit Gelb und glühender Röthe
Uebergoſſen, die noch freudig das Grüne durchbrach.
Farben wallten in Farben; mit purpurnen Kränzen der Büſche
Waren die Felſen und war glänzend das Ufer umhängt.
Meine Seele berührte Erinn'rung; und wie hier das friſche
Grün mit ſchmelzendem Gelb wechſelt und herbſtlichem Roth.
Alſo auch ſchimmerte mir durch Bilder vergangener Freuden
Fernher das heitere Bild künftiger glücklicher Zeit.
Muthiger faßt' ich den Griffel; die holden Geſtalten ſie gingen
Leiſe wie Schatten hervor auf dem geglätteten Blatt.
Aber mein Buſen ſchlug hoch, kaum konnt' ich es enden; herüber
Weht' es vom Haine ſo ſüß, wehte ſo ſehnend mich an;
Ich durcheilte die Wieſen, und nahte dem heiligen Schatten,
Wo ich ſo oft im Gebiet freundlicher Geiſter gewohnt;
Ach, da war es, als bebten die Zweige mir freundlich entgegen
Und von den Wipfeln des Hains rauſcht' es mir klagend herab.
Wunderbar fühlt' ich mein Innres bewegt; von himmliſcher Wehmuth
Schwoll das Herz mir, und kaum hielt ich die Thränen zurück.
Ach, das waren ſie alſo, die Grüße des Abſchieds! Das leiſe
Blättergelispel, es ſprach darum ſo zärtlich mich an? —
Süße Freunde, wir ſehen nun nimmer uns wieder! Ich werde
Nicht mehr ruhen bei euch in der ambroſiſchen Nacht!
Nicht mehr werdet ihr mir Begeiſtrung aus luftigen Zweigen
Gießen, und nicht mehr in's Herz ahnende Träume mir wehn! —
O wie theuer nun iſt mir der Schatten von euern geliebten
Holden Geſtalten, den dort ſchwach nur die Zeichnung entwarf!
Feiernd will ich ſie nun mit Blüthen bekränzen, ſie vor mein
Lager hängen, daß mich täuſche das freundliche Bild;
Euch dann glaub' ich zu ſehen mit jedem Erwachen; es regen
Sich die Blätter, es bebt noch mir zum Ohre ſo ſüß

Euer Geliſpel; wir ſprachen noch immer liebend einander: —
Macht uns die Sehnſucht denn nicht ſelber das Todte belebt! —
Alſo noch dauert ihr fort im Herzen der Freundin, es konnte
Nicht der grauſame Tod trennen das zärtliche Band.
Nein, die Liebe ſtirbt nicht, die Sehnſucht im menſchlichen Herzen,
Was ſie umfaßte, bewahrt ewig die liebende Bruſt.

Die Sommernacht.

Wo, ihr olympiſchen Mächte, wo habt ihr die trunkene Seel' hingetragen, in welch dämmerndes Zaubergefild?
Iſt es Elyſiums Hain, der lichte, mit blühenden Lauben,
Der mich in ſeines Gebiets wankenden Schatten empfängt?
Iſt dies Lethe, die hier vom Felſen mit ſilberner Woge
Rieberſpielt, und im Fliehn rauſcht ein harmoniſches Lied?
Und der Schimmer, der jetzt durchs Dunkel der Buchen hereinbricht,
Die ſich am Felſen erhöhn über dem fallenden Bach?
O welch göttliches Licht! vom Strudel der brechenden Wellen
Strahlt es durchs bebende Laub tauſendmal tauſend zurück.
Dies iſt kein irdiſcher Glanz, den Mond, den himmliſchen, ſeh' ich,
Wie er den ſilbernen Strahl gießt in der Seeligen Hain!
Ja, ſie ſind es, es ſind Elyſiums Blüthengefilde!
Bräche ſo reizend ſich wohl Schatten und magiſches Licht?
Wogte ſo lieblich um mich ein Meer ambroſiſcher Düfte?
Schwellte der Aether ſo rein, mir ſo allmächtig die Bruſt? —
Fern iſt das laute Getümmel der Welt; die liebende Seele
Darf ſich vergeſſen, ins Land freundlicher Dichtung verirrt.
Löſchte dein magiſcher Schimmer doch nie, du liebliches Traumland!
Folgte kein ſtörender Tag einer begeiſternden Nacht!

Troſt im Winter.

Hermes und Veſta Geweihter, dich grüß' ich feiernd im Liede,
Der vor des Winters Gewalt mächtig die Sterblichen ſchützt!
Dich hat einer der Menſchen beglückenden Götter erfunden,
Wenn dich Prometheus nicht ſelbſt, freundlicher Ofen, erfand!
Sturm durchheulet den Forſt; laut ſtürzen gigantiſche Fichten
Aus den Gewölken des Bergs nieder ins hallende Thal;
Silbern und ſchimmernd ergießt ſich, ein unabſehlicher Schleier,
Ueber Gewäſſer und Hain, Thäler und Hügel, der Schnee.
Und du, mächtiger Strom, wer hemmt die Schnelle von deinen
Reißenden Wogen, erſtarrt deine wild rauſchende Fluth?
Hat der Winter auch dich mit eiſernen Banden umſchlungen?
Ach, er hat es! ſchon ſteht mitten in Wettern ſein Thron!
Alles beugt ſich vor ihm, vor ihm, dem Herrſcher der Stürme,
Alles im Reich der Natur fürchtet ſein rauhes Geſetz!
Wir nur bieten ihm Troß, dem Wälderdurchwühler, dem Strengen,
Veſta ſchützt uns, bei ihr trifft uns der Schreckliche nicht!
Wahrlich, den haſſen die Götter, den ſie der Rückkehr zum ſtillen
Heerde berauben, er wird feindlichen Stürmen ein Spiel.
Irrend im öden Gefild, und ohne die Heimath zu finden,
Sieht er im dämmernden Bild ſeine Geliebten ſich nah;
Ach, die ſoll er nun nimmer auf Erden erblicken! Die Kräfte
Schwinden dem Armen, er ſinkt jammernd zum Orkus hinab.
Aber bei dir, du Vertrauter, wird alles dem Sterblichen leichter.
Nach den Beſchwerden des Tags nimmſt du am Abend ihn auf,
Dann vergißt er der Sorgen, vergißt der ermattenden Arbeit,
Und in der leichteren Luft träumt er den Frühling zurück.

Wenn ſich der Vorwelt Helden zum Freundesgeſpräche vereinten,
War an den Gluten des Heerds ihr geliebteſter Sitz;
Mit der lodernden Flamm' erhob auch die Flamme der Rede
Sich, und die Wärme der Glut theilte den Herzen ſich mit.
Alſo lieben dich auch noch jetzt die Bewohner der Erde! —
Ich vor allen: es ſchwand oft mir der Abend bei dir,
Wenn beſchäftigt die Hand mit emſig fliegender Spindel,
Sich mein Herz in ein Meer ſüßer Gefühle verlor.
Wenn mich die Göttergebilde der Sänger von Hellas umſchwebten,
Wenn mich das dämmernde Land heilger Begeiſtrung umfing.
Und ihr Schatten, wo ſeid ihr, winterlich einſame Stunden,
Die mir ſo glücklich mit dir, ſelige Freundin, entflohn?
Damals ſaßen wir auch am traulichen Ofen; die Sterne
Blickten aus eiſiger Luft freundlich durchs Fenſter uns an;
Tiefer Schlummer umgab ringsum die Erde mit Schweigen,
Wir nur wachten allein in der unendlichen Welt;
Wir nur hoben den Blick zum Aethergefilde der lichten
Sterne, die heilige Nacht weihte die Freundin und mich.
Dann warſt du der Vertraute von unſern Geſprächen, wir ſchmiegten
Dichter uns an dich, wenn fern tobte der brüllende Nord;
Legten Holz in die Glut, der reinen Göttin zum Opfer,
Die uns an ihrem Altar freundlich als Schweſtern empfing.
Alſo verſchwand uns die Zeit; ich werde ſie nimmer vergeſſen!
Nimmer vergeſſen auch dich, Zeugin vergangenen Glücks;
Werde deiner fortan, wohlthätige Göttin, vor allen
Andern gedenken, und oft ſegnend Geſange dir weihn!
Veſta, du ließeſt mich nie, o Milde, den Stürmen zum Raube;
Siehe, zum Danke dafür weih' ich dir Leier und Herz.

Der Berg.

Seinen bezaubernden Schmuck entfaltete reichlich der Frühling,
Ueber das wallende Thal goß er Juwelen und Gold,
Lichte Smaragden, Saphir, Rubinen, von dämmernden Perlen
Mild durchbrochen, vom Glanz heller Demanten erhöht.
Aber der einsame Berg, entblößt den felsigen Gipfel,
Stand er, ihm hatte der Lenz keine der Blumen geschenkt,
Kein mitleidiges Grün umlöchelte zärtlich das Haupt ihm,
Oede trauernd hinab blickt' er ins prangende Thal.
Aber es zog sich allmählich ein trüber verhüllender Schleier
Ueber die Blumen, es ging schweigend die Sonne zur Ruh'
Nacht nun bedeckte das Thal, — doch leuchtende Rosen entglühten
Um den Gipfel des Bergs, strahlend noch lange der Nacht.
Sanft erhob er die Stirn, die edle, von Stürmen gefurchte,
In ein verklärteres Land blickend mit ahnender Lust.
Also des Lebens Geschick! Es fliehen die Blumen der Erde
Manches erhabne Gemüth, das sich im Stillen verzehrt;
Aber ihm schimmert ein Lenz von lichteren Küsten herüber,
Was ihm die Erde versagt, schließet der Himmel ihm auf.

Der See.

Aehnlich dem wallenden See ist das Herz reichfühlender Menschen.
Stürme zwar trüben ihn oft, furchen die spiegelnde Fluth,
Thürmen zu Bergen sie auf und wühlen dann wieder zum Grunde,
Aber die Stille, sie kehrt, ebnend die Wogen, zurück.
Sieh, nun erblickst du verklärt im tiefen Spiegel der Ufer
Lächelnde Blumen, und rein malt sich der Himmel darin.

Der Wellenſpiegel.

Auf dem kriſtallenen Strom hingleitet der ſchwebende Nachen,
Und der Schiffende blickt hell in den Spiegel der Fluth,
Sieht da den Himmel gemalt, und ſiehet ſein eig'nes verklärtes
Bild; wie aus Aether gewebt, blickt es verſchönert ihn an.
Auf dem Strome des Lebens hingleitet der ſchwebende Nachen,
Und der Liebende blickt hell in den Spiegel der Fluth,
Sieht da gezaubert auf himmliſchen Grund ſein zweites verſchöntes
Ich, und es ſchimmert der Strom neben dem leuchtenden Bild.

Das Element.

Aether iſt Element dem Vogel, ſo wollten's die Götter,
Klares Waſſer dem Fiſch, Rhythmus dem Dichtergeſchlecht.

Die Pole der moraliſchen Welt.

Egoismus und Liebe, ſie ſind die Pole des höhern
Geiſtigen Weltalls; es nimmt alles um ſie nur den Schwung.
Ewig getrennt von einander, die äußeren Grenzen bezeichnend,
Stehn ſie; dazwiſchen betritt ſchwankend den Boden der Menſch.
Wer ſich der feindlichen Zone der Selbſtſucht nähert, je mehr er
Nähert, in höherem Grad wird er dem Laſter verwandt.
Wohl dem, welcher ſie flieht, ſich nahend der wärmeren Zone! —
Was iſt Tugend? — Sie iſt edelſte Liebe ja nur!

Haß und Liebe.

Frage:

Sage, wie kömmt es? dir ſprudelt in reichlicher Fülle des Witzes
Springquell im liebenden Scherz, der dir im Zorne verſiegt?

Antwort:

Wiſſ', ein kleines Gebiet beherrſchet der Haß mir im Herzen,
Und ein beſchränkter Monarch iſt er, mein ärmlicher Haß.
Wenig kriegriſche Macht gehorcht ihm, des Witzes geflügelt Heer entweichet, und dient einzig der Liebe zu Sold.

Epheu und Fichte.

Die Fichte.

Sieh, ich erhebe mein Haupt kühnragend in Lüfte des Himmels,
Trotze den Wettern! So ſteht muthig im Kampfe ein Held.
Schwaches Pflanzengewächs, du windeſt dich zitternd am Boden,
Ungleich theilte das Maaß herrlicher Kräfte Natur!

Der Epheu.

Schwach wohl bin ich und ſchüchtern, doch hebt mein ſchwaches Gewind ſich
Ueber die Ulme; wie du, ſteht ſie, ein glänzender Held,
Und ich rank' an der theuern mich auf mit ſüßem Vertrauen,
Liebe gewährt mir die Kraft, die mir verſagte Natur.

Die Wünſche.

Daß nicht zu heftig das Herz an der Willkühr ſehnender Wünſche
Hänge, verſagt das Geſchick oft uns ein reizendes Gut.
Ueber das Herz des Kindes, des theuren, waltet der Mutter
Sorgende Liebe, zur Ruh' lenkend das ſtürmiſche Herz.
Ungeſtüm bittet das Kind, von Verlangen geröthet die Wange:
Siehe, die Ernſte verſagt kalt ihm des Wunſches Gewähr;
Aber ergebend nun ſenkt der Kleine das lockige Köpfchen,
Freundlich lächelnd und ſtill geht er zum Spiele zurück:
Siehe, da zieht ſie den Holden ans Herz, mit liebender Inbrunſt,
Und das verſagte Geſchenk bietet ſie lächelnd ihm dar.

Die Tugend.

Immer bleibt ſie dieſelbe, die göttliche Tugend! Dieſelbe,
Die des Duldenden Bruſt waffnet mit himmliſcher Kraft,
Die den Helden beſeelt im eiſernen Todesgefilde,
Frei ihn und edel hinabtritt in der Schatten Gebiet,
Leuchtend tritt ſie zur Seite dem Sänger und Maler, er ſchildert
Ihre Thaten und grüßt: heil'ge Begeiſterung, ſie.

Klugheit der Alltagswelt.

Fragst du mich, welchen du wählst der beiden ſtattlichen Freier,
Holde Freundin? Da! kurz iſt und entſchloſſen mein Rath.
Schwärmer zwar nennt ihn die Welt, den männlichen, edeln Polites,
Jener, der kluge Mäceſt, heißt der vorzüglichſte Mann;
Aber dein fühlendes Herz, ſanft werden die Schimmer der holden
Fantaſie es umwehn, die dem Getadelten ward.
Abend- und Morgenroth iſt's in der Seele des edeln Polites,
Süß ſchwermüthiges Licht, oft auch des dämmernden Monds.
Doch wohlthuend dem Aug' und dem Herzen iſt jener beſcheid'ne
Mondliche Nebel, der ſanft hüllet das ſchönſte Gemüth.
Reich dann erſcheint dir das Leben, und reich dein Innres; ſo manche
Blume entfaltet die Bruſt, weckt ſie das himmliſche Licht.
Oed würd's dagegen in dir beim klugen Mäceſt; er beleuchtet
Kalt mit dem Kerzenlicht ſeines Verſtandes dein Herz.

An Roger.

O ich glaub' es! du liebſt die Vernunft! Ihr habt, ſie in Bildern
Feiernd, die Göttin verehrt, habt ihr Geſänge geweiht:
Aber die Mädchen ſind all' und ſelbſt die Göttinnen ſpröde;
Selten nicht fliehen ſie den, der ſie am eifrigſten ſucht.

Das Verbrechen.

Ein zwiefach Antlitz zeigt das Verbrechen dir;
O bebe vor der lockenden That zurück!
Du Unglückſel'ger, den im Sturme
Quälender Leidenſchaft hold ſie anreizt.

Noch ungeſchehen lächelt ſie ſüß dir zu,
Verheißt dir Balſam für das empörte Blut;
Doch weh! geſchehen blickt ſie furchtbar
Grauſend dich an, als ein Geiſt des Abgrunds.

Glück und Unglück.

Gütiger macht uns das Glück und liebevoller und milder,
Aber das Unglück allein machet uns edel und groß.

Gedächtniß.

Glücklicher wäre die Welt, es würden die Bande der Liebe
Feſter die Herzen umziehn, ſeltner erwachen der Streit,
Dächte jeder ſo lang des Guten, das er empfangen,
Als es der mahnend gedenkt, der ihm das Gute gethan.

Mädchenſpiele.

Mädchen, welch frevelndes Spiel! Am Licht ergötzt ſich die Kleine,
Reicht ihm das Fädchen und zieht ſchnell von der Flamm' es zurück.
Liebliches Kind, noch kennſt du ſie nicht, des ſpielenden Feuers
Stille Gottheit, die ernſtwaltend den Frevel beſtraft.
Schone der Händchen nur jetzt, du Schelmiſche! aber als Jungfrau
Einſt, mit heiliger Scheu, nahe der heiligen Glut!

Unverwundbarkeit.

In die Gewäſſer des Styx eintauchte die göttliche Mutter
Ihren Achilles; da ward ſicher vor Wunden der Held.
So auch in Fluthen der Leiden wird öfters die Seele des Edlen
Unverwundbar gemacht irdiſchem, kleinerem Schmerz;
Dies iſt der Strom, der Unſterblichkeit giebt! — Den Göttern vergleichbar,
Edel geſtählet im Schmerz, geht er das Leben hindurch.
Eine Stelle doch blieb, wo tödtlich den Helden der Pfeil traf.
Eine Stell', ach, ſie bleibt immer doch offen dem Schmerz!

Der Ueberwundene.

Sittſam verließ ſie des Bruders Gemach, als kaum ich hereintrat;
Dennoch ergriff mich der Reiz herrlichſter Mädchengeſtalt.
Aehnlich dem fliehenden Parther, ſo drückteſt du, göttliche Schöne,
Noch im Entfliehen den Pfeil, ach, mir den ſcharfen ins Herz!

Geliebte Feſſeln.

Tauſendmal wünſcht' ich ſchon, ihn nimmer geſehen zu haben,
Wünſchte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor;
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergeſſen: mein Herz wählte ſein Bild und den Tod!

Schweres Kunſturtheil.

Malerin iſt ſie zugleich und Sängerin: welches von Beiden
Am vollkommenſten? Dies fällt zu entſcheiden uns ſchwer;
Sieht man ihr treffliches Bild, ſo hält man die Malerin größer;
Hört man ihr ſchmelzendes Lied, zieht man die Sängerin vor.

Die Jahreszeiten.

An Sidonie.

Jede Jahreszeit trägſt Du im Bilde! Die goldenen Locken
Gleichen dem Aehrengefild, wenn es die Sonne beſtrahlt:
Reifen, lieblichen Früchten ſind dieſe reifenden Lippen
Aehnlich; zum werbenden Kuß ſchwellen ſie ſittſam empor.
Auf den Wangen blüht dir der roſige Lenz, und der Winter
Hat die mit blendendem Schnee Buſen und Arme beſtreut.

Beſcheidne Schönheit.

Schön, ſie iſt es, doch mehr noch als ſchön: holdſelig und lieblich,
Sanfte Beſcheidenheit ſchwebt um den roſigen Mund,
Und ihr himmliſches Aug', es lächelt bittend, voll Demuth,
Gleich als ſpräch' es: Vergleicht, ob ich die Reizendſte bin!

Gegenwart und Vergangenheit.

Glücklich, wenn uns die Gegenwart kurz, die Vergangenheit lang ſcheint;
Dieſe beflügelt durch Luſt, jene mit Thaten geſchmückt!

Ungerechter Tadel.

Man tadelt dich? Nur Muth! Geh' freudig fort die Bahn!
Und hemmt man dir den Weg, ſo heb' dich himmelan!

III.

Idyllische Dichtungen.

Die Rettung.

Erſte Idylle.

Leukothoe.

Mutter, o ſei mir gegrüßt, du ſüße Mutter! für diesmal
Siehſt du mich wieder, doch bald war ich verloren für dich.
Emſig ſucht' ich nach Kräutern zu deiner Geneſung, am Felſen,
Weißt du? wo über das Meer furchtbar die Klippe ſich neigt.
Dort erblickt' ich die Kräuter, die lang geſuchten, und eilte
Ohne bedächtliche Furcht auf den gefährlichen Rand;
Und — noch denk' ich mit Schaudern daran! — wie ſchnell mir die Füße
Glitten, und wie ich hinabſtürzt' in die toſende Fluth!
Hülflos ſtrebt' ich empor und ſchrie nach Rettung, doch hörte
Niemand, es trieb mich der Strom weiter und weiter hinaus.
Endlich erblickt' ich mir nahend ein Schiff; ein glänzender Jüngling
Riß ſich hervor, und ſprang ſchnell wie ein Blitz in die Fluth,
Holte mich ein, und erhob mich mit übergewaltiger Stärke,
An den entfernten Strand trug er, der Schwimmende, mich.
Himmel und Erde verging mir, doch ſeh' ich noch deutlich die hohe
Göttergeſtalt, denn es war ſicher kein ſterblicher Mann!
Wie er vor mir kniete mit zärtlicher Sorgfalt! Dann kamen
Seine Gefährten, er ging zögernd zum Schiffe zurück;
Lang noch blickt' er nach mir, auch ich, bis das blendende Seegel
Fern mir im Nebel verſchwand, ſah ich dem Scheidenden nach,

Und dann floh ich zu dir. Noch pocht mir vom Schrecken der Busen!
Meine Mutter, bei dir such' ich Erholung und Ruh!

Theano.

Komm an mein Herz, du Geliebte, und laß den Göttern uns danken,
Die dich mit schützender Huld also vom Tode befreit!
Wohl mir, daß ich nun wieder an diesen Busen dich drücke!
Daß nicht den einzigen Trost grausam die Fluth mir verschlang!

Leukothoe.

Ach, ich sollte der Rettung mich freun, und es stürzen mir Thränen
Ueber die Wangen? warum glühen die Wangen mir so?
Beste Mutter, warum? Es sind wohl Thränen der Freude?
Aber welch heimlicher Gram wohnt mir im Herzen zugleich?

Theano.

Thränen der Freude, mein Kind? Nein, Thränen der sehnenden Liebe
Sind es! Du weinst, daß so schnell dir dein Retter verschwand.
Aber weine nur nicht! Komm, schildre mir lieber die schöne
Bildung, es sei nun ein Gott oder ein sterblicher Mann!

Leukothoe.

Wahrlich du forderſt zu viel! Wie ſollt' ich mit Worten ihn ſchildern?
Hätteſt du ſelbſt ihn geſehn, wie er vom Tode mich riß!
Wie er dann vor mir kniete! Noch ſeh' ich die wallenden Locken,
Sehe den rührenden Blick, den er im Scheiden mir gab!
Aber es war ja ein Gott! Wie könnt' ich, wie dürft' ich ihn lieben? —
Ach, und ich werde ja ſo nimmer im Leben ihn ſehn!

Theano.

Welche Qualen du ſelber dir ſchaffſt! So ſchafft ſich die Liebe
Immer vergebliche Pein, kämpfend mit Hoffnung und Furcht!
Sage, vermochte denn nur der Götter dich einer zu retten?
Iſt es nicht möglicher noch, daß es ein Sterblicher war?
Und warum zweifelſt du denn, auf Erden ihn wieder zu finden?
Oft was entfernet uns ſchien, bringt uns ein Augenblick nah!
Nichts zwar wollt' ich dir ſagen, wofern nicht Erfahrung mich lehrte,
Wie ſich im Leben ſo leicht zweifelnde Liebe betrügt;
Aber es traf ja auch mich mit deinem Vater ein gleiches
Wundervolles Geſchick, Rettung und Trennung zugleich.

Leukothoe.

Laß, ſo bitt' ich, mich doch die wundervolle Geſchichte
Hören! Die Rede ja fließt ſüß dir vom Munde herab,
Und du ſprichſt mir ſo tröſtlich, o liebe Mutter! Wie glücklich,
Daß dich Erfahrene mir freundlich der Himmel geſchenkt!

Theano.

Höre denn an! wie ſollt' ich der Bitte Gewährung verſagen,
Gern ja ruft man das Bild ſchönerer Zeiten zurück.
Jungfrau war ich, wie du, und blühend im Reize der Jugend,
Als ich die Heerde des Tags weidet' im einſamen Thal.
Einſtmals hatt' ich mich kühl am Rauſchen der Quelle gelagert,
Da durchbrach das Gebüſch plötzlich ein grimmiger Bär;
Denke mein Grauſen dir ſelbſt! Ich war verlaſſen im öden,
Unbewohnten Gebirg, nirgend ein menſchlicher Tritt,
Und nun auf einmal die Schreckengeſtalt; ich wollt' ihm entfliehen,
Aber vergebens, er kam ſchneller der Fliehenden nach.
Damals glaubt' ich mein Leben dahin, als ein Jüngling vom Felſen
Eilt' und dem nahenden Bär muthig entgegen ſich warf.
Lange währte der Kampf, da ſtürzte mein Retter zur Erde
Und den entſetzlichen Blick hielt ich nicht länger mehr aus.
Alles ward finſter um mich, und ohne Gefühl und Beſinnung
Sank ich zu Boden und lag mehrere Stunden hindurch.
Als ich erwachte, da war der ſchöne Kämpfer verſchwunden,
Gräßlich mit Blut überſtrömt lag der getödtete Bär,
Neben ihm flattert' ein Stück vom Obergewande des Jünglings,
Und in der Seite des Thiers ſteckte ſein glänzendes Schwert.
Dies nur war alles, was übrig mir blieb von der holden Erſcheinung,
Aber er ſelbſt war hinab, glaubt' ich, zum Orkus geſandt.
Schmerzvoll irrt' ich umher und ſtrebte den Leichnam zu finden,
Aber ich fand im Gebirg, fand in der Waldung ihn nicht.
Nun verließ ich die Gegend, und kehrte nach Hauſe, doch ward ich
Nirgends ruhig, ſein Bild ſchwebte beſtändig mir vor.
Alſo vergingen drei Monde, da kam ein Fremder zum Hauſe
Meines Vaters und ward freundlich empfangen von ihm.

Wir erkannten einander ſogleich; er ſah mich erröthen,
Und bekannte, wie nur Liebe hierher ihn geführt.
Drauf erzählt' er, daß da, als ich ihn verwundet zu Boden
Stürzen ſah, auch das Thier tödtlich getroffen erlag.
Daß ein Jäger ihn fand, zur Hütt' ihn trug und die Wunden
Pflegt', und daß er genaß, eilte mich wieder zu ſehn. —
Sieh, wie ſo wunderbar oft das Schickſal die Herzen verbindet:
Ehe zwei Tag' uns entflohn, war er mein treuer Gemahl.
Alſo das Leben der Menſchen! Es zeigt ſich beſtändig in neuen
Wechſelgeſtalten, und ſtets folget dem Kummer das Glück.
Darum beruhige dich und traue den himmliſchen Göttern,
Immer ja haben ſie ſich liebender Treue gefreut.
Sie, die in Todesgefahr dir hülfreich den muthigen Retter
Sandten, ſie führen gewiß auch den Geliebten dir zu.

Die Rettung.

Zweite Idylle.

Diores.

„Heil euch, Tyndariden, ihr Retter aus brauſenden Wogen!
Heil euch! im Sturme der Nacht ſchwebtet ihr ſchützend um mich.
Als vom zertrümmerten Schiff ſich jeder der Freunde zum Boote
Flüchtete, gab ich allein kämpfenden Wogen mich Preis,
Nicht noch mehr zu beſchweren den Kahn, den ſchwankend beladnen,
Und mit mir ſelber hinab auch die Gefährten zu ziehn.
Auf die Kräfte vertrauend der Glieder, geübt ſchon im Schwimmen,
Trauend vor allen auf dich, rettendes Brüdergeſtirn.
Nicht auch betrog mich mein kühnes Vertrauen, hier knie ich am ſichern
Ufer, und freudig zu euch ſteigt des Geretteten Dank. —
Herrlich dort hebt ſich die Sonn', aufhellend die nächtlichen Fluthen
Und das ſchöne Geſtad, das mich Beglückten empfing.
Iſt's doch, als rauſchten, mich grüßend, die Sträucher der mooſigen Felswand,
Und vom Gipfel herab winkend der luftige Hain!
Wunderbar regt mir im Buſen ſich voriger Zeiten Erinn'rung!
Eben ſo rührte der Oſt damals die ſchimmernde Fluth,

Eben ſo glühten die Felſen, ſo ſäuſelt' ein thauiger Hain mir,
Als ich ſie ſchwimmend zum Strand meine Gerettete trug!
Fern iſt die Inſel von hier, die glückliche! — Hätte der Sturm uns
Hinverſchlagen? — O nein! weiche, du ſchmeichelnder Traum!
Wunderbar doch iſt die Seele des Menſchen! ein ſtreifendes Lüftchen
Regt ſie, ein flüchtiger Strahl zündet im Innern die Glut;
Alles wird lebend mir wieder! ich ſehe ſie vor mir erblaſſet
Liegen! es öffnet ſich ſchwach dämmernd ihr liebliches Aug'! —
Find' ich denn nirgends Ruh? auch ſelber zum fernen Geſtade
Folgt mir mit ſüßer Qual jene geliebte Geſtalt!
Laß mich noch endlich ſie finden, o freundlicher Eros! Verſagſt du
Aber die Bitte, ſo gieb Frieden der liebenden Bruſt!"
Alſo der edle Diores, und klimmte die Felſen hinüber,
Ohne zu wiſſen wohin, ging er mit eilendem Schritt;
Nicht empfand er den Schmerz der tödtlich ſchweren Ermattung,
Nach lang dauerndem Kampf gegen das wüthende Meer,
Nicht die Rauhe des Pfad's; ſein liebekrankendes Herz war
Tiefer verwundet, vom Bild' ſchönerer Zeiten bewegt.
Alſo gedacht' er nicht der Ruh, und nicht der Erquickung,
Bis ſich die Milde von ſelbſt bot dem Entkräfteten dar.
Siehe zur Seit' erhob ſich am Felſen ein ländliches Wohnhaus,
Lieblich von Pappeln und lichtfunkelnden Birken bekränzt.
Und die Beſitzerin trat dem Nahenden freundlich entgegen,
Hieß ihn willkommen und bot mild ihm ein wirthliches Dach.
Reifende Jahre ſchon hatten die würdige Stirn ihr gefurchet,
Aber noch ſchmückte die Spur voriger Reize ſie hold.
Aehnlich dem herbſtlichen Tag, ſo dämmerte heimliche Schwermuth
Um ihr Auge, die nur ſchwer ſie im Lächeln verbarg.
Nicht entging ſie dem Blick des weich mitfühlenden Fremdlings,
Und er ſehnte ſich troſtbringend der Guten zu nahn.
Aber ſie eilte voll Huld Erquickung bereitend dem Matten,
Den mit der holden Geſtalt ſüßes Erinnern ergriff,

Bot ihm dann freundliche Rede; „wie lang er vom werthen Geburtsland,“
Frug ſie, „entfernt, welch Meer nehe ſein heimiſches Land?“
Alles berichtet er treu, doch flüchtig, es kümmert ihr Schmerz ihn;
Sanft theilnehmend durchdrang bittend ihr Auge ſein Blick.
Und ſie verweigerte nicht, den Wunſch zu gewähren; ſo ſprach ſie:
„Edler Fremdling! zu tief haſt du mein Inn're durchſchaut!
Ja, ein verzehrender Gram umwölkt mir die ſinkenden Tage,
Die mir vor Zeiten die Hand zärtlicher Liebe verſchönt'.
Wiſſ', ein einziges Kind verlieh mir ein herrlicher Gatte,
Eine Tochter; ſie wuchs reizend am Herzen mir auf.
Ich erfreute der Blühenden mich, als plötzlich ein Sturm mir
Ach, im Entfalten den Keim freundlicher Hoffnungen brach!
Krankend lag ich; da eilte die zärtliche Tochter zum Meerſtrand,
Heilung bringenden Trank ſammelnd in Kräutern umher;
Aber die Liebende nahte zu kühn ſich dem Rande des Felſens,
Ach, in die Wogen hinab ſank ſie des flathenden Meers!
Da erblickte ſie nahend ein Schiff; ein glänzender Jüngling
Stürzt' in die Fluthen und trug ſchwimmend dem Ufer ſie zu;
Ging dann zum Schiffe zurück. Sie kehrte zur friedlichen Wohnung,
Aber mit tödtlichem Reiz blieb ihr im Herzen das Bild.
Als nun jährig ward der Tag der ſüßen Erſcheinung,
Da wie von Zaubergewalt ſchien ſie im Innern berührt;
Die ſie nur heimlich genährt, aus brachen die liebenden Flammen,
Tödtlichen Liebens Glut hielt ſie ans Lager gebannt;
Langſam genaß ſie mir wieder; doch waren die Roſen der Wangen
Und des lieblichen Munds purpurne Nelken verblüht. —
Einſam nun liebt ſie ſeitdem zu wandeln, in dichten Gebüſchen,
Wenn ſie des Hauſes Geſchäft freundlich geduldig vollbracht,
Wo an der Felswand hin des Gartens Rebengeländer
Schatten, oder am Bach düſternde Lauben ſich ziehn.
Dort iſt ihr einſamer Gang; ihr weißes Lämmchen zur Seite,

Sucht ſie zu täuſchen den Gram, ach! durch das zärtliche Spiel.“
So die bekümmerte Mutter; und Seufzer entquollen dem Buſen;
Doch in des Fremdlings Aug' blitzt' ein belebender Strahl,
Dringend beſchwor er die Mutter, den Pfad ihm zu zeigen der Holden,
Und ſie geleitet' ihn ſtill, denkend der Leiden Gewicht.
Als ſie zum Garten nun kamen, da, wo ſich die dunkelſten Schatten
Bräunten, im Bogengewölb flatternd von Zweigen umwallt,
Da erblickt' er die ſchöne Geſtalt! Im weißen Gewande
Saß ſie auf Raſen, die Hand ſtützte das liebliche Haupt;
Und es ergoß ſich die Fülle der bräunlich dämmernden Locken,
Ueber den blendenden Hals, über den blendenden Arm.
Neben ihr ruhte das Lamm, an Weiße gefallenem Schnee gleich,
Und durch der Wolle Gelock' ſchlang ſich ein roſiges Band.
Als ſie der Kommenden Tritte vernahm, da hob ſie die ſchönen
Augen, doch ſchmerzlich bewegt, rief ſie mit bebendem Ton':
„Schöne Göttergeſtalt, die ſtets mich im Schlummer umwaltet!
Kömmſt du noch wachend mir ſelbſt mehrend die ewige Qual?“
Aber mit liebendem Arm umſchlang ſie ihr lieblicher Retter;
Heiß an der ſterblichen Bruſt hob ſich der Liebenden Herz.
„Meine Leukothoe!“ rief die Mutter, die freudig beſtürzte,
„Trog nun der Himmliſchen Huld, die ich dir ahnend verhieß?
Iſt auch ein Sterblicher nur dein Retter, ſein himmliches Lieben
Wird auf die irdiſche Flur zaubernd den Himmel dir ziehn.“
— Alles feierte mit das Glück lang trauernder Liebe,
Schien ſich des holden Vereins huldender Treue zu freu'n.
Schöner erglänzten die Blumen, und Philomele, die ſüße,
Hauchte vom Wipfel des Hains bräutlichen Liebesgeſang.

Lykaon und Euböa.

Lykaon.

Komm an den See, o Geliebte! ſchon röthet der Abend die ſtille
Fluth, und es wölbt dort der Hain blühend ein luftiges Dach;
Laß dort die Strahlen der Sonn' uns, der ſcheidenden trinken! Der Buſen
Athmet dann freier, man fühlt näher den Himmliſchen ſich.

Euböa.

Wohl, ich folge dir gern, mein edler Geliebter! Die Horen
Sind ja geflügelt, wie ſchnell rauſcht uns die Gegenwart hin?
Und ihr Sänger ſeid flüchtig; wer kann mir wohl ſagen, wie bald dich
Wieder der mächtige Ruhm mir aus den Armen entführt?
Darum laß uns genießen des Augenblickes Entzückung! —
Eile, Geliebter! ſchon wird milder die weſtliche Glut.
Laß uns mit Wechſelgeſängen die Sonne zur Ruhe geleiten;
Froher verläßt dann vielleicht Föbus und ſchöner die Welt!
Sieh, da erſcheint ſchon der See durchs Dunkel der Blätter! wie freundlich
Grünen die Ufer! die Fluth wallet in roſigem Licht.
Stimme das Saitenſpiel nun, und hebe den ſüßen Geſang an!
Lauſchend bin ich ſchon ganz, öffnend den Muſen die Bruſt.

Lykaon.

Singe den glücklichen Tag, o Leier! den erſten der Liebe,
Wo ich die Liebliche ſah, die nun im Herzen mir wohnt.
Schön erſchien ſie vor mir, wie eine der Himmliſchen, glänzend
Floſſen auf Schultern und Bruſt finſtere Locken herab,
Um die Lippen ergoß ſich ein Lächeln mit ſiegender Anmuth,
Und von der ruhigen Stirn glänzte gefällige Huld.
Perlen nicht ſchmückten den Hals, nicht Purpur die reizenden Glieder,
Nur daß ums weiße Gewand golden der Gürtel ſich ſchlang.
Alſo erſchienſt du zuerſt mir, Geliebte, die drängende Menge
Hatte dich nicht mir verſteckt, nicht auch des Feſtes Geräuſch;
Dich nur ſah ich im Kreis der verſammelten Griechen; du wareſt
Einzig mir Richter, und nur einzig des Siegenden Preis.
Wie auf den Arm du geſtützt dich neigteſt zu meinem Geſange,
Halb mit der bebenden Hand deckend den lieblichen Blick.
Wie ich dann zu dir trat nach geendetem Wettſtreit; du ſenkteſt
Sittſam die Augen, und Glut deckte dir Wangen und Stirn
Schöner iſt nie doch das Weib, als wenn ſich in heiliger Röthe
Hebt der erwachende Strahl zarter belebender Glut.

Cubä.

Denkend des glücklichen Tags, vergeß ich der Gegenwart Freude,
Und es eröffnet mein Herz nur der Vergangenheit ſich.
Mit Prarinon hatt' ich, der trauten Geſpielin, die ſtille
Wohnung verlaſſen, um auch Zeugin des Feſtes zu ſein
Wir durcheilten die Straßen und fanden noch räumige Sitze
In der Verſammlung; — ich ſah ruhigen Blickes umher.

Viele traten hervor der Sänger; doch rührte das Herz mir
Keiner, obgleich ſich mein Ohr freute des trefflichen Spiels.
Da erſchienſt du, die Stirn von goldnen Locken umſchattet,
Ueber die Schultern herab hing dir die Leier von Gold.
Sänger und Richter und Volk verſchwanden, ſo wie ich dich anſah,
Mir vor den Augen, nur du ſtandeſt, der Glänzende, da.
Nun begann dein Geſang; und vom doppelten Zauber ergriffen,
Gab ich mein Innerſtes ganz, mächtige Liebe, dir hin.
Wechſelnd hob ſich und ſank auf ſilbernen Wogen der Töne
Meine Seele, und tief ſchlich mir der Zauber ins Herz.
Aber die Leier verſtummte; ich horchte noch immer und wußte
Nicht mehr, was um mich geſchah, ganz im Gefühl nur vertieft.
Als ich auf einmal als Sieger dich ſah, im grünenden Lorber,
Und von der Stimme des Volks jauchzend: Lykaon! erklang.
Wie da zu Muthe mir ward! ich glaubte zu Boden zu ſinken,
Als du nun vollends nach mir wandteſt den ſtrahlenden Blick,
Durch die Menge dich drängteſt, und, nun mich erreichend, den Lorber
Riſſeſt vom Haupte und mir legteſt zu Füßen den Kranz! —
Ja, da glaubt' ich es wohl, daß Feuer mir deckte die Wangen!
Aber, Geliebter, auch du ſtandeſt erröthend vor mir!
Schöner erblickt' ich dich nie! Lykaon, die heilige Röthe
Schmückt nicht die weibliche nur, ſchmückt auch die männliche Stirn.

Lykaon.

Viel ſchon ſah ich der fremden, und viel der helleniſchen Frauen,
Aber es rührte mir noch keine den flüchtigen Sinn.
Frei durchirrt' ich, im Arme die Leier, mein ſchimmerndes Kleinod,
Ferne Länder, und oft ward mir die Palme des Ruhms.

Aber ich Einziger, ſollt' ich dem mächtigen Eros entrinnen?
Dich erblicken, und nicht fühlen die ſüße Gewalt?
Frei durchirrt' ich und ſtolz die fernſten Länder und Meere,
Aber durch Länder und Meer trieb mich das Schickſal zu dir!
Ja, dich ſah' ich, Geliebte, mit deiner Anmuth, mit deinem
Süßen Erröthen, und hin war die bewunderte Ruh!
Der ich beſiegte zuvor mit tönenden Waffen die Herzen,
Gab mit verwundeter Bruſt ganz nun beſieget mich hin.
Seelig jetzt preiſ' ich mein Loos und liebe die Feſſeln, die holden,
Die nun mit jeglichem Tag feſter und feſter ſich ziehn.
Scheinſt du nicht lieblicher ſtets, ſo oft ich dich wieder erblicke?
Jegliches ſtille Geſchäft ſchmückt dich mit höherem Reiz.
Wie du ſo hold dich beſtrebſt, den Eltern die ſchwindenden Tage
Zu verſüßen! wie zart pflegt ſie die liebende Hand!
Sie vergeſſen den Schnee des traurigen Alters, gezaubert
Von der Tochter, umblüht noch ſie ihr voriger Lenz. —
Alſo empfindet auch alles den Zauber der Liebe, wer deinem
Magiſchen Kreiſe ſich naht, fühlt die erwärmende Glut.
Wenn du den Garten durcheilſt im zierlichen weißen Gewande,
Und mit geſchäftiger Huld Pflanzen und Blumen beſuchſt,
Schöner dann blüh'n ſie empor, die lieblichen Pflanzen und Blumen,
Wenn ſie der ſonnige Blick meiner Geliebten beſtreift.
Deine Tauben gehorchen dem Locken der reizenden Stimme,
Deine Lämmer verſteh'n freudig den zärtlichen Ruf. —
Und ich, ſollt' ich allein, ein Undankbarer, dem holden
Zauber entſagen, der mich ſüß doch vor allen umſchlingt?
Nein, und böte mir einer der Götter die Ruhe, die Freiheit
Wieder, mein ſehnendes Herz wählte die Feſſeln aufs neu'!

Cubba.

Glücklich, wer heilige Liebe dich kennt! doch glücklich vor allen,
Wer das zärtliche Herz einem Unſterblichen weiht!

Einem Geliebten der Muſen! Vermählet mit edler Bewund'rung
Naht ihr die Lieb' und miſcht ſüßer, die ſüße, den Trank.
Alle Zauber vereinen ſich für die Beglückte, die Alles
In dem Geliebten umfaßt, Hohes und Schönes zugleich!
Wenn ſchon ſein ferneſter Laut allmächtig die Herzen dahinreißt,
Schwelgt an des Wohllauts Quell trunken der Liebenden Ohr.
Ihr iſt das Leben ein ewiger Lenz, mit duftenden Blüthen
Schmückt die geliebte Hand immer von neuem ihr Haupt.
Ihr iſt der Tod nicht Tod; die himmliſchen Töne, ſie folgen
Ueber der finſtern Gruft freundlich der Liebenden nach.
Solch ein ſeeliges Loos ward mir von den Göttern beſchieden,
Darum beneid' ich auch ſelbſt ſie, die Olympier, nicht!
Nahen darf ich mich ihm, den fern nur die Menge bewundert,
Selbſt in der Stunde, wenn ihn freundlich die Muſe beſucht.
Darf an der Bruſt des Geliebten der ſüßen Begeiſterung lauſchen
Und in des Herrlichen Lied werd' ich unſterblich mit ihm!
Aber ſchon hat ſchon der Mond die öſtlichen Berge verlaſſen!
Sieh, wie im Spiegel des See's zittert ſein leuchtendes Bild!
Laß uns nun kehren! Schon rauſchen im nächtlichen Winde die Blätter!
Daß mir die Mutter nicht zürnt, kehr' ich ſo ſpät erſt zurück.
Dank für den ſüßen Geſang! Du haſt, o Geliebter, das ſchöne
Bild der Vergangenheit hell wieder ins Herz mir gedrückt.
Doch, daß es heller noch werde, ſo wind' ich von dieſen verwachſ'nen
Lorbern den blühendſten Zweig dir um das flatternde Haar.
Alſo erſcheinſt du mir wieder wie damals, mit fliegendem Schritte
Dringend durchs bunte Gewühl froh dich umringenden Volks.
Eben ſo ſtandeſt du vor mir erröthend und reichteſt den Kranz mir,
Nimm von der Liebe Hand jetzt ihn, du Sieger, zurück.

Lykaon.

Holde, dein lieblicher Kranz umwehe mir Tages die Locken,
Nächtlich häng' ich daheim über dem Lager ihn auf!
Alſo erfreut' ich mich nie im Anblick der Griechen des Preiſes;
Süßer als Glanz und als Ruhm iſt mir der Liebe Geſchenk!
Auch verdank' ich nur ihr des Sieges Lorbern, ſie ſtimmte
Selbſt mir die Leier und goß himmliſche Glut mir ins Herz.
Du, Geliebte, du lebſt in jeglichem Liede des Sängers;
Meine Töne, ſie ſind alle nur Züge von dir! —
Aber wie ſoll ich dir jetzt erwiedern die liebliche Gabe?
Und den holden Geſang, ſprich, wie vergelt ich ihn dir?
Ach, mir blieb ja nichts Eigenes mehr! der Sänger mit allen
Seinen Geſängen, iſt ja ganz, o du Liebliche, dein!!

Wechſel der Liebe.

Iris.

Die ihr Arkadiens Ströme bewohnt, ihr holden Najaden!
Liebliche Nymphen auch ihr, die ihr in Wäldern euch bergt!
Naht, o nahet der Trauernden Euch! die Klagen der Liebe
Höret! und lindert vielleicht freundlich der Leidenden Schmerz!
Ach, es erleichtert die Klage das Herz! Ihr ſchimmernden Blumen,
Ahndet ihr nimmer die Qual tödtender Liebesgewalt?
Meine Thränen bethauten euch oft! — — Sie ſchimmern und ſchweigen!
Glückliche Blumen, ihr blüht ewig in friedlicher Ruh.
Graſet ihr Lämmer nur! Graſ't! ihr unbekümmerten Frohen!
Die Euch pflegte, ſie mag hülflos in Kummer vergeh'n!
Glücklich war ich vordem; es hielten die Wellen des Alpheus,
Im Entfliehen mir oft freundliche Spiegel wohl vor;
Ich erblickte das Bild der roſig blühenden Jugend,
Wenn ich mich ſelber im Glanz wallender Locken erblickt'.
Mädchen nannten mich ſchön, und Jünglinge rührten die Saiten,
Sangen zur Zither mein Lob, wenn ich die Wieſen betrat. —
Ach, es liebte mich da der ſchönſte der Schäfer am Alpheus,
Glykon; — Ihr Nymphen, auch ihr kennet den Holden gewiß! —
Wenn er die Augen erhob, ſo war es, als brächen die Wolken,
Dunkel verklaret und tief durfte den Himmel man ſchau'n,

Grazien ſchmückten ſein Haupt mit der Anmuth göttlicher Blumen,
Schmückten den Nacken, den Wuchs, ach, und den reizenden Gang!
Alles erkannt' ich, doch trieb mich unglückſelige Sprödе
Stolz; ich achtete nicht Bitten des Holden und Flehn,
Nicht die köſtlichen Gaben, und nicht die Trauer der ſchönſten
Augen; was Freude mir gab, ſchien ich verachtend zu fliehn.
Aber es rächen die Götter den Wahnſinn frevelnden Stolzes,
Und die Erinnie folgt ſtrafend des Glücklichen Spur.
Fern in fremdes Gefild berufen Pflicht und Geſchäft ihn,
Und ich erharret ihn lang heimlicher Sehnſucht Raub.
Ach, die Trennung ſchmolz die umeiſende Kälte des Stolzes,
Und die verhaltene Glut löſ'te zu Schmerzen ſich auf.
Reue nun quälte mein Herz und Zweifel, ob er mir jemals
Kehren würde? zu ſchwer büßt' ich den frevelnden Stolz.
Endlich erſchien er; wie klopfte mein Herz! faſt hätt' ich, die ſpröde
Strenge vergeſſen, ihm froh liebend entgegen zu fliehn!
Weh! welch ſchrecklicher Tauſch! es hatte die tödtende Kälte
Meines Auges den Sitz rächend in ſeinem gewählt!
Ihn nun ſuch' ich, er flieht! In Tönen des zärtlichſten Sehnens
Redet mein Herz ihm, und fremd kömmt mir die Rede zurück.
Ehmals vermied ich, ihn einſam zu ſehn, jetzt gäb' ich mit Freuden
Halb mein Leben, vertraut einmal dem Holden zu ſein!
Grauſame Liebe, du rächſt dich ergrimmt, du raubſt mir das Leben,
Ach, und ich fühl' es! mir folgt ſelber zum Orkus die Qual!

Glykon.

Hab' ich denn endlich dein Wort, du Schönſte der Mädchen am Alpheus!

Kannſt du dem Lauſcher verzeih'n, dem du verrathen ſein Glück?
Himmliſche Liebe, du rächſt dich mit Huld! du giebſt mir das Leben,
Und ich begrüße dereinſt ſelber die Schatten mit Luſt.
Dies verwölbte Gebüſch verbarg mich am Hange des Felſen,
Als du der fühlenden Bruſt ſchönes Geheimniß enthüllt.
Höre, Geliebte, nun auch der Wahrheit treues Bekennen,
Und verzeihe der Liſt, die mich die Liebe gelehrt!
Als ich verweilt' im argiviſchen Land, da ſah mich ein weiſer Greis, er nahm mir die Hand, ſprechend das freundliche Wort:
„Jüngling, dir bleichet die Wang', es ſchwindet der Schimmer der Augen
Und die erfreuliche Kraft ſchwindet der Jugend dahin;
Sicher verzehrt dich der Gram der lebentödtenden Liebe,
Die am verderblichſten ſtets foltert ein edles Gemüth.“
Sprach's, da klagt' ich dem Guten mein Leid und deine Verachtung;
Aber, mit freundlichem Troſt redet er alſo mich an:
„Faſſe du Muth, mein Freund! und kehre getröſtet zur Heimath,
Doch in verſchwiegener Bruſt bergend des Herzens Gefühl.
Eis bedecke die Glut der himmliſch lodernden Liebe,
Und kein verräth'riſcher Blitz leuchte des Auges hervor.
Ehe zwei Monden vergehn, ſo wett' ich! wird ſich die Härte
Schmelzen, das glückliche Ziel wirſt du der Leiden erſeh'n.
Wunderbar iſt das Geſchlecht, oft flieh'n ſie, was ſie mit Inbrunſt
Suchet, und ſuchen dann ſelbſt, was ſie verachtend geflohn!“
Alſo ſprach er. Ich folgte getreulich dem weiſen Befehle;
Und — Geliebte — zu gut weißt du das Uebrige ſchon!
Schmerzen nur gab mir bis heut die beglückende himmliſche Liebe,
Laß mich den Becher nun auch koſten des liebenden Glücks!

Die Hirten-Knaben.

„Daphnis, ſiehe,“ ſo ſprach der goldengelockte Menalkas,
„Wie es ſo lieblich noch iſt außen im freien Gefild!
Vor den Hürden wandelnd, noch laß uns kürzen ein Weilchen
Durch Geſpräche die Zeit! Mild iſt der Abend und lau —
Lüfte des Sommers bewegen die flüſternden Eſchen, der Schlaf flieht,
Wenn man zu zeitig ihn ſucht, findet die Müden nur gern.“ —
Daphnis, erwiederte drauf, mit Roſenwangen, der muntre:
„Wohlgeſprochen! Auch mir dünket der Abend gar ſchön.
Siehe, wie wölbt ſich ſo heiter und blau der unendliche Himmel,
Und zu Tauſenden drauf blitzen die Sterne wie hold.“
„Weißt du,“ verſetzte Menalkas, nachdenkend zum Himmel gewendet
Den ſehnſüchtigen Blick, „was ich mir wünſchte, mein Freund?
Was mir auf einmal brächte des Reichthums ſchimmernde Gaben?
Eine Wieſe, ſo groß wie dies unendliche Blau!“ —
„Eine Wieſe?“ ſo rief kopfſchüttelnd der zweifelnde Daphnis,
„Nein, mein Lieber, da wohl wüßt' ich mir beſſeren Rath!
Siehe: ſo viel du der Stern' am blitzenden Himmelsgewölbe
Funkeln ſieheſt, ſo viel wünſcht' ich der Schaafe für mich!
Weiße Schäfchen! o denke!“ „Nein, warlich, da machſt du mich lachen!“
Sagte Menalkas. „Wohin denkſt du, mein ſchwärmender Freund?
So viel Schaafe? was willſt du zum Futter denn geben den Vielen?“

„O!“ rief Daphnis, „dafür wird mir die Sorge nicht ſchwer,
Alle treib' ich ſie aus auf deine unendliche Wieſe!“ —
„Wie? was ſagſt du?“ ſo rief glühend erſchrocken Menalk;
„Meine Wieſe?“ „Ja, ja! das thu' ich!“ erwiederte Daphnis.
„Ha! das wage nur!“ rief Jener mit ſteigendem Zorn.
Daphnis entgegnete drauf nicht minder mit trotzendem Eifer,
Und ſo entbrannte der Streit höher und höher in Wuth;
Thätlich ward er; es maßen im Wunden vertheilenden Fauſtkampf
Sich die gebietenden Herr'n; ach und es lägen nun bald,
Kämpfend zum Graben gerollt, der Herr der unendlichen Wieſe,
Und der Gebieter der Heerd', ähnlich den Sternen an Zahl.
Aber Amyntas trat, der weiſe, hörend den Kampflärm,
Aus der Hütte; hervor zog er das kämpfende Paar,
Und ein Lächeln erhellte die denkenden Züge des Greiſes,
Als er den erſten Beginn hörte des flammenden Streits.
„Kinder!“ ſprach er, „nur allzuerhizt, nur allzulebendig
Habt ihr das treffende Bild menſchlichen Lebens gezeigt.
Ach, ſo zaubert die Hoffnung uns oft unendliche Wieſen,
Reiche Heerden, an Zahl ähnlich den Sternen der Nacht,
Und wir verfechten das Schattengebild aufbrauſend mit Eifer,
Bis es, zerfließend in Luft, wachend die Kinder verſöhnt.
Straf' uns die hohe Vernunft und warne die lehrende Weisheit,
Ach, das verlangende Herz immer doch bleibt es ein Kind.“

Die Brüder.

„Nein, ich kann es dir nimmer vergeben, ich kann es, Leandros,
Nie dir vergessen! Du hast mich tief im Innern gekränkt!
Nicht mein Bruder du mehr, der so mir die Ehre verwundet!
Schande treffe den Mann, welcher ein Solches verzeiht!
So mich zu schmähen, im Angesicht aller Euböischen Männer,
Aller Lokrischen, selbst Zeugen und Theilern des Spiels!
Dieses schöne Geschoß — noch selbst vom göttlichen Ajax,
Oileus treflichem Sohn — meldet die Sage — vererbt;
Das mir rauben zu wollen! Es standen die Männer, und keiner
Wagte zu schlichten den Streit, der sich gewaltig erhob;
Keiner hätte vorher den Preiß mir bestritten im Pfeilwurf,
Du nur trateſt hervor, theilend die Ehre des Siegs.
Zweifelnd nun standen die Männer, und ungewiß, welchem der Ruhm sei?
Aber ein kriegrischer Gott weckt' uns im Herzen die Wuth;
Warst du der Sanfte wohl da, den sonst man dich rühmet? Wie funkelnd
Blitzten die Augen! Und rauh nannt' er, und ungerecht mich!
Kämpfend begegnet' ich ihm; — o Dank Euch, schützende Götter,
Hier in der siegenden Hand halt' ich den köstlichen Preis!
Mein ist das schöne Geschoß! — Zwar freilich — die Söhne des Reges
Hatten sich immer entzweit! Liebe beherrscht uns und Ruh;
Brüderlich theilten wir Lust und Gefahr, es priesen die Menschen
Unsere Liebe, mit Huld blickten die Götter auf uns. —
Wenn ich der Zeiten gedenke, wo aus des Boagrios Fluthen
Mich dein liebender Arm siegend den Wellen entriß!

Damals — — Doch! — Nein, es iſt aus! — — Leandros, und zürnſt du dem Bruder?
Wie doch das blanke Geſchoß nicht mehr ſo glänzend erſcheint!
Caſtor und Pollux, das Brüdergeſtirn — Einſt harrt' ich mit Wonne
Seines Erſcheinens; — warum bringt mir es heute die Nacht?
Wolken umhüllen es ſchwarz; — auch Brüder ja waren die Helden —
Aber — in liebender Treu hielten ſie ewig ſich feſt!
Ob ich ihn ſuch'? — Ich hätte doch wohl nicht alſo erbittert
Streiten ſollen! — nicht werth ſcheint mir des Kampfes der Preiß."

* * *

Alſo beſprach ſich mit ſich die innerſten Muten Leonteus,
In die verfinſterte Nacht lenkend den willigen Schritt,
Suchend den Bruder; doch als er nun kam zur ſchweigenden Wohnung,
Leer war das öde Gemach, nirgend des Fehlenden Spur.
Bang nun durcheilt' er von neuem die nächtliche Flur und das Hainthal,
Fühlend mit jeglichem Schritt ſtärker die Liebe geregt.
Doch an der Felswand hin, da fand er den Bruder, ermüdet,
Niedergeſunken; ein Stein ſtützte des Schlummernden Haupt,
Schwer noch hob ſich die Bruſt, vom Kampfe des vorigen Tages
Schien ſie belaſtet; entwölkt hellten die Sterne das Land,
Zeigten die blaſſe Stirn, von irrenden Locken beſchattet,
Die noch zerſtöret und los floſſen zum Boden herab.
Aber Leonteus ſtand ſchwer kämpfend mit Stolz und mit Liebe,
Schnell dann vom Nacken herab riß er das blanke Geſchoß,

Legt' es zu Füßen des Bruders, er ſelber dann kniete zur Seit' ihm,
Und ſo ſprach er im Ton ſchmerzlich bewegten Gemüths:
O mein Bruder! ich fühl's, uns hält ein ewiges Band feſt!
Nein, ich liebe dich mehr, mehr als den ſchmeichelnden Ruhm!
Nimm den verderblichen Preiß, den Wettpreiß ſchmählichen Kampfes!
Nimm ihn und blicke nur mild wieder den Trauernden an!
Eine zärtliche Mutter, ein liebender Vater umfing uns;
Freundliche Götter, auf's neu' ſegnet den heiligen Bund:
Sprach's und beugte bewegt ſich über den Schlummernden, leiſe
Nahend den Lippen, die heiß zuckten im ahnenden Traum.
O mein Bruder! ſo rief der Freudigerwachende; heißer
Sanken und zärtlicher noch ſich die Verſöhnten ans Herz.
Hell war die freundliche Nacht, und heiter mit ſchönerem Strahle
Ueber den thauigten Hain glänzte das Brüdergeſtirn.

Das Gut.

Aeon und Ino.

Ino.

Was es war, was ich in Kindheitstagen
Gern mir träumte? — So ein niedlich Gütchen,
So ein Schloß nur, wollt' ich ſagen, prächtig,
Weiter nichts, doch — was nun ſchön man nennt!
Liegend in der anmuthvollſten Gegend,
An des Stroms romantiſchem Geſtade,
Von den Blüthenthälern rings umzogen,
Daß der Blick vom hohen Fenſter nieder
Sich verlöhr' in labyrinth'ſcher Fülle,
In dem Garten grüne Dämmerlauben,
Wo am murmelnden Geräuſch der Quelle
Süß der Schlummer winkt auf weichem Raſen;
Dann, mich jeder Sorge zu entheben,
Noch ein art'ger kleiner Schatz von Golde
Nebenbei — — doch wie, mein Freund, ſo düſter
Irrt dein ſprechend-tiefes Aug' am Boden,
O, was iſt's, mein Liebling, mein Verlobter?
Zürnſt du? hat dein Mädchen dich beleidigt?

Leon.

Ja, das war's, was lang' mein Herz beklemmen!
Leis' es ahnend floh ich den Gedanken,
Daher muß durchdacht, durchlitten ſeyn!
Wohl, dein Werth darf höherm Wunſch dich weihn;
Nimmer wird das kleine Glück dir g'nügen,
Das ſich eint mit dieſer treuen Hand;
Die gerechten, leiſen Seufzer fliegen
Ewig in ein ſchön'res Wunderland. —

Ino.

Wie? Verräther! lieblicher Rebell!
Stellſt du ſo dich gegen Lieb' und Glauben?
Süßer Flüchtling, komm zurück, du ſprengſt
Nicht ſo leicht die Feſſeln, die dich binden;
Kehrſt du ſo in Ernſt des Scherzes Träume?
O du weiſt: für mich die einzig ſchöne
Ausſicht, ſchöner als in Blüthenthäler,
Als in gold'ne Paradiesgefilde,
Schöner iſt — in dieſes Auges Himmel!
Süße Ruh, ſie iſt an deinem Herzen;
Und der Landſchaft weite Grundgebiete,
Die mein Traum zu ſchildern kühn gewußt,
Jenes Lenzgefild, das reiche, holde,
Und mein Schatz von mehr als irdſchem Golde —
O, er wohnt in dieſer reichen Bruſt!

Die Najade.

Die Nymphe.

O mein Geliebter, ſo fremd, ſo lautlos eilſt du vorüber?
Kennſt du die Freundin nicht, deine Vertraute nicht mehr?
Kennſt du die Stätte nicht mehr, du holder Erwählter der Liebe,
Wo uns die Stunden ſo ſchnell flogen im heiligſten Bund,
Wenn du ermattet von Artemis Dienſt, von den Gluten des Tages,
Kühner Liebling, herabſtiegſt von der felſigen Höh'?
Sieh', da empfing ich dich ſanft hier in den kühlenden Schatten,
Und du brachteſt der Treu' zärtliches Opfer mir dar.
Liebliches Wechſelgeſpräch, ſich täuſchend die eilenden Stunden,
Gab es nicht inniger ſtets Eines dem Andern uns hin?
Deine lieblichen Züge, die Schimmer der zaubriſchen Augen,
Sage, wann ſpiegelte treu nicht ſie die Welle zurück?
Kennſt du die Stätte nicht mehr? die heiligen Eichen? ſie wölben
Eben ſo ſchützend ſich noch über dem Silber der Fluth.
Zärtlich noch liſpelt die Welle dir zu, und wo ſie hervorſtrömt
Ueber der Grotte, ſo friſch duften die Ranken noch jetzt.
Alles redet dir noch von der Freundin ſchöneren Tagen,
Holder Geſpiele, nur du, haſt du die Liebe verlernt?

Der Jüngling.

Schweige, bezaubernde Stimme! Sirenengeliſpel der Liebe!
Falſche Stimme! So falſch du, wie dein ganzes Geſchlecht!

Grausame! Warum verheißt ihr uns Treu? Was täuscht ihr mit ſüßer
Ahnung des Himmels ein Herz, das ihr dem Schmerze nur weiht?
Edler glaubt' ich die Lieb' in deinem ätheriſchen Buſen,
Ach, und mit offnem Vertraun gab ich zum Opfer mich hin.
Selbſt in der Göttinnen Bruſt herrſcht weiblich der trugriſche Leichtſinn;
Heilige Treue, ſie kennt einzig ein männliches Herz.
Ja, wohl glaubt' ich an Glück; ich traute dem himmliſchen Spiegel,
Trau'te dem ſüßen Geſchwätz deines bezaubernden Tons.
Thörichter, konnteſt du glauben, daß fern auch feſt dir die Huld ſei?
Daß, wer dem Auge verſchwand, bleib' in der Frauen Gemüth?
Monden verflogen; mich hielt in grenzlos weiter Entfernung
Heiliger Ruhm, mich hielt herrſchend die männliche Pflicht.
Endlich der Heimkehr Glück verlieh'n mir die Götter; da eilt' ich,
Nicht den lockenden Reiz achtend des ſchöneren Land's,
Achtend nicht Wetter und Stürme, zu ihrer gefeierten Heimath —
Sieg frohlockt nicht die Lieb' in der entſagenden Müh'?
Treuer nur flog ich zurück, tief ſchmachtend nach ihrem geliebten
Anblick, nach dem Vertraun innigen Herzen-Vereins.
Weh mir! da fand ich die Quelle, die liebe, mit eiſiger Rinde
Dreimal umpanzert; verſtummt war ſie des Liebenden Flehn.
Glühend vom Aug' mir ſtürzten die ſchmerzlichen Thränen; ſie floſſen
Glühend auf's fühlloſe Eis nieder, es thau'te nicht auf!
Ach, da wucherte zehnfach mir die vergangene Wonne
Mit verzweifeltem Gram, der mir das Leben zerſtört.
Rufe nun nicht mich zurück zu deinem verderblichen Traumglück! —
Traue den Weibern, wer leicht liebt und noch leichter vergißt.

Die Rompee.

Ach, mein Geliebter, nicht zürne dem armen verrathnen Geschlechte,
Das oft mit tödtlichem Schmerz opfert sein schönstes Gefühl!
Sahst du den Winter denn nicht, der auf der schneeichten Flur lag,
Starrende Felsen, den Hain schauernd im blinkenden Reif?
Schweigend standen und ernst die Bäume, die nahen; die Luft zog
Ueber das weiße Gefild schweigend und ruhig und kalt.
Ach, mich hatte verdammt mein strenges Verhältniß zum Schweigen;
Götter des Hains und der Flur, kennt ihr die Liebe denn nicht?
Deinen Jammer vernahm ich, doch hielt mich der eisige Zwang fest;
Ach, mein Geliebter, wie schwer ward er der zärtlichen Brust!
Zürne der Liebenden nicht, und glaube: Je schüchterner stille
Weibliche Liebe sich birgt, dauert je fester sie fort.

Gärtner-Idylle.

Der Jüngling.

Einem blüh'nden Frühlingsgarten,
Holdes Mädchen, gleicht dein Antlitz!
Rosen blüh'n auf deinen Wangen,
Auf der Stirn der Schnee der Lilien,
Veilchen in den dunkeln Augen,
Auf den Lippen Purpurnelken;
Dürft', o dürft' ich in dem Garten
Doch die süßen Blüthen warten
Und ihr treuer Pfleger seyn!

Das Mädchen.

Einem blüh'nden Frühlingsgarten
Gleicht dein Herz, du schöner Jüngling:
Rosen glüh'n da bei Narzissen,
Bei Violen dunkle Nelken,
Duft'ge Hyazinthenglocken
Bei der Tulpen Farbenspiegel
Und wo späte Malven schatten,
Hebt sich schon der junge Krokus;
Also drängt sich Blüth' an Blüthe,
Doch für mich, du Schöner, sicher
Glaub', ich will in deinem Garten
Nicht der Blumen Zelmte seyn.

Der Jüngling.

Wie ſo grauſam, ſchöne Stolze,
Spotteſt du des armen Kranken!
Ach, du weißt zu wohl, daß keine
Grünt, wo dir das Feld geweiht iſt.
Ach, ich fühl's, der Schönheit Blüthe
Ward verſeh'n mit ſpitz'gen Waffen;
Aber mag die Streng' auch quälen,
Mag der ſcharfe Dorn auch ſchmerzen,
Dennoch blühſt im treuen Herzen,
Süße Roſe, du allein!

Das Mädchen.

Iſt es wahr? und darf ich trauen
Dieſes Auges treuen Blicken?
Dieſes Schweigens wärmſten Bitten?
Guter, nun ſo mag dann endlich
Sich das Eis des Buſens löſen.
Und des Frühlings milde Wärme
Zieh' in's kalte Herz herein.
Sprödе weicht der ſanften Güte,
So entfalte dann die Blüthe
Deiner Liebe Sonnenſchein.

Jagd und Blumenleſe.

Edwy.

Schönes Mädchen hier im Thale,
Wie ſo einſam und allein?
Willſt du nicht im Abendſtrahle
Mit den Schweſtern dich erfreun?

Malwina.

Schöner Jäger, Sohn der Hügel,
Wie ſo eilig durch's Gefild!
Hier am Strand im Fluthenſpiegel
Sah ich dein verklärtes Bild.

Edwy.

Eil' gezieme des Jägers Tritten,
Iſt der leichten Schritte Zier! —
Aber du, in Thales Mitten,
Schönſte, wie ſo einſam hier?

Malwina.

Ach, ich wollte Blumen pflücken,
Doch es ſchien vor meiner Hand
Sie ein Zauber zu entrücken,
Daß ich auch nicht eine fand.

Edwy.

Was ich wollt' im Hain erjagen,
Auch ich fand es heut' nicht mehr!

Malwina.

Edler Jüngling, darf ich fragen,
Du ſcheinſt fremd hier, doch woher?

Edwy.

Holde Jungfrau, wohl vom Kriege
Kehr' ich, fern aus fremdem Land;
Sehnte mich, nach blut'gem Siege,
Zum geliebten Heimathsſtrand.

Wollte ſeh'n, ob Reh' und Hinde
Scheuten noch des Jägers Rah'n?
Ob die Doggen, ſchnell wie Winde,
Treu noch folgten meiner Bahn?

Malwina.

Und wie haſt du ſie gefunden?
Kennt der Wald noch ſeinen Herrn?
Doch, ergötzt an Blut und Wunden
Weht ein edles Herz ſich gern?

Edwy.

Friſch und frei wie Luft der Hügel,
Liebt' ich Müh' nur und Gefahr;
Lieh oft kühn des Windes Flügel,
Klimmte nach dem kühnen Aar.

Doch ein milder Feind dem Wilde
War ich, freut' an Qual mich nie; —
Und nun trifft für ſolche Milde
Selbſt mich Qual, ich weiß nicht wie!

Hirſch und Reh, ſie möchten weiden
Friedlich um und neben mir,
Ränd' ich für den Pfeil der Leiden
Einzig Hülf' und Rettung hier!

Schönes Mädchen, vor zwei Tagen
Sah ich dich im Morgenlicht;
Ruhe wollt' ich nun erjagen,
Aber ach, ich fand ſie nicht!

Wo ich ſucht' in Waldgehegen,
Und im ſonnigen Gefild,
Selbſt aus jedem Buſch entgegen
Trat mir dein umſtrahltes Bild! —

Malwine.

Seltſam! ſo auch mir! — geſehen
Hatt' ich dich im Morgenſchein;
Nichts nun wollte glücklich gehen;
Traurig war ich und allein.

Sah jetzt trüb' ins Spiel der Wogen,
Da erblickt' ich auf einmal
Dich, den Büſche noch umzogen,
Auf der Fluth im Abendſtrahl.

Und wie ſeltſam! nun der Schimmer
Deiner Blick' auf mir verweilt,
Iſt es mir, als wär' auf immer
Jener dunkle Schmerz geheilt!

All' die holden Roſen prangen,
Die im Thal ich nirgend fand,
Glühend dir auf Mund und Wangen,
All' mir reizend zugewandt! —

Edwy.

Ja fürwahr! ſo löſt die Frage
Sich im dunkeln Innern auf!
Was ich nicht im Wald erjage,
Winket hier dem müden Lauf.

Ja, mir wird zum Paradieſe
Rings die Gegend, lächelſt du,
O gewiß! Ich fühl's, du Süße,
Dir am Herzen fänd' ich Ruh!

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

H. L. Methusalem Müller.

Dritter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

Vorwort.

Da der Herausgeber der beiden erſten Theile der Schriften der Louiſe Brachmann die Herausgabe der folgenden Theile aufgegeben hat, ſo habe ich dem Antrage und Verlangen der Verlagshandlung, die fernere Herausgabe dieſer Schriften zu beſorgen, in ſo fern und in dem Maße nachgegeben, daß ich die Durchſicht und Auswahl des zum Druck zu Befördernden übernommen und beſorgt habe und fernerhin beſorgen werde. Ich beſchränke mich jedoch allein auf das Geſchäft der Durchſicht und Anordnung des mir in obiger Abſicht Anvertrauten. Das Verdienſt der leider zu früh und ſo unglücklich aus dem Leben geſchiedenen Dichterin aufrichtig ehrend, und ihr im Le-

den befreundet durch das Band, welches Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft knüpft, habe ich geglaubt, nur das Gediegenere aus ihren zahlreichen Werken auswählen zu müſſen, indem ſich unter dieſen ſo manches findet, was ſie ſelbſt, hätte ſie dieſe Ausgabe ihrer Schriften ordnen und leiten können, gewiß nicht aufgenommen haben würde. So denke ich, ſollen dieſe Schriften ein würdiges Denkmal eines Geiſtes ſeyn, der, ſo lange er hinieden wallte, den Vollkommenern raſtlos nachſtrebte, und ſeine Zeitgenoſſen durch die edelſten Früchte ſeiner Thätigkeit zu erfreuen ſuchte.

Leipzig im Auguſt 1825.

K. L. Methuſ. Müller.

I.

Xavier.

Ein Familienbild.

Es thut dem Herzen wohl, wenn man zuweilen beim Anblick seelenvoller Bilder vernimmt, daß es Portraits, und nicht bloß Schöpfungen der Künstlerseele sind. Eine Geschichte aus nicht allzulang vergangner Zeit sprach mich vor Kurzem rührend an; ich nahm mir vor, das edle Bild auch meinen Freunden mitzutheilen. Einige selbstverlebte schöne Tage mögen ihm gleichsam zum heitern Landschaftsgrunde dienen.

Schon seit lang war ich auf das Schloß einer befreundeten Familie eingeladen gewesen. Nur geistig hatten wir bisher in Verbindung gestanden, allein auch ungesehen eine lebhafte, gegenseitige Freundschaft gefaßt. Ich freute mich, als ich endlich einmal die Reise dahin unternehmen konnte, und am Abend eines schönen Juniustages den Wohnsitz meiner Freunde begrüßte.

Herr und Frau von ** empfingen mich mit wahrhaft herzlichem Ausdruck von Freude. Beide, aus alten rühmlichen Rittergeschlechtern entsprossen, vereinen die Biederkeit der frühern Zeit mit lebhafter Empfänglichkeit für Kunst und alles Schöne, alles Große, was die neuere bietet. Es war schon dunkel, als ich ankam; man führte mich in einen mit Kerzen erhellten Saal im untern Stockwerk, wo unsrer die Abendmahlzeit harrte. Wir gingen erst spät auseinander;

meine freundliche Wirthin führte mich ſelbſt die Treppe hinauf nach dem für mich beſtimmten Zimmer. Es war ein einfach ausgeziertes hohes Zimmer mit einem daran ſtoßenden freundlichen Schlafgemach; ich ſah mich wohlgefällig in dem ſtillen Beſitzthum; allein jetzt öffnete Frau von ** eine hohe Glasthür, welche von innen durch ſeidne, bis zum Boden herabwallende Gardinen verborgen geweſen war; wir traten heraus auf einen Balkon — und hier — mit einem Male lag eine Landſchaft vor mir, ſchön, in einem ganz ungewöhnlichen Charakter ſchön, und von dem zaubriſchen Licht des vollen Monds beleuchtet. Der weite, laubenvolle Blumengarten, der ſich bis unter den Balkon hinzog, die Baumgruppen, die Haine rings um ihn her, nur hier und da von Wieſengrund durchbrochen, Alles wurde durch einen Halbkreis romantiſcher Felſen eingeſchloſſen, die, ſich von einer Seite zur andern ziehend, ein ſtilles Friedensthal zu bilden ſchienen, in deſſen Schooße Schloß und Garten wie in einer Wiege ruhten. Es machte einen eignen Eindruck von Ruhe, von ſanftem Schwindel, möcht' ich faſt ſagen, wenn man auf die ganz gleichen Steinſchichten der glatten, niederſteigenden Felſenwände ſah, ſo daß mich das Ganze beinahe wie eine Traumlandſchaft zu umdämmern ſchien.

Gerade eine ſolche Stimmung gehörte dazu, um mich ſo aufmerkſam auf die an ſich einfachen Worte zu machen, die eben Frau von ** zu mir ſagte, als ſie ſich wegbegeben wollte: „Ruhen Sie ſanft, meine Freundin! Sie wohnen, wo ehemals ein guter Menſch gewohnt hat!“

Ich glaubte einen eignen bewegten Ausdruck in ihrer

Stimme zu bemerken. — „Und wer, wenn ich fragen darf?" — verſetzte ich theilnehmend.

„Mein längſt verſtorbener Oheim, ein Ordensritter" — erwiederte ſie, mit dem vorigen Tone, drückte mir herzlich die Hand, und entfernte ſich.

Dieſe wenigen Worte, mit einer Art wehmüthiger Bedeutung ausgeſprochen, beſchäftigten mich. Eine Menge dunkler Ideen ſchienen ſich ſchon mit dem Worte Ordensritter, für mich zu verbinden, das ich nie mit Kälte nennen hören werde. Dieſe ſtille, ätheriſch mich umſchwimmende Landſchaft, faſt war es mir, als ob ſie zuſammenflöſſe mit den Gedanken an den edeln, unglücklichen Bewohner dieſer Zimmer!

Daß er edel geweſen war, konnte ich nicht bezweifeln; hatte ihn nicht Frau von ** mit einem ſo beſtimmten Accent einen guten Menſchen genannt? ſie, welche die Beſcheidenheit ſelbſt, nie etwas Vortheilhaftes von ſich oder den ihr Angehörigen zu ſagen wagte, wenn es nicht in noch dreimal höherm Grade zu verbürgen ſtand! Daß er nicht glücklich war, dieß glaubte ich aus der Art ſchließen zu können, mit der ſie von ihm geſprochen hatte. — So wurde mir dieſe Stelle, die er vor mir bewohnt hatte, gleichſam zum ſtillen Heiligthum, und wie im Schutze eines guten Geiſtes ſchlief ich ein.

Ein himmliſcher Morgen erweckte mich; die Gegend prangte nun mit verändertem Reiz in ihrer maleriſchen Farbenfriſche, wo goldne Sonnenlichter über Felſen und Bäume ſpielten, die Wipfel von Geſang ertönten, und Bienen munter über die Blumenfelder unter meinem Balkon hinſummten. Erfreut nahm ich den Vorſchlag meiner liebenswürdigen Gaſt-

freunde zu einem ländlichen Spaziergange an. Wir wählten die entgegengeſetzte Richtung von der Ausſicht, die ich aus meinem Zimmer hatte, und auch hier fand ich die anmuthreichſte Landſchaft. Felder in ſchwellendem Wuchs; Pflanzungen trefflicher Fruchtbäume, und helle, freundliche Dörfer ſchienen vom blühendſten Wohlſtand zu zeugen.

Wir ſahen jetzt eine grünfunkelnde Wieſe vor uns liegen, um die ſich herrliche Baumgänge zogen, die Wege von einem Ort zum andern mit wohlthätigem Schatten deckend. Einer von dichten Buchen, einer von Linden, und wir ſtanden eben unter einem Pappelgange, der trotz ſeiner hochſtrebenden, luftig flatternden Zweige, ſich doch zu einer dichten Säulenhalle bildete. Frau von ** blieb einen Augenblick ſtehen, und ſah empor zu dem hohen, flüſternden Laubdach; dann ſagte ſie halbleiſe: „Dieſe Schattengänge hat mein guter Oheim, der Ordensritter, auch angelegt.“

Mir war, als ob ich dieß ſchon geahnet hätte; doch höchſt erfreut, dieſen Gegenſtand endlich berührt zu ſehen, ſuchte ich eifrig ihn feſtzuhalten. „Wie?“ rief ich mit theilnehmender Aufmerkſamkeit und einem Blick auf beide, der mehr von dieſen herzlichen Aeußerungen zu bitten ſchien. „O ja!“ nahm Herr von ** das Wort, „den größen Theil des Wohlſtands dieſer Fluren verdanken wir dieſem vortrefflichen Verwandten, der ehmals der Beſitzer dieſes Gutes war. — Dort, ſehen Sie jenes Dörfchen durch die Bäume blinken? Jene größtentheils neuen, reinlichen Häuſer hat er den armen Einwohnern nach einem großen Brande wieder aufgebaut.“

„Dort jene Kirche,“ ſagte Frau von **, nach einem andern, größern Dorfe zeigend, die lange halb verfallen ſtand,

hat er wieder zum Gottesdienſte eingerichtet — und ſehen Sie — dort kommen die lebendigen Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit.“

Ein Zug fröhlicher, blühend geſunder Kinder kam eben aus einem weißen, anſehnlich gebauten Hauſe nicht fern von der erwähnten Kirche, und ging nach dem umbüſchten Dörfchen zu. — „Dieß iſt das Haus des Lehrers,“ fuhr Herr von ** fort, „zu der Schule, die er geſtiftet hat, für die Kinder ſeiner ärmern Unterthanen; denn nicht bloß Felder wollte er verbeſſern, und Bäume pflanzen, auch das Gute hat er eifrig gepflegt in Seelen, welche Gott ihm anvertraute.“

Die Kinder gingen jetzt zutraulich grüßend an uns vorüber; Herr und Frau von ** unterhielten ſich theilnehmend mit ihnen, forſchten nach den Fortſchritten ihres Fleißes, theilten kleine, ermunternde Gaben aus; beſtellten manche, deren Aeltern krank waren, nach dem Schloſſe. O wie gut muß der geweſen ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, den dieſe, ſchon ſelbſt ſo guten Menſchen, mit dieſer feurigen Bewundrung loben!

Indeſſen hatte die Dazwiſchenkunft der Kinder dem Geſpräch eine andre Richtung gegeben. Unſre Wandrung, die einen Zirkel beſchrieben hatte, neigte ſich zu ihrem Ende, und das Schloß lag ſchon nah und ſchimmernd vor uns, als wär' es der Juwel in dieſem ſchönen Ringe. Mit ſtiller Achtung ſchloß ich das Intereſſe, das nun ſo ſchön gerechtfertigt war, in mein Gemüth; allein in einer ungeſtörten Nachmittagsſtunde, wo eben Frau von ** bei mir in jenem, ſo bedeutend gewordenen Zimmer war, benutzte ich den Augenblick,

und ſagte, ihre Hand ergreifend, mit nicht mehr verhehlter Wärme: „O halten Sie es nicht für Neugier, wenn ich ein inniges Verlangen hege, etwas mehr von dem Schickſal jenes edlen Todten zu wiſſen, der mich nach alle dem, was ich von ihm höre, ſehr lebhaft intereſſirt; und von dem mir ein innres Gefühl zu ſagen ſcheint — — daß er ſelbſt nicht ſo glücklich war, als er andre machte.“ „Wie könnte ich den Ausdruck wahren Antheils verkennen?“ erwiederte meine Freundin, „und gegen wen könnte ich daher lieber von ihm ſprechen, als gegen Sie? Ja, Ihr Gefühl hat Sie nicht betrogen; er war nicht glücklich! Er, der rings um ſich Segen zu verbreiten ſtrebte, mußte ſelbſt darben an den liebſten Wünſchen ſeines Herzens. Dieſe Stätte, dieſe einſamen Gemächer ſind wohl öfter Zeugen der ſtillen Kämpfe ſeines edeln, glückloſen Herzens geweſen.

„Die Geſchichte ſeines Schickſals iſt einfach, vielleicht nicht ungewöhnlich; allein die Art, wie er ſein Schickſal ertragen, beſiegt hat, mag nicht ganz gewöhnlich ſeyn. Von der frühſten Kindheit an hat mich eine innige Theilnahme zu dieſem guten Oheim gezogen, und das, was er meiner Mutter einſt ausführlich vertraut, habe ich von dieſer wieder erhalten, und unauslöſchlich feſt meinem Gedächtniß eingeprägt.“

„Xavier von M.. — dieß war ſein Name, — der einzige Sohn meiner Großmutter mütterlicher Seite, war, nach dem frühen Tode ſeines Vaters, der letzte Sproſſe eines angeſehenen Geſchlechts. Der Reichthum ſeines Erbes ſetzte ſeine Mutter und ſeine Vormünder in den Stand, ihm die vollkommenſte Erziehung geben zu laſſen, und ſo vereinte er mit der Empfindſamkeit des beſten Herzens einen ſehr aufge-

klärten, durch Wiſſenſchaft geſchmückten Geiſt. Reiſen vollendeten, was er auf mehrern Akademien mit gründlichem Streben eingeſammelt hatte, und gaben zugleich ſeinem Aeußern jene anmuthige Gewandtheit, welche eine vortheilhafte Geſtalt erſt hervorhebt.

„Aber" — unterbrach ſich Frau von **, „Sie müſſen verzeihen, wenn ich vielleicht zu warm zu ſeinem Lobe hingeriſſen werde, müſſen vergeſſen, daß ich von einem Verwandten ſpreche! — — und iſt er denn nicht jetzt ein längſt verklärtes Weſen? — Der Tod hebt ja über alle irdiſche Bande hinaus!"

„Er war zur diplomatiſchen Laufbahn beſtimmt, und ſchon hatte er an unſerm Hofe einige Jahre mit Beifall und Ehre gedient, und das nach rühmlicher Auszeichnung dürſtende Gemüth ſeiner Mutter mit frohem Stolze erfüllt, als ihn eine Reiſe in Geſchäften des Staats in ein entferntes Fürſtenthum führte. Er eilte auf das Schloß ſeiner Mutter, um dieſer und ſeiner kleinen Schweſter noch vorher Lebewohl zu ſagen."

„Seine Mutter, eine geborne Gräfin von S . . , eine würdige Frau, aber mit etwas ſtrengem, faſt männlichem Geiſte begabt, ertrug die Trennung von dem theuern Sohne mit Standhaftigkeit; doch hielt ſie es für angemeſſen, ihm, welchen ihr die letzten Jahre faſt aus dem Geſicht gerückt, noch vor dem Scheiden die Wünſche und Hoffnungen ihres Lebens ans Herz zu legen. Sie, welche des Vaterloſen frühere Erziehung faſt allein und mit geiſtvoller Kraft geleitet hatte, ſtand in einem faſt überirdiſchen Anſehn bei ihrem Sohne, und jedes ihrer Worte war ihm bisher Befehl geweſen, je-

der Blick ihrer feuervollen Augen gleichſam ein lohnender oder ſtrafender Urtheilsſpruch."

„Xavier — fing ſie mit einem halb gütigen, halb vorwurfsvollen Lächeln an, als die Stunde des Abſchieds nahte — iſt dir deine Mutter ſo fremd geworden, daß du mir nichts von dem zu ſagen weißt, was einem Menſchen in deinen Jahren immer das Wichtigſte iſt?"

„Was meinen Sie, theure Mutter?" fragte Xavier beinah beſtürzt.

„Ich meine die Angelegenheiten deines Herzens!" lächelte dieſe. — „Welche von den ſchönen Fräuleins der Reſidenz, Gräfinnen oder wohl gar Prinzeſſinnen hat denn den Preis bei dir davon getragen? und will ſich künftig herablaſſen, den Namen derer von M.. zu tragen?"

„Aengſtlich hatte Xavier umher geſonnen, wodurch er ſich wohl einen Vorwurf von der verehrten Mutter könne zugezogen haben. Jetzt athmete er wieder leicht, und blickte ſie mit freien treuherzigen Augen an. „Beſte Mutter," rief er fröhlich, „wenn Sie mich in dieſem Verdacht gehabt haben, ſo darf ich Ihnen auf mein Ehrenwort verſichern, daß Sie mir Unrecht thaten! Bisher hat nur der Wunſch meine Seele beſchäftigt, meine Stelle im Staate rühmlich zu erfüllen, was doch wohl des Mannes erſtes und edelſtes Ziel ſeyn ſoll. — — Noch fand ich kein Weib, — und aufrichtig geſagt, — achtete auch auf keins, — das mir hätte gefallen können!"

„Deſto ſchlimmer!" rief die Mutter, „deſto ſchlimmer, mein Freund! Du ſtehſt in deinem ſechs und zwanzigſten Jahre; und haſt du nie daran gedacht, ob das Geſchlecht deiner

edeln Ahnen fortblühen möge, oder untergehen? Dieß Geſchlecht, das glorreiche Helden in ſeiner Reihe zählt? Iſt dir es gleichgültig, ob der Name der M.. fortan auf Erden genannt werde, oder nicht?"

„Dieſe Worte überraſchten Xavier. In dieſem Augenblicke fuhr ſein Reiſewagen vor. — „Geh, mein guter Sohn!" ſagte die Mutter weicher, als gewöhnlich, und mit Thränen im Auge. — „Vielleicht, daß du in jenen fernen Gegenden findeſt, was uns beide beglücken kann! O daß mir Gott die Freude ſchenkte, noch Enkel an mein Herz zu drükken!"

„Erröthend und in höchſter Beklommenheit umarmte Xavier ſeine Mutter, verſprach ihr in ehrerbietigen, aber flüchtigen Worten, immer, ſo viel es ihm nur möglich ſey, ihren Wünſchen gemäß zu handeln, küßte noch ſeine kleine Schweſter, und warf ſich dann ſchnell in den Wagen."

„Er hatte unterweges Zeit genug, Betrachtungen nachzuhängen, die ſich je mehr und mehr zur Schwermuth neigten. Es lag wohl etwas Wahres, Gerechtes in den letzten, ſo bewegt ausgeſprochnen Worten ſeiner Mutter; auch war es ſein ganzes Leben durch ſein Ziel geweſen, die Wünſche dieſer hochverehrten Mutter zu erfüllen, und nun auf einmal ſah er ſich an dunkler Grenze ſeiner Macht, ja beinahe ſeines Willens! Denn wenn auch tauſend zarte Bande von liebender Gefälligkeit die Welt gegenſeitig verknüpfen, bei dieſem Gegenſtand allein iſt ein edles Gemüth ewig frei, und wird durch keine Feſſel, wär's auch die zarteſte, beſchränkt. Entſagen kann ein hoher Menſch aus Rückſicht gegen Andre dem Kleinod, das er liebt, doch nimmer aus derſelben Rück-

ſicht ſich dem ergeben, was ihm nicht durch Liebe geheiligt iſt.

Je inniger Xavier gewünſcht hätte, ſeiner Mutter auch hierein willfahren zu können, je mehr ſah er ſich in der Folge in Widerſpruch mit den höhern Forderungen ſeines Herzens. Er kam an dem Hofe an, für welchen ſeine Anträge beſtimmt waren, und ward, als der Geſchäftsträger eines angeſehenen Fürſtenhauſes, mit größter Auszeichnung empfangen. Sein vortheilhaftes Aeußeres, wahrſcheinlich aber noch mehr der Ruf ſeines bedeutenden Vermögens, lenkten bald die Augen aller Damen der Reſidenz und der Umgegend auf ihn; allein nicht Eine fand er, die ſeinem dunkeln, aber heilig gehaltenen Ideal von Liebe ſich nur von fern genähert hätte. Und zog ihn auch wohl hin und wieder ein liebenswürdiger äußerer Schein von Seele an, ſo mußte er ihn immer nur zu bald für Schein erkennen."

„Einſt ward er mit mehrern Großen der Hauptſtadt auf das Schloß eines benachbarten, ſehr reichen Edeln geladen, der die Vermählung einer ſeiner Töchter durch achttägige Feſte feierte. In ſchimmerndem Gemiſch war hier die ſchöne Welt von nah und fern verſammelt; ſchwarze Augen funkelten neben ſchmachtenden blauen, und gingen ſieggewohnt zu offner Fehde aus, während jene gleichſam nur durch verdeckten Angriff in die Herzen zu dringen ſuchten. Bei Hebe's Jugendblüthe prangte dort junoniſcher Wuchs, und Alles in der Glorie des höchſten Schmucks, der größten Pracht in den Gewändern und in der ſchimmernden Verklärung der Juwelen. Nur ein Gemüth, wie Xaviers, konnte hier ungeblendet und ungefeſſelt bleiben."

„Ihm ward bald dieſes leere, luſtſüchtige Geräuſch zum Ueberdruß, und er ſtahl ſich nicht ſelten von der Geſellſchaft hinweg, um einen einſamen Spaziergang in die umliegende Gegend, vorzüglich in den nahen Wald zu machen.“

„In einer ſchwülen Nachmittagsſtunde ſuchte er auch nach aufgehobner Tafel die Schatten des Waldes auf, deſſen naheliegender Theil durch mancherlei engliſche Partien verſchönert war. Langſam wandelte er durch die grünen Irrgänge, und kam jetzt an ein recht ſtilles, heimliches Plätzchen, zu einer Moosbank, rings von blühendem Geſträuch umgeben, und von ſchattenden Bäumen im Kreiſe eingeſchloſſen. Er warf ſich auf dieſen gleichſam der Ruhe geweihten Sitz, und fing ſchon an, bei dem leis flüſternden Geräuſch der Blätter ſich einem leichten Schlummer hinzugeben, als er nicht fern von ſich etwas Farbiges aus dem Graſe blicken ſah. Er hob es auf; es war eine kleine Briefta ſche von rothem Marokin. Flüchtig durchblätterte er ſeinen Fund, nur um vielleicht den Eigenthümer dadurch zu erkennen. Doch unwillkürlich ward er durch den Inhalt angezogen, und zu Uebertretung ſeiner ſonſt gewöhnlichen Discretion verleitet. Es waren Denkſprüche von einer zierlichen weiblichen Hand geſchrieben, hingeworfene Gedanken und Empfindungen, deren einige aus vorzüglichen Schriftſtellern entlehnt, andre aus der eignen Tiefe eines reichen Gemüths hervorgegangen ſchienen. An manchen ſah man es deutlich, wie ſie in bekümmerter Stimmung niedergeſchrieben waren, wie ſich das beklommne Herz durch ſie hatte Troſt zuſprechen wollen. Unter andern ſprachen ihn ein paar Strophen rührend an, die auch mir im Gedächtniß geblieben ſind:“

„Wer ſchon ſeit der Kindheit Tagen
Glücklich darf durch's Leben geh'n,
O er mag durch kühnes Wagen
Seinen Muth unſterblich ſeh'n!

Doch dem Armen, dem im Leben
Nie gelacht des Glückes Huld,
Stärke du ſein mühvoll Streben,
Heldin, himmliſche Geduld!"

Ein lebhaftes Intereſſe war nun für Xavier in dieſes leere, müßige Geräuſch gekommen, das er vorher geflohen hatte; denn er konnte nicht zweifeln, daß eine von den Damen der Geſellſchaft die Schreiberin dieſer Sinnſprüche ſey. Denn benutzten doch auch die übrigen Theilnehmer an dem Feſte zum öftern dieß ländliche Recht des freien Umherſtreifens in der Gegend! mit Unruhe wartete er auf den Abend, wo ſich die Gäſte ſämmtlich im großen Saale zu verſammeln pflegten, und er im vielſeitigen Geſpräch die Unbekannte ſicher zu erforſchen hoffte."

„Der Abend kam; Wirth und Gäſte verſammelten ſich; allein Xaviers Hoffnungen wollten ſich nicht erfüllen. Schon der Character ſtiller Traurigkeit, duldender Ergebung, welche die Verfaſſerin dieſer Aufſätze zu bezeichnen ſchien und ſie ſeinem großmüthigen Herzen nur unendlich werther machte, konnte ihm ein leiſer Fingerzeig bei ſeinen Nachforſchungen ſeyn; doch dieſe Damen ſchienen alle glücklich, faſt bis zum Uebermuthe. Durch tauſend zarte, geiſtreiche Wendungen ſuchte er den Geiſt der Damen zu erforſchen; ſchlug alle Saiten jener in den Inſchriften geäußerten Ideen und Gefühle an, ohne daß ihm auch nur ein einziger antwortender Ton

gekommen wäre. Endlich ſchlug er ſogar ein Spiel vor, worin Jeder eigenhändig einen Gedanken niederſchreiben mußte; aber auch nicht eine einzige Handſchrift glich jenem eigens gefälligen Schriftzügen. Ihm blieb nun nichts, als den lieben Fund zu bewahren, da er ihn nicht gegen eine noch liebere Entdekkung hatte vertauſchen können."

„Indeſſen, eine Art von Unruhe, von Unbehaglichkeit hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, die er vorher nie gekannt; ſchlaflos warf er ſich einige Stunden der Nacht auf ſeinem Lager, und ſprang endlich auf, um, wie er ſich ſelbſt überredete, den Aufgang der Sonne einmal auf dem nahen Berge zu betrachten. Im Grunde hätte er aber wohl gewünſcht, eine andre Sonne am Himmel ſeines Lebens aufgehen zu ſehen."

„Im Schloſſe lag noch alles im tiefen Schlafe; leiſe ging Xavier aus ſeinem Zimmer durch einen Seitengang deſſelben Flügels nach dem Garten; denn mild und ſchonend, wie er ſtets gegen Andre war, hatte er niemand wecken wollen, ſelbſt ſeinen Diener nicht. Er öffnete die Seitenthür, und trat hinaus in den Garten, der ſich in blühenden Terraſſen hinter dem Schloſſe hinzog, und dann durch den anſtoßenden Park ins Freie führte. Jetzt lag noch Dunkel auf dem Luſtgebiete; nur noch in unbeſtimmten Formen und Farben ſchwankten die hohen Blumen ihm entgegen, und thaten nur durch reiche Düfte, die ihm Sehnſucht weckend entgegen wogten, ihren Blumenadel kund."

Stille wandelte er an der langen Seitenwand des Schloſſes hin, da ſah er aus einem Fenſter in dem unterirdiſchen Geſchoſſe, in dem die Küche lag, ſchon ſo früh den

Schein eines Lichtes blinken. Er trat hinzu, und ſah, daß es aus einem wirthſchaftlichen Gemach neben der Küche kam; das Fenſter ragte halb über dem Grund empor, und ſo ward es ihm leicht, das zu beobachten, was da unten vorging."

„An einem reinlich weißen Tiſche ſah er ein junges Mädchen emſig beſchäftigt, allerlei Gartengemüß für den nächſten Mittag zu zubereiten und zu ordnen. Sie ſchien ſo ſtill, ſo fromm, einzig mit ihrer Arbeit beſchäftigt; er meinte, lang nicht ein ſo liebliches und zugleich ſo unſchuldig ſanftes Geſichtchen geſehen zu haben."

„Mein Gott! ſagte er gerührt zu ſich ſelbſt, wie hart iſt doch das Loos der dienenden Menſchenklaſſe! Während im Schloß die Herren und Damen ſich noch ſtundenlang auf ihren ſeidnen Lagern wiegen, muß dieß arme Geſchöpf dem Tage voraneilen, und hier beim matten Lichtſchein für unſern flüchtigen Genuß arbeiten!"

„Zögernd verließ er dieſe Stelle, und ging durch die dämmernden Fluren ſeinem ſich vorgeſetzten Ziele zu. Der majeſtätiſche Anblick des Sonnenaufgangs erhob ihn wohl auf Augenblicke, doch ganz konnte er ihn nicht zerſtreuen. Als er zurück kam, ſah er im Vorbeigehen an der Küche jenes anmuthige Geſchöpf ſchon nebſt andern Arbeiterinnen bei dem hochlodernden Feuer beſchäftigt, und ein leiſer Seufzer ſtieg in ihm empor."

„Drückend war ihm der Zwang, womit er der Geſellſchaft ſeinen Trübſinn verbergen mußte, um ſo mehr, als am vorigen Abend ſeine lebhafte Fröhlichkeit eine ungewohnte Erſcheinung dargeboten hatte. Sobald der Anſtand es er-

laubte, eilte er, nach aufgehobener Tafel, wieder zu einem einſamen Spaziergange.“

„Er folgte heut einem ſchmalen Fußpfade, der zwiſchen Hügeln hinlief, und kam jetzt in ein kleines, abgeſchiedenes Thal, das eine anziehende Landſchaft darbot. Auf einer Seite Berge, auf der andern der maleriſche Wald, und im Hintergrunde eine Halmenhütte, die ſeine Blicke bald ausſchließend an ſich zog, denn er bemerkte eine Dame von der anmuthigſten Geſtalt mit flüchtigen Schritten auf die Hütte zu eilend, einen einfachen kleinen Strohhut auf dem Haupte, und ein Körbchen am linken Arme. Im Näherkommen ſah er, daß ſie dieß in den Schoos einer Bäuerin leerte, die neben einem ſilberhaarigen Greiſe auf der Bank vor dem Hauſe ſaß.“

„Unwillkürlich beflügelte auch Xavier ſeine Schritte, allein eh' er ſie noch erreichen konnte, gab ſie den Landleuten die Hand, küßte ein Kind, das neben beiden auf dem Boden ſpielte, und verfolgte dann eilig ihren Weg.“

„Wer war dieß?“ fragte Xavier den Greis im Vorübergehen.

„Ach, gnädiger Herr,“ verſetzte dieſer mit naſſen Augen, „dieß was das gute Fräulein, das uns durch ihre Wohlthaten noch das Leben erhalten hat. — Mein einziger Sohn iſt in der Schlacht geblieben; ſein Weib, hier dieſe junge Frau, fiel aus Kummer in eine tödtliche Krankheit; — Sie ſehen, wie ſie noch ſo blaß ausſieht! — Xavier ſah wirklich das todtenbleiche Geſicht der jungen Frau, die eben erſt das Bett verlaſſen hatte, und ſich ein wenig im Sonnenſchein erquicken wollte.“

Nur die Liebe zu ihrem Kinde, fuhr der Alte fort, „zu unſrer armen kleinen Magdalis hier," er zeigte auf das Kind, das unbefangen auf der Erde ſpielte, „konnte ihr das Leben noch wünſchenswerth machen; ich" — —

„Xavier reichte ſchnell dem Alten eine reiche Gabe; nur dießmal fühlte ſich ſein Herz nicht zu mitleidiger Aufmerkſamkeit geſtimmt — „Und wer iſt eigentlich die Dame?" fragte er ungeduldig.

„Ach, ſie iſt eigentlich ſo in der Stille die Wohlthäterin von allen Armen im ganzen Dörfchen," verſetzte der Greis. — „Wir nennen ſie nur" — —

„Gern hätte Xavier jetzt noch etwas mehr gehört, allein er ſah eben die Fremde in einen Gang des Waldes einlenken, und mußte fürchten, ſie ganz aus dem Geſichte zu verlieren. Mit magnetiſcher Kraft zog es ihn ihr nach. Er konnte ſich einer verwunderten Bemerkung über ſich ſelbſt nicht enthalten, als er ſo die verſchlungenen Wege des Waldes nach einem unbeſtimmten Ziel verfolgte. Seltſam! dachte er, ſonſt war mir das andre Geſchlecht ſo gleichgültig, als ob es gar nicht da ſey, und jetzt haben in vier und zwanzig Stunden mich drei verſchiedne Gegenſtände in eine ſo lebhafte Unruhe bringen können?"

„Ach, er wußte noch nicht, daß dieß die einmal aufgeregte Sehnſucht war! Das menſchliche Herz gleicht einem ſchlummernden Kinde. Wenn es einmal aus ſeinem Schlummer aufgeweckt iſt, ſo quält und jammert es ſo lang, bis man ihm Nahrung reicht, oder auch wohl — bis es der Tod wieder in Schlummer wiegt!"

„Der Pfad, den Xavier, der Dame folgend, einſchlug,

führte ohne Abwege in den Park; und jetzt erblickte er die Fremde wieder, und zwar gerade an der Stelle, wo er die Brieftasche gefunden hatte, und, wie es schien, bemüht, etwas Verlornes aufzufinden. — Ein reizender Gedanke flog durch seine Seele. Er nahte sich mit froher Schnelle; allein — — betroffen bebte er zurück; denn unter ihrem beschattenden Halmenhute erkannte er das liebliche Gesicht der kleinen Köchin dieses Morgens!"

„Einen so angenehmen Eindruck auch diese Physiognomie auf ihn gemacht hatte, so überraschte ihn doch eben jetzt ihr Erkennen höchst unerwünscht, jetzt, wo sie seiner Erwartung von der idealisirten Unbekannten in den Weg trat, von der hohen Dame, der das elegante Portefeuille gehörte, und vorzüglich der Schreiberin so seelenvoller Aufsätze."

„Es war, als ob das Mädchen den Ausdruck fast an Unmuth gränzender Ueberraschung an ihm bemerkte, und mit einer schüchternen Verneigung wollte sie an ihm vorübergehen; doch schnell sich bemeisternd, fragte er sanft: „Haben Sie vielleicht hier etwas verloren?"

„O nur eine Kleinigkeit," versetzte sie erröthend, — „Etwas, das wohl außer mir für niemand einigen Werth haben kann."

„Wär' es möglich? flüsterte eine Stimme in seinem Innern, und auch er erröthete vor dem entzückenden Gedanken! Schon der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Wesen, so wie er sie genauer betrachtete, verrieth eine gebildete Erziehung. Sie trug ein einfach weißes Kleid, das, so häuslich es war, doch durch die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zum idyllischen Gewand erhoben ward; die seidnen braunen Locken

fielen in weichen Wellen um das Oval ihres Geſichts, und ſtanden höchſt lieblich gegen die ſanften, ein wenig blaſſen Roſen ihrer Wangen."

„Xavier forſchte jetzt mit aller der Vorſicht, die er ſich vorgeſetzt hatte, nach ihrem Verluſt; und — o Wonne! deutlich und zweifellos erkannte er in ihr die ſo erſehnte Schreiberin jener Aufſätze, und fühlte nun mit Entzücken, daß ihn doch jene drei verſchiednen Eindrücke nur zu einem und demſelben würdigen Gegenſtand ſeiner Verehrung geführt hatten."

„Aber — o mein Gott, Fräulein!" rief er, „wie iſt es möglich, daß ſo viele Vollkommenheiten in dieſer gänzlichen Verborgenheit begraben bleiben konnten?"

„Eine Thräne trat bei dieſen Worten in ihre Augen, die ſie aber ſchnell zu verbergen ſtrebte. — „Die überhäuften Geſchäfte im Haus meiner Anverwandten," ſagte ſie ſchonend, „wollen es jetzt nicht wohl erlauben, daß auch ich mit an der Geſellſchaft Antheil nehme."

„Ihrer Anverwandten?" wiederholte Xavier, „o nennen ſie mir Ihren Namen! ſagen Sie mir etwas von Ihrem Schickſal! Gott iſt Zeuge, daß Sie mit einem Freunde ſprechen!"

„Dank dieſer Güte!" erwiederte das Mädchen mit einem beſeelten Blicke — „Mein Name iſt Otilie von R.. — Seit dem Tode meines guten, aber armen Vaters, den ich vor drei Jahren verlor, genieße ich den Schutz meiner Verwandten, in deren Hauſe Sie, wie ich vermuthe, jetzt Gaſtfreund ſind."

„Wie?" rief Xavier, dem in dem Augenblicke ein krän-

kender Zuſammenhang aufdämmerte, „ſo lange habe ich mit Ihnen unter einem Dache geathmet, ohne noch je das Glück gehabt zu haben, Sie zu ſehen?“

„Herr und Frau von R.. haben mir ihre Wirthſchaft anvertraut,“ erwiederte Otilie — „Und ſo — ruft mich auch jetzt die Pflicht wieder nach Hauſe. — Haben Sie Dank für die Wiedergabe meines kleinen Verluſtes — und noch mehr für dieſe freundliche Theilnahme!“ — ſetzte ſie mit höchſt einnehmender Verbindlichkeit hinzu, verneigte ſich achtungsvoll, und ſchlug unverzüglich den Rückweg ein.

„Xavier ſtand etwas überraſcht von dieſer Gegenwart des Geiſtes, ſo ſehr ſie mit Beſcheidenheit, mit Demuth faſt, verbunden war; doch im Gefühl ſeiner treuen Geſinnungen, eilte er ihr einige Schritte nach und ſagte: „Fräulein, ich muß ſie ehren, dieſe Gewiſſenhaftigkeit gegen einmal übernommene Pflichten, allein — bei Allem, was heilig iſt! entfernen Sie ſich nicht ſo von mir! Sagen Sie mir, wann und wo ich ſie wiederſehen darf?“

„Otilie blieb ſtehen, ſchwankend zwiſchen dem eignen Wunſche für das, was er als Gunſt erbat, und der Schwierigkeit, ihn unter ihren Verhältniſſen zu erfüllen. Sie errathend, ſuchte ihr Xavier zu Hülfe zu kommen. „Sie ſcheinen dieſen Spaziergang zu lieben, mein Fräulein,“ — ſagte er — „werden Sie ihn nicht morgen um dieſe Stunde wieder beſuchen?“

„Dieſe Worte ſchienen Otilien einen Augenblick zu überraſchen; ſie ſah den Fragenden an, allein der ſprechende Ausdruck von Achtung, von Innigkeit und Wahrheit in ſeinem

Ton und ſeinen Mienen, beſiegte den Zweifel; erröthend neigte ſie das Haupt zum Zeichen der Bejahung."

„Gewiß!" rief Xavier entzückt.

„Mit einer ſprechenden Bewegung legte ſie die kleine Hand betheuernd auf das Herz, und entfernte ſich dann ohne Aufenthalt. Xavier, voll zarter Schonung, verſagte ſich den Wunſch, ſie zu begleiten."

„Noch eine lange Zeit verweilte er auf der Stelle, wo er ganz neue Gefühle und ein Glück hatte kennen lernen, das wie ein Traum um ſeine Sinne ſtorte. Wunderbar kam ihm dieſe ganze Erſcheinung vor! Er dachte an das Mährchen von Cendrillon, das ihn in ſeinen Kinderjahren ſo ſehr ergötzt hatte; ganz dieſem ähnlich dünkte ihm dieſe Begebenheit; und doch war Alles wieder ſo wahr, ſo einfach!"

„Als er zurück ins Schloß kam, wagte er nur ſehr leiſe die Saite zu berühren, von der ſein ganzes Inneres wiedertönte, wohl fühlend, daß die Lage des Mädchens in dieſem Hauſe die höchſte Vorſicht fordere; nur leiſe und unvermerkt leitete er das Geſpräch gegen die Hausfrau auf dieſen Gegenſtand, und hörte mit der innigſten Bewegung Alles, was ſein Gefühl gegen Otilien nur vor ihm ſelbſt noch mehr rechtfertigen, aber auch ſeine Vermuthung über ihr unwürdiges Verhältniß außer allen Zweifel ſetzen mußte."

„Gluth der Entrüſtung flammte über Xaviers Geſicht bei dem Tone, in dem man von ihr ſprach, gleich wie von der geringſten Dienerin; und er ſah nun deutlich, daß die arme Otilie in der That ganz das Schickſal jener liebenswürdigen Mährchenheldin theilte, und gleich dieſer, um der

neidiſchen, gefallſüchtigen Töchter der Hausfrau willen, mit der grauſamſten Zurückſetzung behandelt wurde."

„Wie gern hätte der hochherzige Jüngling hier gleich ſeine Geſinnungen über einen ſo unedlen Mißbrauch äußrer Glückegüter ausgeſprochen; indeß er hielt ſich noch zurück, bis er Otilien noch einmal ſelbſt geſehen. Allein beſtätigt waren ſeine Gefühle, erhöht zu einem Grade, deſſen nur ein ſo ſtark und feurig fühlendes Herz, als das ſeinige, fähig iſt. Selbſt der Umſtand von Otiliens Geburt, den er im Anfang nicht beachtet hatte, erſchien ihm bei reiferer Ueberlegung als dankenswerth gegen das Schickſal. Denn wenn auch ſeine eigene Denkungsart etwas Süßes darin fand, ein edles Weſen von geringerer Stufe zu der verdienten Höhe zu erheben, ſo war es doch gewiß ſeinen Verwandten nicht gleichgültig, daß Otilie einem edlen, alten Geſchlechte angehörte."

„Auch Otilien ſagte jener heilige Inſtinkt, der unerfahrne reine Herzen unterrichtet, daß Worte über einen theuern Gegenſtand, gegen unwürdige Hörer ausgeſprochen, immer Entweihung ſind, und ſo verſchloß ſie das, was ihr begegnet war, tief in die jungfräuliche Bruſt. Allein das Bild des edlen Fremdlings ſtand ohne Unterlaß vor ihrer Seele, und bot ihr ſeine reizende Geſellſchaft an. Und wohl mochte mein Oheim nicht unfähig ſeyn, das Herz und die Einbildungskraft eines fühlenden Mädchens zu beſchäftigen. Ich kann mich ſeiner noch wohl aus meinen Kinderjahren mit innigem Wohlgefallen erinnern. Seine ſchlanke Geſtalt war voll Anſtand und männlichedel, ſo wie die Züge ſeines regelmäßigen Geſichts. Der Ernſt, die feſte Beſtimmtheit, welche vorzüglich ſeinen Charakter bezeichneten, wurden durch einen

Ausdruck von großmuthvoller Güte gemildert, der ſich wie in ſeinen Handlungen, ſo in ſeinem ganzen Weſen ausſprach; vorzüglich in den ſanften dunkeln Augen, deren Blicken faſt nicht zu widerſtehen war.“

„So, und noch einnehmender wohl, von blühender Anmuth des erſten männlichen Alters geſchmückt, ſchwebte ſein Bild vor Otiliens Augen, und der Ausdruck von Adel, der ſich in ſeinem ganzen Weſen zeigte, beruhigte ſie über die Vorwürfe, welche doch hin und wieder in ihrem Innern rege wurden, daß ſie einem Manne ſo leicht eine zweite Zuſammenkunft zugeſtanden, und noch obendrein Einem, deſſen Namen ſie nicht einmal erfragt hatte.“

„Des Vormittags ging die verſammelte Geſellſchaft zu einer Morgenwallfahrt über den Hof; ganz gleich ihrer Schickſalsſchweſter im Mährchen, wenn ſie die goldnen Sporen ihres Lieblings über den Schloßhof klirren hörte, drängte ſich Otilie an das eiſenvergitterte Küchenfenſter, und forſchte in der übrigen glänzenden Geſellſchaft den Gegenſtand ihrer ſtillen Gedanken aus. Gleich jener wußte ſie unbefangen ſeinen Namen zu erfragen, und — mit Entzücken hörte ſie, daß es derjenige ſey, von welchem ſie, ſchon vor der Ankunft der Gäſte, wo ſie noch am Tiſch ihrer Verwandten ſpeiſte, ſo viel Vortheilhaftes hatte ſprechen hören. War ſchon die Kenntniß ſeines bedeutenden Ranges dem mädchenhaften Sinne nicht ganz gleichgültig, ſo erhob ſie zugleich das Bewußtſeyn, ſich nicht in ihren Gefühlen, in ihrer ihm unwillkürlich zugeflogenen Neigung getäuſcht zu haben, gleichſam über ſich ſelbſt, und ohne Wanken ward nun der verſprochene Gang feſtgeſetzt.“

„Und so, als zur bestimmten Stunde Xavier eiligen Schrittes durch die Blätter rauschte, und sich mit hochklopfendem Herzen auf die vertraute Moosbank warf, noch zweifelnd, ob sie kommen werde oder nicht? flüsterten auch nach kurzer Weile die Büsche wieder leise, und hold erröthend trat Otilie in den geweihten Kreis.“

„O Dank! Dank!“ rief Xavier im leuchtenden Ausdruck der Freude, indem er aufsprang und der ihm hold Vertrauenden entgegeneilte; aber Worte konnte er nicht gleich mehr finden. Zärtlich und ehrerbietig führte er sie zur Bank und nöthigte sie neben ihm Platz zu nehmen. Beide schwiegen eine Zeitlang, und blickten sich halb schüchtern abwechselnd an, gleichsam als wären sie selbst erstaunt über den Riesenschritt, den die Liebe mit ihnen gethan hatte. Endlich fing Xavier mit jener Schüchternheit an, die immer der wahren, und vorzüglich der *ersten* Liebe eigen ist: „Jetzt, theures Fräulein, nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, etwas von Ihren näheren Verhältnissen zu hören?“

„Und wie könnte ich wohl,“ versetzte sie gefaßter, „diese großmüthige Theilnahme anders vergelten, als durch das unbeschränkteste Vertrauen? Gern will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich selbst über meine Verhältnisse weiß.“

„Mein Vater, Maximilian von R..., war Lieutenant in einem östreichischen Husarenregimente; allein stammte er schon von einer angesehenen Familie, so war doch drückende Dürftigkeit sein Loos. Er hatte den Muth gehabt, sich, trotz des Zornes seiner Verwandten, mit einem armen und bürgerlichen Mädchen zu verbinden, der er im Feuer jugendlicher Leidenschaft Treue geschworen hatte. Mein Großvater,

deſſen Vermögen in unabhängigen Beſitzungen beſtand, hatte ihn enterbt, und da er frühzeitig durch Wunden zum Dienſte unfähig geworden war, ſo führte er mit meiner Mutter und mir ein ſehr beſchränktes Leben. An Verbeſſerung ſeiner Lage war nicht zu denken; denn ſein Vater hatte, durch einen ſchnellen Tod abgerufen, ſeinen Zorn mit ins Grab genommen, ehe Verſöhnung möglich war."

„In meiner Kindheit ſah ich manchen ſtürmiſchen Auftritt mit an; mein Vater war von Natur etwas heftiger Gemüthsart. Weit rührender doch erſchien er mir, als ſich ſein Schmerz allmählig in tiefe Niedergeſchlagenheit auflöſte. Sein größter Kummer war der, daß er jetzt meiner Mutter, ſtatt all des Glücks, das er ihr einſt mit ſeiner Hand verſprochen hatte, nur Dürftigkeit und Elend bieten konnte. Auch unterlag ihre ſchwache Geſundheit bald ſo vielen Leiden, und ſie ließ ihn allein in dieſem öden, freudenloſen Leben. Nur ich war das einzige Erbe, was ihm von der theuern Verſtorbenen blieb; und auf meine Erziehung wandte er alle Sorgfalt, alle Treue ſeines liebenden Herzens. Vermöge ſeiner Herkunft hatte er eine vielſeitige Bildung, welche er in den unbeſchäftigten Jahren, wo er von ſeinem kleinen Jahrgehalte lebte, aus eigner Neigung erweitert hatte. Er ſuchte mit der liebendſten Aufmerkſamkeit meinen Geiſt auszubilden, und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens gab er mir, nicht ohne Anſtrengung, Unterricht in einigen vorzüglichen Wiſſenſchaften. — Und — o wie undankbar hätte ich ſeyn müſſen, wenn ich dieß heilige Vermächtniß der Liebe meines guten unglücklichen Vaters nicht hätte hochhalten, mich nicht ſelbſt, unter zuweilen — ungünſtigen Verhältniſſen, hätte fortbilden wollen."

„Sie blickte bei dieſer Stelle ihrer Erzählung wehmüthig vor ſich hin. „Himmliſches Mädchen!“ rief Xavier hingeriſſen. „Ja, dieß war es, was mich beim Leſen dieſer ſeelenvollen Aufſätze ſo entzückte!“

„Aber Otilie hörte nicht auf ſein begeiſtertes Lob; das Andenken an die letzten Tage ihres Vaters war mit überwältigenden Gefühlen in ihrer Seele wach geworden. Sie hatte ſich weggewendet, und leiſe Thränen ſtrömten über ihre Blüthenwangen.“

„In heftiger Bewegung ſah Xavier ihren Schmerz; ſo lebhaft fühlte er ihn, als ob er ihm die eigne Bruſt zerriſſe. „Arme, theure Otilie!“ rief er im innigſten Ton, indem er, entſchuldigt durch die Macht eines ſolchen Augenblicks, theilnehmend tröſtend ihre Hände faßte und innig an die Bruſt drückte. Seine lichtvollen Augen drangen bittend in die ihrigen, als wollten ſie den aufgeregten Schmerz beſchwören. Und nicht vergebens; denn iſt es nicht die Wundermacht geliebter Augen, daß ſie, den Dioskuren gleich, beſänftigend in jeden Sturm der Seele leuchten?“

„Otilie faßte ſich, und ihre Hände ſanft aus den ſeinen windend, ſagte ſie: „Verzeihen Sie, wenn die Erinnerung der Vergangenheit mich zu ſchmerzlich ergriff. Zu tief hat ſich das Bild des armen Vaters in meine Seele geprägt. Ach, hatte er früher auch, übereilt von jugendlicher Hitze, manches gethan oder geſprochen, was nicht ganz recht zu nennen war; durch ſeine Treue gegen mich, durch ſein Betragen gegen Alle, mit denen er etwa noch in Beziehung kam, mit einem Wort, durch ſeine heiße Sehnſucht, Vergangenes wieder gut zu machen, hat er gewiß jeden kleinen Fehler verlöſcht.

Allein zu leiden ſchien er in Geheim an Schmerzen der Erinnerung. Die Entfremdung von ſeiner ganzen Familie nagte ſichtlich an ſeinem Leben, und darum freute es ihn auch wohl ſo ſehr, als ihn der Zufall wieder in eine Art Verbindung mit Einem ſeiner Vettern, mit eben dieſem Herrn von R. brachte, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe. Es war nicht lange vor ſeinem Tode; unendlich ſchien es ihn zu beruhigen und ſelbſt ſeinem verletzten Ehrgefühle wohlzuthun, daß er ſeine Tochter im Schutze ſeiner Familie zurücklaſſen konnte. O mit welchen rührenden Worten empfahl er mich auf ſeinem Sterbelager ſeinen Verwandten!"

„Und — o Gott! — dachte Xavier bei ſich ſelbſt — nie hat man dieſes rührende Zutrauen vergolten!"

„Mir," fuhr Otilie unter wieder aufquellenden Thränen fort, „mir prägte er mit herzeindringenden Worten, Treu und Gehorſam gegen meine Verwandten ein; denn immer, Otilie, — ſagte er, ſtrafen ſich Vergehungen gegen ehrwürdige Bande des Bluts!"

„So bindet mich denn Gehorſam gegen ſeine letzten Befehle, und ſelbſt Dankbarkeit, daß ſie noch einen Schimmer von Freude für ihn veranlaßten, unauflöslich an meine jetzigen Beſchützer. — Es war natürlich, daß ich ſuchen mußte, mich auch dem Hauſe nützlich zu machen, deſſen Wohlthaten ich genoß; in den erſten Kenntniſſen des Hausweſens war ich ſchon unterrichtet, und eine würdige, bejahrte Frau, die damalige Wirthſchafterin, zu der man mich geſellte, unterwies mich noch mehr darin, ſo daß man mir, nach ihrem Tode — — ihre Stelle völlig vertraut hat."

„Otilie endigte hier ihre Erzählung. Sie hatte die letz-

ten Worte mit etwas leiſerer, kämpfender Stimme ausgeſprochen, aber ihre Thränen waren vertrocknet, und der Charakter duldender Ergebung war wieder auf das ſanfte, holde Geſicht gekehrt, wie ſie ſo ſchweigend vor ſich niederſah.“

„Auch Xavier ſchwieg eine Weile und betrachtete ſie mit einem unbeſchreiblichen Blicke, dann ſagte er feſt:“

„Fräulein, der Morgen Ihres Lebens iſt ſehr trübe geweſen; würden Sie wohl ein künftiges, heiteres Loos von der Hand der treuſten, der zärtlichſten Liebe nicht verſchmähen? — — Otilie! — würden Sie meiner Liebe begegnen können?“

„Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden und blieb fragend, in ehrerbietiger, erwartender Stellung, vor ihr ſtehen. Sie ſah an ihm empor, und ein Glutſtrom ſchoß über ihr Geſicht. Die Wünſche, die ſie ſich in ihrer anſpruchloſen Demuth nie zu geſtehen gewagt hatte, die tiefe Neigung, die ſie zu ihm zog, Alles ward auf einmal in Ihrem Innern wach; das Blut in ihren Adern jagte in ſchnellen Pulsſchlägen nach dem beſtürmten Herzen; ſie antwortete nicht, allein ihr glühendes Erröthen ſagte ihm mehr, als die beredetſte der Sprachen. „Otilie!“ flüſterte er im Hauch der tiefſten Liebe — und beugte ſich zu ihr herab, — und — der entſcheidende Augenblick vereinte ſie in einem heiligen Kuſſe.“

„Eine Reihe glücklicher Tage, vielleicht die einzig wahrhaft glücklichen in ſeinem Leben, begannen für Xavier. Entſchloſſen in ſeinen Handlungen, war er unerſchütterlich treu in ſeinen Gefühlen. Eine ſelige Empfindung von Sicherheit, von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, zog ſeit dem Augenblick in ſeinen Buſen ein; er hatte klar und ohne Wanken dem Götterſpruch in ſeinem Innern gefolgt, und wenn das

Schickſal ſeinem Glück auch keine lange Dauer geben wollte, ſo durfte es doch wenigſtens kein leiſer Vorwurf trüben!“

„Der folgende Tag war zur Abreiſe der Neuvermählten und der übrigen Gäſte feſtgeſetzt. Xavier bat um Vergunſt, noch einen Tag länger bleiben zu dürfen. Man konnte dieß von einem Manne in Xaviers Verhältniſſen nicht anders als verbindlich aufnehmen. Als nun die geräuſchvollen Scenen des Abſchiednehmens vorüber waren, als die ſehr klein gewordene Hausgenoſſenſchaft ſich zum Mittagsmahl geſetzt hatte, — wobei jedoch Otilie abermals nicht erſchien, — begann Xavier einen feſten Blick auf den Herrn des Hauſes richtend: „Herr von R.. Sie haben noch ein Fräulein, eine Tochter des Lieutenants R.. in ihrem Hauſe?“

„Dieſe Frage ſchien ſehr zu überraſchen. Herr von R. blickte vom Teller auf zu ſeiner Gattin hinüber, und ſagte dann, ſeine Verlegenheit unter ein höfliches Lächeln bergend: — „In der That, unſer lieber Gaſt ſcheint ſchon ſehr unterrichtet von den Familienverhältniſſen in unſerm Lande.“ — „Allerdings,“ fuhr er nach einer Weile fort — „hat dieſer R.. unſrer Familie einen kleinen Flecken gegeben; indeſſen was kann man für ſeine Verwandten? und wo iſt ein gutes Haus, dem nicht etwas Aehnliches begegnet wäre? Uebrigens iſt das Mädchen gut, und warum ſollte man ihr einigen Schutz verſagen?“

„Ein leichtes Stechen zuckte durch Xaviers Bruſt bei der Art, wie ſeiner Geliebten und ihrer Herkunft Erwähnung geſchah; doch ſchnell darüber ſich erhebend, ſprach er mit Adel: „Nicht allein billigen muß ich den Schutz, den Sie dem Fräulein von R.. haben angedeihen laſſen, ſon-

dern ich bitte Sie ſelbſt darum, und in noch näherer Beziehung.“

Er erzählte hierauf, wie er Otilien habe kennen lernen und fügte hinzu, „daß er es nun für Pflicht halte, ihre Anverwandten von ſeinen Geſinnungen und Abſichten gegen ſie zu unterrichten.“

„Dieſe Worte erregten ein grenzenloſes Erſtaunen. Alles, was ſeinen Entſchluß vielleicht hätte wankend machen können, glitt an dieſem feſten Herzen ab, und ſo gewann die Lage der armen Otilie in dieſem Hauſe mit einem Male eine zauberhafte Umwandlung. Ihr Geliebter mußte zwar des andern Morgens nach der Reſidenz zurück, allein, ſo oft ihm ſeine Geſchäfte einige Tage Freiheit gönnten, wandte er ſie zu Beſuchen bei der Erwählten an. Und immer theurer wurden ſich die Beiden, je näher ſie ſich kennen lernten; immer mehr fühlten ſie die ſchnelle, aber ſichre Wahl des entſcheidenden Augenblicks gerechtfertigt. Oft nutzte Xavier ſelbſt einige Nächte zur Hin- und Wiederreiſe, um dadurch einen Tag an ihrer Seite zu erkaufen.“

„Er wollte ihr Anfangs den Aufenthalt in irgend einem andern anſtändigen Hauſe verſchaffen, bis er im Stande ſeyn würde, ſie in das ſeinige zu führen; allein Otilie, voll zarter und gewiſſenhafter Ehrfurcht gegen alles das, was der letzte Wille ihres unglücklichen Vaters nur im Entfernteſten in ſich ſchloß, wünſchte den Zufluchtsort, den er ihr angewieſen, vor jener Zeit nicht zu verlaſſen; und da man jetzt die Braut eines bedeutend angeſehenen Mannes nicht mehr behandelte, wie die arme Verwaiſte, ſo fand auch Xavier keine Urſache, beſtimmt auf eine Aenderung zu dringen.“

Sobald das Wichtigſte von ſeinen Staatsaufträgen beendigt, und ihm eine bedeutende Entfernung geſtattet war, ſäumte er nicht, die Reiſe in ſein Vaterland zu unternehmen, um ſeiner Mutter die getroffne Wahl mündlich vorzutragen, und ihre Einwilligung zu erbitten, die dem trefflichen Sohne allein zu ſeinem Glück noch nöthig ſchien. Abſichtlich hatte er ihr nichts davon geſchrieben; zu wohl kannte er den etwas unbiegſamen Geiſt der ſonſt ſehr achtungswürdigen Frau, und zu zart, zu bedenklich kam ihm die Lage der Sache vor, als daß er ſie dem ungewiſſen Eindruck eines Briefs hätte anvertrauen ſollen. Daß ſie vorzeitig davon erfahren haben ſollte, fürchtete er nicht; es war zu viel Anlage von Größe in ihrem Charakter, die ihr nicht geſtattete, durch kleinliche Nachforſchungen, wie viele ihres Geſchlechts, den Tritten ihrer Entfernten zu folgen.

Zärtlich, leidenſchaftlich, doch nicht muthlos, ſagte Xavier ſeiner Geliebten Lebewohl; aber mit heftigen Thränengüſſen hing Otilie an ſeinem Halſe; gleich als wollte ſie die Gegenwart, die theure, vor unwiederbringlichem Verſchwinden zurückhalten. —

Beinahe hätte ihr Zagen auch den hoffnungsvollen Muth ihres Freundes erſchüttert, und die düſtern, herbſtlichtraurigen Gegenden, durch die er reiſte, waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. Nach mehrern Tagen der Reiſe kam er einſt gegen Abend auf dem Landgute ſeiner Mutter an. Er ſtieg am Eingange des Dorfes aus, und ging allein durch den Gang von italieniſchen Pappeln, der das Hölzchen vom Garten trennte, um ungeſtört die wohlbekannten, vertrauten Gegenſtände zu begrüßen. Wehmüthig ſah' er in dem Halb-

dunkel, das ſchon hier herrſchte, wie der Herbſt rings Alles verödet hatte; der Kanal, der ſich längs den Pappeln hinzog, war mit gefallnen gelben Blättern dicht überdeckt, und ſchauerlich rauſchte bei jedem ſeiner Tritte das welke Laub vor ſeinen Füßen auf. „Herbſt?“ — fragte er leiſe, in ſich zuſammenſchauernd — „ſollte es denn ſchon Herbſt auch für mein Leben ſeyn?“

Als er über den Hof ging, erkannten ihn trotz der Dämmerung einige begegnende Dienſtleute, und grüßten ihn mit heller Freude; denn alle liebten ihren guten Herrn bis zur Anbetung.

„Was macht meine Mutter?“ fragte er ſie mit Haſt.

„Die gnädige Frau iſt wohl!“ war die Antwort und leichter athmend eilte er nun nach dem Schloſſe zu, in deſſen Fenſtern noch kein Licht brannte, ausgenommen in einem kleinen Kabinet, das ſeine Mutter zu bewohnen pflegte.

Alles ward nun rege, ihn zu empfangen; ſelbſt die Doggen, welche den Hof bewachten, erkannten ihn wieder, und ſprangen freudig ungeſtüm an ihm empor. Doch ehe noch jemand der Gebieterin ſeine Ankunft melden konnte, war er die Treppe ſchon hinauf geflogen, und eilte durch Saal und Zimmer zu dem bekannten Kabinet.

Dort ſaß denn die verehrte Mutter, als er die Thür gehalten öffnete, auf ihrem kleinen Sopha, und hatte auf dem Tiſchchen vor ſich, beim grünbeſchirmten Kerzenſchein eine Menge der neuſten Schriften liegen, womit die geiſtreiche Frau ihre einſamen Stunden auszufüllen pflegte. Sie hatte bei dem Geräuſch im Hof und Vorſaal aufgehorcht, und jetzt beim Anblick des eintretenden geliebten Jünglings

hob sie sich mit einem Ausruf der Freude von ihrem Sitz empor, und schloß den ihr Entgegenstürzenden mit Heftigkeit an ihre Brust. —

Der Ausbrüche der Freude, der Liebe, nach einer Trennung von zwei Jahren, war es kein Ende. Auch seine Schwester — meine Mutter — damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte noch mit der alten kindlichen Herzlichkeit herbei, und überhäufte ihn mit tausend Liebkosungen. Nichts ward versäumt, ihm zärtliche Aufmerksamkeit zu zeigen. Die Mutter ließ ein freundliches Kaminfeuer anzünden, das mit den heitern Flammen bald alle Gegenstände hell beleuchtete; sie bestellte wärmenden Thee — der zu jener Zeit noch nicht so in die Ordnung des Tages gehörte — um nach der kalten Herbstluft dem lang entbehrten Lieblinge recht wohlzuthun. Auch die kleine geschäftige Hauswirthin Camilla, seine Schwester, war nicht langsam, die trockne Geisteskost, die Bücher, auf die Seite zu räumen, statt deren sie das schöne, weiße Porzellaingeschirr vor ihrem Bruder aufstellte. Bald rauchte und duftete eine Tasse des köstlichsten Getränks vor ihm, von der kleinen Hebe eingegossen."

Es hätte all dieser liebenden Bemühungen, ihn zu erwärmen, nicht bedurft, sein Herz schlug warm gegen die jugendliche Brust, und gab sich mit aufwallender Rührung allen Eindrücken alter, heimischer Gewohnheit und nie ersetzbarer Verwandtenliebe hin.

„Während des ersten fröhlich abgebrochenen Hin- und Wiedersprechens hafteten die Augen der frohen Mutter unverwandt auf den lieben, lang nicht gesehnen Zügen, und bald hatte sie mit weiblichem, mit mütterlichem Scharfblick die

Veränderung errathen, die unter dieſer Zeit in ſeinem Herzen vorgegangen war. Ein leichter Vorwand mußte Camillen entfernen; „und nun“ — — ſagte die Mutter gütig — „nun wird mir mein Xavier ein Geſtändniß nicht länger vorenthalten, wonach ich mich ſo lang geſehnt habe; — nicht wahr? — ich leſe es in deinen Augen — du haſt gewählt?“

„Ja theure Mutter!“ rief Xavier, mit überraſchter tiefſter Weichheit des Gefühls, „ja, ich habe gewählt, und nur Ihres Segens bedarf ich noch, um innig und unausſprechlich glücklich zu ſeyn!“

Er hatte, ſich vor ihr niederbeugend, ihre beiden Hände gefaßt, ſie mit heißen Küſſen bedeckt, und hielt ſie nun feſt zwiſchen die ſeinigen gepreßt, indem er ihr mit flehendem Blick ins Auge ſah.

Die Mutter ſah ihn faſt betroffen an: einen ſo leidenſchaftlichen Ausbruch hatte ſie nicht erwartet, und es war faſt, als ob er ihr etwas Ungleiches verkündigen ſolle. „Nun, lieber Xavier?“ ſagte ſie langſam, und die vorige Freundlichkeit zurückrufend, „und wer iſt denn deine Geliebte?“

„Sie heißt Otilie von R..“ verſetzte Xavier.

„Nun dann!“ ſagte die Mutter mit merklicher Heiterkeit, „ſo iſt ſie ja von recht gutem Geſchlecht! — Und wer ſind, oder waren ihre Aeltern?“

„Ihr Vater“ — erwiederte Xavier, jetzt etwas ſtockend — „Maximilian von R.., war Huſarenofficier in öſtreichiſchen Dienſten“ —

„Wie?“ rief die Mutter ſich beſinnend, und Schrekken, Mißbilligung, Strenge und Unmuth malten ſich ſchnellwechſelnd auf ihrem Geſicht, „wie? eine Tochter jenes Lieu-

tenants R..., der den Fluch ſeines Vaters erhalten, und durch den Kummer, den er ihm verurſacht, Schuld an deſſen frühzeitigem Tode iſt? dieſer ganz abgeſtorbene Zweig an einem edeln Stamme! — Und die Tochter eines verächtlichen, eines verabſcheuungswürdigen Menſchen haſt du erwählt?"

Sie hatte dieſe Worte mit aller ihrer natürlichen Heftigkeit geſprochen. Xavier ſtand ſchweigend, der warme Blutſtrom, der in froher Wallung nach ſeinem Herzen getrieben und ſeine Wangen hochgeröthet hatte, ſtockte jetzt auf einmal in allen ſeinen Pulſen, und er wandte ſich traurig, aber ſtolz, in ſich zurück.

„Denn nicht allein," fuhr ſie erläuternd fort, „daß er durch ſeine Mißheirath, die an ſich doch immer die ehrwürdige Ordnung einer untadelhaften Stammfolge verletzt, den Vortheil, von einer Reihe geachteter, edler Vorältern abzuſtammen, gleichſam verachtend von ſich geſtoßen hat, auch die erſten und heiligſten Geſetze der Natur hat er durch ſeinen Trotz, durch ſeine Uebereilungen gegen ſeinen Vater, freventlich übertreten, und ſo mit Recht die Geringſchätzung ſeiner ganzen Familie, ja aller andern guten Menſchen, auf ſich geladen."

„Xavier wagte nun, ihr vorzuſtellen, wie doch die gute, fromme Otilie ganz unſchuldig an den Vergehungen ihres ſehr hart beſtraften Vaters ſey, und wie ſelbſt er durch tiefe Reue die Fehler einer zu brauſenden Jugend auf eine rührende Weiſe ausgelöſcht habe; doch immer kam ſie darauf zurück, daß die Stimme der Ehre, die unbeſtechliche, gegen

ihn ſey, und daß, wer ſelbſt Ehre liebe, ſich nicht mit dem, was ihm angehöre, verbinden könne."

Ein Bedienter meldete eben, daß die Abendmahlzeit aufgetragen ſey, und Xavier, aufs neue empfindlich in ſeinem Innerſten verletzt, folgte ſeiner Mutter in das Speiſezimmer, wo die Gegenwart der übrigen Hausgenoſſen jede Fortſetzung dieſes Geſprächs unmöglich machte, und nun eine höchſt ſchmerzliche Spannung an die Stelle jener erſten entzückten Mittheilungen trat.

Nach dem Abendeſſen wollte Xavier ſeiner Mutter in ihr Zimmer folgen. „Laß das, Xavier," ſagte ſie gemildert, „ich weiß ſelbſt, ich bin lebhaft; ich könnte vielleicht ein zu hartes Wort ausſprechen; darum will ich erſt beſſern Rathſchluß abwarten. Lege dich nieder, mein Sohn! du wirſt ermüdet ſeyn."

Gehorchend küßte Xavier ihre Hand, und ging traurig nach dem für ihn bereiteten Zimmer. Indeſſen ſtahl ſich doch die Hoffnung in ſein Herz, das mütterliche Herz werde den vorgeſtellten Gründen nachgeben.

Des andern Morgens in aller Frühe eilte ein reitender Bote, mit einigen Zeilen der Mutter, nach dem Schloſſe des Grafen, ihres Bruders, worin ſie ihn beſchwor, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, um einer wichtigen Angelegenheit willen. Der Graf kam, und mit ihm noch ein älterer Verwandter, der eben bei ihm zu Beſuch geweſen war. Mit ihrem Bruder, mit ihm, von deſſen Geiſt und Einſicht ſie eine ausſchließend hohe Meinung hatte, ging ſie nun zu Rathe über das Schickſal des armen Xavier, und freilich mußte ein Mann kalt und ſtolz von Natur, in ſeinem funfzigſten

Jahre anders fühlen, als der, der eben sieben und zwanzig zählte. Auch der Vetter stimmte ihm bei, und das entscheidende Betragen der Mutter ward völlig gerechtfertigt und bestätigt.

Vor dieses Gericht nun ward Xavier gerufen; der Oheim trug einige an sich ziemlich richtige Gründe für die Rechtmäßigkeit des Ahnenstolzes mit Würde vor, und fügte diesen noch mehrere philosophische Scheingründe bei. Doch, wie erstaunte er, als sein Neffe gefaßt erklärte, daß er alle diese Gründe, die wahren und die scheinbaren, wohl kenne; daß aber die seinigen jene bei weitem überwögen.

Der Unwille der Mutter ward aufs neue rege; der Vetter wußte noch viele nachtheilige Züge von Otiliens Vater zu erzählen; der Oheim aber suchte dem Jünglinge durch geringschätzigen, stolzen Spott zu imponiren. Doch dieß war nicht der Weg zu Xaviers Herzen. Mit Ehrerbietung, aber zugleich mit Festigkeit, erklärte er, daß sein Entschluß gefaßt sey, und daß ihn nichts zum Gegentheil bewegen werde.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ schnell das Zimmer, die Brust bis zum Zerspringen voll; er hoffte sich durch einen Gang ins Freie Luft zu machen, und eilte in den Garten, in das anstoßende Hölzchen, durchschweifte Wies' und Flur, ohne daß er sich doch ganz selbst wiederfinden konnte. Es mußte ihn freuen, sich so behauptet zu haben, und gleichwohl war sein Herz doch so beklommen.

Es zog ihn bald wieder ins Schloß. Als er zurück kam, hörte er, daß der Oheim nicht lange nach seinem Weggehen nach dem Wagen gerufen habe, und mit dem Vetter fortgefahren sey. Er eilte in das Zimmer seiner Mutter;

allein betroffen bebte er einen Augenblick zurück, als er sie auf dem Sopha liegend erblickte, und sie die Augen bei seinem Nahen unwillig schloß, als ob sie nicht gestört seyn wolle.

Bestürzt ging Xavier nach dem Fenster, schonenden Tritts, nahm einen Stuhl, und seyte sich, den Kopf in die Hand gestützt. Die fröhliche Camilla trat jetzt ein, hüpfte, ohne die Mutter zu bemerken, nach dem Fortepiano, und spielte einige rasche Tänze. Indem ward sie die Liegende gewahr, welche mit kranken Augen zu ihr hinsah; im Augenblick, mitten im Takte, sprang die Kleine empor, flog ängstlich zu der Mutter hin, und rief mit dem kindlich zärtlichsten Tone: „Was fehlt dir, meine Mutter? Hast du Kopfschmerz? — O Gott, ich habe dir wohl mit meinem raschen Spiele weh gethan? — Nein, da will ich in vierzehn Tagen nicht wieder spielen!

„Willst du?“ sagte die Mutter, die Hand ihr reichend, mit einem Tone, der Xavier durch die Seele schnitt — „du also willst mir deine Freude aufopfern, du gutes Kind? Dir ist es nicht gleichgültig, ob deine Mutter vor Gram und Kummer stirbt. Nun, so hat mich doch Gott noch nicht ganz sinken lassen!“

Diese Sprache konnte Xavier nicht ertragen; mit solchen Waffen durfte sie ihren unglücklichen Sohn nicht angreifen, wenn sie nicht wollte, daß er geschloßnen Auges jedem ihrer Befehle folgen sollte, und gält' es auch sein ganzes Lebensglück. Er sprang auf, eilte auf sie zu, und sich vor ihrem Lager niederstürzend, wollte er ihre Hand ergreifen, indeß Thränen aus seinen männlichen Augen brachen;

allein sie richtete sich halb empor und sagte: Was ist das, Herr von M.?" Und Xavier sah, wie eine fieberhafte Röthe ihr Gesicht überzog — „Sie sind ja längst mündig! Sie haben nicht nöthig, bei Ihrer Wahl auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen! Was kümmert Sie es, ob eine Mutter" — —

„O um Gotteswillen! meine Mutter, nicht diese Sprache!" rief Xavier; „womit verdien' ich sie? Hab ich Sie durch Ungehorsam beleidigt?"

„Auch hätt' ich wahrlich nicht gedacht, daß du mich je so bitter kränken würdest, als du es heut gethan hast!" fuhr sie etwas gemilderter fort, als sie seine Thränen auf ihren Händen brennen fühlte.

„Nein, Xavier, wer einen ehrwürdigen Oheim so beleidigen konnte! und gleichsam unsre ganze Familie! — denn Alle werden dagegen seyn, nach dem, was ich noch darüber gehört habe" —

„O meine Mutter!" unterbrach sie Xavier, „hören Sie mich!"

„Ich will nichts mehr darüber hören!" versetzte sie mit wiederkehrender Heftigkeit. „Entweder du entsagst dieser Verbindung, oder, ich fühl' es, — der Kummer über deinen Undank wird mich tödten! — Xavier!" sagte sie, und Thränen drangen auch aus ihren Augen, — „ich habe dich immer so gränzenlos geliebt; und nun solltest du deinem Wunsche das Leben deiner Mutter opfern?"

„Wohlan, meine Mutter!" sagte jetzt Xavier, indem er sich empor richtete, und wie ein siegender Engel ihr ge-

genüber ſtand, — „mein Kampf iſt ausgekämpft; leben Sie heiter! Ich werde mich nicht mit Otilien verbinden.“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte die Mutter wie neu belebt; „Xavier! verſprichſt du mir das?“

„Ich ſchwöre, daß ich mich nie gegen Ihren Willen vermählen werde!“ ſagte Xavier, und legte ſeine Hand aufs Herz; „allein auch nie, meine Mutter, verlangen Sie, daß ich mich mit einer Andern verbinde!“

Seit dieſem Augenblicke war ihm zu Muthe, wie einem Helden, der zwar einen herrlichen Sieg errang, allein alle die Theuern, die er liebte, auf dem öden blutigen Schlachtfelde zurückließ.“

Er wünſchte nun, wenigſtens ſeine Geliebte perſönlich von dem ſchweren Opfer unterrichten zu können, das er der kindlichen Pflicht gebracht hatte; allein dem Grafen, ſeinem Oheim, war es leicht geworden, durch ſeinen bedeutenden Einfluß zu vermitteln, daß man ihn nicht an jenes entfernte Fürſtenhaus zurück ſandte, ſondern am vaterländiſchen Hofe ſo überhäuft beſchäftigte, daß ihm jede entferntere Reiſe unmöglich ward. Und ſo blieb ihm nichts, als ihr ſchriftlich die überſtrömenden Gefühle des geopferten Herzens auszuſprechen.

Er ſchrieb ihr unter andern: „Den Muth deines Vaters, theure Otilie, hab' ich nicht. Oder vielmehr, in meiner Lage würde er ihn auch nicht gehabt haben. Der Willkür ſtolzer untheilnehmender Verwandten iſt man fähig zu widerſtehen; allein den Bitten, den Vorwürfen einer unvergleichlichen Mutter! ihr, für welche mir die Liebe, die Ver-

ehrung von Kindheit auf wie zur zweiten Natur geworden, gleichsam mit den Fibern meines Herzens verwachsen iſt! — Und was ſag' ich? ihren Bitten? — nein, ihren Thränen! O Otilie, — dir darf ich es nicht ſagen, du fühlſt ja auch, wie ich! — die Thränen einer Mutter, ſie fallen brennend auf das Herz, und wehe dem Unglückſeligen, welcher ſie fließen ſieht, und nicht eilt, ſie zu trocknen! — und wär' es auch — mit Aufopferung ſeines ganzen Glücks!

„Seines ganzen Glücks? — Ja himmliſche Geliebte, daß ich dieß aufopferte, als ich deinem Beſitz entſagte, das fühl' ich wohl in allen Tiefen meines Lebens! und wenn meine Liebe für dich nicht ſtärker war, als mein Gefühl für Pflicht und Tugend; ſo iſt ſie mindeſtens ſtärker, als jede Möglichkeit von irdiſchem Glück. Ja, nimm den Schwur, theures geliebtes Mädchen, daß nie ein andres Weib — ach, du kennſt mich zu gut, um das zu fürchten! — aber daß nie ein Traum von Glück in die Seele deines unglücklichen Freundes kommen wird, wenn es nicht der Gedanke iſt, dir, auch getrennt, noch ewig zu gehören. —

Still lebte er ſeit dieſer Zeit in raſtloſer Thätigkeit ſeinen Geſchäften als Staatsmann; keine Klage, nicht der leiſeſte Vorwurf, kränkte ſeine Mutter; allein unerſchütterlich ſtand auch ſein Entſchluß, nie eine andre Verbindung einzugehen. Die Mutter und ihre ſtolzen Verwandten ſahen nun wohl, daß nichts ſo leicht die Feſtigkeit dieſes Gemüths brechen werde, und die Furcht, einen ſo edeln Stamm ausſterben zu ſehen, bewegte ſie endlich, in die Wahl ſeines Herzens einzuwilligen.

Mit welchem Entzücken Xavier dieſe Einwilligung aufnahm, und wie ſehr er eilte, der Geliebten, nach nun beſiegten Schwierigkeiten, ſelbſt ihr vereintes Glück anzukündigen, bedarf keiner Worte. In ſeiner Stimmung, und in der ſchönen Jahreszeit, — es war eben, wie jetzt im Juni — wollte er dießmal die Reiſe zu Pferde machen, bloß von einem Bedienten begleitet, den er liebte.

Die Gegenden, die ihm bei ſeiner Heimreiſe in ihren düſtern Herbſtnebeln ſo traurig vorgekommen waren, ſchienen ihm jetzt nicht mehr dieſelben, da alle Wieſen und Felder mit ihren ſchönen farbigen Johannisblumen, die Hecken mit wilden Roſen, und die Wälder mit ihrem friſcheſten, vollgrünen Laube prangten. Die ſchönſten Farbenlichter aber goß Phantaſie und Hoffnung dem Liebenden über die ganze Schöpfung aus. Jetzt endlich durfte er ſich frei der reinen Neigung ſeines Herzens überlaſſen, jetzt, wo ſeine Standhaftigkeit und Tugend alle Schwierigkeiten überwunden hatte, und nun der Lohn der ſchönſten Kämpfe ſeiner harrte.

Der Weg war ohne Aufenthalt zurückgelegt worden, auch die letzte Nacht wandte er noch zur Reiſe an, da es herrlicher Mondſchein war, um des andern Morgens bei guter Zeit im Schloß der Liebe anzulangen. Er ritt, von ſeinem treuen Diener begleitet, über thauige Wieſengründe, am feuchtflimmernden Erlenbüſchen hin. Zuweilen blickten maleriſche Höhen, bald Weinberge, bald romantiſche Felſen, mit mondbeglänzten Zinnen über die Erlenhaine. Xavier dachte hier unwillkürlich an die alte, ſchöne Romanze, vom ſchlanken Fortunat:

Thauig in des Mondſcheins Mantel
Ruht die ſtille Sommernacht;
Und ein Ritter reitet ſingend
Wieſenthal und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klopft ihm ſanft den Hals;
Weißt du nicht daß wartend Lilla
An dem offnen Fenſter wacht? u. ſ. w.

So theilte ſich die Poeſie ſeines Herzens auch allen äußern Gegenſtänden mit; die Fluren wurden ihm zu Paradieſen. „David!" ſagte er freundlich zu ſeinem Diener, „du ſangſt vorhin leiſe für dich eine recht hübſche Melodie; was war dieß für ein Lied?"

„Ach, gnädiger Herr," erwiederte Jener, „es iſt ein ſchönes Lied! Ich hörte es geſtern Abend, und weil es mir ſo gefiel, ſo hab' ich es auswendig gelernt."

„So ſing es doch einmal!" ſagte Xavier äußerſt froh.

„Aber lieber, gnädiger Herr," erwiederte der Jüngling, „es paßt ſich eigentlich jetzt nicht für Sie; es iſt ein wenig traurig."

„Sing' es nur, guter Junge!" rief Xavier, und David faßte Muth und verſuchte leiſe den Ton.

Die Gegend hatte ſich indeß verändert; das Thal war auseinander getreten; dunkelblaue Wälder dämmerten auf beiden Seiten über den Feldern drüben, und ſtiegen langſam die lehnigten Höhen hinan; ganz einſam, einſam war es hier und ſchweigend; nur ein breiter Feldbach ging neben ihnen

durch die Aehrenflur, als wolle er ihr Führer seyn, und mischte sein schwermüthiges Geflüster in die ringsum waltende Stille.

Jetzt hatte David die Melodie gefunden und sang das nachfolgende Lied eines unsrer vorzüglichsten Dichter:

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde steht? —
„Herr, die Heerde wird's bedeuten,
Die am grünen Berge geht."

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immer fort? —
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort."

Aber, Knapp, was seh' ich schweben
Für ein weißes Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! Sie erheben
Es der Braut zu Ehr' und Zier."

Aber sieh, was steht geschrieben
Nah dabei am Marmorstein?
„Herr, es ist der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu seyn."

Wie? mein Knapp, der Liebsten Name?
Geh, und frage, was es giebt! —
„Nun so wißt: — Vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt."

Knapp, was sagst du? — Fern geblieben
Härmte sie sich todt um mich?

Bertha todt? — „So ſteht geſchrieben.“
Bertha! nun ſo ſterb' auch ich!

Ein ſolches Lied hatte Xavier freilich nicht erwartet. Unwillkürlich drangen die Schauer der Einſamkeit auf ihn ein, und ernſter ritt er weiter.

Doch ehe ſich der Mond noch ſenkte, ging ſchon die Sonne am andern Ende des Himmels auf, und zerſtreute mit ihrer heitern Pracht alle nächtlich ſchwermüthige Gedanken, ſo wie ſie eine veränderte, anmuthig blühende Landſchaft beſchien. Dörfchen blickten nun wieder aus buſchigen Vertiefungen, Kirchthürme hoben ſich aus dem Nebel vor, und ihre goldnen Fähnchen blitzten im Sonnenſtrahl, als wären es Sterne, die heut vergeſſen hätten unterzugehen. Und alle Sterne der Hoffnung gingen wieder in Xaviers glücklichem Herzen auf.

Nicht lange, ſo hob die Sonne die Zinnen des erſehnten, theuern Schloſſes, funkelnd wie Stahl auf klarem Himmelblau, hervor; und jetzt, jetzt bewillkommte er die Gegenden aufs neue, die ihm ſo lieb geworden waren.

Er ritt ins Thor des Schloſſes ein, da ſtand der Hausherr ſchon im Eingange des Hauptgebäudes, doch, wie es ſchien, empfing er ihn mehr überraſcht und verlegen, als erfreut. Er führte den Ankommenden in das Zimmer ſeiner Frau, wo dieſer, nach den erſten Begrüßungen der Höflichkeit, ohne Weiteres nach Otilien fragte, und die Urſache ſeiner Anweſenheit erklärte.

Eine tödtliche Verlegenheit malte ſich bei dieſen Worten

auf den Geſichtern; und — nach mancherlei marternden Umſchweifen erfuhr Xavier, daß — Otilie vor drei Tagen geſtorben ſey.

Wer je ſein Herz mit allen Kräften ſeines Lebens an irgend einen theuern Gegenſtand gehängt hat; wer je nach qualvollen Hinderniſſen nun endlich auf dem höchſten Gipfel ſchwindelnder Hoffnung ſtand, und nun mit einemmal in einen bodenloſen Abgrund ſtürzte, der vermag das Gefühl zu faſſen, das mit dieſen ſchrecklichen Worten in Xaviers Seele drang. Er forderte den Leichnam ſeiner Geliebten zu ſehen; man mußte den Sarg öffnen, wo ſie in ſchlichtem weißen Kleide lag, — ach, das Brautkleid der armen Otilie! Keinen Schmuck hatten ihr die ſtrengen Verwandten gegeben; allein ſeltſam war es, Tod und Verweſung ſchienen, mitleidiger als die Menſchen, gezögert zu haben, all dieſe Anmuth zu zerſtören, um der unglücklichen, verzweiflungsvollen Liebe noch einen Augenblick der Wonne zu gewähren!

Xavier ſtürzte ſinnlos auf die geliebte Leiche; ſein Leben ſchien ſich an dem kalten Marmor auszuhauchen, worein der Tod dieſe ſanfte Geſtalt verwandelt hatte. — Eine ſchwere Krankheit nahm ihn von Stund an in ihre tiefbetäubende Gewalt.

Das weiche Herz Otiliens hatte die letzte Wendung des Schickſals nicht mit dem Muthe ertragen können, den ihr Freund von ihr forderte. So lang ihr Leben einförmig ſtill und freudlos hingefloſſen war, ihr das Glück nie trügeriſch gelächelt und vor allem der Zauberſtrahl der Liebe die Veſten ihres Weſens noch nicht erſchüttert hatte, war ſie wohl fä-

hig geweſen, ihr Herz mit Himmelsworten der Geduld in Ruhe zu wiegen; allein jetzt, da ſie die Seligkeit des Daſeyns erſt hatte kennen lernen, jetzt dieſen ſchnellen Wechſel, vom höchſten, nie geträumten Glück zur gänzlichen Vernichtung aller Hoffnungen, wie ſelten erträgt ihn ein menſchliches Gemüth! Zwar hatte Xavier eben ſo großmüthig, als zart, für die Sicherung ihrer äußern Lage geſorgt; allein die immerwährenden kränkenden Bemerkungen ihrer Verwandten, über Demüthigung zu hochfliegenden Stolzes, über Leichtgläubigkeit der Mädchen und Unbeſtand der Männer, welchen ein Vorwand für ihren eignen Ueberdruß nur zu willkommen ſey, und alles was Neid und Alltäglichkeit gegen ſeltnere Liebe zu ſagen pflegt, verbitterten ihr das, was die zärtlichſte Vorſorge für ſie gethan hatte, und weckten quälende Zweifel in ihrem Innern auf. Selbſt der Nachtheil, den dieſe Auflöſung eines bekannten Verhältniſſes in den Augen der Welt auf ſie warf, — ihr Herz war nicht ſtark genug, dieß Alles zu ertragen, und unter vergeblichen Kämpfen gegen ihr Schickſal und verzehrender Sehnſucht nach dem unvergeßlich Geliebten hauchte ſie ihre ſanfte Seele aus.

Alles dieß, was er theils erfuhr, theils ahnen konnte, drängte ſich wechſelnd in fieberhafter Schnelle durch Xaviers Sinn; er ſagte ſich, wie ſeine Liebe, ſtatt ſie zu beglücken, ſie frühzeitig und qualvoll ins Grab geſtürzt habe; Verzweiflung, ja ſelbſt Wahnſinn, ſchlugen ſchon ihre dunkeln Flügel verlangend nach ihm auf. Allein die ewige Vorſicht ließ ihnen nicht ein ſo edles Opfer; nach drei Monaten

ſchweren Leidens ſiegte die Kraft der Jugend; er konnte ſein Lager verlaſſen, und das Bewußtſeyn kehrte wieder; aber Worte über den Zuſtand ſeines Gemüths kamen nicht über ſeine Lippen. — — Als er zum erſtenmal wieder ausfahren durfte, befahl er ſeinem Kutſcher, nach einem nah gelegnen Orte zu fahren, wo eine Commende der Malteſer war. In Kurzem trug er das weiße Kreuz, das ihn auf immer vom bräutlichen Altare ſchied.

Er machte, nachdem er ſeine Würde im Staate niedergelegt hatte, eine Reiſe nach Malta, und in einem Zuge gegen die Algierer ſuchte er die erſten glühenden Schmerzen ſeiner Seele zu löſchen. Dann aber, als der Tod ihn hier vermieden hatte, hob er ſich groß über ſich und den Schmerz empor! Er kam zurück in ſeine Heimath; und durch reiche Saaten des Wohlthuns wußte er das Geſchick zu beſiegen, und ihm für Andere wenigſtens das Glück abzuringen, das es ihm ſelbſt grauſam verſagte. Eben ſo viele Thränen hat er getrocknet, als er ſelbſt in heiß und ſchwer durchkämpften Stunden vergoſſen hat. — — Der Stamm der M. iſt ausgeſtorben, allein das Andenken an den edlen Xavier wird fortleben, ſo lange noch ein Enkel der jetzigen Bewohner dieſer Gegend lebt.

Dies Gut, das er zuletzt bewohnte, iſt das einzige, was nicht, wie die andern, als Mannlehn, an ſeine weitläuftigen Lehnsvettern gefallen iſt. Hier hat er mich als Kind oft auf den Knieen gewiegt; oft habe ich, von einer ſtillen Neigung angezogen, in ſein ſeelenvolles Geſicht geblickt, und oft mit dem hellen Kreuz auf ſeiner Bruſt geſpielt,

deſſen dunkle, ernſte Bedeutung ich nicht ahnete! — — „Laſſen Sie mich nichts hinzuſetzen,“ beſchloß Frau von •• unter hervorquellenden Thränen, — „dieſes Zimmer hat er bewohnt, und hier iſt auch die Seele des beſten Menſchen zu ihrem himmliſchen Urquell zurückgekehrt.“

II.

Macdonald und Viloci.

Novelle.

Ich fühle mich heut ſtärker, meine Tochter, — ſagte Lady Johanna Macdonald, — laß uns an dieſem ſchönen, milden Tage einen Gang in den Garten thun.

O meine Mutter! erwiederte die holde Anna, mit dieſen Worten kömmt für mich erſt neues Leben in die erwachende Natur! Ich habe bisher das Aufblühen des Frühlings nur ſtumm und traurig angeſehen; in meinem Herzen war es Herbſt, ſo lang ich die geliebte Mutter leidend wußte.

Ein ſanftes halbleidendes Lächeln in dem Geſicht der kranken Lady war die Antwort darauf. Langſam, auf den Arm der zärtlichen Anna geſtützt, lenkte ſie ihre ſchwachen Schritte nach dem Garten.

Es war erſt in der Hälfte des Aprilmonats, aber die Sonne ſchien ſo warm und freundlich wie im Mai. Auf den Blumenfeldern ſtanden die Aurikeln und die zarten Hyazinthen ſchon in vollem Flor, obgleich noch in den ſchattigſten Gängen der Schnee nicht ganz geſchmolzen war. Dieſe Tage haben einen eignen Reiz für das Gemüth; es iſt gleichſam die Geneſung der Natur nach einer langen ſchweren Krankheit, der ſiegende Kampf des Lebens gegen den ſtarrenden Tod.

O ſieh, meine Mutter, rief das Mädchen, wie ſich hier

alles ſeit wenigen Tagen verändert hat! Die Blätterknospen an den Bäumen beginnen allenthalben aufzubrechen, und die Birken dort im Park erglänzen ſchon in ihrem lichten Grün. Nur wenig Wochen noch, ſo wird das ſchöne Greenhill in vollem Glanze ſtehen.

Nur wenig Wochen noch, verſetzte Lady Johanna, ſo wirſt du Greenhill in ſeinem ſchönſten Glanze ſehen, meine geliebte Anna — aber ich werde dann nicht mehr ſeyn. Ich fühle es, das Ende meines Lebens naht mit ſtarken Schritten heran, der heutige Tag iſt gleichſam das letzte Auflodern einer erlöſchenden Kerze.

O meine Mutter! meine Mutter! ſchluchzte Anna und warf ſich in die Arme der geliebten Kranken.

Nicht alſo, meine Tochter! ſagte die edle Lady, laß uns dieſe heitern ſchmerzfreien Augenblicke genießen, die mir der Himmel noch auf Erden ſchenkt, und ſtöre ſie nicht durch die Heftigkeit deiner Klagen! Es ziemt ſich nicht für ein edles Herz, ſo troſtlos über den Verluſt eines Gutes zu klagen, das doch nur Unterpfand eines viel höhern, eines ewigen Gutes iſt. Wenn ich todt bin, dann magſt du meinem Andenken Thränen ſchenken, die meine mütterliche Zärtlichkeit vielleicht um dich verdiente; aber, willſt du mich ſtandhaft bis ans Grab begleiten? Willſt du es, meine Anna?

Ich will alles, erwiederte das Mädchen und drängte gewaltſam ihre Thränen zurück, alles was meine theure Mutter will!

Nun wohl, ſagte Johanna und drückte ſie zärtlich an ihr Herz: du biſt mein edles Mädchen! Laß uns nun noch das Stückchen bis an die Akazie gehen, die meine weiße Ruhe-

bank beſchattet; es iſt mir doch in meinem ſelbſt angelegten Park ganz anders zu Muthe, als in dieſen Ueberbleibſeln altitäländiſcher Gartenkunſt, die mich nur die Liebe zu meinem Macdonald verſchonen ließ.

Sie langten bei der Akazie an, die ſich noch unbelaubt über die Bank von weißer Birkenrinde bog. Die ſchönſte Ausſicht öffnete ſich hier ins Thal, und die Sonnenſtrahlen ſchienen auf dieſer Stätte noch freundlicher zu weilen.

Lady Johanna ließ ſich auf der Ruhebank nieder, und weidete ſich an dem ſo lang entbehrten Anblick.

Hier, rief ſie nach einem gerührten Schweigen, hier träumt' ich mich oft ſelbſt, an der Seite Macdonalds, nach den grünen Hügeln meines Vaterlands hin — du weißt, ich bin eine Brittin von Geburt — bis mir der Tod das Vaterland des Geliebten beinah noch theurer machte als das meinige. So iſt der Menſch! Irland war mir gleichgültig, ſo lang er lebte; es iſt mir werth, ſeit es ſein Grab umſchließt. — Doch ich erweiche mich zu ſehr durch Erinnerungen vergangener Jahre! Dir bin ich dieſe Augenblicke ſchuldig, da ich nicht ſo glücklich bin, auch meinen Sohn in dieſen Tagen zu umarmen.

Ach Robert! ſeufzte das Mädchen, ach wär' er hier!

Sein Schickſal, ſeine Pflicht hält ihn noch entfernt, erwiederte Johanna, und ich murre nicht wider die Fügungen des Himmels. Ueberbringe du ihm meinen Segen, wenn er wiederkehrt, und die letzten Grüße ſeiner ſterbenden Mutter.

Einige Minuten gehörten dazu, um die Faſſung dieſer ſtarken Seele wieder herzuſtellen, die in dieſem Augenblicke

alle Regungen mütterlicher Zärtlichkeit beſtürmten und ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

In dir, meine Anna, nahm die edle Lady von neuem das Wort, hat mir der Himmel die zärtlichſte Tochter geſchenkt, und ich würde ungerecht ſeyn, wenn ich dich nicht ſo liebte, ob uns gleich, wie du weißt, die Natur nicht mit einander verbunden hat. Theures, geliebtes Unterpfand unglücklicher Freundſchaft! Du haſt mich niemals gekränkt, haſt alle meine Wünſche mit liebevoller Zärtlichkeit erfüllt. Roberts Herz iſt gut, aber ſeine ſtürmiſche Heftigkeit und ſein Trotz haben mir manche traurige Stunde gemacht. So giebt dir Lieb' und Dankbarkeit die Rechte, die er von der Natur erhielt, und ſo theil' ich mein Vermögen unter euch.

Wie? meine Mutter! fiel ihr Anna ins Wort, Robert ſollte durch mich — — —

Ich weiß, er liebt dich, fuhr Johanna fort; ſchon in früher Kindheit vermochte Niemand mehr über den wilden Robert, als die ſanfte Anna, die er für ſeine Schweſter hielt; ſeine Erziehung entfernte ihn von dir; der Seedienſt, dem er ſich weihte, bald darauf noch mehr: aber als er vor zwei Jahren aus Indien zurück kam, als er ſtatt einer lieben Schweſter ein fremderes und doch verwandtes Weſen fand, da nahm die heiße, frühgenährte Bruderliebe einen noch höhern, zärtlichen Charakter an. Auch du ſchienſt ihn zu lieben, meine Anna. Vielleicht wenn Ihr Euch wieder ſehet, wenn Ihr Euch treu geblieben ſeyd, vielleicht ſchließt dann der Himmel das ſchönſte Bündniß, das eine Mutter wünſchen kann; aber abhängig ſollſt du nicht von ihm ſeyn! Er könnte aufgehört haben, dich zu lieben, oder du

könntest einen Andern finden, der deiner Zärtlichkeit würdiger schiene; auf diesen Fall sollst du Gebieterin deines eignen Vermögens seyn.

O dieser Fall, meine Mutter, brach Anna, von ihren Gefühlen überrascht, aus, kann nie eintreten! Ich könnte ewig, ewig keinen Andern — — —

Schwöre nicht, meine Tochter! sagte Johanna ernst, das menschliche Herz kennt sich oft selbst nicht; nur das Einzige gelobe mir: wenn du meinem Robert einmal Liebe versprichst, dann bleibe ihm treu; er hat ein sehr tiefes Herz, das sich ganz an die Gegenstände hängt, die er liebt; er würde ohne Grenzen unglücklich werden, wenn du ihn dann verlassen könntest. Dann denke an die letzten Tage seiner Mutter!

Thränen erstickten Annens Stimme bei diesen Worten ihrer großmüthigen Wohlthäterin; sie beugte sich über ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Ich hätte dir, fing Lady Macdonald von neuem an, nachdem sie einige Augenblicke wieder Kraft zum Sprechen geschöpft hatte, ich hätte dir gern noch etwas Näheres über die Geschichte deiner eigentlichen Herkunft entdeckt, allein die Augenblicke fliehn. Was würde dir es auch helfen? Es sey dir genug zu wissen, daß du die Tochter einer meiner liebsten Freundinnen bist, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt hatte, und die nun einige Jahre darauf Zuflucht in meinen Armen suchte.

Dich hatte sie als ein zartes Kind noch aus der Wiege mit sich geflüchtet; dich, die dein verblendeter Vater als unächt verläugnete! Unter einem erborgten Namen lebte sie eine kurze Zeit bei mir; ich suchte alles hervor, die tiefgeschla-

genen Wunden ihres Herzens zu heilen; aber ach, sie — waren zu tief! Ungerecht gekränktes Ehrgefühl, undankbar belohnte Liebe, hatten ihr Leben in den Wurzeln zernagt; sie starb, und überließ mir in dir das einzige theure Andenken ihrer Freundschaft. Ich erzog dich, und ließ dir den falschen Namen, den dir die zärtliche Aengstlichkeit deiner Mutter gegeben hatte: ich nannte dich Anna, dich, die ich zuerst unter dem Namen Angelika an meinen Busen drückte. —

Die Kräfte der edlen Macdonald waren erschöpft; ihre lebhafte Seele hatte selbst im Feuer des Sprechens nicht bemerkt, wie schnell sich eine Verstellung an die andre knüpfte; die Frauen der Lady, die ihr in einiger Entfernung gefolgt waren, fanden ihre theure Gebieterin schwächer als vorher, und eilten, sie in ihr Gemach zu bringen. Es war der letzte heitre Tag der edeln Macdonald gewesen; die kommenden Tage waren traurig und wechselten mit schlummerlosen Nächten ab.

Nach wenig Wochen stand das schöne Greenhill in vollem Glanze: der Frühling hatte allen seinen Schmuck entfaltet, aber Lady Johanna sah ihn nicht; sie schlief da schon unter den fünfzackigen Blicken ihres väterlichen Parks.

An der Nordseite des Gartens zog sich eine lachende Wiese hin; grünende Matten, mit buntem Blumenschmelz geziert, wechselten mit Gruppen anmuthiger Bäume. Voll zarter Demuthsamkeit hatte Lady Macdonald diese Landschaft das Land der Jugend genannt. Die Bäume wurden von dieser Gegend an immer dichter, die Baumarten immer dunkler, bis sich der Wanderer in einen finstern Tannenhain ver-

ler. Ein ſchwarzer Waldbach ſtürzte ſich hier über Felſenſtücke und eine ſchroffe Felſenwand beſchränkte auf der andern Seite den Pfad. Düſtre Cypreſſen rauſchten an der Felſenwand, und einige Thränenweiden ſenkten ſich in die Wellen. Der beſtürzte Wanderer ſah Anfangs keinen Ausweg, bis eine Tafel an der Felswand ihm die Worte zeigte: „Durchs Thal des Todes geht der Weg zum Leben.“ — Ein ſchmaler Pfad wand ſich hier um den Felſen, und ſieh, nach Oſten zu wölbte ſich eine kühne Brücke mit hohem Bogen eine ſonnichte Anhöhe hinan, deren Gipfel lichte Birken, Myrthen, rothe und weiße Roſen krönten, und wo die reizendſte Ausſicht der ganzen Gegend das Auge feſſelte. Am Fuße des Berges war es, da, wo zwei freundſchaftliche Birken ihre Zweige in einander ſchränken, wo Lady Macdonald ihr Grab beſtellt hatte; dort war es, wohin ſich nunmehr alle Tage die Schritte Annens lenkten, um auf dem Grabe der geliebten Mutter ihr unglückliches Schickſal zu beweinen.

Wohl hatte ſie Urſach', über den Verluſt ihrer Wohlthäterin, ihrer einzigen Stütze zu trauern, denn ganz verlaſſen und einſam ſtand ſie jetzt in der Welt. Ein Strahl von Hoffnung hing zwar noch an der Rückkehr ihres Geliebten; aber wenn durfte ſie auf dieſe Rückkehr rechnen? Wußte ſie, in welchen Regionen der Weltumſegler ſchwebte? Er war dem groſſen Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe gefolgt, und die Meere des Südpols hielten ihn vielleicht in dieſem Augenblicke mit ihren Eisfelſen umſchloſſen, wo das Herz der armen Anna dem Jammer unterlag. In der Nachbarſchaft ſprach man bedauernd davon, wenn ſie das ſchöne Schloß würde verlaſſen müſſen, und fragte ſich, wohin ſie dann ihre

Zuflucht nehmen würde. Welches Erstaunen erregte also die Eröffnung des Testaments der verstorbenen Lady, worin die großmüthige Johanna ihr Vermögen zwischen ihre beiden Kinder gleich getheilt, worin sie selbst ihre Tochter Anna ausschließend zur Erbin von Greenhill erklärt hatte. „Ich wünsche," sagte die edle Verstorbene in einem rührenden Briefe an ihren Sohn, der sich bei dem Testamente befand, „ich wünsche, daß das theure anvertraute Pfand unglücklicher Freundschaft, daß die mir, dem Herzen nach, verwandte Tochter nicht unstät und heimathlos in der Welt sey; ich wünsche, daß die stille Wohnung, wo ich meine letzten Tage, von ihrer Liebe gepflegt, verlebte, auch ihre Freistatt sey. Du bist versorgt, mein Sohn; sie aber wird hülflos seyn. Ich beschwöre dich bei meiner Liebe, und bei dem Segen, den ich dir im Tode gebe, ehre den letzten Willen deiner Mutter."

Das Testament ward bestätigt und Anna feierlich zur Erbin des schönen Greenhill erklärt; allein das, was sie auf der einen Seite zum höchsten Danke gegen die Verklärte hinriß, kostete auf der andern ihrem zärtlichen Herzen Thränen.

O Robert! rief sie, als sie sich am ersten Tage nach Eröffnung des Testaments allein in ihrem Zimmer sah, als sie in die Vertiefung eines Fensters trat, und hinab blickte in das schöne blühende Thal: was wirst du von mir denken, mein Geliebter! In welchem Lichte werde ich deinem edlen Herzen erscheinen! Ach alles das, dieß ganze Paradies, würde ich von deiner Liebe erhalten haben! Denn daß du mich noch liebst, o dafür bürgt mir mein Herz! Entweder habe ich dich nie gekannt, oder Robert kann das nicht vergessen, was er ein Mal liebte! — O wärst du hier, mein lieber, edler

Freund! könnt ich zu deinen Füßen ſinken, und dich um Verzeihung flehen, daß meinetwegen die beſte Mutter dir ein kleines Unrecht that!

Dieß waren ihre täglichen Gedanken; die Sehnſucht nach dem entfernten Geliebten wuchs mit jedem Tage, und nahm endlich den Charakter einer romantiſchen Schwermuth an. Es vergingen Wochen, es vergingen Monden, und Robert kam noch immer nicht zurück. Ihre geängſtigte Phantaſie malte ihr alle die Gefahren, denen er ausgeſetzt war, mit ſchauderhafter Wahrheit aus; ſie ſah ihn bald in den Schrecknissen eines wüthenden Sturms, bald umringt von unmenſchlichen, grauſamen Inſulanern, die ihn zu ermorden drohten.

In dieſen Zeiten war Oſſian ihr liebſter Geſellſchafter, weil ſeine zärtliche Schwermuth ſo ſehr mit ihrem Herzen harmonirte.

Die Helden, die Wogenbeſchiffer, die er ſo rührend ſchilderte, trugen ſo ganz die Züge ihres edeln Roberts, daß ſie ſich oft ſelbſt in den Klagen Malvinens oder Bragelens vergaß. Oft ſaß ſie in der Dämmerung ihres einſamen Gemachs und ſang zur Harfe das Lied von Oila's trauernder Geliebten, mit dem ſie gern den Liebling ihres Herzens verglich. Oft ſuchte ſich ihre ſtille Sehnſucht auch in eignen Tönen auszuſprechen, und Lieder, wie das nachfolgende, klangen oft in einſamen Stunden aus ihrer beklommnen Bruſt:

Wo weilt er, den mein Herz erkohr?
Wo hält ihn fern das Meer?
Ihr Wogen ſchwellt und ſteigt empor —
O tragt ihn zu mir her!

Ergötzt dich fremder Wälder Nacht
An Seelands Felsgeſtein?
Hält dich Tahiti's grüne Pracht
In ſeinem Palmenhain?

Ach! oder wo des Südmeers Eis
Ihm wild entgegen ſchlägt,
Iſt dort das Schiff der Wogen Preis
Das meinen Liebling trägt?

O du, dem ganz dies Herz gehört,
Wann kehrſt du mir zurück?
O komm', eh mich mein Gram verzehrt,
Geliebtes, ſüßes Glück!!

Ihre Klagen konnten nicht die Wogen hinüber gedrungen ſeyn, nicht einmal die Kunde von dem Tode der geliebten Mutter; dennoch fühlte ſich Macdonald in weiter Entfernung von derſelben ſchmerzlichen Sehnſucht verzehrt. Sein Schickſal führte ihn endlich nach London zurück, wo er die Briefe von dem Tode ſeiner Mutter fand. Ein Charakter, wie der ſeinige, mußte eine ſolche Nachricht doppelt ſchmerzhaft empfinden; heftig hatte er ſeine Mutter geliebt, und heftig war ſeine Trauer über ſie. Er eilte ohne Verzug nach Irland; die Nachricht von dem ungerechten Teſtament ſeiner Mutter kam ihm ſchon entgegen, ehe er Greenhill erreichte; man wünſchte hin und wieder, ihn gegen die begünſtigte Anna aufzubringen; aber wäre je ſein großmüthiges Herz zum Eigennutze fähig geweſen, in dieſer Stimmung wäre derſelbe gewiß verſtummt. Von ganzem Herzen beſtätigte er das Teſtament, und eilte nach Greenhill.

Eine traurige, ſchmerzvolle Zuſammenkunft zweier Lie-

benden! Thränen waren die Grüſſe, die ſie einander boten. In weiter Entfernung von den Geliebten ſchließt ſich das Herz gewöhnlich noch zärtlicher in Liebe gegen ſie auf, man fühlt alle ihre Vorzüge doppelt, und jeder Fehler, deſſen man ſich gegen ſie ſchuldig machte, fällt dann mit Zentnerſchwere auf die Bruſt. So hatte ſich Macdonald, ſeit er entfernt von der Mutter war, die er zärtlicher liebte, als ſie ſelbſt es glaubte, ſo manche Vergehung gegen ſie vorgeworfen. Sein unbiegſamer Stolz hatte ſie oft gekränkt; die Heftigkeit, mit der ſie an ihrem Geburtslande, er hingegen an dem Lande ſeiner väterlichen Ahnen hing, war oft der Gegenſtand bittern Streites zwiſchen ihnen geweſen, den ein wenig kindliche Nachgiebigkeit leicht hätte vermeiden können. Dieſe und hundert ähnliche Vergehungen kamen ihm ſchmerzlich ins Gedächtniß, als Meere zwiſchen ihm und der guten ſo oft beleidigten Mutter lagen; er ſehnte ſich zu ihr zurück; das Herz ſchlug ihm, als ſein Schiff endlich die vaterländiſchen Gewäſſer wieder grüßte; er wollte zu ihr fliegen, wollte zu ihren Füßen um ihre Verzeihung, um ihren Segen flehen, — und er fand ſie im Grabe!

Es bedurfte der zärtlichen Hand der ſanften Anna, um die Wunden eines guten, tief und gewaltſam fühlenden Herzens zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heilen. Sie wußte ſo leiſe, ſo unmerklich ſeinen Wunden Balſam beizubringen, daß er allmählig wieder einige Heiterkeit gewann. Aber wie unendlich theuer wurde er ihr in dieſen Tagen! Schon ſein Aeußeres hatte durch die Jahre ſehr viel gewonnen. Selbſt der Sonnenbrand der heißen Zonen, und die Spuren überſtandener Mühſeligkeiten hatten ſein intereſſan-

tes Geſicht nur noch anziehender gemacht. Der ſchlanke Heldenwuchs, das tiefe Feuer ſeiner Augen, und vor allem dieſe Trauer, dieſer aufrichtige, ſich ſelbſt vergeſſende Schmerz, alles, alles trug dazu bei, ihn ihrem Herzen unvergeßlich zu machen!

Ach Robert, ſagte Anna eines Tages, als ſie nach einer ſeelenvollen Unterhaltung am Fenſter ſtanden, ſiehſt du dort unten den Bach, der jetzt ſo ſtill in ſeinen Ufern fließt? Erinnerſt du dich noch, wie wir uns einſt als Kinder über ſeinen ſeichten Grund gewagt hatten, um gegenüber, dort im Walde, Blumen zu ſuchen? Ein Gewitterregen überraſchte uns im Walde, der Bach war unterdeſſen heftig angeſchwollen, du trugſt mich auf deinen Armen durch den reißenden Strom.

Ach, wenn ich jener Zeiten denke, erwiederte Macdonald bewegt! Theure Anna, weißt du noch, wie oft du mich durch dein unwiderſtehliches Bitten von den Strafen befreiteſt, die mir beſtimmt waren?

Und wie oft du die Strafen mit mir theilteſt, fiel ihm Anna ins Wort, wenn du ſie nicht durch Selbſtanklage ganz allein auf dich nehmen konnteſt. Wie oft haſt du, eh ich es ſelbſt erfuhr, lächelnd Schmerzen für mich gelitten! O Robert, edler Robert! wenn ich dir das je vergeſſen könnte!

Sie fielen einander in die Arme und beide fühlten lebhafter als je, wie unentbehrlich ſie einander waren. Hätte Anna wohl in dieſem Augenblicke an ein Ereigniß geglaubt, das ihrem Herzen nur in wenig Tagen bevorſtand? — —

Ich muß dich, meine Anna, fing Macdonald nach einigen Stunden an, auf den Beſuch eines Freundes vorbereiten,

den ich in dieſen Tagen erwarte, und den ich unbeſchreiblich liebe. Es iſt ein Maltheſer-Ritter, ein Corſicaner von Geburt, und heißt Vilori. Durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden lernte ich ihn bei unſerm letzten Aufenthalte in Fayal kennen. Du wirſt fragen, wie ein Maltheſer auf die abgelegenen einſiedleriſchen Azoren komme? Allein der Zufall, der ihn dahin brachte, war ſehr natürlich. Ein vermögender Anverwandter zu Fayal, der kinderlos war, verlangte ſeinen Beſuch, und Vilori erhielt um ſo leichter Erlaubniß zu dieſer Reiſe von ſeinem Orden, da er ohnlängſt in einem Zuge wider die Algierer am rechten Arme ſchwer verwundet worden war. Das Glück, das mir ſeine Bekanntſchaft verſchaffte, gab mir zugleich Gelegenheit, ihm bei unſerm erſten Sehen einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Es war am zweiten Tage nach unſrer Landung in Fayal, als ich einen Streifzug in die umliegende Gegend gemacht hatte. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, ich lenkte eben in einen Fußweg zwiſchen zwei Mauern, womit in dieſem Lande nicht bloß die Gärten, ſondern gröſtentheils auch die Felder eingeſchloſſen ſind, als ich das Geräuſch eines Streits vernahm, und einen Jüngling gewahr ward, der, mit dem Rücken wider eine Mauer gelehnt, verzweifelt, doch nur mit der linken Hand wider zwei Meuchelmörder kämpfte, die ihn eben angefallen hatten. Dieſer all mein Gefühl empörende Anblick muß meine Stimme und meinen Arm furchtbar gemacht haben, denn die Elenden bebten zurück, als ich mich zwiſchen ſie ſtürzte, und es ward mir nicht ſchwer, ſie nach einem kurzen Widerſtande in die Flucht zu ſchlagen.

Doch verfehlten ſie nicht, mich vor ihrem Entfliehen an einigen Stellen zu verwunden.

Sey es nun, daß ſich eine portugieſiſche Dame zu Faval, die, wie ich nachher erfuhr, eine heftige Leidenſchaft für Vilori gefaßt hatte, und die der edle, feigem Gelübde treue Ritter nicht erwiederte, auf dieſe Art an ihm rächen wollte, (denn die Liebe der Südländerin, meine Anna, iſt zuweilen rachſüchtiger, als es deinem ſanften Geſchlechte ziemt) oder ſey es, was Vilori glaubte, daß einige weitläuftige Verwandte ſeines Vetters ſich ſo am kürzeſten eines läſtigen Nebenbuhlers entledigen wollten: mich beglückte der Gedanke, das Leben eines unedel Verfolgten gerettet zu haben.

Ich und der fremde Ritter nannten uns unſre Namen, und Vilori begleitete mich nach den aufrichtigſten Aeußerungen des Dankes in meine Wohnung. Hier, bei dem Scheine des Lichts in meinem Zimmer ward er erſt das Blut gewahr, das aus meinen in der That gar nicht bedeutenden Wunden über meine Kleider floß, und dieſer Anblick brachte ſeine Rührung und Dankbarkeit für mich aufs Höchſte. Er ſtürzte zum zweiten Male in meine Arme, und von dieſem Tage an war unſer Bund geſchloſſen. Wir waren bis zur Abfahrt meines Schiffes unzertrennlich. Vilori war im Begriff, mit dem erſten Schiffe, das nach irgend einem mittelländiſchen Hafen ginge, abzureiſen; er verſprach mir, mich, ſobald er zurück ſeyn würde, in Irland zu beſuchen, und einige glückliche Monate in meinem Vaterlande zuzubringen. Damals glaubte ich meine Mutter noch Beſitzerin von Greenhill! Du, meine Anna, wirſt ihm hoffentlich auch eine freundliche Aufnahme nicht verſagen.

Der Blick des armen Macdonald trübte sich von neuem bei dieser letzten Erinnerung, wo sich gewöhnlich seine Gespräche am Ende wieder hinverirrten. Anna versprach ihm die freundlichste Aufnahme für seinen Freund, und lenkte geschwind wieder auf die Erzählung seiner Reisen ein; denn dieß war immer ihr sicherstes Mittel, ihn von so traurigen Gedanken abzuziehen. Sie hing mit Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er den labyrinthischen Lauf seines Schiffes beschrieb; sie freuete sich, wenn eins der blühenden Paradiese aus den Wellen stieg, die unter dem Namen der geselligen und freundschaftlichen Inseln so bekannt sind, und zitterte, wenn sie sich mit ihm in die öden Eisfelder am Südpol versetzte, und oft den Liebling ihres Herzens von Allem, von den gemeinsten Wohlthaten der Natur entblößt, zum tiefsten Elende herabgesunken sah. Dann richtete sie ihr Auge zärtlicher auf den, der so vieles erduldet hatte, und dankbar blickte sie zum Himmel auf.

Allmählig begann jetzt Macdonald wieder für das Glück empfänglich zu werden, das ihm die tägliche Gesellschaft seiner Einziggeliebten, seiner Jugendfreundin gewährte, als er unvermuthet Befehl erhielt, sich in einer Dienstangelegenheit nach London zu begeben. Die Gewißheit seiner baldigen Zurückkunft beruhigte die trauernde Anna während seiner Abwesenheit. Die Einsamkeit dünkte ihr jetzt weniger drückend, als vor seiner Ankunft; sie hatte ihn ja wieder, hatte ihn treu und edel wieder. Eine Fülle liebender Träume erfüllte ihre einsamen Stunden, doch stieg zuweilen, mitten unter diesen heitern Träumen, eine dunkle Ahnung in ihrer Seele empor, vor der sie erzitterte.

Als die Zeit kam, wo ſie ihren Macdonald zurück erwarten konnte, o mit welcher zärtlichen Ungeduld ſah ſie ihm entgegen! Die Tage, nach welchen er verſprochen hatte, wieder zurück zu ſeyn, waren verfloſſen, und ſie hoffte mit jeder Minute auf ſeine Erſcheinung.

Eines Abends ſtand ſie am Fenſter ihres Zimmers und blickte hinab in das ſchweigende Thal; es war eine ſchöne ſchwärmeriſche Mondnacht. Der Hügel, auf dem das Schloß lag, zog ſich mit ſeinen ſchattigen Gewinden, mit ſeinen Lauben und Baumarkaden, hinunter in das Thal, und konnte wohl mit Recht den Namen Greenhill führen. An ſeinem Fuße dicht am Abhange, wand ſich der Strom, von überhangendem Gezweig beſchattet. Seine flimmernden Wellen brachen ſich im Mondlicht und zitterten in hellen Streifen weiter. Den Mond umlagerten gebrochene lichtdurchſtrahlte Wolkengruppen, die hin und wieder ſeinen Glanz in holde Dämmerung milderten, während ſich an andern Stellen das dunkle Azurblau der Nacht vertiefte. Annens Auge hing wechſelnd bald an dieſen lichten Wolkengruppen, bald ſenkte es ſich wieder auf den mondbeglänzten Thalweg, den kommenden Geliebten zu erſpähen. Sie horchte ſorgſam auf das leiſeſte Geräuſch; doch nur das ferne Rauſchen des Waldes kam zu ihr herüber. Ein tiefes Schweigen herrſchte ringsumher, und auf dem Thurme des Schloſſes ſchlug es ſchon neun Uhr. — Jetzt war es, als ob die düſtre Ahnung, die ſie bisher verlaſſen hatte, wie ein Schatten wieder in ihrer Seele aufſtiege, — — und fern aus dem Thale herauf tönte es wie Roſſes Hufſchlag! Sie blickte hin und erkannte jetzt im Mondlicht einen Reiter, von einem einzigen Bedienten begleitet,

wie Macdonald gewöhnlich zu reiſen pflegte! Er iſt es, rief ſie bey ſich ſelbſt, und flatternd ließ ſie ihr weißes Schnupftuch an dem Fenſter wehen, ihn zu begrüßen; allein er erwiederte den Gruß der Liebe nicht, und ſchien ihn ſelbſt nicht zu bemerken.

Der Weg führte ihn von einer andern Seite zum Schloſſe herauf, und die Ecke des Hügels entzog ihn bald ihren Blicken. Halbträumend blieb ſie noch einige Minuten am Fenſter ſtehen; ſie wollte ihrem Macdonald entgegen gehen, aber ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie im Zimmer zurück hielt, als ein Bedienter eintrat, und ihr die Ankunft eines Fremden meldete, der Sir Robert Macdonald hier zu finden glaubte.

Und wie iſt ſein Name? fragte ſie, beſtürzt, ſich ſo in ihrer Hoffnung getäuſcht zu ſehen.

Francesco de Vilori, ſprach der Bediente.

Der Freund meines Roberts! ſeufzte Anna für ſich, und nicht er ſelbſt! Guter Himmel, wo muß ihm begegnet ſeyn, daß er noch nicht zurück kömmt?

Es iſt ſpät, Milady, fing der Bediente wieder an, wir können den Fremden doch nicht weiter reiſen laſſen, ohne ihm ein Nachtquartier anzubieten?

Bewahre der Himmel! rief Anna, weiſet ihm das beſte Zimmer an! Bewirthet ihn aufs Beſte! Er iſt ein Freund Sir Macdonalds!

Der Bediente entfernte ſich, und man that, wie ſie befohlen hatte. Am andern Morgen, nach einer traurig zugebrachten Nacht, kleidete ſie ſich früher an, um den Fremden ſelbſt willkommen zu heißen, und ihm alle Achtung zu erzeigen, die ſie dem Freunde ihres Geliebten ſchuldig zu ſeyn glaubte.

Der Fremde trat ein, und ſie erkannte ſchon an ſeinem

Aeußern, das mit Roberts Beſchreibung übereintraf, ſo wie an ſeinem Ordenszeichen, daß er derjenige ſey, von dem er mit ihr geſprochen hatte. Er entſchuldigte ſich bei Anna, wegen ſeines kühnen Eintritts in dieſes Schloß, weil er gewiß geglaubt habe, ſeinen Freund hier zu finden. Sie verſicherte ihn hierauf, daß Macdonald mit jeder Stunde zurück erwartet würde, und lud ihn ein, das Schloß nicht eher zu verlaſſen, als nach ſeiner Zurückkunft. Kaum konnte ſie ſich bei dieſer Unterredung eines ängſtlichen Gefühls erwehren, und auch er ſchien eine gleiche Verlegenheit zu fühlen und entfernte ſich bald.

Was ſie ſo ängſtlich machte, konnte ſie ſich ſelbſt nicht erklären. Ein gewiſſes Etwas in den Zügen des Fremden, das ſie anzog, ſchien die Urſache davon zu ſeyn. Sie ſehnte ſich jetzt lebhafter nach Roberts Rückkehr, und er kam immer nicht zurück. Zwei Tage vergingen ihr unter peinigender Unruh; die Geſpräche, die ſie während der Zeit mit dem Malteſer gehabt hatte, gaben ihr Gelegenheit, ſie von der Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes und ſeines Herzens zu überzeugen. Was aber ihr bängliches Weſen vermehrte, war das ſeltſame Betragen des Ritters, wenn er ſich in ihrer Geſellſchaft befand, das ihr eine dunkle Ahnung von dem gab, was jetzt in ſeinem Innern verging.

Auch er fühlte ſich nicht allein durch ein eben ſo unwiderſtehliches Gefühl zu der holden Anna gezogen, als ſie für ihn empfand; ſondern ihm war auch der Eindruck nicht entgangen, den er auf die Liebenswürdige gemacht hatte, und dieſe Entdeckung übte ihren gewöhnlichen Zauber über ſein gefühlvolles Herz. Zwar ahnete er etwas von dem Verhältniß ſeines Freundes zu Anna; allein hier täuſchte ihn jene verrätheriſche

Genügſamkeit, welche ſo oft die Sehnſucht unmöglicher Liebe täuſcht — und nährt. — Und iſt ſie auch die Braut meines Freundes — ſagte er beſchwichtigend zu ſich ſelbſt — und hält mich auch ſchon mein Gelübde von ihr zurück, dies edle, ſchöne, freyerwählte Gelübde, das ja immer mein Glück ausmachte, — was hindert mich, nach ihrer Freundſchaft, nach ihrer zarten Achtung zu ſtreben, und das Glück ihres Umgangs zu genießen?

Wenn er aber dieſem Vorſatz auch in ſeinen Worten treu blieb; ſeine Augen verriethen oft, wenn die Empfindung ſeinen Willen überraſchte, eine ſo lebhafte, ſo zärtliche Theilnahme an dem Mädchen, daß ſie ihr Bewußtſeyn aufs neue verſtörten, indeß ihr Herz ihm unwillkührlich antworten mußte. — „O Gott, rief ſie oft aus der Tiefe ihres beängſteten Gemüths, — wenn ihr ſelbſt in die Stille ihres einſamen Gemachs das herzgewinnende Bild des Ritters folgte — was iſt es nur, was mich ſo mächtig zu dieſem wunderbaren Fremdling zieht? — O Robert! beſtes, treuſtes Herz auf der Welt! kehre zurück, und gieb erſt meinen Gefühlen die Richtung, die ſie gegen deinen Freund nehmen dürfen.“

Doch Robert kehrte noch immer nicht zurück; und immerfort währte das gefährliche Verhältniß, ja es ward noch gefährlicher durch die Vorzüge, welche Beide ſtündlich mehr an einander kennen lernten. Selbſt das Beſtreben des edeln Ritters, ſeine Gefühle zu bekämpfen, machte ihn Annen nur noch theurer; es giebt ſchwerlich einen unwiderſtehlicheren Reiz für das weibliche Herz als dieſen.

Welcher Weg aus dieſem Labyrinth führen ſollte, war nicht abzuſehn. Die täglich erwartete Rückkehr hatte des Ritters Herzen einen Vorwand gegeben, ſein Verweilen an

dem ſo theuren Orte zu entſchuldigen. Was müßte mein Freund denken — ſagte er zu ſich ſelbſt, — wenn ich durch ein ſo ungeduldiges Hinwegeilen, den Entzweck meiner langen Reiſe, die Freude unſres Wiederſehens auch nur um eine Stunde verzögerte?

Indeſſen als nun ſo einige Tage eines ruheloſen, peinlichen Glücks verfloſſen waren, ermannte er ſich doch zu dem Entſchluß, ſich loszureißen, und bis zu Roberts Rückkehr eine Reiſe in die nahliegende Gegend zu machen.

Auch Anna mußte in ihrem Innern die Nothwendigkeit ſeiner Entfernung fühlen; und ohne zu ahnen, daß er ihr ſchon darin zuvorgekommen, und ſeine Abreiſe auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt habe, beſchloß ſie — nicht ohne Ueberwindung — ihm einen Vorſchlag deshalb zu thun; und beide trafen, gleichſam wie nach einer ſchweigenden Uebereinkunft, noch einmal gegen Abend im Garten zuſammen.

Doch der gefaßte Entſchluß, der vorgefühlte Schmerz der Trennung, hatte die Empfindungen Beider zu einer Höhe der Schwärmerei geſtimmt, die wehmuthsvoll und glühend nach einem Ausbruch rang. — Schweigend gingen beide eine Weile neben einander hin, durch den herrlichen, blühenden, prangenden Park; — beide in dem ſtillen Bewußtſeyn, daß es zum letztenmal ſey. Die Düfte der Blumen wogten ihnen von allen Seiten entgegen; und der ſehnſüchtige Ruf der Nachtigall füllte die beklommenen Herzen nur mit noch größerer Beängſtigung.

Endlich ermuthigte ſich Anna, das Zauberband gewaltſam zu zerſprengen, das ihre Bruſt umfing. O daß doch Robert hier wäre! rief ſie, um all das Schöne mit uns zu

genießen! — Sein Ausbleiben beginnt mich auf das Höchſte zu beängſtigen. — Wie wär' es, — Ritter — ſetzte ſie mit etwas ſchwankender Stimme hinzu — wenn Ihr Euch morgen ſelbſt aufmachtet — Euren Freund aufzuſuchen? —

Ernſt und feſt hatte der Ritter ſein Scheiden beſchloſſen; allein daß Anna ſelbſt es über ihn ausſprach, dieß durchzuckte doch ſein Inneres mit einem unnennbaren Weh. Das Blut entwich aus ſeinen Wangen, und in der erſten ſchmerzlichen Aufregung ſeines Gefühls entgegnete er:

Daß es nicht möglich iſt, ihn aufzuſuchen, dieß Milady, habt Ihr mir ſelbſt bei meiner Ankunft ſchon geſagt, da Ihr nicht wißt, in welchem Hafen Englands oder Irlands ihn ſeine Dienſtgeſchäfte halten; indeß wißt, daß meine Entfernung ſchon beſchloſſen war, und jetzt in dieſer Stunde noch ſey mein Entſchluß vollführt! — Ich ſtehe einmal allein in der Welt! lebt wohl, Milady! Ich verbanne mich ſelbſt auf immer von dem Orte, der mir — ich fühl' es wohl — ſchon zu theuer geworden war. —

Anna ſah ſein Erbleichen; ihr eigenes, nur zu ſchonendes und zartes Gefühl für Andre hatte es ihr ohnehin ſchwer gemacht, die Forderung auszuſprechen, die ſie gleichwohl für unerläßlich hielt, und von der ſie ihn nun ſo empfindlich verletzt ſah. — Ehe ſie aber noch ein angemeßnes mildernes Wort finden konnte, hatte er ſich, nach einer ehrerbietigen Verbeugung, ſchnell von ihr gewandt und mit eil'gen Schritten entfernt. — Unwillkürlich machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie ihn zurückhalten; vor der ſie gleichwohl in demſelben Augenblicke wieder zurückbebte, und ſtumm und regungslos ſtehen blieb.

Der Ausdruck des Schmerzes hatte ſeinen edlen einnehmenden Zügen noch einen eignen rührenderen Reiz gegeben; und als ſie ihm nun ſo mit unſicher raſchen, ſichtlich durch innere, gekränkte Aufregung beflügelten Schritten von ſich eilen ſah, da ergriff ſie ein Gefühl unbeſchreiblicher, weicher Zärtlichkeit; ein unvergleichbares Gefühl, dem ähnlich, das der Klang des Alpenreigens in Schweizerbuſen weckt, — dem ähnlich, das ein Kind am Grabe niegekannter, früh verlorner Eltern fühlt.

Erliegend dem anſtrengenden Kampfe mit ſo unerklärbaren Gefühlen, ſank Anna, ſelbſt erbleichend und an allen Kräften erſchöpft, auf eine Raſenbank zurück, und Thränen quollen unter den geſchloßnen langen Augenwimpern hervor.

Der Ritter dagegen hatte ſich kaum auf geringe Weite von ihr entfernt, für die ihn ein ſo überraſchendes Gefühl hingeriſſen hatte, als er zu ſich ſelbſt kommend die Uebereilung fühlte, die weder ſeiner ihm eigentlich natürlichen Sanftheit und Stärke des Gemüths, noch des daniederndern Verhältniſſes zu ſeinen Gaſtfreunden würdig war. Er flog zurück, um ſeinen Fehler möglichſt wieder gut zu machen; doch Annen nahend erbebte er, als er ſie bleich und mit geſchloßnen Augen hingeſunken, das liebliche Haupt auf die Lehne des Raſenſitzes zurückgebeugt ſah. Ein forſchender Blick auf ſie ſagte ihm bald, daß es nicht Ohnmacht, daß es nur Ermatten der zarten Kräfte und, wie ſelbſt die ſchmerzliche Verzerrung ihrer Mienen — ja ſelbſt die thränenbenetzten Wangen zeigten — ein Ermatten des Schmerzes war. —

Außer ſich über den Anblick, wagte er doch gleichwohl nicht, ſie zu ſtören aus der freiwilligen Verſunkenheit in ſich ſelbſt; ſie hatte ſeine leichten, ſchonend nahenden Tritte nicht gehört. Leiſe

kniete er neben ihr nieder, und flüſterte nur mit zagender, bittender Stimme: O Gott, theure Lady! was iſt Euch?

Erſchrocken hob Anna das Haupt, und ſchlug die holden Augen auf; und — den, den ſie ſo eben ganz von ſich geſchieden glaubte, den edeln, theuern Jüngling ſah ſie zu ihren Füßen liegen, den Ausdruck innigſten, theilnehmendſten Gefühls in ſeinen Zügen, und die ſchönen beſeelten Augen flehend zu ihr emporgehoben.

Beſtürzt, verwirrt durch die ſeltſame Ueberraſchung, beugte ſich Anna vor, den Ritter aufzuheben, der keines Worts mächtig war. Beider Blicke berührten ſich näher in feuchtem ſehnſuchtsvollem Glanze, und Annens Zähren drohten ſchon verrätheriſch wieder hervorzubrechen; — da — in dem Augenblicke fiel ein Gemälde, das Anna gewohnt war auf ihrer Bruſt zu tragen, und deſſen Band ſich vorhin durch das raſche Zurück- und Vorwärtsbeugen ihres Hauptes aufgelöſt hatte, aus dem es ſonſt verdeckenden Gewand gleitend herab, und auf des Ritters bittend zu Annen empor gehobne Hände. —

Betroffen durch den an ſich ſo kleinen Vorfall, der gleichwohl hier mit der Ahnung einer ſchützenden Geiſternähe durchſchauerte, wandte der Ritter den Blick auf das Bild, — und — plötzlich ſchien ein heller Lichtblitz in ihm aufzugehen. — „Um aller Heiligen willen, rief er, indem er aufſprang — Signora, wie kommt Ihr zu dieſem Bilde?“ —

„Es iſt das Bild meiner in früher Kindheit verlornen Mutter!“ erwiederte Anna.

„Das Bild Eurer Mutter?“ rief er mit Heftigkeit. „Und wie iſt Euer Name? Seyd Ihr keine Brittin von Geburt?“

„Nein, das bin ich nicht!“ verſetzte Anna voll Ver-

wunderung über das Erſtaunen und die Fragen des Ritters. „Ich bin die Tochter einer unglücklichen Freundin der Lady Johanna, und unſer Vaterland war das ſchöne Italien.“

„Gott, wär' es möglich?“ rief der Ritter. „Und Euer Name? Euer Name?“

„Den eigentlichen Familien-Namen meines Vaters kenne ich nicht!“ erwiederte Anna; „auf der Rückſeite des Gemähldes ſteht blos: Donna Maria, Graf Paolo's Gemahlin; mein wahrer Name iſt Angelika.“ — „Angelika?“ rief der Ritter mit freudigem Ungeſtüm; „Wärs möglich? hätte ich dich gefunden, theure, geliebte Schweſter.

Anna war wie betäubt, eine Felſenlaſt ſchien von ihrer Bruſt zu ſinken bei dem Gedanken in dem Fremden, der ihr ſo theuer geworden war, einen Bruder zu finden, und ein für ſtrafbar gehaltenes Gefühl in das unſchuldigſte verwandelt zu ſehen; doch wagte ſie noch nicht, dem ſeligen Gedanken zu vertrauen.

„Du zweifelſt noch, geliebte Schweſter?„ ſprach Vilori ruhiger. „Willſt du mich noch nicht für deinen Bruder erkennen? Nun wohlan! ſo will ich dir den unwiderlegbarſten Beweis geben. Befindet ſich nicht innerhalb des Medaillons, der dieſes Bild umſchließt, die Hälfte eines zerbrochenen Ringes? Nimm ihn heraus!“ — Anna zog den Ring hervor und erſtaunte.

„Sieh hier die zweite Hälfte!“ ſagte der Ritter und mit dieſen Worten zog er eine goldene Capſel hervor, die er, an einer ſeidenen Schnur befeſtiget, auf der Bruſt trug, öffnete ſie und rief: „Sieh hier neben dieſer weichen Locke die andre Hälfte des zerbrochnen Ringes, die mit jener genau zuſammenpaßt. Die gute Mutter,“ fuhr er mit bewegter

Stimme fort, „hatte in einem Vorgefühl unſerer Trennung auf ein Mittel gedacht, uns unſer Wiederfinden zu erleichtern. Sie zerbrach dieſen Ring, und theilte ihn zwiſchen uns zum Zeichen unſerer Wiedererkennung. Dir, die zu klein war, um ſie zu verſtehen, hing ſie die eine Hälfte, unter ihrem Bilde verborgen, um den Hals: mir aber, dem Aelteſten, erklärte ſie die Wichtigkeit dieſes Kleinods, das ich auch ſeit jenem Augenblick beſtändig auf der Bruſt getragen habe. O nie, nie werde ich dieſe Scene vergeſſen! nie die Thränen, die aus den himmliſch ſanften Augen der beſten Mutter floſſen!“

Viloris eigne Thränen drangen bei dieſen Worten in ſeine ſeelenvollen Augen; die tiefgerührte Anna widerſtand nicht länger; mit überwallender Rührung ſank ſie dem geliebten Bruder an das Herz.

Das Weſen Beider war in Harmonie übergegangen, und der Schlüſſel zu dem Heiligthum ihres Glücks gefunden, der noch vor wenig Stunden unwiederbringlich verloren ſchien. Sie kannten nun den magiſchen, geheimnißvollen Zug, der ſie zuſammengeführt hatte.

Und giebt es wohl ein edleres, ein himmliſch reineres Gefühl auf Erden, als das, uneigennütziger, treuer Geſchwiſterliebe? Selbſt die brennenden Farben der Leidenſchaft werden erſt dann ſchön, wenn ſie von jenen ſanften Halbtinten gemildert werden. Ein Bruder ſollte eigentlich in einem zarten Herzen immer ein unſchuldig Geliebter, und ein Geliebter ein vergötterter Bruder ſeyn. Iſt dieß nicht das treuſte Bild von jener Engelsſeligkeit der erſten Menſchen im Paradieſeshayn, am Sonnenglanz des erſten Schöpfungsmorgens?

dort waren jene himmlischen Gefühle noch vereinigt; sie trennten sich nur, als die Unschuld von der Erde floh.

„Aber, mein Bruder," fing die glückliche Angelika an, als die ersten erstaunten und entzückten Aeußerungen des neuen seligen Gefühls vorüber waren, — „ich brenne vor Verlangen, durch dich etwas von dem früheren Schicksal unsrer geliebten, unglücklichen Mutter zu erfahren, das wahrscheinlich die Ursache ist, warum sie uns der Tod so bald entriß.

„Ach, theure Schwester, antwortete Vilori, mit einem tiefen Seufzer, und seine lichten Augen trübten sich aufs neue, „warum muß diese schmerzliche Erinnerung die Stunde unsres Wiederfindens trüben? — Doch könnten wir wohl diese Stunde schöner feiern, als durch das Andenken an die theure Verklärte, der wir nicht allein das Leben, sondern durch ihre zärtliche Vorsorge auch das Glück unsrer Wiedervereinigung danken. Gern will ich dir Alles darüber mittheilen, was ich selbst weiß und woran dein Herz gleichen Antheil mit dem meinigen hat.

Die beiden liebenden Geschwister nahmen mit verschlungnen Händen auf dem anmuthig umschatteten Sitze Platz. Das Abendroth brach durch die blühenden Zweige, und schien in das schöne Gesicht des Ritters; Angelika hing still beglückt an den theuren Zügen, in denen sie jetzt klar die unverkennbare Aehnlichkeit mit jenem Bilde ihrer Mutter fand.

„Erst in späterer Zeit, meine Angelika," begann der Ritter, „habe ich den Zusammenhang von den Begebenheiten erfahren, deren manche mir noch aus der Dämmerung der Kindheit herüberschwebt. Ich sagte dir schon, daß der Grund zu dem Unglück unsrer Mutter in einer eifersüchtigen Stim-

mung unſres Vaters gelegen habe; aber unbegreiflich würde dir dieſe Eiferſucht ſcheinen, wenn du Don Paolo jemals ſelbſt geſehen hätteſt, vorzüglich in der Blüthe ſeiner Jugend. Er, einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, war auch zugleich einer der anziehendſten und geiſtreichſten, und würde auch ein weniger treues weibliches Herz als das unſrer Mutter zu feſſeln gewußt haben. Vielleicht aber waren es eben dieſe glänzenden Vorzüge, die der edeln Maria viele Neiderinnen zuzogen. Man wußte den Argwohn Don Paolo's zu erregen, und ein unglückliches Zuſammentreffen der Umſtände warf in der That einſt einen Schein auf ſie, deſſen Nichtigkeit erſt ſpät durch die Zeit aufgeklärt ward, und unſerm unglücklichen Vater unendliche Schmerzen der Reue bereitet hat, als das Grab ſchon zwiſchen ihm und der verkannten Gattin lag.

Ein unſeliges Zuſammentreffen der Umſtände machte damals jede Aufklärung unmöglich; und das Dazwiſchentreten Feindlichgeſinnter verhinderte ſelbſt jede Näherung der entzweiten gleich leidenden Gemüther. Immer noch edel in ſeinem Zorn, doch deſto vernichtender für das Herz, das ſich von ihm losreißen ſollte, kündigte Don Paolo unſrer Mutter ewige Trennung an.

Ich war, — meines kindlichen Alters wegen nicht beachtet — Zeuge der erſchütternden Scene, die ſich, obwohl ich ſie noch nicht verſtand, doch unauslöſchlich tief in meine Bruſt gegraben hat. Ich ſah die Todtenblaſſe auf dem ſchönen Geſicht unſres Vaters, das nicht den Ausdruck des Zorns, ſondern nur den einer bittern herzzerreißenden Kränkung trug — ſah den ſchmerzlichen aber ſtolzen Blick, mit dem der Hohe auf ſie niederſah. —

Das Herz und die überwältigte Liebe hätte ſie wohl hingeriſſen, ſich zu ſeinen Füßen zu ſtürzen; allein die Gegenwart einiger jener Freunde, deren geheim feindſelige Geſinnungen ſie kannte, hielt einen ſolchen Ausbruch zurück; auch mußte wohl ihr Stolz erwachen, in dem Bewußtſeyn des erlittenen Unrechts. Gewaltſam drängte ſie ihre Thränen zurück — und ſagte mit erſtickter Stimme, dem zürnenden Geliebten die Hand reichend: leb' wohl denn, Paolo! — du willſt es; — lebe wohl! — nie werd' ich dich vergeſſen!

Nie werd' ich dich vergeſſen, Maria! — ſagte auch Paolo mit brechender Stimme, ſo als ob jedes von ihnen vom eignen Leben ſcheide.

Erſt als ich, der ich von dem Fortreiſen der Mutter und meinem Zurückbleiben gehört hatte, ihr nacheilte und ſchluchzend mich in ihre Arme warf, brachen auch ihre Thränen mit heftiger Gewalt hervor; ſie weinte lang, mich an ihrem Herzen haltend; dann kniete ſie zwiſchen mich und meine kleinere Schweſter, — dich, meine Angelika — nieder, jedes von uns mit einem Arm umſchlingend; betend für uns gab ſie uns ihren Segen, und theilte dann jenes bedeutende Unterpfand, den köſtlichen Ring, zwiſchen uns, dem wir jetzt unſer Wiederfinden danken.

Angelikas mitfühlende Thränen ſtrömten reich dem theuren Andenken. „Und unſer armer Vater?" ſagte ſie.

„Er lebt noch in der fernen Heimath," erwiederte Vilori, „er hatte nichts mehr auf der Welt als mich; und alle Zeit, welche mir die Geſchäfte meines Ordens übrig ließen, brachte ich bei ihm zu; ſchmerzlich wird er jetzt meinem Wie-

derſehen entgegen harren; und, o Gott, wie würd' ihn das deinige beglücken."

O ja, ja, laß mich zu ihm eilen!" erwiederte Angelika mit Feuer, „laß uns meinen Robert zur Mitreiſe, zum baldigen, zum ſchnellen Aufbruch aufferdern!"

„Deinen Robert? — wiederholte der Ritter — So trog mich meine Ahnung nicht?"

Offen entdeckte Angelika dem liebenden Bruder das heilige Verhältniß, das ſie ſchon früh an ſeinen Freund gebunden hatte, an ihn, gegen den er ſo nah geweſen war, einen wiſſenloſen Verrath zu begehen. Mit Schauer blickte der edle Ritter noch einmal auf den zwiefachen Abgrund zurück, von welchem ihn die Huld der Vorſicht errettet hatte.

Beide kehrten nun mit verdoppelter Liebe gegen den Entfernten nach dem Schloſſe zurück, wo ſie ihn unterdeß gewiß endlich wieder angekommen glaubten. Allein ſie fanden ihn nicht, den ſie ſo ſehnlich erwarteten; ein ſeltſamer verhängnißvoller Zufall hatte ſich zwiſchen das Glück dieſer drei ſo wahrhaft und innig liebenden Menſchen gedrängt. So nah am Ziel glichen ſie den Schiffenden, die eben an einem blühenden Eiland Anker zu werfen denken, und die ein finſteres Ungewitter mit einemmal aufs neu in das grenzenloſe Meer hinauswirft; oft naht man im Leben ſich einander, nur um ſich deſto weiter zu entfernen.

Macdonald war zurückgekehrt, und eben in der Stunde, in der die zärtlichen Geſchwiſter ihre Wiedervereinigung feierten. Dienſtgeſchäfte hatten ihn einige Tage länger, als er geglaubt, in England aufgehalten; nach Vollendung derſelben eilte er auf Flügeln der Liebe zurück. Er hatte ſich vorge-

nommen, ſeine geliebte Anna zu überraſchen, und ſtieg daher im Dorfe ab, um durch den Park verſtohlen nach dem Schloſſe zu gelangen. Im Dorfe kam man ihm mit der Nachricht entgegen, daß ſich ſeit einigen Tagen ein junger Herr auf dem Schloſſe befinde, den man einen Maltheſer-Ritter nenne. „Deſto beſſer!“ rief der gute Macdonald entzückt: ſo wird die Ueberraſchung und Freude verdoppelt. O wie wird mein Herz ſo vieles Entzücken faſſen können!“

Er befahl jetzt ſeinem Reitknecht, in dem Dorfe zu warten, bis er ihn rufen laſſe, und durchwandelte den Park zwar leiſe, aber ſchnellen Schrittes. Kein Argwohn ſtieg in der redlich treuen Bruſt empor, in der die Liebe ihre Rechte gleich mit einer edeln ſelbſtvergeßnen Freundſchaft theilte. Nur derjenige, welcher eben ſo nach einem Freunde ſchmachtet, als nach einer Geliebten, verdient beide, (ſagt ein erhabener Dichter) — allein auch nur ein ſolcher kann begreifen, wie ſehr das Herz des tieffühlenden Macdonald durch einen Anblick zerriſſen werden mußte, wie er in wenig Augenblicken ihn erwartete.

Mitleidig ſchienen ſich die Zweige auf ihn herab zu neigen; zur Seite ſeines Pfades klagte wehmüthig eine Turteltaube um den geraubten Gatten. —

Ein dunkler Hain empfing ihn jetzt in ſeine grüne wallende Nacht; und jetzt vernahm er die geliebten Stimmen. Mit Freude klopfendem Herzen eilte er darauf zu; — doch welch ein Augenblick ſollte der treuſten Liebe lohnen! Er hörte, ohne die Worte zu verſtehen, den Laut der innigſten Zärtlichkeit — gegen einen Andern aus dem Munde der wandellos und einzig Geliebten! und dieſer Andere — war ſein

Freund! — Er ſah, wie eben Beide einander innig in die Arme ſchloſſen — und dunkel ward es vor ſeinen Augen — und er ſank in ſein umhüllendes Gebüſch zurück.

In einer unwillkürlichen Bewegung hatte er die Hand an das Schwert gelegt; — doch ſchnell behielt ein edleres Gefühl die Oberhand. „Iſt das die Treue der Erde?“ rief er ſchmerzlich, dumpf in ſich hinein und eine bittre kalte Thräne drang in ſein männlich feſtes Auge. — „Nein! ſo will ich mich nicht rächen! ich will der Treuloſen und dem Verräther zeigen, welch ein Herz ſie gebrochen haben!“

Mit wankenden, oft unterbrochenen, doch heftig ſchnellen Schritten verließ er ſeinen väterlichen Park und kam in das Dorf zurück, wo der treue Diener ſeiner Befehle harrte. Kommt Ihr ſelbſt, mich zu rufen, beſter Sir? rief ihm der alte treue Freund entgegen, ſoll ich nun kommen mit den Pferden?

Ja, zäume die Pferde, guter Toms! erwiederte ſein Herr, mit einem faſt wilden fieberhaften Händedrucke, — doch nicht nach dem Schloſſe, aus dieſem Lande ſollſt du mich begleiten. Doch vorher geh und hohle mir Papier und Dinte! Und dann auf ewig fort, noch ehe der Abend ſinkt!

Mit äußerſter Beſtürzung eilte der gute Toms, die Befehle ſeines Herrn zu erfüllen. Eine Anwandlung von wilder Heftigkeit, die ſowohl ſeinem Charakter als ſeinem Stande natürlich war, kämpfte in Macdonalds Gemüth mit ſeinem Edelmuth einen ungleichen Kampf. Der letzte ſiegte. Toms brachte erwartungsvoll das Verlangte, und Macdonald ſchrieb einen Brief, den er erſt nach ſeiner Abreiſe auf das Schloß zu tragen befahl. Darauf beſtieg er, von Toms begleitet, ſein gutes Pferd, und eilte nach dem nächſtgelegenen Hafen zu.

Als jetzt Vilori und Angelika im Schloſſe angelangt waren — mit welcher Ueberraſchung empfingen ſie dieſen verhängnißvollen Brief, auf welchem ſie ſogleich die Handſchrift erkannten; mit welchem Gefühle aber laſen ſie nachfolgende entſetzliche Worte:

„Empfangt mit dieſen Zeilen mein Lebewohl und meine Verzeihung zugleich! Wißt Anna und Vilori, ich war Zeuge eurer verrätheriſchen Umarmung im Park. Möchte ich doch auf immer das vergeſſen können, was meine Sinne zu verwirren drohte! Ich könnte dir entgegen ſtehn, Vilori, ich könnte mich in deinem Blute baden — und wohl möchte es ſüß ſeyn für den Augenblick! — Doch ich verzeihe dir! Seyd glücklich, wenn Euch anders das Bewußtſeyn, die treuſte Liebe durch Verrath belohnt zu haben, das jemals vergönnt. Du kannſt vielleicht noch Loszählung von deinem Gelübde erhalten, dann ſuche Annen das zu ſeyn, was ich ihr einſt — ach ſeliger Traum! — zu werden hoffte! — dann wende alle Kräfte deines Herzens an, ſie ſo heiß, ſo unausſprechlich zu lieben, wie ich ſie liebte. — Von mir befürchtet nie eine Störung eures Glücks, denn mich ſehet ihr nie wieder. Lebt wohl! lebt wohl auf ewig!“

Macdonald.

Wer vermöchte nicht ſich die Empfindungen zu denken, welche Macdonalds edelmüthiger Brief in den Herzen ſeiner Freunde hervorbrachte! Ohne ein Wort mit Angelika darüber zu wechſeln, gleichſam in ſtillſchweigender Uebereinkunft mit ihr, ſtürzte Vilori nach dem Stalle, ließ ſein Pferd ſatteln und befand ſich nach wenigen Minuten ſchon auf dem Wege, den Macdonald, wie er durch Nachforſchung im Dorfe erfuhr, auf

ſeiner großmüthigen Flucht genommen hatte. Der Mond erhellte ſeinen Pfad, und ſein feuriges Roß ſchien die Ungeduld ſeines Herrn zu theilen, ſo ſehr beflügelte es freiwillig ſeinen Lauf.

Angelika befand ſich indeß in einer Art von Betäubung auf ihrem Zimmer. Die Vorgänge des heutigen Tages waren zu ſchnell, zu überraſchend auf einander gefolgt, als daß ſie ſich auf einmal hätte faſſen können. Die Unruhe, ob ihr Bruder den geliebten Flüchtling auch ſicher treffen werde, wechſelte in ihrer Seele mit den frohen Empfindungen alles deſſen, was ſie an dieſem Tage erfahren hatte. Sie hatte an dieſem merkwürdigen Tage einen zärtlichen Bruder gefunden; ſie hatte das große Herz ihres edlen Geliebten von der vollkommenſten Seite kennen gelernt. O glückliche, glückliche Angelika! ſprach ſie zu ſich ſelbſt: zwei ſolche Engel nennſt du dein! Dich theurer, theurer Bruder! und dich Robert, himmliſcher Geliebter! dich ſchöne große Seele! O wie wirſt du dich freuen, wenn du ſie ſchuldlos findeſt, denen du ſo großmüthig verzeiheſt! wenn du den Bruder wirklich in dem Freunde ſiehſt, den du mit Brudertreue liebſt!

Der Schlaf floh dieſe Nacht von ihren Augen. Vor Tagesanbruch ſchon erhob ſie ſich von ihrem Lager und trat ans Fenſter. Die Sterne glommen einzeln noch am Himmel, und Nebel ruhte auf dem ſtillen Thale. Allmählig erhoben ſich die Wipfel der Wälder aus dem weißen Nebelmeere, und nach und nach ſchienen ſich die Berge mit friſcherem Grün zu ſchmücken. Angelika zog jetzt Macdonalds Brief hervor, um ihn bei der erſten dämmernden Helle nochmals zu leſen. Darauf ſchweifte ihr Auge wieder über die Gegend hin, und ſiehe! ihr gegen-

über ſtand ſchon der Horizont in vollem Feuer. Funken blitzten hervor, und Roſen blühten ruhig zwiſchen den lodernden Flammen. In dieſem Augenblick ſtieg die Sonne prangend auf, und, welch' unnennbares Entzücken für Angelika! — die erſten Strahlen des holden Geſtirns beleuchteten ein ſchönes Reiterpaar, das eben brüderlich aus dem Thale heraufzog, und in welchem Angelika bald diejenigen erkannte, welche ihre Sehnſucht erwartet hatte. Sie flog die Treppe hinab, und eilte den Kommenden entgegen. In wenig Augenblicken lag ſie in ihren Armen, und nie hat wohl die Morgenſonne einen glücklichern Verein geſehen.

Jetzt durch doppelte Bande war das ſchöne Kleeblatt vereiniget, und jedes von ihnen nannte zwei Herzen von gleicher Inbrunſt ſein.

Der edle Bruder traf ſelbſt die Anſtalten zu der Vermählung der Schweſter und des geliebten Freundes, dann eilten Alle den trauernden Vater aufzuſuchen, der in der liebenden Kinder Wiedervereinigung, noch die einzige Linderung fand für die nie ganz geheilte Wunde. Alle trafen in der Folge, ſo oft es Vitoris und Roberts hohe Berufsgeſchäfte vergönnten, bald auf Corſica, bald auf Island zuſammen. — Im Thale von Greenhill aber, auf der Stelle, wo ſich die drei Liebenden an jenem Morgen fanden, ließ Robert zum Gedächtniß die Namen in ein Felsſtück graben:

Angelika, Macdonald und Vitori.

III.

Verſchwiegne Treue.

Eine Sage vom Ufer der Maas.

Hell ſchimmerten die Kerzen im prächtig erleuchteten Ritterſchloſſe; die Hörner und die Saiten jubelten, und die feſtlich geſchmückten Herren und Damen ſtellten ſich fröhlich in die Reihen des Tanzes.

Es war das Hochzeitfeſt des Grafen Childerich von Noirmont. An ſeiner Hand führte die ſchöne Braut den Reigen an, beide von Glück und Freude ganz umſtrahlt, die ſich auch allen ihren Gäſten mittheilte. — Nur ein Trauriger war im ganzen Kreiſe, nur Lionar, ein junger Ritter, welcher, weil er ſehr arm war, im Sold des Grafen Waffendienſte that. Ihm ſchnitt die laute Freude durch das Herz; und ſtatt ſich in die Reihe der Tanzenden zu miſchen, entwich er aus dem hellen Saale, und ſchlich ſich durch die weiten ſchönen Gärten, die abwärts nach dem Fluß hinunter lagen. Es war die reichſtrömende Maas, da wo ſie nicht fern dem Ardennerwalde das Gebiet waffenberühmter Franken durchſtrömt.

Hier irrte Lionar am einſamen Geſtade; allein auch hierher folgte ihm der laute Jubelſchall, und die Lichter des Schloſſes ſchwammen wie goldne Funken auf der zitternden Fluth. Tiefe Seufzer drangen aus ſeiner Bruſt, und er rief ſchmerzlich aus der wunden Seele: O Gott, warum bin

ich doch so unglücklich, während sich Alles freut! Wär' es Neid? Heiliger Gott! könnte der ein redliches Herz beflecken? Nein! o du siehst, gern gönnt' ich Allen das glänzendste Glück — und doch — drängt sich mir immer der Gedanke auf: Ich alle diese stattlichen Ritter besitzen ihre festen Burgen, seh'n eine holde Gattin, oder doch sonst ein liebliches Herzgespiel heut Abend an ihrer Seite! — nur mir bleibt nichts von allen diesen Gütern, und giebt es einen edleren Ritterstamm als den meinen? Haben nicht meine Väter so gut als Childerichs für unser Land, unter den Heeren Carls, ihr kühnes Banner in den Streit geführt? Und gleichwohl als er auftrat, der mächtige Bewerber, gleich waren Fredegundens Blicke allein auf ihn gerichtet! — Jetzt schwebt sie als beglückte Braut an seiner Seite, — indeß der arme Lionar vergessen, unbemerkt in seinem Schmerz vergeht.

Graf Childerich hatte einst dem Vater Fredegundens ein Häuflein Hülfsvolker gesandt, die ihn aus einer dringenden Gefahr befreit hatten. Als nach erfochtnem Siege die fremden Krieger in die Burg einzogen, die sie vor fremdem Eindrang beschützt hatten, da stand das Fräulein dankend auf dem Balcon, und unter allen blühenden Gestalten fiel ihr am meisten die eines der Anführer in die Augen, eben des edeln Lionar, welcher in diesem Zug aufs neue seine Tapferkeit bewährt hatte. Sie blickte lang dem schlanken Krieger nach, der sein glänzendes Schwert und sein noch glänzenderes Auge so anmuthsvoll bescheiden gesenkt hatte. Und als am Abend der erfreute Burgherr den Fremden ein fröhliches Mahl mit Tanz begleitet gab, so zog sie ihn vor allen

Andern vor, und ſprach ſo hold mit ihm, daß ſich wohl eine ſüße Hoffnung zu ſeiner aufglühenden Liebe geſellen durfte.

Sobald aber Graf Childerich ſelbſt erſchien, und ſie vernahm, daß der Krieger, der ihr gefallen hatte, nichts beſitze als eine uralte, zerſtörte Burg, und ein Schwert, welches er nur im fremden Solde ziehe, da ward es ihr nicht ſchwer, dem Wunſche ihres Vaters zu gehorchen, und dem reichen und mächtigen Bewerber ihre Hand zu geben. — Sie ſtrahlte jetzt als Childerichs Weib im Hochzeitſaale, während der arme Lionar in Gram verging.

Doch ſeltſam war es, die Wellen ſchienen ſeine Klagen zu verſtehen, ſie ſelbſt flüſterten heut ſo klagend; und wenn er ſeufzte, ſeufzten ſie ſympathetiſch mit. „Milder, theilnehmender Fluß!“ ſagte der Ritter, und blickte ſehnſuchtsvoll in ſeine Tiefen, „und winkte mir, der ich keine Heimath habe, vielleicht eine Heimath da unten?“

Sein frommer Muth verwarf doch bald dieſen Gedanken wieder; ſchwer wandte er ſein Auge weg, und richtete es in die Ferne. Da war es, als ſah' er in der dämmernd duftigen Nacht fernab am Fluſſe eine ſchlanke weibliche Geſtalt ſich zu ihm herbewegen. Es iſt die ſchlanke, weißſtämmige Birke, ſagte der Ritter zu ſich ſelbſt, die dort am Ufer ſteht.

Allein es war als mache ſich es aus dem Duſte des Ufers los, und ſchwebe näher und näher; und deutlich erkannte jetzt der Ritter eine weibliche, hellumſchleierte Geſtalt, ſo zart und duftig wie aus Mondesnebel gebildet, und ihre Stimme, wenn ſie ſprach, war ſanft wie das Flüſtern der Wellen.

Sie blieb vor dem erſtaunten Ritter ſtehen, und er ſah gleichwie von mildem, mondlichen Licht erhellt die holdſeligſten Züge.

„Edler Lionar“ ſagte ſie ſanft, „warum ſo traurig, hier wo Alles ſo fröhlich iſt?“

„Ach hohe Herrin!“ verſetzte der Ritter und ſenkte ehrerbietig das Knie vor ihr, „da Ihr meinen Namen ſo wohl kennt, ſo werdet Ihr ja wohl auch wiſſen, wie arm ich, und verlaſſen bin.“

„Ihr arm?“ erwiederte die hohe Fremde „beſitzt Ihr nicht die erſten Güter? ein tapfrer Arm, ein edles Herz ſind Euer — und“ — —

„Ach Gott!“ rief Lionar ſchmerzlich, „wer achtet auf mein Herz?“ —

„Und eine Bildung“ fuhr die Fremde fort „worin dieß Herz ſich wiederſpiegelt, und welche wohl den Frauen minniglich erſcheinen mag.“

„Wie ſchöne Herrin?“ rief der Jüngling mit gekränktem Gefühl — „könntet Ihr meiner ſpotten? iſt es nicht blos der Gram verſchmähter Liebe, der mich in die einſame Nacht herauftreibt?“

„Armer Lionar!“ ſagte die Herrin im Ton der weichſten Zärtlichkeit, — und wie, wenn ein treueres Herz ſich innig ſehnte, Euch über jenes eitle zu tröſten? — Lionar, könntet Ihr nie mehr lieben?“

Sie ſagte das ſo mild und innig, daß er es wagte, zu ihr aufzublicken, und als er in den tiefen Himmelsglanz ihrer Augen ſchaute, da war es ihm, als ob er ganz darin verſinke, und als ob alles ſein ganzes voriges Leid ſich leicht

von ſeinem Buſen löſe, indeſſen eine Seligkeit, wie er ſie nie gekannt, ſein ganzes Weſen wunderbar umfange.

Auch das demuthvollſte, männliche Herz findet für ſo übergewaltige Liebe, als ſich des Ritters jetzt bemächtigte, den Ausdruck bald, vorzüglich wenn ihm wie dieſem, ſo ſelige Erwiederung verheißen iſt. Das ſchönſte Bündniß war geſchloſſen, ohne daß Lionar nur den kühnen Gedanken gefaßt hätte, zu fragen, wer die wunderbare Herrin ſey? Wie Augenblicke flogen die Stunden der Nacht dahin, von tauſend Liebkoſungen und ſüßen Liebesreden ausgefüllt, worin ſo manches erhebende Wort von höherer Abkunft gemiſcht war.

Jetzt dämmerte der Morgen auf; die Lichter im Schloſſe hatten trüber und einzeln gebrannt; ſie verloſchen nun gänzlich, ſo wie des Himmels Sterne; und ſchon begannen die Wellen der Maas im Vorübereilen der Morgenröthe flüchtige Spiegel vorzuhalten. Da ſchien die fremde Herrin mit einiger Scheu um ſich zu blicken, und ſagte dann mild, aber feſt: Jetzt muß ich von dir ſcheiden, holder Freund! Ich habe dich ganz ſo gefunden, wie du mir ſchienſt, wenn ich dich zuweilen, am Ufer des Stromes, im ritterlichen Spiel mit andern Waffenbrüdern ſah, oder auch wohl allein und ſinnig wandelnd. Ich ſah da wohl, dein Arm iſt ſtark wie die Kraft jener Wogen; dein Muth feſt wie Felſen des Geſtades. Jetzt weiß ich auch, daß dein Herz rein iſt, wie die kryſtalline Fluth der edlen Maas, und nun auf ewig wendet ſich dir meine Liebe zu. Wen aber Eine der Unſern liebt, dem wird es auch an irdiſchem Glück nicht fehlen. Jede Nacht, während im Schloſſe dort jubelnde Freude herrſcht, — denn Childerichs Hochzeitfeſt ſoll acht Tage und acht Nächte gefeiert werden; — jede Nacht

harre mein an dieſer Stätte! wenn du mich liebſt, ſo wirſt du dann ja wohl Erſatz für jene Freuden finden. —

Lionar ſank vor ihr auf die Knie, und wiederholte ſeine heiſſen Schwüre der Lieb' und der Treue bis in den Tod.

„Du wirſt verlangen meinen Namen zu wiſſen," ſagte die Dame mild, „nenne mich Maaſilia. — Doch — ſey verſchwiegen, wenn wir uns nicht auf immer trennen ſollen. Sie legte dabei den Finger, bedeutend auf den Mund, ging nach dem Fluß hinunter, indeß ſie ihm mit ſtillem Ernſt zurück zu bleiben winkte, und war in den Morgennebeln verſchwunden, eh der Ritter noch ſelbſt wußte, wie ihm geſchah.

Ein ſeliger Traum erſcheint ein hohes, unvermuthetes Liebesglück faſt immer, im Augenblick, wo es das erſtemal, wo auch auf Wiederſehen ſcheidet, allein im Herzen ſpricht doch eine Stimme laut und gewaltig von der Wahrheit ihres Daſeyns. Die Nüchternheit nach einer durchwachten Nacht erhielt noch in der Seele des Ritters die holden Traumnebel, die ihn umfangen hatten. Er eilte ans Geſtade des Stromes, er breitete die Arme in Liebesſehnſucht nach den feuchten Waſſernebeln aus, und leiſe und lieblich ſchienen ihm die Wellen zuzurufen: Ja, du biſt glücklich!

Und freudig, als die Sonne ſchon auf den ſtahlblanken Gewäſſern blitzte, und das Schloß glänzend aus den Blumenfeldern ragte, kehrte er zu den Uebrigen zurück; die aber nach durchſchwärmter Nacht ſich alle erſt der Ruhe überlaſſen hatten, und noch ſchweigend und feſt, tief in den Banden des Schlummers lagen. Auch Lionar warf ſich für kurze Zeit auf ſein Lager, wo ihn die lieblichſten Träume empfingen, und das Erlebte wiederholten. Auch die Blumen

als er zwiſchen ihnen hindurch wandelte, hatten ihm den Gruß der Wellen zugerufen.

Der Tag ſchien ihm unerträglich lang; er ſtahl ſich, ſo oft er nur konnte, hinweg aus dem Getümmel in die vertraute Einſamkeit; hundert mal wandte er den ſchlanken Nacken, und blickte ungeduldig nach dem Stande der Sonne, gleich als ob er ihren Lauf beflügeln wolle, eilte er dann raſchen Schrittes durch Feld und Hain, und ganz halbleiſe vor ſich hin:

Wie ſo träg verhaßte Sonne?
Wie ſo träg im müden Lauf?
Ach erſcheine, meine Wonne!
Geh, mein ſüßer Stern mir auf!

Und die Sonne ging unter; der Abendſtern ging auf. Im Schloſſe wurden die Kerzen wieder entzündet, und Tanz und Jubel hob vom Neuen an. Der arme überſehene Lionar aber eilte zu der Geliebten hoffend und zagend, ob ihm auch ſein Glück wieder erſcheinen werde.

Und von den Nebeln des Geſtades, wo er noch immer die weißſtämmige Birke zu ſehen meinte, wand ſich die zartduftige Bildung los, und wandelte zu ihm heran. —

Noch himmliſcher war dieſe Nacht als die vergangne, noch höher ward ihm Herz und Sinn gehoben von der Liebe der hohen Schönen, und den begeiſterten Worten, die ſie in ihre holden Liebesreden miſchte. Von nur noch kühnerer Thatenluſt fühlte er ſein ganzes Weſen durchglüht und gleichſam geheiligt.

Auch ſeine Tage waren nun beruhigter, da er ſeines

Glücks gewiß ſein durfte. Bei den Turnieren, welche der Lauf des Feſtes in ſich ſchloß, und andern Heldenſpielen, trug er ſo manchen Preis davon, weil ihm das Bild der unſichtbaren, ihrem Herrn doch immer vor den Augen des Geiſtes ſchwebte, und ihm zum Siege Kraft verlieh. Die Blicke der Damen des Feſtes richteten ſich jetzt aufmerkſamer auf den jungen, anmuthigen Ritter, den ſie vorher in ſeiner ſtillen, zurückgezognen Traurigkeit überſehen hatten.

Allein die letzte Nacht kam jetzt heran, mit der das Feſt zu Ende gehend, auch die Dame ihr Scheiden angeſagt hatte. Die heilige Nacht erſchien ernſter, wehmüthiger und zugleich feierlicher.

Die Zeit des Halbmondes war indeß gekommen; er ſtand jetzt hoch am Himmel, und goß ſeine bleichen Schimmer auf die Gegend aus, allein theilnehmend hüllte er ſich in leichte Trauerſchleier, als ſich Maaſilia von dem Geſtad herauf bewegte, gleich war ihr ganzes holdſeliges Weſen umflort vom Schleier leiſer Wehmuth ob der bevorſtehenden bittern Trennung, und feierliche Hoheit miſchte ſich darein.

Ihr Ritter flog ihr, glühend von Schmerz und Liebe heut entgegen, und ſchien in der noch einmal gewährten berauſchenden Gegenwart Vergeſſen der nahen Trennung trinken zu wollen; doch ernſteren Tones redete ſie ihn an, nach den erſten Begrüßungen der Zärtlichkeit. Wir ſcheiden heut auf lang, mein Freund, ſprach ſie, ſo wollen es die Mächte des Geſchicks, und vieles Wichtige haben wir dieſe Nacht noch zu ſprechen.

Du weißt, mein Lionar, fuhr ſie fort, ich habe die meine höchſte, innigſte Liebe zugewandt; deine Beſcheidenheit hat nie

gewagt nach meiner Herkunft zu forſchen. Wiſſe, ich bin die mächtige Nymphe der Maas, und der Mann, den ich liebe, darf nicht im Dunkel bleiben. Iſt nicht dein tapfrer Ahnherr Ivalthier ſo gut als Childerichs mit Roland in den Streit gezogen? Er fiel bei Roncevaux; und ſollte darum nur ſein edles Blut gefloſſen ſeyn, daß du ſein Enkelſohn im Solde deines Gleichen dienen ſollſt?

Glut der Beſchämung flog dem Ritter brennendheiß über Stirn und Wangen; ſchmerzhaft klopfte das Blut in ſeinem Herzen, und jagte ſtürmiſch heiß durch die Adern, und wie er anfangs die Augen auf den Boden ſenkte, da ſtürzten ein Paar ſchwere, heiße Thränen zwiſchen den langen dunkeln Wimpern nieder; dann aber ſchlug er ſein ſchönes, himmelreines Auge, im Gefühl unverdienter Kränkung wieder auf, und rief: O Gott des Himmels! Sprache gibſt du, und ſolche Sprache, dem quälenden Gefühl in meiner Bruſt, ach, das ſchon lang mein Leben drückte! — — Vollende nur, ſchöne tödtende Herrin! Aber ſage dann auch, wie ich mein Schickſal hätte wenden können? Arm, der letzte verlaßne Sproß eines beſiegten, untergegangnen Heldenſtammes! —

Armer Liebling! ſagte die Hohe, voll mitleidsvoller Zärtlichkeit; an meinen Ufern liegen die Trümmer deiner Stammburg; durch dich ſoll ſie mit neuem Glanz erſtehen, durch meinen Beiſtand. Für jetzt ziehe nach Nancy! dort rüſtet ſich der tapfre Herzog der Lorraine, Gottfried von Bouillon, zu einem glorreichen und ſegensvollen Kriege; ſtelle dich unter ſeine Fahnen, damit auch edler Ruhm die Fahnen meines Lieblings ſchmücke! An Mitteln ſoll es dir nicht fehlen, dich ſchön und würdig auszurüſten.

Sie trat bei dieſen Worten ans Ufer des nah vorüberwallenden Stroms, tauchte den ſchwanenweißen Arm in die bewegte Flut, und brachte eine Hand voll köſtlicher Perlen herauf, deren Eine ſchon hinreichend geweſen wäre, einen Ritter mit Roß und Waffen auszurüſten.

Nimm! ſagte ſie, und mit dem erſten Morgenſtrahl, eh ſich noch das Getümmel der Gäſte von der Burg entfernt, begib dich unbemerkt auf deinen Weg nach Nancy; kaufe dir ein ſtattliches Roß und eine glänzende Rüſtung. Auf deinen Schild laß eine ſilberne Waſſerlilie bilden, damit du deiner Fernen dich erinnerſt. Ziehe darauf zu herrlichen Thaten aus, und komm mir treu und liebend wieder.

Lienar war aufs Knie vor ihr geſunken, und nahm die Perlen an wie eine Himmelsgabe. Die überirdiſche Schöne hatte den rechten Weg gewählt, den allzugroßen weichen Schmerz der Trennung abzuſtumpfen, indem ſie ſeine Ehrliebe und ſeinen Thatendurſt entflammte. Aber als er auf die köſtlichen Perlen blickte, ſagte er wehmüthig: Befehle ſind die Worte, die aus dem Munde meiner ſchönen Gebieterin kommen, allein wenn ich bedenke, daß ich dieſe ſchönen zartweißen Perlen, die dir an mildem Schimmer gleichen, daß ich ſie hingeben ſoll im Handel gleich Geld und Gut! ſie die das Einzige ſind, was ich aus deiner theuern Hand empfing, ſo fehlt es mir an Muth, dir zu gehorchen!

Verwende ſie nur, wie ich dir hieß, erwiederte die Herrin mit einem dankbaren Lächeln, und nimm hier eine andere Gabe, die du mir zum Andenken bewahren magſt!

Bei dieſen Worten zog ſie eine Schnur noch weit ſchö-

nerer Perlen aus dem Gewande ihres Busens, die dicht auf der zarten, schneeweißen Brust geruht hatten, und reichte sie ihm.

Trag' es fortan auf deiner edeln Brust; fügte sie hinzu, ein Sinnbild des innigen geistigen Bandes, das unser Wesen an einander knüpft. —

Mit namenlosem, obwohl schmerzlichem Entzücken, erfüllte die überschwengliche Zärtlichkeit der Herrlichen den Ritter. — Halbträumend kam er zurück nach dem Schlosse: ihm war, als fühlte er die zarten Perlen erwärmt vom heiligen Lebenshauche der Geliebten.

Er that, wie sie geboten hatte; ehe noch das Getümmel der Gäste das Scheiden eines Einzelnen bemerken ließ, trat er den Weg nach Nancy an, den er in thatbegieriger Eile zurücklegte.

Er kaufte sich eine prächtige Rüstung von blauem Stahl, und so wie ihm Maasilia geboten hatte, mit einer silbernen Wasserlilie geziert; dazu ein herrliches Roß. Dann stellte er sich dem edeln Herzog der Lorraine vor, der mit Freuden den stattlichen Krieger unter seine Fahnen aufnahm.

Als er aber nun seinen feurigsten Wunsch erfüllt sah; als er Zeit hatte, ruhig um sich zu blicken, das Heer aber noch einige Monden lang in der Gegend von Nancy rasten mußte, so fiel ihm der Gedanke schwer aufs Herz, daß er das Haus seines bisherigen Dienstherrn, so heimlich einem Verbrecher gleich, verlassen habe. Und da ihm nun Maasilia nicht mit ausdrücklichen Worten verboten hatte, ihn vor dem Aufbruch noch zu sehen, so beschloß er, diese unthätige Zeit zu benutzen, um sich rechtlich von ihm zu beurlauben. — Es mochte wohl auch der geheime Wunsch, vielleicht auf diese Art auch die Geliebte nochmals zu erblicken, im Hintergrunde seines Herzens liegen, und ihn zu ihrer Gegend zurückziehen.

Er bat Vergunſt zu einer kurzen Entfernung, und eilte nach dem Schloſſe Noirmont zurück. Allein Graf Childerich hatte ſchon mit auflodernden Zorn Lionars willkürliche Entfernung aufgenommen; und als er ihn jetzt in ſo herrlich glänzender Ausrüſtung erblickte, da regte ſich der Neid in ſeinem ſtolzen und ſelbſtſüchtigen Herzen, daß der, welchen er ſeinen Untergebenen nannte, weit ſchöner und herrlicher erſchien als er.

Mit einem finſtern Blick ſah er auf den, der ihm ehrerbietig und bittend nahte. Er hörte nicht auf die treuherzige Entſchuldigung des Ritters, ſondern unterbrach ihn mit einem heftigen und verachtenden Vorwurf ſeiner pflichtvergeßnen Entweichung, und fragte dann gebieteriſch, woher der arme Söldner auf einmal jetzt die fürſtlich prächtige Rüſtung habe.

Lionar neigte ſich ehrfurchtsvoll und ſchwieg auf die Frage. —

Noch herriſcher wiederholte ſie der Graf. Verzeiht, mein hoher Herr, antwortete Lionar, wenn ich Euch alle, nur dieſe einzige Frage nicht beantworte, weil ich es nicht kann. Es ſey Euch genug, zu wiſſen, daß ich auf rechtmäßige Art zu ihrem Beſitz gelangte.

Wie? rief Graf Childerich aufgebracht, mir wagt Ihr eine Frage zu verweigern?

Und wie derjenige, der ſelbſt nicht edel iſt, auch Andern leicht Unedles zutraut, ſo ſtieg in ſeiner Seele auch der Gedanke auf, Lionar könne nur durch unrechtmäßige Wege zu dem ſo köſtlichen Rüſtzeug gekommen ſeyn, und müſſe ſich nothwendig auf ſeine Unkoſten bereichert haben.

Wie aber ſchon des Ritters ſtandhafte Weigerung ſeinen Stolz empört hatte, ſo gab der Gedanke eines Verbrechens nun dem erbitterten Stolz und dem heimlichen Neid

einen erwünschten Vorwand. Immer aufgebrachter drang Childerich auf ein ausführliches Geständniß; allein immer gleich fest verweigerte es der unerschrockene Lionar.

Nun dann! — rief Childerich, und Gluthen des Zornes flammten wild über sein Gesicht, und entstellt zuckten alle Züge. — Nun dann! noch stehst du in meiner Gewalt, und ich will sehen, ob ich mir nicht Gehorsam erzwingen kann.

Er rief seine Leute; der Ritter ward umringt, und er, der sich mit gewissenhafter Redlichkeit in die Gewalt des Tyrannen geliefert hatte, mußte jetzt, ungeachtet seines muthvollen Widerstandes, der Uebermacht erliegen. Mit Fesseln wurden die edeln Glieder belastet, und man brachte den Unglücklichen in einen düstern, festgewölbten Saal, wo der grausame Childerich befahl, ihm durch die Folter das Geständniß seines Verbrechens, oder zum mindesten desjenigen zu erpressen, von dem er seinen unbegreiflichen Reichthum empfangen habe.

Lionar konnte unmöglich einen Ursprung seines Vermögens angeben, dessen Ungrund nicht sogleich durch Childerichs Nachforschungen entdeckt worden wäre; und so wäre es eben so unnütz als erniedrigend für ihn gewesen, sich zu einer Lüge herabzulassen. Wie aber hätte er den Namen derjenigen verrathen sollen, der er so heilige Verschwiegenheit gelobt hatte. Standhaft, mit festgeschlossenen Lippen duldete er die Martern, die der unmenschliche Gewalthaber noch immer zu verstärken gebot. Das Auge brach für Schmerz, aber nicht sein Muth und seine edle Treue. Und wenn auch mein Herz brechen soll! dachte er bei sich — — als eben Childerich einen neuen Grad der Folter bereiten ließ. — Da rauschten die Flügel der Thüre auf, und eine schöne Dame trat herein, in wasser-

blauem ſeidnen Kleide, mit Perlen reich durchſtickt; um ihren ſchlanken Hals und ihre weißen Arme ſchlangen ſich zwiſchen Gold dämmernd ſchimmernde Perlenſchnuren, und ein köſtlicher zarter Schleier floß über ihre langen blonden Locken. Sie ſchlug ihn auf, und jeder Andre als der fühlloſe Childerich wäre von ihrer rührenden Schönheit entwaffnet worden. Eilig nahte ſie ſich der Stelle, wo der unglückliche Lionar zwiſchen ſeinen grauſamen Quälern lag.

Wie ſie durch den Saal eilte, war es, als ob die Falten ihres Gewandes wie leichte Wellen um ſie ſchlügen. Sie blieb vor Lionar ſtehen, faltete ihre beiden Hände empor, und rief mit herzdurchdringendem Ton: Er iſt unſchuldig! Was thut Ihr Grauſame! Und Thränen ſtürzten ſtromweis aus ihren ſchönen Augen auf den Boden nieder, auf den ſchon Lionars Blut gefloſſen war. Spottend ſah Childerich, wie ſich die hellen Thränen mit dem purpurnen Blute miſchten und rief: Ein Jeder thue, wozu er berufen iſt! Vergießt Ihr Thränen! ich vergieße Blut meines rebelliſchen Dienſtmannes!

Da warf die Dame einen vernichtenden Blick auf ihn. Sie beugte ſich über den Sterbenden, küßte ſeine Wunden, und ſchloß ihn mit unausſprechlich inniger und mitleidsvoller Zärtlichkeit in ihre Arme, und ſagte, als ſie ihn an den himmliſchen Buſen drückte: Mein edler, armer Liebling, du haſt treue Verſchwiegenheit bewährt; lebe und ſey dafür auch tauſendfach beglückt.

Und es war als ob ein wunderbarer Balſam mit der Berührung ihrer himmliſchen Lippen in das Blut des Gequälten dringe; denn er ſchlug ſeine beiden, ſchmerzmatten Augen

erquickt auf, und richtete ſich bald empor. Sie ſchlug darauf ihren Schleier um ihn, und führte ihn mit ſich aus dem Saale, ohne daß Einer ſich ihr zu widerſetzen wagte. Im Fortgehen wandte ſie ſich aber noch mit zornigem Blicke zu dem unmenſchlichen Gebieter und ſagte: Ja, ich habe hier Thränen vergoſſen, doch meine Thränen werden fürchterlich um deine Wohnung brauſen!

Bei dieſen Worten war ſie mit dem Ritter verſchwunden, die Flügelthüren ſchlugen krachend zu, es war als ob ein Sturmwind durch die ganze Veſte brauſte.

Es ward früher Nacht als gewöhnlich, finſtre Sturmwolken ſtiegen auf; zu Nacht brauſte und heulte der Sturm fürchterlich, wie er noch nie gethan. Erſchrocken ſprangen alle Bewohner auf, und eilten vor die Burg, da ſiehe, wälzte ſich der Strom wie ein ſchwarzer mächtiger Geiſt aus ſeinem Ufer auf die Veſte zu. — Da war kein Widerſtand: wer mag den Elementen widerſtehen? Wie zürnende Heerſchaaren ſtürmten die Wogen aus ihren Ufern tretend gegen die Veſte heran. Es wühlte, es donnerte, es krachte dumpf, und nieder ſtürzten die trotzigen Mauern, die ſchon ſo manche blut'ge Frevelthat, und auch die heutige geſehen hatten.

Als der Morgen mit trüber Röthe die überſchwemmte Gegend beleuchtete, da waren nur Trümmer und Steine von der zerſtörten Burg umherliegend zu ſehen; das Geſchlecht ſeiner ſchuldvollen Beſitzer aber war in den rächenden Fluthen untergegangen.

Der Strom war indeß wieder in ſein ruhiges Bett zurückgekehrt, und floß dumpfmurrend weiter, als könne er den heftigen Zorn noch nicht vergeſſen.

Die Nymphe aber hatte ihren ſtandhaften Liebling in eine der ſchönſten Grotten geführt und auf ein ſanft ſchwellendes duftiges Lager, wo ſie ſeine Wunden mit einem himmliſchen wunderbaren Balſam bethaute, ſo daß mit einemmal aller Schmerz verſchwunden war, und ſie wie durch Zaubermacht im Augenblick heilten. Ein neuer kräftiger Lebensſtrom floß erquickend durch ſeine Glieder.

Sie pflegte ſeiner noch eine ſelige Zeit, bis zum Aufbruch des Heers, und als er wieder roſig aufgeblüht war, in voller friſcher Jugendſchöne, da zog er mit dem edeln Gottfried zu herrlichen Thaten aus, Jeruſalem zu befreien, und das Joch der leidenden Glaubensbrüder zu brechen. Es war als ob in den furchtbaren Schlachten, die in jenen Tagen gekämpft wurden, eine unſichtbare himmliſche Macht ihn ſchirme; daß er aus allen glücklich und ſiegreich hervorging. Es war als fühle er die geiſtige Nähe der Geliebten, deren Bild ihm begeiſternd vorſchwebte.

Als aber nun das fromme tapfre Heer zur Heimath kehrte, und Lienar zu der geliebten Heimath ſeines Herzens flog, da ward ihm ſchon hienieden ein Theil der Seligkeit zum Lohne, die jene Helden ſich erkämpft hatten. Die holde überirdiſche Gattin war durch das zarte Band, das ſie mit ihm verſchlang, wie mehrere Weſen ihres Geſchlechts zu ſchöner Menſchlichkeit übergegangen. Er lebte lang beglückt mit ihr, und das Schloß Noirmont ſtieg herrlicher durch ihn aus ſeinen Trümmern auf, und trägt noch heut nach einem ſeiner Söhne den Namen: Charlemont.

IV.

Der Mauerritter.

Schwermüthig, beklommen saß die reizende Zoraide in ihrem schönen Lustschlosse unweit Granada. Obgleich sich eins der goldverzierten, anmuthigen Zimmer in geräumiger Pracht an das andre reihete, so kam es ihr doch eng und bänglich darin vor; denn ihr Bruder, der stolze Emir Osman, hatte ihr, als er einen Zug in das maurische Mutterland Afrika that, streng geboten, die Einsamkeit ihrer Mauern mit keinem Schritt zu übertreten, bis er heimkehren werde; und Zwang ist immer eine herbe Frucht für ein edles Gemüth.

Was ihn aber am herbsten für die gefühlvolle Zoraide machte, das war der Grund, warum er ihr aufgelegt worden. Ihr Bruder hatte ihre Hand dem mächtigen Abdul versprochen, einem Türkenfürsten und seinem Freunde. So sehr aber der herrische Bruder über die jüngere Schwester, die, noch halb Kind, verwaist seinem Schutze anheim gefallen war, ein strenges Ansehen übte, und so entschieden er für diese Verbindung stimmte, so wandte sich doch das Herz Zoraidens unbezwinglich von dem ihr nur flüchtig bekannten Freier ab, der alle die üppige Pracht seines Orients in seinem Wesen, und auch alle gebieterische Rohheit seines Volkes in seiner Liebe zeigte. Bei dem Gedanken: seine Sklavin zu werden, empörte sich das Gefühl der edlen Jungfrau auch ohne

das Bild eines Andern, der jetzt geheim, aber mächtig in ihrer Seele herrſchte.

Nun blühten zwar die Myrthen- und Orangenhaine ihres Gartens mit berauſchendem Duft; Oleander und feurig glühende Granaten und tauſend andere herrliche Blumen durchleuchteten das Grün, und Lauben von Jasmin und Roſen luden ſie in ihren dämmernden Schoos; auch konnte ſie das Thal in zauberiſcher Schönheit von ihren Fenſtern überſchauen; das Alles aber reichte nicht hin, die Sehnſucht ihres Herzens zu beſchwichtigen. Vorzüglich ward dieſe unruhige Sehnſucht wohl durch die ſüßen Lautenklänge wach, die, wenn die Nacht heraufgezogen war, wenn Mondesnebel ſich über das reizende Thal gelagert hatten, aus dem blühenden Gebüſche herauf zu ihrem Fenſter ſchwebten.

„War das nicht wieder der ſchöne Selim?“ fragte die ſchlaue Suleima, die Vertraute Zoraidens, mit einem ſchelmiſchen Seitenblick auf die Sinnende, als die Töne verhallt waren; — „der wunderbare Ritter,“ fuhr ſie fort: „der, einzig durch das Geheimnißvolle ſeines Weſens meiner ſchönen Gebieterin oft ſo tiefes Nachdenken verurſacht; denn ſo etwas wünſcht doch ein forſchender Geiſt zu ergründen.“

„O ſey ſtill!“ rief Zoraide aufſtehend, indem ſie ſich bemühte, eine zürnende Miene anzunehmen; allein wie ſtreifendes Sonnenlicht durch die Wolkenſchatten brach ein Lächeln heimlichen Wohlgefallens durch den Schatten des Unmuths auf den reizenden Zügen; Aufmunterung genug für die ſchlaue Vertraute, noch eine Zeitlang in demſelben Tone fortzufahren, nachdem auf ihre bittenden Blicke die Schöne wieder Platz genommen hatte.

„Daß er," fuhr Suleima nach einer Weile fort:" daß er, ein Unbekannter, bei den Kampfſpielen von Granada ſich in die Schaar unſerer Abenceragen-Ritter miſchte; daß ſeine glänzende Tapferkeit bald Aller Augen auf ſich zog, und daß er den zweiten Kampfpreis aus den Händen der Königin empfing: ein Damascenerſchwert mit goldnem Griff, das ſind Thatſachen, welche allgemein von ihm bekannt ſind; daß er beim Empfange des Preiſes nicht auf die glänzenden Augen der Königin, nicht auf die funkelnden Demanten am Griff des Schwerts ſah, ſondern einzig auf die liebliche Zoraide, die an der Seite der hohen Preisvertheilerin herrlicher ſtrahlte, als alle Edelſteine des Königsſchmuckes von Granada, auch dieß blieb nicht verborgen."

„O nun hör' auf!" rief Zoraide von neuem, ſich loszureißen verſuchend von dem nur allzufeſſelnden Geſpräch, während dem ſich ihre zarten Wangen mit immer höher glühendem Incarnat überzogen hatten.

„O laß mich nur dieſen Satz vollenden, holde Gebieterin," ſchmeichelte Suleima: „Ich wollte ſagen, dieß Alles ſind bekannte Dinge. — Daß der Ritter ſeitdem in ſtillen Nächten um das Luſtſchloß der ſchönen Zoraide irrt; daß ſeine ſüßen Lautenklänge wetteifern mit den Nachtigallen unſers Thals, dieß iſt ſchon weniger bekannt; wer er ſelbſt aber iſt, aus welchem Lande und von welchem Stamme, dieß war und bleibt ein undurchdringliches Geheimniß!"

„Ach! haſt du, Schwätzerin, mich doch endlich zum Eingehen in dein Geſpräch gebracht!" ſagte Zoraide mit einem Seufzer, „und wohl zum recht theilnehmenden Eingehen. Ja, ich kann es dir nicht länger verbergen, wie es mich be-

unruhigt, ſo gar nichts von ſeiner Abkunft, von ſeinem ganzen frühern Seyn und Weſen zu wiſſen. Er zeigte bey dem Kampfſpiel einen Siegelring des großen Achmet, des tapfern Statthalters von Cordova vor, zum Zeichen, daß er eng in Freundſchaft mit dieſem verbunden, und man ließ dieſes Unterpfand ſeiner Würdigkeit gelten, um ihm den Einlaß in die Schranken zu gewähren. Seine in der That nicht gewöhnliche Tapferkeit beſtach die Kampfrichter zu ſeinem Vortheil, ſo, daß man nicht ſo ſtreng auf der Nennung ſeines Namens und ſeines Stammes beſtand."

„Seine Tapferkeit beſtach die rauhen Männer," fiel Suleima ein: „war es denn ein Wunder, wenn ſie auch die gefühlvolle Zoraide in ſo weit blendete, daß ſie die reizende Geſtalt des fremden Kriegers wirklich für reizend anſah? —"

„Ach, ſpotte wie du willſt!" rief Zoraide: „ich konnte nicht ganz unempfindlich für ſeine Vorzüge bleiben. Allein warum verbarg er ſich ſo ſcheu? — Er ſchickte mir des andern Morgens einen Selam, in welchem Roſen und die hochrothen Balſaminen von feuriger Liebe ſprachen, ein Zweig Corallen Verſchwiegenheit verhieß; aber auch ein kleines Reis der dunkeln Cypreſſe hinzugefügt war, die Trauer unglücklicher Liebe anzudeuten. — Und — rührender ſprach dieß Symbol zu meinem Herzen, als alle Zeichen kühner Zärtlichkeit."

Unter ſolchen Erinnerungen hatte ſich Zoraide in ihr ſittſames Schlafgemach zurückgezogen, das der Mond mit ſeinem ſchwärmeriſchen Schimmer erhellte. Er fiel durch die niederwallenden Gardinen herein, die, wie zartduftiges Gewölk, vor

den kryſtallnen Fenſtern ſchwebten, und ſchmückte die vergoldeten Wände noch reicher mit ſeinen goldenen Blumen. Die Jungfrau ſchlug zuweilen die holden Augenlieder wieder auf, nach ihm hinüber zu blicken; denn der Schlaf zögerte, ſie zu beſuchen, ſo ſorgfältig ſie ſich auch in die ſeidenen Decken ihres Lagers hüllte. Die ſchwermüthigen Klagen der Nachtigall ſchallten aus dem ſtillen Gehölz herüber. Jetzt aber miſchten ſich darein noch ſüßere Klänge, die Lautentöne des geliebten Ritters erhoben ſich wieder ganz nah' ihrem Fenſter; leiſe, aber herzdurchdringend und deutlich vernehmbar, tönte das nachfolgende Lied zu ihr empor:

Stille ruht ſchon auf den Auen,
Wiegt in Schlummertraum die Welt;
Und des Mondes Schimmer thauen
Lind herab vom azurblauen,
Leichtbewölkten Himmelszelt.

Und das Lied der Nachtigallen
Hebt ſich ſchmachtend, ſehnſuchtsvoll
In des Haines Blüthenhallen;
Die beſeelten Töne wallen
Mit des leiſen Bachs Geroll.

Schon wohl ſchlummert meine Holde!
Hört ſie nicht die Nachtigall?
Sang'rin in der Liebe Solde
Spricht ihr nicht im Mondesgolde
Leiſer Klagen Wiederhall?

Aber mög' ein Traum ihr mahlen
Das bezaubernde Gefild,

Quell und Lied, und Mondesſtrahlen!
Ach, und wohl von meinen Qualen
Auch ein deutſam rührend Bild!

Mondesſtrahlen gleicht ihr Saiten;
Grüßt ihr ſchönes Schloß im Thal!
Könnt' ich leiſ' ins Innre gleiten,
Zart und rein, wie Klang der Saiten,
Zärtlich, wie der Mondenſtrahl.

Seufzend lehnte ſich Zoraide auf den ſchwellenden Pfühl zurück, als der Geſang verhallte. Sie hätte ſich gern leiſe von ihrem Lager erhoben, und durch das Fenſter nach dem Sänger gelauſcht; allein ſie fürchtete den Spott Suleima's, die in dem Nebengemach ſchlief, und durch die offenſtehende Thüre ihre Bewegungen ſehen konnte. Die Schelmiſche nahm zwar den Schein des tiefen Schlafs an; allein ſie hatte jedes Wort, ſo gut als die Gebieterin ſelbſt, vernommen.

Die arme Zoraide wendete ſich von einer Seite auf die andere; doch nur flüchtig, nur unterbrochen kam der Schlummer zu ihr herab, und nur um ihr im Traum das Bild des ſchönen Ritters zu zeigen, der wachend ihre Gedanken beſchäftigte. Sie ſah ihn bald im Kampfſpiel, mit dem hochragenden, prächtigen Reigerbuſche auf dem lichtblauen Turban, den ein funkelnder Edelſtein zuſammenhielt; ſah wie ſein leichtgeſchwungener Wurfſpeer nimmer des Ziels verfehlte; bald wieder wie der ſtolze Held, in ritterlich anmuthiger Galanterie, ſich ehrerbietig vor der Königin, — und vor der neben ihr ſitzenden Zoraide neigte; wie ſeine blitzenden Augen, noch ſiegender als ſeine Waffen, in die ihren drangen. So un-

ter immer wechſelndem Erſcheinen und Verſchwinden des theuern Bildes kam der Morgen heran, und als Suleima an das Lager ihrer fürſtlichen Freundin trat, ſah ſie an den heißen Wangen der Schönen, an dem ſanften Schmachten und der reizenden Mattigkeit in den ſonſt ſo glanzvollen Augen, deutlich die Spuren der ſchlafloſen Nacht, und der lieblichen Unruhen, welche die Stelle des Schlummers eingenommen hatten. Die ſchwarzen, ſeidenen Locken rieſelten aufgelöſt zur Seite über die blendend weiße Stirn, und floſſen um den alabaſternen Hals, die ſchöne, unruhig wogende Bruſt bedeckend.

Die muthwillige Suleima ſtellte ſich, als bemerke ſie gar nichts von der Befangenheit der Heimlichliebenden, und freute ſich, wie den Tag über mit jeder Stunde die bange Unruhe Zoraidens ſtieg, wie ſie, als der Abend herannahte, immer öfter von der kunſtreichen Arbeit aufſah, mit der ihre zarten Finger am Webſtuhl beſchäftigt waren; wie ſie dann immer öfter nach dem Fenſter hinlauſchte.

Gleichwie nur nachläſſig hingeworfen, ſagte die Muthwillige: „Die ſinnreiche Zoraide ſollte doch einem ſo liebenswürdigen Bewerber wieder die Gunſt eines Selams zugeſendet haben.“

„Und was,“ ſagte nachdenkend die holde Zoraide: „was meinſt du wohl, was ich ihm hätte ſenden können?“

„Zum Beiſpiel,“ erwiederte Suleima: „zum Beiſpiel — Birnenblüthe. —“

„Welchen Sinn hat dieſe doch gleich?“ fragte Zoraide herumſinnend, und ſagte dann mit unſchuldigem Lächeln zu Suleima: „Ich kann mich wahrlich in dieſem Augenblicke

nicht darauf beſinnen! Sage, Suleima, was räthſt du mir, durch die Birnenblüthe auszudrücken?"

„Ihr Sinnſpruch heißt —" verſetzte die Leichtfertige zögernd, und mit verſtellter Schüchternheit:

„Daß ich's länger nicht verhehle:
Dein Serail ſucht meine Seele!"

„O Suleima!" rief Zoraide überraſcht, mit edlem Unwillen, und eine hohe Röthe überflog ihr ſchönes Antlitz: „wie darfſt du wagen, in das Heiligthum meiner Gefühle ſo kühn entweihend einzudringen?"

„Verzeihung! flehte die Liſtige: „ich wußte nicht, daß meine ſchöne Gebieterin ſo bedenklich wäre, die Neigung für einen nicht minder ſchönen Freier zu geſtehen. Allein, ihm zu antworten, wenn er wieder ſeinen herzſchmelzenden Geſang erhebt, dieß ſcheint mir doch ſelbſt die edle Sitte zu verlangen: und eben heute ginge das vorzüglich leicht, da der mürriſche Haſſan, den Osman zur Aufſicht des Hauſes, und gleichſam unſer Aller, hier gelaſſen hat, eben verreiſt iſt.

„Ach, wer weiß, ob er eben heute wieder erſcheinen wird!" ſeufzte Zoraide, deren Unwille bei dem Gedanken, daß der Erſehnte eben heute, an dem unbewachteren Tage, nicht kommen werde, längſt wieder in Milde geſchmolzen war.

Da erklangen in dieſem Augenblicke, früher als gewöhnlich und ganz nahe, die geliebten Melodien.

„O jetzt muß der liebliche Sänger Antwort erhalten, wenn er ſeinen Geſang beendigt hat!" rief Suleima: „Heute kann die Stimme Zoraidens in unbewachter Abendſtille zu dem Sänger dringen; und die ſilberbeſaitete Laute hängt ſo lang unberührt, traurig ſchmachtend dort an der Wand."

Zoraide ſeufzte, und wagte es, ſich leiſe den goldnen Gittern des Fenſters zu nahen; Suleima ihr zur Seite.

„Wie Schade!“ flüſterte dieſe, „daß die Pfirſiche und Orangenzweige unter dem Fenſter den ſchönen Sänger halb bedecken! Doch, ſingt nicht auch die Nachtigall unter grüner Umhüllung?“

„O ſey doch ſtill!“ bat Zoraide; denn eben erhob, nach einem einleitenden Vorſpiel, der Ritter den Geſang:

Nach Granada, nach Granada
Zog mich aus der weiten Ferne
Schüchtern glühendes Verlangen
Nach dem lieblichſten der Sterne.

Zoraide! Zoraide!
Schönſte Blume dieſer Fluren!
Zürnſt du, wenn der treu'ſte Ritter
Sehnend folget deinen Spuren?

Senke deine Strahlen nieder,
Heller Stern vom Lichtgeſtade!
Laß der Blätter Purpur ſchimmern,
Süße Roſ', um meine Pfade!

Zoraide! Zoraide!
Blum' und Stern in gleicher Schöne,
Blicke freundlich zu mir nieder,
Höre mild des Sängers Töne!

„Nun jetzt! jetzt!“ flehte Suleima, und Zoraide nahm bebend, und mit hohem Purpur auf dem reizenden Antlitz, die Laute, die ihr Jene entgegen hielt; und ſie mit den nied-

lichen Fingern belebend, ſang ſie dazu die nachfolgenden antwortenden Strophen:

Wär' ich Stern, und wär' ich Blume,
Wie ſo holde Lieder melden,
Strebt' ich wohl nach größerm Ruhme,
Als zu freu'n ſolch edlen Helden?

Doch mir ward kein Sternenfunkeln,
Keine Pracht der ſüßen Roſe;
Einſam leb' ich nur im Dunkeln,
Wie das Veilchen blüht im Mooſe.

Und mich bannt an ſtilles Zimmer
Bruders Will' und ſtrenge Sitte;
Nur des Mondes ſanfter Schimmer
Kömmt herein mit leiſem Tritte.

Zarter Sänger! edler Ritter!
Wollt ihr Pfand der Huld mir geben,
Schont die hinter frommem Gitter
Still verhaucht ihr ſanftes Leben.

Zoraide wich ſchüchtern nach geendigtem Geſange in das Innere ihres Zimmers zurück; allein der Ritter griff ermuthigter in die Saiten, und ſang dazu:

Welcher Zwang wohl könnte binden
Edlen Geiſt und ſtarken Willen?
Winke, Herrin! und verſchwinden
Müſſen all' die ſtrengen Hüllen;

Niederfallen dieſe Gitter,
Die mich grauſam von dir trennen!

O vergönne, deinen Ritter
Kühn mich vor der Welt zu nennen!

Von den ſtrengen Höhen nieder
Steige mild, mir Troſt zu geben!
Gib, was ich verlor, mir wieder!
Glück und Ruh, geliebtes Leben!

„Ja, ſteige hinab, holde Gebieterin," rief Suleima, „ſteige hinab in das duftige Paradies des Gartens, wo dein die Liebe harrt! Faſſe den Augenblick, der vielleicht nie ſo günſtig wiederkehrt!"

„Was ſagſt du, Tollkühne!" rief Zoraide, auf ihren eigenen heimlichen Wünſchen überraſcht.

„Die Abendröthe weilt jetzt noch im Myrthenwäldchen am hintern Ende des Gartens:" fuhr die Schlauüberredende fort. „Ich laſſe ihn durch das Pförtchen ein, das von dort aus ins Freie führt. Zoraide harrt ſeiner im Wäldchen, und — der Glückliche liegt zu den Füßen meiner ſchönen Gebieterin. —"

Zoraide wußte zu wohl, daß die fröhliche Suleima, ihres Muthwillens ungeachtet, mit treuer Liebe an ihr hing, um ihr zu mißtrauen. Von ihr überredet, noch mehr vom eignen Herzen, folgte ſie ihr hinab in den Garten, nachdem Suleima dem Ritter vom Fenſter aus ein Zeichen gegeben hatte, an der Gartenpforte zu harren.

Die leichtfüßige Botin flog voran, und als die Schüchternliebende eben erſt mit bebendem Schritte den Eingang des Wäldchens erreicht hatte, durch das die Abendröthe ſchimmerte, da ſah ſie ſchon den Ritter ihr entgegeneilen. — Seine Wan-

gen glühten noch höher, als die Abendröthe, und ſeine Augen blitzten von ſchönerem Feuer, als der Stern der Liebe, der in dem roſigen Aethermeere ſchwamm, und durch die dunkeln Myrthenzweige ſtrahlte.

Ja, Liebe und Entzücken war der Ausdruck ſeiner Blicke, als er ſich zu den Füßen der angebeteten Zoraide warf; und faſt wohl dieſelbe Sprache kam ihm aus den Augen der Zärtlichliebenden zurück. — Es währte eine Zeitlang, eh' auch die Lippen Beider Worte fanden für das unendliche Gefühl in ihrer Bruſt; und die glückliche Stunde war verſchwunden, ehe ſich Beide nur den tauſendſten Theil von dem geſagt hatten, wovon ihre Herzen voll waren; denn wer hat Maß für die geflügelt enteilende Zeit der Wonne? Wann kann die Liebe je das Ende gegenſeitigen Wechſeltauſches finden? und wann, nach tagelanger Mittheilung, hat ſie nicht etwas noch, oft eben das Wichtigſte, nachzuholen?

An die Frage nach der Abkunft und der Heimath des unbekannten Ritters war nicht gedacht worden; auch hatte Zoraidens Zartgefühl ſie nicht ſo unvorbereitet wagen wollen. Ihr gnügte es, ſein Selbſt, das edle, liebenswerthe Selbſt ihres Geliebten nur immer deutlicher und unzweifelhafter erkannt zu haben.

Nur Eines wird bei der reichen Fülle der liebenden Geſpräche nicht leicht vergeſſen, die Verabredung fortgeſetzter Zuſammenkünfte.

Dieß hatten auch Suleima und Zoraide nicht verſäumt. Welcher Zwang wäre ſo bindend, daß er Mädchenliſt zwingen ſollte; vorzüglich unter jener heißen Sonne, und unter dem widerſtanderregenden Scepter muſelmanniſcher Strenge? Was

auch die ſchüchtern, aber glühend liebende Zoraide nicht zu erdenken wagte, das half die ſchlaue, fröhliche Suleima ſchnell erfinden und ausführen zugleich. Der alte Haſſan ward leicht überliſtet, die übrigen Dienſtleute gewonnen, und die Rückkehr des gefürchteten Bruders und des noch fürchterlichern Bräutigams, an den zu denken Zoraide ſcheute, war noch entfernt.

Stunden der reinſten und zärtlichſten Liebe ſah der Myrtlenhain noch oft in ſeinem verſchwiegenen Schatten, indeß Suleima in beſcheidener Entfernung die Sicherheit ihrer theuern Gebieterin bewachte. — Wenn aber jetzt auch Zoraide öfter mit ſchonender Hand verſuchte, die Hülle wegzuziehen, die ihren geheimnißvollen Liebling vor ihr verbarg, ſo wußte er doch ſtets gewandt ihr auszuweichen, und nur ſich ſelbſt ihrem Herzen immer theurer zu machen. Sie fühlte ſich mit jedem Tage unwiderſtehlicher an ihn gezogen, obgleich das unheimliche Dunkel, das ihn umgab, ſie immer ängſtlicher beklemmen machte.

So ſaß ſie auch einſt gegen Abend, als die gewöhnliche Stunde des Wiederſehens nahte, in ſchwermüthiges Sinnen verloren. — Da ergriff Suleima die Laute, und ſang nach ihrer eigenthümlichen Weiſe die folgende Romanze:

Auf dem Schloß, am Meergeſtade,
Saß die ſchöne Königin;
Zu dem kühlen Wellenbade
Lenkte ſchon ſich Phöbus hin.

Sinkſt du, ſchöner Gott, dich nieder?
Haſt du deinen Lauf vollbracht?

So auch kehrt mein Held mir wieder
Bei dem Nah'n der holden Nacht.

Wirst du, Göttin, ihn empfangen,
Wie der Liebe Gunst es will?
Kühlst du ihm die Gluth der Wangen,
Machst du heiße Sehnsucht still?

Siegend kehrt mein Liebling wieder
Wohl aus Heldenkampf und Schlacht;
Sinke Licht des Tages nieder!
Mir wird licht die holde Nacht.

Suleima legte die Laute weg, und ſah ihre Gebieterin ſcherzend, fragend an.

„Ach, Suleima!" ſagte Zoraide mit ſchmerzlichem Ernſt: „wie ſoll ich dir das wunderbare, räthſelhafte Gewirre von Ideen und Gefühlen in meinem Innern erklären? wie ſoll ich mir es ſelbſt erklären, was mich oft ſo widerſprechend bewegt?"

„Du fürchteſt," — ſagte Suleima: „daß deines Bruders Meinung über den Ritter nicht mit der deinen übereinſtimmen werde. Allein kann wohl die Herrſchaft eines Bruders ſo weit gehen, daß er einer edlen, ſelbſt ſchon an Geiſt gereiften Schweſter zumuthen dürfte, einen gewaltthätig rohen Gebieter, wie Abdul, dem liebenswürdigſten der Männer vorzuziehen?"

„Ich fühle," erwiederte Zoraide, ſich mit edlem Bewußtſeyn emporrichtend: „daß keine äußere Gewalt Macht hat über das Heiligſte in unſerm Innern. Zu dieſem Bewußtſeyn meiner ſelbſt hat mich Selims Bekanntſchaft geführt."

„Nun dann," rief Suleima mit Zufriedenheit. —

„Allein auch ohne Abduls zu gedenken," fuhr Zoraide fort: „über Selim ſelbſt hab' ich wohl Urſache traurig zu ſeyn, ſieh, ich ängſtige mich über das Ungewiſſe, Geheimnißvolle ſeines Weſens — und dennoch — wenn ich mir — dennoch bebe ich bei dem Gedanken — ihn, wenn nun der geheimnißvolle Schleier ſinken ſollte, ihn ſelbſt, den Liebenswürdigen — als den gebietenden Herrn eines Harems zu erblicken!"

„Nun! — und möchteſt du das nicht?" fragte Suleima verwundert.

Zoraide ſchwieg einige Augenblicke, als kämpfte ſie, ihren Gefühlen Klarheit und Ausdruck zu geben.

„Sollte dir es unangenehm ſeyn," fuhr Suleima theilnehmend forſchend fort: „die Gunſt des Geliebten mit andern Frauen zu theilen? Wenn du die auserwählte Lieblingin ſeines Herzens biſt, ſo ſtehſt du ja als die Gebieterin der Andern, und ſie ſind gleichſam nur die verzierenden Edelſteine um den koſtbaren, auserwählten Diamant."

„Du biſt freilich," verſetzte Zoraide, „in den Sitten des Orients aufgewachſen, und kannſt noch weniger, als wir in unſerm ritterlichen Maurenlande, von der Gerechtſame der Liebe wiſſen. Ich aber will dir aufrichtig entdecken, was ich darüber denke und empfinde. Ich kenne deine warme, treue Liebe für mich; — du weißt, daß meine erſte Erzieherin eine Chriſtin war, die das Geſchick des Krieges zur Sklavin der Unſern gemacht hatte; aus ihren Erzählungen und Geſprächen nahm meine Seele ſchon frühzeitig Bilder auf von einer Liebe, wie ſie die glücklichen Frauen der Chriſten beſeligt, wo

die Rechte liebender Herzen vollkommen gleich ſind, ſo wie ihre edlen Freuden. Denn wohl iſt es empörend, mit Andern die Liebe, ja nur die leichteſte Gunſt des Mannes theilen zu müſſen, der unerbittlich ſtreng die zarteſte Treue von uns verlangt! Was hälfe es mir, die unglückliche Gebieterin noch unglücklicherer Mitſchweſtern zu ſeyn, wenn ich, wie ſie, nur Sklavin bin? — Dort" — fuhr ſie begeiſtert fort, indeß ihre Wangen von innerer, höherer Röthe flammten, und ihre ſchönen Augen freudig glänzten: — „dort iſt Eins das heilige Eigenthum des Andern; ohne allen drückenden Zwang, da wahre Liebe ewig Freiheit, und Freiheit einzig wahre Liebe ſchafft. — Das Weib des Spaniers, wenn ihr Krieger zur Ferne zieht, darf — —"

Jetzt erklangen die geliebten Töne wieder, welche das Zeichen zu der jetzt ſchon gewohnten Zuſammenkunft gaben; aber ſie dießmal inniger, dringend ſehnender zu erflehen ſchienen. Thränen ſtürzten aus Zoraidens Augen bei ihrem ſehnſüchtigen Rufen; ihr Herz war eben nur erſt ſchmerzlich aufgeregt worden von den Betrachtungen, die ſie von dem geliebten Bekenner Mahomets entfernten, und jetzt bey ſeinen Tönen fühlte ſie wieder alle die zauberiſche Macht, die ſie unwiderſtehlich an ihn zog.

Suleima hatte voll Erſtaunen die ſeltſam kühnen Reden ihrer Gebieterin angehört, und trotz der ſonſtigen Gewandtheit ihrer Zunge, wußte ſie doch nicht, was ſie auf ſo Unerhörtes antworten ſollte. Sie war froh, daß die Töne an ihrer Statt entgegneten, und wagte nicht, die Herrin zu ſtören, die ernſt und in großer Bewegung darauf lauſchte. Die

Stimme Selims fiel in die Lautenklänge ein, und ſang mit tiefem Ausdruck die nachfolgenden Worte:

An des Himmels blauen Bogen
Stand die Sonn' in heitrer Pracht,
Doch, verhängnißvoll gezogen,
Senkt ſie ſchon ſich bald in Nacht.

Und wie dauernd Glück und Wonne
Nie in flücht'ger Zeit beſtehn,
Wird auch meines Lebens Sonne
Bald in Trennungs-Nacht vergehn.

Steig noch einmal zu mir nieder,
Schönſte, du mein Sonnenſtrahl!
Höre freundlich meine Lieder!
Ach, vielleicht zum letztenmal!

Ein neuer bis dahin noch ungeahneter Schmerz durchdrang bei dieſen Worten Zoraidens Herz. Wenn Liebe ſich in der Sicherheit der geliebten Gegenwart gewiegt hat, ſo ſchreckt ſie der Gedanke nahe bevorſtehender Trennung, gleich einem Donnerſchlag, aus dem ruhigen Schlummer, und lehrt ſie erſt, ſich ſelbſt in ihrer vollen Stärke kennen.

Verſchwunden war jetzt aus der Seele des Mädchens Alles, was ſie nur eben erſt von dem Geliebten entfernt hatte, nur ein Gefühl: nur der Ahnungsſchauer der Trennung erfüllte ihre Bruſt, und trieb ſie in bebender Eile dem Myrthenwäldchen zu, wo ihr Selim ſchon durch die wankenden Schatten entgegen eilte.

Wunderbar verſchönert erſchien er ihr heute durch den Gedanken ſchmerzenvoller Trennung, und durch den Schmerz

ſelbſt, der ſich unverkennbar in ſeinen Zügen mahlte. Heftig bewegt warf er ſich zu den Füßen der Geliebten; ſein ſchönes Auge blickte flehend zu ihr auf, indeß eine tödtliche Bläſſe das edle, männliche Antlitz überflog. — „Zum letztenmal vielleicht auf lange Zeit!“ — rief er aus der beklommenen Bruſt herauf.

„So wär' es wahr, was die Worte des Liedes von naher Trennung ſprachen?“ lispelte Zoraide, in tiefer Rührung ſich zu ihm niederbeugend.

„Wahr!“ rief der Ritter mit der Heftigkeit des Schmerzes: „Befehle, die ich dieſen Morgen empfing, rufen mich auf die Stelle meiner Pflicht, weit, weit von dieſen ſeligen Gebieten; allein nicht ſcheiden kann ich, angebetete Geliebte, ohne dir ein Geſtändniß abgelegt zu haben, das ſchwer auf meinem Herzen laſtet! — Wirſt du verzeihen können, daß mich der Wunſch, von dir geliebt zu ſeyn, zu einer Täuſchung hinriß; zum mindeſten zur Verheimlichung meines wahren Seyns?“ —

Mit Schauer fühlte jetzt Zoraide den Augenblick nahen, wo der geheimnißvolle Schleier fallen ſollte.

„Ich wünſchte,“ fuhr der Ritter fort: „erſt deine Liebe feſt und ſicher zu gewinnen, ehe ich dir ſagte, daß nicht Selim mein Name iſt, daß eine weite, eine ungeheure Kluft zwiſchen uns liegt, die nur wahre — nur heldenmüthige Liebe überfliegen kann.“

In dieſem Augenblicke eilte Suleima heran, und meldete, daß Muzza, ein treuer Diener Selims, an der Pforte ſey, mit der Kunde: Ein Ritter von dem Heere Selims ſey eben

in deſſen Wohnung angekommen, mit eiligen Befehlen ſeines Feldherrn, und habe ihn hier ſelbſt aufſuchen wollen.

Beſtürzt eilte Selim dem zuvorzukommen, und nahm nur noch im Scheiden von der Geliebten das Verſprechen, ihm eine nochmalige Zuſammenkunft zu bewilligen vor ſeiner Abreiſe des nächſten Morgens, wenn er ſo ſchnell als möglich ſich von dem unwillkommenen Beſuche werde hinwegſtehlen, und ihr das Zeichen davon mit ſeiner Laute geben können.

In tiefer Erſchütterung ſagte es ihm Zoraide zu, und blieb, als der Ritter verſchwand, und Suleima ihm folgte, um die Pforte wieder zu verſchließen, betäubt, halb träumend auf der Stätte ſtehen, welche die höchſte Wonne und den tiefſten Schmerz ihres Lebens geſehen hatte. Bewußtlos hafteten die dunkeln Blicke auf dem Boden. Da ward ſie in der immer tiefer einbrechenden Abenddämmerung ein weißes Blatt, zwiſchen den Stauden im Graſe, gewahr, das ihr Liebhaber unfehlbar verloren haben mußte. Sie hob es auf; es war ein zuſammengeſchlagener Brief, und — aus den Schatten des Hains heraustretend auf das freie Blumenſtück, erkannte ſie noch bei dem letzten, ſchwachen Abendſcheine, daß er in caſtilianiſcher Sprache überſchrieben war, welche ſie durch ihre Erzieherin hatte verſtehen lernen.

Von wunderbaren Gefühlen durchdrungen, verſchloß ſie ſich in ihr Gemach, und las, beim Schein einer Kerze, die Aufſchrift:

„An den Ritter Don Fernando de Luna.“

Der Brief war von dem ſpaniſchen Feldherrn, Don Juan de Leon, und enthielt in kurzen Ausdrücken den dringenden

Befehl, ſich alſobald zu ſeinem Heer zu begeben, bei nahe bevorſtehendem Wiederausbruch des Krieges.

Mit namenloſen Empfindungen las Zoraide, und las immer wieder die Züge, die ihr ein Glück zu verheißen ſchienen, von dem ſie nur noch eben kurz vorher mit Begeiſterung geſprochen hatte, das Glück: die freie, edel gehaltene Gattin eines großmüthigen Chriſtenritters zu werden.

Entzücken überwallte ſie bei dem Gedanken, und dennoch mußte er ihr zugleich fürchterlich ſeyn, da er ihr entweder Verluſt des Einziggeliebten, oder Trennung von Allem, was ihr bisher theuer geweſen war, von Bruder, Vaterland und Allem früher Angehörigen drohte.

Sie durchwachte die Nacht mit der theilnehmenden Suleima, unruhig auf das Zeichen zum letzten Wiederſehen des Geliebten wartend. Allein ſo aufrichtig ſie auch der bewährten Vertrauten ihre eigenen Geſinnungen eröffnet hatte, ſo feſt verſchwieg ſie ihr doch das, was ſie als das Geheimniß des Freundes ahnen mußte, und harrte nun mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks, wo ſie von ihm ſelbſt die gänzliche Enthüllung des wunderbaren Räthſels erhalten würde. Unzweifelhaft war es daſſelbe Geſtändniß, das er ihr hatte thun wollen, als ihn die Ankunft ſeines Dieners unterbrach.

Allein die Stunden der Nacht ſchlichen langſam, qualvoll den Harrenden dahin! das falbe Weiß des anbrechenden Tages ſtreifte ſchon fern den Oſten, bald in glühendes Roſenroth übergehend, und den empor zuckenden Flammen folgte jetzt ſchon die Sonne in majeſtätiſcher Pracht; nur Zoraidens Sonne zögerte noch immer zu erſcheinen.

Jetzt endlich tönte das erſehnte Zeichen, und leichter als

der West über die Blumen ſtreift, flog ſie mit ſchwebenden Füßen über das feuchte Gras, von dem die Sonne noch die Thränen der Nacht nicht weggeküßt hatte.

Sie ſah den harrenden Geliebten, herrlich umleuchtet von der Morgenſonne, in aller ſeiner herzgewinnenden Schöne. „Ich komme ſpät, geliebte Zoraide," rief er nach den erſten ſchmerzlich ſeligen Begrüßungen. — „Spät konnt' ich mich der Pflicht der Gaſtfreundſchaft gegen den an mich geſandten Ritter entziehen, und als ich vor Tagesanbruch auf dem Wege zu dir war, hielt mich noch eine Ritterpflicht auf. Ich ſah, als ich durch das nahe Gehölz trabte, zwei Muſelmänner, in geringer Entfernung von mir, geſellig neben einander reiten, wovon der Eine plötzlich den Andern meuchelmörderiſch anfiel; worauf drei ſeiner Leute mit den Waffen in der Hand aus dem Gebüſch ſtürzten, den Unglücklichen übermannend. Ich flog hinzu, dem Bedrängten zu Hülfe gegen ſeinen Widerſacher, deſſen Art des Angriffs mir ſchon genugſam die Schlechtheit ſeiner Sache bewies.

Wir kämpften verzweifelt gegen die Ueberzahl, bis das Gefolge des angegriffenen Ritters hinzu kam. Die Meuchelmörder nahmen die Flucht, und ich konnte den Schwerverwundeten in der Pflege ſeiner Leute zurücklaſſen, um zu dir, Geliebte, zu eilen; denn die Augenblicke ſind gezählt, die ich noch hier zu verleben habe!"

„So iſt es wahr?" rief Zoraide, und ſank unter hervorſtürzenden Thränen an ſeine Bruſt.

„Wahr! angebetete Geliebte," entgegnete der Ritter, alle Faſſung zuſammennehmend; „der Waffenfreund harrt meiner, und die Roſſe ſind zum Abzuge gerüſtet. Von dem

Geſtändniß, das ich dir zu thun habe, hängt es ab, ob ich jetzt auf immer von dir, der Wonne meines Herzens, ſcheiden oder ob deine heldenmüthige Liebe meine Seligkeit zu der höchſten Stufe heben ſoll? Ob du den Muth haſt, den Vorurtheilen deines Volks zu entſagen, und mir zu folgen, wenn du erfährſt, daß — daß ich —"

„Daß du ein Spanier biſt," rief Zoraide mit flammenden Wangen, ſich von ihm abbeugend, und die leuchtenden Augen erwartungsvoll auf die ſeinen gerichtet.

„So iſt der Brief ſchon zum Verräther an mir geworden — den ich auf dem Wege verloren zu haben glaubte;" entgegnete der Ritter nicht ohne Beſtürzung. „Wohl, du ſprichſt es aus! Ja, himmliſche Geliebte, ich bin von den Feinden deines Volks und deines Glaubens, und — Don Fernando de Luna iſt mein Name. —"

„Doch du wirſt bleich, Geliebte;" unterbrach er ſich erſchrocken, „hab' ich das Loſungswort der Trennung ausgeſprochen?".

„Nimm die Antwort darauf aus dieſen Herzensſchlägen!" verſetzte Zoraide, und lehnte ſich erſchöpft an ſeine Bruſt. „Aber laß mich jetzt Faſſung ſammeln," fügte ſie hinzu: den Flug ſeines entzückten Hoffens hemmend, — „für das, was mir zwar ſchon dieſer gefundene Brief verrathen konnte, und was nun doch — klar ausgeſprochen — zu mächtig alle meine Kraft zu überwältigen droht. Erzähle mir, wie das Unglaubliche wirklich geſchehen konnte? Wie du es wagen durfteſt, dich in die Mitte unſerer Ritter zum Kampfſpiel einzudrängen?"

„Ein toller Einfall des Muthwillens!“ erwiederte der Ritter: „in der müßigen Laune des Waffenſtillſtandes erzeugt. Achmet, der wackre Statthalter von Cordova — aus dem Stamme der Abencerragen — hatte mit mir den Freundſchafts-bund errichtet, als ich ihm, nach dem Treffen bey Almeria, eine ehrliche Waffenpflicht erzeigt; — denn nie hab' ich mich ungroßmüthigen Haſſes gegen die Deinigen ſchuldig gemacht. — Durch das Anſehn, das mir der Siegelring, das Freundſchafts-pfand des tapfern Achmet, unter ſeinen Stammesverwandten gab, erleichterten mir dieſe den Einlaß, deſſen ich mich wür-dig zu zeigen ſuchte. — Dennoch ward meine Kühnheit nur zu hart geſtraft, als ich dich erblickte, und alle Qualen hoff-nungsloſer Liebe dulden mußte, bis ich den kühnen Entſchluß faßte, unerkannt um dein Herz zu werben. Entſcheide denn jetzt über mein Geſchick! — Ich bin nicht der Letzte von den Rittern des caſtilianiſchen Heers, und meine Burgen liegen feſt und ſchön an den Ufern des edlen Tajo.“

Erwartend blieb der Ritter vor der geliebten Jungfrau ſtehen, die ſinnend eine Zeit lang ſchwieg; dann ſagte ſie mit ruhiger Faſſung: „Ich habe es wohl in meinem Innern er-wogen, was Pflicht und auch was Liebe von mir fordern kön-nen. Mein Bruder hat ſorglos den Freuden ſeines Harems gelebt, ohne ſich um das Herz ſeiner Schweſter zu kümmern. Unerbittlich blieb er bei meinen Thränen, als ich ihn auf den Knieen beſchwor, mich nicht dem unedlen Abdul aufzu-opfern, von dem ſich meine ganze Seele in Abſcheu und Em-pörung wandte. Ihm hat er mich unwiderruflich zugeſagt, und in wenigen Wochen muß ich der Ankunft des Verhaßten entgegen zittern, wenn es mir nicht gelingt, der Herrſchaft

eines Bruders zu entgehen, der nur die Strenge, nicht die Liebe der frühverſtorbenen Aeltern für mich geerbt hat."

„O meine arme, holde Zoraide!" rief der Ritter, bei dem das Mitleid noch die Begeiſterung der Liebe erhöhte. „O könnte meine heiße Zärtlichkeit dir doch alle frühern Wunden vergeſſen machen! — Aber," ſetzte er zögernd hinzu — „haſt du auch wohl bedacht, ob du fähig wärſt, den frühangenommenen Glauben deiner Väter mit der Lehre des Kreuzes zu vertauſchen, wodurch die Gattin eines Chriſtenritters doch einzig das heilige Recht der Ehe mit ihm theilen kann?"

„Höre mich aus!" verſetzte Zoraide feſt; und mit wenigen, dem Herzen feurig entſtrömenden Worten, enthüllte ſie ihm die Meinung, die ſie ſchon früh zu den Sitten, zu dem ganzen Weſen der Chriſten hingezogen habe, und geſtand ihm, wie ſie bereits durch ihre erſte Erzieherin eine Ahnung des Lichts empfangen habe, das den Bekennern eines göttlichen, am Kreuz geopferten Erlöſers zu Theil werde.

Mit welcher Seligkeit jetzt erſt der fromme Chriſtenritter die ihm vom Himmel ſelbſt nun zugeſagte Braut in ſeine Arme ſchloß, bedarf keiner Worte. Er ſagte ihr in feuriger Eile, wie Alles auf den Fall ihrer Einwilligung ſchon zu ihrer Mitreiſe vorbereitet ſey. Er beſchwor ſie, ihm auf der Stelle zu folgen, mit Zurücklaſſung aller ihrer Koſtbarkeiten, deren er nicht bedürfe; er werde ſie, bis zu ſeiner Rückkehr aus dem Kriege, unter den Schutz ſeiner Königin bringen.

Betäubt von der Eile, mit welcher ſie auf dieſe Weiſe über die noch umwölkte Schwelle ihrer Zukunft treten ſollte, ſtand noch die holde Liebende, da rauſchte es in dem Gebü-

ſche, und ähnlich einem wuthſchnaubenden Tieger, mit zornfunkelnden Augen, ſtürzte der verhaßte Abdul hervor.

So prächtig war ſeine Umhüllung, wie die jenes blutdürſtigen Raubthiers, und eben ſo drückten alle ſeine Züge Bosheit und Tücke aus.

„Beym Mahomet!“ brüllte er, „Verruchter! meine Verlobte in deinen Armen?“ Und ſeine Hand lag an dem juwelenbeſetzten Griffe ſeines Schwertes.

Ein Blick auf die ſchöne, zitternde Geſtalt, die zur Seite ſtand, beſänftigte ein wenig ſeine Wuth. „Zoraide!“ rief er ihr zu: „ich kam, dich eilig von hier fortzuführen, wie mir dein Bruder aufgetragen; — doch vorher muß der Schädel dieſes Verräthers geſpalten werden.“ Und in dem Augenblick blitzte ſein prächtiger Säbel über dem Haupte des edlen Caſtilianers, deſſen Damascenerklinge in gleichem Nu der ſeinen entgegen klirrte. Der kriegsgewandte Don Fernando de Luna bewies, daß er das ſichelförmige Schwert nicht minder gut zu ſchwingen wußte, als das gerade, fränkiſche Ritterſchwert. Beide fochten eine Weile mit heftiger Erbitterung. — Da hörte man durch das Getöſe des Kampfs den dröhnenden Hufſchlag zahlreicher Roſſe, und eine mauriſche Reiterſchaar hielt an der Hinterpforte des Gartens, ihren ſchwer verwundeten Führer in der Mitte.

Eben war der Kampf beendigt; denn ein kräftiger Hieb Fernando's hatte den rechten Arm des Muſelmanns gelähmt; mit einem brüllenden Fluch ließ Abdul den reichen Säbel fallen.

Jetzt trugen die mauriſchen Krieger den Verwundeten heran; — und — mit Entſetzen erkannte die ſchon von dem

Grauſen des Kampfs halbohnmächtige Zoraide in ihm ihren Bruder, den Emir Osman.

„Gelobt ſey Allah! daß ich dich erreiche!“ rief er, ihr matt die Hand entgegen ſtreckend, während ſie ſich in Jammer zu ihm beugte. — Jetzt aber fiel ſein Blick auf Abdul. „Ha, Verräther!“ rief er mit angeſtrengter Kraft. — Dieſer hatte ihn ebenfalls alsbald erkannt, und ſich erbleichend abwendend, ſäumte er nicht, ſprang ſchnell nach der Pforte, warf ſich auf ſein leicht geſchenkeltes, arabiſches Roß, und flog pfeilſchnell dahin, von ſeinen Dienern gefolgt, die er dort hatte warten laſſen, und die ihm auf das Schwertgeklirr zu ſpät zu Hülfe geeilt waren.

Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen; denn alle waren mit dem todtmatten Emir beſchäftigt, den dieſe Aufwallung von Ueberraſchung und Zorn gänzlich erſchöpft zu haben ſchien; auch waren alle dieſe Begebenheiten einander mit ſolcher Blitzesſchnelle gefolgt, daß die Anweſenden alle noch in gänzlicher Verwirrung waren. Zoraide lag weinend auf den Knieen neben ihrem verwundeten Bruder, deſſen Tragbahre man niedergeſetzt hatte. Wenn ſie vorher durch die Erinnerung an ſeine Strenge, an ſeine Unempfindlichkeit für die Gefühle ihres Herzens gegen ihn entrüſtet geweſen war, ſo regte dagegen der Anblick ſeiner Gefahr, ſeiner Leiden alle Innigkeit ihrer früheren Liebe für ihn auf. Sie küßte ſeine erkaltenden Hände, und ihre Seele war jetzt nur mit ihm beſchäftigt, indeß ſeine Krieger und die herzugekommenen Dienſtleute, welche die erſchreckte Suleima ſchon bei dem erſten Beginn des Kampfs zuſammengerufen hatte, wetteiferten, ihm Hülfe zu

ſchaffen. Fernando aber ſtand regungslos, verſunken in den rührend ſchönen Anblick; ſey es nun, daß unwillkürlich ſein reines Bewußtſeyn, ſey es, daß nur der angeborne Muth ihn ſo ſorglos die rings umgebende Gefahr vergeſſen ließ.

Auf ihn fiel jetzt der wieder auflebende Blick des Emirs. „O mein Retter!“ rief Deman, und Freude ſchien ſeine Lebenskraft zurückzurufen. „Wie wunderbar ſcheint Allah dich auch jetzt zum Schutz der Schweſter herbeigeführt zu haben, wie du den Bruder vorhin vor dem mörderiſchen Anfall des tückiſchen, verrätheriſchen Abdul ſchützteſt!“

Fernando hatte in dem Verwundeten den ſtattlichen Muſelmann nicht verkennen können, dem er im Haine gegen den meuchelmörderiſchen Angriff zu Hülfe geeilt war; — und — wunderbar mußte wohl er, und mußte Zoraide in der Fülle des Herzens die Fügung nennen, womit die göttliche Vorſicht Feindſchaft in ſegenbringende Freundſchaft umgewandelt hatte.

Der Emir gebot, ihn nach den Zimmern ſeiner Schweſter zu bringen, wohin ihm Zoraide, und auf ſeinen Wink, auch der Ritter folgte. Hier, nachdem er einige Faſſung geſammelt hatte, richtete er ſich empor mit einer ſo milden Heiterkeit, als ſeine Umgebenden nie an ihm gewohnt geweſen waren. Es ſchien, als habe das Herannahen des Todes ſeine ſonſt etwas rauhen und herriſchen Züge ſo wunderlich rührend gemildert. „Schweſter,“ ſagte er, „vergönne mir in deiner ſtillen Wohnung die letzten Stunden meines Lebens hinzubringen.“

„O Allah! Wie!“ rief Zoraide, aufs neue in Jammer ausbrechend.

Ein Achſelzucken des dabei ſtehenden Arztes beſtätigte ihr die Vermuthung des Kranken.

„Es iſt zu weit, mich zu meinem Harem in Granada bringen zu laſſen, — "fuhr Osman fort: — „und zu dir zieht mich das Herz; ich habe Unrecht gegen dich zu vergüten, gute, ſanfte Schweſter! Unerbittlich hatte ich dich dem abſcheulichen Abdul zugeſagt, deſſen Verworfenheit ich jetzt mit Verluſt meines Lebens kennen lernte. Ohne Vorſatz hatte ich den Tückiſchen beleidigt, und meuchelmörderiſch war ſeine Rache."

„Wär's möglich?" rief Zoraide.

„Rache," fuhr Osman fort, „und ohne Zweifel Neid zugleich, weil ich ihm bei Bewerbung um die Statthalterſchaft von Almeria vorgezogen wurde. Hätte nicht der große Prophet hier dieſen ſeinen Auserwählten geſandt, ich würde unter den Streichen des Verräthers geendet haben; und ohne Zweifel wäre ihm die Freveltat gelungen, die ich aus allen Umſtänden vermuthen muß. Er würde dich deiner ſtillen Freiſtätte entriſſen haben, ehe du das Schickſals deines Bruders erfahren hätteſt."

Schaudernd ſtand Zoraide, ſchaudernd über ſo tiefe Verworfenheit des Mannes, dem ſie zum Eigenthum beſtimmt geweſen war; wie man vom Rande eines Abgrundes, in dem man eben im Begriff geweſen war, zu ſtürzen, hinab in ſeine ſchaudervolle Tiefe ſieht. Empört hatte der edle Ferdinand die Erzählung gehört, und zugleich mit tiefem Schmerz, daß ihm das Schickſal nicht vergönnt hatte, das Leben eines

wackern Mannes, des Bruders ſeiner Geliebten, zu retten. — Das herannahende Scheiden dieſes theuern Verwandten war das Einzige, was das Glück der nun vereinten Liebenden trübte; denn ſichtlich ſchwebte der dunkelſchattende Flügel des Todes über ihm.

Da richtete er ſich noch einmal auf, und ſprach mit friſchem, freudigem Lächeln: „Ich fühle es, die goldnen Pforten vom Paradies der Seligen werden ſich bald vor mir aufthun; zwar hätt' ich wohl gewünſcht, vom rühmlichen Felde der Schlacht dahin überzugehen, und nicht in ſchnödem Hinterhalt gemordet. Doch hat mein Arm oft Tod unter den Reihen der Spanier verbreitet, und wohl als Helden werden mich die ſchönen Houris aufnehmen. — Alle mir Angehörige ſind verſorgt; nur für dich, arme Schweſter, blieb mir noch ein Wunſch hienieden," ſetzte er hinzu: „der Wunſch, daß du in dieſem tapfern Ritter auch einen Schützer für dein ganzes Leben finden möchteſt."

Unvermerkt miſchte ſich in die treue Vorſorge des biedern Muſelmannes auch hier noch ein Zug ſeiner Neigung, über das Schickſal ſeiner Schweſter zu beſtimmen.

Dankend hob Zoraide ihr ſchönes Auge, durch Thränen glänzend, zum Himmel auf, und ließ es dann dem naſſen Blicke des Geliebten begegnen.

In tiefer Rührung ſanken beide an dem Lager des Sterbenden nieder, und Fernando ſchwur ihm mit heiligem Eide, der treue, lebenslängliche Beſchützer ſeiner Schweſter zu ſeyn. Welche Schwierigkeit ſich wohl dem Wunſche des wackern,

ſtrenggläubigen Osman entgegen geſetzt haben würde, durften die ſchonenden Geſchwiſter ihm verſchweigen; denn der Tod, der ſich bald mit ſanftem Gruße zu ihm niederſenkte, erſparte ihm den Schmerz, in Fernando den eignen Freund und den Feind ſeines Volks und ſeines Glaubens trennen zu müſſen.

V.

Die Erdbeeren

oder

das wandelnde Geſchenk.

Endlich, rief Alexowitz, endlich habe ich das Mittel gefunden, die reizende Kathinka zur Annahme eines Geſchenks zu bewegen! eines Geſchenks, das trotz ſeines hohen Preiſes ihre ſtolze Zartheit nicht beleidigen wird. Der Genius der Liebe ſelbſt hat mich in dieſe Gegenden geführt, wo ihre Lieblingsfrüchte, die purpurnen Erdbeeren in der Mitte des Eismonds reiften. Edelſteine könnte man mir bieten, ſtatt dieſer köſtlichen Früchte! Jene würde ſie verſchmähen, wie ſie ſie oft aus meiner Hand verſchmäht hat; dieſe werden berührt von ihrem Mund, dem Purpur ihrer ſüßen Lippen weichen müſſen! — O glücklicher Alexowitz, und glückliche, glückliche Früchte!

Es war auf einem der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer in der Nähe von St. Petersburg, wo der Anbeter der ſchönen Kathinka dieſe glückliche Entdeckung machte. Von der künſtlichen Hand des Gärtners gepflegt, waren hier wirklich mitten unter den Fröſten jenes eiſigen Himmelsſtrichs, mitten in den rauheſten Wintertagen, eine Anzahl Erdbeeren gereift, die dem Frühling ihren Duft und ihren Purpur abgeſtohlen zu haben ſchienen. Edelſteinen hatte ſie der begeiſterte Liebhaber an Köſtlichkeit verglichen, aber auch köſtlich war der Preis, den der zauberhafte Gartenkünſtler für ſeine Wunderfrüchte

forderte; und daß die achtzig Rubel, die er für ein kleines Maß davon verlangte, ohne Widerrede gezahlt wurden, das wird jeder glauben, der das Ritual der Liebe nur ein wenig kennt. Fein fühlend von Natur, ſchon erfahren in der Kunſt, ſich in Damenherzen einzuſtehlen, war Alexowitz weit entfernt, ſein Verdienſt auf eine unzarte Weiſe geltend zu machen; allein der Gartenburſche, der zur Ueberbringung des köſtlichen Geſchenks ausgewählt wurde, ſchien von der Liebe ſelbſt zu ihrem dienſtbaren Genius geſchaffen, ſo geſchickt wußte er nicht nur den Namen des Gebers, ſondern auch den Preis der köſtlichen Gabe durch den Schleier der Delikateſſe blicken zu laſſen.

Das, was Alexowitz von dem Fräulein geſagt hatte, war nicht ungegründet; ein edler Stolz hielt ſie zurück, je ein Geſchenk von ihren zahlreichen Verehrern anzunehmen, obgleich ihr Vermögen ihrer Geburt nicht glich. Der erſte Eindruck, den das zarterfundene — zartgebotene Geſchenk des großmüthigen Alexowitz auf ſie machte, konnte nicht anders als ſüß und ſchmeichelnd für ihr Herz ſeyn; allein nach einem kleinen Nachdenken drängte ſich ihr unwillkürlich die Bemerkung auf, wie eine ſo beträchtliche Summe da um ein Nichts verſchwendet ſey; und ſeufzend ſah ſie die ſchönen Erdbeeren an, ohne ſie zu berühren.

Die Mutter des Fräuleins, durch ihre Lage noch mehr, als ſie, zu Sorg' und Sparſamkeit gewöhnt, errieth, was in ihrem Innern vorging, und ſäumte nicht, ihren Betrachtungen Worte zu geben; ſie ſtellte der armen Kathinka vor, wie ſie für dieſe ganz unnütz verſchwendete Summe ſo manchen kleinen ſchwer entbehrten Putz für ſich, ſo manche kleine

ſchwer entbehrte Bequemlichkeit für ſie beide hätte haben können, bis endlich einmüthig beſchloſſen ward, das koſtbare, ihnen überflüſſige Geſchenk, in aller Stille wieder zu verkaufen. Das Kammermädchen, vorſichtig unterrichtet, eilte eine ihrer Freundinnen aufzuſuchen, die ſich mit dieſer Art von Handel beſchäftigte, und dieſe gab die beſten Hoffnungen zu einem vortheilhaften Verkauf.

Mutter und Tochter waren noch im Geſpräch über dieſen, ihr innerſtes Gefühl doch ein wenig verletzenden Anſchlag, als Koſſinski bei den Damen eintrat, ein junger galliziſcher Edelmann, der Einzige unter Kathinka's Verehrern, der ſie vielleicht am innigſten liebte, aber der minder reich und prächtig als Nierowitz, ihr noch nie ein ſo glänzendes Geſchenk hatte bieten können. Auch das Herz des Fräuleins ſchien ſich zu dem ſchlanken Koſſinski zu neigen; allein ob dieſes Herz nicht zu eitel war, um jenem äußern Glanz allen Einfluß zu verſagen, ob die Kälte, womit der edle Pohle heute von ihr empfangen ward, nicht von dem Vortheile ſeines glücklichen Nebenbuhlers herrührte, dieß läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Wer kennt die Labyrinthe eines Mädchenherzens? Vielleicht war es auch Unmuth, dem Wenigergeliebten wider Willen einen kleinen Vorzug zugeſtehen zu müſſen.

Vergebens ſuchte der bekümmerte Liebhaber zwanzig Gegenſtände der Unterhaltung auf: keiner darunter fand vor der übeln Laune ſeiner Gebieterin Gnade. Unruhig warf er zuweilen den krauſen Lockenkopf zurück, die dunkeln Augen, die dunkeln Wangen glühten noch ſtärker im Feuer ſeiner peinlichen Verlegenheit, bis endlich doch ein Geſpräch auf die Bahn

kam, das Eingang bei der ſchönen Stolzen fand: die Jahreszeiten nämlich.

Daß es vom Winter auf den Sommer, vom Sommer auf das Frühjahr, vom Frühjahr auf die Erdbeeren kam, war ganz natürlich; und die Schöne ſprach mit ſolchem Enthuſiasmus von Erdbeeren, daß es ſchien, als wolle ſie vor Sehnſucht ſterben, dergleichen zu beſitzen. Und dennoch, fiel Koſſinski ein — weil er nicht gleich wußte, was er ſagen ſollte — und dennoch, ſelbſt wenn es möglich wäre, mitten im Winter dieſe lieblichen Früchte zu finden, die ſchöne Kathinka würde ſie doch aus der Hand der Liebe verſchmähen!

O ein ſolches Geſchenk, erwiederte Kathinka mit einem kalten Blicke, ein ſolches, gleichſam der Zauberei entriſſenes Geſchenk, würde ſich ſelbſt die höchſte Fürſtin nicht zu empfangen ſchämen.

Die Worte der ſchönen Kathinka, die Art, mit der ſie ſprach, und vor allem die augenſcheinliche Unmöglichkeit, ihren Wunſch zu erfüllen, waren Dinge, die die gutmüthige Seele ihres Liebhabers ſchmerzlich kränkten. Mit tief glühendem verſchloſſenem Unmuthe verließ er das Fräulein, und durchſtrich in der ſcharfen Eisluft die Straßen der prachtvollen Kaiſerſtadt. Unmöglich ſchien es ihm, jene Frühlingskinder unter dieſem Klima anders als durch Zauberei zu erlangen, und er glaubte ſelbſt bezaubert zu ſeyn, als er auf einmal, ganz nahe bei ſich, und ganz laut und deutlich von Erdbeeren ſprechen hörte! Es war die Verkäuferin der bewußten Erdbeeren, die eben mit dem Haushofmeiſter eines ausländiſchen Prinzen in Unterhandlung war; der Prinz wollte des andern Tages ein glänzendes Diner geben, wo dieſe Seltenheit

heit wohl an ihrem Platze gewesen wäre; blos um einige Louisd'or war man noch uneins.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, mischte sich Kossinski in die Unterhandlung: er versprach jeden Preis zu bezahlen, und drang so beweglich in den Haushofmeister, ihm die Früchte zu überlassen, daß dieser bald merkte, mit was für einer Art von Kranken er es zu thun hatte, und ihm aus wahrer Menschenliebe das Feld überließ. Kossinski schloß den Handel, allein fremd in der kostbaren Residenz, in einem abgeschiednen Lande, und nicht von ausgezeichnetem Vermögen, fielen ihm wohl die geforderten fünf und zwanzig Louisd'or ein wenig schwerer, als seinem reichen, prächtigen Nebenbuhler jene achtzig Rubel. — Doch sie wurden ausgezahlt, und entzückt eilte die treue Iris des Fräuleins, ihr die gewonnene Summe zu überbringen.

Die Größe des Betrags überwog im ersten Augenblicke einen aufsteigenden Trübsinn im Herzen der stolzfühlenden Kathinka, der wohl aus einer Regung von Beschämung kommen mochte; allein noch schmerzlicher ward ihr Gefühl erregt, als sie den Namen des Käufers erfuhr, und als vollends das Mädchen ihr die Vermuthung mittheilte, wie Kossinski morgen ein Abendessen zu Ehren einer kürzlich angekommenen schönen Landsmännin geben werde. Sie belegte diese Vermuthung mit Aufzählung verschiedener kleiner, ziemlich beweisender Umstände — und Kathinka mußte sich heute wider ihren Willen überzeugen, wie werth Kossinski ihrem Herzen eigentlich sey. Also dieß war die Ursache seines gestrigen zerstreuten Wesens, seines schnellen Aufbruchs? Also eine Andere hatte er in Gedanken? und ich selbst muß ihm

das Geſchenk verſchaffen, mit dem er eine Andere überraſchen will!

So beſprach ſie ſich mit ſich ſelbſt, und daß es eben nicht wohlgethan ſey, einen ſo geſtimmten Liebhaber noch obendrein mit übler Laune zu verſcheuchen, mochte ihr wohl ihr Bewußtſeyn ſagen. Noch war ſie mit dieſen traurigen Gedanken beſchäftigt, als der Bediente des Verlorengeglaubten eintrat, und ihr — o Freude! — die purpurfarbnen Erdbeeren, die ihr ſo viel Unruhe gemacht hatten, zum zweiten Mal in die Augen glänzten.

Weniger erfinderiſch in kunſtreichen Wendungen der Galanterie als Alexowitz, hatte der treuherzige Koſſinski kein Bedenken getragen, das Geſchenk geradehin zu überſenden; allein zärtlich hatte er mit eigner Hand das Körbchen, worin die Früchte lagen, mit Blumen und mit farbigen Schleifen geſchmückt.

Nie hat wohl ein Geſchenk eine ſo freudige Ueberraſchung in dem Herzen eines Mädchens erregt, als dieſe verhängnißvollen Erdbeeren, deren Begebenheiten übrigens noch lange nicht zu Ende waren. Die Mutter des Fräuleins, entzückt über den ſeltſamen Zufall, der ſie ihr zum zweiten Mal in die Hände gab, ſah ſie als ein glückliches Mittel an, ſich einer laſtenden Verbindlichkeit mit Feinheit zu entledigen. Sie war den Bemühungen eines der vornehmſten Rechtsgelehrten in einer ſtreitigen Sache ſehr verſchuldet, ſie glaubte ihm ihre Dankbarkeit nicht anſtändiger und feiner ausdrücken zu können, als durch dieſe unbedeutende, aber koſtbare Seltenheit, und ſo wurde das Körbchen mit allem ſeinen zärtlichen Bänder- und Blumenſchmuck zu ſeiner nützlichen Be-

ſtimmung geſandt. Kathinka war zu ſehr entzückt über den Empfang der Gabe, als daß ſie ihrer Mutter die Anwendung derſelben im geringſten hätte beſtreiten ſollen.

Daß die Erdbeeren auch bei ihrem neuen Beſitzer Vergnügen erregten, war natürlich, war dies Vergnügen gleich von minder empfindſamer Art; ſie kamen ihm erwünſcht, denn er hatte ſchon lange auf eine Erfindung gedacht, dem . . . ſchen Geſandten, der ihm gefällig geweſen war, eine kleine Artigkeit zu beweiſen, und an dieſen wurden alſo die kleinen Wanderer ohne Aufſchub überſandt, was auch die Dame vom Hauſe, die lieber ihre Freunde damit bewirthet hätte, dagegen einwenden mochte.

Auf dem Spiegeltiſche des Geſandten alſo — des ſchönen jungen, für galant erklärten Geſandten — war es, wo die kleinen Unheilſtifter verrätheriſch zwiſchen ihren Bändern und Blumen hervorlächelten und glühten, als — wie von einem böſen Genius geführt — Koſſinski angemeldet wurde, der etwas bei dem Geſandten zu ſuchen hatte. Er hatte etwas ſuchen wollen; was dieſes aber war? das wußte er wenige Minuten nach ſeinem Eintritte ſelbſt nicht mehr, als ſeine Augen auf das nur allzuwohl bekannte Körbchen fielen, und es war ein wahres Glück für ihn, daß in dem Augenblicke auch Alexowitz, ein vertrauter Freund des Geſandten, eintrat. Auch er erkannte ſein Geſchenk, und die liebenswürdige Heiterkeit, die ihn ſonſt auszeichnete, ward augenblicklich getrübt; auch er überzeugte ſich, ſo wie Koſſinski, daß der Geſandte dies Geſchenk aus den Händen der treuloſen Kathinka, als ihr Begünſtigter, empfangen habe; indeß mehr fein als tieffühlend, mehr geiſtreich als leidenſchaftlich,

empfand er den Eindruck dieſer Ueberzeugung nicht ſo fürchterlich als jener. Er war zu ſchön, zu glücklich im Laufe ſeines ſiegreichen Lebens geweſen, um über die Treuloſigkeit einer einzigen kleinen Undankbaren allen Muth zu verlieren. Mit einer liebenswürdigen Genialität wußte er ſeine beleidigte Eigenliebe zu übertäuben, und ſich blos das Originelle, das Seltſame in dieſem Zuſammentreffen mit ſeinem Freunde vorzuſtellen.

Vorwürfe wollte er der ſchönen Undankbaren nicht machen, indeſſen ſie ein wenig fühlen zu laſſen, wie unzart, wie entgegen der Würde ihres Geſchlechtes es ſey, einem Manne ſolche zuvorkommende Geſchenke zu machen, — dies, meinte er, ſey eine ſehr erlaubte Rache. Die Gegenwart eines Dritten hinderte ihn, mit ſeinem Freunde frei zu ſprechen; er verließ daher den Geſandten, um bei Kathinka ſelbſt nach einem nähern Aufſchluß zu forſchen.

Koſſinski hatte, während die Freunde einige Worte wechſelten, mit funkelnden Augen an dem Körbchen gehangen, und Gluth und Bläſſe hatten wechſelnd ſein Geſicht überzogen. Er ſah hier vor ſeinen Augen die Früchte, die er nicht ohne Aufopferung erkaufte, dieſe Bänder, dieſe Blumen, die Unterpfänder ſeiner Zärtlichkeit, an einen Nebenbuhler hingegeben, und ſich ſelbſt als das Opfer des ſchwärzeſten, des ſchimpflichſten Verraths. Noch war er unſchlüſſig, ob er vorher von Kathinka ſelbſt Rechenſchaft über dieſen Vorfall, oder ſogleich auf der Stelle blutige Genugthuung von ſeinem Nebenbuhler fordern ſolle? als ihn die Dazwiſchenkunft mehrerer Fremden zu dem erſtern beſtimmte.

Mit wenigen verworrenen Worten ſagte er dem Ge-

ſandten ſeinen Wunſch, eilte dann ſchnell hinweg, und ſtürzte, Wuth und Tod im Herzen, in das Zimmer der erſchrocknen Kathinka, bei der auch Alexowitz vor wenig Augenblicken eingetreten war.

Koſſinski bebte zurück, als er Alexowitz hier ſah. Die Gegenwart beider erbitterter Liebhaber ſchützte vielleicht das Fräulein vor einer unangenehmen Scene, zu der Jeder von ihnen aufgelegt war.

Der Geſandte dachte indeß über die beſte Anwendung der eben erhaltenen Wunderfrüchte nach; er dachte viel zu äſthetiſch, als daß er ſie nicht lieber von irgend einem ſchönen Munde verzehrt wiſſen ſollte, als von ſeinem eigenen. Sorgfältig ging er die Liſte der Schönheiten durch, denen er eben damals den Hof machte, und ſeine Wahl fiel auf Kathinka, die, abgerechnet ihre ſeltne Schönheit, noch einen großen Vorzug vor den Andern hatte: ſie war nämlich die neueſte ſeiner Bekanntſchaften! Erſt auf dem letzten Balle hatte er ſie kennen lernen.

Es war die höchſte Zeit, daß ſolch ein glücklicher Einfall der bedrängten Unſchuld zu Hülfe kam, um ſie ans Licht zu ziehen. Alexowitz hatte es ſchon eine geraume Zeit mit verdeckten Vorwürfen geſpielt; bald konnte Koſſinski ſeine offnen nicht mehr hervorzubrechen hindern. Die geängſtigte Kathinka befand ſich in einer peinlichen Lage, — als noch einmal die Thüre aufging, und ihr das wandernde Geſchenk zum dritten und zum letzten Male in die Augen fiel! —

Erwieſen war es nunmehr, wenigſtens aus den Worten, die ihr der Geſandte dabei ſagen ließ, daß nicht durch ſie das

bedenkliche Geſchenk in ſeine Hände gekommen war. Man erklärte ſich wechſelſeitig, und die Mutter, um allen Verdacht auszutilgen, erzählte offenherzig die ganze Geſchichte. Koſſinski und Kathinka hatten durch dieſen Vorfall erſt in ihren eigenen Herzen geleſen, und Alexowitz, der eine gewiſſe Scheu vor allzuernſten Liebeshändeln hatte, ſtand herzlich gern ſeinem unendlich ernſthaftern Nebenbuhler nach.

So war denn alles in Einklang aufgelöſt, und die Erdbeeren fanden noch am nämlichen Tage ihr Ziel und ihre Ruhe, in einer fröhlichen Abendmahlzeit. —

VI.

Selbstvergessen.

Mit Belegen aus der Geschichte der Fürsten.

(Noch ungedruckt!)

Selten iſt es, daß ein Herrſcher, er, welchem das Glück Tauſender anvertraut iſt, auch die ſüßen Bande menſchlicher Glückſeligkeit knüpfen darf.

Ein Beiſpiel davon giebt jener berühmte unglückliche König Jacob der Erſte von Schottland. Seltnes Unglück war ſein Loos; doch dieſer Lichtſtrahl ſollte die Nacht ſeines Elends erhellen. Er, geſchmückt mit der höchſten Liebenswürdigkeit, mit Tugenden, Talenten und allen Eigenſchaften eines edeln Ritters, ward durch einen gewaltthätigen König von England, Heinrich den Vierten, in achtzehnjähriger Gefangenſchaft gehalten, und mußte die Jahre der beſten Kraft und des erſten feurigen jugendlichen Aufſtrebens in qualenvoller Unthätigkeit hinbringen. Das erſte Erwachen des Frühlings ſeines Herzens fühlte er zwiſchen Kerkermauern, und Schmerz ward die Sehnſucht, womit er ſich das Bild eines ihm verwandten, ihm angehörenden Weſens ausmahlte. Er ſtand am Fenſter des Thurms, in welchem er in feſter, doch anſtändiger Gefangenſchaft gehalten ward *); der Frühling ſchüt-

*) Man muß König Heinrich dem IV. wenigſtens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die trefflichſte Ausbildung des gefangenen Prinzen beförderte.

tete eben ſeinen reichſten Blumen- und Blüthenſchmuck über das kleine Gärtchen aus, welches von hohen Mauern umgeben, doch anmuthig mit Hecken und Lauben verziert an den Thurm ſtieß. Die Nachtigall ſang ſüß ſchmerzliche Liebeslieder aus tiefer ſehnſuchtsbanger Bruſt; Turteltauben girrten im zarten Laube und Alles regte ſich und athmete Leben und Liebe.

Das Herz ſchlug dem armen jugendlichen Gefangnen, als wolle es die Bruſt zerſprengen, und er mußte ſich immer und immer die Frage wiederholen, warum, da Alles im Weltall Freiheit und Liebe fühle, warum nur er ausgeſchloſſen ſey von der großen Weſenkette? da trat eine Jungfrau in den anmuthigen Raum des Gärtchens, deren ſanfte Schönheit, deren Blick und jede ihrer Geberden ganz das Ideal ſeiner ſtill ſchwärmeriſchen Träume darſtellte. Es war Lady Jane, Tochter des Lord von Sommerſet und eine Verwandte Heinrichs des IVten. Je mehr Jacob ſie ſah, und je öfter, je inniger fühlte er ſich von ihr angezogen; ſie ward fortan die Herrin ſeiner liebenden Gedanken, und der Gegenſtand mancher zarten Dichtung, wozu der liebenswürdige Gefangne vorzügliche Anlage hatte.

Er ſtand in ſeinem 29ſten Jahre, als König Heinrich ihm endlich die ſo lang widerrechtlich geraubte Freiheit zurückgab. Und jetzt wollte es eine wunderbare Fügung des Himmels, daß es der König aus politiſchen Rückſichten für gut fand — um den Freigewordenen durch unauflöslichere Bande an ſein Haus zu feſſeln — ihn mit eben jener Verwandtin, der liebenswürdigen Lady Jane, zu vermählen, die lang der Gegenſtand ſeiner feurigſten Leidenſchaft geweſen war.

Eine Zeit höchſten irdiſchen Glücks, im Beſitz ſeines väterlichen Thrones, im Beſitz ſeiner angebeteten Gemahlin, ſchien jetzt die lange Reihe ſeiner leidensvollen Jahre vergüten zu wollen, denn die holdſelige Königin liebte ihn nicht minder, als ſie von ihm geliebt ward. Und ſelbſt als der, dem Unglück einmal Geweihte, beſtimmt war, unverdient von aufrühreriſcher Mörderhand zu fallen, da ward ſein Tod noch durch den höchſten Beweis zärtlicher Liebe verſüßt, denn die liebende Gemahlin, ſich vor ihn werfend, empfing in ihrer treuen Bruſt einige von den mörderiſchen Streichen, durch welche ihr Geliebter fiel.

Selten iſt ſolch ein Glück; und möchte ein warmes Bild davon ganz die Größe der Selbſtüberwindung zeigen, welche die heiligſte der Pflichten gleichwohl von denen fordert, die auf die Höhen der Menſchheit geſtellt ſind.

Eine Sage aus der altſächſiſchen Geſchichte gehört in dies Gebiet *), und der darin eingewebte Brief einer hochherzigen Geliebten könnte vielleicht den Standpunkt klar bezeichnen, von welchem Herrſcher über Tauſende ihr Glück und ihre Pflichten zu betrachten haben.

Ein junger Prinz von Sachſen hatte auf ſeinen Reiſen durch Italien zu Rom ein Mädchen kennen lernen, welche nicht allein durch ungewöhnliche, anziehende Talente für die

---

*) Ausführlicher hat die Verfaſſerin dieſe Sage behandelt in dem Rautenkranz. ſ. Romantiſche Blüthen 1. B. 1817 Wien. Gerold.

A. d. H.

Kunſt ausgezeichnet war, ſondern auch durch eine ſeltne Hoheit der Geſinnung. Unter dem angenommenen Namen eines gewöhnlichen Ritters erwarb der liebenswürdige Prinz ihre Liebe; und ſie, welche bisher in ſtolzer Unabhängigkeit von den Feſſeln der Liebe ihr Leben nur der Kunſt gewidmet hatte, ihn liebte ſie feurig und grenzenlos, und weihte ihm ihr ganzes Daſeyn.

Er aber, unauflöslich von ihr angezogen, blieb ſchwankend in einem peinlichen Kampfe. Er konnte nicht daran denken, ein andres als ein rechtmäßiges Band der edeln Angelika zu bieten, und gleichwohl wußte er, daß ein ſolches von den Verhältniſſen ſeiner Geburt, und den Rückſichten einer unerläßlichen Staatskunſt undenkbar gemacht ward. Er verzögerte alſo ſeine Rückkehr nach Deutſchland von einem Tage zum andern, ob ihn gleich dringende Regentenpflichten in die Heimath zurückriefen.

Man erfährt an ſeinem väterlichen Hofe die Urſache ſeines immer verlängerten Aufenthalts in Rom; und hochſinnig beſchließt man, ſich ſelbſt an die unſchuldige Armida zu wenden, die ſelbſt nicht ahnet, in welchem unheilbringenden Zauber ſie ihren Geliebten hält. Von ihr ſelbſt begehrt man die Löſung deſſelben. Ein furchtbarer Kampf entſteht in ihrem Innern, daß ſie derjenige getäuſcht hat, den ſie unendlich liebt, aber — getäuſcht aus Liebe. — Sie fühlt die Macht, ihn feſt zu halten auf immer; — allein ein höheres Gefühl ſiegt. — Sie ſendet den nachfolgenden Brief an ihn, nachdem ſie ſchon ihren heldenmüthigen Entſchluß ausgeführt hat.

Empfange, o du, den einzig meine Seele wählte, em-

pfange mit dieſen Zeilen den letzten Beweis einer edeln, aber bittern Liebe! denn bitter ſind die Thränen, die um dich aus meinen Augen fließen.“

„Ich weiß das Geheimniß deines Standes, weiß, daß du mich hintergangen haſt! — allein ſey ruhig! ich weiß auch, daß nur Liebe, nur die reinſte Liebe dich zu dieſem Schritte bewog, und nimm von mir das Geſtändniß an: wie die arme Angelika es wagt, den auf dem Throne noch zu lieben, der einſt im ſchlichten Ritterkleid der Abgott ihrer Seele war. Doch dieß Bewußtſeyn, o mein Freund, es iſt der einzige Antheil vom Glück, der fortan unſrer Liebe zugemeſſen iſt. Glück und Genuß des Lebens iſt, ach! größtentheils nur Erbtheil derer, die in dem friedlichen Schatten der geringern Stände wohnen! Wer, wie mein Freund, geboren ward, in den Sonnenſtrahlen edler Herrſcherhoheit zu wandeln, dem ziemt ein großmüthiges Vergeſſen ſeiner Selbſt. Dem ſeligen Geiſte gleich, deſſen Stelle er auf dieſer Welt vertreten ſoll, muß er nur wirken, und ſchaffen für das Wohl ſeines ihm anvertrauten Volkes. — O mein Friedrich! dein Herz ſo heiß, ſo empfänglich für alles Große, ſollte es für dieſen Edelmuth verſchloſſen ſeyn? Dein treues Volk ruft dich zurück, die liebenden Eltern fordern den Sohn, ach und ich ſelbſt muß dich ihnen zurückgeben!“

Hartes Schickſal, o du tiefe Liebe,
Tiefer, ſtärker als des Lebens Trieb!
Bietend mit dem ſelbſt vergeßnen Triebe
Was ihr einzig liebſtes Kleinod blieb!

Untergehn will ich auf dunkle Zeiten
In der Bruſt, die einſt mein Himmel war!

Liebe ſoll den Opferdienſt bereiten
Auf der Tugend heiligem Altar.

Ja, vergiß mich, Seele meines Lebens!
Daß der Aufruhr deiner Wünſche ſchweigt,
Bis am Ziele deines Heldenſtrebens
Sich die Palme dir entgegen neigt.

„Trage, mein edler Freund, die Liebe, die du einſt der glücklichen Angelika ſchenkteſt, — — ach ich bin noch zu ſchwach, um ſagen zu können: trage ſie über auf deine fürſtliche beſtimmte Braut! — Das aber darf ich mindeſtens flehen: Laß ſie übergehen auf dein treues Volk! Laß in ſegensreichen Thaten die Erinnerung unſers Glückes blühen! Untergehn mag dieſe hohe Liebe, und ein ſchöner Phönix ſteige aus ihrer Aſche empor!“

„Suche nicht den Entſchluß deiner Treuen zu erſchüttern; o mein Friedrich, wenn dieß letzte Lebewohl zu deinen Ohren dringt, dann iſt mein ſchweres Opfer ſchon vollbracht; die Aebtiſſin eines nahen Kloſters wird ohne Probejahr meinen Eid empfangen, und Gott geweihte Mauern ſcheiden mich dann für dieſe Welt vom Leben und von dir.“

„So leb' denn wohl, Geliebter! und lebt wohl, Ihr Sachſen! die arme Angelika, — ſtolzer Gedanke! — macht Euch ein Geſchenk mit — — ihrem ganzen Glück!“

Und nicht vergebens blieb das hochſinnige Opfer; ſie hatte ihn ſich ſelbſt und ſeinen erhabenen Pflichten zurück gegeben.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, wie ſehr verſchiedene Gemälde bietet das Leben zweier Könige dar,

die beide die Geſchichte aufgezeichnet hat. Der eine iſt, Don Pedro, Infant von Portugal, der Geliebte jener liebenswürdigen und unglücklichen Ines de Caſtro, beſungen von den Dichtern alter und neuer Zeit.

Ausgeſchmückt mit allen Eigenſchaften eines trefflichen Ritters, doch ſchon vermählt mit einer Gattin, die man ihm ohne Neigung des Herzens nur aus Rückſichten der Staatskunſt gegeben hatte, lernte Don Pedro einſt auf der Jagd die holde Ines kennen, die, obwohl aus einem ſehr edeln Rittergeſchlecht entſproſſen, dennoch ſeiner königlichen Abkunft nicht ebenbürtig war. Der ſchöne, feurige Jüngling machte einen nicht minder tiefen Eindruck auf das Herz des gefühlvollen Mädchens als ſie auf ihn, allein die Schwierigkeiten ſeiner Lage kennend bemächtigten ſich alle Qualen einer hoffnungsloſen Leidenſchaft ſeiner Seele. Eine alte Romanze ſagt von ihm:

Entfernt von ihr tönt ſeine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht;
Sie iſt ſein einz'ger Wunſch am Tage,
Sie iſt ſein ſüßer Traum bei Nacht.

Indeß offen und bieder, wie er es in allen ſeinen Handlungen war, konnte er es nicht über ſich gewinnen, ſie einen Augenblick über ſeine wahren unglücklichen Verhältniſſe zu täuſchen; und Ines nur Liebe, und ſanfte, ſelbſtvergeßne Zärtlichkeit, willigt ein, die Gattin ſeines Herzens zu ſeyn, ohne Anſpruch ſeine königliche Gemahlin zu heißen. Sie bringt ihm das ſchwere Opfer ihres bis dahin tadelloſen Rufs; und ihr verführtes Herz beſchwichtigt ihr Gewiſſen mit dem Gedanken, wie ſie auch nicht den klein-

ſten Theil von dem verlange, was ſeine fürſtliche Gemahlin bisher beſeſſen habe; wie ſie ihr Ehre, Wohlleben und Glanz des Hofes gern überlaſſe, um nur in wenigen abgemüßigten Stunden ſein liebendes Weib ſeyn, und ihn von überſtandnen Mühſeligkeiten erquicken zu können.

Und ſo fand Don Pedro eine Zeit lang den ganzen Himmel ehelicher Seligkeit; wenn er nach manchem ſchweren Tage in die ſtille waldumgebne Wohnung eilte und in den Armen ſeiner geliebten Ines und zweier lieblichen Kinder ausruhen konnte.

Allein trotz der gänzlichen tiefen und demuthsvollen Zurückgezogenheit, in welcher Ines lebte, konnte ſie doch dem Zorne des ſtolzen und ſtrengen Königs, des Vaters ihres Geliebten, nicht entgehen. Auch ſeine Staatsräthe ſtimmten ihm bei, theils vielleicht aus beleidigtem Stolz, ihren künftigen Beherrſcher in ungleichem Bündniß zu ſehen; theils aus natürlichem Gefühl des Unrechts, welches er ſeiner rechtmäßigen Gemahlin that. Vielleicht auch wohl, daß in der Bruſt der hochherzigen Portugieſin eine Ahnung von jener hohen, edelſten, erhabenſten Pflicht eines Regenten aufſtieg; zumal da der Hof, von welchem die verſchmähte Gemahlin abſtammte, ſich über die erlittene Beleidigung zu regen begann. Vergebens aber waren alle Vorſtellungen der ſtaatskundigen Männer gegen den glühend-leidenſchaftlich liebenden Prinzen; und im offnen Kampfe den jungen Löwen ſein Theuerſtes entreißen zu wollen, dies ſchien ein eben ſo gefahrvolles als vergebliches Unternehmen.

Immer höher ſteigt ſo die Erbitterung der beleidigten Großen und des aufgebrachten Vaters, und ſo wird endlich

Unrecht durch noch weit größeres Unrecht durch die grauſamſte und empörendſte Gewaltthat gerochen. Man benutzt Pedro's Abweſenheit, die unglückliche Ines zum Opfer für die Staatskunſt weihend, dringt in den abgeſchiednen Aufenthalt, und ungerührt von ihrer ſanften Schönheit, und ihrem und ihrer unſchuldigen Kinder Flehn, durchbohren die Klingen ihrer grauſamen Richter das Herz, das noch im Tode für den Unausſprechlichgeliebten ſchlägt.

Pedro kehrt zurück; die Wonne ſeines Herzens wähnt er zu finden, und findet die Leiche der über Alles, der einzig Geliebten. Ja, einem Löwen gleicht er in ſeiner verzweifelten ſchmerzvollen Wuth! Friede bitten die noch im Tode holdſeligen Züge des bleichen Angeſichts; aber Rache ſcheinen die blutenden Wunden zu fordern. Rache! wiederholt es in allen Tiefen ſeines Weſens. Doch darf er dieſe nicht an dem Vater, nicht an den hochverehrten Räthen, den Stützen ſeines Thrones üben; ſo ſchwört er der ganzen Menſchheit Rache.

Und er hielt ſeinen Eidſchwur, als er einige Jahre ſpäter den Thron ſeiner Väter beſtieg, ſo daß ihn die Geſchichte noch bis heute Peter den Grauſamen benannt hat. Er that kein Unrecht, allein mit unerbittlicher Strenge führte er die eiſernen Zügel der Regierung, und ſchien jedes Mitleid aus ſeinem Herzen verdrängen zu wollen, gegen Menſchen, die ihn, wie er meinte, aus ihrer Mitte geſtoßen hatten. Und war es', ſagte er, war es denn Unrecht, Ehemann zu ſeyn, und der zärtlichſte, treuſte, den je die Erde ſah! War ich denn allein ausgeſchloſſen von einem Glück, das die Natur auch dem Geringſten meiner Unterthanen gewährt hat?

Es ſcheint Wahrheit in dieſem Grunde ſeiner Geſinnun-

gen zu liegen, und die empfindſame Nachwelt hat das Recht größtentheils auf ſeine Seite gelegt; allein es iſt ein Scheingrund. Don Pedro, offen, tapfer und gut, bewies, daß er ein trefflicher Privatmann geworden wäre, allein daß er ſich doch nicht zu der Größe emporſchwingen konnte, welche eines Völkerbeherrſchers würdig iſt. Wohl muß dieſer des großen Ganzen wegen oft einem Glück entſagen, das dem Geringſten ſeiner Unterthanen zugemeſſen iſt; allein nicht rechten ſoll er deshalb mit ihnen, ſondern ſich höher, göttlicher über ſie hinauf ſtellen, durch edle, anbetungswürdige Selbſtvergeſſenheit.

Durch einen glücklicheren Impuls, man möchte es: Genie der Herrſcher-Tugend nennen, war der große Guſtav Adolph von Schweden, er, deſſen ſeltne Eigenſchaften ihm ſchon die allgemeine Bewunderung geſichert haben, ganz auf die entgegengeſetzte Richtung geleitet. Auf ähnliche, obwohl minder barbariſche, doch eben ſo ſchmerzvolle Weiſe hatte man auch ihm die angebetete Geliebte ſeiner Jugend geraubt. Ebba von Brahe, die Tochter ſeines würdigen Vormundes, wurde von ihm mit aller Stärke, mit allem Feuer der erſten Liebe angebetet; und ihre Vorzüge des Körpers und der Seele rechtfertigten vollkommen eine ſo ausſchließende Leidenſchaft; allein erſt als er ſeinen erſten Waffenzug auf der Inſel Oeland gegen die Dänen that; als er ihr am Abend vor dem Aufbruch Lebewohl ſagte, und nun der Schmerz des Abſchiedes beider Herzen noch weicher und hingebender machte, geſtand er ihr das ehrerbietige, doch glühende Gefühl, und erhielt das ſchüchterne Geſtändniß ihrer zärtlichſten Gegenliebe. Jetzt ſtand ſein Entſchluß feſt, die tugendhafte und ihn ſo

zärtlich liebende Ebba mit ſich auf den Thron zu erheben. Von ihrem Bilde begleitet eilte er in den Krieg und kehrte ruhmvoll daraus wieder.

Eine glückſelige Zeit begann jetzt für die beiden Liebenden, wo er Ebba faſt täglich im Schloſſe ihres Vaters ſah; wo er in dem Bewußtſeyn rühmlicher Thaten ſich ſeiner Liebe überlaſſen durfte; wo ſie den Werth des Geliebten, den ihr Herz immer geahnet hatte, nun auch in der Wirklichkeit beſtätigt ſah, und höchſte Achtung zu der feurigſten Liebe geſellen konnte. Guſtav hatte nicht gezögert, nicht nur der Geliebten, ſondern auch ihrem Vater den Vorſatz der Ehre zu erklären, ſeiner geliebten Ebba vor dem Altar die Hand zu reichen; und der edelſtolze Graf von Brahe fand nichts Beiſpielloſes darin, daß die Tochter eines ſo edlen Geſchlechts ſelbſt die Hand ihres Königs empfangen ſollte.

Allein die Königin, Guſtavs Mutter (— entfernt von ihm in Stockholm lebend —) obwohl ſie an der frühverwaiſten Ebba, ihr von ihrer ſterbenden Mutter, einer Freundin der Königin, anvertraut, gewiſſenhaft Mutterſtelle vertreten hatte, erbebte bei dem Gedanken, daß eine Unterthanin den altberühmten Thron der Waſa's theilen, und die Gattin ihres herrlichen Sohnes ſeyn ſolle. Ihr Stolz überwog ihre Mutterliebe; und ohne Rückſicht auf das Herzensglück ihres Sohnes ſann ſie Tag und Nacht darauf, wie ſie ſeinen Vorſatz vereiteln wolle.

Nur fernes Wetterleuchten durch die Stille benachrichtigte damals den argloſen jungen Helden von dem Sturme, welcher dem ganzen Glück ſeines Lebens drohte, und er wollte eben mit der Geliebten und ihrem Vater zu Rathe gehen,

wie es bald gänzlich ſicher zu ſtellen ſey; als ihn, mitten in der liebend traulichen Unterredung mit Ebba ein Bote vom Heer überraſchte, der ihn zu neuen Kämpfen forderte. Eilt, mein König! — rief ihm der abgeſandte Officier zu, — „die Dänen ſind gelandet! Die Danebrogsfahne weht ſchon in Schwediſcher Luft!“

Und ohne Wanken riß ſich der edle König aus den Armen der Liebe, und flog dahin, wohin die Pflicht ihn rief; und nicht einen Augenblick verlor er, den er zur Sicherung ſeines eignen Wohls dem allgemeinen Wohl entzogen hätte.

Und welcher Lohn ward ihm indeß bereitet für ſeine großmüthige Selbſtverläugnung. Die Königin benutzte eben dieſe Abweſenheit, um ihn durch unüberſteigliche Schranken von derjenigen zu trennen, von der keine Gewalt der Erde ſein ſtarkes, feſtes Herz würde haben losreißen können.

Der Graf de la Gardie kam um dieſe Zeit nach Schweden zurück, und ſeine äußere männliche Schönheit, ſo wie die Vorzüge ſeines Geiſtes und Herzens, ließen die Königin ſchnell einen tauglichen Gegenſtand für ihre Plane finden; ſie hoffte ſich zugleich durch ihn mit ihrem Herzen verſöhnen zu können, das Ebba immer geliebt hatte und ihr jedes Glück gern gegönnt haben würde, das einzige ausgenommen, das auf dem Thron von Schweden winkte. Als die Gattin eines ſo edeln und liebenswürdigen Mannes als La Gardie konnte ſie ihr theures Pflegkind nicht anders als glücklich denken, und glaubte ſich ſo mit dem Schatten ihrer Mutter abgefunden zu haben.

Sie wußte den Grafen auf eine Weiſe mit der reizenden Ebba bekannt zu machen, die in ihm eine lebhafte, doch

hoffnungslose Leidenschaft erregte; dann schlug die Königin ihm in einer vertrauten Audienz ganz unumwunden vor, sich um die Hand der schönen Ebba zu bewerben. Erschrocken versetzte der Graf, daß er es nie wagen werde, seine Gedanken zu der Auserwählten seines Herrn zu erheben. Allein darauf setzte ihm die Königin auf das Bündigste aus einander, wie sie als Mutter bestimmt wisse, daß die Neigung ihres Sohnes nur ein vorübergehender flüchtiger Rausch sey, wie oft bei jungen Herren seines Standes; und wie es selbst eine Wohlthat für die arme Ebba sey, wenn sie durch die Hand eines biedern Gatten vor später Reue geschützt würde.

So fand die Leidenschaft des Grafen selbst einen Vorwand in seiner Großmuth und Herzensgüte, und so berauscht von seinen Gefühlen, willigte er in Alles, was die Königin für gut hielt. Diese bewies ihm, wie nur die äußerste Schnelligkeit die vorgesetzte Verbindung sichern könne, denn so wie Gustav zurückkomme, werde er schon aus jugendlichem Herrschereigensinn Alles thun, sie zu vernichten. Der Graf, der den König kannte, sah dies ein; den letzten Einwand aber, den La Gardie's ankämpfendes Zartgefühl machte, daß er, so sehr er Ebba liebe, doch nimmer ungeliebt von ihr sich mit ihr verbinden könne, entkräftete die Königin durch die Versicherung, daß sie schon sichere Zeichen der Neigung für ihn bei ihrer Pflegetochter bemerkt habe, und daß die Schwärmerei von Treue gewiß bei der Behandlung eines so edeln Gemahls bald schwinden werde. — Und so wagte der Liebende zu hoffen, daß er durch sein schonend zartes Betragen auch ihre Liebe wohl gewinnen werde. Selbst Ebba's Vater hatte die Königin für sich zu stimmen gewußt, durch Vorstellung

der bürgerlichen Unruhen, die dieſer ungewöhnliche Schritt leicht nach ſich ziehen könne. Ihm ſelbſt ſchien es gerathener, ſein Kind dem Schutze eines ſo trefflichen Gatten zurücklaſſen zu können, als ſie vielleicht nach ſeinem Tode mancherlei Anfechtungen ausgeſetzt zu ſehen. Und ſo beſtürmt von allen Seiten mußte die arme Edda einem Bunde entgegen gehen, den man ihr als höchſte Tugend, ja ſelbſt als unerläßliche Pflicht darſtellte. Von ihrem Geliebten hatte ſie lange jeder Nachricht entbehrt, durch die Vorfälle des Kriegs abgeſchnitten; zu der Entſcheidung des Geliebten, ſonſt dem Orakel der Liebenden, konnte ſich alſo ihre beſtürmte Seele nicht flüchten.

Guſtav indeß kämpfte heldenmüthig in ſeinen Heeren gegen die mächtig vordringenden muthigen Feinde; als ihn ein treuer Freund aus Stockholm die Nachricht zuzubringen wußte, welcher entſetzliche Verluſt ihm unterdeß drohe.

Zum Tode verwundet durch dieſe Nachricht benutzte der verrathne Held einige Tage des Waffenſtillſtandes, und eilte Tag und Nacht der Hauptſtadt zu, um noch wo möglich dem fürchterlichen Schlage zuvorzukommen. Tauſend Qualen der Angſt, des Zweifels, ob es noch Zeit ſeyn werde, zerriſſen ſeine Seele. Er kömmt an, — und o! Wunder!! — in derſelben Stunde, wo das bräutliche Paar zum Altar geht. Bebend für Haſt ſtürzt er nach der Kirche. — Halt! ruft ſeine donnernde Heldenſtimme zwiſchen die verhaßte Feierlichkeit — doch weh! es iſt zu ſpät! nur einen Augenblick zuvor iſt das entſetzliche verhängnißvolle Ja von den Lippen der Neuvermählten geflohen, und die ſchöne bebende Braut wankt einer bleichen Lilie gleich zurück in die Arme ihrer Begleiterinnen.

Auch auf des Königs Antlitz malt ſich die Todtenbläſſe des Entſetzens, des namenloſen Schmerzes, um wenige Augenblicke zu ſpät gekommen zu ſeyn, der verzweiflungsvollen Wuth. Er will das Band wieder zerreißen, das man verrätheriſch in ſeiner Abweſenheit geknüpft hatte; allein die Reichsräthe ſtellen ihm vor, wie ein ſolches gewaltthätiges Ueberſchreiten der eingeführten Landesgeſetze, und um eignen Vortheils willen, eines Königs nicht würdig ſey, und welche unheilbringende Folgen dieſe Handlung für das Volk haben könne; — und — gewaltſam drängt der edle König den Schmerz des Menſchen in die blutende Bruſt zurück. — Sein hoher Geiſt überblickte ſchnell, daß nur Irrthum, nicht unedle Geſinnung den ſelbſt troſtloſen Grafen de la Gardie zu ſeinem Gegner gemacht hatte. Er ſelbſt ſuchte Ebba, die in Thränen zerfloß über ihr Schickſal, an der Seite eines biedern, ſie liebenden Gatten zu beruhigen. — Dann drückte er noch einen Kuß auf die Stirn der holden verlornen Geliebten und eilte in den ehrenvollen Kampf zurück.

VII.

Irrwege.

Pſychologiſche Gemälde

aus der weiblichen Welt.

In einem Kloſter am Fuße der Alpen, da, wo das reizende Italien mit dem erhabenen Schweizerlande grenzt, trafen zwei Frauen höheren Standes zuſammen, beide entſchloſſen, ihre einſamen Tage da zu verleben: Donna Fiora von Villa bella, welche die Jahre ihres Witwenſtandes hier am anſtändigſten hinzuträumen glaubte, und Gräfin Paola von Gherardeſcha, unvermählt, die einzige verwaiſte Erbin eines angeſehenen Grafenhauſes. — Beide ſchienen zwar noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht zu haben, allein die Spuren tiefen Grams zeichneten ſich auf beider Angeſichtern unverkennbar, ſo ſehr ſie beide auch von der Natur zu reichen Anſprüchen an das Leben berechtigt ſchienen; Donna Paola, von mehr einnehmenden und intereſſanten, als regelmäßig ſchönen Zügen, ward vorzüglich durch einen edlen Ausdruck hervorgehoben, welcher in ihren Mienen, in jeder ihrer Bewegungen lag; Donna Fiora war noch mit Reſten einer außerordentlichen Schönheit geſchmückt, die nicht durch die Zeit, ſondern durch einen verheerenden Gram verblichen ſchien; und wie ihr Name ſagt, ſo glich ſie einer ſchönen Blume, die aber früh der Sturm verwüſtet hat. — Fiora war aus der Schweiz, Paola aus den heißern Gegenden Italiens in das Kloſter gekommen; gleichwohl trug die Erſtere ganz das Feu-

er eines ſüdlichen Himmelsſtrichs in ihren funkelnden tiefſchwarzen Augen, in ihren reizend lebhaften Bewegungen, in jedem Zuge ihres guten, aber höchſt leidenſchaftlichen Gemüths. Paola ſchien dagegen alle die Sanftmuth, alle die idealiſche Reinheit in ſich zu vereinigen, welche man mehr den Frauen des Nordens zuſchreibt; das Räthſel dieſes geiſtigen Wunders ſchien ſich dadurch zu löſen, daß Fiora, obgleich in der Schweiz erzogen, doch Italienerin war; Paola dagegen, obwohl ihre Eltern in Italien heimiſch waren, von ſchweizeriſchen Vorfahren ſtammte. Ein Zuſammentreffen, welches die Freundſchaft zwiſchen beiden noch lebhafter, noch ſchwärmeriſcher machte. Fiora dachte, wenn ſie die urſprüngliche Helvetierin in ihre Arme ſchloß, ihrer friedlichverlebten Kindheit in den heiligen Schweizerthälern; Paola erinnerte ſich bei Fiorens Anblick wehmüthig ſüß ihrer vergangenen italiſchen Seligkeit. — —

Die Frau von Villa bella hatte ſchon ſeit einem Jahre den Schleier genommen, als Paola in dem Kloſter ankam, und ſie in der liebenswürdigen Trauigen eine intereſſante Leidensgefährtin fand, da die Einförmigkeit der übrigen Ordensſchweſtern bisher ihrem lebhaften Gemüth nur eine öde Leere gelaſſen hatte. In Paola's ſanfter, aber tieffühlender Seele, fand ſie ganz die lindernde Theilnahme, deren ihr Herz, in welchem der Sturm noch nicht beſchworen war, ſo ſehr bedurfte; und wieder Paola fand in Fiorens leidenſchaftlicher Zärtlichkeit Nahrung für eine ſchwermuthsvolle, umſonſt bekämpfte Sehnſucht nach einem einſt beſeſſenen, jetzt hoffnungslos verlornen Glück.

So entſtand ſchnell eine begeiſterte Freundſchaft zwiſchen

ihnen. Beide faßten jede Stunde, wo ſie allein zuſammen ſeyn konnten, verlangend auf. Oft, wenn die Schweſtern alle ſchon ſich längſt zur Ruhe begeben hatten, blickten die beiden noch in freundlichem Geſpräch aus dem kleinen Fenſter in der Zelle Fioras hinaus in die milde Nacht jener Gegenden, wo das Flüſtern der einſamen Pappeln, die ſich davor im Winde wiegten, und das gleichförmige Waſſergeräuſch der Ciſterne im benachbarten Kloſterhofe ihre Worte melancholiſch zu begleiten ſchien; oder ergötzten ſich an der reizenden Ausſicht aus Paola's heiteren Zimmern, die dieſe nur als Koſtgängerin bewohnte. Wenn dann die Landſchaft in weiſſem, zart duftigem Mondnebel lag, ſo pflegte Paola wohl ſchmerzlich zu ſagen: Ach, ſo unendlich dämmernd liegt auch das zauberiſche Land meiner Vergangenheit!

Aus Rückſicht gegen das Anſehen und das Vermögen der Gräfin, die man ebenfalls gern für das Kloſter gewonnen hätte, geſtattete man auch ihrer Freundin Fiora (die hier Schweſter Eliſabeth hieß) mehrere Freiheit; ſie durften oft auch in ſolchen Stunden in dem anmuthigen Kloſtergarten wandeln, in denen ſich die übrigen Schweſtern daraus zurückziehen mußten. Und in einer ſolchen ſtillen Stunde war es, wo einſt beide ihre Herzen in wechſelſeitiger Vertraulichkeit über die Schickſale ihres Lebens aufſchloſſen, da ſie vorher immer zu fürchten geſchienen hatten, die Schmerzensquellen zu eröffnen, die doch, nur mühſam verhalten, in ihren Buſen ruhten. Sie wandelten eines Abends zwiſchen würzig duftenden Nelkenbeeten des Gartens, die ſich in tiefer Farbengluth als lange Streifen den Garten hinabzogen; die Sonne war im Untergehen, und goß noch wallendrothe Schim-

mer über die Blumenflur, und hob vor allen die Gipfel der fernen Gebirge deutlicher hervor, die man über die Mauern des Gartens hinweg in weiter, duftiger Ferne ſteigen ſah. O, ſieh! ſagte die lebhafte Fiora, die ihrer aufwallenden Bewegung nicht länger mächtig war, indem ſie nach Norden zeigte, und Thränen heiß aus ihren Augen ſtürzten: Sieh, wie dort die ehrwürdigen Alpen der Schweiz zu mir herüberſehen! das heilige, mir ewig theure Land! — Gleichſam als ob ſie zu mir ſagen wollten: Warum, Unſelige! verbannteſt du dich ſelbſt aus unſerm Friedensſchooße? Aus dem für dich beſtimmten Paradieſe?

Ach Gott! ſeufzte die ſanfte Paola, und Zähren drangen auch in ihre ſeelenvollen Augen; und ſiehſt du dort, nach Süden hin, die herrliche Gebirgskette? Das ſind die Apenninen! Sie ziehen ſich bis an jenes Land, in dem mir einſt ſo himmelvolle Tage verfloſſen! — Erinnerung verlorner Seligkeit, warum verweilſt du doch ſo grauſam feſt bei denen, für die nur linderndes Vergeſſen heilſam wäre!

Und wollen wir denn nicht endlich, rief Fiora, die Erzählungen unſerer Schickſale gegen einander austauſchen?

O, längſt verlangte ich darnach! — erwiederte Paola innig. Ich wagte nur nicht, deinen Schmerz zu wecken; — — der nun — — ich fürchte, doch in aller ſeiner Heftigkeit erwacht iſt, — ſetzte ſie mit beſorgt theilnehmendem Blick hinzu. —

Fiora bog ſich auf ihre Schulter und weinte reichliche Thränen am Buſen der treuen Freundin. —

Sanft unterſtützte Paola die Erſchütterte; ſie zog ſie neben ſich auf einen Raſenſitz und bat ſie, jetzt ihren Ge-

fühlen Worte zu geben. Hier, sagte sie, zwischen den himmelanstrebenden Zeugen unserer Vergangenheit, die Alpen rechts, und links die Apenninen in nebeliger Ferne, hier laß uns die Erzählung unserer unglücklichen Schicksale austauschen!

Ach Gott! seufzte Fiora, unglücklich seyn, es fällt wohl immer hart; doch, wenn es uns der Himmel schickt, so ist noch Trost bei unsern Leiden. Nur da, wo wir es selbst verschuldeten, sey es auch nur durch Irrthum, ach da ist es so schwer, so unaussprechlich schwer zu tragen!

Unselig Loos der armen Menschheit! Düster
Liegt Nebel oft auf unsrer Zukunft Bahn,
Und reger Stimmen täuschendes Geflüster
Verlockt uns oft zu trügrisch irrem Wahn;

Und so wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und hellt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unser Wahn verlor.

Ach, grausam mahnend schmückt der helle Schimmer
Nun vor der hoffnungslosen Sehnsucht Blick
Mit Strahlen das verlorne Gut; und nimmer,
Ach, nimmer! dorthin führt ein Weg zurück!!

Ja, höre die Geschichte meines Lebens, theure Gefährtin! fuhr Schwester Elisabeth (Fiora) fort, sie wird dir die Wahrheit jener dichterischen Worte lebhaft vor Augen stellen.

In einem der friedlichen schönen Schweizerthäler wuchs meine ungetrübte Kindheit auf. Geboren bin ich auf toskanischem Gebiet, und aus einem alten Geschlechte dieses Landes; doch nach dem frühen Tode meiner Eltern, die mich oh-

ne Vermögen, als ein hülfloſes Kind zurückließen, nahm mich ein Jugendfreund meines Vaters, ein biederer Helvetier-Herman von Erlach, in ſein Haus.

Er lebte mit ſeiner frommen Hausfrau auf einem alten, ritterlichen Schloſſe, das ſich mit ſeinen ſtattlichen Thürmen am Abhang eines Berges erhob und ein freundlich grünendes Thal beherrſchte. Hier floſſen meine Kindheitstage hin, wie die Wellen des klaren Bachs, der ruhig in gemächlichen Ufern das Thal bewäſſerte.

Vom Kind zur Jungfrau aufgewachſen, ging noch die einfache Eintheilung meiner Stunden fort. Wir gaben und empfingen nur ſelten Beſuche aus der Nachbarſchaft. Ein Nonnenkloſter, in der Entfernung einer halben Stunde von unſerm Schloſſe war das gewöhnliche Ziel meines Ausgehens. Meine Pflegeeltern hatten mich von den dortigen Nonnen in manchen kunſtreichen, weiblichen Arbeiten unterrichten laſſen, und noch immer ſahen ſie es gern, wenn ich meine Freundinnen, deren ich dort mehrere unter den Kloſterjungfrauen hatte, zuweilen heimſuchte, und den jugendlichen Drang nach Mittheilung und Geſelligkeit in ſo guter Geſellſchaft zu befriedigen ſuchte. Einigemal in jeder Woche wallfahrtete ich dahin: die beinah patriarchaliſche Sitteneinfalt, welche in unſerer Gegend herrſchte, und worin die Bewohner der Ritterburg, mit denen der ländlichen Hütten, vollkommen übereinſtimmten, machte mir jede ſchützende Begleitung überflüſſig; und mir war es willkommen, allein und ungebunden die reizende Landſchaft zu durchwandeln, und mich ungeſtört meinen kindlichen, von einer roſigen Zukunft träumenden Phantaſieen überlaſſen zu können. Nur Hirten, die ihre Heerden

heimwärts trieben, oder bekannte Landleute mit ihrem Ackergeräth hatten grüßend der harmlos Wandelnden begegnet, als eines Tages doch eine ungewöhnliche Erſcheinung meine einförmige Sicherheit unterbrach.

Ich hatte mich einſt früher, wie gewöhnlich, von meinen Freundinnen im Kloſter getrennt, da ich bei den kürzer werdenden herbſtlichen Tagen fürchtete, vielleicht vom Abenddunkel überraſcht zu werden, und meinen guten Pflegeeltern um keinen Preis hätte Unruhe verurſachen mögen.

Die weißen Nebel ſtiegen aus den Wieſen auf, und die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergange, als mir das heimathliche Schloß am andern Ende des Thales winkte; da ſah ich vom Bach herauf zwiſchen den umſchattenden Bäumen, die ſchon der Herbſt anfing allmählig braun zu färben, einen Mann von intereſſantem Anſehen, mir entgegen wandeln. Er grüßte mich ehrerbietig und ſchlug dann einen Weg ein, welcher, den meinigen durchkreuzend, in ein anderes Thal führte.

Ich durchwandelte das unſere; bei guter Zeit kam ich im Schloſſe an, und, offen, wie ich immer war, erzählte ich meinen Eltern, daß mir ein Fremder heut begegnet ſey; doch ohne daß es bei ihnen oder auch bei mir beſonderen Antheil erregte. Die Mutter meinte, daß er wahrſcheinlich ein Ausländer geweſen ſey, deren mehrere die Schweiz durchreiſen, und der ſich vielleicht, wider Gewohnheit, in unſer abgelegenes Thal verirrt habe; und es geſchah des Vorfalls weiter keine Erwähnung.

Mehrere Tage waren hingegangen, wo ich mein Wallfahrten nicht hatte unternehmen können, theils durch üble

Witterung, theils durch häusliche Geſchäfte verhindert. Jetzt endlich, an einem ſchönen Octobermorgen, zog mich die Sehnſucht nach meinen Freundinnen in aller Frühe hinaus. Der Himmel lachte blau und heiter, und das Grün der Bäume und der Sträuche war unterdeß in mannigfache bunte Farbenmiſchung übergegangen. Gleich Blumengewinden hingen die gelb, roth und braunen Büſche um die felſigen Berge; und die Natur glich einer Liebenden, die ſich zum Abſchied noch recht lieblich ſchmückt, um ihr Bild noch holder und ſehnſuchtregender in dem Herzen des Scheidenden zurückzulaſſen.

Fröhlich eilte ich meinem Ziele zu; allein der bisherige Regen hatte die Pfade ſchlüpfrig gemacht; und als ich in der Mitte des Wegs einen Bergabhang hinunter zu gehen hatte, bereuete ich faſt, nicht jemand zur Begleitung mit mir genommen zu haben: — als ich, indem ich aufblickte — wie durch Zauber herbeigerufen, den Unbekannten an meiner Seite ſah, der beſorgt meine unſichern Tritte zu beobachten ſchien, und mir mit ſchonender Ehrerbietung die Hand bot, um mich den unwegſamen Hang hinab zu leiten, was ich mit der kunſtloſen Einfalt eines Landmädchens, dankbar annahm. — Und ſo allein, mein Fräulein, ſagte er, als er nach überſtandener Schwierigkeit noch auf demſelben Wege neben mir hinwandelte, ſo einſam legen Sie ihren Weg zurück?

Heut hätt' ich freilich jemand mit mir nehmen ſollen, verſetzte ich, da der Weg ſo ſchlecht iſt. —

Und wenn auch dies nicht wäre, fuhr er fort, — fürchten Sie ſich denn gar nicht?

O nein! verſetzte ich mit aller meiner natürlichen Unbefangenheit. — Ich würde für Räuber eine ſchlechte Beute

ſeyn, denn ich nehme weder Geld noch Schmuck mit mir. Selbſt meine gewöhnliche goldne Kette hat meine Mutter aufgehoben.

Er lächelte, und, wie es mir ſchien, wohlgefällig über meine unſchuldigen Anſichten.

Und überdem, — fuhr ich zu ſprechen fort, wie ein zutrauliches Kind, überdem ſind Räuber in unſerm biedern Schweizerlande etwas ſo Seltenes, als Schnee in Afrika!

Wirklich? — ſagte er, wie zweifelnd. —

Gewiß und wahrhaftig! rief ich mit Feuer; — Sie ſind wahrſcheinlich fremd in dieſem Lande? ſonſt kennten Sie dies herrliche Volk ſo gut, als ich, das Biederſinn, Treue und Tapferkeit, mit einem Worte, alle Tugenden in ſich vereint. — Auch ich bin eine Fremde, die hier nur Gaſtfreundſchaft und Schutz gefunden hat; allein ich liebe dies mein neues Vaterland, wie man nur eine theure Heimath lieben kann!

Ein ſonderbares Feuer glänzte in ſeinen Augen, während ich auf dieſe Weiſe redete. Er wollte ſprechen; allein wir wurden gewahr, daß wir, im Eifer des Geſprächs, eben das Kloſter erreicht hatten; ich trennte mich von ihm mit einer leichten, freundlichen Verneigung und eilte, meine lang nicht geſehenen Freundinnen zu begrüßen.

Im Laufe unſrer Unterhaltung erzählte ich ihnen auch von meinem Zuſammentreffen mit dem Fremden; auch ſie wußten ſich nicht zu erklären, wer er ſeyn müſſe? und unſere Geſpräche wechſelten zu lebhaft, als daß ſich meine Gedanken lange bei ihm hätten verweilen ſollen.

Allein, als ich des Nachmittags, auf die gewohnte Weiſe, meinen Heimweg antrat, — wen ſah ich, als ich mich nur

wenige Schritte vom Kloſter entfernt hatte? — wieder den Unbekannten! — Er ſchien mich erwartet zu haben, und bat mich um die Erlaubniß, mich nach meiner Wohnung begleiten zu dürfen, die ich ihm auch nicht zu verweigern wußte. Zu ſehr, ſagte er, hat mich unſer voriges Geſpräch entzückt, als daß ich nicht ſeine Fortſetzung wünſchen ſollte.

Und ich glaubte beinah, verſetzte ich, Sie, als einen Fremden, beleidigt zu haben, indem ich die Schweizer allzueiftig über andere Völker erhob.

Beleidigt, Fräulein? rief er. Im Gegentheil muß ich geſtehen, daß der Antheil, den ich, vom erſten Augenblick, an Ihnen nahm, noch tauſendmal erhöht worden iſt durch die ſchöne Wärme, womit Sie meiner geliebten Heimath gedachten.

Sie ſind ein Schweizer? rief ich freudig.

Ich bin es. Ja, mein Fräulein, ich habe das Glück, dieſem edlen Volke anzugehören, das auch in fernen Ländern ſich die Achtung der Beſſeren zu erhalten gewußt hat.

Er erzählte mir darauf, wie er frühzeitig alle ſeine Verwandten verloren habe, dann, nach der Sitte ſeines Volks, in fremde Kriegsdienſte gegangen ſey, und jetzt zurückkehre, um, nach dem Tode des bisherigen Beſitzers, ſeine angeſtammten Güter in dieſen Gegenden in Beſitz zu nehmen. — In jenem Thale, wohin ich ihn hatte gehen ſehen, liege ſein Wohnſitz. —

Ich erzählte ihm dagegen meine ganzen Verhältniſſe, nannte ihm den Namen meiner lieben Pflegeeltern, und zeigte ihm ihr Schloß, das eben vor uns lag. —

Ich hätte gewünſcht, daß er mit mir zu meinen Eltern hineingekommen wäre; allein er entſchuldigte ſich damit, daß

es heut zu spät sey, und versicherte, daß er nächstens dem edeln Herrn von Erlach seinen Besuch machen werde. —

Beim Abschied hielt ich es doch für gut, ihn auch nach *seinem* Namen zu fragen. — Mein Name — erwiederte er, — ist: Walter von Müllinen. — Er grüßte mich noch einmal und entfernte sich. —

Als ich in das Schloß kam, war mein Pflegevater noch nicht von der Jagd zurück, die Mutter, wegen einer landwirthschaftlichen Anordnung, entfernt; so ging ich, sie zu erwarten, in den Saal, wo wir gewöhnlich zusammen zu kommen pflegten, und wo, die herbstliche Abendkühle zu erwärmen, ein freundliches Kaminfeuer angezündet war. Die Dämmerung war schon eingebrochen, allein der Schein des Feuers zerstreute sie wohlthuend und hob die Ahnenbilder hell hervor, die rings die Wände des Saals verzierten. Mir kam es vor, als blickten die ehrwürdigen Schweizerhelden bedeutsam, ja, fast wehmüthig auf mich nieder. — Ich setzte mich vor den Kamin; und wie ich in die spielenden Flammen blickte, regten sich mancherlei Gedanken und Phantasieen in meinem Innern; die Ahnung eines Glücks, das noch den Umgang mit meinen Freundinnen, das fromme, kindliche Verhältniß mit meinen Wohlthätern übertrafe, hatte mir schon seit einiger Zeit vorgeschwebt; jetzt trat sie mit dem Bilde meines freundlichen Begleiters zusammen; ich konnte mir nicht verhehlen, daß er eine Art der Theilnahme für mich gezeigt hatte, wie niemand noch vorher; es that mir wohl, und ich fühlte vielleicht zum erstenmal meine jugendliche Eitelkeit erweckt und geschmeichelt.

Die Eltern kamen zurück, und ich erzählte ihnen treulich

den ganzen Hergang meiner heutigen Begebenheit. Die beiden einfachen Alten kamen jetzt wohl darauf, daß ſich die einſamen Wallfahrten des halbkindlichen Mädchens nicht mehr ganz für die herangewachſene Jungfrau ziemen möchten. — Als ich indeß in pünktlicher Folge meiner Erzählung am Ende den Namen des Fremden nannte, da heiterte ſich plötzlich das etwas verdüſterte Antlitz des biedern Erlach auf, und er ſagte: Wenn er das iſt, ſo gehört er zu einem der edelſten Rittergeſchlechter unſerer Vorfahren; kein edleres giebt es in der Schweiz! — Ich weiß, daß ſeit einigen Wochen ein Herr von Müllinen in unſre Gegend gekommen iſt, um ſeine erblichen Beſitzungen zu übernehmen, welche nicht unbedeutend ſind.

Höchſt angenehm klang mir dieſe Anerkennung meines neuen Bekannten; und ich wünſchte nur, daß er ſie auch bald durch ſeinen Beſuch rechtfertigen möchte. Wie freute ich mich, als nun wenige Tage nachher ein Diener den Herrn von Müllinen bei meinen Wohlthätern anmeldete.

Er ward freundlich empfangen, und es erwies ſich, daß er derſelbe war, von welchem mein Vater geſprochen hatte. Man freute ſich gegenſeitig der künftigen nahen Nachbarſchaft, und Walter ward eingeladen, recht oft unſer Haus zu beſuchen. Er erzählte meinen Eltern, wie er mir begegnet ſey, und wir konnten unbefangen unſere Bekanntſchaft erneuern.

Walter benutzte die gegebene Erlaubniß; er kam oft, und ward den folgenden Winter über ein beinah unentbehrlicher Geſellſchafter für die einſamen Stunden. Die Männer gefielen ſich immer beſſer zuſammen; denn, obwohl Erlach nah am Greiſenalter, Müllinen noch auf der Grenze

zwiſchen den Jünglingsjahren und dem reiferen Mannesalter ſtand, ſo ſchienen ihm doch manche härtere Erfahrungen, ſelbſt Leiden, einen Ausdruck von Ernſt gegeben zu haben, der über ſeine Jahre, und mit einem höchſt anziehenden Zuge von Schwermuth gemiſcht war. Der Ausdruck unendlicher Güte war übrigens der herrſchende in ſeinen Zügen, die, ſo wie ſeine Geſtalt, edel und männlich waren, ohne auffallend zu ſeyn. Auch meine Mutter ſah ihn gern; ſein einfaches Betragen hatte zugleich etwas ſehr Sanftes, welches den Frauen gefällt, und was auch die bejahrte, würdige Hausfrau für ihn einnahm; ſie hörte ihn gern von manchen ſeiner Erfahrungen in der Fremde erzählen. Mit Erlach ging er zuweilen auf die Jagd, doch ſelten, da beide dieſe Beluſtigung nicht vorzüglich zu lieben ſchienen; deſto öfter ſaßen ſie bei dem ſinnigen Schachſpiel, das Walter leidenſchaftlich liebte. Gegen mich ſchien ſeine Neigung mit jedem Tage zu wachſen. Er gab mir tauſend zarte Beweiſe einer innigen, reinen Zärtlichkeit; und meine Wohlthäter faßten die froheſten Hoffnungen für mich, die mir nicht ganz entgehen konnten. Mit Wohlgefallen ſprach oft mein guter Vater von dem ſchönen Schloß im benachbarten Thale und andern vorzüglichen Beſitzungen ſeines Freundes Müllinen. — Allein es war, als ob ſich Walter nur mit zarter Scheu der heiligen Flamme nahe, als ob er fürchte, das Geſtändniß auszuſprechen, an welches ein ſo tiefes Gemüth, als das ſeinige, das ganze Glück des Lebens bindet. — Auch ich empfand herzliche Neigung für ihn: doch blieb ſie ruhig, und ich konnte ihn eben ſo unbefangen gehen, als erſcheinen ſehen.

Jetzt kam der Frühling, und mit ſeinem erwachenden

Leben rings um mich her fühlte ich auch mein Inneres von einer wunderbaren, unruhigen Sehnſucht bewegt, welche durch nichts, was mich umgab, Befriedigung fand. Ach! es war, als ob Walters Ernſt, ſeine zarte Zurückgezogenheit meinem lebhaften Streben nicht genüge. Wenn er tiefſinnig mit dem Vater am Schachbret ſaß, oder die Landcharte aufgeſchlagen, die beiden ehrwürdigen Alten, ſanft hingebend, durch ſeine Erfahrungen zu unterhalten ſuchte, hätte ich lieber geſehen, daß er mit mir durch Garten und Wieſe geſchwärmt wäre. Und ſo ging ich eines Tages allein hinaus in die liebliche, von einem zartgrünen, duftigen Schleier überzogene Landſchaft. Ich ging nach dem Bache hinab, um nach den Geweben ſelbſtgeſponnener Leinwand zu ſehen, die dort auf der Bleiche lagen. Alles lag in fröhlicher Feier; die Blüten brachen auf und ſchienen, gleich blendendem Schnee, an die Hänge der Berge geweht, und die goldenen Sonnenſtrahlen ſpielten um die grüne und weiße Flur. Unwillkürlich wiederholte ich mir im Gehen leiſe die Worte eines Liedes, deſſen Stimmung der meinen angemeſſen war: —

Von neuem Leben ſchwellen
Die Pulſe der Natur!
Es flüſtern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Und Nachtigallen ſchlagen
Im zartbegrünten Hain
Und hauchen ſüße Klagen
Im holden Dämmerſchein.

Du fühlſt dich leiſ' ermatten
Von unbekanntem Weh,

Und fliehſt zum Roſenſchatten
Zum duft'gen Blütenſchnee.

O, fühlſt du nicht das Wehen
Der unbekannten Macht,
Die ſtill und ungeſehen
In allen Zweigen wacht? —

Wie der vom Eis entfeſſelte Bach jetzt wieder freudig durch das Thal irrte und im Schimmer der warmen Mittagsſonne blitzte! wie die Aue, gleich grünem weichem Sammt, ſich vor mir ausbreitete! Ich war ziemlich weit ab vom Schloßbach hinunter gegangen, bis auf eine ſehr anmuthige Raſenſtelle, die wilde Roſenhecken rings umzogen, indeſſen auf der andern Seite der ſilberhelle Bach vertraulich plätſcherte; die Roſen waren noch nicht aufgeblüht, allein ihre Blätter bildeten ein dichtes Gehege. Mir war es wohl in dieſem kleinen, verſchwiegnen Heiligthum, und ich ließ mich auf den ſchwellenden Raſen nieder.

Da ward ich auf einmal in meinen unbeſtimmten Träumen durch ein Geräuſch erweckt, das ſich zu nähern ſchien; ich hörte Roſſeshufſchlag; der Weg führte ganz dicht an meiner Hecke vorüber; ich bog die Zweige aus einander und ſah eine Erſcheinung, die etwas Blendendes hatte, und die bei meiner augenblicklichen Stimmung mir beinah zauberartig vorkam. Auf hohem, ſtattlich ſchönem Roß erblickte ich einen Jüngling, der ganz das Idealiſche hatte, das meinen unruhigen Träumen vorſchwebte. Mit allen Reizen jugendlicher Schönheit geſchmückt, ſtralte er in meine geblendeten Augen.

Er war in kriegeriſcher Kleidung, von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. —

Wie ward mir aber, als er im langſamen Vorüberreiten, mit einer Stimme, ach ſo zauberiſch und ſüß! wie ich noch nie gehört hatte, ein Lied anſtimmte, deſſen Worte ich damals nicht gänzlich verſtand, die aber doch, mit ihrer herzberauſchenden Weiſe, hinlänglich waren, mir eine reizende Bedeutung zu enthüllen. Er ſang:

Gemſen fliehn in dieſem Lande,
Windgeflügelt, gleich dem Aar;
Flieht man auch der Liebe Bande
Hier ſo ſcheu und wunderbar?

Aber ſchöner blüht die Roſe
An der ſchroffen Alpenwand;
Sittſam eingehüllt im Mooſe;
Doch dem Blick nicht abgewandt.

Wer aus Südens Blumengründen
Sich zum Land der Gletſcher kehrt,
Eine Roſe hier zu finden,
Wär' ja wohl der Kühne werth!

Auch in wilder Felſen Schooße
Fänd' er dann ſein holdes Glück; —
Eilig dann, geliebte Roſe,
Zeig', o zeige dich dem Blick!

Die Roſen waren noch nicht aufgeblüht an meiner Hekke; allein meine Wangen mochten wohl noch höher glühen, als die Roſen, wie ich ſo durch die grünen Blätter lauſchte, ganz verloren in die reizenden Töne. Ein Glück, daß der

Sänger keinen Blick auf die Hecke warf, sondern ahnungslos seinen Weg verfolgte.

Ich sah ihn, der Heerstraße folgend, um die Ecke des Berges lenken, auf welchem unser Schloß lag. Halb träumend blickt' ich ihm nach; ich sah die hellen Farben verschwinden, hörte die reizenden Klänge verschweben; — mir war es, als ob sie mich zu einem unbekannten Paradiese lockten, und mir dahin voranschwebten. —

Ich ging dann langsam auf das Schloß zurück. Beim Eintritt bemerkte ich sogleich eine ungewohnte Bewegung unter den Dienstleuten, und die Dienerinnen kamen mir mit der Nachricht entgegen, daß unterdeß ein wunderschöner, vornehmer Fremder angekommen sey, zu dessen freundlichster Bewirthung die Hausfrau alle Anstalten getroffen hatte.

Ein süßer, ahnender Schrecken durchbebte mich bei dieser Nachricht, und meine erste Bewegung war, mich zu verbergen; allein meine Pflegmutter, die herzu kam, führte mich sogleich in den Saal und stellte mich mit einem mütterlichen Wohlgefallen dem Fremden vor, den ich hier im Gespräch mit dem Herrn des Hauses und Walter von Müllinen sah.

Wohl erkannte ich ersten Blickes in ihm jene bezaubernde Gestalt, die ich im Thale schon erblickt hatte. Hinter der Ecke des Berges, um welche sich die Heerstraße bog, schlängelte sich auch der Burgweg hinauf, den er, wider mein Erwarten, eingeschlagen war. Die Mutter sagte mir, daß es ein Ritter aus Italien sey, welcher an ihren Gemahl Empfehlungen habe, und nannte ihn Rosario von Villa bella. Ach, Zauber tönte schon für mich aus seinem Namen!

Mit hochklopfendem Herzen, mit hochglühenden Wan-

gen trat ich in den Saal; er verbeugte ſich nur leicht gegen mich, ſagte mir einige verbindliche Worte, und wandte ſich wieder zu dem Geſpräch der Männer; aber einige ſeiner Blicke waren ſchon zu mir herüber geflogen, die ſiegend ſein Reich in meinem Herzen gründeten. Zum erſtenmal in meinem Leben kam mir mein ländlicher Anzug zu gering vor, ſo reinlich, ja ſelbſt zierlich er auch war, und ich benutzte den erſten freien Augenblick, um mich in mein Gemach zu ſtehlen, das Möglichſte von meinem kleinen, kunſtloſen Putz zuſammen zu ſuchen. Ich nahm mit Eifer den Spiegel zu Hülfe, ich rollte die natürlichen Ringel meiner Locken noch ſorgſamer, und als ich nun an der Abendtafel dem ſchönen Fremdling gegenüber zu ſitzen kam, ſo hätt' ich gleichwohl einen Schleier über mich werfen mögen. —

Ich war in meinem ganzen Weſen zu kunſtlos, zu fremd jeder Verſtellung, als daß dieß kinderhafte Beſtreben, mich zu verſchönern, hätte unbemerkt bleiben ſollen; es entging weder dem ſieggeübten Roſario, noch dem beſcheidenen, tieffühlenden Walter.

Mir ſelbſt unbewußt, wuchs mit jedem Tage, an welchem der Fremde ſeinen Aufenthalt bei uns verlängerte, der Eindruck, welchen er auf mich gemacht hatte. Einen Hauptvorzug vor dem edlen Müllinen gab ihm in meinen Augen ſeine reizende Gabe der Tonkunſt; eine Eigenſchaft, die ich immer an jenem vermißt hatte. Statt daß der ernſte Walter oft Stundenlang mit meinem Pflegevater bei dem tiefſinnigen Schachſpiel ſaß und den biedern Alten dadurch zu ergötzen ſuchte, bezauberte Roſario durch ſeine Klänge das ganze Haus.

Es war, als ob ein neuer italiſcher Frühling in unſer ſtilles Schweizerthal gezogen ſey.

Roſario verſäumte nicht, den Vortheil geltend zu machen, den er über mich gewonnen hatte; auch er ſchien von flammender Leidenſchaft für mich ergriffen; ich ſchildere nicht alle die ſchnellen, berauſchenden Uebergänge, durch die ſich unſer Gefühl gegenſeitig erklärte, und bald zur vollkommenſten Uebereinſtimmung kam.

Dem Auge der wahren, treuen Liebe, dem Auge Walters, konnte dies Alles nicht entgehen. Mit tiefem Schmerz hatte er es bemerkt; aber als auch meine treuherzigen Pflegeltern davon unterrichtet wurden, als ſie mir Vorwürfe machten, daß ich ein ſchon erprobtes, werthvolles Gut ſo leicht einem neuen, blendenden Schimmer aufopfere, da war er es, der mit großmüthiger Selbſtverläugnung die Vertheidigung meiner neuen Liebe übernahm, und dem ungeduldig dringenden Roſario die Einwilligung meiner Eltern erleichterte.

O Gott! konnte dies hochherzige Betragen nicht einen Stral in mein verblendetes Herz werfen? Ach, vergeſſen war das gute Land, das ich vor Kurzem noch in ſchwärmeriſcher Dankbarkeit ſo hoch erhoben hatte, aufgeopfert ſein edler Sohn! — —

So willſt du uns denn verlaſſen? ſagte meine Pflegmutter unter hervordringenden Zähren. — Ach, Fiora! gebe nur Gott, daß die Flamme kein Irrlicht ſey, der du den milden, treuen Stern aufopferſt, der dein Leben erleuchtet haben würde. — —

Aber Roſario drang mit ſeiner unwiderſtehlichen Lebhaftigkeit auf ſchnelle Vollziehung unſeres Bundes, um mich

sogleich als seine Gattin mit nach Italien führen zu können; — wir wurden vermählt — und reisten des nächsten Morgens nach der Heimath meines Gemahls.

Ich hatte nun das Ziel meiner Wünsche erreicht. Doch wie so anders erscheint uns oft ein unerreichtes, durch Schwierigkeiten von uns getrenntes Gut, als wenn wir es erstrebt, und in der Nähe mit unbestochnem Blick betrachten! Als unser glänzender Reisewagen durch die bekannten Gegenden leichteilend hinflog, als ich nun den geliebten, ersehnten Mann an meiner Seite sah, mit aller seiner Anmuth, mit seinem ganzen, verführerischen Reiz, warum schlug dennoch mein Herz so beklemmt? nicht blos der Abschied von meinen ehrwürdigen Wohlthätern lastete darauf; auch eine düstere Ahnung schien mir zu sagen, als ich von diesen guten, schützenden Bergen, diesen freundlichen Thälern, der Wiege meiner Kindheit, schied, daß ich zugleich von Glück und Ruh auf immer scheide.

O, wie so wenig doch an körperlicher Gegenwart gelegen ist! wie man sich oft nah, und doch, dem Herzen nach, so weit entfernt ist, und wieder oft, durch weiteste Fernen, Gedanken der verwandten Seelen schnell, wie der Lichtstrahl, zu einander eilen und sich vereinigen! Rosario war an meiner Seite; allein nur zu bald wurden mir Spuren eines Charakters sichtbar, welcher vorher, im blendenden Glanze der Liebe, mir entgangen war. Nur zu bald ward ich gewahr, daß der innere Gehalt seines Wesens der schimmernden Außenseite nicht gleich kam, daß weder seltene Ausbildung des Geistes, noch Reichthum der Gefühle mich beglücken werde, und daß dagegen das Bewußtseyn seiner

Schönheit und aller ſeiner äußern Vorzüge ihm einen Grad von Selbſtſucht gegeben hatte, deren oft harte Aeußerungen mir um ſo empfindlicher ſeyn mußten, da ich bisher nur an Beweiſe der uneigennützigſten Zärtlichkeit von dem Manne gewöhnt war, den ich dem glänzenden Roſario aufgeopfert hatte.

Ich übergehe alle die Vorfälle, die ein lebendiges Licht über ſeine Gemüthsart werfen konnten: denn Schonung verdient auch der tadelnswertheſte Mann, mit dem wir einmal Liebe theilten; erwähnen mußt' ich ihrer nur in ſofern, als ſie die Grundfarben zu der Geſchichte meines Unglücks geben. —

Indeſſen, ich hatte einmal gewählt; und Weisheit hätte mir gerathen, nun durch Geduld und Sanftmuth die Härte meines Schickſals zu entwaffnen. Allein mein lebhaft-leidenſchaftliches Gemüth hatte die Schwierigkeiten des Lebens nie gekannt; gleich wie ein junges, des Zügels nie gewohntes Roß, das bisher nur auf Blumenwieſen ſpielte, jetzt an einen jähen, mit Felſenzacken ihm entgegenſtarrenden Abhang kommt, unaufgehalten ſeinen Weg verfolgen will, und — — ſich zerſchmetternd in die Tiefe ſtürzt!

Ich verbarg ihm nicht, wie ſchmerzlich mir meine Entdeckungen waren; ſelbſt Reue über meine Wahl blickte vielleicht nicht undeutlich hervor; unweiſe ſtets in ſolchem Falle, da ſie den Verlornen nicht wiederbringt und den Gewählten nur erbittern muß!

Wir kamen in Turin, der Vaterſtadt meines Geliebten an; und hier erfuhr ich, daß er auch über den Zuſtand ſeiner äußern Vermögensumſtände mich völlig getäuſcht, daß er

das an ſich mäßige Erbe ſeiner Väter durch ſein früheres zerſtreutes Leben zerrüttet hatte und jetzt beinah zur Dürftigkeit herabgebracht war.

Doch dieß war Nahrung für meine zum Romantiſchen geneigte Phantaſie; ich triumphirte in den Aufopferungen, die ich der Liebe bringen konnte; und die blinde Leidenſchaft, womit ich den reichherzigen Walter ſo rückſichtslos dem blendenden Roſario geopfert hatte, erſchien mir jetzt zum Theil geadelt, da ich ihm auch die reichen Burgen Müllinens opfern konnte.

Mein energiſches Gefühl fand jetzt einen Gegenſtand; ich malte mir die Scenen aus, wie Roſario meine Entſagungen erkennen, wie uns ein ſtillhäusliches Idyllenleben beglücken werde! — Ach, ich hatte nur das flatterhafte Herz meines Erwählten nicht mit in Erwägung gezogen!

Wir waren nicht lange in Turin angekommen, als eine neue Operntänzerin die ganze Aufmerkſamkeit meines Gemahls erregte. Ich hatte anfangs keine Vorſtellung davon, wie ein Mann, der vor wenig Monden noch aus Leidenſchaft für mich zu ſterben geſchworen hatte, ſo ſchnell zu einer Anderen übergehen könne, denn *mir* waren die Huldigungen Anderer nur darum ſüß, weil ich ſie *ihm*, dem einzigen Ideale meiner Zärtlichkeit, aufopfern konnte. — Doch nur zu bald erfuhr ich mit Gewißheit, daß er alle Abende, wo er ſich frühzeitig von mir entfernte, mit jener Unwürdigen zubringe.

Schrecken, Entrüſtung und glühende Eiferſucht erwachten bei dieſer Nachricht in meinem Herzen; war er mir ehmals ſchön und liebenswerth erſchienen, ſo erſchien er mir es jetzt doppelt, da ich ihm einer Andern überlaſſen ſollte. —

O, hätte ich nur damals den rechten Weg erwählt, es wäre mir vielleicht gelungen, ihn durch Sanftmuth, durch heldenmüthige Selbstüberwindung zu mir zurückzubringen! hätte ich, meinen Schmerz bekämpfend, die Liebenswürdigkeiten hervorzurufen gesucht, die ihn an mich gefesselt hatten, und wäre gleichsam mit jener in die Schranken getreten! Das einzige Mittel, das einem Weibe in meiner Lage übrig bleibt. — —

Doch mein leidenschaftliches Gemüth ließ mich das Entgegengesetzte wählen. Ich hatte mich selbst von der Wahrheit jenes Verdachtes überzeugt, hatte mich herabgelassen, in Mantel und Schleier gehüllt, ihm selbst durch das nebelige Mondgedämmer eines kalten, regnerichen Winterabends, bis an jenes Haus zu folgen. Wüthende Qualen der Eifersucht rissen mich fort. — Ich hatte Gewißheit, und in dem verzweifelnden Schmerz darüber, mischte sich noch heimliche Unzufriedenheit mit mir selbst, und — statt den Kampf der Liebenswürdigkeit um Geliebtes zu beginnen — that ich den letzten Schritt, es gänzlich zu verlieren.

Nach einer fürchterlichen, durchwachten und durchweinten Nacht, bleich, mit zerstörten Haaren, trat ich in das Zimmer, wo ich mit meinem Gatten zu frühstücken pflegte. Er war bestürzt; ich brach aufs neue in heftige Thränen aus, in welche sich die heftigsten und unvorsichtigsten Vorwürfe mischten; ich sagte ihm nicht nur, wie ich seine ganze strafbare Verirrung wisse, sondern auch, wie er mir selbst Geringschätzung errege, da er mich einer Unwürdigen, einer Verachtungswerthen, aufopfern könne.

Abwechselnd erröthend und erbleichend stand er vor mir.

— O Gott, ich hatte ihn beſchämt! und einen Mann beſchämen — hütet Euch, Frauen, die Ihr liebt, es je zu thun!

Auch ſein Stolz erwachte, er antwortete mit Bitterkeit, Worte begegneten Worten, die nur zu oft, gleich tödtenden Pfeilen, treffen! Das Band unſerer Liebe war auf immer zerriſſen. — —

In wenig Tagen hatte er mit jener Tänzerin die Stadt verlaſſen. — Ich blieb zurück, fremd — ohne Freunde — ohne Mittel, mein glückloſes Leben zu friſten! Ich nahm das Wenige, was mir blieb, zuſammen, und mein Entſchluß war ſchnell gefaßt, in das gute Land zurückzukehren, das ich mit ſo ſchwerem Herzen verlaſſen hatte.

Es war beinah dieſelbe Jahreszeit wieder, als ich einſt, gegen Abend, das ſtille Schweizerthal, die Heimath meiner Kinderjahre, erreichte. Die Sonne war geſunken, und warf nur noch einige röthliche Streiflichter über das lange Thal. Alles lag ſchweigend in der milden, ſanften Abenddämmerung; zur Seite aber glänzte mir das bekannte liebe Schloß von ſeinem Bergabhang das Thal herüber, und erhob ſeine Zinnen und Thürme in alterthümlicher, ritterlicher Pracht. —

Ich mußte weinen bei dem Anblick all der theuern Gegenſtände. — Da ſah ich — als ich unverwandten Blicks dem Schloſſe nahte, — o, mein Gott im Himmel! da ſah ich Trauerflöre von den Zinnen wehen! — Von Angſt beflügelt, naht' ich dem Thor, — es that ſich auf, ein Leichenzug ſchwebte daraus hervor, — und von der Kirche her begann der feierliche Klageruf der Glocken. —

Ich wußte ſchon, daß in unſerer Gegend das Wehen

des Trauerflors von dem Thurme den Tod des Beſitzers bedeutet; ich erfuhr es auch aus dem Munde des jammernden Gefolges, daß der wohlthätigſte der Menſchen, daß mein zweiter Vater zur Gruft getragen ward. — Seine fromme Gemahlin war ihm ſchon ſeit einigen Monden vorangegangen. —

So kamen denn die Thränen meiner Liebe und meiner Reue zu ſpät! — Wie vieles hatte ſich in der Zeit eines Jahres verändert! Auch der edle Walter von Müllinen, an deſſen Großmuth ich ohnehin mich nimmer würde haben wenden wollen, — war fern von ſeinem Vaterlande. Er hatte nicht lange nach meiner Abreiſe fremde Kriegsdienſte genommen, — und — nur die Kunde ſeines Todes war in ſein Land zurückgekommen. —

So war auch dieſes gute, ſchöne Herz dahin, das einſt für mich geſchlagen hatte! Was blieb mir nun noch übrig in der weiten, freundloſen Welt, als dieſer ſtille Zufluchtsort in gottgeweihten Mauern? Und die Annahme des Schleiers war ja wohl die einzige, ehrfurchtsvolle Huldigung, die ich den theuern Todten bringen konnte? —

Der Hall der Glocken rief jetzt die Freundinnen zum Gottesdienſt. Sprachlos umarmte Paola die erſchütterte Fiora, und verſprach Erwiederung, wenn ſie ſich ſpät am Abend in ihrer Zelle wiederfinden würden. Beide eilten dann nach der Kirche; und ſpät in einſamer Zelle begann auch Paola die Erzählung ihrer Geſchichte. Die Kerze brannte düſter nieder bei der traurigen Unterhaltung, und der ſchwermüthige Mondſtrahl blickte theilnehmend durch das kleine Fenſter, als ſey er der rechte Begleiter dieſes Geſprächs.

Die Geſchichten unſers Lebens ſind verſchieden, begann Paola. Beide könnten ein Warnungsſpiegel für unſer Geſchlecht genannt werden; wenn du vielleicht zu eigenſinnig feſt auf der Wahl deiner Leidenſchaft beſtandeſt, ſo ſank ich durch ſtrafbare Schwäche zu der nämlichen Verirrung.

Aus einem der angeſehenſten Geſchlechter Toskana's ſtammend, hatte von früher Jugend an mich eine unwiderſtehliche Neigung zur Kunſt gezogen, und vorzüglich zu der edlen Kunſt, die, durch den Zauber der Farben, die Ideale auf die Erde herabruft. Mein höchſter Wunſch wäre geweſen, mich ihr ausſchließend weihen zu dürfen, und, entſagend allen Anſprüchen einer vortheilhaften Vermählung, vielleicht einmal als eine zweite Roſalba Carriera wirken zu können. Mein Vater, ob er gleich die Kunſt achtete, theilte doch dieſe Anſichten nicht für ſein einziges Kind. — Nur einige geringere Anlagen für Muſik erlaubte er mir auszubilden. —

— Und doch ſo, daß du jetzt die Hauptzierde unſers Chors ausmachſt, fiel ihr Fiora ein.

Mit einem dankbar beſcheidenen Blicke überging Paola dieſen Lobſpruch, und fuhr fort: Die Malerei blieb aber immer meine herrſchende Neigung, und oft ergötzt' ich mich, einſam die Marmorſäle unſers Schloſſes durchwandelnd, an den Meiſterwerken der Bildhauer- und Malerkunſt, die ſie beſeelend ſchmückten. O, wie ſehnlich wünſcht' ich dann oft, nur Einen jener edlen Meiſter von Angeſicht zu ſehen, welche der Himmel ſelbſt durch heilige Begeiſterung weihete.

Mein Wunſch ward nicht erfüllt. Zwar fehlte es unſerm ländlichen Aufenthalte nicht an Umgang mit dem benachbarten Adel, noch an Beſuchen aus der Stadt: doch ei-

nen Sohn der Kunſt ſah ich nie. Ich wuchs heran; mehrere Vorſchläge zu angemeßner Vermählung zeigten ſich; ich lernte Jünglinge von mannigfachen Vorzügen kennen; mein Herz blieb kalt, und in meiner Seele wuchs der geheime Wunſch, ſtets unvermählt zu bleiben.

Einſt wurden wir auf ein entfernteres Schloß geladen; wir trafen ein, als ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft verſammlet war. Unter einer Gruppe von Männern, die in lebhaftem Geſpräch begriffen ſchienen, fiel mir eine jugendliche Männergeſtalt auf, bedeutend, wie mir nie eine erſchienen war, und die mir doch, wie bekannt, wie gleichſam ſchon geheim erwartet vorkam.

Es war eine edle, ſchlanke Geſtalt; ohne eine außergewöhnliche Größe machte es mehr der Ausdruck ſeltner Hoheit, der ihn über die übrigen Männer hervorragen ließ. Es lag etwas Idealiſches in ſeinem Weſen; ſein ſchönes Auge flammte im Feuer des Geſprächs, das einen ihm theuren Gegenſtand zu betreffen ſchien. Ich hätte ſagen mögen, wie die Muſe:

Und du dort, Jüngling, der den Blick erhebt,
Den Blick, in dem des Himmels Glanz ſich ſpiegelt,
Beflammt die Wange, leicht der Erd' entſchwebt,
Wer hat zu meinen Lichthöh'n dich beflügelt?

Als ich mit einigen Damen nah an der Gruppe vorüberging und noch einmal meine Augen bewundernd auf den hohen Jüngling richtete, da traf auch mich ſein Feuerblick nur im Vorüberſtreifen; allein mit einem Ausdruck ſo voll Seele, daß er bis auf den Grund der Meinen drang, und

unauslöschlich fest darin blieb. Ich hörte zugleich, daß, wie ich geahnet hatte, das Gespräch die Kunst betraf.

Ohne daran Theil nehmen zu dürfen, sah ich, im Kreis der Damen gefesselt, zuweilen noch von fern die idealische Gestalt aus den Uebrigen hervorglänzen; ein Halbgott schien er mir in seiner erhabenen Begeisterung.

Mit welchem Gefühl hört' ich, im Laufe der Unterhaltung, von der Hausfrau, daß eben er Einer von jenem, von mir so schwärmerisch verehrten Stande, daß er ein Maler aus Rom sey, den ihr Gemahl über einige Gemälde befragen wolle.

Seine nähere Bekanntschaft war mir nicht vergönnt. Dennoch, als ich mit meinem Vater in tiefdunkler Nacht zurückfuhr, so kam mir der Weg durch die waldigen Felsenthäler nicht lang und dunkel vor, denn das Licht einer schönen, freundlichen Erinnerung erhellte meinen Geist. Es war kein schnellzündender Blitz der Leidenschaft; wie eine wohlbekannte, holdselige Himmelserscheinung lebte das edle Bild in meiner Seele. Keine stürmische Sehnsucht nach Wiedersehen, kein verwirrender Schmerz, ihn verlassen zu müssen! nur klarer und freudiger in allen meinen Pflichten machte mich dies Begegnen. Ich wachte mit noch zärterer Sorgfalt über die kleinsten Wünsche meines Vaters. Dank sey Gott, ich darf mir dies sagen, jetzt, wo ihn mir der Tod schon seit einigen Jahren entrissen hat.

Mein Schmerz um ihn war tief und innig. Als die erste Zeit der Trauer vorüber war, und nun keine theure Pflicht mehr meinem Leben sein Ziel anwies, da fühlte ich, mit doppelter Stärke, die frühere Neigung für die Kunst

wieder erwachen; ich ging nach Rom, wo der ganze Reichthum der Ton- und Farbenwelt vor mir aufgeſchloſſen lag, und wo ich mein eignes Geſchick, meine Schmerzen und Sorgen über den reinen Genuß vergaß.

Beinahe alle Kunſtſchätze der großen Römerſtadt hatte ich jetzt geſehen, nur die bedeutenden der Villa Borgheſe noch nicht. Eine Freundin ſagte mir, daß ein junger Künſtler von ihrer Bekanntſchaft uns beiden zum Führer dienen ſollte in den Labyrinthen des Schönen. — Wir kamen an. Von einer wunderbaren Ahnung bewegt ſchlug mein Herz, als ich unter den Säulengängen vor dem Palaſte eine ſchlanke Engelsgeſtalt uns entgegenwandeln ſah. — Ich weiß nicht warum mir, ſo oft ich daran denke, immer in wehmüthiger Beziehung die Stelle einfällt:

— Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. —

— Ja, er war es, deſſen Bild ſchon lange in ſtiller Herrlichkeit in meiner Bruſt gewohnt hatte; und Guido war auch ſein Name; unter einem andern wag' ich ſeiner nicht zu erwähnen. Ehrfurcht gegen den verehrten Künſtlernamen, unter dem er jetzt der Welt bekannt iſt, gebietet mir, ihn zu verſchweigen. — Er ward unſer Führer in jenen Gebieten, in denen er einheimiſch war. Er machte uns mit Zartheit auf die mannigfachen Schönheiten aufmerkſam; — und ihn ſah ich erſt hier in ſeiner ganzen wahren Sphäre; ich ſah ihn unter ſeinen Kunſtgenoſſen, deren hier mehrere zugegen waren; ich hörte, wie ſie mit Feuer über Gegenſtände ihrer Wiſſenſchaft ſprachen; bald übereinſtimmend, bald ſich wider-

legend. Sein Flammenauge heftete ſich oft mit jenem durchdringenden Blick, welcher den Malern eigen iſt, auf die beſprochenen Meiſterwerke. Meine Achtung für ihn ſtieg — denn weibliche Achtung wird unerläßlich erſt dadurch ganz gefeſſelt, wenn derjenige, der uns wichtig ward, auch *das iſt*, wofür er ſich darſtellt. Und lebhafter wird dies Gefühl ins Große geſteigert, wenn wir ihn in der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen erblicken. Wo erſcheint wohl der Krieger herrlicher, als vor der Kampfordnung, in der Mitte ſeiner Waffenbrüder? — So erſchien mir auch Guido erſt ganz er ſelbſt in dieſem künſtleriſchen Verein.

Oft traf mein Urtheil über die Meiſterwerke mit dem ſeinigen überraſchend zuſammen; eine freudige Röthe ſtreifte über ſeine Wangen; ein zartes Band knüpfte ſich zwiſchen uns an. Er bat mich um Erlaubniß, mich zuweilen in meiner Wohnung ſehen zu dürfen.

Eine ſchöne Zeit begann von dort an für mich; eine geiſtige Wechſelwirkung zweier verwandter, für die Kunſt begeiſterter Seelen. Unſere Ideen und Gefühle trafen oft blitzſchnell zuſammen, gleich als hätten wir ſie Eines aus des Andern Innern geleſen. Die zarteſte Freundſchaft entſtand zwiſchen uns; allein *nur Freundſchaft* im eigentlichen Sinne. Unſere Verbindung war

Nicht durch den Sinnenbrand, der tobt und fluthet,
Nein, durch ein höh'res Geiſterband beſeelt. — —

— Nicht die leiſeſte Einmiſchung eines andern Gefühls oder einer nähernden Ausſicht für die Zukunft! Wir ſprachen oft ganz unbefangen darüber, wie wir wünſchten, unſere

äußeren Verhältniſſe, ſo lang als möglich, vollkommen frei zu erhalten, um deſto ungehinderter dem Ziel der Kunſt nachſtreben zu können. Die Tonkunſt, die ich nach dem Wunſche meines Vaters erwählt hatte, und in der ich ſeinen Willen noch im Tode ehrte, erhielt durch Guido's Theilnahme an mir einen erhöheten Reiz für mich. — Kinder waren wir der Kunſt, und wie unſchuldige Kinder durften wir unter den Blumen des Parnaſſes ſpielen!

Nein, nie kann man ein edleres, ein reineres Verhältniß denken! — Wenn er ſo, nach rühmlich vollendetem Tagewerk, gegen die Abendſtunde zu mir kam, ſich bei mir zu erholen — — Fiora, es war eine ſchöne Zeit! — ach, die ich ewig nicht vergeſſen werde!

Eben damals kam ein Bruder meines Vaters, der mehrere Jahre mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen geweſen war, in ſeine Vaterſtadt Florenz zurück, und drückte mir den Wunſch aus, mich bald auf einige Zeit in ſeinem Hauſe zu ſehen. Auch ich ſehnte mich, den nächſten Verwandten des geliebten Verſtorbenen bald zu ſehen; — die Bande der Blutsverwandtſchaft behaupten immer eine eigne Macht. Nur dieſe heilige Stimme, nicht das glänzende Leben im Hauſe meines Oheims, war es, was mich aus meinem ſtillen, künſtleriſchen Kreiſe hinwegrief.

Zwar ſchankt' ich eine Zeitlang zwiſchen dem ungeduldigen Verlangen nach dem Wiederſehen der Verwandten, und zwiſchen Rückſicht gegen meinen edlen, ſeelenverwandten Freund: denn ich wußte, daß Guido eben zu jenem Zeitpunkte meiner Gegenwart, meiner ſchweſterlichen Theilnahme mehr als jemals, bedurfte. Er, der ohne alle Bande lie-

bender Verwandtſchaft auf weiter Erde, nur nach dem Kampfe mit einem harten Schickſal eine ehrenvolle Stufe der Kunſt erſtiegen hatte; er meinte, in mir den einzigen Erſatz für entbehrtes Verwandtſchaftsglück gefunden zu haben. Mir öffnete er ohne Rückhalt ſein Gemüth, machte mich oft zur Entſcheiderin ſeiner Handlungen; mir ſchloß er ſelbſt die Quellen mancher Schmerzen in ſeinem tiefen Innern auf, und ließ die Wunden ungehindert vor mir bluten, die ihn ein edler Stolz vor fremden Augen zu verbergen zwang. Auch wußt' ich wohl ſo ehrendes Vertrauen zu ſchätzen. Die Kraft, womit er ſich aus der Dunkelheit emporgeſchwungen, bewährte den Flug ſeines Genius, und das — was er im Leben ſchon gelitten hatte, forderte die Freundſchaft zur liebendſten Vergütung auf.

Jetzt eben war er in einer Lage, die ihm das Mitgefühl, den Rath eines verwandten Weſens nothwendiger, als jemals, machte, — als ich nochmals einen Brief meines Oheims erhielt, der mich zu unverzögerter Abreiſe ermahnte. — Ich habe in der Folge erfahren, daß nur ſeiner ihn leitenden Gemahlin mein ſpäterer Beſuch minder bequem geweſen wäre. Damals glaubt' ich einen wichtigen Grund darunter, der meinen ſchwankenden Entſchluß entſcheiden ſolle.

Den folgenden Tag ſollt' ich meinen Freund von der ſo überraſchend nahen Abreiſe benachrichtigen. Ach, unvergeßlicher Tag! Er hatte mich um Erlaubniß gebeten, den ſpätern Theil des Nachmittags bei mir zubringen zu dürfen — denn ohne dieſe beſtimmte Erlaubniß wagte er nie zu kommen; — alle die ehrerbietigen Pflichten der Ritter gegen unſer Geſchlecht, ſie lehrte ihn ſein natürlich richtiges Gefühl.

Er erfüllte alle zarte Aufmerkſamkeiten der Liebe, ohne von ihr zu ſprechen, oder eine ihrer kühnen Forderungen zu machen.

Ich wußte nicht, daß er mir dieſen Tag eine reizende Landbeluſtigung aufopferte, zu der er eingeladen war. Nichts Ungewöhnliches war dies von ihm: doch heute doppelt rührend, da es ihm ſo vergolten werden ſollte. Wir hatten die Stunde nicht verabredet; allein es war, als ob die wunderbare Sympathie, die zwiſchen uns herrſchte, an dieſem Tage ihre äußerſte Höhe erreicht hätte. Auch ich war für kurze Zeit aus geweſen, und in demſelben Augenblicke, wo er in mein Vorzimmer getreten war, kehrte auch ich zurück. Ich ſah, wie ſich ein Schatten von getäuſchter Hoffnung über ſein Antlitz zog, als ihm ein Diener ſagte, daß ich abweſend ſey. Doch jetzt erblickte er mich; und, o welche Freude blitzte da in ſeinen ſchönen, ſeelenvollen Augen auf! Ach, immer wird der Blick vor meiner Seele ſchweben! Wie Sterne durch die Wolken funkeln, ſo wunderbar, ſüß und mächtig drang oft der Lichtblitz ſeiner Augen in mein dämmerndes Seyn. —

O warum weck' ich jene Bilder in aller ihrer brennenden Farbenfriſche wieder auf? unterbrach ſich hier Paola ſchmerzlich; — oder warum, wenn ſie auch nie entſchliefen, geb' ich ihnen gleichſam ein neues Leben, indem ich ihnen Worte leihe? — Und doch — was reißt uns zuweilen ſo übermächtig hin, uns in die ganze Fülle qualvoll ſeliger Erinnerungen zu verſenken?

Es iſt die Sehnſucht nach Mitgefühl, theure Paola, was uns zu ſprechen drängt, erwiederte Fiora, ſie umſchlin-

gend; und möchte doch mein inniges deinem verwundeten Herzen wohlthun können!

Paola blickte mit dem Ausdruck wehmüthiger Ergebung vor ſich hin; wohl, ſagte ſie, mag es Linderung gewähren, das kranke Herz einmal ſo ganz zu öffnen vor dem theilnehmenden Auge der Freundſchaft! — O damals, wo er noch ſo ganz mein gehörte, wo jeder Gedanke, jede leiſeſte Empfindung uns vereinigte, — damals war es nicht, als ob eine warnende Ahnung mir die Lippen ſchlöſſe, ſo oft ich das Wort der Trennung ausſprechen und dadurch ſein argloſes Herz verwunden wollte, das ſich mir eben in aller ſeiner reichen Schönheit aufſchloß. — Einige Stunden flogen ſo dahin; endlich ſiegte doch die Ueberzeugung meiner vermeinten Pflicht, und ich ſagte ihm entſchieden, daß ich des andern Tages nach Florenz abreiſen werde.

Noch ſeh' ich die tödtliche Bläſſe, welche bei dieſen Worten den Purpur ſeiner Wangen verſcheuchte — dann kehrte Hoffnung bei ihm wieder, als hab' ich nur mit ſeiner ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit geſcherzt; er ſah mich zweifelnd-hoffend an; — doch ernſthaft mußte ich ihm den Ernſt meiner Worte wiederholen.

— und iſt es denn — ſagte er nach langem Schweigen, tief Athem ſchöpfend — iſt es denn unabänderlich? In wenig Monaten werde auch ich nach Florenz reiſen müſſen, und, o wie ſchön wär' es, wenn — — Jetzt halten mich unvermeidbare Geſchäfte hier. — Und muß es denn wirklich ſchon morgen ſeyn??

O Gott! wie unausſprechlich zart iſt doch der Faden, der uns mit irdiſchem Glück zuſammenhält! Ach, oft ein

Wort, ein einziger Laut iſt fähig, uns auf immer davon zu trennen! An dieſem: Ja, das ich ſo eben ausſprechen wollte, hing das ganze Glück meines Lebens. — Unglückliche, warum verhärtete ich mein Herz gegen dieſen Blick, der aus ſeinen Augen, kämpfend mit Angſt und Zärtlichkeit, ſo bittend, fragend in die meinen drang! Ach war es denn nicht meine eigne Seele, die mir aus ſeinem Aug' ſo innig wiederſtralte?

Allein ich glaubte es ausſprechen zu müſſen, dieſes verhängnißvolle Ja, und mit ihm einige Worte über die Nothwendigkeit meiner Reiſe. —

So wie ſie ausgeſprochen waren, änderte ſich Guido's ganzes Betragen, ſeine Miene, der Ton ſeiner Stimme; mit aller der edlen Gewalt, die er über ſich hatte, drängte er ſeine Empfindungen zurück und redete mir ſelbſt zu, die jetzt ſich vortheilhaft bietende Reiſe nicht zu verſäumen.

Seine Standhaftigkeit überraſchte, ja beleidigte mich. Durfte ich nicht glauben, daß ihm unſre gegenſeitige Mittheilung zu einem theuren Bedürfniß geworden ſey? — und nun — ſo leicht konnte er ihr entſagen?

Ich hatte ihm vielleicht etwas von meiner Befremdung nicht bergen können, da ſagte er mit aller ſeiner herzdurchdringenden Innigkeit: — Theure Signora, darf ich es erſt verſichern, daß ich mich nur in dieſer Gegenwart glücklich fühle? — und dabei brach ein Strom von liebewarmen Stralen aus den herrlichen, dunkeln Augen — aber, fügte er hinzu, müßte ich nicht der Verachtenswertheſte der Menſchen ſeyn, wenn ich hier nur an meinen Vortheil denken wollte?

Er hatte ſich dabei wieder in ſeiner ſiegenden Kraft emporgerichtet; ein höheres Weſen erſchien er mir in dieſen Augenblicken, und doch zugleich ſo menſchlich gefühlvoll, ſo männlich reizend! — Jetzt in wehmüthiger Bewegung, wandte er ſich ab, und hielt die Hand vor die Stirn; nahm darauf meine Laute, die auch er ſehr anmuthig rührte, und ſang:

Nie wird mir dein ſüßes Lächeln lohnen,
Nie dein Auge ſonnenklar,
Doch dein Bild wird mir im Herzen wohnen,
Und die Zeit, in der ich ſelig war! —

Er brach dann ſchnell ab, ſagte, ein Lächeln hervorrufend, daß wir uns ja bald wieder ſehen würden — und eilte dann ſchnell hinweg.

Noch hatt' ich zwar die äußere Freiheit *nicht* zu reiſen, allein die *innere* war ſchon gehemmt. An jenes einzige, entſchieden ausgeſprochene Ja reihte ſich nun die ganze Kettenfolge kleiner und doch gebietender Nothwendigkeiten. — Jetzt geſellte ſich zu meiner frühern Ueberzeugung von Pflicht noch ein weibliches, wohl nicht zu tadelndes Ehrgefühl; und ſollte *er* ſtärker erſcheinen, als ich? Ich bebte bei dem leiſen Gedanken, vielleicht ſelbſt in ſeiner Achtung zu verlieren, wenn ich *jetzt* noch bliebe; — und — ich reiſte.

Doch mit einem dunkeln Gefühl des Unwiederbringlichen. Vergebens mocht' ich mir ſagen, daß ich ja wiederkehre, daß ich dem Freund hier noch oft begegnen werde; ach, alle *Äußern* Gegenſtände, Wohnung, Geräthſchaften können bleiben, man kann ſelbſt die geliebten Menſchen in eben die-

ser Umgebung wieder sehen — und dennoch schloß sich hinter uns das unsichtbare Thor des Paradieses! — —

Unter unaufhörlichem Zurückdenken an ihn, den theuren Verlassenen, legte ich die Reise zurück; immer war es mir, als müßten die muthigen Rosse umkehren in ihrem Laufe; doch ach, sie flogen unaufhaltsam mit mir der trennenden Ferne zu! — Unendlich einsam und verlassen fühlt' ich mich in den weiten, fremden Gegenden, die ich durchreiste. Die Sehnsucht ließ mir dann oft aus einem Busch, aus einem Nebelstreifen die liebe Gestalt meines Freundes, meines Beschützers entgegentreten, und doppelt schmerzlich sah ich mich dann getäuscht.

Ich kam in Florenz an. Schon das Wiedersehen der schönen Vaterstadt, deren Zinnen und Thürme in duftiger Dämmerung vor mir lagen, der günstige Empfang im Hause meiner Verwandten, vorzüglich aber der Anblick des verehrten Oheims selbst, der eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem geliebten, verstorbenen Vater hatte, dies alles zerstreute meinen Trübsinn. Ich beugte mich in tiefer Rührung auf die Hand meines Oheims, in dem ich oft nachher den Verklärten selbst zu sehen glaubte.

Die Aufnahme, die ich in den gesellschaftlichen Kreisen fand, war glänzend zu nennen; man hatte ein so günstiges Vorurtheil für mich gefaßt, daß ich noch jetzt nicht ohne warme Dankbarkeit an jene heitern Stunden, an jene liebenswerthen Menschen denken kann. Einige ehrenvolle Bewerbungen um meine Hand wies ich schonend, doch entschieden zurück. Unmerklich hatte jenes zarte, geistige Verhältniß mit Guido meinen Entschluß, mich nie zu vermählen, befestigt. —

Seiner hatte ich nie vergessen in allen mich umringenden, heitern Zerstreuungen. Er hatte jetzt seine Reise nach Florenz beschleunigt, und folgte mir dahin. Ein Sonnenblick war seine Ankunft meinem Herzen, der nur zu bald in Wolkendunkel schwinden sollte.

Mit aller Unschuld meines Bewußtseyns suchte ich für ihn das Wohlwollen meines Oheims zu gewinnen, dessen bedeutender Einfluß seinem Streben Erleichterung verschaffen konnte; und ohne Zweifel würde Guido's Trefflichkeit ihren Eindruck auf das unbestochene Herz meines Oheims nicht verfehlt haben, hätte ich nicht das Unglück gehabt, derjenigen zu mißfallen, der mein verwaistes Herz sich mit vertrauensvoller Liebe hingegeben hatte, der jungen, nicht anspruchslosen Gemahlin meines Oheims, Donna Griselda. Ein Unglück darf ich dies Mißfallen nennen, bei der Gewalt, welche sie über meinen Oheim besaß, und bei der wunderbaren Macht, welche dieser durch jene ehrwürdige Aehnlichkeit mit meinem Vater über mein schwaches, nur allzulenksames Herz, hatte.

Ueber die Gründe, warum Donna Griselda meinem Verhältniß mit Guido so eifrig entgegen war, habe ich späterhin manchen Aufschluß erhalten, denen ich nicht weiter nachzuforschen wage; damals glaubt' ich den Tadel, die Geringschätzung, womit sie meinen Freund behandelte, aus ihrer vollen Ueberzeugung entsprungen, und ward lebhaft dadurch beunruhigt. Vorzüglich kränkte mich das düstre, unmuthige Schweigen meines Oheims über diesen Gegenstand. Er vermied mit mir jedes Gespräch, jede Aeußerung über Guido;

ſeine Gemahlin hatte ihm ihre Anſichten mitgetheilt, und — nur nach dieſen, ohne ſelbſt zu prüfen, verwarf er.

An ein freundliches, unbefangenes Sehen war nun nicht zwiſchen mir und Guido zu denken. Ich hatte mich ſo kindlich darauf gefreut, ihm die ſchönen Ausſichten meiner Heimath zu zeigen: doch nur ein einziges Mal begegnete ich, mit einer Freundin auf einer reizenden Terraſſe am Ufer des Arno wandelnd, dem einſamen Guido. Dies einzige Mal konnte ich mit ihm zugleich in die heimiſche Gegend hinausblicken; und es war, als ob mir die herrliche Morgenlandſchaft noch tauſendmal verſchönert erſchiene, als ob das Gefühl der Heimath in ſeiner Nähe erſt lebhaft werde.

Höchſt ſelten ſahen wir uns: allein welches Entzücken, wenn er mich einmal ſah; auf welche rührende Weiſe gab er mir ſeine innige Anhänglichkeit kund. — — Eine treffliche, erfahrne Freundin, die ihn auch kannte, ergötzte ſich oft an dem Ausdruck ſeiner ſchönen Neigung, die rein und wahr nur in ſich ſelbſt beſtand. Sie theilte mir oft ihre Beobachtungen mit, und beſchwor mich, ein ſo werthvolles Weſen, nicht um äußerer Rückſichten willen von mir zu entfernen.

Wenn ich ihr dann in meiner unſchuldig idealiſchen Sicherheit wiederholte, wie keine Ahnung eines nähern, im gewöhnlichen Sinn liebend genannten Verhältniſſes zwiſchen uns Statt finde, und wie weh es mir thun werde, wenn man mir etwas Aehnliches zutrauen könne; dann lächelte ſie und ſagte liebevoll: Nach *meinen* Beobachtungen über ihn mag es wohl ſo ſeyn, obgleich vielleicht er, vielleicht ſelbſt meine Paola dies Gefühl nicht ganz kennt. — Aber *wenn*

es nun wäre? — iſt nicht Italien ſtets das Land geweſen, wo edle Künſtler anerkannt worden ſind?

O, hätte ich ihrer Worte geachtet! hätte ich mein Glück zu fühlen gewußt, da, wo er, der edelſte und liebenswürdigſte der Männer, ſo ganz und innig mein gehörte! O mein Guido! wie anwendbar auf dich und mich iſt jene ſchöne Stelle:

Friſche Roſe! friſche Roſe!
Liebehauchend, kräftig, ſchön!
Als ich dich beſaß, Geliebter,
Konnt' ich nicht mein Glück verſtehn!
Jetzt, wo beſſer ichs verſtände,
Werd' ich nie im Arm dich ſehn!

Mit tauſend, tauſend Thränen hab' ich meinen unglücklichen Irrthum gebüßt! — Aber die Grenzlinie zwiſchen Tugend und Fehlern iſt ſo unendlich zart! Die beſte Eigenſchaft, ſobald ſie dieſe Grenze überſchreitet, wird tadelnswerth. Meine Sanftheit ging in Schwäche, meine Beſcheidenheit in Mißtrauen gegen mich ſelbſt und das, was mir theuer war, über.

Nachdem man Alles gethan hatte, um durch geringſchätzige Aeußerungen meinen Glauben an Guido's Adel zu erſchüttern, regte man in mir ein ängſtliches Ehrgefühl auf, durch die Beſchuldigung einer zu großen Neigung für ihn, ach, die doch ſeine Trefflichkeit nur zu wohl gerechtfertigt hätte! —

Durch jene Vermuthungen war erſt in mir und ihm der Gedanke eines ſolchen Verhältniſſes erweckt und zugleich

der männlichſtolze Widerſtand aufgefordert worden, gegen den Zwang, der ihm das Gefühl für mich unterſagen wollte. Auch in mir war ein näheres, ein beunruhigendes Gefühl für ihn erweckt worden; allein es iſt eine Eigenheit des weiblichen Gemüths, daß wir dem entgegen kämpfen, deſſen ſiegende Obergewalt wir zu ahnen beginnen. Ich fühlte, wie theuer, — ſogar wie ſüß mir Guido's Nähe war — und ich mißtraute meinen Empfindungen für ihn. Ja, ſelbſt jenes ängſtliche Ehrgefühl nahm den Charakter des Stolzes an; ich ſchien ihm Bekannte höheren Standes vorzuziehen, — ach, eben weil ich fühlte, daß er mir höher als Alle galt.

Ihn aber mußte dies Zurückſetzen um ſo ſchmerzlicher verwunden, als er ſtets mit dem Unglück gekämpft, ſich nur mit Schwierigkeit über das Dunkel einer geringen Herkunft emporgerungen hatte.

Lang hing er noch mit ſchöner Treue an unſerm Verhältniß; ahnete nicht, daß ihm ſo tiefe Kränkung von dem Herzen kommen könne, das er mit dem ſeinen feſt vereint geglaubt hatte. Erſt, als die Beweiſe jener Zurückſetzung, worin ich mit meinen Verwandten zu wetteifern ſchien, zu auffallend wurden, zog er ſich, tief verletzt, zerſtört in ſeinen heiligſten Empfindungen, in ſein Inneres zurück.

Den letzten Beweis ſeiner großmüthigen, ſelbſtvergeſſenen Nachgiebigkeit gegen meine Wünſche erhielt ich noch in dieſer Zeit von ihm. Ich verlangte, daß er, um meiner Ruhe willen, Florenz verlaſſen ſollte, wo ihn doch jetzt bedeutende Vortheile zurückhielten. Er that es; er brachte mir dies Opfer, deſſen Größe ich erſt ſpäterhin erfahren habe. —

Ohne Weigerung, ohne Vorwurf hatte er es gethan; allein dies letzte Zeichen meiner ſcheinbaren Liebloſigkeit, wie hatte es ſein tiefführendes Herz verwunden müſſen! In meiner Seele dagegen dämmerte, ſo wie er fern war, das Bewußtſeyn meines Irrthums auf. — Ich ſah, daß ich den Schutz da nicht fand, wo ich ihn ſo vertrauensvoll gehofft hatte; und mein Herz war es wohl zufrieden, daß mich mein Schickſal jetzt nach Rom zurückrief.

Dort angekommen, hörte ich, daß Guido auf einige Tage verreiſt ſey. Welch hoher Künſtler er aber war, erfuhr ich erſt jetzt; ich ſah eine Gallerie, die er gemalt hatte, und die meine tiefſte, entzückte Bewunderung hervorrief. Jetzt ſehnte ich mich ſeinem Wiederſehen entgegen. —

Er kam zurück; — doch, ach! es war jetzt anders zwiſchen uns geworden. Sein einſames, von mir ſo grauſam zurückgeſtoßenes Herz hatte ſich jetzt widerſtandloſer in die Kreiſe einer gefährlichen Dame ziehen laſſen, die zwar von hohem Range, doch von ſehr gewöhnlichen Geſinnungen war. Indem er mich in der Gegenwart meiner vornehmen, ihm vorgezogenen Bekannten glaubte, ſtrebte er, Erſatz ſuchend, ſich dort anzuſchließen. Und was der männliche Stolz will, meint er oft nur zu leicht erreicht zu haben.

Vielleicht, wenn ich ihm noch mit der vollen, innigen Wärme meiner Reue, mit dem Erkennen ſeines Werthes und meines Unrechts entgegen gekommen wäre: vielleicht daß unſre tiefverwandten Gemüther, beim erſten Sehen, einander wieder verſtanden hätten! — Allein zum Unglück drängte man ſich, mich von jenem neu ihn bindenden Verhältniß zu unterrichten, eh ich ihm ſelbſt wieder ſah.

Ein nie gekanntes Gefühl erwachte jetzt in mir; nie hatte er mir die leiſeſte Veranlaſſung gegeben, eine Andre mir vorgezogen, mir gleichgeſtellt zu glauben; und jetzt hörte ich dies mit klaren Worten! Ich fühlte die Heiligkeit unſeres zarten, geiſtigen Bundes, fühlte, wie manches ſich bietende, irdiſche Glück ich ihm aufgeopfert hatte; mein Herz klagte ihn an: — doch ich bedachte nicht, daß ihn Jene erſt dann gefunden, als ich ihn verloren hatte.

So ſahen wir uns wieder; beide verändert, beide in ſchmerzlicher Spannung gegen einander. Zwar rief die wahre Sympathie unſrer Weſen wieder den Reiz der Mittheilung zwiſchen uns hervor; allein Jedes glaubte von dem Andern große Vergütung fordern zu dürfen. Jedes war dem Mißtrauen empfänglich, ohne dies zu geſtehen. Auf mir laſtete bei dem leichteſten Anſchein der Gedanke, mich einer minder Würdigen nachgeſetzt zu ſehen; und gleichwohl war ich zu ſtolz, ihm je durch den leiſeſten Vorwurf eine eiferſüchtige Regung zu verrathen.

So ging eine qualvolle Zeit für mich dahin, gegen die ich bei niemandem Linderung ſuchen konnte. Sonſt fand ich Troſt über jede Kränkung in ſeinem Umgange, jetzt gegen wen ſollt' ich über ihn, über mich ſelbſt klagen?

Mit dir entzweit, du Seele meiner Seele,
Schein' ich mir mit dem beſſern Selbſt entzweit!
Mir iſt, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings um mich nur düſtre Einſamkeit.

Nicht mehr, wie ſonſt, erweckt der rothe Morgen
Zu frohen Schlägen mein beglücktes Herz;

Ach, ringsum zeigt er mir nur trübe Sorgen,
Und der belaſtenden Erinnrung Schmerz!

Zwar blieb das Recht mir; doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht, ohne dich!
Dein Blick muß erſt die Wonne mir verſüßen!
Die Freude ſelbſt umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verſchmerzen
Mein Recht, ſey nur verſöhnt, geliebter Feind!
Ach, der beſtochne Richter mir im Herzen
Iſt ewig doch nur deiner Sache Freund.

Er forſcht ſo lang, bis er den kleinſten Tadel,
Die kleinſte Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in deines Werthes Adel. —
— O, dann zum Frieden reich die liebe Hand!

So überwog nicht ſelten das Gefühl für ihn jede bittere Aufwallung. Zuweilen wiegt' ich mich in den ſeligen Traum, als ſey noch Alles, wie es geweſen. —

Wenn ich dann eben ein recht herrliches Werk ſeines Genius geſehen hatte — und nun er ſelbſt, der Hohe, ſo idealiſch vor mir ſtand, dann war es mir oft, als müßt' ich vor ihm niederſinken! — dann — ach glückſelige Schwärmerei! — ließ ich mich wohl neben dem Kamin, neben welchem er ſtand, auf die Kniee nieder, ſcheinbar beſchäftigt, das Feuer anzuſchüren; — doch ach! — nur um vor ihm zu knieen. — Wenn dann die Gluth mein zu ihm aufgewandtes Antlitz überſtrahlte, ſo ahnete er wohl nicht, daß Andacht und Begeiſterung für ihn meine Wangen röthete. —

Meine Schwärmerei für ihn war jetzt höher geſtiegen als je; erregt durch die unvorſichtige Vermuthung einer irdiſchern, nähern Zärtlichkeit zwiſchen uns, und durch die von jetzt an immerwährende Furcht, ihn zu verlieren, im höchſten Reiz erhalten:

Nicht als Einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Erſten von der Engel Chor,
Als das Urbild des Unendlichſchönen
Stellte dich die Phantaſie mir vor!

Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenſpiel,
Der bezaubernd mir in Aug' und Seele,
Wie ein Tag des Paradieſes fiel.

Hätte ich mich immer auf dieſer Höhe der Empfindung erhalten können! Allein der allgemeine Hang der Menſchen, das Edelverbundene zu entzweien, drängte ſich in die einmal aufgeriſſene Spalte zwiſchen unſern Herzen. Man wußte durch ſo täuſchende Umſtände mich in die Sphäre des irdiſchen Verdachts herabzuziehen; das Gift, das ich aus den ſo oft wiederholten Reden in Florenz eingeſogen hatte, wirkte jetzt nach, und vereinte ſich mit jenem trügeriſchen Anſchein. — Fiora, laß mich die einzelnen Umſtände übergehen, die unſre gänzliche Trennung herbeiführten! Einer entſprang aus dem andern, — ach! und der ſchöne Ankergrund der Freundſchaft und alles liebenden Glücks, das heilige Vertrauen zwiſchen uns, war untergraben. Auch in Guido erwachte, bei meiner Verſtimmung das Andenken an mein früheres, kränkendes Verläugnen. — Wir trennten uns in der er-

ſchütterndſten Entzweiung; — und — wir haben uns nie wieder geſehen! — O Fiora, Fiora! —

Paola beugte ſich erſchöpft auf die Schulter ihrer Freundin; und noch einmal bei dieſer Stelle von aller Gewalt ihres Schmerzes ergriffen, machte ſie ſich durch einen Strom von Thränen Luft.

— Zu ſpät erfuhr ich — nahm ſie nach einer Weile wieder das Wort — wie Unrecht ihm mein Verdacht gethan; zu ſpät! Guido hatte Rom verlaſſen, und weite Fernen lagen bald trennend zwiſchen uns. — —

Vergebens rang meine reuevolle Sehnſucht, ihn wieder zu erreichen, als nun das volle Licht der Wahrheit über ſeine Tadelloſigkeit hereinbrach; — doch, es iſt eine ſchreckliche Erfahrung, daß wir ein Gut, welches wir blind von uns ſtießen, faſt nie wieder erreichen. — Und gleichwohl fühlt' ich jetzt erſt ganz, was er mir geweſen und wie ſehr er mir angehört hatte. Gott! mit verzweiflungsvollem Schmerz empfand ich es.

Nicht zu gewinnen ein Herz, das uns wohl reizte, wir tragens;
Das zu verlieren, was wir reizten und liebten, das ſchmerzt!

Ein wüſtes Meer lag nun das ganze, weite Leben um mich her; und wie ein ſchönes, blühendes Eiland ragte meine Vergangenheit daraus empor. Ein Anflug von Poeſie ſchien mir damals gleichſam vom Himmel geſandt zu werden, die Schärfe meines Leids zu mildern; in jener Zeit dichtete ich das nachfolgende Lied, als ich, nicht mit Erbitterung,

aber mit bitterm Schmerz, an diejenigen dachte, die meinen unſchuldigen Traum von Glück zerſtört hatten.

Was zart und heilig im Verborgnen blühte,
O, warum rißt Ihr grauſam es ans Licht?
Und dieſes Herz, das rein und edel glühte,
Warum denn wollt Ihr, daß es blutend bricht?

Warum zerſtörtet ihr den tiefen Frieden,
In dem ein himmliſch hehres Bild gewohnt?
War mir des Kummers nicht ſchon g'nug beſchieden?
Ward ſo manch edler, ſchwerer Kampf belohnt?

War's nicht genug, uns aus des Lebens Fülle
Zu drängen in des Ideales Reich?
So trübt Ihr auch die innre, fromme Stille?
Ein ſchuldlos Glück erbebt als Schuld vor Euch!

Und Schrecklichſtes! wenn, beim Verluſt des Lieben,
Das bange Herz noch mit ſich ſelbſt zerfällt!
Wenn ſchwach, von fremder Willkür fortgetrieben,
Selbſtvorwurf ſich zum heißen Schmerz geſellt.

Grauſame! habt Ihr Alles dann genommen,
Ein theures Gut, und des Bewußtſeyns Ruh?
Der Sonnenſtrahl, der kaum mir aufgeglommen,
Erlöſchend ſenkt er ſchon der Nacht ſich zu!

Doch immer kann der wilde Sturm nicht währen
In einer Bruſt, die treu das Gute wählt!
Und ſchwand das Glück, wird doch der Friede kehren,
Wo nur der Wahn, wo nicht das Herz gefehlt.

Und mindeſtens eine Vorbotin des Friedens, die ſanftere Wehmuth, kam in mein zerriſſenes Herz. — Ich konnte in der Länge das Leben in der Welt nicht ertragen, wo ich ehemals mit ihm gelebt hatte, und zog mich in dieſe gott-

geweiheten Mauern zurück. — Hier iſt es ſtiller in mir geworden; und dich, meine theilnehmende Freundin, habe ich hier gefunden. Du, die mir noch den letzten Theil meines kampfvollen Pfades erleichtert. —

Gott hat mir noch die Gnade gethan, daß ich Guido's Spuren, in weiter Ferne, aufgefunden habe; daß ich wie ſein ſchützender Geiſt ihn unſichtbar habe umſchweben, in Stunden der Leiden ihm unerkannt Troſt und Hülfe habe ſenden können! — Und — ich fühle es, — bald vielleicht — wird der Friede Gottes ganz zu mir niederſteigen! — und dort, in jenem Lande, wo Alles Klarheit iſt, dort werden die getrennten Verwandten einander verſöhnt, — ſelig wieder erkennen.

Paola ſchien in einer ſtillen, ahnenden Vorempfindung geſprochen zu haben; ihr tieffühlendes Herz war durch den tiefen Schmerz zernagt. Nur kurze Zeit nach dieſer deutungsvollen Nacht kniete Fiora an dem Sterbelager der armen Paola, die bleich, einer gebrochnen Lilie glich, doch lächelnd ihrer Verklärung entgegen harrte.

In ſtiller Entzückung ſchien ihr Geiſt zuweilen voran hinüber zu dringen in die Gefilde des Lichts und das Wiederſehn mit dem himmliſchen Geliebten zu feiern. Wie ſollten jetzt erſt die Worte der ſterbenden Aebtiſſin durch beider gleiches Schickſal treffend werden:

— — — — —
— Neue, himmliſche Geſänge
Mein entzücktes Ohr vernahm;
Und durch blühende Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. — —

— Ihr ſtilles Grab umſchloſſen die Mauern des Kloſters, das ihr im Leben eine Freiſtatt gegeben hatte.

Fiora war nun einſam. In ſtiller, ernſter Trauer feierte ſie das Andenken ihrer vorangegangenen Freundin; und ihr Sinn machte ſich in dem Prüfungskampfe immer mehr los von dem Reiz, den das Leben ſtets für ihr lebhaftes Gemüth gehabt hatte. — Da ward ſie in einer ſo ſtillen Stunde einſt in das Sprachzimmer gefordert. Ein Fremder wünſchte ſie zu ſprechen. — Es war — Müllinen, — der aus dem Kriege kehrte, — und, von dem Unglück der Nievergeſſenen hörend, eilte, ſie aufzuſuchen.

Zwar ſagte er ihr nicht, daß er gekommen war, ihr ſeine Hand zu bieten, eh' er ihr unauflösliches Gelübde vernahm; allein nur zu wohl ſagte ihr dies ihr Herz; ihre Prüfung war nicht geendigt; ſie mußte fühlen, welch ſeliges Loos ſie an der Seite dieſes Mannes gehabt haben würde, deſſen edle Treue Alles zu übertreffen ſchien. Er blieb fortan in ihrer Nähe und ſtrebte, mindeſtens durch ſeine zarte Freundſchaft ihr verfehltes Leben zu erheitern.

Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft ſagte der großmüthige Walter von Müllinen zu Fiora, daß er ihr einen eben angekommenen Freund vorſtellen werde, mit welchem er auf ſeinen Reiſen einen innigen Freundſchaftsbund errichtet habe. Der Fremde trat ein; und ein ahnendes Gefühl ließ Fioren bald in dieſer edlen Geſtalt, in dieſen herzgewinnenden Zügen den Freund ihrer verklärten Paola erkennen. Er war es wirklich; die Zeit hatte bei ihm die Sache Paola's geführt. Er war von dem edlen Antheil unterrichtet worden,

womit ſie in Stunden ſchwerer Leiden unerkannt ihm Beiſtand geſendet hatte, und mit offnen Vertrauen wandte er ſich an ſie. In Euch, ehrwürdige Frau, ſagte er, darf ich wohl hoffen, eine Vermittlerin meines Irrthums zu finden. Schon in Rom vernahm ich von Eurer nahen Verbindung mit der edlen Paola, mit dieſer Herrlichſten und Gefühlvollſten ihres Geſchlechts, die ich Unglücklicher eine Zeit lang verkannte. Zu meinem Glück hat ſie, wie ich zugleich erfuhr, den Schleier noch nicht genommen, iſt noch nicht durch ein unauflösliches Gelübde an dieſe Mauern gebunden. —

Fiora ſchwieg; ſie kämpfte mit ſich, wie ſie dem Mitleidswerthen die vernichtende Kunde geben ſolle; doch ihre hervorbrechenden Thränen verriethen nur zu bald die Wahrheit.

Erbleichend drang Guido mehr durch ſeine angſtvollen Blicke, als durch Worte, auf nähere Erklärung. Ja, ſagte ſie endlich, ſie iſt dahin gegangen, wo ihr weit feſtere Mauern, als die unſers Kloſters, die Rückkehr in die Welt verwehren, doch wo ſie ein weit ſtilleres Friedensland umfängt.

— Erſt ſpät erholte ſich Guido von dem erſchütternden Schmerze. Sein Genius nahm, von dort an, einen trauervollen, doch einen nur höheren Flug. Um Paola's Grab ſchwebte ſein Geiſt, und mit den herrlichſten Werken ſeiner Kunſt hat er die Kirche geſchmückt, welche die Aſche ſeiner unglücklichen Freundin umſchließt.

VIII.

Die wandernden Verse.

Die Brunnenzeit hatte viel schöne Welt in dem romantischen Badeorte versammelt, der, in steigender Aufnahme, der Gäste jährlich immer mehr anzog. Eine der lieblichsten Blumen im Kranze der Damen war Eugenie von B., eine junge Wittwe von ansehnlichem Vermögen; noch reicher aber an Liebenswürdigkeit, an Talenten und geistreicher Anmuth.

Sie hatte sich ein kleines Haus, von einem lieblichen Gärtchen umgeben, ganz allein gemiethet, und lebte da so eingezogen, als es der gesellschaftliche Geist des Ortes nur gestatten wollte. Im gegenüberliegenden größern Hause dagegen wohnten nicht weniger als drei Liebhaber von ihr auf einmal beisammen. Der eine davon hieß Baron von Wahl, der andere Baron von Flachingen; und der dritte, Julius mit Namen, war ein kleiner blonder Lockenkopf, mit großen, freundlichen himmelblauen Augen, der dreijährige Sohn der Wirthsleute, der die fremde schöne Dame so lieb gewonnen hatte, daß er alle Tage wenigstens zwanzigmal zu ihr herüberlief, und sich in der holdseligen Freundlichkeit, womit sie ihn liebkoste, so glücklich fühlte, daß er Vater und Mutter, ja oft selbst Essen und Trinken darüber vergaß. Man hätte glauben können, das schöne Kind sey der personificirte

Liebesgott, der unzertrennlich bei den beiden feurig liebenden Anbetern wohne. Diese Beiden hatten übrigens, außer dem gleichen Gegenstande ihrer Liebe, nichts Gleiches mit einander, als daß sie in gleicher Etage wohnten; — in Eugeniens Herzen dagegen standen sie keineswegs mit einander auf einer Höhe; denn der fade Flachingen war ihr eben so sehr zuwider, als sie sich unwiderstehlich von der interessanten Wahl angezogen fühlte. Ihrem ersten Gemahl war sie, noch halb ein Kind, ganz ohne Wahl und Neigung, nur nach Familienrücksichten übergeben worden, und hatte daher — wenn auch nicht unglücklich — doch auch nicht glücklich mit ihm gelebt. — Ihr jetzt erst erwachendes Herz fühlte nun das Verlangen zu lieben, und einem geliebten und liebenden Manne anzugehören; sie sehnte sich nach einer eignen Wahl, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn der deutungsvolle Name des Barons ihre Vorliebe geweckt hätte.

Sie hatte diese Nacht unruhig geschlafen. Mancherlei Träume, bunt durch einander schwirrend, hatten ihre Seele beschäftigt; allein in allen war das liebenswürdige Bild Ferdinand's — dies war der Vorname des Freiherrn von Wahl, welchen Eugenie zufällig, ohne daß er es selbst wußte, erfahren hatte, vorherrschend gewesen. Er hatte sie am vorigen Abend aus dem Salon nach ihrer Wohnung begleitet. Wie sie nun beide so unter dem funkelnden Sternenhimmel gewandelt waren, da hatte sie am Arm des hohen schützenden Führers ein wunderbar wohlthuendes Gefühl von Sicherheit empfunden, und oft deutlich an seiner bewegten Stimme zu bemerken geglaubt, wie auch ihm ein höheres Gefühl für sie die Brust beklemme, — eine selige Ahnung, zu welcher

ſie ſchon oft ſeine Blicke, ſein ganzes Betragen berechtigt hatten.

Mit rothen, durch den unruhigen Schlaf erhitzten, Wangen trat ſie in den duftenden Garten heraus, ähnlich dem Morgen ſelbſt, der die thaufunkelnden Blumen und Blüthen mit friſcheren Farben ſchmückte. Sie hatte heute nicht nach dem Brunnen gehen wollen; ſie fühlte ſich zu angegriffen nach der ruheloſen Nacht, um dem wahrſcheinlichen Begegnen des Heimlichgeliebten ſo früh ſchon entgegenzugehen, ehe ſie Zeit gehabt, einige Faſſung zu ſammeln. Sie ging nach der anmuthigen rundgewölbten Laube, wo ſie zu frühſtücken, und ſich dabei ihrer Lieblingsbeſchäftigung, des Leſens oder Schreibens, zu überlaſſen pflegte. Die Morgenluft ſpielte, als ſie ſo zwiſchen den blühenden Stauden dahinging, mit ihrem einfach weißen, doch eleganten Morgenanzuge, und mit den finſtern, heut nur nachläſſig aufgeſchürzten Locken.

Schwermüthig ſetzte ſie ſich in der Laube auf einen überblühten Sitz, und ſtützte das liebliche Haupt in die Hand. Der aromatiſche Geruch des Kaffee's, der ſelbſt den Jasmin und Jelängerjelieber der Laube überduftete, und den ſie ſonſt ſehr liebte, war heut nicht im Stande, ſie aus ihren tiefſinnigen Träumereien zu wecken. Sie dachte ſich nämlich die Möglichkeit, doch wohl zu irren! — von ihm, von dem einnehmendſten der Männer doch wohl überſehen zu ſeyn; — denn wann iſt wahre Liebe ganz von Zweifeln frei?

Leiſe Thränen rannen bei dieſen Betrachtungen über die zarten Wangen; ſie zog ihr Taſchentuch hervor, um ſie zu trocknen, und ließ es dann, nachläſſig in den Händen haltend,

in den Schoos ſinken. Während nun ihre Blicke ſo verloren auf dem feinen Tuche ruhten, — da bemerkte die weibliche Ordnungsliebe (die ſich oft ſelbſt mitten durch die Zerſtreuung der Leidenſchaft geltend macht) — daß dies Tuch nicht das ihrige ſey.

Und dies verhielt ſich nämlich ſo: Eugenie und Baron Wahl hatten, als ſie geſtern Abend im Salon neben einander ſaßen, und allzuſehr vertieft in das wechſelſeitige Geſpräch waren, beide ihre Taſchentücher auf den Sitzen liegen laſſen; der dienſtfertige flinke Marqueur hatte ſie ihnen zwar gleich nachgetragen, und noch am Ausgange überreicht, aber nicht, wie er meinte, Jedem das ſeine, ſondern Jedem das des Heimlichgeliebten. —

Eugenie ſah, ahnend den Zuſammenhang, auf die Ecke des Tuchs und fand ein W. darin gezeichnet. — Seltſamer Zufall! rief ſie aus, indem ein leichtes Erröthen ihr liebliches Geſicht überflog, muß mich denn heut Alles an ihn erinnern? an ihn, den ich vielleicht lieber vergeſſen ſollte! —

Doch trocknete ſie, — in Gedanken, — gleich noch einmal die ſchönen Augen mit dem Tuche des gefährlichen Freundes; — und drückte es, — ebenfalls in der Zerſtreuung, — mit einer leiſen Bewegung — an die zarte aufwallende Bruſt.

Da ſprang plötzlich der kleine blauäugige Amor in die Laube, ein weißes halbbeſchriebenes Blatt in der Hand, das er wie triumphirend in die Höhe hielt, und dabei rief: Da bring ich dir wieder etwas, liebe Dame!

Er pflegte nämlich Alles, was ihm nur in den Weg kam und irgend hübſch dünkte, zu Hauſe fortzutragen und zu

Eugenien zu bringen, die nur immer zu thun hatte, dieſe gar nicht abzuwendenden Zeichen ſeiner Liebe wieder hinüber zu ſchicken.

Dießmal war ſie nicht ſo ehrlicher Geſinnung; denn als ſie kaum einige Zeilen von den Verſen geleſen hatte, die auf dem Blatte ſtanden, und die: An Eugenien überſchrieben, keinen Zweifel über die Eigenthümerin ließen, als ſie den Inhalt zu anziehend fand, um ihn zurückgeben zu wollen; ſo nahm ſie, im Gegentheil, den kleinen Entwender auf ihren Schoos, drückte das Lockenköpfchen und das roſige Aepfelgeſichtchen an die Bruſt, und überhäufte den erfreuten Liebling mit Küſſen und Liebkoſungen. Wenn jetzt ein Maler in die Laube geblickt hätte, er müßte ein treffliches Modell für die Göttin von Paphos und ihren ſchönen Sohn, in dieſen Beiden gefunden haben.;

O Gott! rief jetzt Eugenie, als ihre freudige Ueberraſchung endlich Worte gefunden hatte, — ich Glückliche! Ja, es iſt kein Zweifel, es iſt von ihm, dies zarte, ſeelenvolle Gedicht, obgleich ſein Name nicht unterzeichnet iſt, — ganz trägt es ſeinen Charakter! — Nicht wahr, mein Julius? wandte ſie ſich wieder liebkoſend zu dem Kleinen, du bringſt mir das von dem Baron?

Ja, von dem Baron, — wiederholte das Kind, und ſah ſie dabei mit den großen blauen Augen ſo treuherzig an, daß es ihr war, als verſichere ſie der Mund der Unſchuld ihres Glücks. — Vorſichts halber fing ſie aber doch an, ihn um die näheren Umſtände zu befragen, und der kleine Getreue berichtete nun, in ſeiner gebrochenen Mundart, wie der fremde Herr vorhin unter der Acacie im Hofe geſchrie-

den habe, dann Beſuch gekommen ſey, und, während er dieſem entgegengegangen, und mit ihm geſprochen habe, das Blatt vom Winde weggeführt worden ſey; er, Julius, habe es aufgefangen, und ſey geſchwind damit herübergelaufen.

Und der Baron hat es wirklich geſchrieben? fragte Eugenie nochmals.

Ja, ja, der Herr Baron! verſicherte der Kleine wieder, und nickte dabei bekräftigend mit dem lockigen Köpfchen.

Nun entſtand freilich die bedenkliche Streitfrage: Welcher von den beiden Baronen? da es der unangenehme Flachingen nicht minder war, als der anziehende Wahl, und beide nur unter dieſer Benennung dem Kinde bekannt waren. — „Nicht wahr, der mit der ſchwarzen Kleidung?“ fragte Eugenie.

Ja, ja! antwortete Julius freudig, gerade der!

Mit den braunen Haaren? fuhr die tiefdenkende Inquiſitorin fort. —

„Ja! rief der Befragte immer eifriger — der Große, Schöne — er hat — wart, ich will ihn gleich noch einmal anſehen!

Damit ſprang der kleine unſtäte Liebesgott hinweg, und wieder nach ſeinem älterlichen Hauſe hinüber, um treuherzig die gewünſchten Merkzeichen einzuſammeln; ehe ſich die zerſtreute Liebende nur beſann, ihn zurückzurufen, war er ſchon außerhalb der Gränzen ihres Gebiets; zum Glück hatte ſie ſeine letzten Worte nicht gehört, ſonſt hätte ſie wohl ſein Beobachtungsplan ſehr geängſtigt; und zum Glück traf er auch keinen der zu beobachtenden Herren mehr zu Hauſe.

Als ſich Eugenie aber recht beſann, fiel es ihr ein,

wie sie doch eigentlich den Kleinen um gar nichts recht Bezeichnendes gefragt hatte; denn schwarz gekleidet gingen zuweilen beide; hatten auch beide braune Haare, und waren groß von Wuchs, und ob der Schönheitsgeschmack ihres kleinen Lieblings gerade mit dem ihrigen übereinstimme, das war doch auch nicht eben ausgemacht; vielleicht hielt er den faden Flachingen für schön, und er war der Schreiber gewesen! — „Doch nein! nein, das ist nicht möglich!“ rief sie aus. Es muß von ihm, von ihm seyn, das zartsinnige, herzvolle Gedicht, zu wahr spricht sich sein ganzes Wesen in jeder Strophe aus! — Und — so entschieden erklärt er mir die zärtlichste Liebe in dem Gedicht? — Nein, undankbar wär' ich gegen das Schicksal, und gegen ihn, wenn ich die Hand eines solchen Mannes ausschlagen wollte! — Nein, wahrlich, hat der Liebesgott dein Herz getroffen — fügte sie lächelnd hinzu, das Gedicht wieder überblickend — so traf er auch das meine! — Bei Gott! ich glaube, mich selbst ergreift die poetische Laune! Laß sehen, Eugenie! auch dir waren ja sonst die Musen zuweilen hold; ob dir nicht eine Antwort auf die lieblichen Verse glücken sollte. Sie dichtete, und las die Verse halblaut, sich selbst oft mit Ausrufungen unterbrechend. —

Eugenie glaubte, wie es sich versteht, allein zu seyn, als sie diesen vielhaltigen Monolog aussprach; allein den einen ihrer Anbeter hatte die Ungeduld, die schöne Nachbarin zu sehen, nicht allein schon aus seinem Hause, sondern herüber auf ihr Gebiet geführt. Und da man, um in ihre kleine Wohnung zu gelangen, durch den Garten gehen mußte, so trat er in dies morgentlich blühende Heilig-

thum, und nahte ſich der Laube, als er etwas von Eugenien's weißem Gewand daraus hervorſchimmern ſah; als er aber ihre begeiſterten Ausrufungen über das Gedicht hörte, ſo blieb er unwillkürlich in freudiger Ueberraſchung ſtehen, und hörte mit verzeihlicher Neugier Alles an, was ſie darüber ſagte, und was ſein Herz mit doppeltem Entzücken füllen mußte, denn giebt es wohl einen glücklicheren Zuſtand, als wenn der Sieg des Dichters zugleich den Sieg des Liebhabers entſcheidet? Der Hörende glaubte in dieſem Falle zu ſeyn.

Es war aber — — nicht der erwählte Wahl, ſondern — der gute, für ſo flach gehaltene Flachingen! — In ihm erhob ſich jetzt, mit dreiſter Zurechnung, der Stolz des Dichters, mit der Beſeligung des Liebhabers zugleich; o Macht der Dichtkunſt! rief er für ſich aus; wie ſchnell weißt du doch die Gefühle eines verſtellten Weiberherzens zur Sprache zu bringen! Wie ſtellte ſie ſich immer gleichgültig und abgemeſſen; und jetzt mit einem Mal das völlige Geſtändniß? Glücklicher Einfall, daß ich verſuchte, ihr mein Herz in Verſen zu offenbaren!

Als ſie aber die Feder niederlegte, und nun das feine weiße Blättchen mit ziemlicher dichteriſcher Zufriedenheit durchlief, — das ſo zart war, als ihre Empfindungen; — da trat der glückliche Dichter ſelbſt hervor, mit freudeglänzendem Geſicht — und fragte, wie ſie geſchlafen? und — nicht ohne Bedeutung — wie ſie den Morgen hingebracht? — Ihr mit klaren Worten merken zu laſſen, daß er ihr Geſtändniß gehört, erlaubte ihm die Artigkeit nicht.

Die holde Dichterin blickte aber höchſt unangenehm überraſcht auf, bei der liebreichen Begrüßung ihres Kunſtver-

wandten, und rief unmuthig bei Seite: O fatal! muß der mich eben ſtören!

Ihm aber antwortete ſie ſehr kalt, daß ſie gut geſchlafen, und ſich ſo eben in der Einſamkeit recht wohl befunden habe. —

O das glaub' ich, flüſterte der Dichter für ſich. — Aber ſie iſt ſichtbar betroffen, in dieſer Stimmung überraſcht zu werden. — Und wie, meine Gnädige — Verzeihung meiner Theilnahme! — haben Sie ſich denn dieſen Morgen über beſchäftigt? —

Das — das, erwiederte Eugenie — zerſtreut vor ſich niederblickend, — kann ich ſo eben nicht ſagen. —

O die liebliche Schüchternheit! rief Flachingen für ſich; — ſie ſchämt ſich ihrer holden, zärtlichen Regungen. — Vielleicht, meine gnädige Frau — fragte er mit ſchlauem Lächeln, vielleicht mit Poeſie? — ſie ſcheint großen Reiz für Sie zu haben. —

Ja! ja mit Poeſie! rief Eugenie ärgerlich ausbrechend — und Reiz, den hat ſie auch für mich! denn ein geiſtreiches Gedicht von wenigen Strophen iſt mir zehnmal lieber, als ein ſtundenlanges fades Geſchwätz!

O glücklicher Flachingen, jauchzte der Dichter in ſeinem Innern; und laut ſprach er, ſich mit galanter Kühnheit der Dame nähernd: Nun dann, meine ſchönſte gnädige Frau! ſo hören Sie denn, was ich längſt habe ſagen wollen! — ſo laſſen Sie die Poeſie — —

In Wirklichkeit übergehen! — hatte er eigentlich ſagen wollen; allein die Kunſtfreundin wandte ſich ſo ungeduldig von ihm ab, daß ihm das Wort im Munde ſteckte; „nein,

ich kann den unerträglichen Menſchen jetzt nicht länger dulden," rief ſie bei ſich, „jetzt gerade, in dieſer ſchönen heiligen Stimmung!" —

Und als nun Flachingen, mit immer ſteigender Kühnheit, ihre ergriffene Hand feſthielt, und ſo überzärtlich küßte, da hielt ſie ſich nicht länger; heftig riß ſie ſich los, und, unter der Verſicherung, daß ſie heftigen Kopfſchmerz habe, und heut Niemand ſprechen könne, eilte ſie in das Haus, die Thür hinter ſich ſchließend.

Da flieht das holde verſchämte Kind! lächelte Flachingen, ihr nachblickend. — O wie doch Sittſamkeit das weibliche Geſchlecht verſchönert!

Aber ſo entrüſtet hatte Eugenie'n Flachingen's Kühnheit, daß ſie bei der Eile ihrer Flucht ſelbſt das köſtliche Blatt zurückgelaſſen hatte; den unwiderlegbaren Zeugen ihrer Gefühle für den Dichter, für den ſie freilich den heimlichgeliebten Wahl hielt. Denn Flachingen dafür zu halten, war ihr auch nicht im Traume eingefallen; weßhalb ſie auch ſeine Anſpielungen ſo gar nicht verſtanden hatte. Dieſes Kleinod fiel nun unmittelbar in die Hände ihres entzückten Anbeters. Von der Fliehenden fielen ſeine Augen ſogleich auf dieſe Trophäe ſeines Siegs; er las: An F. — — Flachingen! ergänzte der Entzückte, nach aller Wahrſcheinlichkeit; die Schreiberin hatte freilich eigentlich: An Ferdinand damit gemeint, und in dem Sinn zarter Liebe, ſelbſt der lebloſen Feder nicht einmal den geliebten Namen ganz anzuvertrauen gewagt.

Flachingen las weiter, und fand ganz die treue Beantwortung ſeines Gedichts in den nachfolgenden Strophen:

„Hat der Gluthpfeil dich getroffen,"
(Flachingen hatte dieſe Idee in ſeinen Verſen geäußert.) —

„O er traf auch mich zugleich!
Laß denn, laß vereint uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!"

Wenn dies nicht beſtimmt geſprochen hieß, ſo war es nichts in der Welt, und man durfte nicht weniger eigenliebig ſeyn, als es der gute Flachingen im Grunde war, um ſeine ausgeſprochenen Wünſche für völlig erwiedert zu halten.

Sorgfältig barg der Glückliche das theure Blatt in ſeinem Portefeuille, und wandelte in dem behaglichen Gefühle ſeines ganz geſicherten Beſitzthumes vor der Wohnung der Erwählten hin und wieder! als auch ſein Nebenbuhler mit der unruhigen Eile der Liebe in den Garten trat, und auf die Wohnung zuging. —

Allein Flachingen trat ihm in den Weg, und fragte mit entſchiedenem Tone: Wohin ſo eilig, Baron Wahl?

Zu Frau von Berg, Baron Flachingen, erwiederte jener eben ſo beſtimmt.

Iſt nicht zu ſprechen, erklärte Flachingen im vorigen Tone.

So? haben Sie vielleicht ſchon dieſe Erfahrung gemacht? frug Wahl mit einem, beinahe etwas ſpottenden Lächeln.

Ich nicht, rief der gereizte Flachingen, ich habe ſie ſo eben geſprochen.

Und darf ich dann fragen, ſagte Wahl, ebenfalls ſcharf, welches Recht Sie haben, mir das Glück ihres Anblickes ſo ganz abzuſprechen?

Welches Recht? Es giebt Rechte in der Welt, lieber Wahl, — ſagte nun Flachingen geheimnißvoll, die mehr noch, als durch perſönliche Vorzüge, wie Liebenswürdigkeit, äußeres Anſehen u. ſ. w., durch Talente ſchnell hervorgebracht werden. So darf ich ſagen, daß ich nie bei Damen unglücklich geweſen bin, indem ich — —

O der entſetzliche Narr! — rief Wahl ungeduldig für ſich, — daß er mich eben jetzt mit ſeinem Geſchwätz aufhält! — Recht gut, lieber Flachingen! ſetzte er laut hinzu, ſprechen wir ein andres Mal davon! jetzt muß ich eilig zu Frau von Berg.

Mit dieſen Worten wollte er in Eugeniens Wohnung; allein Flachingen vertrat ihm förmlich den Weg, und rief mit Autorität: Ich habe Ihnen geſagt: das können, das dürfen Sie jetzt nicht!

Das geht zu weit! rief Wahl; noch einmal jetzt im Ernſt! welches Recht haben Sie in dieſem Tone zu ſprechen?

Ich habe nur das kleine Recht, erwiederte Flachingen langſam und betonend — daß Eugenie ſeit einer halben Stunde als meine Braut zu betrachten iſt. —

Iſt das zum Lachen, oder zum Raſendwerden? rief Wahl halblaut für ſich. —

Der arme Menſch, er könnte es ſich wirklich zu Kopfe ziehen, ſagte Flachingen für ſich; ich will ihm nur lieber Alles deutlich eröffnen. — Hören ſie doch, Lieber, Beſter; — ich habe Frau von Berg meine Liebe in einem Gedichte ausgedrückt.

In einem Gedichte, Sie? — frug Wahl, in dem für

dieſen Augenblick das Lachen die Oberhand über den Aerger zu gewinnen ſchien.

Ja doch, Lieber! — fuhr Flachingen fort, Sie entſinnen ſich vielleicht der Stelle aus einem älteren Dichter:

„In Verſen, mein Ismen, in Verſen ſchreib' an ſie!
Siegſt Du durch Verſe nicht, Ismen, ſo ſiegſt Du nie!"

Aber bemerken Sie auch, ſagte Wahl, daß der geiſt- und witzreiche Gellert dieß nur im Scherz geſagt hat; und erinnern Sie ſich auch der Antwort, die der dichtende Ismen erhalten hat? *)

Auf mein Gedicht, erwiederte der Erzähler, ohne ſich an Wahl's Beleſenheit zu kehren, hab' ich die ſchmeichelhafteſte Antwort erhalten. Ganz unverhehlt hat mir die ſchöne Frau die allerzärtlichſten Regungen für mich eingeſtanden; ſie —

Tod und Teufel! brach hier Wahl aus, bei dem der Ernſt wieder furchtbar die Oberhand gewann, — was ſprechen Sie da für unſinniges Zeug? von einer Dame — die — ich ehre.

Beſter Baron, faſſen Sie ſich doch, bat Flachingen — Mein Glück — mein Gedicht — —

O ich will auch dichten! unterbrach Wahl ihn wild — Auf: Wahl reimt: Stahl!

Was wollen Sie damit ſagen? frug der glückliche Liebhaber ganz betroffen — — —

*) Dieſe Antwort lautet in dem Gellertſchen Gedicht wörtlich: Mein Herr, Sie ſind nicht klug.

Nun wenn das noch nicht deutlich genug gesprochen ist! rief der ergrimmte Wahl! — das will ich damit sagen, daß Sie sich mit mir schlagen müssen!

Aber, mein Gott! rief Flachingen ängstlich, was kann ich denn dafür, wenn ich es nun aus ihrem eigenen Munde gehört, ja von ihrer eigenen Hand geschrieben bei mir habe? —

Er langte bei diesen Worten schon nach dem sorgfältig verwahrten Blatte.

Von ihrer Hand? Geschrieben? tobte Wahl, und riß dem bestürzten Flachingen das Blatt aus der etwas bebenden Hand, das dieser nun aus seinen Hüllen herausgewickelt hatte.

Aber Todesblässe bestreifte das Gesicht des Lesenden, als er nun wirklich Eugenien's Handschrift erkannte, die er schon bei einer zufälligen Gelegenheit gesehen, und mit der Gedächtnißtreue der Liebe sich eingeprägt hatte. —

Es ist wohl besser, den Ungestümen jetzt allein zu lassen, sagte Flachingen für sich; denn in der Leidenschaft kennt sich der Mensch selbst nicht. —

Er entfernte sich bei diesen Betrachtungen behutsam aus dem Garten.

Seine Leidenschaft für Eugenien nämlich war nicht so stark, daß er sein Leben, — welches er überhaupt in ziemlich hohem Grade liebte, — deßwegen hätte in Gefahr setzen sollen; ihrer persönlichen Annehmlichkeiten sowohl, als ihres Vermögens wegen, schien sie ihm eine vortheilhafte Parthie. Vorzüglich aber spornte ihn seine Eitelkeit zu der Bewerbung; denn da er sich bei Damen überhaupt für unwiderstehlich

hielt, ſo war es ihm jetzt darum zu thun, bei der für ſo geiſtvoll bekannten Eugenie einmal eine recht glänzende Eroberung zu machen, — und ihres Geiſtes wegen war er auch auf den Einfall gekommen, ſich in der Dichtkunſt zu verſuchen, und ſo gleichſam durch die Defileen des Geiſtes die Feſtung ihres Herzens zu überraſchen.

Jetzt, als er ſich von dem ſchlagluſtigen Wahl entfernt, dachte er darauf, lieber zu einem Rechtsgelehrten zu gehen, und mit dieſem zu überlegen, was etwa in der Sache zu thun ſey? der gefälligen Feder mehr vertrauend, als dem ſtarren, unbiegſamen Degen; auch beiläufig das Ohngefähre des Ehecontracts zu beſprechen.

Wahl indeß blieb, alle Furien der gekränkten, der verzweifelnden Liebe in der Bruſt, auf der Stätte zurück, wo er den Todesſtreich aller ſeiner Hoffnungen empfangen hatte. Zehnmal durchlas er das verhängnißvolle Blatt, und mußte ſich immer von neuem überzeugen, daß die verhaßte Nachricht kein Traum ſey. — „Nein, iſt es möglich?“ rief er — kämpfend zwiſchen Schmerz und Erſtaunen, — „iſt es möglich, daß dieſe ſo geiſtreiche, ſo gefühlvolle Frau den faden, eingebildeten Geck lieben kann? — Und wie er zu einem ſo guten, ihr Herz gewinnenden Gedicht gekommen ſeyn ſoll? begreif' ich auch nicht! — O Gott, Eugenie!“ brach er dann wieder in rührender Wehmuth aus, — „ich liebte dich ſo aufrichtig und wahr! und du haſt ſo grauſam geſpielt mit meinem Herzen? Warum erweckteſt du fruchtloſe Hoffnungen in mir? — O Gott, wie ſchwärmte ich noch vor einer Stunde für dich! — Dies theure Pfand, dies Tuch“ — er zog dabei Eugeniens Taſchentuch aus dem Buſen,

wo er es nahe, dem für ſie glühenden Herzen bewahrt hatte. — Auch ihm war dieſen Morgen die Verwechſelung bemerkbar geworden, doch nur an der in die Augen fallenden Stikkerei. — „Ich kam", fuhr er fort, „nicht, um es dir zurückzugeben, — nein, um es als unſchätzbares Geſchenk von dir zu erbitten! — Jetzt geh' nur hin, leichtes Geſpinnſt! ſo leicht als der Sinn deiner Beſitzerin!"

Er ließ bei dieſen Worten, mit einem Rückfall von Wuth, das Tuch aus einander flattern, es nur noch an einem Ende feſthaltend; die Luft entfaltete es, und — heraus floz ein beſchriebenes Blatt.

Schnell beugte ſich der Liebende darnach, und mit ängſtlicher Haſt überflog ſein Auge das Blatt; doch ehe er noch Geduld gewann, die darauf ſtehenden Verſe zu leſen, war ſchon die Ueber- und Unterſchrift hinreichend, ihn — furchtbar zu beſchäftigen. An Eugenien lautete die Ueberſchrift, und mit einem zierlichen: „von Flachingen" war es förmlich unterzeichnet. —

Alſo," — rief Wahl — „ſo theuer ſind ihr ſeine Zeilen, daß ſie ſie unzertrennlich in ihrem Taſchentuche verborgen mit ſich herumträgt. — Nun, ſo laß doch ſehen, worin der Zauber dieſer Verſe liegt!" — Und mit vorſätzlicher Geduld las er die ganzen vier Strophen des Gedichts. — „Nun, bei Gott!" rief er dann, und lachte bitter auf, — „wenn ſolche Poeſie dein Herz gewinnen kann, Eugenie, ſo hätt' ich es wohl auch wagen können, dir meinen unbedeutenden Verſuch zu überreichen; er ſchien mir zu ſchlecht, doch ſolchen Wettſtreit hätte er allenfalls beſtehen können." —

Während ſich der unglückliche Liebhaber ſo mannichfach

abmühte und quälte, war Eugenie in der Haft ihres Zimmers durch die Nähe des so verhaßten Flachingen, gleichsam wie in einer eingeschlossenen Burg gehalten worden; als sie, durch die Gardinen lauschend, gewahr ward, daß sich die handelnden Personen auf dem blühenden Schauplatz verändert hatten, und statt jenes abstoßenden, ein anziehender Gegenstand aufgetreten war; da war der Kopfschmerz gleich so artig sich zu empfehlen; sie warf ihren leichten Morgenschawl recht malerisch um sich, und erwartete Wahl's Eintritt jede Minute. —

Als er aber nicht kam, als sie, wieder durch's Fenster blickend, ihn in so sichtbar unruhiger Bewegung sah, da überwand die wahre Neigung, die sie für ihn hatte, jede weiblich-furchtsame Bedenklichkeit, und sie eilte hinab, ihm theilnehmend Beruhigung zu bringen.

Allein ganz verwundert war sie, als sie im Nahekommen sah, daß sich diese leidenschaftlich-unmuthige Stimmung gegen sie kehrte. Mit auffallender Kälte grüßte er sie, und bat um Verzeihung, daß er sie in ihren — wahrscheinlich dichterischen Morgenbetrachtungen störe, da sie, wie er unläugbare Beweise habe, die Dichtkunst sehr liebe. —

O ja, die Dichtkunst lieb' ich allerdings, lächelte Eugenie, ganz befremdet über den sonderbaren Eingang.

O der glückliche Dichter! rief Wahl, dem es vergönnt ist, seinem Gefühl auf diese Art wirksamern Ausdruck zu geben!

Wohl! versetzte Eugenie, mit einem leichten Erröthen, — ist dies nicht die zarteste Sprache für tiefe, heilig bewahrte Gefühle?

O herrlich!! rief der Verzweifelte mit ſeinem bittern, beinahe wilden Auflachen, — und der zugleich die edle Dreiſtigkeit beſitzt, ſein ſchönes Machwerk der Gefeierten zu überreichen! —

Immer verwunderter über die ſeltſamen Reden, blickte Eugenie den Sprechenden an; mancherlei Möglichkeiten durchkreuzten ſich in ihren Gedanken. Sollte ihr Blatt in ſeine Hände gefallen ſeyn und ihm den Beſitz des ſeinen verrathen haben? — Allein wie könnte er deßhalb ſo böſe ſeyn? — Die Sorge um dies vorhin in der Eil vergeſſene Blatt hatte ſie ſchon oben beſchäftigt, und gleichwohl traute ſie ſich jetzt nicht, von Wahl zu gehen und es zu holen. — Auf jeden Fall machte die Furcht, ihm wehe zu thun, daß ſie halbſchüchtern ſagte: Zuweilen führt auch die Luft des beſcheidenſten Dichters Werk in die Hände der Freundin. —

Die Luft! die Luft! lachte Wahl noch wilder, — und die Luft birgt es auch wohl ſorgfältig-zärtlich in die battiſtnen Taſchentücher?

Nein, iſt er denn ganz wahnſinnig geworden? dachte Eugenie für ſich; gleichwohl der ſichtliche Anblick, wie ſehr er litt, wie die tödtliche Bläſſe des zerreißendſten Schmerzes immer einmal über das andere ſein Geſicht überzog, hielt jeden Ausbruch von Empfindlichkeit in ihr zurück, und ſie ſagte mit der mildeſten, gefühlvollſten Stimme: Lieber Baron, — um alles in der Welt —?—

„O nicht dieſe Sanftheit, gnädige Frau!“ — unterbrach ſie Wahl mit nicht mehr zurückzuhaltender Heftigkeit, ſprechen Sie unverſtellt mit dem Manne, dem Sie das Herz zerriſſen haben, den Sie mit dieſen falſchen einſchmei-

chelnden Sirenentönen zu Hoffnungen erweckt hatten, die Sie nun ſchonungslos einem Elenden, einem Ihrer ganz unwürdigen Thoren zum Opfer bringen! —

Nein, das iſt zu arg! rief Eugeniens Ehrgefühl bei allen dieſen beleidigenden Worten. — Baron, ſagte ſie mit Würde, — auf ſolche Sprache hab' ich keine Antwort; — und zugleich wandte ſie ſich ernſt von ihm hinweg, zu gehen.

Nun hier — rief er — doch etwas beſtürzt durch ihr beleidigtes Abwenden — hier iſt ja das flugwürdige Zeugniß meines Unglücks!

Er reicht ihr dabei das Blatt hin: allein Eugenie wollte nicht darauf achten, ſondern verfolgte ihren abgewandten Weg. O Gott, Eugenie, rief er nun, überwältigt, mit dem hinreißenden Tone der wahrſten, tiefſten Leidenſchaft — wende Dich nicht ſo von mir, Weib, um das ich mein Herzblut hingegeben hätte! und verzeih', wenn der Schmerz, mich von Dir verſtoßen, verrathen zu ſehen, meine Ausdrücke minder ſchonend machte!

Dieſe Worte, dieſe Stimme wirkten auf das Herz der Beleidigten. Sie warf die Augen auf das Blatt, von dem ſie Aufſchluß erwartete; ſein Inhalt zog ſie an; unwillkürlich ſpielte eine Anwandlung von Lachen um den reizenden Mund, als ſie es durchlas; allein ſchnell durchdrang ihr weiblicher Scharfſinn den ganzen Zuſammenhang; Flachingen hatte nämlich, nach ſeiner Meinung ſehr ſinnreich, den Abend vorher im Salon ſein Geiſtesproduckt in Eugeniens Taſchentuch verborgen; und dies war, ohne daß die Arme ein

Wort davon erfuhr, durch die Verwechslung des Marqueurs in Wahl's Hände gekommen.

Und nun, da ihr wieder leicht um das Herz war, sann sie auf eine schelmische Strafe für den eifersüchtigen Liebling, der sich in seinem übereilten Argwohn ein so ungerechtes, so beleidigendes Betragen gegen sie erlaubt hatte.

„Ei, seht, das wußt' ich nicht, Sie haben heißes Blut!" sagte sie leise für sich, — und das muß anders werden. — Er hatte ihr aber auch zugleich in dieser Aufregung das förmlichste, bündigste Liebesgeständniß gethan, das ihre heimliche Sehnsucht bisher nur hatte wünschen können, und dies milderte seine Strafe in Etwas.

Alles Lachen schnell unterdrückend, sagt sie, das Blatt sorgfältig zusammenlegend: Ja, ich läugne nicht, daß dies Gedicht außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat; allein auch außerdem würde Baron Flachingen ohne Zweifel mein Herz gewonnen haben. —

Wie? wirklich? — O ich Unglücklicher! brach Wahl wieder aus.

Wollen Sie mich ruhig anhören, Baron? oder soll ich mich entfernen? fragte Eugenie wieder mit imponirendem Ernst — und der zerknirschte Wahl schwieg ehrerbietig.

Baron Flachingen, fuhr sie fort, besitzt solche Eigenschaften, wie sie zu dem Glück einer Gattin erforderlich sind: Er ist sanftmüthig —

Wahl seufzte betroffen.

Er ist von keiner tollen Eifersucht geplagt; von keiner übereilten Hitze, — denn glauben sie wohl, Baron, daß ein

Betragen, wie das Ihrige vorhin, geeignet ſey, ein fein fühlendes, wohlerzogenes Weib glücklich zu machen?

Wahl, die Wahrheit des Vorwurfs fühlend, erröthete jetzt eben ſo ſehr, als er vorhin vor Zorn und Schmerz erblaßt war.

Hören Sie jetzt ſein inhaltvolles Gedicht! beſchloß Eugenie — dieß hatte die Schelmiſche noch als härteſten Strafpunkt für ihn aufgeſpart und als Büßungsprobe für ſeine reumüthige Geduld.

Sie las mit Pathos und verſtelltem Wohlgefallen Flachingen's Gedicht:

Es iſt nicht gut, mein ſchönes Kind,
Daß ſo allein du lebſt.
Drum rieth ich dir, daß du geſchwind
Mir's liebe Händchen gäbſt.

Dich aus dem traurig led'gen Stand
Zu führen; glücklich dich
Zu machen; mit dem Roſenband
Zu feſſeln, ſchickte mich

Hierher der Liebesgott nach Brauch;
Geworfen ſein Geſchoß
Hat er auf mich; auf dich doch auch?
Das iſt des Schickſals Loos.

Und daß du ſieh'ſt, ich ſpreche wahr
Vom ſüßen Eheband;
So ſtell ich von Perſon mich dar,
Und bitt' um deine Hand.

Wahl's richtiges äſthetiſches Gefühl litt beinah eben ſo viel bei dieſem Vortrag, wie ſein Herz, doch heldenmüthig beſtand er die Probe der Büßung. — Eugenie, davon gerührt, und den größten Beweis wahrer Liebe in ſeiner Selbſtverläugnung erkennend, ſagte nun milder: Und glauben Sie wohl, lieber Wahl, daß Flachingen in wüthender Eiferſucht entbrennen würde, wenn ich z. B. ein anderes Gedicht empfangen und dieß poetiſch beantwortet hätte?

Sie ging bei dieſen Worten ſchnell in die Laube, — der ſie ſich im Sprechen genähert hatten — um ihr Blatt zu holen, — und das ſeinige hervorzuziehen, denn ſie hatte dies, nicht minder zärtlich ſchwärmend als ihr Liebhaber, nahe dem Herzen geborgen; daß ſie das ihrige nicht fand, ſtörte ſie in dieſen erhabenen Augenblicken nicht, ſie wußte es auswendig, oder beſſer, nach franzöſiſcher Mundart zu reden: par coeur. —

Sie hielt den Ueberraſchten ſein Blatt vor die Augen, das die folgenden Strophen enthielt:

Iſt die Freiheit mir entrungen?
Sie, des Mannes Ruhm und Heil?
Ach ich fühl's! er iſt gedrungen,
Tief ins innre Herz, der Pfeil!

Und ich kann nicht mehr geſunden. —
Doch, ſind Ruh' und Freiheit hin,
Fänd' ich lindernd meine Wunden,
Eine milde Herrſcherin!

Auf dieß Gedicht paßte nun unſtreitig noch weit mehr als auf jenes, Eugeniens Antwort:

Hat der Gluthpfeil dich getroffen,
O er traf auch mich zugleich!
Laß dann, laß vereint uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!

Wenn ich nun, sagte Eugenie lächelnd, während sich des Erstaunten Blicke auf seine Handschrift hefteten, auf dieß Gedicht antworte:

Hat der Gluthpfeil dich getroffen?
O er traf auch mich zugleich.

Wie ein Nebel schien es jetzt von den Augen des Verblendeten niederzufallen, und der Blick innigster Liebe, den Eugenie auf ihm ruhen ließ, vollendeten seine Enttäuschung. Er stürzte ihr zu Füßen, und Entzücken, Reue und Beschämung sprachen wechselnd aus ihm; als sich, doch nur halblaut und schüchtern, noch der einzige Zweifel erhob: Wie doch ihr Gedicht ganz deutlich mit einem F., folglich Flachingen, überschrieben gewesen sey.

O Ferdinand! rief Eugenie mit dem Accent der tiefsten, seelenvollsten Zärtlichkeit; wie seyd ihr Männer doch so ganz unfähig, ein liebendes weibliches Herz zu verstehen!

Der glückliche Bund war geschlossen. Das Erstaunen des mit sich selbst so sehr zufriedenen Flachingen bedarf keiner Schilderung; doch tröstete ihn bald eine andere, wenn auch nicht geistreiche, doch reiche Verbindung. Der kleine Liebesgott und Liebesbote aber zog mit dem liebenswürdigen Ehepaare, damit da, wo Hymen Herrscher ward, auch Amor nicht fehle.

Aber noch lange nachher ſagte Eugenie zu ihren glücklichen Gemahl: Nein, Ferdinand, Beſcheidenheit iſt eine ſchöne Tugend, nur muß ſie nicht zu einer ſo verblendeten Eiferſucht führen, die dich ſogar verleiten konnte, mir einen ſo entſetzlich ſchlechten Geſchmack in der Dichtkunſt zuzutrauen.

IX.

Das Militär.

Nach einer stürmevollen Jugend kehrte der Freiherr Maximilian von Eschingen zu seinen friedlichen Besitzungen zurück. — Er hatte schon einen weiten Weg hinter sich und sah sich dennoch immer noch in beträchtlicher Entfernung von dem Ziel seiner Reise; als er sich einst bei einbrechendem Abend von einer heftigen Unpäßlichkeit überrascht fühlte, die ihm das Weiterreisen höchst beschwerlich machte. Die Stadt, die er hatte vor Nacht erreichen wollen, lag noch entfernt, selbst seinen Diener hatte er um einiger Besorgungen willen im letzten Orte zurückgelassen, und so befand er sich mit dem unbeholfnen Postillon allein in einer weiten baum- und dorflosen Feldgegend. Höchsterfreulich war es ihm daher, als er im Abendroth, gegen das sie fuhren, einen ländlichen Kirchthurm emporsteigen, und bald darauf ein freundliches umbüschtes Dörfchen im ebnen Felde liegen sah.

Er beschloß hier zu übernachten. Sie kamen an; es war ein armes protestantisches Dörfchen; und die Herberge darin so abschreckend schlecht, daß er sich hier geringe Bequemlichkeit versprechen durfte. Er besann sich nicht lange, sondern aus mancher Lage seines frühern Lebens bereits daran gewöhnt, aus der Noth eine Tugend zu machen, gebot er dem Postillon

kurz, nach dem Pfarrhauſe zu fahren und dort für einen Reiſenden um eine Nachtherberge zu bitten.

Er hatte dabei ſeinen Familienamen genannt. Der Geiſtliche, ein ſchon bejahrter gutmüthiger Mann, hätte auch wohl einem namenloſen Fremden die Pflichten der Gaſtfreundſchaft nicht verſagt, allein da er noch aus den Jahren ſeines Hofmeiſterſtandes eine beſondre Hochachtung gegen adelige Namen hegte, ſo war ihm die Nennung eines ſo bekannten, ſehr angeſehnen Geſchlechts doch doppelter Beweggrund zu der beſten Aufnahme des Fremden. Er ging ſogleich ſelbſt an den Wagen, den Herrn Baron willkommen zu heißen und in ſein Haus zu führen. Darauf bat er ihn, nur eine kleine Weile in ſeinem Wohnſtübchen zu verziehen, während Martha, die alte Köchin und Wirthſchaftsregentin, die kleine wenig beſuchte Oberſtube in beſten Bewirthungsſtand ſetzen mußte.

Alle mögliche Bequemlichkeit, Pflege, und was nur das Haus zu ſeiner Bewirthung vermochte, ward dem Erkrankten zu Theil, ſo daß er ſchon des nächſten Morgens, als ihn ſein Wirth beim Frühſtück beſuchte, wieder außer dem Bett ſeyn, und ſich mit dieſem über mancherlei Gegenſtände heiter unterhalten konnte. Er zeigte ſeinem Pfleger die lebhafteſte Dankbarkeit, der, durch den gutmüthigen Frohſinn, durch eine gewiſſe biedre Offenheit und Entfernung alles Stolzes in dem Weſen ſeines vornehmen Gaſtes ganz für ihn eingenommen ward.

Der Paſtor hatte ſich dieſen Morgen ganz amtsmäßig gekleidet und entſchuldigte ſich bei dem Freiherrn, daß er ihn geſtern ſo in ſeinem nachläſſigen Hausanzuge habe bewillkom-

men müſſen, worüber ihn Maximilian auf des Leutſeligſte beruhigte. Es erwies ſich darauf auch im Laufe des Geſprächs, daß der Pfarrer ehemals in dem Hauſe einer Verwandten des Freiherrn längere Zeit als Erzieher gelebt, und dort einer ſehr guten Behandlung genoſſen hatte. Alles vereinigte ſich, den erfreuten Alten nur noch in ſeinem Wohlwollen gegen den liebenswürdigen Fremdling zu beſtärken; dazu kam, daß Maximilian, obgleich noch in das Jünglingsalter zu rechnen, doch ſo geſetzt, ſo herzlich von dem Glück des ſtillen häuslichen Lebens ſprach. Die Augen wurden dem guten Paſtor feucht, denn er dachte dabei an ſeine verſtorbene Gattin.

Nur dort, fuhr der Freiherr mit Wärme fort, nur in den ehrwürdigen Mauern meines väterlichen Wohnſitzes, die nie durch Unrecht oder Bedrückungen entweiht worden ſind, — nur in dem Glück meiner Unterthanen, und — — vielleicht in der Liebe eines treuen Weibes, — wünſchte ich auszuruhen von Manchem, was ich erfahren, von Manchem, was ich überſtanden und gelitten habe! — Der erſte Theil von dem, was ich nannte, kann mir vielleicht gewährt werden; mein Stammgut liegt in einer der ſchönſten, geſegnetſten Gegenden am Ufer des Neckar und meine Unterthanen ſoll man die glücklichſten im ganzen Umkreis nennen, eher will ich nicht ruhen und raſten! — — Aber ein liebendes, und meiner vollen Liebe werthes Weib! — ich wünſche es zu finden, — allein ob ich es finden werde?

Der Herr Baron ſcherzen! ſagte der Paſtor ehrerbietig, — wen das Glück ſo begünſtigt, — und wem — ohne Schmeichelei zu ſagen — auch die Natur ſo hold geweſen

iſt — er warf dabey einen verbindlichen Blick auf das männlichſchöne Geſicht des Freiherrn, den dieſer mit einem dankbaren Lächeln erwiederte, — der darf ja wohl nur unter den ſchönen und reichen Fräuleins wählen, deren es jetzt ſo viele giebt, da der leidige Krieg die mehrſten jungen Männer hinweg gerafft hat.

Lieber Herr Paſtor, erwiederte Maximilian, ich muß Ihnen nun offenherzig ſagen, ich bin ein ganz wunderlicher Menſch; zu ſehr habe ich in meinem Leben mit angeſehen, wie ſelten ein Mann ganz um ſeiner ſelbſt willen geliebt wird, und da hab' ich mir nun die Grille in den Kopf geſetzt, lieber nie zu heirathen, wenn ich nicht ein Mädchen finde, von dem ich gewiß überzeugt ſeyn kann, daß ich allein, ich ſelbſt geliebt werde.

Auf ſolche Weiſe ſchloſſen ſich die Herzen immer mehr gegen einander auf, und als nun Maximilian davon ſprach, daß er gegen Mittag abzureiſen gedenke, da drang der Pfarrer auf das Inſtändigſte in ihn, doch ja ſeinem Hauſe noch einige Tage den Vorzug ſeiner Gegenwart zu ſchenken! Und da der Freiherr im eigentlichen Sinne frei und ſein eigner Herr war, ſo willigte er gern in den Vorſchlag, bis zu ſeiner völligen Herſtellung unter dieſem freundlichen Dache zu verweilen. Er war ſich bewußt, durch ſein Vermögen die hier empfangne Güte auf eine zarte Weiſe vergelten zu können. — Es iſt mir — ſagte er, indem er dem Pfarrer treuherzig die Hand drückte, es iſt mir, als ob ich einen alten Freund in Ihnen ſähe.

Der gute Pfarrer fand ſich nicht allein durch das ganze einnehmende Betragen ſeines Gaſtes geſchmeichelt und ge-

ehrt, ſondern Maximilians Munterkeit unterbrach auch an ſich auf eine dankenswerthe Weiſe den ſonſt im Hauſe gewöhnlich herrſchenden einförmig düſtern Ernſt; denn das Dörfchen lag in der weiten Feldebene, beinah gleich einer Oaſe in der afrikaniſchen Wüſte.

Auch Martha, die alte treue Dienerin, achtete ihrer vermehrten Arbeit nicht, ſondern hatte ſelbſt ihre anſpruchloſe Freude an dem muntern ſchönen Freiherrn, der ihr immer ſo freundlich begegnete. Auch freute ſie ſich, daß er, der erſt mit bleichen Wangen, mit ſchmerzverdüſterten Zügen auf ihrem Gebiet angekommen war, nun unter ihrer Pflege wieder aufzublühen begann gleich einer thauerquickten Roſe.

An dem Geiſtlichen aber bemerkte Maximilian, der bei aller ſeiner Fröhlichkeit ſehr fein und theilnehmend für Andere fühlte, daß wohl den alten Mann ein innrer Kummer drücken müſſe; und als ſie das nächſten Abends beiſammen ſaßen, wußte er auf gute Weiſe ihn zur Mittheilung aufzufordern.

Ach, lieber Herr Baron, erwiederte der gute Alte, dem es willkommen war, ſich einmal recht von Herzensgrund auszuſprechen zu können: Sie haben wohl nicht mit Unrecht bemerkt, daß ſchwerer Kummer auf mir laſtet — und ſeine Urſach iſt: — — — das Militär.

Das Militär? rief Maximilian verwundert aus, ich ſollte doch meinen, Sie hätten in Ihrer Gegend gerade am wenigſten von den Kriegslaſten gelitten? Nicht einmal Durchzüge haben Sie gehabt?

Das wohl! das wohl! erwiederte der Pfarrer, — und dennoch —

Und dennoch? frug Maximilian mit einem theilnehmenden Blick. —

Ach lieber Herr Baron, ſagte der ehrliche Pfarrer, ich ſehe wohl, ich werde Ihnen die ganze Geſchichte erzählen müſſen! — — Wenn es nehmlich Denſelben nicht unangenehm iſt. —

Der Freiherr verſicherte ihm lebhaft das Gegentheil, und der alte Mann rückte ſeinen Stuhl behaglich an den Tiſch, und begann:

Lieber Herr Baron, wenn ich Ihnen den ganzen Verlauf meiner Unfälle mittheilen ſoll, ſo werden Sie ſelbſt ſehen, wie mich einzig das Militär beinah um alle die vorzüglichſten Güter meines Lebens gebracht hat!

Es ſind bereits funfzehn Jahr, meine ſelige Dorothea lebte noch, und wir hatten ſchon in mehrjähriger gottgefälliger Ehe mit einander verharrt, immer in dieſem unſern ſtillen Dörfchen, wo wir unſer hinlängliches Auskommen hatten; — denn der Weiſe ſtrebt nicht nach hohen Dingen — als der Krieg, der leider ſeit der Rebellion in Frankreich, durch ganz Europa, und auch durch unſer deutſches Vaterland gewüthet hat, ſelbſt in unſre friedlich geſinnte Gegend eine beträchtliche Truppenabtheilung auf dem Durchzug führte. In unſer Dorf nun gerade kam Mannſchaft eines Huſarenregiments. — Nun werden mir der Herr Baron Recht geben, daß man von allen Gattungen des Militärs immer dieſe gerade für eine der ausgelaſſenſten und zu muthwilligen Streichen bereiteſten gehalten hat. Und denken Sie! ich armer Mann, der ich doch meines Amtes wegen billiger Wei-

ſe von aller Einquartierung frei bin, ich bekam einen Offizier und zehn Gemeine auf meinen Pfarrhof angewieſen.

Wir waren Alle in der äußerſten Beſtürzung, ich, meine Dorothea, das Geſinde, — die beiden Kinder waren noch klein; — nur mein Julian, der Aelteſte von beiden, bezeigte eine unverſtändige Freude über die ungewohnte Erſcheinung; — wie das gewöhnlich die Knaben bei der drückenden Einquartierung thun. — Er lief ihnen vor das Hofthor entgegen, als wir das Pferdegetrappel vernahmen, obgleich die Mutter ihre beiden Kinder gern bei ſich behalten hätte, und ihm vergebens nachrief; allein er ſah und hörte nicht; er war um die Huſaren herum, als ob ſie die erfreulichſten Gäſte wären, half ihnen die Pferde einziehen, trug ihnen das Gepäck, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. — Auch ſie ſchienen Gefallen an dem zehnjährigen Krauskopf zu finden, der mit den blizzend ſchwarzen Augen ſo muthig und zutraulich in die Welt hinein ſchaute, als ob ſie ſein gehörte. Die Herrn Mavorsſöhne lachten ihn an, führten ihn an der Hand und ergötzten ſich an ſeinen muntern Geſprächen.

Ich hatte während dem in der Eil die nöthigſten Anſtalten zu Bewirthung der Mächtigen getroffen, — denn mit dem Starken kann ſich der Friedfertige nicht meſſen. — Zugleich aber bereitete ich mich ohne Weiteres, zu dem Befehlshaber der Krieger in den benachbarten Ort zu gehen, und von ihm durch zweckmäßige Vorſtellungen Befreiung von den läſtigen Gäſten zu erhalten, die Morgen einen Raſttag bei uns haben ſollten.

Doch konnte ich mich nicht ohne Beſorgniß von meinem Hauſe entfernen; meine Dorothea war noch in mun-

tern Jahren, und von Anſehn ſehr wohlgebildet, dieſe ſollte ich nun ohne Beſchützer unter dieſem jungen muthwilligen Kriegsvolk laſſen. Der Offizier, ein aufgeſchoßner junger Menſch von etwa ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, ſchien ein Ausbund von Leichtfertigkeit und Muthwillen; er trieb ſich lieber mit meinem Julian herum, als daß er ſich mit einem geſetzten Manne wie ich in Unterhaltung eingelaſſen hätte.

Nun befindet ſich aber in meiner Wohnung ein kleines Kämmerchen, das einen unbemerkten Eingang hinter der Treppe hat, und auch nur ein einziges kleines Fenſter auf den Hof; auch zu dieſem kann man nicht leicht gelangen, weil ſich ein kleiner Teich, — hier nur mit ländlichem Ausdruck: die Entenpfütze genannt — bis beinah dicht an die Mauer darunter zieht; ich bat meine Gattin da hinein zu treten, bis zu meiner Rückkehr; — was ſie auch ohne Weigerung that; — denn ſie war überhaupt ein muſterhaftes Weib.

Die kleine Mariane, unſer jüngſtes Kind, ging mit ihr in die Freiſtatt der Tugend. Dieß war ein gutes frommes Kind, ganz das Gegentheil ihres leichtfertigen Bruders, ob ſich gleich beide ſehr liebten, und ſie ihm auch ſehr ähnlich ſah, nur daß ihre ſchönen, ſchwarzen Augen etwas Sanftes, beinahe Schwärmeriſches hatten, ihre kaſtanienbraunen Haare waren nicht ſo kraus, wie die ihres Bruders, ſondern floſſen in ſeidenweichen Wellen um ihren Hals, dabei war ſie weiß und zart wie ein Lämmchen im Frühling. — Doch verzeihen der Herr Baron, daß ich ſo ausführlich von meinen Kindern ſpreche! allein gewiß halten Sie es einem armen Vater zu gut, wenn er noch gern von ſeinen Kindern ſpricht, die ſeine ganze Freude waren.

Waren? und nicht mehr sind? frug Maximilian erschrocken und theilnehmend —

Leider muß ich so sagen! erwiederte der Erzähler, ohne sich unterbrechen zu lassen.

Ich wollte noch hinzufügen — so nahm er genau wieder den Faden der Erzählung auf, — während Julian den wilden Kriegern entgegen lief, blieb das liebe Kind, seine Schwester, bei mir, schmiegte sich ängstlich und liebkosend an die Mutter, und Thränen hingen in ihren großen, dunkeln Augen. Aus Liebe für den Bruder eilte sie ihm zwar einige Schritte nach und suchte ihn bittend zurückzurufen; als sie aber unter den Thorweg kam und die nahenden Reiter erblickte, floh sie erschrocken zurück und verbarg sich an der Seite der Mutter.

Diese beide theuren Güter nun verwahrte ich in dem gedachten Kämmerchen, und trat, anständig gekleidet, meinen schweren Gang an. Mit dem Wildfang, dem Julian, war einmal nichts anzufangen, ich sah ihn, als ich mit Sorgen belastet meinen Weg ging, mit den Husaren lustig nach dem Flusse reiten, um Pferde zu schwemmen. Ohne Sattel und Zeug saß er kerzengerad und fest auf den wilden, pohlnischen Pferden. Fast so wie ich mich erinnre, auf Schulen in dem großen Geschichtschreiber Livius gelesen zu haben von einer wilden Nation, Numidier genannt. — Mit einem stillen Gebet ging ich weiter.

Der Himmel gab auch meinen Worten Kraft, daß sie Eingang fanden in das Herz des Gewaltigen und ich meinen billigen Zweck erreichte.

Welche Kränkungen waren mir aber unterdeß in mei-

nem Hauſe bereitet worden! Sey es nun, daß das Kriegsvolk ſelbſt in einer müßigen Laune den Aufenthalt der verſchloßnen Treue ausgeſpürt, ſey es, daß vielleicht gar der kleine Taugenichts, der Julian, ihn dem Feinde verrathen hatte; genug der Herr Cornet ſchwur hoch und theuer, daß hier eine gefangne Prinzeſſin aus der fabelhaften Ritterzeit aufbehalten werde, die er ſchlechterdings befreien, oder — zum mindeſten betrachten müſſe.

Da nun die Thür feſt von mir verſchloſſen worden war, ſo ward auf das kleine Gitterfenſter aller Angriff gerichtet; — zu bemerken iſt auch, daß der Cornet keinen Einzigen von ſeinen Leuten dazu genommen hat, ſondern daß blos Julian als ſein treuer Gehülfe ihm allenthalben dabei an die Hand gegangen iſt. —

Nun ſtößt wie geſagt, die erwähnte Pfütze bis beinah an die Mauer des Hauſes, ſo daß ein ſchmaler Raum dazwiſchen bleibt. Dahin kletterten nun beide, zwiſchen Waſſer und Mauer hin, um in das Fenſter zu ſehen, allein ſo lang der Herr Cornet auch aufgeſchoſſen war, ſo fehlte doch ein gutes Stück, eh' er hinauf reichen konnte, weil von der Hausflur auf, mehrere Stufen in die Kammer führen. Da nun nicht gleich Holz oder Steine zum Unterlegen da ſind, auf was fallen die beiden gottloſen Vögel? In mein kleines Studirzimmer gerathen ſie, das unten gleich neben der Hausthür hinein geht, hohlen mir nicht nur einige Kirchenväter in Folio heraus und legen ſie als Grundſteine unter das Fenſter, ſondern, da dieſe noch nicht reichen wollen, ſo vergreifen ſie ſich auch an ein Paar Heften, die ich gewohnt war, als meine beſte Habſeligkeit zu betrachten.

Ich hatte mir nämlich den flüchtigen Geiſt der Gelehrſamkeit feſt zu machen geſucht; alle Predigten, die ich als Student und ſpäterhin als Hauslehrer gehalten, und wobei ich mich doch auf das Beſte anzugreifen geſucht, hatte ich mir ſorgfältig aufbewahrt, um gleichſam einen Anhalt für die ſpätern Jahre zu haben, — denn — der größte Geiſt erſchöpft ſich am Ende. — Mit einem Wort, dieſe Blätter hatt' ich nun alle einzeln und wohlgeordnet in Pergamentmappen gelegt; dieſe nun faſſen die beiden Unheilſtifter, tragen ſie auf die Follobände und wie ſie das Gerüſt nun hoch genug glauben, ſo ſteigt der ſaubre Herr Offizier, — fürwahr ein ſchönes Beiſpiel für die ihm untergeordnete Mannſchaft! — darauf, und will nun, wie er ſagt, nach Herzensluſt mit der gefangnen Prinzeſſin converſiren.

Aber, o Himmel! die glatten Pergamentbände weichen und gleiten ihm unter den Füßen hinweg, und Alles ſtürzt rücklings zuſammen! Er ſelbſt fällt bis an die Knie in die unreine Pfütze — was wohl als eine gerechte und beſſernde Strafe für ſolchen Muthwillen anzuſehen ſeyn möchte; — aber ach! auch meine theuer verwahrten Blätter flattern aus einander und werden auf dem ſchmählichen Pfuhl zerſtreut!

Während nun der Cornet beſchäftigt geweſen war, ſich anders anzukleiden, Julian ſich nach Knabenart verſteckt hatte, der wohlverdienten Strafe auszuweichen, ſtatt ſeinen Fehler wieder gut zu machen, niemand aber außerdem den Verluſt gewahr worden, waren die hehrgehaltnen Blätter ſchmählich zerweicht, ja ſelbſt die Enten waren darüber hergefallen, und hatten noch größere Zerſtörung darunter angerichtet. —

Als ich nun nach wohlausgerichtetem Geschäft vergnügt in meine Behausung trat, — welcher Anblick stand mir bevor! — Herr Baron, der Stand des Gelehrten ist nicht leicht! mit mancher schweren Kopfanstrengung ist er verbunden; — und wenn man nun seine mühsam gesammelten Kenntniße so —

In der Entenpfütze versinken sehen muß! — setzte der Freiherr mit einer nicht länger zurück zu haltenden Anwandlung von Lachen hinzu, das dem Erzähler jetzt bei seiner traurigen Erinnerung sehr nachtheilig überraschend kam. Doch suchte es der gutmüthige Maximilian bald wieder auszugleichen, indem er mit erneuerter Theilnahme um Fortsetzung der Erzählung bat, die endlich der verletzte Pastor wieder aufnahm, wie folgt:

Ich übergehe die weitern Umstände dieser Begebenheit, da sich der Herr Baron nicht ganz in meine Empfindung versetzen zu können scheinen. — Genug der Herr Offizier ward ausquartiert — der — ganz aufrichtig zu sprechen, — mehr einen unschicklichen Knabenstreich, als eine Heldenthat ausgeführt hatte! — —

Ich suchte ihn und den ganzen Vorfall so gut als möglich zu vergessen; — indessen war doch dies der erste kränkende Verlust, den mir das Militär verursacht hatte. — Ich sollte bald deren noch mehrern erfahren!

Der Himmel ließ mir viel Freude an meinen Kindern erleben, die sich mit jedem Tage meiner Liebe würdiger zeigten; denn auch Julian war ungeachtet seiner Theilnahme an

dem erwähnten Frevelſtreiche, was er mir unter tauſend Thränen abgebeten hat ein ſeelenguter Junge; eben ſo viele Geiſtesgaben als Herzensgüte; ihm flogen die Wiſſenſchaften nur ſo in den Kopf, weßwegen ich ihn auch natürlich zum Studiren beſtimmte. — Ich widmete ihn der Gottesgelahrtheit; und ſowohl von Schulen als nachher von der Academie hörte ich die allererfreulichſten Zeugniſſe von ſeinem Fleiß, von ſeiner guten, unbeſcholtnen Aufführung, und von den ausgezeichnetſten Fortſchritten, die er in den gelehrten Wiſſenſchaften mache. Sein Lieblingsſtudium war die Mathematik; mir ſchien nun dies gerade zu ſeiner geiſtlichen Beſtimmung nicht das Nöthigſte; da er mir aber bewies, daß dieſe Wiſſenſchaft für alle Stände heilſam ſey, er auch darüber die Hauptſachen nicht verſäumte, ſo wehrte ich ihm nicht; als mir auf einmal ein grauſames Schickſal alle auf ihn geſetzte Hoffnungen zerſtörte.

Im Laufe des verabſcheuungswerthen Krieges, welcher die erſten Jahre unſres Jahrhunderts mit Blut befleckt hat, zog ein ſiegendes Heer durch die academiſche Stadt, in der mein damals hoffnungsvoller Sohn lebte. Der Glanz, die Pracht dieſes eiteln, unglückbringenden Standes mochte ihn geblendet, und ſeine alte, thörichte Neigung dafür erweckt haben; genug ich erhielt die Nachricht, daß er — wie ein guter Schriftſteller ſagt — ſtatt den canoniſchen Büchern — den Kanonen gefolgt war.

Denken Sie ſich den Schmerz eines rechtſchaffnen Vaters bei dieſer Nachricht! Was mich dabei noch am mehrſten niederbeugte, war die Parthei, die er ergriffen hatte. Wenn

er noch gegen die allgemeinen Feinde der Ordnung und Religion, gegen die Königsmörder, die Franzoſen, die Waffen genommen hätte, wie dies wohl jetzt in unſern Tagen geſchehen, ſo möchte es noch gehen; allein es war zu der Zeit, wo noch Alles für den Weltunterdrücker ſtritt, und ſo mußt' ich den Kummer haben, daß auch mein Sohn in einem ihm verbündeten Herre ſtand. — Aber das galt ihm Alles gleich, nach ſeiner überſpannten Denkungsart. Derjenige, ſchrieb er mir einſt, den äußrer oder innrer Beruf in die Todesreihen dränge, ſey ein Werkzeug in Gottes Hand ꝛc und was der überſpannten ſchwärmeriſchen Dinge mehr waren. Um meine Verzeihung bat er mich freilich auf das Flehentlichſte. — Er ſey ſeiner frühern unwiderſtehlichen Neigung gefolgt und ſtehe nun auf ſeiner rechten Stelle. — — Ach, lieber Gott, verzeihen muß das Vaterherz ja wohl! aber froh werden wird es ſo leicht nicht wieder!

Er wiſchte ſich die Augen; der Kummer des alten Mannes that dem tiefführenden Maximilian innig weh, er reichte ihm die Hand, und wollte ihm einige Worte des Troſtes ſagen; allein Jener fuhr in der Aufwallung ſeines Schmerzes fort:

Ich war noch froh, daß dieſer Schlag mich nur allein traf, daß meine gute Dorothea ihn nicht erlebt hatte! Dieſe ſchlief damals ſchon in Frieden unter der großen Linde des Kirchhofs. — Ich hörte mehrere Jahre nichts von ihm, weil die Briefe verloren gingen, und ich ihn längſt in den mörderiſchen Schlachten geblieben glaubte. Er hatte gleich anfangs, aus Furcht vor meiner Unzufriedenheit, einen andern

Namen angenommen, und diente als Unteroffizier in der Reiterei. — Freilich ein großer Abstand! alle seine Vorfahren, väterlicher und mütterlicher Seits haben in ansehnlichen geistlichen Würden gestanden! — Ein gutdenkender Offizier hat ihm späterhin eine Offizierstelle in der französischen Artillerie verschafft, die ihre Vorzüge haben soll, — denn auch den Feinden muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen — und wo mein Julian um seiner guten mathematischen Kenntnisse willen an seiner rechten Stelle seyn soll. —

Dies, lieber Herr Baron, setzte er seufzend hinzu, war der zweite Verlust, den mir das Militär verursacht hat! — Das einzige Gut, das mir noch blieb, war meine Tochter, meine gute wohlgezogne Tochter! — Sie war die Liebe, der Gehorsam selbst! nie hat sie mich und ihre selige Mutter durch eine Miene gekränkt; sie lernte still und fleißig die Geschäfte der Hauswirthschaft, so daß sie bald der Mutter darin an die Hand gehen konnte. Indessen merkte man wohl, daß ihre hauptsächlichste Neigung vielmehr auf Bücher und Musik, und andre dergleichen Dinge ging, wozu sie immer jeden freien Augenblick begierig anwandte. Die Mutter war nicht wohl damit zufrieden; sie fürchtete, daß sie eine Gelehrte werden möchte; da sie indessen doch auch die Geschäfte einer Hauswirthin nicht verabsäumte, so hatte ich meine Freude daran, wie sie sich immer mehr ausbildete.

Im Stillen aber wuchs jener Hang zur Schwärmerei, den sie von Kindheit auf gehabt hatte, und durch den Tod ihrer theuern Mutter, durch die Sorge um den unbeschreiblich geliebten Bruder, erhielt diese noch eine Mischung von

Schwermuth, die sie mit Mühe gegen mich zu unterdrücken strebte. Ich mußte oft mit Kummer sehen, wie sie in Geheim ganze Ströme von Thränen vergoß; ihre größte Wonne war immer, wenn sie auf der Harfe spielen konnte, die ihr Lieblingsinstrument war. Dies that sie mit so viel Gefühl in Spiel und Stimme, daß Alle, die es hörten, davon gerührt wurden; ihr dunkles Auge und ihr ganzes Wesen hatte dann einen Ausdruck, der sie fast einer Klosterheiligen, — wie manche sagten, der heiligen Cäcilia ähnlich machte. —

Und diese — rief Maximilian mit steigendem Antheil — und diese haben Sie auch verloren?

Leider! erwiederte der Geistliche — leider kann ich so sagen! — das unglückliche Militär!

O Himmel wie? was sagen Sie, frug Maximilian erschrocken.

Hören Sie weiter, lieber Herr Baron, — fuhr Jener fort. — Meine tröstendste Hoffnung war, dies liebe Kind bald durch eine glückliche Heirath versorgt zu sehen; denn sie schutzlos zurückzulassen auf der Welt, dies würde meinen Tod — der vielleicht nicht gar fern mehr ist, — sehr erschweren. — Es fand sich auch bald eine recht anständige Gelegenheit; ein Amtsbruder von mir, Pastor in einem nahgelegenen Dorfe, ein Witwer, noch in seinen besten Jahren, der eine Hausfrau nöthig hat, meldet sich bei mir um ihre Hand. Es ist ein Mann von blühender Gesundheit, gutem Auskommen, mit einem Wort — er wird mich morgen besuchen, da können ihn der Herr Baron selbst beurtheilen. —

Ich glaubte, daß Mariane das Glück selbst einsehen wür-

de, das ihr in dieſer Verbindung winkte; doch weit gefehlt! ſie ſchien auch nicht das mindeſte Gefallen an dieſer Werbung oder an dem Freier zu finden, und äußerte vielmehr ganz offen gegen mich, daß ſie es für weit glücklicher halte, gar nicht, zu heirathen, wenn man nicht einen Mann fände, der ganz — wie ſie ſich ausdrückte, — den Forderungen ſeines höhern Bewußtſeyns entſpräche. —

Bei Gott! kein gewöhnliches Mädchen! rief Maximilian, indem er aufſprang, und unruhig einige Schritte im Zimmer hin und wieder ging. — Und wie um Gotteswillen? — —

Ach hören Sie nur! verſetzte der Vater. Hierbei hab' ich mir die größten Vorwürfe zu machen, daß ich dem höhern Rathſchluß vorgreifen wollte! — doch ich fahre in der Geſchichte fort! — Ich brachte meinem Herrn Amtsbruder ſo ſchonend als möglich Marianens Antwort vor; er gab aber deshalb ſeine Hoffnung nicht auf, ſondern meinte, daß dies blos mädchenhafte Schüchternheit wäre; auch ich faßte daher neue Hoffnung. —

Zu unſerm Unglück kam damals die Nachricht, daß wir ſtarke Durchzüge von der erwähnten — — ſchönen Parthei! haben würden; daß die Weltbeſieger gänzlich geſchlagen ſeyen, und daß ſie in reißender Flucht Alles verwüſteten, was ſich ihrem verderblichen Strome entgegen ſetze. Nun iſt es unter andern ſchönen Tugenden der Frankenhelden bekannt, daß ſie auch mit Falkenblicken nach den Mädchen ſpähen; und iſt es wohl dem Vater einer liebenswürdigen Tochter zu verdenken, wenn er das einzige Kind vor ſolchen Raubvögeln zu ſichern ſucht? Ich beſchloß ſie ungeſäumt zu einer angeſehnen

Verwandten zu ſenden, die zehn Meilen von hier in einer feſten Stadt lebt. — —

Doch, ach! wie kurzſichtig iſt die menſchliche Weisheit! während ich mein theuerſtes Kleinod dort zu bergen glaubte, kommt hierher nicht Ein Mann, und dorthin, eben über jene Stadt, zieht ſich die ganze unglückſelige Flucht! — — und wie ich gefürchtet — —

Und? — und? rief Maximilian kaum Athem holend.

In das Haus meiner Verwandten, — fuhr der Paſtor abgemeſſen fort, — wird ein Schwerverwundeter einquartiert, der einige Wochen dort bleibt. — Für dieſen nun faßt Mariane eine ſo heftige Leidenſchaft, daß ſie, tief wie das Mädchen fühlt, gewiß zeitlebens ihr nicht wird aus dem Sinne zu bringen ſeyn.

Der Glückliche! — rief Maximilian unwillkürlich, indem er ſich düſter die Stirne rieb, — — und iſt ſie ihm in ſein Vaterland gefolgt und hat ſich dort mit ihm verbunden? —

Er iſt noch ſehr krank aus der Stadt weiter gebracht worden, verſetzte der Alte, Mariane glaubt ihn todt, und ihr Gebet und ihre heimlichen Thränen gelten ihm. Dieß ſey das Bild, hat ſie mir eingeſtanden, das ihr von jeher dunkel vorgeſchwebt habe, und dem zu Liebe ſie nun gern unvermählt ſterben wolle. — Es iſt nun faſt ein Jahr her, und immer bleibt ſie feſt bei ihrem Vorſatz. — Sie zwingt ſich zwar aus Liebe für mich heiter zu ſcheinen, allein ich ſehe nur zu wohl, wie der verſchloßne Kummer an ihrem Le-

den nagt. Um ſie ein wenig zu zerſtreuen, hab' ich ſie auf einige Wochen zu einer benachbarten Freundin reiſen laſſen, von wo ich ſie nun täglich zurück erwarte. —

Hab' ich nun wohl Unrecht, beſchloß er ſeine Erzählung, wenn ich das Militär als die Urſache meines größten Unglücks anklage? und iſt nicht dieſer letzte Kummer, welchen es mir verurſacht hat, groß und bedeutend zu nennen? Ach wohl! ach wohl! rief Maximilian mit einem ſo innigen Tone aus tiefſter Bruſt herauf, daß der Alte, der ſchon vorher ſein unruhiges Aufſtehn mit wohlgefälliger Verwunderung bemerkt, einen tröſtenden Beweis ſeiner Theilnahme darin erkannte.

Ich ſehe, ſagte er, der Herr Baron beehren mein Unglück mit einem größern Antheil, als ich vorhin bei Gelegenheit meiner verſchwommnen Manuſcripte zu bemerken glaubte. —

Trotz ſeiner Düſternheit mußte Maximilian doch unwillkürlich wieder lächeln.

Der wiederholte Ruf des Wächters erinnerte den Pfarrer, daß längſt die Zeit zum Schlafengehen vorüber ſey. Er entſchuldigte ſich bei dem Freiherrn, ihn ſo lange von der Ruhe abgehalten zu haben, und eilte nach ſeinem Schlafgemach.

Allein die Ruhe blieb heut noch lang entfernt von dem bewegten Maximilian; Alles was er von dieſem Mädchen gehört hatte, dies kunſtloſe, oft mehr dem Tadel gleichende Lob des Vaters, Alles hatte ein Ganzes zuſammengeſtellt, das ihn lebhaft beſchäftigte und ihn noch lange wach erhielt, in wehmüthige Betrachtungen verloren.

Großer Gott! ſprach er zu ſich ſelbſt, eben ein Herz wie dies, hätte das meine ſo unendlich beglücken können. Ein Weib, welches wie ſie, das bequeme Loos der Häuslichkeit verſchmäht, weil ſie es nicht mit den Forderungen ihres höhern Bewußtſeyns vereinen kann! — Und wer weiß, ob der Glückliche, dem ihre edle Zärtlichkeit ſich zugewandt — ob er ein ſolches Herz ganz zu verſtehen, ob er es ſo zu würdigen weiß, — als ich — o Gott! — es verehrt haben würde!

Des andern Tages kam der zugedachte Schwiegerſohn, der wohlhabende Landprediger, und Maximilian fand ihn ſo, wie er ſich ihn ungefähr nach des Vaters Worten vorgeſtellt hatte, blühend von Anſehn, etwas beſchränkt und ſelbſtgefällig.

Maximilian war froh, als gegen Abend ſich der Nachbar wieder empfahl, weil er nun im vertraulichen Geſpräch mit ſeinem alten Gaſtfreunde, dieſem noch einige Fragen vorzulegen dachte; — allein kaum hatte ſich der fremde Prediger entfernt, als ein Wagen vor das Haus fuhr, und er aus dem Hinzueilen des Vaters und der treuen Martha ſchloß, daß dies die Tochter vom Hauſe ſeyn werde. Er ſah aus dem Fenſter eine holde, zarte, weibliche Geſtalt, in einen ſchwarzſeidnen Mantel gehüllt, aus dem Wagen ſteigen und den Alten, ſo wie die treue Dienerin, mit kindlicher Herzlichkeit begrüßen. — Alle gingen darauf in die untere Wohnſtube.

Der noch Halbkranke fühlte ſich peinlich in der Haft ſeines Zimmers, und hätte gern, wenn man ihn dazu eingeladen, den Aufenthalt in dem gemeinſchaftlichen Familienzim-

mer getheilt. — Nach einer Weile kam der Alte, um ſich bei ſeinem Gaſte zu entſchuldigen, wenn er ihm nicht heut Abend wie gewöhnlich Geſellſchaft leiſte, da er ja doch in den erſten Stunden ſo Manches mit ſeiner lang nicht geſehnen Tochter zu ſprechen habe.

Maximilian beſchwor ihn, ſich in ſeinem häuslichen Leben um ſeinetwillen nicht den mindeſten Zwang zu thun und wich gern der holden Unbekannten. — Ihr Aeußres, das ſein geſchärfter Blick noch trotz der einbrechenden Dämmerung unterſchieden hatte, glich ganz dem Bilde, das ſeine Phantaſie von ihr entwarf; und die Freude, welche die redliche Martha, die ihm den Abendtiſch bereitete, über ihre Rückkehr verrieth, ſo wie einige Worte über die Güte und Sanftheit der Zurückgekehrten, beſtätigten ſeine Vorſtellung vor ihrem Seelenwerth.

So viel er ſich auch mit ſeinem Tagebuch, mit ſeinen mitgebrachten geographiſchen Charten, ja ſelbſt mit einigen Büchern, die ihm ſein Wirth gebracht hatte, zu beſchäftigen ſuchte, er mußte immer dieſen Abend an ſie denken! Er hörte, wie Martha von Außen ihr Gemach aufſchloß, das nur durch eine kleine Kammer von ſeiner Wohnung geſchieden war, wie ſie ihr Gepäck hineintrug, und Alles darin für ſie bereitete. Er hörte endlich, als die Glocke auf dem nahen Kirchthurm die Ruheſtunde ſchon geſchlagen hatte, die liebenswürdige Nachbarin ſelbſt ihre Wohnung beziehen, von Marthen eingeführt, die ihr dann mit lauter freundlicher Stimme gute Nacht wünſchte und ſie allein ließ.

Alles ward nun ſtill im Hauſe ſo wie in der ganzen Gegend; Maximilian ſtand noch am Fenſter; er ſah, wie in dem Dörfchen, von dem er einen Theil überblicken konnte, die Lämpchen alle verloſchen waren; über dem einſamen Kirchhofe und den dahinter liegenden Fluren ruhte der funkelnde Sternenhimmel. — Jetzt aber wurden Töne wach, die überraſchend, und dennoch wie vertraut zu Maximilians Herzen drangen. Es waren Harfentöne, die aus Marianens einſamem Gemach herüberſchwebten. Er mußte unwillkürlich an die ſo anwendbare Stelle aus dem bekannten Dichter denken:

Alles ſchläft, nur ſilbern ſchallet
Marianens Stimme noch!
Gott, von welcher Regung wallet
Mein beklommner Buſen hoch?

Was hätte er darum gegeben, die Töne dieſer holden Stimme deutlich zu vernehmen, ja ſelbſt die Worte ihres Geſanges zu verſtehen! — Kämpfend mit dem Verlangen danach, und ſeinem gewiſſenhaften Zartgefühl über die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, wagte er es endlich, in die kleine dazwiſchen liegende Kammer zu treten, die leer ſtand; und hier an der innern Thür lauſchend, die zu Marianens Gemache führte, vernahm er jedes Wort ihres Geſanges.

Allein wenn ſchon das nicht erlaubte Oeffnen einer Thür in einem fremden, befreundeten Hauſe ein Vergehen gegen die Gaſtfreundſchaft iſt, ſo ward Maximilian ſehr hart dafür geſtraft, durch den Inhalt des Liedes, das einzig ihrem Erwählten, unvergeßlich Geliebten, galt. In welchen Harfentö-

nen, welche die nachfolgenden Worte begleiteten, hauchte ſie ihre zärtliche Trauer aus:

O warum in tiefſter Seele
Mir ſo feſt, geliebtes Bild?
Klagſt du, ſanfte Filomele
Auf dem nächtlichen Gefild?

Wen dann rufen deine Töne?
Suchſt du nicht der Sehnſucht Ziel?
Bin ich ſchuldig, weil der ſchöne
Lichte Strahl ins Herz mir fiel?

Daß die bleichen holden Züge
Sich ſo tief mir eingeprägt?
Daß ich matt dem Kampf erliege
Gleich von Lieb' und Pflicht bewegt?

— Leiſ' nur klag' ich meine Schmerzen,
Klage ſie der ſtillen Nacht; —
Schlummer flieht ja, wo im Herzen
Hoffnungsloſe Liebe wacht!

Ach wohl! das fühl' ich jetzt! ſeufzte Maximilian, ſchmerzlich aufgeregt, und ging leiſe nach ſeinem Zimmer zurück. Er fühlte ſich um ſo leidenſchaftlicher von dem ungewöhnlichen Mädchen angezogen, als er ſie hoffnungslos für ſich verloren ſah. Ein Andrer lebte ja ſo tief in ihrem Herzen, und vielleicht auch noch in der Wirklichkeit für ſie, da es in jenen Zeiten ja nichts Seltnes war, daß ein todtgeglaub-

ter, unverhofft in den Armen ſeiner trauernden Freunde lag. Zu dem einzigen Linderungsmittel flüchtete er, das nur edlen Gemüthern zu Gebote ſteht, zu dem Beſtreben, freiwillig noch zu dem Glück des Beglücktern beizutragen, und ſo in dieſer edelſten Thätigkeit die Schmerzen der Entſagung zu vergeſſen. —

Wie? ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn ich noch dazu mitwirken könnte, ihr den ſo Heißgeliebten wieder aufzufinden? — Vor Allem muß ich morgen mit dem Vater ſprechen, und deſſen Abneigung gegen die Wahl der Tochter zu überwinden ſuchen! — Unwillkürlich fiel ihm das ſchöne Gedicht, Oſſians Inamorella, ein; er fand eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit ſeiner jetzigen Lage und der geſchilderten des Barden, und er gefiel ſich in dem Entſchluß, ſo zu handeln, wie jener edelmüthige Held gehandelt hatte, einer erkämpften, ihm zugeſprochnen Geliebten gegenüber. Die Harfentöne waren verklungen, und einſam in der ſtillen Nacht wiederholte er ſich die beziehenden Worte jenes Gedichts:

Nun verließen die Gäſte die Halle,
Jeder ſuchte das Lager der Ruh;
Der Schlaf ſchloß die Augen alle,
Nur Oſſians Auge nicht zu.

Er wachte noch, in die Fülle
Seiner liebenden Träume verſenkt;
— Auf der Burg lag tiefe Stille;
Der Mond war mit Wolken umhängt.

Und rührende Tön' ergeſſen
Sich plötzlich mit ſüßer Macht;
Von der Harfe begleitet floſſen
Sie durch das Schweigen der Nacht:

„In Fingals hohen Hallen
„Werd' ich künftig traurig gehn!
„An fremden Strömen wallen,
„Den Geliebten nimmer ſehn!

„Verſchwunden, ach verſchwunden
„Iſt meines Lebens Glück!
„Ich laſſe bedeckt mit Wunden
„Meinen edlen Geliebten zurück!

„Ihn drücken ehrne Bande,
„Es bricht ſein tapfres Herz,
„Indeß mich im fremden Lande
„Begleitet mein ewiger Schmerz."

„Nein wahrlich! das ſoll nimmer,
Rief der Jüngling, nimmer geſchehn!
Deiner Augen holder Schimmer
Soll nicht in Thränen vergehn!

Dein Glück iſt nicht verſchwunden,
Du ſollſt nicht ſterben für Schmerz
Ich habe Feinde überwunden
Jetzt überwind ich mein Herz!"

Er rieſ's; und ſtillen Muthes
Harrt' er dem Morgenſtrahl,

Dann würdig Tremnors Blutes,
Eilt er zum Königssaal:

Lebe wohl, o König der Meere!
Mich ruft das erwachende Licht
Zur Rückfahrt, doch ich begehre
Deine holde Tochter nicht.

Kannst du so treue Liebe verachten,
Mir bieten so theuern Lohn?
Und in Fesseln sollte schmachten
Ein edler Heldensohn?

Stets kam er von Schlachten als Sieger,
Ihm hat sich das Fräulein geweiht;
Vergiß dann endlich, o Krieger,
Den Haß, der die Väter entzweit!"

— Und der König gerührt sich wandte
Zu enden der Liebe Schmerz;
Er löste des Helden Bande
Und führt ihn der Treuen an's Herz. —

Auch den erwachenden Maximilian fand der Strahl des Morgens entschlossen, seinen großmüthigen Entschluß auszuführen; und als sein alter Gastfreund wie gewöhnlich zu ihm heraufkam, so säumte er nicht, das Gespräch danach zu lenken. — Und hat denn, fing er an, Ihre liebe Tochter gewisse Nachricht von dem Tod ihres Freundes? — Sie scheinen doch ein allzuhartes Vorurtheil gegen eine Nation zu nähren, — mein lieber Freund, — die an und für sich doch viel Edles hat! — wer weiß, kann nicht noch alles gut werden! — wenn der Franzos noch lebt, so — —

Der Franzos? — wiederholte der Paſtor erſchrocken. —

Und war der verwundete Offizier nicht Einer? — frug Maximilian.

Nein ſo tief hat mich doch die gütige Vorſicht nicht beugen wollen! erwiederte der Paſtor. — Ich glaube das Herzeleid hätt' ich nicht überlebt! Nein, Herr Baron, es war nur ein Würtemberger.

Ein Würtemberger? wiederholte Maximilian lebhaft.

Ja, verſetzte der Paſtor, indeſſen das iſt gerade eins von den verbündeten Völkern, das mit den Glaubensfeinden immer gut kameradſchaftlich geweſen iſt. Und auch im Kriege immer mit vorweg, drauf und dran!

Ich dächte nun das wäre gerad ſo übel nicht, ſagte der Freiherr mit einem ſonderbaren Lächeln, das der Paſtor beinah übel genommen hätte. — Aber ſagen Sie mir, fiel er gleich wieder mit ſeiner einnehmenden Herzlichkeit ein, hat ihre liebenswürdige Tochter Briefe mit ihm gewechſelt? und dieſe ſind nun ausgeblieben? — Oder welche Ueberzeugung hat ſie ſonſt von ſeinem Tode?

Ach, lieber Herr Baron! erwiederte der Alte verlegen; ich muß Ihnen nur da die ganze Lage der Sache aufrichtig entdecken! Ich muß Ihnen nur geradezu ſagen: Meine Kinder alle Beide — ſind Schwärmer! Lieber Gott! wie bin ich nur zu ſolchen ſchwärmeriſchen Kindern gekommen? An mir werden der Herr Baron keine Anlage zur Schwärmerei bemerken; iſt es nicht wahr, lieber Herr Baron?

Nein, wahrhaftig nicht! lächelte Maximilian.

Nun denken Sie um Himmelswillen! das Mädchen hat so eine heftige Liebe gefaßt für einen Menschen, der ihr gar keine Erklärung gethan, nicht an mich in üblichen Bewerbungen geschrieben hat; sondern er wird blos schwer verwundet und ohnmächtig in das Haus meiner Verwandten gebracht — so hat mir diese nach der Zeit alles erzählt, und Mariane auch nicht geläugnet. — Wie es nun freilich in solchen Zeiten hergeht, daß Alles im Hause mit angreifen muß, um Hülfe zu leisten, — so wird nun Mariane gleich ganz für ihn eingenommen; — wie er mehr einer Leiche ähnlich vor ihr liegt. — Er mag ein hübsches Gesicht gehabt haben, und so in voller Uniform, wie sie ihn zuerst erblickt hat! — — was aber nun vollends seine Kameraden, und sein Bedienter, und selbst die gemeinen Soldaten, die unter ihm gestanden, zu seinem Lobe gesagt haben, während er zwischen Leben und Tod gelegen hat, das Alles ist zusammen gekommen, um dem Mädchen eine Idee in den Kopf zu setzen, nicht anders, als ob dies ein wahrer Engel gewesen sey, wovon sie auch noch diese Stunde nicht abzubringen ist. — Ach lieber Gott! die Engel sind heut zu Tage nicht so häufig! am wenigsten im Militär! Er wird seine Fehler so gut gehabt haben als irgend Einer.

Ja wohl! bestätigte Maximilian. —

Dazu kommt nun noch, fuhr der Alte fort, daß sein Bedienter, der den Herrn schon als todt beweinte, sie zuweilen in dessen Tagebuch hat lesen laßen, wo sie behauptet, daß sie nie so schöne Gedanken und so edle Gefühle ausgedrückt gefunden habe.

Und dies hat wahrscheinlich nachher eine gewiße Annäherung zwiſchen Beiden hervorgebracht? rief Maximilian, indem er wieder unruhig aufgeſtanden war. — Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn um einer ſo ſchön entſtandnen Liebe willen höchſt glücklich nenne.

Keineswegs, Herr Baron! erwiederte der Alte eifrig, er bekümmert ſich gar nicht um ſie, er denkt nicht an ſie — — mit einem Wort — er weiß gar nichts von ihr! — Er iſt ſo matt geweſen, daß er nicht hat ſprechen können, und viele Tage lang in einem halbbetäubten Zuſtande geblieben iſt. Mariane hat ihn eifrig gepflegt, und als er etwas beſſer geweſen, ihm vorgeleſen, denn ſprechen hat er wegen Bruſtwunden nicht dürfen. — Als er nun endlich ein wenig geworden iſt, ſo daß er Hübſch von Häßlich hätte unterſcheiden können, — ſiehe, da wird er weiter gebracht, dem Heere nach; — und Mariane behauptet nun, daß er die weite beſchwerliche Reiſe nicht werde überlebt haben, und hat ſich nun ſteif und feſt vorgenommen, ſeinem Andenken treu zu bleiben, und ihn in einer andern Welt noch zu lieben. Zuweilen ſcheint ſie ſich aber auch zu denken, er könne doch wohl noch leben! — Gnug, meinen Herrn Amtsbruder, den Paſtor, behandelt ſie ganz, — ich möchte ſagen — ganz indifferent! und — —

Und wie hieß die Stadt, wo er ſie hat kennen lernen? frug Maximilian.

Frankfurt, mein Herr Baron, verſetzte der Alte.

Herr Paſtor! rief Martha, indem ſie die Thür aufriß — Es ſprengt ein Reiter gerad auf unſer Haus zu.

Hilf Himmel! rief der Pfarrer, was muß das seyn? — Verzeihen der Herr Baron! — Wir haben doch jetzt keine Kriegszeiten!

Er hatte während dieser Worte dem Freiherrn eine entschuldigende Verbeugung gemacht, und war Marthen hinab an das Hofthor gefolgt. Die ganze ungewohnte Erscheinung bestand aber in weiter nichts als dem Diener des Freiherrn, den dieser nach Besorgung seiner Aufträge hierher beschieden und der bei Ansicht des Hauses sein Pferd ein wenig in Trab gesetzt hatte.

Man wies ihn in das Zimmer seines Herrn; der Pastor beschäftigte sich mit Amtsarbeiten an sein m Schreibtisch; während Mariane außerhalb einige wirthschaftliche Geschäfte besorgte. — Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde trat aber Martha mit geheimnißvoller Eil und ganz erschüttert in das Gemach ihres Herrn, und rief halbleise: Herr Pastor, erschrecken Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas zu sagen, wobei Ihnen der Verstand still stehen wird! Ich habe etwas gesehen. —

Was denn? was denn? rief der Pastor, bei dem sich das gedrohte Symptom schon zu äußern begann, und der auch bereits herzlich erschrocken war.

Denken Sie um Gottes willen! fing Martha wieder an, wie ich vorhin eben hineinkomme, bei dem Baron, um das Frühstück hinaus zu räumen, so war der Bediente bei ihm; sie suchten im Koffer und ich merkte, daß er sich anziehn wollte; ich kehrte ihm also höflich den Rücken, und

machte die Thür wieder zu. — Nun haben wir doch Alle den fremden Herrn Baron für einen so hübschen stillen Herrn gehalten. —

Nun, rief der Pfarrer in größter Spannung.

Wie ich nach einer Weile wieder hinauf kam, fuhr Martha fort, wo ich nun dachte, daß er mit Anziehn fertig seyn würde, so ist er auch fertig, und steht vor dem Spiegel. Ich sehe hin — und wer steht vor mir? — der leibhaftige Soldat! — Ein Reiteroffizier, wie er leibt und lebt! — Nun dacht' ich gleich: Wie wird mein Herr da erschrecken! der flieht das Feuer nicht so wie die Soldaten! — —

Ist es möglich, Martha? rief der Pastor, dem der energische Eingang der treuen Dienerin die Sache selbst ungleich weniger schreckhaft gemacht hatte, als es vielleicht außerdem der Fall gewesen seyn würde, — jetzt geht mir ein Licht auf! rief er, mit dem Blick einer scharfsinnigen Entdeckung. — Als ich letzthin ganz früh hinauf kam, um zu sehen, wie der Kranke die Nacht hingebracht habe? so schlief er noch; ich nahte mich ihm leise; da ward ich auf seiner zufällig entblößten Brust zwei breite, tiefe Narben gewahr. Ich wußte nicht gleich, was ich davon denken sollte. Endlich sagt' ich zu mir selbst: Ei, wahrscheinlich Studentenstreiche! doch da muß einmal ein Duell fein ernstlich abgelaufen seyn! denn daß er vom Militär wäre, hätt' ich mir nicht im Traum einfallen lassen! — Auch sein so ganz ausnehmend gesetztes Wesen! — Das Schlimmste ist nur, fuhr er achselzuckend fort, — daß ich so bestimmt gegen diesen Stand aufgetreten bin! und es ist doch eine hochangesehne Familie! — Da

hab' ich einen groſſen Verſtoß gemacht! Ei, ei! wie doch ein Mann von Welt auch fehlen kann!!

Indem kam Mariane herein, und da ſie die vertraute Berathſchlagung bemerkte, und ihren Vater ſehr in Unruh ſah, ſo nahte ſie dieſem beſorgt und zärtlich und ſuchte von ihm die Urſach derſelben zu erfahren. Allein eh' er ihr noch antworten konnte, da ging die Thür auf, und herein trat ein glänzender Huſarenofficier in völliger Paradeuniform.

Jeſus! ſchrie Mariane auf, und wankte erbleichend zurück.

Iſt's möglich, holdes, engelgleiches Mädchen? rief der Krieger, indem er auf ſie zu eilte, ſeh ich dich wieder? Du, die mir aus den Fieberträumen der Krankheit noch immer wie ein tröſtender Engel vorgeſchwebt hat! — Und kennſt du jenen Verwundeten nicht wieder? dem deine milde Pflege ſicher allein das Leben erhalten hat! ſetzte er bittend hinzu, indem er ſich liebkoſend zu ihr niederbeugte.

Alle hatten ſogleich den Freiherrn in dem ſchönen Krieger erkannt, allein Mariane wagte noch immer nicht, die holden Augen zu ihm aufzuſchlagen. Zu feſt hatte ſie ſich das Ideal ihrer ſtillen Träume ſchon jenſeit dieſer Erde gedacht, um jetzt ſo ſchnell die ſelige Gewißheit faſſen zu können. Indeß ſie drang ihr doch in Aug und Seele; auch der hinzugekommene Bediente, der damalige feurige Lobredner ſeines Herrn, ſelbſt das vorgezeigte Tagebuch trugen bei, die Innigliebende zu überzeugen.

Und ſo, rief der Freiherr entzückt, hätt' ich denn unverhofft das Weib gefunden, das meine hoffnungsloſe Sehnſucht ſuchte! ſie, deren edles, treues Herz, nur mir, und

nur um meiner ſelbſt willen ſich weihte! — Und werden Sie, mein ehrwürdiger Freund, frug er, ſich zu dem Vater wendend, mir ihre Hand verſagen? — Meine Güter unter königlich würtembergiſcher Hoheit ſichern meiner künftigen Gattin ein ſorgenfreies Loos. — Die Belege darüber ſollen in Ihren Händen ſeyn. —

O bitt' unterthänig! — rief der alte Vater, ungewiß, ob er zuerſt Devotion, oder Rührung, oder Freude ſprechen laſſen ſollte. Aber helle Thränen der Freude träufelten aus ſeinen ergrauten Wimpern nieder.

Eine neue Dazwiſchenkunft unterbrach dieſen Auftritt; ein Wagen rollte in den Hof, — und in wenig Augenblicken lag in den Armen des froh überraſchten Vaters und der liebenden Schweſter — — Julian.

Nach einer flüchtigen Begrüßung des Fremden, erzählte er ihnen, daß er durch Vermittlung eben jenes großmüthigen Freundes, der ihn von einer geringen Stufe zu einer ſeinen Kenntniſſen angemeßnen Stelle gehoben habe, nun künftig in ihrer Nähe leben werde, daß er in dem Ingenieur-Corps ſeines Vaterlandes eine höhere Offizierſtelle erhalten habe.

Dankbar betend faltete der Alte ſeine Hände zum Himmel empor, und Mariane rief, indem ſie die Arme um den Hals des geliebten Bruders ſchlang: O mein Julian, nun bin ich erſt ganz glücklich.

Doch welcher Augenblick der Ueberraſchung, als Julian den zur Seite getretnen Freiherrn ſchärfer ins Auge faßte, und in ihm eben jenen Freund, den menſchenfreundlichen Offizier erkannte, der aufmerkſam auf die Vorzüge ſeiner Untergebenen, ihm, da er ihn damals nicht im Vaterlande

verſorgen konnte, doch unter den kriegskundigen Bundesgenoſſen Anerkennung ſeines Talents verſchafft hatte.

Es erwies ſich freilich auch, daß Maximilian eben jener Wildfang geweſen war, der die unſchätzbaren Manuſcripte damals der Entenpfütze überliefert hatte. Indeſſen wich die Kränkung des Verfaſſers aufrichtig der Wonne des Vaters; der düſtre Schatten, der bisher vorzüglich Maximilian in ſeinen Augen über das Militär geworfen hatte, verſchwand, und er ſah jetzt ſogar ein, daß ſeine Kinder ſich auf den Flügeln einer ſolchen Schwärmerei zu einem recht beneidenswerthen Loos erhoben hatten.

N12<1078570730l0

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Vierter Band.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

I.

Siegismunda.

Kein Volk hat ſich wohl je in Erfindungen aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte mit unſerm edeln deutſchen meſſen dürfen; eine der herrlichſten darunter iſt unſtreitig die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die gleichſam wie auf Geiſterflügeln die Werke des Genies durch alle Länder trägt. Und Deutſche haben ſie gemacht! — Zu merkwürdig, zu ſegenbringend iſt dieſe Begebenheit, als daß nicht jeder kleine ſie betreffende Zug, den die Geſchichte noch dem Dunkel der Vergangenheit entzogen hat, eine freundliche Beachtung verdiente.

Fauſt, der treffliche Erfinder dieſer Kunſt, den unſer Vaterland noch mit Stolz unter ſeine ausgezeichneten Männer zählt, lebte zu Mainz ein ſtilles Leben, nur mit begeiſtertem Eifer in Ausübung ſeiner Kunſt vertieft; er hatte deshalb auch die einzige, von ſeiner frühverſtorbenen Gattin ihm verlaßne Tochter, aus dem Hauſe gethan, weil er ihrer Erziehung nicht warten könne. Einer auswärts reich verheiratheten Schweſter hatte er ſie übergeben, welche verſprach, ſie mit der Sorgfalt einer Mutter zu erziehen. So durfte er denn ihrentwegen ſorglos ſeyn, und konnte alles ſein Denken und Sinnen auf weitre Ausbildung ſeiner geliebten, neuerfundenen Kunſt verwenden.

Mit der Zeit nahm er einen Gehülfen an. Ein ſtiller, treuer Jüngling war es; Johannes v. Guttenberg mit Namen, welcher ihm redlich in die Hand arbeitete, und in den Geiſt ſeines Meiſters einzugehen ſtrebte. Sie ſchnitten damals jede Seite einer Schrift in eine ganze hölzerne Tafel aus, die dann zu keinem andern Werke mehr zu brauchen war und folglich wohl das Geſchäft ſehr langſam und beſchwerlich machte.

So vergingen mehrere Jahre; unterdeß hatte ſich doch die väterliche Sehnſucht nach dem entfernten Kinde ſehr geregt; und nur die Betrachtung, daß es dort beſſer aufgehoben ſey, als bei ihm, hatte ihn bewegen können, es nicht ſchon längſt von Augsburg wieder abzuholen. Jetzt war das Kind zur Jungfrau aufgewachſen, und nun ſchrieb er an ſeine Schweſter Klara einen Brief, ihr inniglich für die erwieſene Liebe dankend, doch ſie beſchwörend, ihm doch nun die langentbehrte Tochter wieder zurück zu geben und die großmüthige Schweſter willigte auch Augenblicks in das wohlbillige Begehren, und ihr Gatte, Herr Walter, ein angeſehener Handelsherr zu Augsburg, geleitete die beiden Frauen nach der ehrwürdigen Rheinſtadt Mainz.

Nun war Freude über Freude in der Wohnung des beglückten Vaters bei der Ankündigung ſo lieber Gäſte; die Frau Gertrude, eine arme Verwandte, die er zur Führung ſeines Haushalts zu ſich genommen hatte, mußte Küch' und Keller ſchmücken, und die ganze Wohnung, vom Boden bis zur Hausflur, kehren, ſcheuern und putzen laſſen, daß alles funkelte und blitzte wie der Himmel in hellen Winternächten.

Groß war zwar die Erwartung des frohen väterlichen

Herzens, allein wie herrlich ward ſie übertroffen; als am beſtimmten Tage einmal ſchnell die Thür aufging und eine hohe, wunderliebliche Geſtalt herein trat, welche der ſchlichte Vater, um ihrer ſchönen, neumodiſchen Kleider willen, für eine vornehme Dame hielt; aber ehe er ſich noch von ſeinem Sitze erhoben hatte, war ſie ſchon auf ihn zugeflogen, hatte die ſchönen Arme feſt um ihn geſchlungen und, vor ihm niederknieend, das ſchön gelockte Köpfchen zärtlich an ſeine Bruſt geſchmiegt.

Erſtaunt, entzückt ſah er ſie an, indeß ſie ihn mit tauſend frommkindlichen Liebkoſungen überhäufte. Es war ſein Kind, ſeine geliebte Siegismunda; ſie war den eben ankommenden Verwandten um einige Schritte voraus geeilt, als ſie die Thür des lieben Vaterhauſes wieder erblickt hatte, ihrer Sehnſucht nach dem guten, lang nicht geſehenen Vater nicht mehr mächtig. Die treue Schweſter und ihr wackrer Gatte traten nun auch herein, und der Freude und des Danks war kein Ende. Der Vater konnte ſich nicht ſatt ſehen an ſeiner herrlich aufgeblühten Roſe, die er nur noch als zarte Knospe zum letztenmal geſehen hatte. Wie ihre äußere Schönheit unvergleichlich war, ſo glich auch ihre Seele einem wahren Blumengarten, voll ſchöner und guter Gefühle und Gedanken, und voll anmuthiger Fertigkeiten; ſie ſang und ſpielte die Harfe engelgleich, und ihre kunſtreichen Hände waren geübt in jeder zierlichen und jeder guten Frauenarbeit.

Einige Tage gingen hin unter häuslichen Feſten, wie man ſie wohl zu Ehren ſo werther Gäſte zu feiern pflegt. Endlich dachten Walter und Klara ihres Scheidens. Am Abend vor der Abreiſe ſaßen Alle noch zu einem traulichen

Mahl beisammen. Siegismunda war eben hinausgegangen, um die betagte Gertrude in einem kleinen Geschäfte der Küche zu unterstützen, da ergoß sich ihr gerührter Vater noch einmal in Dankſagungen ihrentwegen gegen seine wackern Verwandten, und mischte auch aus offnem Herzen das Lob des theuren Kindes mit hinein. Lieber Schwager, fing Walter herzlich darauf an, verargen kann ich es Euch wahrlich nicht, wenn Ihr erfreut, ja wenn Ihr stolz auf eine solche Tochter seyd; sie ist ein Edelstein zu nennen, und glücklich wird der Mann einst seyn, dem sie als Gattin Haus und Leben schmückt!

Aber auch wahrlich, erwiederte der fröhlich stolze Vater, dessen Begeisterung der Wein noch erhöhte, nicht so leicht soll ein Mann dies Gut sein nennen dürfen! Nur einem ihrer völlig würdigen Gatten werde sie zu Theil! Auszeichnen muß er sich vor den Uebrigen seines Geschlechts, wie sie sich vor dem ihrigen auszeichnet.

Siegismunda trat wieder herein; die Pokale klangen ihr zu Ehren. Alle waren in einem fröhlichen Rausche: nur Klara hatte mit einer zärtern weiblichen Theilnahme bemerkt, daß Einer unter den Anwesenden während dieses Gesprächs, anfänglich glühend roth, dann wieder todtenbleich ward, sich schwankend vom Tisch erhob und aus dem Zimmer ging.

Es war Johannes. Klara hielt es nicht wohlgethan, die gemachte Bemerkung vorzeitig dem Bruder selbst mitzutheilen; doch sie vertraute sie der guten und verständigen Frau Gertrude an, und übertrug nun ihr die Sorge für das geliebte Pflegekind, das sie fortan verlassen mußte.

Walter und Klara reisten ab. Siegismunda hatte sich mit heißen Thränen von ihren theuern Wohlthätern ge-

trennt; ſie lebte nun ein ſtilles Leben, für ihren Vater, und an der Seite der guten Gertrude, an die ſie ſich bald kindlich anſchloß. Fauſt aber kehrte wieder zu ſeiner alten Lebensweiſe und ſeinem eifrigen Fleiß zurück, nur an ſeinem Gehülfen bemerkte er bald eine auffallende Veränderung. Der ſanfte, treue Johannes, der ſonſt die Anſtrengungen ſeines Meiſters freundlich getheilt hatte, war jetzt zerſtreut und düſter, und oft, wenn er ihn in ſeinen Träumen überraſchte, ward er ein ſtilles, heimlich loderndes Feuer in ſeinem Auge gewahr, das er ſonſt nie darin bemerkt hatte. Wenn er ihm dann zuweilen liebreiche Vorſtellungen that, ſagend: Johannes, lieber Geſell, wie magſt du doch ſo ganz verändert ſcheinen, nur ſeit geringer Zeit? Hofft' ich doch immer, du ſollteſt einſt mein Stellvertreter werden in der geliebten Kunſt, auf welche ich alle meine Lebenszeit verwendet habe, oder vielmehr du ſollteſt auf meine Schultern treten, und das, was ich begann, zu herrlicher Vollendung bringen. Denn immer muß ein Stein ſich auf den andern fügen zu einem trefflichen Gebäu. So aber, lieber Freund, wirſt du mit jedem Tage niedergeſchlagner; und mein Muth ſinkt, ſo wie ich in dein trübes Auge ſehe.

Wenn der Meiſter ſo ſprach, ſo war es oft, als wenn ſich jene ſtille Glut in Johannes Augen in einer Thräne löſchen wollte, die ihm unwillkürlich durch die Wimpern drang; allein dergleichen Thränen ſind mehr dem Oele ähnlich, und verſtärken das Feuer noch in eignen wie in fremden Augen. Ach lieber Meiſter, ſagte Johannes mit einem unterdrückten Seufzer, glaubt mir, ich liebe unſre Kunſt noch eben wie zuvor. Ihr müßt Euch nur gar nicht an

meinen Trübſinn kehren, wie Ihr mein Schweigen nennt; das heiterſte Gemüth hat doch zuweilen ſeine Launen. Was aber Euren Wunſch betrifft, ſo wüßt' ich nicht, wie ich Euch übertreffen ſollte? und Gott mag Euch noch lange das Leben friſten.

Johannes arbeitete nun wieder eine Weile mit größerer Anſtrengung; und der Meiſter war zu ſehr in ſeine Kunſt vertieft, als daß er viel auf jene Thränen, oder jenes Feuer der Augen hätte Acht geben ſollen. — Nicht ſo entgingen ſie der ſchönen Siegismunda. Ob auch ihr unbefangenes Herz im Anfang nichts als den treuen Gehülfen ihres Vaters in dem Jünglinge geſehen hatte, ſo blieb ſie doch, bei längerer Bekanntſchaft, als ſie ihn näher und theilnehmender betrachtete, nicht ganz ſo unbefangen über ihn. Die ſanften braunen Augen von Johannes, die ſo recht wohl zu ſeinen ſchönen, blonden Locken ſtanden, ſein gefälliger Wuchs und ſeine fromme Miene, vor Allem aber die beſcheidne Sittſamkeit, die ſich in ſeinem ganzen Thun und Weſen ausſprach, zogen ihr Herz allmählig leiſe zu ihm hin, und die gute Frau Gertrude war von jeher dem Jünglinge zu ſehr gewogen geweſen, als daß ſie Siegismunda's vortheilhafte Meinung von ihm hätte widerlegen können, wenn ſie auch nur die Wahrheit von ihm ſagte. Nach jenem Winke zwar, den ihr Frau Klara über Johannes gegeben hatte, beſtrebte ſie ſich wohl aufs Möglichſte, die Gedanken des Mädchens von ihm abzulenken; doch dieſe wußte immer das Geſpräch auf ihn zu leiten, und ehe es ſich die gute Alte ſelbſt verſah, entſchlüpfte ihr ein Zug, der Johannes Bild nur noch einnehmender vor Siegismunda's Seele ſtellte.

Sein Trübſinn rührte ſie noch mehr; und ohne daß ſich einer jener dunkeln Blicke geradezu an ſie zu richten wagte, wußte ſie Siegismunda doch zu deuten, vermöge der Kunſt, welche die Natur auch den unſchuldigſten ihrer Töchter lehrt; und innig hätte ſie gewünſcht, daß er ſie zur Vertrauten ſeines Kummers machen möchte, ohne daß ſie ihn gleichwohl deshalb zu fragen wagte, bis einſt ein günſtiges Geſtirn über dem Schweigendleidenden zu walten ſchien.

Am Nachmittage eines ſchönen ſonnenhellen Sonntags, wo der Vater zum Beſuch bei einem Freunde, und Johannes auch ausgegangen war, wandelte Siegismunda nach dem Garten hinter ihrem Hauſe, um Blumen zu brechen, und ſich damit zu einem abendlichen Tanze zu ſchmücken, wohin ſie heute mit Frau Gertrude gehen ſollte. Sie irrte zwiſchen den farbigen Beeten hin und wieder, allein nicht fröhlich geſchäftig wie ein Mädchen, das ſich zum Tanze ſchmücken will, ſondern langſam, und das ſchöne Haupt ſenkend, und unwillkürlich dachte ſie: Ach, die Zeit wird mir wohl ein wenig lang werden dort; weil — — Johannes — nicht auch dort ſeyn darf! —

Dies letztere wagte ſie ſich zwar nicht deutlich zu geſtehen; indeſſen ſtatt Blumen zu pflücken, trat ſie tiefſinnig in die dunkle Geisblattlaube, die eben mit ihren wallenden Zweigen vor ihr lag.

Vor ihrer Seele ſchwebte Johannes Bild; und ſo meinte ſie faſt zu träumen, als ſie ihn ſelbſt jetzt vor ſich ſah, wie er in der Tiefe der Laube ſaß, den Kopf ſchwermüthig in die Hand geſtützt. Er war ſo ſehr vertieft in ſeine Trauer, daß er den Tritt der Nahenden gar nicht ver-

nahm. Die Beſtürzung, in welche Siegismunda anfangs ſein Anblick verſetzt hatte, verwandelte ſich bald in die lebhafteſte Freude, als ſie den, welchen ſie entfernt von ſich in fröhlicher Geſellſchaft geglaubt, jetzt einſam ſinnig fand. Vorzüglich aber war es ihr erwünſcht, nun endlich hier einmal den Leidenden, heimlich Geliebten, mit einem ſüßen Troſte erquicken zu können. Zwar ſagte ihr ein dunkles Vorgefühl, welch ein Geſtändniß ſie vielleicht bei dieſer Gelegenheit von ihm zu erwarten habe; allein da ſich ihr Vater nie über ſeine Abſichten mit ihr geäußert hatte, und doch er den Jüngling ſehr werth hielt, ſo fand ihr anſpruchloſes Herz auch nichts, warum ſie dies Geſtändniß ſo ſehr hätte fürchten ſollen.

Sie ſtand ein Weilchen ſtill, den Trauernden gerührt betrachtend; ſie ſah, wie helle Thränen vor ihm auf die Erde träufelten und länger hielt es ihr zärtliches Mitleid nicht aus. Johannes, mein guter Johannes, ſagte ſie ſanft, warum ſo einſam hier?

Der Jüngling hob das Haupt empor und ſah an ihr hinauf, gleich wie in einer Art von ſeliger Beſinnungsloſigkeit, und blieb verſtummt und regungslos auf ſeiner Stelle.

In der That, fuhr Siegismunda fort, ich glaubt' Euch heute mit fröhlichen Geſellen umherſtreifend in der Stadt und in der umliegenden Gegend. Iſt es doch heute Sonntag, und ſollen junge Leute da der Freiheit und der Luſt genießen.

Ach edle Jungfrau, entgegnete Johannes mit einem tiefen Seufzer, und ſtand langſam von ſeinem Sitze auf, für mich iſt keine Luſt in weiter Welt! und — — meine Freiheit hab' ich auch verloren! —

Was sprecht Ihr da für räthselhaft traurige Worte, Johannes? fragte Siegismunda, selbst nicht ohne Verwirrung. —

Ach, bringt nicht in mich, holde Siegismunda! rief Johannes schmerzlich, und wandte sich, um aus der Laube zu gehen.

Bestürzt sah Siegismunda, wie er sich aufs neue in seine stumme Düsternheit begraben wollte, wenn jetzt der günstige Augenblick entfloh; und ängstlicher nahm sie noch einmal das Wort: Johannes, sagte sie, warum verbergt Ihr euch so scheu vor mir? vor mir, der Tochter Eures treuesten Freundes?

Ach eben, weil Ihr das seyd! seufzte Johannes — Eben weil Ihr das seyd, rief er mit heftigerem, verzweiflungsvollem Tone, muß ich die Ursache meiner Trauer Euch verbergen! — Sollt' ich meinem Wohlthäter also lohnen?

Johannes, sagte Siegismunda bewegt, mich dünkt Ihr seyd in großem Irrthum.

Denkt Euch, fuhr jener fort, ein biedrer Mann besäße einen schönen Edelstein, den einzigen in seiner ganzen Habe. Viel Reiche und Vortreffliche bewürben sich darum, und ich Armer, ich sollte Anspruch darauf machen? —

Bei diesen Worten sank er wieder auf seinen Sitz zurück und verbarg das Gesicht in seine vorgehaltenen Hände.

Und wie nun, sagte Siegismunda, wenn der Edelstein spräche: An keiner andern Hand will ich bleiben, als einzig und allein an dieser Hand.

Johannes sah sie mit zweifelnden Blicken an. Hör' ich recht? sprach er. Schöne, holdselige Siegismunda, o könn-

tet Ihr eines Unglücklichen ſpotten, der Euch — Ja, weil Ihr es denn einmal wißt, — der Euch mit allen Kräften ſeiner Seele liebt!

Ich ſpotte nicht, mein guter Johannes, ſagte die Jungfrau leiſe, doch mit innig treuem Ton; und ob ſie auch die ſchönen Augen niederſchlug, ſo ſtreifte doch aus ihnen noch ein lichter Sonnenblick zu Johannes, der ihm die ſeligſte Gewißheit ſeines Glückes gab.

O Gott! o Gott! rief der Entzückte, indem er ihre beiden Hände innig an ſeine heißen Lippen und an die hochklopfende Bruſt drückte, ſo wäre es wahr? Ihr liebtet mich? Ihr Engel voll Huld und Lieblichkeit! — Doch ach! fing er an, plötzlich wieder in ſeinen alten Trübſinn verſinkend, — großer Gott! ich hatte vergeſſen, daß Euch der Vater mir doch nicht gewähren wird. O des ſchrecklichen Wortes, das er ſprach, am Abſchiedabend Eurer Anverwandten.

Und welches Wortes? fragte Siegesmunda erſchrocken.

Ihr waret alſo nicht gegenwärtig, als es Euer Vater ausſprach? verſetzte Johannes, aber mir hat es ſich mit feurigen Zügen in das Herz gegraben. Wahrlich, rief er, — von Euch ſprechend — nicht ſo leicht ſoll ein Mann dies Gut das ſeine nennen! Auszeichnen muß er ſich vor den Uebrigen ſeines Geſchlechts, wie ſie ſich vor dem übrigen auszeichnet. —

Und dieſes Wort, theurer Johannes, fragte Siegismunda, vermöchte Euch zurück zu ſchrecken? Auch nicht zu gedenken der zu hohen Meinung, die mein gütiger Vater von mir hat; wenn Ihr mich liebt, und wie Ihr ſagt, mit allen Kräften Eurer Seele, ſo wird die Liebe dieſe

Kräfte noch befeuern, zu immer höherem Streben, und immer schönerer Rechtfertigung meiner Wahl!

Ja das iſt wahr! rief Johannes aufſpringend, und ein freudiges Feuer blitzte in ſeinen Augen auf. Ja, Deine Liebe wird mich neu beſeelen, daß ich etwas Rechtes hervorbringe! — Und dies ſey Dir mein Schwur der Treue!

So nimm den meinigen dagegen! rief Siegismunda, mit Wonne ſich in dieſem ſchönen Feuerblicke ſpiegelnd, der ihr Verkündiger eines rühmlichen Entſchluſſes war; Dein! Dein! ſagte ſie inniger, und Johannes wagte es ſie ſchüchtern ſelig an die Bruſt zu ſchließen.

Dank Dir, Geliebte! ſprach er darauf mit Feſtigkeit, dieſer heilige Kuß wird mich ſtärken, bis ich mein Verſprechen gelöſt habe.

Beide kamen noch darin überein, daß ſie einander auch fortan nur in derſelben fromm-ſittigen Entfernung, wie bisher, begegnen wollten, bis es der Jüngling würde wagen dürfen, dem Vater ſeine Wünſche zu entdecken.

Ein verdoppeltes Leben ſchien ſeit dieſer Zeit in Johannes Bruſt erwacht. Mit Freuden ſah der Meiſter all' ſeinen Eifer für die Kunſt zurückgekehrt. Einſt ſaß der Liebende allein, die hellen Augen ſinnig auf eine jener Tafeln voll eingeſchnittener Schrift gewandt. Vor ſeiner Seele ſtand der Name: Siegismunda, und der Wunſch regte ſich in ihm, doch dieſen ſchnell durch den Druck hervorgehen zu ſehen. Da war es, als träten auf einmal alle dieſe Buchſtaben, die dieſen theuren Namen bilden, hellleuchtend aus den Uebrigen hervor, und ein Gedanke ſchoß durch die Seele

des Jünglings, der ſeine Wange mit freudiger Röthe übergoß, und den er Augenblickes in That verwandelte. — —

Es ſollte eben jetzt, auf den Befehl des Erzbiſchofs von Mainz ein groſſes und koſtbares Werk gedruckt werden, eine prachtvolle Ausgabe der heiligen Schrift. Doch in ſehr kurzer Zeit verlangte ſie der Fürſt; aus Gründen, die dem treuen, und von dem Fürſten ſehr begünſtigten Meiſter ſelbſt einleuchteten. Tiefſinnig kam er jetzt von der erzbiſchöflichen Hofburg heim, und traf Frau Gertrude nebſt Johannes und Siegismunda, die mit dem Mittagsmal auf ihn gewartet hatten. Er theilte ſogleich ſeinem Gehülfen den Wunſch des Erzbiſchofs und ſein Bedenken dabei mit. Und wenn ich auch, ſprach er nachdenklich — annehme, daß wir doppelt und dreifache Arbeiter dabei anſtellen, wenn ſie zu haben ſind; ehe jede Seite dieſes weitläuftigen Werks in Holz geſchnitten wird, ſo kann wohl eine lange, lange Zeit darüber hingehen.

Bei dieſen Worten glänzte ein ſonniges Lächeln über Johannes Geſicht. Und wie, verehrter Meiſter, ſagte er, wenn es ein Mittel gäbe, dies Alles in ſehr kurzer Zeit zu enden?

Der Meiſter ſah' ihn mit Verwundrung an.

Seht, ich will Worte hier auf ein Blatt ſchreiben, fuhr Johannes fort, und in wenig Augenblicken ſollt Ihr ſie gedruckt leſen!

Er ſchrieb darauf mit einer Bleifeder auf ein Blatt, ließ es den Vater leſen und eilte damit in die Druckerei, indeß die Andern ihm verwundert nachſahen.

In wenig Augenblicken kam er darauf zurück und brachte die geſchriebenen Zeilen nett und klar gedruckt, noch feucht von der ſchwarzen Farbe des Drucks.

Erſtaunt nahm ſie der Vater und las ſie laut den Andern vor. Sie lauteten alſo:

Was leiht für Wiſſenſchaft und Kunſt,
Uns Flügel?
Was ſprengte für die kleinſte Gunſt,
Wohl Eiſenriegel?

Das iſt der Lieb' und Sehnſucht Macht!
Statt Kronen
Kann was ein treues Herz vollbracht,
Ein Blick belohnen.

O mein Sohn! rief Siegismunda's Vater freudig, indem er den erröthenden Johannes in ſeine Arme ſchloß, mein würdiger Schüler! ſo hat mich denn mein Hoffen und mein Ahnen nicht betrogen, du werdeſt das Reislein, welches ich pflanzte, zum trefflichen vollkommnen Baum aufziehen! — Aber ſage, durch welches Wunder haſt du den ſchnellen Druck vollenden können?

Johannes erzählte nun, wie es immer der Gegenſtand ſeines Nachdenkens geweſen ſey, der Langſamkeit des Druckes abzuhelfen und wie ihm nun, gleichſam durch die Eingebung einer höhern Macht, mit einemmal dies Mittel klar geworden ſey, durch die einzeln ausgeſchnittenen, beweglichen Buchſtaben den Druck fortan mit Wunderſchnelle zu vollenden.

Er zeigte dabei ſeinem Meiſter dieſe mit allem Zubehör, der auch leicht Alles begriff und in die Ideen ſeines Zöglings einging. Mit Feuer nahm er die Erfindung der

beweglichen Lettern auf, die noch die Welt dankbar mit Guttenbergs Namen verbindet, und rief aufs neue noch entzückter: O lieber Johannes, sage, womit soll ich dir wieder Freude machen, da du mich jetzt so hoch erfreust?

Johannes erröthete noch höher, und warf einen ausdrucksvollen Blick auf Siegismunda, die eben in der Morgenröthe jungfräulicher Beschämung und einer stolzen Freude zugleich über ihren Liebling dastand.

O mein Vater, sagte endlich Johannes bittend, es war der schönste Lohn, den Ihr mir gabt, als Ihr mich vorhin Euren Sohn nanntet. Leſt jene Zeilen noch einmal, und sie werden Euch sagen, was einzig das Glück meines Lebens machen könnte! —

Und auch des meinen, o mein lieber, gütiger Vater, rief die holdselige Siegismunda und warf sich ihrem Vater zärtlich und flehend um den Hals, der noch einige Blicke auf die Zeilen gethan hatte, und nun allmählig ihren dichterischen Sinn zu fassen schien.

Ja freilich, wenn es so ist, sagte er mit frohem Lächeln und legte beider Hände in einander, während die gute Gertrude, welche auf diese Weise ihren heimlichen Wunsch verwirklicht sah, mit warmer mütterlicher Freude an dieser Scene Antheil nahm.

So seyd denn glücklich, meine Kinder, sagte der Vater, sie umarmend. Und das Erste, was der neuerfundne Druck verherrlichen soll, sind die Namen Guttenberg und Siegismunda.

II.

Die Herberge im schottischen Hochlande.

Erzählung eines jungen Engländers.

Mancherlei Zufälle hatten mich lange von meinem Vaterlande entfernt gehalten; ich kehrte jetzt nach England zurück, um die anſehnlichen Güter in Beſitz zu nehmen, die mir der frühe Tod einer jungen Verwandtin zugeeignet hatte. Nur in dem Morgennebel der Kinderjahre hatten wir uns gekannt, und eine beinahe geſchwiſterliche Zärtlichkeit herrſchte damals zwiſchen uns; allein trotz der Länge der Zeit trat ihr holdes Bild noch dämmernd vor meine Seele, als ich den Boden meines Vaterlandes betrat, und mit ſtiller Wehmuth nahm ich die einſt ihr gehörigen Beſitzungen ein. Dieſe Güter hatten ſeit ihrem Tode mehrere Jahre in der Verwaltung meiner Verwandten geſtanden; jetzt bei meiner Ankunft beſuchte ich ſie ſelbſt. Eins derſelben lag in den Gegenden des ſchottiſchen Hochlands; dorthin reiſte ich zu Ende des Frühlings in den ſchönſten Tagen, die der Himmel der Erde ſchenkt, und hatte eines Abends den alten Ritterſitz ſchon auf die Nähe einiger Stunden erreicht, als ſich die Sonne zum Untergange neigte, und meine Müdigkeit lebhaft nach einer Herberge zu verlangen begann. Ich wußte, jenes alte Haus bot unwirthbare, ſchallende Gemächer genug; aber nicht viel von einer freundlich duftenden Mahlzeit oder einer traulichen Lagerſtätte dar, und konnte daher wohl eher für er-

lauchte Geiſter, als für einen armen ſterblichen Reiſenden einladend ſeyn, vorzüglich da nicht einmal die wenigen, dort hauſenden Dienſtleute von meiner Ankunft unterrichtet waren. Dagegen winkte mir nicht fern, in einem reizenden Thale, das friedliche Dach eines Meierhofes am Fuße eines Hügels ſanft ſich hebend, der es vor dem hier ſo gewaltigen Weſtwinde ſchützte. Die Fenſter glimmten licht im rothen Abendſcheine, und roſicht funkelnd goß zur Seite ſich ein klarer Bergſtrom in das ſchöne Thal; hinter dem Hauſe erhob ſich ein wehendes Buchengehölz, und blühende Gärten ſchloſſen es in ihren Schoos. Die grünen Wieſen waren mit den ſchönſten munterſten Heerden bedeckt, und die umgebenden Felder ſtanden im ſchwellenden Wuchs.

„Hier möcht' ich übernachten!" rief ich bei mir ſelbſt, und hatte bei dem Gedanken auch unwillkürlich den Weg dahin eingeſchlagen. Ich trat in einen reinlichen Hof, in dem ſich ein kleiner Teich verbreitete und den mannichfaches zahmes Geflügel belebte. Eine junge Bäuerin ſaß vor der Thür des Hauſes mit einem Kinde in ihren Armen. Die Zartheit ihrer Bildung kam mir in ihrem Stande außerordentlich vor, ihre Züge trugen das ſchönſte griechiſche Ebenmaß, die großen ſanften dunkeln Augen waren liebevoll auf das Kind geſenkt, ihre dunkelblonden Locken legten ſich geſcheitelt um die reine Stirn, und ihre ſanft geſchloßnen Lippen bewegten ſich auf eine ſehr anmuthige Art, als ſie bei meinem Näherkommen die Augen aufſchlug und meinen Gruß erwiederte.

Ich fragte, wem der Meierhof gehöre, und ob ich wohl

für mich und meine Leute hier ein Nachtquartier finden könne?

Sie erwiederte, der Hof gehöre ihrem Manne, der ſich ſowohl, als ſie ſelbſt, eine Freude daraus machen werde, einem Fremden ein Nachtquartier und eine Bewirthung zu bieten, ſo gut als es in ihren Kräften ſtehe.

Sie nöthigte mich nach dieſen Worten vom Pferde zu ſteigen, und führte mich in ein angenehmes kleines Zimmer, das ſie mir beſtimmte; aus dem Fenſter hatte man hier die Ausſicht auf das liebliche Thal, der Blick vertiefte ſich in ſeine Windungen und folgte dem Laufe des irrenden, zuweilen hervor blitzenden Fluſſes.

Meine holde Wirthin fragte mich, ob ich bis zu meinem Abendeſſen, das ſie eben zu bereiten ging, hier ausruhen, oder ein wenig in ihrem ländlichen Garten verweilen wolle? Die Schönheit des Abends beſtimmte mich für das Letztere. „Und wenn Sie vielleicht," fügte meine Wirthin hinzu, „einige Unterhaltung wünſchen: ſo ſteht der kleine Vorrath von Büchern, den wir beſitzen, mit Freuden zu Ihrem Befehle."

Sie zeigte mir dabei eine kleine Bücherſammlung, die, wie ich mit Erſtaunen bemerkte, aus verſchiedenen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Werken beſtand. Ich war überraſcht, einen ſolchen Grad von Bildung in dem Hauſe eines geringen Landmanns zu finden, der mich ſchon in den Reden der Beſitzerin dieſes kleinen Schatzes ſo ſehr befremdet hatte. Sie war ſchon weggegangen, während ich die Bücher durchſah, und ſo blieb ich mir mit meinen Betrachtungen ſelbſt über-

laſſen. Ich wählte eines der gefundenen Werke und begab mich damit in den freundlichen, im Abendduft liegenden Garten.

Das Nützliche, der eigentliche Grund und Boden der ländlichen Wirkſamkeit, war hier allenthalben mit dem Gürtel der Anmuth umſchlungen. Roſen glühten und Lilien ſtrahlten im Einfaß grünender Gemüßbeete. Die Natur, die unter dieſem rauhern Himmelsſtrich freilich nicht mit aller der blühenden Pracht erſcheint, als in den ſüdlichen Gegenden, war doch überall mit zarter Hand gepflegt. Erdbeeren dufteten nicht fern von meiner dunkelnden Geisblattlaube, hinter der ſich ein Arm des Bergſtroms murmelnd hingoß, und hin und wieder waren einfache Raſenſitze angebracht. Ich wählte einen derſelben, wo man die ländliche Umzäunung überblicken konnte; allein zum Leſen fand ich unmöglich Zeit; denn ein Paar wunderliebliche, roſenwangige Kinder, die mich anfangs neugierig betrachtet hatten, kamen jetzt zu mir, und machten mir durch ihr kindlich-vertrauliches Geſchwätz einen ſo ſüßen Zeitvertreib, daß ich an gar keine andre Unterhaltung denken konnte.

Nicht lange indeß hatt' ich dieſe Freude genoſſen, als wir das Geräuſch eines Wagens hörten. Die Kleinen liefen nun eilig von mir hinweg nach dem Hofe; ich folgte ihnen bis an die Gatterthür, und ſah eine Scene, die mich im Innerſten bewegte. Ein leerer Wagen rollte in den Hof, von ein Paar muthigen Pferden gezogen, und auf dem Wagen ſtehend und ſie lenkend, erblickte ich den Gatten dieſer liebenswürdigen Bäuerin und den Vater dieſer holden Kinder, der nach ſeinem Anſehen nicht unwerth ſchien, dies reizende Familiengemälde zu krönen; es war die edelſte Geſtalt,

die ich je gesehen, die Züge seines schönen Gesichts, wie ich sie im Näherkommen betrachtete, waren zugleich ausdrucksvoll und höchst einnehmend. Er kam aus einer entfernten Stadt zurück, wo er Getreide hingebracht hatte. Seine Gattin empfing ihn mit einer zärtlichen Umarmung. Die Kleinen hingen sich unter tausend Liebkosungen an seine Hände und um seinen Nacken, als er sich liebevoll zu ihnen niederbeugte. Fanny, so hieß, wie ich nachher erfuhr, die reizende Landwirthin, erzählte hierauf ihrem Manne meine Ankunft, und beide kamen nun nach dem Garten. Fanny stellte mir ihren Mann unter dem Namen Salgar vor, der mich auf eine sehr angenehme Art willkommen hieß, und für den Vorzug dankte, den ich seinem Hause gegeben. —

Das Abendessen war nun bereit. Meine Wirthe baten mich um Erlaubniß, ihre Leute und selbst meine Bedienten an demselben Tische mit mir und ihnen speisen zu lassen; ich willigte gern ein. Der Tisch war sehr artig besetzt und mit Blumen ausgeschmückt, die Sitze bequem; allein nur ein Armstuhl. Dieser war für einen Greis bestimmt, für den Vater des Landmanns, dem ich jetzt auch vorgestellt ward. Er begrüßte mich sehr freundlich und wir setzten uns zu Tische.

Nicht leicht hab' ich eine Mahlzeit von so wahrer Grazie gewürzt gefunden, als diese. Das holde Paar hatte so zarte Aufmerksamkeiten für mich und meine Leute, für den ehrwürdigen Greis, und selbst für ihre Dienstleute, daß meine Bewunderung nur noch höher stieg.

Eine freundliche Gleichheit schien zwischen Herren und Dienern zu herrschen, und doch zeigten diese wieder alle jene

Achtung gegen ihre gute Herrſchaft, die wahrer Werth immer unwillkürlich zu feſſeln weiß. Ich hörte, wie Salgar einigen ſeiner Arbeiter verdientes Lob austheilte, wie er einige, die ihr ſchweres Tagewerk beſonders entkräftet hatte, nöthigte, noch mehr des ſtärkenden Aepfelweins zu trinken. Fanny ließ eines ihrer Dienſtmädchen neben einem jungen Hirten ſitzen. „Sie lieben ſich," ſagte ſie mir leiſe — „ſind brav und gut, nur noch zu arm, um ſich heirathen zu können, und heute haben ſie ſich den ganzen Tag noch nicht geſehen."

Nie hatte ich einen freundlicheren, heiterern Greis geſehen, als den von Fanny ſo liebevoll verſorgten Vater; und ich fühlte, wie wahr es iſt, daß nur die Alten üble Laune haben, die man vernachläſſigt.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ich auf die Bücher zu ſprechen, die ich mit ſo viel Verwunderung hier gefunden hatte. Ich ſagte Salgar und Fanny einiges darüber; ſie antworteten mir mit Geiſt. — „O wie iſt es möglich," rief ich, indem ich mich zu Fanny wandte, „daß hier auf dem Lande ein weibliches Weſen ſo hohe Bildung" —

„O mein Herr!" unterbrach mich der Greis, der anfing, durch den Wein ein wenig begeiſtert zu werden — „Sie kennen unſre Fanny nicht! O das Engels-Herz! Wenn Sie wüßten, was ſie alles um unſertwillen verlaſſen hat!" — Fanny ſchien die Geſprächigkeit ihres Vaters zu fürchten. Salgar bat den Alten inſtändig, doch ein Geheimniß nicht zu enthüllen, das er verſprochen habe, zu verſchweigen. „O, ich werde nichts ſagen!" erwiederte der gute Alte — „ich werde nichts ſagen! — Ein ſo ſchönes Mädchen! und ſo reich! und ſo vornehm! Denkt ſie wohl jetzt an ihre Equipagen?"

Wahrſcheinlich glaubte er ſeine Tochter zu kränken, wenn er mehr ſagte; er ſchwieg. Derſelbe heitre Ton der Unterhaltung kehrte wieder zurück. Salgar und Fanny ſchienen ſo glücklich, wenn ſich ihre Blicke einmal begegneten; dies ſchien ihnen dann der Lohn für die hingebende Aufmerkſamkeit, die ſie Andern bewieſen hatten. Noch immer herrſchte die zarte, ſittſam glühende Sehnſucht der erſten Liebe zwiſchen ihnen, nur inniger, zärtlicher noch durch das ſelige Vertrauen der Ehe.

Wir ſtanden von der Mahlzeit auf, und bald darauf führten mich meine Gaſtfreunde in mein freundliches Schlafgemach, das ſchon der Mond mit ſeinen Strahlen ausgeſchmückt hatte. Salgar führte mich an's Fenſter, und machte mich aufmerkſam auf die magiſche Wirkung des Lichtes und des Schattens in dieſen nordiſchen Berggegenden.

Beide verließen mich darauf. Fanny ging nun, nach ihren Kindern und nach ihrer Wirthſchaft zu ſehen; Salgar machte die Runde in ſeinen Ställen, und gab ſeine Befehle für den morgenden Tag, ehe ſich beide der Ruhe überließen, die nach einem arbeitsvollen Tage die Unſchuld ſo ſüß umfängt.

Die Scenen dieſes Tages beſchäftigten meine Phantaſie vor dem Einſchlafen. Fanny's Anblick hatte aus dem Dunkel der Vergangenheit Bilder in meine Seele gerufen, die mir wechſelnd wohl und wehe thaten. Auch Salgar's Geſtalt ſchien mir eine dämmernde Erinnerung aus einer andern Scene meines Lebens zu erwecken, doch war ſie dunkel, und ich konnte ſie unmöglich feſthalten. Alles kam mir vor wie

ein Traum, allein ein Traum, den ich mein ganzes Leben hindurch hätte träumen mögen.

Ich erwachte ſehr früh und mit Trauer, heute dieſen reizenden Aufenthalt verlaſſen zu müſſen. Ich ging hinab in den Hof, wo ich Fanny und Salgar ſchon fand, beſchäftigt, die Arbeiten des Tages zu ordnen. Die Sonne war eben aufgegangen; der Himmel trug noch einen Anhauch jener zarten Safranfarbe, die dem bleichen Weiß des anbrechenden Tages folgt; die friſche Luft, wie ſie gewöhnlich den Aufgang der Sonne begleitet, trug erfriſchende Düfte von Bäumen und Blumen heran. Das Leben begann ſich rings umher zu regen, die Mäher gingen fröhlich in die Heuernte, mit ihnen der Aelteſte der Kleinen, mit denen ich geſtern geſpielt hatte, und kein König kann ſtolzer auf ſein Scepter ſein, als der Kleine auf den Rechen, den er trug. Sein Vater ſah ihm lächelnd nach. „Sehen Sie," ſagte er zu mir — „die Freude erſter Uebung der Kraft! Dies iſt gleichſam das Noviziat des Ackerbaues."

Ich ſagte einige herzliche Worte, um meinen Antheil an dieſer ländlichen Thätigkeit, an dieſem unſchuldigen Glück auszudrücken. „Schon geſtern," erwiederte Fanny — „hab' ich bemerkt, daß Sie Sinn haben für das einfache Glück der Natur, und daß Sie den Stand des Landbaues nicht geringſchätzen."

„Geringſchätzen!" unterbrach ich ſie mit Feuer — „dieſen ehrwürdigen Stand, den ſelbſt das weltbeherrſchende Rom verehrte! Könige hat er erzogen, und mancher glorreiche Vertheidiger ſeines Vaterlands, gleich jenem edeln Cin-

cinnatus, vertauſchte mit dem heiligen Pfluge ſein blutgefärbtes Schwert.“

Eine helle Freude leuchtete bei dieſen Worten über Salgar's ſchönes Geſicht. „O dann,“ rief er, indem er mit Innigkeit meine Hand ergriff — „ſchenken Sie uns dieſen Tag! Gönnen Sie mir die Freude, Ihnen meine Fluren zu zeigen, und das Gedeihen unſres Fleißes!“

Ich lächelte, auf dieſe Art meinen eignen Wunſch ſo herzlich ausgeſprochen zu hören. Ich willigte freudig ein. „Allein,“ fuhr ich fort — „nur unter der Bedingung verſpreche ich es Ihnen und mir, daß Sie mir beide etwas von der Geſchichte Ihres Schickſals mittheilen, auf das mich Ihre ſo ſeltne hohe Bildung längſt aufmerkſam gemacht hat. Glauben Sie mir,“ ſetzte ich herzlich hinzu — „nicht Neugier ſpricht aus mir, ſondern die innigſte Theilnahme! Verſprechen Sie mir es, mein Freund?“

Salgar erröthete; aber Fanny nahm mit einer himmliſchen Miene das Wort: „Mein lieber Freund,“ ſagte ſie zu ihrem Gatten — „wenn du es erlaubſt: ſo will ich dieſem Herrn, der ſo wahre Theilnahme für uns zeigt, etwas von der Geſchichte unſrer Liebe mittheilen.“

Salgar willigte ſchweigend in den Vorſatz ſeiner Gattin; er umarmte ſie zärtlich und folgte ſeinen Leuten in die Ernte. Fanny ließ mein Frühſtück nach dem Garten bringen und kam dorthin, von ihren jüngſten Kindern begleitet, mir ihr Verſprechen zu halten. Wir nahmen Platz auf einer der Raſenbänke, und Fanny begann ihre Erzählung, wie folget:

„Die Winke, mein Herr, die gestern Abend unserm guten Vater über meinen vorigen Stand entschlüpften, waren keineswegs ungegründet. Ja, ich bin aus einer der edelsten und angesehensten Familien Englands entsprossen, deren Namen ich aus Ehrfurcht verschweige. Mein vortrefflicher Vater hatte, so wie seine Vorfahren, hohes Verdienst um den Staat. Seit dem Tode einer angebeteten Gattin lebte er nur für die Wissenschaften, die er enthusiastisch liebte, und für mich, das einzige Vermächtniß seiner verlornen Gattin. Ich war noch sehr jung bei dem Verlust meiner Mutter. Mein Vater, weit entfernt, an eine zweite Vermählung zu denken, wandte alle Fülle seiner edeln und zärtlichen Seele auf meine Ausbildung; er theilte mir verschiedne seiner Wissenschaften und vorzüglich die Grundsätze seiner eignen menschenfreundlichen unerschrocknen Philosophie mit, die das Urtheil der Menschen über eine Handlung verachtet, von deren Adel sie durchdrungen ist. Ich nahm seinen Charakter an; er fand sein Glück in mir, und so dachte er, als ich nun erwachsen war, mit einer Art von Schmerz daran, mich zu verheirathen; und ich konnte den Gedanken, mich von ihm zu trennen, noch weniger ertragen.“

„Wir brachten gewöhnlich nur einige Monate des Winters in London, den übrigen Theil des Jahres größtentheils auf einem unsrer Güter an der Grenze von Schottland zu. Einst waren wir eben da angekommen, als sich ein junger Bergschotte meinem Vater vorstellte, um bei ihm zu dienen. Er war von der einnehmendsten Gestalt, und sein Gesicht trug einen Ausdruck von Gefühl und von Treue, der meinen Vater vom ersten Blick an für ihn ge-

wann. Er zeichnete ſich anfangs blos durch außerordentliche Anhänglichkeit an meinen Vater aus, und wußte ſich durch ſeine Redlichkeit zu gleicher Zeit die Liebe aller ſeiner Mitgefährten zu erwerben. Bald indeß entdeckte mein Vater, daß er eine ausnehmende Neigung zu den Wiſſenſchaften, und natürliche Empfänglichkeit für ſie hatte. Mein Vater nahm ſich vor, ihn zu bilden, und unterhielt ſich oft mit innigem Vergnügen Stundenlang mit ihm. In einer dieſer Unterhaltungen, bei der ich zugegen war, wurde mein Vater lebhafter von ihm eingenommen, als je. „Aber ſage mir aufrichtig, mein Freund," ſagte er mit einer väterlichen Zutraulichkeit — „die Landleute deiner Heimath ſind ſonſt ſehr ſtolz; du ſelbſt ſcheinſt einen ſo ausgezeichneten Grad von Erhebung der Seele zu haben; wie kommt es, daß du dich zu deinem gegenwärtigen Stande beſtimmt haſt?"

„Der Jüngling erröthete bei dieſen Worten, und eine Thräne trat ihm in die Augen: „Ach gnädiger Herr!" erwiederte er — „ich würde es auch nicht gethan haben, wenn mich nicht die Lage meines alten Vaters dazu bewogen hätte. Ich habe einige Jahre als Soldat gedient in dem gegenwärtigen Kriege; der Tod meines heimgebliebenen einzigen Bruders verſchaffte mir den Abſchied zur Unterſtützung meines Vaters, der ſchwach iſt, und nicht mehr arbeiten kann; allein das kleine Stückchen Land um unſere arme Hütte reicht in dieſen unfruchtbaren Jahren nicht hin, mich und ihn zu unterhalten; von meinem jetzigen Gehalt kann ich ihn reichlich verſorgen."

„Mein Vater war tief bewegt. Er wollte dem treuen Sohne auf der Stelle eine anſehnliche Summe ſchenken, um

ſie ſeiner Familie zu ſenden; allein wie erſtaunte er, als der Schottländer dies Geſchenk mit einer feſten Entſchloſſenheit ausſchlug. „Nein, gnädiger Herr!" — ſagte er „der Ertrag meiner Arbeit gehört meinem Vater, wie mir ſelbſt; er iſt hinreichend für ihn; aber weder er noch ich werden uns erniedrigen, das Brod des Almoſens anzunehmen."

„Mein Vater ſuchte nicht die edle Denkart des Jünglings zu bekämpfen; allein er wies ihm ſeit dieſem Augenblick eine höhere Beſtimmung an; er machte ihn zu ſeinem Secretär und zum Aufſeher über ſeine Bibliothek. In dieſen beiden Stellen hatte er dann Gelegenheit, dem Vater die beſtimmten Wohlthaten zufließen zu laſſen, ohne das Zartgefühl des Sohnes zu verletzen."

„Ich war gewohnt, oft die Bibliothek meines Vaters zu beſuchen, und oft fand ich nun den da, der mir ſeit jenem letzten Auftritt noch merkwürdiger geworden war, als vorher; ich bemerkte bald, daß er mich nie ohne eine lebhafte Bewegung eintreten ſah, und dieſe Bewegung war es, die zuerſt die Gefühle in meinem Herzen entzündete, die mir jetzt ſo theuer ſind, und denen ich das Glück meines Lebens verdanke; denn was ſoll ich es Ihnen länger verbergen, daß jener junge Schotte mein jetziger Gatte, mein geliebter Salgar war? Ich achtete wohl die Meinung der Welt und die ehrwürdigen Schranken der Stände; aber mußte ich nicht ein Weſen als geadelt anerkennen, das nicht nur eine, der meinen gleiche Bildung angenommen hatte, ſondern das, was weit mehr war, ſo bewundernswürdige Geſinnungen zeigte? und heiligte nicht mein Vater ſelbſt meine ſtille Wahl durch die wahrhaft väterliche Zärtlichkeit, mit der er jetzt

den edeln Salgar behandelte? Er ſchien in der That den Mangel eines Sohnes in ihm erſetzt zu fühlen; und wie ſeine Kinder behandelte er uns zuweilen Beide. Demungeachtet wagte ich nicht, ihm etwas von meiner Neigung zu geſtehen, aus Furcht, ihn vielleicht dadurch zu beunruhigen, und dieſe unſchuldige Neigung bedurfte ja keines Beiſtandes von außen. Ich war glücklich, in dem Gefühl zu lieben, und geliebt zu ſeyn; nicht minder ſorgfältig verſchloß Salgar ſeine Empfindungen vor mir. Er wußte nur zu lieben, und wahre Liebe führt ja ſtets die Ehrfurcht in ihrem Geleite."

„So lebte ich einige glückliche Jahre, als mir der Tod meinen unvergeßlichen Vater entriß. Wie hab' ich dieſen Schmerz überleben können? Noch jetzt fühl' ich ihn zerreißend in meinem Innern, wenn ich an jene Stunden denke."

Thränen ſtürzten bei dieſer Erinnerung aus Fanny's Augen, und ſie blieb einige Augenblicke ſprachlos.

„Die einzige Linderung," fuhr ſie nach einer Weile fort — „fand ich in dem ſympathetiſchen Schmerze, der aus Salgar's ganzem Weſen ſprach. Auch er beweinte mit kindlicher Liebe einen zweiten Vater in dem Verlornen. Zugleich entdeckte ſich in der kleinſten ſeiner Handlungen die zärtlichſte Rückſicht auf mich. In ſeiner Art, mir einen Dienſt zu leiſten, in ſeiner Miene, ſelbſt in dem Ton ſeiner Stimme, fand ich ganz die Leidenſchaft, die mein Herz von ihm forderte, ohne das geringſte, was meine Tugend, oder die Ehrerbietung hätte beleidigen können, die er meinem Range ſchuldig war. Ach, daß ich genug Betrachtungen anſtellte über dieſen Rang, der mit den Anſprüchen meines Herzens ſo ſehr in Widerſpruch ſtand, über die Achtung,

die man den Geſetzen ſeines Landes und der bürgerlichen Einrichtung ſchuldig iſt, werden Sie mir wohl glauben. Zuweilen äußerte ich in einer ernſthaften Unterhaltung mit Salgar einigen Zweifel über die Rechtmäßigkeit derſelben; allein mit Lebhaftigkeit beſtritt er mich dann, und führte hundert Gründe an, denen ich oft ſchwer etwas entgegenſetzen konnte. Hatte er aber auf dieſe Weiſe geſiegt: ſo bemerkte ich ſtets, daß er noch trauriger ward, als vorher, und wohl errieth ich den Grund ſeines Betragens; ich ſah, daß mein lieber Salgar, nur mir gehörend, ſich ſelbſt vergaß, und gern ſeine liebſten Wünſche für meine Vortheile und für meine Ehre opferte. Er ſprach mir oft von meiner Familie, er wiederholte mir, wie ſehr dieſe glorreiche Familie mich liebe, und wie ſehr ſie meine Anhänglichkeit verdiene. Ich fühlte dies lebhaft; meine Verwandten behandelten mich auf die zarteſte Weiſe, ſie achteten meine Erziehung, und ließen mich, da ſie meine Liebe für die Einſamkeit und für die Wiſſenſchaften kannten, ohne Bedenken allein auf dem Schloſſe meines Vaters leben."

„Unter meinen Verwandten liebt' und verehrt' ich beſonders einen Bruder meines Vaters, der auch von ſeiner Seite meinem edeln Vater und mir immer eine ausgezeichnete Herzlichkeit bewieſen hatte. Er hatte mich eines Tages beſucht. Nach der Mahlzeit ſchlug er mir einen Gang in den Park vor; ich folgte ihm mit Vergnügen. „Meine theure Nichte," fing er hier mit ſichtbarer Bewegung an — „ich habe nicht nöthig, dich an die innige Freundſchaft zu erinnern, die immer zwiſchen deinem trefflichen Vater und mir geherrſcht hat. Wie ſehr würde es mich freuen, wenn

dieſe Liebe auch auf unſere Kinder ſich forterbte. Ich habe einen Sohn, den ich bald aus Amerika zurück erwarte. Das Zeugniß, das ſeine Aufführung und ſein Herz allenthalben erhalten, macht ihn meiner und — ich glaube auch deiner Liebe nicht unwerth. Wenn er dir gefiele, wie ſüß würde mir es ſeyn, die nun als Tochter zu umarmen, die mir ſchon als Nichte ſo theuer iſt.“

„Dieſe Rede meines ehrwürdigen Oheims brachte die ſchmerzlichſte Beklemmung in mir hervor. Ich hatte den jungen Lord immer als einen nahen Verwandten (mit Herzlichkeit) ſchweſterlich geliebt. Meine Trauer, als ſich vor einigen Jahren die Nachricht ſeines Todes verbreitet hatte, glich meiner Freude, als wir hörten, daß er lebe, daß er nicht getödtet, ſondern nur in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden ſey. Ich hatte Schmerz und Freude über ihn mit ſeinen unglücklichen Eltern getheilt, und dennoch! — welch ein Unterſchied zwiſchen dem, was ich für ihn, und dem, was ich für Salgar fühlte! — Ich ward abwechſelnd blaß und roth, und antwortete meinem Oheim mit Verwirrung, daß ich entſchloſſen ſey, mich noch nicht zu verheirathen.“

„Nicht ohne Befremden verließ er mich. Als er abgereiſt war, warf ich mir die Kälte vor, mit der ich ſeinen Antrag abgewieſen, und ihn unfehlbar beleidigt hatte, und dennoch erwachte eine Fülle ſtreitender Gefühle und Ideen in meinem Innern, an die ich bisher noch nicht gedacht hatte. Ich vertiefte mich in einen finſtern Tannenhain des Parks; ich wandelte einige Schritte, blieb dann wieder ſtehen, kei-

nen Ausweg ſehend in dieſem Labyrinthe von Zweifeln und von Sorgen. Erſchöpft warf ich mich endlich auf einen Raſenſitz und blieb eine lange Zeit verſenkt in meine trüben Gedanken. Endlich hört' ich Schritte, und — wie eine Engelsgeſtalt, ſah ich durch die Tannenſchatten meinen geliebten Salgar wandeln, der mich lange mit Aengſtlichkeit geſucht hatte."

„Nie fühlte ich das Vergnügen, ihn zu ſehen, und die Nothwendigkeit, mich nie von ihm zu trennen, lebhafter als in dieſem Augenblicke. Ich theilte ihm den Vorſchlag meines Oheims mit, ich ſagte ihm, wie wehe es mir thue, meine Familie beleidigen zu müſſen, wie wehe, einen in der That ſo vortheilhaften Antrag auszuſchlagen. Ich legte wahrſcheinlich zu viel Gewicht auf den Schmerz, den mir dies verurſachte; denn ſo lange ich lebe, werd' ich mir die grauſame Unruhe nicht verzeihen, die ich in das Herz meines edelmüthigen Geliebten brachte. Ein heftiges Zittern bemächtigte ſich ſeines ganzen Körpers, nur abgebrochene Worte konnte er mit bebender Stimme hervorbringen. — „Sie müſſen" — ſagte er — „ja Sie müſſen — Es ſoll ein edler junger Mann ſeyn — Ihre Verwandten — Ihr Rang — Es muß — Ja es muß ſeyn" — Ich ſah ſeine Augen verlöſchen, wie er ſie auf mich heftete, und er ſank vor mir nieder, ſich mit der einen Hand am Boden ſtützend. Dieſen Anblick ertrug ich nicht; ich beugte mich, um meinen lieben Salgar zu unterſtützen, ich ſchloß ihn in meine Arme, und rief mit dem Tone nicht mehr verhehlter Zärtlichkeit: „Mein Salgar! mein Geliebter! mein Gatte!"

„Bei dieſen erſchütternden Worten ſchlug Salgar die Augen auf, und heftete ſie feſt auf mich. Er ſagte nichts; aber ein Strom von Thränen brach aus ſeinen Augen. Ich vermiſchte meine Thränen mit den ſeinigen, und ſchlang meine Arme noch feſter um ihn. Eine Felſenlaſt ſchien von meiner Bruſt gehoben, da ich endlich mein Schickſal entſchieden hatte. Der Geiſt meines verklärten Vaters ſchwebte ſchützend über dieſer Scene. Er hatte ja meinen Erwählten als Sohn geliebt, und kindlich hatte der gute Salgar die ſinkenden Tage ſeines Alters erfreut.“

„Mein Lebensplan trat in dem Augenblick vor meine Seele.“

„Salgar hatte mir immer von tiefer Ehrfurcht für den Ackerbau durchdrungen geſchienen. Ich beſchloß, ein kleines Grundſtück in ſeiner Heimath zu kaufen, und dort für ihn und für die Pflege ſeines alten Vaters zu leben; eine Pflicht, die mir unausſprechlich ſüß ſchien. — O wie iſt es doch möglich, daß ſo viele meines Geſchlechts von Liebe gegen einen Mann ſprechen können, die doch die erſten heiligſten Pflichten gegen ſeine Anverwandten ſo herzlos verletzen? Iſt wahrer, zarter Liebe nicht alles ſüß und theuer, was dem Geliebten nur angehört hat? Die geringſten ſeiner Umgebungen; und ſeine Eltern ſollten es nicht ſeyn?“

„Sobald Salgar die Kraft zu ſprechen wieder erhalten hatte, wollte er meinen Entſchluß bekämpfen; allein ich un-

terbrach ihn. „Sage mir nichts, mein Freund!“ ſprach ich mit feſter Stimme — „meine Leidenſchaft für dich iſt nicht blind, ich kenne dich, ich fühle, daß du der Mann biſt, den die Natur für mich beſtimmte; allein ich achte die Einrichtung der Stände. Meine Familie ſoll nicht für mich zu erröthen haben, ſelbſt wenn es mit Unrecht wäre. Ich will untergehen für meine vorigen Verhältniſſe, und nur im Lande der Liebe wieder auferſtehen.“

„Die 3000 Guineen, die mir mein Vater in baarer Münze hinterlaſſen hat, werden vollkommen hinreichen, uns in deinem Vaterlande anzukaufen. Alle meine übrigen Güter werde ich durch ein Teſtament meinem Vetter zuſchreiben, da ſie ihm nicht durch meine Hand haben zufallen ſollen. Ich laſſe in London das Gerücht meines Todes verbreiten, und wir gehen darauf nach Schottland, wo dir wahrſcheinlich dein Vater erlauben wird, dich mit mir zu verbinden.“

„Salgar fiel zu meinen Füßen und dankte mir in den feurigſten Ausdrücken; zugleich beſchwor er mich aber auch, noch alles wohl zu überdenken. „Alles iſt überdacht, mein Freund,“ erwiederte ich — „was könnte ich zurück zu wünſchen haben von meiner jetzigen Pracht, wenn ich das Glück genieße, das mir Liebe und Natur in der Verbindung mit dir gewähren?“

„Salgar liebte mich zu ſehr, er achtete mich zu ſehr, und ließ ſich ſelbſt hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, um nicht länger zu zweifeln, daß ich in der neuen Lage, die mir

ſeine Liebe bieten konnte, glücklich ſeyn würde. Unmöglich kann ich Ihnen ſein Entzücken, ſeine Dankbarkeit und mein Glück beſchreiben, als ich ſeinen großmüthigen Widerſtand endlich überwunden hatte.“

„Ich führte meinen Vorſatz aus, und nicht leicht hat irgend jemand ein großes Vermögen mit mehr Freude plötzlich erlangt, als ich empfand, indem ich das Teſtament niederſchrieb, das mich des meinigen beraubte. Die Nachricht meines Todes ward durch ſichre Maßregeln glaubhaft gemacht und ich betrat nun, gleichſam als ein andres Weſen, die Heimath meines Geliebten, und umarmte die Kniee ſeines greiſen Vaters, den die Freude zu verjüngen ſchien. Beide unterrichteten mich noch mehr in der Landwirthſchaft, die ich immer geliebt hatte; und ich kann ſagen, daß ſeit dem Tage, wo ich den Namen des Mannes angenommen habe, den ich liebe, nicht eine Stunde vergangen iſt, in der ich mein Schickſal nicht geprieſen hätte. Möchte mein guter Vetter mit Segen die Güter beſitzen, die ich ſo gern ihm überließ!“

Fanny hatte in dem Feuer, mit dem ſie ſprach, die lebhafte Bewegung nicht bemerkt, die das Ende ihrer Erzählung in mir hervorbrachte. „O Fanny!“ rief ich aus, „als todt beweinte, theure Verwandte! — So ſoll ich ſie denn lebend und glücklich wieder finden?“

Fanny ſprang mit einer Bewegung des Schreckens auf. „James!“ rief ſie — „o Gott, ſo bin ich verloren!“

„Das ſind Sie nicht, theure Jenny!“ rief ich; —

„die Tochter des edeln Lord Th— darf nicht erröthen, ihre Liebe für einen nicht minder edeln Gatten zu gestehen; und glaubt Jenny, daß der Mann, den sie verschmähte, fähig seyn könnte, ihr Geheimniß zu verrathen? — Jenny," fuhr ich inniger fort — „ist denn die herzliche Liebe unsrer Kinderjahre ganz verloschen?"

Die Regung so naher Blutsverwandtschaft schien nun in ihrem Herzen über die Furcht zu siegen. Die Freude eines solchen Wiederfindens und die alte kindliche Vertraulichkeit behaupteten ihr Recht; sie erwiederte liebevoll meine brüderlichen Umarmungen. „Ich habe nun gesehen," nahm ich wieder das Wort — „welches Kleinod ich an deinem Besitz verloren habe! Zwar ward der Schmerz über deinen Verlust durch mein Schicksal gemildert, das früher über mein Herz entschieden hatte, als ich das mir zugedachte Glück erfuhr. — Doch welche heiße Bruderthränen hab' ich dir geweint!"

„Guter James!" sagte Fanny, oder vielmehr Jenny, vergütend. — „Aber," fuhr sie nach einer Weile fort — „wenn du über meinen Tod geweint hast: so steh' ich dir gewiß an Theilnahme nicht nach; denn auch ich habe einmal, früher als ich Salgar kennen lernte, nicht minder heiße Thränen über dich geweint, als du in den Krieg nach Amerika gegangen warst, und sich bald darauf die Nachricht verbreitete, daß du in einem unglücklichen Treffen geblieben seyst. Wie freu' ich mich, die nähern Umstände deiner Rettung

jetzt aus deinem Munde zu hören, die mir immer wie ein Wunder vorgekommen iſt.“

„Wohl durch ein Wunder, theure Jenny!“ erwiederte ich — „bin ich damals erhalten worden; und wunderbar lebhaft fühl' ich eben heut die Erinnerung jenes Tages in meine Seele zurück kehren. — Ich war in einer großen Schlacht verwundet worden, und lag hülflos auf der Erde. Das Getümmel der Kämpfenden wandte ſich nach dem Orte, wo ich lag, und drohte, mich zu zertreten, und ſchon nahten ſich die furchtbaren Irokeſen, die wohl im Stande ſind, einem Verwundeten Schauder zu erregen. Ich gab mich verloren, als ein junger Soldat aus einem Bergſchottiſchen Regimente mich gewahr ward, und mit der Schnelligkeit und Kraft, die dieſen unverdorbnen Naturſöhnen eigen iſt, mich aufnahm, und aus dem Getümmel in ein ſchattendes Gehölz trug. Er verband meine Wunden, holte Waſſer aus einer nahen Quelle, um mich zu erquicken, und hielt mit der zarteſten Sorgfalt den entfliehenden Funken meines Lebens zurück; allein nicht lange konnt' ich mich ſeiner Wohlthat erfreuen. Ein anderer Trupp Wilder nahte ſich meinem Zufluchtsorte. Ich beſchwor meinen Wohlthäter, ſich zu retten, und drang ihm das Einzige von Werth, was ich bei mir trug, einen Ring auf, der mir koſtbar, das Geſchenk einer geliebten Dame war. Allein unerſchrocken blieb er bei mir, und vertheidigte mich und ſich gegen den Angriff der Wilden, bis ihn der Schlag einer Streitaxt zu Boden ſtürzte. Die Wilden nahmen mich, einen feindlichen Offizier, als eine willkommene Beute, gefangen. Allein es waren die großmüthigen Nodo-

weſier, die mich menſchlich behandelten, und nach einiger Zeit gegen Auslöſung frei gaben. Wahrſcheinlich hat mein edler Retter mein Leben durch das ſeinige erkauft, und ich darf nicht bereuen, ihm durch das Theuerſte, was ich beſaß, ein Zeichen meiner Dankbarkeit gegeben zu haben, ob es gleich, ihm nutzlos, in die Hände roher Feinde gefallen iſt. Aber wohl das Theuerſte war mir dieſer Ring, ein Geſchenk derjenigen, die allein im Stande iſt, mir deinen Verluſt zu erſetzen. Ein einfacher kleiner Türkis machte dieſes Kleinod wenig auffallend; allein ſein tiefes Blau, das heilige Symbol des Treue, hatte für mein Herz eine rührende Bedeutung."

„Ein Türkis?" wiederholte Jenny nachdenkend — „Sonderbar! Salgar hat ſtets einen ſolchen Ring aufbewahrt. Er ſagte mir blos, daß er ihn im amerikaniſchen Kriege von einem ſterbenden Offizier zum Geſchenk erhalten habe; allein es iſt ihm eigen, ſeine edelſten Handlungen zu verſchweigen."

Ein Schimmer ſtreifte bei dieſen Worten über die Dämmerung meiner Vergangenheit, der zum hellen Lichtſtrahl wurde, als ich in dieſem Augenblicke Salgars edle Geſtalt durch einen der Gartengänge nahen, und mir wie eine freundliche Erinnerung entgegen treten ſahe. „Zeige, mein Freund!" ſagte Jenny, indem ſie ſeine Hand ergriff. „James, iſt das der Türkis?"

Ich blickte hin, und ſah den theuren Ring an Salgars Hand, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Kein Zweifel blieb mir mehr; ich erkannte die Züge jenes längſt todt geglaubten Jünglings, nur männlicher vollendet durch die Zeit und mit Entzücken umarmt' ich in dem neugefundenen wür-

digen Verwandten zugleich meinen Freund aus den amerikaniſchen Wäldern.

„Mein geliebter Salgar!“ ſagte Jenny mit einem Ton, in dem ſich tiefe Zärtlichkeit mit Ehrerbietung miſchte — „ich glaubte nicht, daß die heilige Sympathie, die mich an dich band, noch mehr gerechtfertigt werden könnte, und doch fühl' ich mich in dieſem Augenblick noch ſtolzer und noch ſeliger!“ — „Und auch du, mein guter James,“ fügte ſie mit ihrer ſanften Stimme hinzu — auch du wirſt durch Liebe glücklich werden!“

„Ich hoffe es, meine Schweſter,“ erwiederte ich — „die Dame, von der ich dir vorhin ſprach, war ſchon durch frühere Bande an einen bejahrten, ihr völlig ungleichen Gemahl geknüpft, der noch überdem mein Befehlshaber war; nur entfernte, anbetende Verehrung durfte alſo meine Liebe ſeyn. Selbſt dieſen Ring erhielt ich nur bei einer gleichgültigen Gelegenheit, ohne Beziehung auf ſein tiefes Blau. Jetzt hat der Tod ihre Feſſeln gelöſt, und ich habe Grund zu hoffen, daß ſie meine Liebe nicht verſchmähen wird. — Daß dein Vermögen von dieſem Augenblick an wieder dir gehört, verſteht ſich, und“ —

“Nein,“ riefen Salgar und Jenny zugleich — „nur dieſe Bedingung machen wir bei unſrer Freundſchaft! Sind wir nicht glücklich in unſrer jetzigen Lage? Störe die glückliche Ruhe nicht, in der du uns trafſt!“

Ich erſchöpfte vergebens alle Beweggründe. „Nun denn!“ rief ich — „ſo werde der Ertrag dieſes Kapitals unſern ärmern Verwandten zu Theil; aber die Summe fällt

einſt an deine Kinder zurück. Jenes alte Schloß will ich verſchönern und will es mit meiner Erwählten in Eurer geliebten Nähe bewohnen. Ich habe viel Länder geſehen; aber in Oſt und Weſt ſucht' ich vergebens nach dem, was ich unter dieſem rauhern nördlichen Himmel fand. Möchte auch ich durch Euer Beiſpiel lernen Glück und Tugend zu vereinen!"

III.

Erzählungen der Krieger*).

---

*) Einige der Scenen aufzufaſſen, wo ſchöne, reine Menſchlichkeit ſich einem rauhen Stande vermählt, ſchien mir eine nicht unangemeßne Aufgabe der Poeſie.

Die Nacht iſt ſchauerlich und lang! rief der muntre Robert ſeinen Gefährten zu, die alle traulich um das leuchtende Wachtfeuer gelagert waren, — ſeht, das Feuer brennt dunkel; wir müſſen wachen, und gleichwohl ſteht der abnehmende Halbmond noch weit von ſeinem Untergange; laßt uns die Flamme wieder luſtig anfachen, und uns das Grauen der Nacht durch freundliches Geſpräch verkürzen. Wir haben Länder und Meere geſehen; ſo wird ein Jeder von uns doch nur einen einzigen hervorſtechenden Zug aus ſeinem Leben zu erzählen wiſſen, und uns der Morgen da ſeyn, ehe wir es ſelbſt bemerken.

Wohl! wohl geſprochen! riefen die Uebrigen.

Ein guter Rath! ſprach Einer, jetzt, wo man uns, vielleicht auf kurze Zeit, der Ruhe des Waffenſtillſtandes hier in unſerm feſten Lager gönnt, wo Krieg und Friede ſchwankend auf der Wagſchale liegen, jetzt ſchließen ſich die Herzen wieder auf zu freundlicher Erinnerung des Vergangenen; wie man vom Abſatz eines ſteilen Berges hinab auf die erſtiegenen Klippen blickt, ob wir noch weiter werden klimmen müſſen oder ruhen? Wir wollen das, ſagte ein Anderer, dem großen Feldherrn überlaſſen, dort oben in ſeinem Sternengeſchmückten Zelte. Allein laßt uns nur ſolche Scenen wieder-

holen, in welchen ſich das rauhe Kriegerleben der ſanften Menſchlichkeit anſchließt, wo gleichſam die Natur uns wieder mild in ihre warmen Grenzen zieht. —

Wohl, du haſt Recht! riefen die Uebrigen! —

Du Floreſtan, fang' an! fuhr Robert fort, du biſt am weiteſten unter uns geweſen, du wirſt auch wohl am mehrſten zu erzählen wiſſen.

O gern, erwiederte Floreſtan, der bei den vorhergehenden Reden in ein halb wehmüthiges Nachdenken verſunken war; es hat einen eignen Reiz, in jene dämmernden Gegenden zurückzukehren, die wir durchwandelt haben; ſo wunderſüß! ich möchte ſagen, wie ſanftes Mondlicht in der Seele. Wohl manches hätt' ich euch zu erzählen, was mir in meinem reichen Leben begegnet iſt; ein Bild ſteht indeß rührender, als alle übrige vor meinen Augen. Das Leben des Kriegers iſt ein ewiges Vorwärtseilen; die ſchönſten, heiligſten Gefühle der Menſchheit, wir dürfen ſie gleichſam nur im Vorüberfliehen begrüßen; und gleichwohl, liegt nicht vielleicht in dieſem flüchtigen Gruße mehr Gehalt zuſammen gedrängt, als in einem durch das ganze Leben hingezogenen Genuſſe? Wer lernt die Gefühle kräftiger und ſtärker kennen, als wir? Wo iſt die Freundſchaft inniger und treuer, als zwiſchen Männern, die ſich jeden Augenblick bereiten müſſen, Hand in Hand durch das dunkle Thor zu gehen? Wo drängt die Liebe ſüßer ihre Seligkeit in einem kurzen Augenblick zuſammen, als da, wo ſich der Schmerz der Trennung und das zarte Mitleid mit ihr miſchen? Und wo iſt fromme Liebe ſeliger durch älterliche Zärtlichkeit belohnt, als bei dem Wiederſehen nach einer langen todtähnlichen Trennung? —

So war mir, als ich meine Aeltern nach einer Trennung von acht Jahren wieder ſah. Die Stürme des Krieges hatten mich von früher Jugend an von ihnen entfernt gehalten; ich war mit unſerm Feldherrn über dem Meere geweſen wir kehrten jetzt ins Vaterland zurück; der Waffenſtillſtand war geſchloſſen; ich erhielt Erlaubniß, auf einige Zeit in das ſchöne Blüthenland heimzukehren, in dem ich geboren bin; mit ſchlagendem Herzen ſah ich die heimiſchen Fluren wieder zum erſten Male nach acht langen Jahren; ich blieb ſtehen, als ich das kleine Landgut meiner Aeltern erblickte. Das Haus, den Garten, das duftende Wäldchen hinter dem Garten, wo ich als Kind ſo glücklich war. — Alles noch unverändert, noch ſo freundlich und ſo hold! —

Ich eilte in das Haus, da ſaß meine Mutter allein, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt; ich ſah die theure, ehrwürdige Geſtalt, und nur mit Mühe hielt ich mich zurück, nicht in dem Augenblick zu ihren Füßen zu ſtürzen; ich hatte mir ein Billet zum Quartier auf ihr Haus verſchafft, ich übergab es ihr mit einer ehrerbietigen Begrüßung. Die Zeit, der Sonnenbrand der heißen Zonen hatten meine Züge völlig unkenntlich gemacht; ſie fragte mich, woher ich komme? Ich nannte ihr den Ort, wo ich ſo lang geſtanden hatte. Ach, mein Gott! rief ſie, und faltete ihre Hände zuſammen, das iſt ja der Ort, wo mein Sohn gelebt! O ich bitte Sie, mein Herr, haben Sie denn meinen Sohn nicht gekannt? nicht geſehen?

Ich verneinte ihre Frage. O, mein Gott! rief ſie aus ſo iſt er todt! Er würde nicht geſäumt haben, zu uns zu kom-

men, wenn er noch lebte. Seit zehn Monaten haben wir keine Briefe.

Aber verzeihen Sie, ſagte ich halb leiſe, ein guter Sohn ſollte ſeine Aeltern nicht ſo lange in der Unruhe gelaſſen haben.

O, klagen Sie meinen Sohn nicht an! rief die gute Mutter mit Feuer. Die Flotte der Feinde hat die Ueberkunft der Briefe unmöglich gemacht (dieß war in der That der Fall); mein Floreſtan iſt ein guter Sohn; er hat mich nie betrübt; mein Segen folgt ihm bis in die Erde.

Eine Thräne fiel bei dieſen Worten aus ihrem Auge; o, dieſe Thräne, dieſen Segen! ich gäbe ſie nicht um die Schätze einer Welt!

In dieſem Augenblicke trat mein Vater in das Zimmer. Mein Lieber! rief ſie ihm entgegen; ſieh hier! wir haben einen Krieger, der aus der Gegend kommt, wo unſer Sohn geſtanden hat. Ich habe ſchon recht viel mit ihm von unſerm armen Sohn geſprochen. —

Ja aber liebes Kind, unterbrach ſie mein Vater, der Herr wird nicht damit zufrieden ſeyn, daß wir blos von unſerm Sohne mit ihm ſprechen, haſt du ihm denn keine Erfriſchungen angeboten? Er iſt erſchöpft; bei einem Glaſe Wein können wir eher mit ihm ſprechen.

Er eilte hinaus und brachte bald darauf ſelbſt ein Bret getragen, worauf Wein und Gläſer und einige Erfriſchungen geſtellt waren. — Jetzt, ſagte er, gönnen Sie einem armen Vater — —

Er hatte mir die Erfriſchungen entgegen getragen, in dieſem Augenblicke ſah er mir in die Augen. — — Flore-

ſtan! rief er mit einer herzdurchdringenden Stimme, und Wein und Gläſer und Teller ſtürzten klirrend zur Erde, und — mein Vater lag an meiner Bruſt. —

Die Ueberraſchung, das Entzücken meiner theuern Mutter — — Sagt Freunde, ob in dieſem Augenblicke nicht die Wonne eines langen Lebens lag?

Floreſtan ſchwieg bewegt; ſeine Waffenbrüder gaben ihm Beifall, je nachdem ihre Empfindungen mit den ſeinigen übereinſtimmten. Mein lieber Floreſtan, nahm der fröhliche Robert wieder das Wort, du biſt zwar offenbar zu empfindſam, aber darin haſt du ſehr recht, daß das Leben der Krieger das glücklichſte unter der Sonne iſt. Ich will auch ein Geſchichtchen erzählen, das euch meine Anhänglichkeit an unſern Stand beweiſen wird.

Wir hatten eine Stadt eingenommen. Wie es nun da ſo hergeht mit Rauben und Plündern, iſt uns wohl allen nicht unbekannt; ich ging eben durch eine Straße, wo der ärgſte Tumult war; ich ſah einen Haufen der Unſern um einen Kaufladen verſammelt, wo ſie alle Kiſten und Fäſſer aufriſſen, raubten, was zu rauben war, und alles Uebrige verwüſtend auf die Straße warfen. Ein alter Mann mit ſchneeweiſen Haaren, der Beſitzer des Hauſes, ſtand klagend neben den Zerſtörern und rang die zitternden Hände; mich jammerte der arme alte Mann; zum Glück erkannte ich in dem größten Theil der Plünderer die Mannſchaft, die unter mir ſtand, und es ward mir nicht ſchwer, ihrem Wüthen Einhalt zu thun und dem unglücklichen Greiſe ſeine noch übrige Habe zu retten. —

Als ſich alle entfernt hatten, wollte ich ebenfalls gehen;

allein der Alte ergriff meine Hände, und bat mich, ihn noch nicht zu verlaſſen. Großmüthiger Jüngling! redete er mich an — verzeiht, ich muß Euch ſeine Worte wiederholen; — Du haſt mich vom Verderben gerettet; die Unmenſchen würden mein ganzes Haus durchſucht, und mir Alles, Alles geraubt haben; Gold und Silber hab' ich jetzt nicht, um Deine Wohlthat würdig zu belohnen, allein ein Schatz bleibt mir, der Deiner würdig iſt, und den ich Dir, nur Dir beſtimme. —

Er führte mich mit dieſen Worten in den obern Theil des Hauſes, legte darin eine Leiter an eine verborgene Oeffnung in der Decke, die zu dem oberſten Boden führte, ſtieg hinein, und kehrte bald zurück mit — — einem wunderſchönen Mädchen an der Hand; ein Mädchen ſo hold und lieblich, ich kann es Euch unmöglich ſchildern!

Hier! ſagte der gute, alte Mann, dies iſt mein größter Schatz, mein einziges geliebtes Kind. Sie bedarf eines rüſtigen Beſchützers in dieſer grauenvollen Zeit, da ich armer Alter ſchon mit einem Fuß im Grabe ſtehe; noch hab' ich Feldgüter und Vermögen genug, um Dich zum angeſehenen Mann zu machen; bleibe bei mir, und werde mein Sohn, wenn Ihr Euch lieben könnt!

Er erzählte hierauf ſeiner Tochter, was ich für ihn gethan habe; das Mädchen erröthete wie Feuer, und blickte mich doch unter den langen Wimpern hervor ſo holdſelig freundlich an, daß mir ganz wunderbar zu Muthe ward. — Ich geſteh' Euch, die Liebe des ſchönen Mädchens, der Beſitz des angeſehenen Heirathsguts, da ich auf der Gotteswelt nichts im Vermögen habe, dies Alles brachte einen harten

Strauß in mir hervor; allein meine Liebe für den ſchönen, freiwillig gewählten Waffenſtand überwog doch jede andere Neigung in meinem Herzen. Ich erklärte das dem guten Greiſe, dankte ihm von Grund meiner Seele für ſeine freundlichen Geſinnungen, drückte das ſchöne Mädchen in ſeiner Gegenwart ein einziges Mal mit einem tiefen Seufzer an mein Herz, — und entfernte mich dann ſchnell, damit das Uebel bei mir, — und — auch bei ihr! nicht weiter greifen möchte. — — —

Sagt, kann ein Menſch dem Waffenleben mehr aufopfern, als ich? es hat mich aber nie gereut; ich habe manches trübe Wölkchen mit geſehen, allein ich bin nun einmal ſo in meinem Elemente! — O, ich bitte dich, Felix, ſing' uns einmal das ſchöne Liedchen, das du mir geſtern ſangſt. Weißt du, vom Leben des Kriegers! —

Warum nicht, erwiederte Felix, und ſang das fröhliche Kriegerlied:

Wohl flüchtig durchs Leben!
Wohl fröhlich dahin!
Die Krieger, ſie heben
Den muthigen Sinn!

Wir dürfen nicht weilen
Am lieblichen Ort;
Doch reißt uns das Eilen
Zum ſchöneren fort.

Was ſagt man, wir fänden
Kein bleibendes Band?
Wohin wir uns wenden,
Iſt heimiſch das Land!

Und wo wir uns zeigen,
Der Muth, er gefällt!
Drum ſind wir gar eigen
Die Herrſcher der Welt.

Erſcheint uns die Liebe,
Sie ſey uns gegrüßt!
Nur komm ſie nie trübe!
Nur fröhlich geküßt!

Entflieht ſie uns wieder,
Wir halten ſie nie!
Wir ſind wohl, ihr Brüder,
Noch flücht'ger als ſie!

Aber dein Lied nimmt es mit der Liebe ſo ziemlich leicht, ſagte Collin mit getrübtem Blick; man hat doch auch Beiſpiele, daß ſie manchen der Unſern das Leben gekoſtet hat. —

So? riefen einige aus dem Haufen: biſt Du es etwa, der *Willens iſt, aus Liebe zu ſterben?*

Ich nicht! erwiederte Collin düſter; allein ich erinnere mich eines Jünglings, eines nahen Bekannten von mir, den ich noch immer betraure. Er war Officier in derſelben Abtheilung, in der ich als Gemeiner diente. Der edle Arthur hatte eine Braut in ſeiner Heimath, die er liebte; o mein Gott, wie liebte er ſie! Nur ein Herz, wie das ſeine, kann ſo lieben. Mit Freuden hatte er ihr alle ſeine Neigungen, ſein ganzes Leben zum Opfer hingegeben. Sie ſtand in einem höhern Range, und nicht ſelten mochte ſie ſich wohl ihrer Allgewalt über das treue Herz ihres Liebhabers ein we-

nig überheben. Doch Arthur kannte keine andere Freude, als ihren Willen zu erfüllen; er dachte jetzt zurückzukehren, und endlich den Lohn ſo vieler Zärtlichkeit zu empfangen; allein das Schickſal des Krieges trat ſeiner Sehnſucht noch ein Mal gebieteriſch in den Weg; eine mörderiſche Schlacht fiel vor, und Arthur ward ſchwer verwundet.

Ich war ſein Pfleger in den Leidenswochen, die er auf dem Lager zubrachte. Jetzt war er bald im Stande, das Zimmer zu verlaſſen, als er die Nachricht aus dem Vaterlande erhielt, daß ein treuloſer Vormund ſich des größten Theils ſeines Vermögens bemächtigt habe, und daß beinah zu gleicher Zeit das einzige, ihm gebliebene Landgut durch Brand verwüſtet worden ſey.

Für ihn ſelbſt würde dieſe Nachricht wenig Erſchütterndes gehabt haben; ein Krieger lernt wohl endlich, ſein Herz nicht an vergängliche Güter der Erde zu hängen. Arthur trauerte blos, daß er das Leben ſeiner Geliebten nun nicht ſo reich würde ausſchmücken können, als er gewünſcht hatte.

Ein Waffenbruder, der mit ihm aus einer Heimath war, und eben jetzt von einer Reiſe dorthin zurück kam, eilte, ſeinen Landsmann zu beſuchen. Eine ſchnelle Röthe überflog Arthurs bleiches Geſicht, als er den ins Zimmer treten ſah, der eben aus der Gegend kam, in der ſeine Gedanken beſtändig wohnten. Er hoffte etwas von der Geliebten zu hören, ohne daß er doch geradehin nach ihr zu fragen wagte; ein dunkles Vorgefühl von dem, was ihm bevorſtand, hielt ihn vielleicht davon zurück.

Sein Landsmann wußte nichts von ſeiner näheren Verbindung und erzählte ganz unbefangen Alles, was er von

Neuigkeiten aus der Heimath wußte. Arthur hörte geduldig zu. Und weißt du denn, rief jetzt der Fremde, daß ich die ſchöne Gräfin Julie von E. . . wieder geſehen habe? —

Arthur ward feuerroth, und that in großer Bewegung einige Schritte im Zimmer.

Das muß ich Dir erzählen, fuhr Jener fort, die Ueberraſchung war wunderbar!

Du weißt, die Wege in den felſigen Gegenden unſerer Landſchaft ſind beſchwerlich; die Dunkelheit war ſchon eingebrochen, ich ritt auf dem Rande eines Felſen hin; noch konnte ich mich nicht ganz zurecht finden in der Gegend; nur ſo viel hatt' ich noch in der Dämmerung unterſchieden, daß mir ein wunderſchönes Thal zur Seite lag. Als ich um eine Felſenecke lenkte, ward ich auf einmal ein herrlich erleuchtetes Schloß gewahr, das ſich am Fuße der Felſen erhob; aus allen Fenſtern ſtrahlte der helle Lichtglanz, und eine ſanfte fröhliche Muſik tönte zu mir herauf. Erſt als ich in das Thal hinab gekommen und den Thoren des Schloſſes ſchon ganz nahe war, ſah ich mit einem angenehmen Erſtaunen, daß ich irre geritten ſey, und mich jetzt vor dem ſo wohl bekannten Schloſſe des Grafen von E . . . befände. Ich fragte einen der Landleute, die darauf zugingen, was es hier gäbe? und erfuhr, daß man die Hochzeit des Freiherrn von M . . . mit der Gräfin Julie von E . . . feiere. —

Der Erzähler hatte dieſe Worte noch nicht vollendet, als Arthur mit einem dumpfen, ſeltſamen Laute, der mir durchs Herz ſchnitt, auf ſeinen Sitz zurückſank. Nur mit Mühe gelang es uns, ihn aus der todähnlichen Ohnmacht

zu wecken, in der er lag. Er ſchlug die Augen wieder auf, allein ſein Herz war gebrochen. —

Briefe aus der Heimath beſtätigten die Wahrheit jener Begebenheit. Der Freiherr von M . . . war ein Freund des armen Arthur; ſein Herz blutete alſo aus zweifachen Wunden! Ob Gräfin Julie, wie der Freiherr, durch die Nachricht von Arthurs Tode getäuſcht, in die Verbindung mit dem reichen Freiherrn gewilligt habe? ob ſie — was Andere von ihr ſagten, ihrem armen aufgeopferten Liebhaber nicht mit gleicher Neigung zugethan geweſen ſey, ſich bloß an ſeiner ſchönen Leidenſchaft gefreut, und ihn ohne Mühe mit einem andern verwechſelt hat? ich will es nicht entſcheiden.

Arthur hat ſeit dieſem Tage ſein Lager nicht mehr verlaſſen. Seine Wunden waren wieder aufgegangen.

Den letzten Brief der Treuloſen, der noch voll von Verſicherungen ihrer Liebe war, ließ er Tag und Nacht nicht von ſich, er las ihn immer aufs Neue; er benetzte ihn mit ſeinen Thränen, und ſelbſt im Schlummer hielt er ihn feſt an ſein Herz gedrückt.

Nach ſieben Tagen hatte er vollendet. — Ach Gott, ich kann ihn jetzt noch nicht vergeſſen! Das großmüthige Herz drückte ſich in den ſchönen Zügen aus, wie er nun vor mir lag im Tode, ein Opfer der Liebe und des harten Schickſals, das einem armen Krieger oft im entſcheidendſten Augenblicke ſeines Lebens von der Stelle des Glücks entfernt, eines Glücks, auf das auch ſonſt der Geringſte der Menſchen Anſpruch macht.

Collin ſchwieg, ſeine Waffenbrüder hatten ihn nicht un-

terbrochen; auch die Roheſten oder die Fröhlichſten unter ihnen hatten mit einer Art von ſtillem Tiefſinn die Erzählung angehört; ihre höher geſpannte Empfindung verlangte nach Muſik. Erwin! riefen einige von ihnen, du biſt ein lieblicher Sänger; ſing' uns ein Lied! Die Erzählung ſoll dir dafür erlaſſen ſeyn!

O gern! erwiederte der melodiſche Erwin, es iſt gut, daß ich meine Cither bei dem Gepäck habe; ich hole ſie! Ohne Saitenſpiel klingt der Geſang nur halb.

O laß doch! baten Einige der Andern; auch ohne Cither iſt deine Stimme gut!

Allein der gewiſſenhafte Sänger holte die Cither, und ſtimmte ſie zu einer ſanften Melodie.

Ich will euch die Lieder ſingen, welche die Braut eines Kriegers ſang. Sie drücken die Wechſel der Gefühle aus, denen ſie ihr Schickſal unterworfen hatte. Das erſte heißt: Ahnung, das zweite Hoffnung und — das dritte mögt ihr ſelbſt benennen!

Liebe Mutter ſprich doch nicht
Schon vom Hochzeitkranz,
Sieh ein dunkler Schatten bricht
Durch des Tages Glanz.

Hörſt du, wie im Ulmenhain,
Bang' die Taube klagt!
Sprich doch nicht vom Hochzeitreihn,
Bis mein Morgen tagt.

Fern dort, wo zu wilder Schlacht
Kuhn die Krieger ſtehn,

Sollen zu des Todes Nacht
Viel der Tapfern gehn.

Ach, wohl tapfer war und ſchön,
Den mein Herz erkohr! —
Liebe Mutter, ſieh dort gehn
Schon die Sterne vor.

Aber ach, den ſanften Glanz
Birgt mein Abendſtern,
Sprich noch nicht vom Hochzeitkranz,
Er iſt fern, ſo fern!

Ihre kindliche Einbildungskraft erhob ſich wieder bei dem Gedanken an den ſchönen Liebling; ſie ſang mit froherer Weiſe:

Du wirſt den Heldenreigen,
Viel ſchöne Krieger ſehn;
Doch Einer iſt mein eigen,
Der iſt noch eins ſo ſchön!

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold;
Mein liebliches Verlangen,
Er glänzt noch eins ſo hold.

Zum Kampf die Fahnen wallen:
Sie ſtürzen kühn hinein,
Doch Einer kühn vor Allen, —
Das wird mein Liebſter ſeyn.

Und wenn ſie wiederkehren
Wohl aus der wilden Schlacht,

Wenn wieder froh durch Zähren
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt' der Erſt' im Reihn?
Dann wird mein Herz mir ſchlagen, —
Das wird mein Liebſter ſeyn!!

Allerliebſt! rief Robert; ich möchte ſelbſt der Liebſte ſeyn, den das treue Mädchen empfangen will! Hört erſt das dritte Lied, ſagte Erwin!

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße!
Du mir mehr als Perl' und Gold,
Theure, ſüße Roſe.

Giebſt du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Durft' er wohl ſich freuen.

Dein Erröthen ſanft und rein
Glänzt auf ſeinen Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Glühte nicht ſein holder Mund
Tief in Purpurröthe,
That er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte.

Ach und wie die tiefe Gluth,
Die im Kelch dir ſtrahlet,

Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße! — —
Bleibe du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe!

— — Aber ihr ſcheint euch verſchworen zu haben, riefen einige der Zuhörer, uns nur das Traurige unſers Standes zu zeigen! Erwin, weißt du kein beſſeres Lied?

Verzeiht, meine Brüder! erwiederte Erwin, ich hatte mich einer zu ſchwermüthigen Stimmung hingegeben. — Mein jetziges Lied ſoll euch zeigen, wie feſt und zärtlich auch die Liebe iſt, die der edle Krieger erregt.

Der Krieger warf ſich auf ſein Roß,
Und zog wohl fern und weit;
Des Mädchens ſtille Thräne floß
In dunkler Einſamkeit.

„Was willſt du denn zur Ferne ziehn,
Zum kalten, wilden Strand?
Die Blumen und die Bäume blühn
Im ſchönen Heimath-Land.“

„Und blühn im ſchönen Heimath-Land
Die Blumen allzumal;
Des Kriegers Blick iſt abgewandt
Vom milden Frühlingsſtrahl.“

„Die arme Bruſt, ſo treu und warm,
Wird kalt der Nord umwehn;

O komm zurück in meinen Arm,
Und träume ſanft und ſchön!“

„Den Buſen ſchirmt die ehrne Tracht,
Der einſt wohl zärtlich ſchlug;
Und nach dem Froſt die ernſte Schlacht
Iſt ſchwül und heiß genug.“

„Du wirſt dein ſchönes Heimath-Land
Wohl nimmer wieder ſehn!
Und die, die Lieb' und Treu verband,
Wird ſtill im Gram vergehn.“

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt ſein hart Geſchick;
Drum ſüßes, ſchönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück.“

„Ach, Lieber, kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz, in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört es auf zu glühn?“

„Nein, gönnt nur ſo von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geſchick,
So bleibe mein des Kriegers Herz,
Und mein ſein wankend Glück.“ —

O ſeht! rief einer der Krieger, wie jetzt das Wachtfeuer ſo hell aufſchlägt! und der Mond geht immer bleicher ſeinem Untergange zu, gleich als ob er ſagen wollte: Ich habe hier nichts weiter zu erhellen; das muthige Kriegsfeuer durchleuchtet jetzt die Welt!

Mag es noch lange lodern! riefen Mehrere. —

Ich entſinne mich, fing Joſeph an, den jetzt die Reihe traf, als Erwin ſchwieg, auch eines ſchönen erfreulichen Zuges aus meinem Leben.

Seit vielen Jahren war ich nicht in meiner Heimath geweſen; ich ging jetzt, meine Aeltern zu beſuchen. Es war zu Anfang des Frühjahres; der Strom war ausgetreten, an dem mein heimathliches Dörfchen liegt; ich ſah die lieben, wohlbekannten Fluren überſchwemmt, und Bäume, Erdſtücke und Trümmer zerſtörter Gebäude ſchwammen auf der weiten Waſſerfläche. Ich ſah mit traurigen Blicken auf dieſe grauenvolle Verwüſtung, als meine Augen durch einen Gegenſtand angezogen wurden, den ich im Nähertreiben für den Körper eines Kindes erkannte. Die weiße Kleidung, die es trug, hatte mich aufmerkſam gemacht. — Dies erkennen, und mich in die Fluthen ſtürzen, um, wo möglich, noch zu retten, bedurfte, wie Ihr wohl denken könnt, nicht großer Ueberlegung. Ich holte das Kind ſchwimmend ein, und brachte es glücklich ans Land. Es war ein goldlockiges, wunderliebliches Mädchen von ungefähr 5 Jahren. Ich küßte das Kind mit einer unbeſchreiblichen Empfindung; meine Bemühungen hatten ſie ins Leben gerufen; allein ſie ſprach nicht, ermattet legte ſie ihr Köpfchen an meine Schulter, wie ich ſie ſo in den Armen hielt, und fiel in Schlummer. Ich nahm ſie mit mir nach dem Hauſe meiner Aeltern, um ſie dort zu pflegen und ſie ihren Verwandten wieder zu geben.

Meine Aeltern waren von meiner Ankunft unterrichtet; ſie ſtürzten mir mit einem Schrei der Freude entgegen, als ſie meine Tritte über den Hausflur vernahmen; allein in dem Augenblicke, als ſie mich mit Küſſen bedeckten und an ihre

Bruſt drückten, wandten ſich plötzlich ihre Liebkoſungen von mir auf das ſchlummernde Kind auf meinen Armen. Heiliger Gott! ſchrie meine Mutter, Joſeph, wo haſt du ſie gefunden?

Ich erzählte meinen Aeltern nicht ohne einige Befremdung, wie ich das Kind gerettet habe, und bat ſie, ſich einſtweilen ſeiner anzunehmen. —

O mein lieber, lieber Sohn! riefen mein Vater und Mutter faſt zugleich, Gott ſegne dich! Du giebſt uns in einer Stunde zwei theure Kinder wieder! Wiſſe, die Kleine iſt deine Schweſter, die erſt nach deiner Abreiſe geboren iſt. — Die Briefe meiner Aeltern von dieſer Zeit an mich waren verloren gegangen. —

Eine allgemeine ſanftere Freude verbreitete ſich bei dieſer Erzählung über die Geſichter der Kriegsgefährten.

Mir fällt noch eine Erzählung ein, fing Erwin wieder an, deren Wahrheit ich euch aus der Sammlung meiner Erfahrungen verbürgen kann. Ich will ſie, wenn ihr es mir vergönnt, mit dem Liede der kleinen Roſette anfangen.

Die bunten Mohne blühten
Auf unſrer ſtillen Flur;
Des Gärtchens Roſen glühten,
In lauter Luſt Azur.

In unſrer Fluren Schooße
Floß ſtill mein Leben hin,
So ſchuldlos wie die Roſe,
Im heitern Jugendſinn.

Da zogen fremde Krieger
Durch unſer ſtilles Land;
Sie kehrten wohl als Sieger
Zurück zum Heimathsſtrand.

Ich ſah an Waldes Grenzen
Die hohen Federn wehn,
Und Augen ſah ich glänzen,
So hatt' ichs nie geſehn.

Sie ſahn im Morgenſcheine
Mir freundlich ins Geſicht;
Doch Einer — ach der Eine! —
Nur den vergeß ich nicht!

Ach hätt' er nicht verweilet,
So lang, ſo freundlich hier!
Wohl leichter wär' vertheilet
Die tiefe Wunde mir.

Er nahm von ſeinem Herzen
Das goldne Kettlein ab,
Und wohl nicht ohne Schmerzen,
Es mir zum Denkmal gab.

Er wollte wiederkehren,
Bevor ein Jahr verſtreicht, —
Ach, ſtill doch, meine Zähren!
Der Liebe Glaub' iſt leicht.

Und kam er denn wieder? fragten die Krieger.

Ob er wieder gekehrt iſt, weiß ich Euch nicht zu ſagen, entgegnete Erwin. Schwerlich! Auch würde er die arme Roſette nicht an jenem Orte wieder aufgefunden haben;

das ſtille Häuschen, das ſie bisher mit ihrer Mutter bewohnt hatte, ward durch Brand verzehrt, und ſie waren Beide genöthigt, bei einem alten Oheim in einem abgelegenen Lande ihre Zuflucht zu nehmen.

Roſette lebte dort eben wieder ein ſtilles eingezogenes Leben. Ein Jahr nach dem andern zog dahin; ſie dachte zwar noch mit Vergnügen und Trauer an das ſchöne Bild aus ihrer erſten Jugend, allein ſie überließ ſich doch keinem heftigen Schmerze, daß es verloren war.

Das Unglück jener Gegenden wollte, daß ſich der Krieg nach vielen Jahren auch dorthin zog. Eine Schlacht ward nicht fern von Roſettens Wohnort geliefert, und ein kleines Corps des ſiegenden Feindes ſtieß auf das Landgut, wo ihr Oheim mit ihr und ihrer Mutter wohnte.

Die Feinde forderten eine ſtarke Brandſchatzung, und drohten mit gänzlicher Zerſtörung, wofern man ſie ihnen weigere.

Roſettens Oheim war nicht im Stande, die Summe zu bezahlen; der alte Mann, durch Schrecken und die Angſt aufs Krankenlager geworfen, war nicht fähig, das ſicherſte Mittel zu ergreifen und ſelbſt zum Obriſten zu gehen, welcher im nächſten Dorfe ſtand; allein die Holdſeligkeit Roſettens hatte ihr einen alten Krieger geneigt gemacht, der ſich unter den übrigen wilden Haufen auszeichnete. Sie bat ihn, zu ſeinem Obriſten zu gehen, und ihn in ihrenr und ihrer Mutter Namen um Schonung für ihren armen Oheim zu flehen.

Der Krieger erfüllte ihre Bitte; die Sendung war ſehr wohl aufgenommen worden. Der Befehlshaber kam ſelbſt,

mit ihrem Oheim zu ſprechen. Er ließ ſich vor das Bett des Kranken führen, und der alte Mann ward ganz bezaubert von der Milde, mit der er mit ihm ſprach.

Mein Herr! redete ihn der Obriſt an, die geforderte Summe war zur Belohnung meiner Krieger nach dem vorgefallenen Treffen beſtimmt, — ich kann ſie nicht erlaſſen; allein ſie werden mit der Hälfte zufrieden ſeyn, und dieſe gebe ich ihnen aus meinen Mitteln.

Er gab dabei den ihn begleitenden Kriegern eine Börſe mit Geld. — Der Oheim wollte ſich in Dankſagungen erſchöpfen. Gemach, mein Herr, unterbrach ihn der Anführer, ich bin ſo großmüthig nicht, als Sie glauben; ich verlange ein Gegengeſchenk für das, was ich that; Sie haben eine ſchöne Nichte; ich fordere dieſe zum Erſatz!

So wie vorher die Freude den rechtſchaffenen alten Mann in Feuer geſetzt hatte, ſo machte ihn jetzt der Schrecken ſtarr und ſprachlos. Er ſuchte Entſchuldigungen hervor zu ſtammeln, oder wo möglich Roſettens Daſeyn ganz zu verleugnen. Keine Einwendungen! erwiederte der ſtolze Befehlshaber, oder fürchten Sie das Aergſte. Ich fordere, daß man ſie in dieſem Augenblick hierher führe.

Die arme Roſette war ſchon von dem Vorgefallnen durch einige Dienſtleute unterrichtet, die in halber Todesangſt die Worte des Obriſten mit angehört hatten; die Mutter rang die Hände und brach in Jammer aus. — Roſette, mehr todt als lebendig, mußte auf die Bitte ihres geängſteten Oheims endlich erſcheinen.

Der Obriſt ging ihr entgegen, von ſeinen Offiziers umgeben; ſie wagte nicht, dem ſchönen hohen Jüngling in die Augen zu ſehen, der ihr in allem kriegeriſchen Schmuck entgegenſtrahlte. Undankbare, redete ſie der ſchöne Jüngling an, ſo hartnäckig verſagſt Du alſo die Liebe deſſen zu belohnen, der ſeit Jahren keinen andern Wunſch kannte, als Dich aufzufinden? — Roſette, haſt Du mich denn ganz vergeſſen? ſagte er mit einer weichern Stimme, und beugte ſich zu ihr herab und ſah ihr in die holden niedergeſchlagenen Augen.

Roſette meinte jetzt vor Entzücken in die Erde zu ſinken, als ſie den erkannte, der immer der Gegenſtand ihrer geheimen Trauer geweſen war; der Obriſt zog die blonde Locke hervor, die ſie ihm einſt gegeben hatte, und fragte ſie, ob ſie ſein Liebesgeſchenk, die goldene Kette, wohl auch aufbewahrt?

Nur kurze Zeit bedurfte er, um ſich zu überzeugen, wie ſehr er noch von ihr geliebt ſey.

Der Obriſt wandte ſich jetzt an den Oheim und ſagte ihm, wie er bei Roſettens erſter Bekanntſchaft noch nicht im Stande geweſen ſey, an ein häusliches Glück zu denken, wie er ſich jetzt darauf gedient, und nun entzückt geweſen ſey, den Namen der fruchtlos geſuchten durch den an ihn geſchickten Krieger zu erfahren.

Die Mutter trat bei dieſen Worten ein, zitternd vor Furcht und Freude; der Obriſt flog auf ſie zu und begrüßte ſie mit Innigkeit; Sie wiſſen, fuhr er fort, mit welcher Ehrfurcht ich Ihre unſchuldige Tochter geliebt habe; ich bitte Sie jetzt, meine theure Mutter, um Roſettens Hand und um Ihren Segen! —

Roſette iſt noch heute die glückliche Gemahlin ihres treuen Kriegers, und mit kindlicher Liebe hat er ſtets für ihre Mutter und für ihren Oheim geſorgt.

Schön! ſchön! riefen die Krieger, ſo etwas wirft doch ein etwas gutes Licht auf uns.

Aber, nahm Erwin wieder das Wort, den Beleg zu meinem Liede von der Treue, die gewöhnlich ein Krieger zu erregen weiß, muß ich euch doch noch mittheilen, wenn er gleich abermals ein wenig ins Traurige lenkt. Ich möchte gern die Ehre der Frauen retten, der Du, Collin, erſt vorhin mit Deiner Erzählung von Arthur einen ſo harten Vorwurf machteſt. Und meine Geſchichte iſt nicht minder eine wahre Begebenheit. Ein düſtres Nachtſtück nur, vom Lichte der Liebe gemildert.

Die Nacht iſt ſchwarz, kein ſanfter Stern erblinkt,
Doch hell in Feuerröthe glüht der Himmel,
Das Dorf zur Rechten, das in Flammen ſinkt;
Es ſchweigt des Kampfes wüthendes Getümmel.

Hier lohe Gluth, dort eiſ'ge Winterflur;
Der Himmel ſtarrend in des Froſtes Bläue,
Die ganze Landſchaft trägt des Todes Spur,
Der Schnee mit Blut befleckt zu ernſter Weihe!

Wer jagt dort ſtürmend durch das Schneegefild,
Ein junger Krieger, ſchön wie Himmelsboten!

Doch all ſein Weſen des Entſetzens Bild.
Sein glänzend Aug' durchſchweift das Feld der Todten.

Zurück! zurück! — ruft im Begegnen ihm
Ein flieh'nder Diener, Alles iſt verloren!
Zurück! Entweicht des Feindes Ungeſtüm!
Mein Herr iſt nieder zu des Todes Thoren

Und du verließeſt ihn im Kampf der Noth?
O jetzt bewähr dich Muth der Liebestreue!
Der Jüngling rieſs; von Schrecken ringsumdroht,
Durchflog er kühn das Feld der Todesweihe.

Heil'ge Macht der ſchönſten Triebe,
Wenn der Männer Muth erliegt,
Durch des Weibes zarte Liebe
Wird Gefahr und Tod beſiegt.

Junger Krieger, wie ſo muthig!
Schöne, zarte Kriegerin!
Fruchtlos ſtellt der Tod ſich blutig
Vor der Gattin treuen Sinn.

Liebe leuchtet durch die Schatten
Ihr mit lichtem Flammenſtrahl,
Sie erkennt den holden Gatten
In der Tauſend Todten Zahl.

Aber ach, entſtellt von Wunden,
Nackt der rohen Habſucht Preis,
Da, wo er den Tod gefunden,
Lag er auf dem kalten Eis.

Ja da ſtürmt's mit heißerm Triebe,
Was ſie je gefühlt für ihn,
Mitleid zärtlich glüh'nde Liebe,
Schmerz und Sehnſucht, ſtark und kühn.

Und in ihres Schmerzes Fülle,
Selbſt der mildern Heimath Kind,
Reißt ſie ab die warme Hülle,
Fühlet nicht den eiſ'gen Wind.

Und mit zarter Mutterpflege
Hüllt den Liebling ſie darein,
Führt ihn durch die grauſen Wege
Auf dem Roß zum ſichern Hain. —

Wahnſinn armer, kranker Liebe!
Ach, ſie hofft mit Glaubensmacht,
Daß ſein holdes Leben bliebe,
Ihn zu rufen aus der Nacht.

Ach umſonſt! das Reich der Schatten
Giebt ſein Opfer nie zurück. —
Still nun weiht dem todten Gatten,
Sie des Schmerzes letzten Blick.

Im Witwen-Schleier, in des Grams Gewande,
Erblickt Ihr nun die herrliche Geſtalt;
Sie folgt dem Sarg zum fernen Vaterlande,
Wohin der Wunſch des Sterbenden gewallt.

Zu ruhen dort hat er ſich ſtets geſehnet;
Die letzte Pflicht erfüllt ſie fromm und treu,
Sie lächelt ſanft, verklärt, und unbethränet
Ihr ſchönes Aug', ſie ſcheint vom Ird'ſchen frei;

Doch als ſie nun vertraut die theuren Glieder
Auf Heimathsgrund dem ſichern dunkeln Haus,
Da ſinkt ſie ſtill bei dem Geliebten nieder,
Und ſchläft die Laſt des ſchweren Lebens aus.

Treue Seele! ſagte Floreſtan mit einem tiefen Seufzer. — Ja freilich, Brüder, glücklich der, dem ſolch ein Weib zu Theil wird!

Ja wohl! fügte Collin hinzu, ſie verwiſcht den Schatten wieder, den Julie auf ihr Geſchlecht geworfen hat.

— — Aber was fehlt dem armen Paulet? fragten Einige; er ſitzt ſo traurig, abwärts vom Feuer, den Kopf in die Hand geſtützt. — Bruder, nimmſt Du gar nicht an unſrer Unterhaltung Theil? —

Paulet hob das Haupt empor; der Schein des Feuers, nach dem er ſich jetzt wandte, zeigte den tiefen Gram auf ſeinem Geſichte, und die Thränen, von denen ſeine Wange glänzte. — Verzeiht, meine Brüder, ſagte er mit einem tiefen Seufzer, wenn ich minder aufmerkſam auf Eure Geſpräche war. Ich dachte an meine unglückliche Mutter. Deine Erzählung, Floreſtan, und vorhin die Deine, Joſeph, hatten mir den Stachel des Schmerzes nur noch tiefer ins Herz gedrückt. Wie glücklich ſeyd Ihr! o Gott! ich kann nicht mehr nach meiner Heimath gehen!

Ich hatte drei Brüder, mein Stolz und meine Liebe; ſie ſind alle geblieben, Einer nach dem Andern, auf dem Feld der Ehre; bei der großen Schlacht von C... ward ich

tödtlich verwundet, mein Name war ſchon auf die Todtenliſte eingetragen; nur durch einen glücklichen Zufall ward ich gerettet. Meine Mutter fand meinen Namen auf der Todtenliſte. Nun ſind meine vier Söhne todt, ſagte ſie gelaſſen. Ich habe nun kein Kind mehr auf der Welt; nun will ich mich hinlegen und auch ſterben! Sie verließ ſeit dieſem Tage ihre Hütte nicht wieder. Als ich zum erſten Mal geheilt von meinen Wunden wieder ins Freie ging, erhielt ich den ſchwarzgeſiegelten Brief vom Tode meiner Mutter. —

Armer Freund! fing Triſtan an, der bisher in ſtiller Schwermuth geſtanden hatte, die ausdrucksvollen dunkeln Augen nach dem untergehenden Mond gerichtet, Du biſt beklagenswerth, aber glücklich zu nennen iſt Dein Schickſal, wenn Du es mit dem meinigen vergleichſt.

Ich habe meine Aeltern früh verloren; kein zärtliches Band der Natur machte mir das Leben theuer: allein ich hatte einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebte, der mein Glück, mein Stolz, mein Reichthum war. Wir hatten Keiner einen Gedanken vor dem Andern geheim. Jedem war es, als ob er nur halb da ſey, wenn er nicht den Andern neben ſich ſah. In zwanzig Schlachten hatten wir zuſammen gefochten; einſt ſollte eine kleine Zahl der Unſern eine befeſtigte Stellung des Feindes erobern. Wir konnten dahin nur durch einen engen Pfad gelangen, der von furchtbaren ſteilen Felſen umgeben war; der Feind ſtellte ſich uns entgegen; ein Theil der Unſern hatte ſchon glücklich die Höhe erkämpft; unter ihnen war mein Dagobert; ich Unglücklicher war die Urſache, die ihn in das Todesgefecht zurückrief! Ich

war von den Feinden hart bedrängt, mein Blut floß aus einer leichten Wunde; mein Dagobert hörte meine Stimme, die ihn um Hülfe bat; er ſtürzte zurück in das Mordgefecht; er rettete mich.

Aber heißer und hartnäckiger ward der Kampf; ein Entſatz vom Heere kam uns zu Hülfe; die Feinde verdoppelten ſich; wir kämpften bis tief in die Nacht; der Halbmond im Zunehmen ging eben ſo trüb und röthlich unter, als jetzt der abnehmende dort hinter die Erde ſinkt; an ſeinem Strahl, wie er ihn noch ein Mal mitleidig zurückwarf, ſah ich zum letzten Male den Freund, an dem die Freude meines Lebens hing.

Er hatte dicht an meiner Seite gekämpft; die letzte zurückgelaſſene Helle des Mondes ſchwand jetzt nach und nach; die tiefſte, ſchwärzeſte Nacht brach ein, und wir waren genöthigt, von dem erbitterten Gefecht zu ruhen, weil Freund nicht mehr Freund unterſcheiden konnte. — Es war eine graunvolle fürchterliche Nacht; wir mußten auf dem Platze ſtehen bleiben, wo wir im fechtenden Gedräng geſtanden hatten, denn Felſen und Sümpfe drohten uns bei jedem Schritte, ob ſich gleich das Thal erweitert hatte; zu meinen Füßen wand ſich ein Bach durch Felſenſtücke, und gab mir durch ſein trauriges Geräuſch eine Art von Begleitung zu meinen trüben Vorgefühlen.

In den letzten Minuten hatte mich das Getümmel des Kampfes von meinem Freunde getrennt; ich hörte ſeine Stimme nicht mehr; vergebens ſuchte ich ihn um mich her, vergebens rief ich ſeinen Namen. Ungeduldig harrt' ich nun

die lange Nacht durch dem Morgen entgegen. Es war kalt, und doch quälte uns ein brennender Durſt; ich ſchöpfte mir eine Hand voll Waſſer aus dem vorüberrinnenden Bache; da war es auf ein Mal, als ich trinken wollte, als wandelte mich ein wunderbarer Schauder an: ich konnte nicht trinken.

Der Tag fing endlich an zu grauen, die Morgenröthe brannte, mir gegenüber, zwiſchen den Bergen herauf, und fiel auf den Bach, aber mit kaltem Schauer ſah ich das Waſſer nicht blos von der Morgenröthe, ſondern von Blut geröthet; ich blickte näher hin — — und o Gott im Himmel! werd' ich den Augenblick vergeſſen? — Zu meinen Füßen ſah ich den Leichnam meines beſten, meines einzigen Freundes liegen! Die Wellen deckten ihn halb — eine tödtliche Kugel hatte ihm die Bruſt zerſchmettert, gerade auf der Stelle des Herzens; ohne einen Laut war er niedergeſunken; und ich! o Gott! ich, für den er ſich aufgeopfert hatte, ich habe dieſen Augenblick überleben können! — Aber die Kräfte meiner Jugend ſind ſeitdem gebrochen, und meine Sehnſucht eilt dem Grabe zu.

Mitleidig blickten die Brüder den unglücklichen Triſtan und den armen Paulet an, die beide noch im Jünglingsalter, doch an des Lebens todter Grenze ſtanden.

Jünglinge, ich ehre eure Trauer, ſagte ein ehrwürdiger alter Krieger, ſie gilt den heiligſten Gefühlen der Natur. Mir ruft ſie ein wehmüthiges Bild zurück, das zwar dem Scheine nach entfernter, doch mir nicht minder unauslöſchlich iſt; ſeht dieſe Thräne, die noch heut meinem Aug' entfällt, wenn ich von dieſem Gegenſtand ſpreche; ſie iſt dem Andenken

eines edeln, unvergeßlichen Generals geweiht, den ich fallen ſah, ein Opfer ſeiner weichen Menſchlichkeit.

Ein großer Feldherr war kurz vor der Begebenheit, die ich euch erzählen will, mit Schmach bedeckt worden, weil er ſich dem Feind ergeben hatte, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Widerſtand.

Wir waren eingeſchloſſen, eine kleine Schaar; ein unglücklicher Zufall, nicht die Schuld unſers Anführers, hatte uns in die Gewalt des erbitterten Feindes gegeben, der uns vier Mal ſtärker umringte; keine Möglichkeit, uns durchzuſchlagen, ohne dem Tode in die Arme zu gehen; doch brannten wir zum Kampfe, und zürnten auf unſern ſonſt angebeteten General, als er ſich ergab. — —

Aber ehe wir die Waffen niederlegten und abgeführt wurden, trat er noch ein Mal vor uns und redete uns an mit ſeiner herzgewinnenden Stimme, die uns ſo oft im Augenblicke der Gefahr erhoben und befeuert hatte.

Krieger, ſagte er, in Euren Blicken leſ' ich es, daß mich Eure großmüthigen Herzen tadeln, zum erſten Mal in Eure Bande gewilliget zu haben. Ihr kennt die Lage der Gegend, die Stellung des Feindes nicht. Ich wußte, daß ich Euch Alle aufopfern würde, verſuchten wir uns durchzuſchlagen; ich glaubte beſſer zu handeln, wenn ich dem Vaterlande eine Anzahl ſeiner tapfern Streiter erhielte, und — ergab mich. — Nicht unbewußt indeß iſt mir das Loos, das meiner wartet, und verzeiht, wenn ich zu ſchwach bin, dies um Euretwillen zu ertragen! Verzeiht, wenn Euch der von heut an verläßt,

der bis hierher Euer treuer Führer war! Lebt wohl, Brüder, mein Leben konnt' ich Euch aufopfern, doch meine Ehre nicht.

Er zog in dieſem Augenblick ein Piſtol aus ſeinem Buſen, und ſank mit zerſchmetterter Stirn zu unſern Füßen.

Die Morgenröthe ſtand am Himmel, als der greiſe Krieger geendet hatte, die Sonne warf ihre erſten Strahlen herauf; Erwin griff noch ein Mal nach ſeinem Saitenſpiel und ſang ein ernſtes Lied:

Flüchtig iſt des Lebens Sonnenhelle,
Die des Kriegers rauhe Bahn erhellt;
Aber glücklich, daß auf flücht'ge Welle
Oft verklärt ein Bild des Himmels fällt!

Was das Leben Schönes hat und Mildes,
Hoh' und Heil'ges, iſt uns aufgethan.
Jenſeit unſers dämmernden Gefildes
Hebt der Pfad ſich ſiegend himmelan.

Und die hohen Blicke lenkt der Krieger
Zu der wahren feſten Heimath auf;
Wie den Feind, auch oft ſich ſelbſt Beſieger,
Folgt er edel ſeinem großen Lauf.

Dem das Leben feil iſt jede Stunde,
Was vermöcht ihn erdwärts noch zu ziehn?
Doch die Menſchlichkeit im ſchönen Bunde,
Oft auch ſchmückt mit holdem Lohn ſie ihn.

Dankbar grüßt er dann das flücht'ge Leben,
Als die ſchöne wankelmüth'ge Braut

Inniger in Freundſchaft uns ergeben,
Iſt der Tod als Bruder uns vertraut.

Treuer Bundgenoß der tapfern Krieger!
Wenn das Leben uns mit Knechtſchaft drückt,
Führſt du uns zum ſtillen Port der Sieger,
Wo die heil'ge Freiheit uns beglückt.

IV.

Dagobert oder Ehe und Liebe.

Der ſchöne Park des Grafen von Erlingen war heute feierlich zu dem Feſte geſchmückt, das der Graf jährlich den Schönen der Reſidenz zu geben pflegte. Der Salon und die anſtoßenden Alleen prangten mit anmuthigen Blumengewinden. Es war ein Déjeûner dansant: Alles, was der Hof und die Stadt Schönes hatte, verſammelte ſich hier, und der friſche Blumenkranz der Damen drohte den Reiz der natürlichen Blumen zu verdunkeln.

Die Schweſter des Grafen, die Baroninn von Hochberg, nahm mit ihrem Gemahl und ihren Töchtern einen der erſten Plätze unter den Eingeladenen ein. Die beiden jüngern Fräulein konnten nach Schmuck nnd jugendlichen Reizen wohl unter die ſchönſten Blumen des Feſtes gerechnet werden; die Stieftochter der Baroninn, die reizende Emilie, glich der Maienblume, die ſich beſcheiden halb in Blätter birgt.

Ein nicht längſt hier angekommener vornehmer Fremder ſollte heute von der Partie ſeyn; ein junger reicher Schwede; Viele hatten ihn noch nicht geſehen, denn es war ſehr ſelten, daß er ſich in Geſellſchaft zeigte, und man ſprach ſo viel von ſeinem ſeltſam-düſtern Weſen und zugleich von ſeiner ausgezeichneten Schönheit, daß alle Mädchenaugen und Herzen in eine erwartungsvolle Spannung geſetzt wurden. Man wuß-

te, daß er an den unglücklichen politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes Theil genommen hatte, man erklärte ſeine Sonderbarkeit daher, und gab ihm durch das Geheimnißvolle, das darin lag, nur noch ein neues Intereſſe.

Er trat ein, Dagobert trat ein, und — auch die feurigſten Erwartungen übertraf die idealiſche Geſtalt. Hoch und ſchön wie ein Halbgott ſtrahlte er unter den übrigen Männern hervor. Es lag ein unbekanntes Etwas in ſeinem Weſen, ſo edel und beſcheiden ſein Betragen war, das Allem wie durch einen ſtillen Zauber zu gebieten ſchien. Ein Flor von Trübſinn milderte wohlthätig den Glanz der Flammenaugen; wie Himmelsfeuer brannte es zuweilen zwiſchen den dunkeln ſeidnen Wimpern auf, wenn er ſprach; im Maße als er mindern oder mehrern Antheil am Geſpräche nahm, färbte ſich die edle Wange mit einem höhern Roth, dem Verkündiger eines reizbar leidenſchaftlichen Gemüths.

Mancher Seufzer floh bei ſeinem Anblick verſtohlen aus dem zarten Mädchenbuſen, allein die gleichgültig flüchtigen Blicke, die er an ihnen vorüber ſtreifen ließ, drängten jede Hoffnung in die Bruſt zurück.

Die Paare hatten ſich zum Tanz geſtellt, Emiliens Schweſtern glänzten am Anfang der Kolonne. Daß ſie die Zurückgeſetzte war, blickte ſelbſt durch den Schleier höfiſcher Feinheit. Ihre Stiefmutter, ohne ſchlecht zu ſeyn, beſaß dies jene niedre inſtinktmäßige Eigenliebe in einem hohen Grade, mit der gemeine Weiber ihre Kinder lieben, nicht, weil ſie Kinder des geliebten Mannes, ſondern einzig, weil ſie die ihren ſind; ſie fand ſich glücklich, wenn fade, gehaltloſe junge Leute ihren Töchtern einen Vorzug vor der

weit vollkommner gebildeten Emilie gaben, blos weil ſie dem gröſsern Reichthum der Erſtern, oder ihrem eignen Einfluſs auf ihren nur allzu nachgiebigen Gemahl ſchmeichelten. Dies war auch heute der Fall; die jungen Mädchen, ebenfalls ohne bös zu ſeyn, waren doch durch die Schmeicheleien ihrer Mutter und ihrer vermeinten Anbeter eitel und herzlos genug gemacht, um ihre Vorzüge die arme Ueberſeh'ne nicht ſelten auf eine unſchonende Weiſe fühlen zu laſſen. Emilie würde dies Alles vielleicht weniger ſchmerzlich empfunden haben, wäre ſie nicht in eben dem Maſse weich und zum Trübſinn geneigt geweſen, als in dem Charakter ihrer Mutter ein Grad von rauher Härte lag, die ſie, der zärtlich gepflegte Liebling ihrer verſtorbenen Mutter, nur um ſo drückender empfand.

Mit einem ſchmerzlichen Gefühl des Alleinſeyns in dieſer bunten fröhlichen Menge, ſtahl ſich Emilie unbemerkt aus dem rauſchenden Gewühl zu einem abgelegenen Theil des Parks, den ſie von Wenigen gekannt glaubte. Es war ein dunkles Waldthal, wo in einer einſamen Umgebung rings von ſchwermüthigen Weimuthskiefern und Cypreſſen umſchattet, ſich ein weiſses Monument in Form eines Grabmahls erhob. Es war eine einfache Urne, und auf dem Fuſsgeſtell las man die Worte:

Biſt du einſam in des Lebens Blüthe,
Einſam in dem jauchzenden Gewühl,
Flieh, du Armer, flieh zu mir! Ich biete
Milde Raſt dem ſchmerzlichen Gefühl.

Der Boden war leer, den die Urne drückte, nur ein deutſames Symbol der letzten Freiſtatt; allein dieſe Urne hatte

eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Grabmahl von Emiliens Mutter, das auf einem entfernten Gute ihres Vaters war. Sie las die Inſchrift, die ſie längſt auswendig wußte, von neuem; dieſe Strophe ſchien ihr ſo ganz für ſie verfertigt. Die Silberwogen der entfernten fröhlichen Muſik ſpielten ſo weich zu ihr herüber, und löſ'ten den beklemmenden Schmerz in mildernde Thränen auf. Sie warf ſich auf eine dicht neben der Urne befindliche Raſenbank, bedeckte die Augen mit ihrem weißen Tuche, und ließ nun ihren Zähren freien Lauf. —

So einſam, Fräulein? und ſo traurig? tönte auf einmal eine melodiſche Männerſtimme in ihr Ohr. Erſchrocken richtete ſie ſich empor, und — Dagobert ſtand ihr gegenüber, mit verſchränkten Armen und mit einem Blicke voll edelmüthiger Theilnahme.

Auch er hatte ſich von dem lärmenden Gewühl entfernt, das ſeiner Stimmung widerſprach, er war die ſchattigen Labyrinthe des Parks durchwandelt, und durch Zufall in dieſe Gegend gekommen. Die holde weibliche Geſtalt, die er von fern am Fuße der Urne knieen ſah, erregte ſeine Aufmerkſamkeit, er erkannte ſie an dem einfachen weißen Gewande, an dem blaßrothen darum geſchlungenen Bande, für die liebenswürdige Emilie von Hochberg, die er ſchon vorher unter der Menge ausgezeichnet hatte. Er näherte ſich ihr; Emilie, der ihre Lage und ihr Naturell eine mehr als gewöhnliche Schüchternheit gab, wie beklommen fühlte ſie ſich, als ſie jetzt auf einmal ſich ſo allein mit einem Manne, als ſie ſich der höchſten der Geſtalten gegenüber ſah! —

Mit einer ehrerbietigen Verneigung wollte ſie ſich entfernen, allein Dagobert hielt ſie zurück. Warum entfliehn, mein Fräulein? ſagte er, indem er ſanft ihre Hand ergriff, entfliehen vor dem Manne, der ſo unglücklich iſt, als Sie es zu ſeyn ſcheinen, und der eine ſüße Beruhigung darin finden würde, Ihren Schmerz zu theilen. Er hatte ſie ſanft auf ihren Sitz zurück geführt, wo er ſich neben ihr niederließ. Emilie fürchtete ihn zu beleidigen, wenn ſie ſich mit Gewalt entfernte, aber peinlich litt ſie bei der Vorſtellung, die früh angewöhnte weibliche Schicklichkeit durch ihr Bleiben zu verletzen. Dagobert ſchien mit langen durſtigen Zügen die Wellen der Töne einzutrinken, die noch immer geheimnißvoll herüber ſchwebten. Das Feuer ſeiner dunkeln Augen irrte ſchwärmeriſch am Boden. Und was trübt Ihre ſchönen Tage, Fräulein? fing er nach dieſem in ſich ſelbſt verſunknen Schweigen wieder an. — Verzeihen Sie mir eine kühne Frage; Unglückliche werden ja bald vertraut: Haben Sie geliebt? — Und mit einer ſeltſamen Heftigkeit drückte er ihre Hand in die ſeine. — In Emiliens Herzen erhob ſich dunkel ein ſüßes, aber auch beklemmendes Gefühl. Sollte es möglich ſeyn, ſollte dich der Hohe, Schöne lieben? ſollte er dein Retter werden? Dieſer Gedanke drang verworren durch ihre Seele, ihre ganze traurige Lage trat bei der letzten Idee lebhaft vor ihren Blick; Ueberraſchung, Rührung, bewegten ſie, ſie wußte ihren Gefühlen keine Worte zu geben. —

Auch ich habe geliebt! ich liebe noch, und bin unglücklich! rief Dagobert mit einer unnennbaren Energie des Schmerzes; heftig war er aufgeſprungen und hatte ſich von der bebenden Emilie abgewandt. — Dieſer Ring, holdes

Mädchen, ſetzte er ſanfter hinzu, indem er ihr einen blitzenden Ring an ſeinem Finger zeigte — er wird mich bis ins Grab begleiten, und bis dahin die Qual verlorner Wonne wecken. —

Emiliens aufſteigende Hoffnung ward durch dieſe Worte im Augenblick des Entſtehens niedergedrückt; ihr Gemüth war zu ſanft, um einen lebhaften Eindruck dadurch zu empfinden. Dagobert ſchien einen Augenblick darauf mit einiger Beſchämung von ſeiner leidenſchaftlichen Verirrung zurück zu kommen; er drang in gemäßigterm Tone in Emilien, ihm die Urſache ihrer Traurigkeit zu entdecken. Sie ſagte ihm, wie jene Urne dem Grabmahl ihrer Mutter gleiche, erzählte ihm, ſo viel es die Schonung gegen ihre Verwandten erlaubte, Einiges von ihrer gegenwärtigen Lage, und — hatte während deß mit zarter Beſcheidenheit den Rückzug zur Geſellſchaft angetreten.

Dagobert ſchien nicht ganz zufrieden über ihr beſtändiges Gegenwärtigſeyn in den Regeln der wirklichen Welt, während er ſich in die Unendlichkeit ſeiner Gefühle verlor; doch zeigte er ihr dieſen ganzen Tag über eine ausgezeichnete ehrerbietige Aufmerkſamkeit.

In den Blicken der Damen kämpfte Mißmuth und Erſtaunen, als ſie den ſchönen ſtolzen Fremdling an der Seite der ſonſt ſo geringgeſchätzten Emilie ſahen, und nur einige der gutmüthigern unter ihren Geſpielinnen flüſterten ihr leiſe im Vorübergehen: Glückliche, glückliche Emilie! zu.

Der Stolz lag nicht in Emiliens Charakter, aber hätte ſich in ihrem ſo oft gekränkten Herzen nicht ein leiſer Zug der Eitelkeit regen ſollen bei einer ſo ſchmeichleriſchen Gegen-

wart? Auch durfte ſie wohl Grund zu neuen Hoffnungen ſchöpfen nach Dagoberts Betragen und nach einigen ſeiner Aeußerungen, die bezeugten, daß er auf immer von der verlornen Geliebten getrennt ſei.

Frau von Allersheim, die Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, eine vortreffliche Frau, die aber mit Emiliens Aeltern in einiger Entfremdung lebte, gab ihr einige leiſe Winke, daß auch ſie das Benehmen Dagoberts bemerkt und beobachtet habe.

Ein herrlicher Morgen folgte dieſem Tage. Emilie war ſehr früh aufgeſtanden, um eine kunſtvolle Stickerei für ihre Mutter zu beendigen, denn ſie wetteiferte in dieſer Kunſt mit der Kraft des Pinſels. In einer Laube des duftenden Frühlingsgartens hatte ſie ihren Sitz gewählt, die farbigen Blumenbeete prangten ihr zur Seite, und auf dem Atlas gingen ſie leiſe in treuer Abbildung hervor. Durch den Bogengang eröffnete ſich die Ausſicht hinab in das romantiſche Thal, auf den Strom, durch Blüthenſträuche blitzend, und auf die fernen, blauduftenden Berge.

Emilie arbeitete mit emſigem Fleiß; ihr weiches, nach Zärtlichkeit verlangendes Herz, konnte nie müde werden, nach ſo vielen Fehlſchlagungen um ein belohnendes Wohlwollen ihrer Mutter zu ringen; und jeder Zug von Härte, der doch mehr in dem Naturell der Baronin, als in ihrem übeln Willen gegen ſie lag, erfüllte ſie dann ſtets mit neuem Trübſinn. Ihre Stimmung war heute fröhlicher. Dagoberts Betragen hatte ihr ein wohlthuendes Selbſtvertrauen gegeben, gleichwohl drängte ſich, ſo wie ſie an ihn und an die Möglichkeit einer Verbindung mit ihm dachte, ein leiſer Schauer

vor ſeiner Größe in ihr Herz. Sie blickte in die reizende Perſpektive durch den Bogengang, da war es als ſtiege aus dem duftigen Morgennebel eine holde Jünglingsgeſtalt, die ſie mit ſanftem Lächeln grüßte, und die ſo ganz das Gegenbild des furchtbarleidenſchaftlichen Dagobert war, wie ſie ihn in jener Scene bei der Urne geſehen hatte. Emilie war nicht ſehr vertraut mit dem Bilderreich der Phantaſie, dieſe Erſcheinung hatte nur eine außerordentliche Stimmung ihrer Seele hervorbringen können, die aber darum auch deſto unauslöſchlicher blieb.

Sie arbeitete nachdenkender fort, als ihr nicht lange darauf ein Bedienter ihrer Tante von Allersheim einen Brief überbrachte, den ſie als ein Freundſchaftszeichen dieſer von ihr ſo ſehr geliebten und verehrten Verwandtinn mit froher Eil entſiegelte; und worin ſie die nachfolgenden Worte fand:

„Vergebens, meine geliebte Emilie, hab' ich geſtern verſucht, dich unbeobachtet und allein zu ſprechen; mein Verhältniß zu Deinen Aeltern erlaubte dies nicht, ohne Dir nachtheilig zu werden, ich erwähle daher das Mittel, Dir zu ſchreiben, in einer Angelegenheit, in der ich mir ſchlechterdings keinen Aufſchub verzeihen kann. Nicht jede Stunde trägt ihren verhängnißvollen Inhalt an der Stirn geſchrieben; wer weiß, wie nahe Dir vielleicht diejenige iſt, die das Schickſal deines ganzen künftigen Lebens in ſich ſchließt.“

„Ich habe Dich geſtern von den ehrenden Aufmerkſamkeiten des edeln Dagobert überhäuft geſehen; ich fühle ganz das Blendende, was in dieſem Ereigniß für Dich liegen muß, und ohne unter die leichtgläubige Menge zu gehören, die unter jeder zufälligen Annäherung die Vorboten einer Heirath

ſieht, zweifle ich keineswegs, daß er Dir bei der leidenſchaftlichen Raſchheit ſeines Weſens und bei der Lage ſeines Schickſals ſeine Hand anbieten könnte.“

„Ich fühle das ſcheinbare Glück, das darin liegen würde, aber — bei all der mütterlichen Zärtlichkeit, die Du an mir kennſt, bitt' ich Dich, dies Glück auszuſchlagen, wenn es Dir ſich bieten ſollte. Ich kenne Dich, ich kenne Dagobert genau, und die vielfachen Erfahrungen meines ſchickſalvollen Lebens geben mir wohl einiges Recht auf Dein Vertrauen.“

„Laß mich aufrichtig reden, meine liebe theure Emilie! Du biſt ſchön, und Du biſt gut, Du wirſt einſt eine gute Hausfrau ſeyn; Deine ſtillen ſanften Tugenden werden das Glück eines einfachen, ſanftfühlenden Mannes machen; aber dieſe Feuerſeele erfüllſt Du nie! Die Tiefe ſeines Gemüths, das mit einer reichen, großen Liebe eine Welt umfaſſen und beglücken möchte, die Fülle ſeiner Ideen; die Blitzesſchnelle ſeiner glühenden Phantaſie — — Du wirſt ihn nicht faſſen können, Du wirſt Dich arm, beſchränkt, verzagend neben ihm fühlen, neben ihm, den nicht Leidenſchaft, den nur Bedürfniß eines heißen Herzens nach Zärtlichkeit und Mittheilung zu Dir führen würde.“

„Es iſt ein weiſes Geſetz unſrer Voreltern, das Mißheirathen verbietet; nur daß man um des großen Haufens willen die Grenzen an den äußern Unterſchied der Stände band, bei denen man eine höhere oder geringere Bildung vorausſetzen mußte; man konnte wie bei allen Geſetzen nur die äußern ſcharfen Linien ziehen, und der tiefer blickenden weiſen Menſchlichkeit ſollt' es überlaſſen ſeyn, es auf jeden einzeln vorkommenden Fall in ſeiner Milde anzuwenden. Du kennſt mich

zu gut, um mir eine lächerliche ſtolze Unterſcheidung der Stände zuzutrauen, aber die eigentlichen Mißheirathen in einem höhern moraliſchen Sinne haſſe ich von Grund' meines Herzens. Kann ſich der hohe majeſtätiſche Schwan, oder der ſonnenanfliegende Adler mit der kleinen Heidelerche gatten? — Ganz zu faſſen vermag wohl das Weib die Größe des Mannes nicht, aber ſeine Theilnehmerinn, die Gefährtinn, die Schweſter ſeiner Seele ſoll ſie ſeyn!"

„Suche, meine Emilie, Dich mit mehr Gelaſſenheit in Deine gegenwärtige Lage zu finden; bewahre Deine liebenswürdige Sanftheit, aber ſteure dieſer allzugroßen Verletzbarkeit, und dieſem Hang zum Trübſinn, der Dir oft die Gegenſtände unter ſchwärzern Farben zeigt, als ſie wirklich tragen. Ein etwas herbes Jugendleben iſt ſtets eine glückliche Vorbereitung auf den beſten Eheſtand, wo weibliche Geduld und ſanfter Frohſinn ſtets eine reiche Wirkſamkeit haben."

„Sicher wird Dir die Vorſicht Den zuführen, den zu beglücken Du geſchaffen biſt, und wär' es nicht, ſollteſt Du unter die gemeine Klaſſe gehören, die die Behaglichkeit, oft nur den Namen der Frau um das höchſte Gut des Menſchen, um ihr edleres Bewußtſeyn kaufen?"

„Dein Vermögen wird hinreichen, Dir eine anſtändige, Deine liebenswürdige Ausbildung, Dir eine geſchätzte und nützliche Exiſtenz auf immer zu ſichern. Gern bot' ich Dir mein Haus an, kennteſt Du nicht, theure Emilie, die beſchränkten Umſtände meines guten Mannes bei einer ziemlich zahlreichen Familie, und vorzüglich, müßt' ich nicht fürchten, Deinen Vater dadurch ſchmerzlich zu kränken, der Dich auf-

richtig liebt, kann er gleich, von Verhältniſſen befangen, Dir nicht ganz das ſeyn, was Du verlangſt.“

„Wirf Dich, mein gutes Kind, mit kindlichem Vertrauen in die Arme einer liebenden Vorſehung, und nimm die Menſchen, wie ſie ſind. An jedem unter ihnen wirſt du des Guten Manches finden, ſobald Du es nur willſt; die wahre Lebensweisheit, die uns Weibern in einem reichern Maße zugemeſſen ward, das heißt, die zarte, freundliche Zufriedenheit weiß da Blumen zu finden, wo ſie des Mannes ſtolzer Eigenſinn zertritt.“

Der Ausdruck der Wahrheit in dieſem Briefe wirkte mit überzeugender Gewalt auf die gute, demüthige Emilie; ſie fand hier das klar ausgeſprochen, was ſie ſchon dunkel gefühlt hatte, ihren Abſtand gegen Dagobert, und willig gelobte ſie dem weiſen Rathe ihrer Freundinn ſtrenge Folgſamkeit.

Mit richtigem Scharfblick hatte Frau von Allersheim Emiliens und Dagoberts Gemählde entworfen; ſie hatte den letztern bei einem mehrjährigen Aufenthalte ihres Gemahls in Schweden näher kennen gelernt. Das Gefühl, das Emilie in ſeinem Herzen erregte, war das uneigennützigſte, großmüthigſte Mitleid mit ihrer Lage, und ein edler Stolz miſchte ſich dazu, das auszuzeichnen, was die gemeine Menge, die er verachtete, überſah. Mehrmals war er ſeit der Zeit im Hauſe ihres Vaters geweſen; er hatte Emiliens ſanfte Tugenden immer mehr ſchätzen gelernt; doch hatte ſie ſeine Ruhe nicht geſtört, ſo wenig als er die ihre. Eines Morgens erwachte er mit einem ſchwermüthig leidenſchaftlichen Gefühl: Träume von der verlornen Geliebten hatten ſeinen Schlaf geſtört. „O Marie, Marie! rief er, indem

er aufſprang, unglückliches, angebetetes Weib! Du theilſt meine Qualen; du leideſt jetzt vielleicht noch mehr als ich! Und könnt' ich klagen, von Dir geliebt?

Die Geſchichte Dagoberts war kurz, und doch beſchloſſen, ſeltſam und doch bei der damaligen Lage ſeines Vaterlandes ſehr natürlich. Er hatte die Glut der erſten Liebe, wie ſie nur ein tiefes, ſtarkes Herz zu fühlen fähig iſt, der edlen Maria von Sture geweiht, und von ihr die zärtlichſte Erwiederung erhalten. Jahre hindurch war dies liebende Verhältniß gewachſen, denn Mariens Vater und Dagobert ſelbſt hatten die Vollziehung ihres Bundes bis zu ſeiner vollendetern männlichen Beſtimmung aufgeſchoben. — Jetzt trat ein Fall ein, der mit einem Male die ſo feſt verwachſenen Bande trennen ſollte, Ankarſtröms Unternehmung. Nur zerſtörend konnte die Hoffnung von den Herzen ſcheiden, die ſie ſo lange genährt hatten. Dagobert liebte Marien mehr als ſein Leben, aber er liebte ſie nicht ſo ſehr, als die Sache ſeines Vaterlandes. Er würde geglaubt haben, ſich verachten zu müſſen, hätte er um ihretwillen die Parthei aufgeben können, die er mit inniger Ueberzeugung ergriffen hatte, obgleich Mariens Vater ein erbitterter Anhänger der entgegengeſetzten Parthei war.

Dagobert war einige Generationen zurück von franzöſiſcher Abkunft, und das verdoppelte Feuer beider Nationen hatte ſich auf ihn vererbt; auch trug er noch von daher den Namen eines ſeiner väterlichen Ahnherrn, des tapfern Dagobert von St. Aubin; allein wäre auch Schweden ſeit Jahrhunderten die Wiege ſeiner Väter geweſen, er hätte nicht mit heißerer, feſterer Treue an dem Lande hängen können,

das ihn erzog, an dem Volke, das er nach ſeinem edelſten Bewußtſeyn für das ſeinige erkannte. Hätte es bei ihm geſtanden, das Wohl dieſes Volkes auf Koſten ſeines eignen zu erkaufen, wie gern hätte er es gethan!

Er erfuhr, daß Mariens Vater, aufs äußerſte erzürnt über ſeine hartnäckige Theilnahme an der Gegenparthei, alle Verträge mit ihm für null und nichtig erklärt, und ſeine Tochter einem der Seinigen, dem Herrn von Beng, zugeſagt habe. Eine ſeltſame Miſchung von Schmerz und Freude bemächtigte ſich bei der erſten Nachricht von dieſem fürchterlichen Schlage ſeiner enthuſiaſtiſchen Seele; er gefiel ſich für einen Augenblick in dem ungeheuern Opfer, das er der Pflicht der Vaterlandstreue brachte, doch — nur zu bald behaupteten Liebe und Verzweiflung ihre Rechte, und er fühlte, daß er mit dieſem Opfer allen Anſprüchen auf Glück entſage; und dennoch wankte er nicht. Der Gedanke, Mariens Hand gewaltſam zu erringen, konnte keinen Eingang bei ihm finden, er wußte, wie grenzenlos ſie ihren Vater liebte. Er verließ ſein Vaterland, das er verlaſſen mußte, von dem Troſte begleitet, daß er auch die Geliebte in verzweifelndem Gram zurücklaſſe. Dies iſt der räthſelhafte Punkt im menſchlichen Leben, wo ſich die Zärtlichkeit ſelbſt an der Qual des geliebten Gegenſtandes weidet.

Das einzige Weſen, das dem guten ſchwärmeriſchen Dagobert oft ein freundlicher Leitſtern geweſen war in den Stürmen ſeines Schickſals und ſeiner eignen Leidenſchaften, war damals fern von ihm, — ſinnlich und moraliſch fern, — der älteſte und vertrauteſte Freund ſeiner Jugend, der edle Adlerſwert, einige Jahre älter als Dagobert, und ihm weit

überlegen an klarer ruhiger Beſonnenheit. Er hatte ſchlechterdings verweigert, irgend eine Parthei in den politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes zu nehmen. Dagoberts vergebliche Bemühungen, ihn auf die ſeinige zu ziehen, brachten in dem Herzen des glühenden Anhängers eine Art von Entfremdung gegen den Freund hervor. Adlerſwert ging nach Rußland.

Dagobert hatte Marien auf keine Weiſe vor ſeiner Abreiſe aus Schweden noch einmal ſehen können; ihr Vater hielt ſie in ſorgfältiger Verwahrung, aber das Gebiet von Helgoſtala, des Schloſſes ihres Vaters, mußte er noch einmal betreten! Dort am Geſtade des Meeres hatten ſich Beide in den Tagen glücklicher Schwärmerei einen Baum geweiht, in den ſie ihre Namen gruben, und an den ſich ihre ſüßeſten Erinnerungen knüpften. Dagobert ſuchte die hoch ſich wölbende Buche auf, die ihm flüſternd ihre Zweige entgegen bre'tete, als wollte ſie den armen Liebling tröſten über ſein verlornes Glück. Der Mond ging eben feierlich am Vorgebirge auf, und brach ſich in den Wellen des Strandes, und ſtrahlte blendend von den weißen Kreidefelſen wieder, die ſich auf der gegenüberliegenden Inſel an einander reihten.

Dagobert ſuchte in dem hellen Mondlicht die Namen auf, die er und Marie in die Rinde des Baumes gezeichnet hatten, und er fand von den theuren Zügen der Geliebten den Schwur der Treue eingegraben, der Treue bis zum Tode, trotzend jeder irdiſchen Gewalt. Mit pochendem Herzen fügte er den ſeinigen hinzu, und verließ noch dieſe Nacht ſein Vaterland mit einer Art von Begeiſterung, von ſüßem Vergeſſen alles Irdiſchen um ihn her. Er wußte, daß Ma-

rie, dem Aeußern nach, der Macht des väterlichen Willens würde weichen müſſen; allein er fühlte, daß ſie doch ewig ſein und keines Andern wahres Eigenthum jemals ſeyn werde; ihr Schwur, vielleicht auch der geringe Werth ihres Verlobten, der kein Verdienſt weiter als ſeinen Rang, und keinen Sinn als für Mariens Reichthum hatte, alles dies gab ihm ein ſchönes tröſtendes Bewußtſeyn, das ihn dem erwachenden Schmerz nie ganz unterliegen ließ.

Mariens Bild blieb der Schutzgeiſt ſeiner einſamen Tage. Er erwachte dieſen Morgen aus einem lieblich-bangen Traume, der das ganze Gemählde ſeiner Vergangenheit mit blendenden Farben wieder vor ihm aufgerollt hatte; es bedurfte eines erneuten Kampfes, um die ſtürmiſch erwachten Geiſter der Liebe und Sehnſucht wieder zu beſchwören. Mit unruhigen Schritten ging er im Zimmer auf und ab — — — als die Thür aufging und eine Geſtalt aus den Thälern ſeines Traumes, ein Freund aus der geliebten Heimath vor ihm ſtand. Du, Löwenhoek? iſts möglich? rief Dagobert, und ſank mit weicher Herzlichkeit in ſeine Arme.

O du auf Fremdlings Flur Verbannter,
Wie warſt du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands *).

In langer Entfernung von der geliebten Heimath iſt jeder Landsmann ein willkommner Freund dem langentbehrenden

*) Wie wahr iſt dieſe ſchöne Stelle eines unſrer großen Dichter!

Herzen, den es vielleicht in der Fülle einer größern Auswahl überſehen hätte. Löwenhoek gehörte nicht zu Dagoberts nächſten Freunden, auch war er, obgleich gut und bieder, nicht der Mann, der eine Seele wie Dagoberts ganz faſſen, ganz begreifen konnte; deß ungeachtet ſchloß ihn Dagobert mit einer Innigkeit an ſich, als ob er mit dem Sohne der Heimath alle dort verwahrte theure Güter ſeiner Sehnſucht an ſich drücke.

Tauſend Fragen, tauſend Erzählungen unterbrachen, während des traulich eingenommenen Frühſtücks, immer Eine die Andre, nur die wichtigſte Frage hatte Dagobert noch nicht ausgeſprochen: der Gedanke der Liebe ruht immer wie ein heiliges Geheimniß in der Tiefe eines zarten Herzens, und ſcheut ſich, die Pforte der Lippen zu betreten, wär' er auch von Andern längſt gekannt, — bis Löwenhoek, nach ſeiner minder zarten Art zu fühlen, in den raſchen Ausruf ausbrach: aber wie glücklich Du biſt, Bruder! ich hörte dies ſchon geſtern bei meiner Ankunft hier. —

Glücklich? wiederholte Dagobert mit einem bittern Lächeln.

Nun? — erwiederte Löwenhoek, als der Verlobte des ſchönen und begüterten Fräuleins von Hochberg. —

Und Du konnteſt dies glauben? fiel ihm Dagobert ungeduldig ins Wort, da Du meine Leidenſchaft für die Höchſte und Edelſte ihres Geſchlechts kennſt? — O Marie, wer könnte dich in einem Herzen erſetzen, das Dir einmal geweiht war?

Wie Dagobert? rief ſein Freund, indem er ihn verwundert anſah. Du könnteſt einer ſo ſeltſamen Schwärmerei nachhängen? weißt Du nicht, daß Marie Bengs Gemahlinn iſt?

Ich weiß es, lächelte Dagobert ſtolz.

Du weißt es, fuhr Löwenhoek fort, — und ungeliebt könnteſt Du eine ſo abenteuerliche Treue nähren?

O Löwenhoek, rief Dagobert, deſſen Seele dieſen Morgen der Wehmuth zugänglicher war, als je, indem er mit leuchtenden Augen Löwenhocks Hand ergriff, wühle nur die alte Wunde wieder auf! ſage mir nur Alles, was meine Lage Verzweifelndes haben mag! Bruder, den einzigen Troſt kannſt Du mir doch nicht nehmen, — (er ſah ihn dabei mit einem Blicke an, in dem eine hohe Ruhe durch eine vergehende Thräne ſchimmerte) den Troſt trotz aller äußern Feſſeln — einzig und ewig von ihr geliebt zu ſeyn!

Nun wahrhaftig, brach Löwenhoek aus, Dein Glaube iſt groß!

Und Du könnteſt ihm widerſprechen? rief Dagobert, indem er heftig aufſprang.

Lieber Freund, entgegnete Löwenhoek, es thut mir leid, daß ich eine ſo angenehme Täuſchung in Dir zerſtören muß, indeß, ich glaube, es iſt zu Deinem Beſten. Du denkſt Dir Marien trauernd in unverletzter Treue, und hätteſt Luſt, ihr zur Geſellſchaft Dein Leben mit zu vertrauren, während ſie auf die heiterſte glänzendſte Weiſe lebt; ihr reizendes Talent als Dichterinn, das Du früher an ihr gekannt haben wirſt, fängt an Aufſehen zu machen, ihr wird am Hofe ſehr geſchmeichelt. —

Ach wohl hab' ich dies reizende Talent gekannt! ſeufzte Dagobert, in ſich zurückſinkend — Aber ſprich, was hat alles dies für Zuſammenhang mit meiner Ueberzeugung?

Den Zuſammenhang, daß ſich Marie ſehr froh und heiter in ihrer gegenwärtigen Umgebung fühlt; daß ſie nicht allein ohne Schwierigkeit in ihre jetzige Verbindung gewilliget hat, ſondern daß ſie ihren Mann auch recht zärtlich liebt, wovon ganz Stockholm Zeugniß ablegen kann; daß ſie — —

Verdammte Lügen! ſchrie Dagobert, indem er Löwenhoeks beide Hände ergriff, um Gotteswillen, Löwenhoek! biſt Du gekommen, mich zu morden?

Unbegreifliche Schwärmerei! rief Löwenhoek, iſt ſie einmal das Weib eines Andern, iſt es dann nicht beſſer, ſie liebt ihn auch, und Du hängſt nicht weiter einer hoffnungsloſen Neigung nach?

Zeugen? gieb mir Zeugen! ſtürmte Dagobert, ohne auf Löwenhoeks Rede zu achten.

Ich ſelbſt kann Dir Zeuge ſeyn! erwiederte jener. Ich ſelbſt habe ſie zu Stockholm auf dem Hofball geſehen, ihr frohes und zärtliches Betragen gegen den neuen glücklichen Ehemann. Ich hatte in der That meine Betrachtungen darüber, wie ſchnell die Liebe in Weiberherzen wechſelt. —

Dies war zu viel für die mächtige Empfänglichkeit Dagoberts. Sein Landsmann, der die Fortſetzung ſeiner dringenden Reiſe nicht länger aufſchieben konnte, ließ ihn in einem Zuſtande zurück, dem nur ſein ſtarkes Naturell widerſtehen konnte.

Die Macht des Schmerzes ward diesmal durch den noch mächtigern Stolz überwogen, und Verachtung trat mit tödtlicher Kälte an die Stelle der ehemaligen glühenden Anbetung.

Nein, lachen rief er, — lachen ſollſt Du wenigſtens meiner

gutmüthigen Leichtgläubigkeit nicht! ich will leben, um zu zeigen, daß ich über eine verschwendete, gemißhandelte Zärtlichkeit zu siegen weiß! Arme, verlassene Emilie! du würdest mich lieben, du würdest in mir einen Retter finden.

So mischte sich ein Gefühl seiner natürlichen Großmuth in das Hauptgefühl der Rache, das ihn zu Emiliens Wohnung fortriß. Aber Rache, die den geliebten Gegenstand treffen soll, richtet sie nicht immer ihren Stachel gegen das eigne Herz?

Dagobert fand Emilien eben wieder in einem Rückfall ihrer kaum bekämpften Muthlosigkeit. Ihre Eltern waren des vorigen Tages mit ihren Schwestern verreiset, sie war allein zurückgeblieben unter Aufsicht einer alten ihr zugegebenen Verwandtinn, deren grämlicher Sinn nicht dazu dienen konnte, ihre Traurigkeit zu heilen. Mit einem unermüdet liebenden Streben nach dem Beifall ihrer Mutter hatte sie die schöne kunstvolle Arbeit für sie in unglaublich kurzer Zeit vollendet, — — und eben, als sie sie mit kindlich unschuldiger Freude überbrachte, kündigte ihr die Baroninn, die beschäftigt schien, und die Arbeit mit einigen kurzen Worten bei Seite legte, das Zuhausebleiben von einer Reise an, auf die sich Emilie längst gefreut hatte.

Zwei liebe Jugendfreundinnen von ihr lebten in der Stadt, wohin ihre Schwestern blos der Bälle und großen Zirkel wegen mitgenommen wurden. Der Ton von entscheidender Härte, der in dem Wesen der Baroninn lag, traf Emiliens reizbare Seele mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Gewicht; sie wagte keinen klaren entschiednen Widerspruch, und ihre Thränen, die der Baroninn für Eigensinn galten,

dienten nur, den einmal gethanen Ausſpruch zu beſtätigen. Emiliens Vater war zu ſehr in die Geſchäfte ſeines Kollegiums vertieft, und zu ſehr allen Streitigkeiten mit ſeiner herriſchen Gemahlinn abgeneigt, als daß er ſich in dergleichen Veranſtaltungen hätte miſchen ſollen, und ſo reiſete die Baroninn mit ihm und ihren Töchtern am feſtgeſetzten Morgen mit voller Geiſteszufriedenheit ab, nachdem ſie Emiliens jungfräulichen Anſtand durch den Schutz der bejahrten Verwandtinn hinlänglich geſichert hatte.

Emilien blieb nun nicht einmal die Freiheit, ihrem Kummer ungeſtört nachzuhängen, denn Frau von Geuſenau begehrte unabläſſig ihre Geſellſchaft. Die Matrone war ihr ganzes Leben hindurch häßlich, und doch dabei ſehr anmaßend geweſen, der Lieblingsgegenſtand ihrer Unterhaltung war daher die Hinfälligkeit weiblicher Reize und die Seltenheit einer guten Verſorgung in jetzigen Zeiten für ein Mädchen ohne bedeutendes Vermögen. Die Demuthslehren, die ſie aus dieſen Sätzen zog, waren gewiß bei der armen, ohnedies ſchon ſo kleinmüthigen Emilie nicht an ihrem rechten Platze.

Emilie hatte ſich eben einen Augenblick in den Garten geſtohlen, um ihren Kummer noch durch ihre eigne Einbildung zu vermehren, als Dagobert ſie hier überraſchte.

Alle Warnungen ihrer trefflichen Tante waren in dieſer Stimmung vergeſſen. Dagobert ſchien ihr jetzt ein herbeieilender Schutzgott zu ſeyn. Er hemmte die Eil ſeiner Schritte, als er ihr nahe kam. Mein Fräulein! ſagte er bewegt, Verzeihung, daß ich Ihre Einſamkeit ſtöre! — — Aber wie, Emilie, Ihre Augen ſind verweint? und dieſe bleichen Wangen! —

Emilie ſtammelte einige entſchuldigende Worte, allein ſie war zu ſehr überraſcht, ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor. Arme Emilie! rief Dagobert mit der innigſten, groſsmüthigſten Rührung. Er ſuchte mit Zartheit in ihr Geheimniß zu dringen, und ſo ſchonend ſie ihm die Beweggründe ihres Kummers zu verhehlen ſuchte, ſo erfuhr er doch, daß ſie unglücklich war. Mein Fräulein! ſagte er feſt, indem er ihr mit einem edlen Vertrauen ins Auge ſah — Emilie! Sie ſind unglücklich, ich bin es auch, laſſen Sie uns unſer Schickſal vereinigen. Vielleicht wird es minder drückend, wenn wir es vereinigt tragen!

In halber Betäubung ſtand Emilie bei dieſen Worten, die ihr noch nie aus dem Munde eines Mannes entgegen gekommen waren, und die ſie ſich von Dagobert nur mit Zittern zuweilen in der Ferne gedacht hatte. Alles Traurige ihrer Lage, alle Bangigkeit vor der Zukunft trat vor ihre Seele — auch Eitelkeit ſchwieg nicht ganz zu dem glänzenden Vorſchlage, und — Emilie ſank mit dem leiſen, ſchüchternen Gegengeſtändniß in die Arme des Mannes, der ſich in dieſem Augenblicke zu ihrem Retter gelobte. — —

Die Eltern kamen zurück, der Vater gab mit entzückender Freude ſeine Einwilligung, die Mutter hätte zwar noch lieber dieſe Verbindung einer ihrer eignen Töchter gegönnt, doch dachte ſie rechtſchaffen genug, um auch dem Glücke ihrer Stieftochter kein Hinderniß entgegen zu ſetzen. Die Vermählung ward mit Glanz vollzogen.

Ein ahnender Schauer zuckte durch Dagoberts Herz, als er am Altare das verhängnißvolle Ja ausſprach.

Heilige Liebe! Aufblitz der Seele zu ihrem erſten, ſeligen Urſprung, zu dem Himmelsfeuer, aus dem ſie geſchaffen ward! o warum mußt du doch ſo oft zum Mittel irdiſcher, unedler Zwecke dich erniedrigt ſehen? du höchſter Zweck des Lebens in dir ſelbſt! warum mußt du ſo oft in Männerherzen der Begier nach Ehre und Reichthum, oft auch nach Rache weichen? in weiblichen dem niedern, ſchwachen Wunſch nach bürgerlicher Exiſtenz, nach Bequemlichkeit oder Ehre? Nur zu ſicher zeigſt du denen, die dich verläugnet haben, einſt deine göttliche Gewalt, — aber dann iſt ſie das Licht, das einen Abgrund erleuchtet.

Die warnende Weiſſagung der edlen Frau von Allersheim ward nur zu treu erfüllt. Dagobert fühlte die Pflichten ſeines neuen Standes wie ein drückendes Gewicht auf ſeinen Schultern; zwar war er zu gut und zu großmüthig, um nicht mit allen ſeinen Kräften gegen den Gedanken ſeines Unglücks zu kämpfen; er betrug ſich freundlich, liebevoll, gefällig gegen Emilien; aber kann der Zwang je den unnachahmlichen Ausdruck jenes holden liebenden Vertrauens, jener ſeligen Hingebung erreichen, die nur wahrer Sympathie der Geiſter eigen iſt? Unabläſſig drängte ſich ihm dunkel das Gefühl auf, ſich an ein Weſen gefeſſelt zu haben, daß ihm nicht ebenbürtig war.

So ſchlichen fünf bange Jahre für ihn hin; Emilie trug mit Geduld die Launen, die heftige ungleiche Gemüthsart ihres Gatten, den Unmuth, der trotz ſeiner Bemühungen nicht ſelten hervorbrach. Aber ihr leicht verletzbares Herz litt darum nicht minder in der Stille. Die öftere Abweſenheit

ihres Gemahls brachte in ihr die Vermuthung hervor, daß er ihr untreu ſey, doch wagte ſie keinen Vorwurf gegen ihn; ein geheimes Gefühl entſchuldigte ihn ſelbſt in ihrem Innern mit der Höhe und der reichern Sehnſucht ſeines Weſens, dem ſie ſo wenige Befriedigung gewährte; auch war wohl der tiefſte Grund ihrer wenigen Eiferſucht der wenige Werth, den Dagoberts eigentlicher Beſitz für ſie hatte; ſo wie Tauſend ihres Geſchlechts, hatte ſie die argloſe Seele ihres Liebhabers getäuſcht; Schutz und eine bequemere Lage waren der Grund ihrer Wahl geweſen, ſie hatte ſie erlangt; daß ſie nicht glücklich war, lag in den himmliſchen Gerechtſamen der Liebe, die das, was Eitelkeit und weichlicher Kleinmuth geſchaffen hatten, unmöglich mit ihrem Segen krönen konnte.

Minder unglücklich war indeß Emilie, als Dagobert, dem ſein tieferes Gemüth auch in einem höhern Grade die furchtbare Fähigkeit zu leiden gab. Emilie fand Entſchädigung und ahnungsloſe Freude in der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten; nie ſchloß dagegen Dagobert ſeine Kinder ohne eine geheime Qual ans Herz; ſein zärteres Gefühl ſchien ihm ſeine Ehe eine Verſündigung an den heiligen Gottheiten der Natur und Liebe zu nennen.

Emiliens ſtrenge Grundſätze von Pflicht, die Befriedigung, die ſie im Beſitz ihrer Kinder fand, und die Unwandelbarkeit ihres Schickſals machte ſie ergebend, auch war ihre äußere Lage ſo frei und glücklich, als ſie wünſchen konnte; daß ihr Dagobert die unumſchränkte Verwaltung des Hausweſens und die Freiheit überließ, jedes kleine weibliche Vergnügen des Putzes oder anderer Zerſtreuungen reichlich zu befriedigen, lag ſchon in ſeinem Charakter; ſelbſt das Allein-

ſeyn, indem ſie ſich fühlte, würde ſie ertragen haben, hätte ſie nicht unaufhörlich das niederſchlagende Gefühl gequält, ihrem Gatten ſo wenig von dem zu ſeyn, was ſie ihm ſo gern geweſen wäre, vollerwiedernde Gefährtinn ſeines Lebens. Eine heimliche Verwunderung bei zufälligen Aeußerungen ſeines eigenſten Weſens, ein fremdes entzauberndes Staunen konnte ſie nicht ganz verhehlen; das Außerordentliche war ihrer Natur zu fremd, als daß es ihr an ihrem Gatten hätte Neigung abgewinnen können; der unglückliche Dagobert umfaßte ſie zuweilen im Drange inniger liebender Mittheilung, ſeine ſtrahlenden Blicke drangen ſehnſüchtlich in die ihrigen; eine ſchüchterne, nicht einverſtandne Frage ſchwebte nach den wenigen ſeelenvollen Worten ſeines Affekts zu ihm hinauf, wenn er ſich längſt gefaßt, errathen glaubte. Das Lächeln, das ſich dann halb ſchmerzlich, halb unwillig um ſeine Lippen zog, wenn er ſich von ihr entfernte, ſchnitt ihr allemal tief in die Seele.

Der ſtille Kummer zehrte nach und nach an Emiliens Geſundheit; die zarten Roſen ihrer Wangen wurden immer bleicher und bleicher, aber die Schönheit ihrer ſanften regelmäßigen Züge trat um ſo auffallender hervor; um ſo bezaubernder wäre ſie für den Blick der Liebe geweſen; in Dagoberts Herzen erregte ſie nur ein quälendes Gefühl; er ſah ſie leiden, er hätte Alles darum gegeben, ihr helfen zu können, — allein das ſicherſte Mittel ihrer Geneſung ſtand nicht in ſeiner Gewalt. —

Emiliens Hinſchmachten hatte ſich in ein verzehrendes Nervenfieber verwandelt; die berühmteſten Aerzte, Heilmittel, Zerſtreuungen, Alles, wodurch Pflicht und Gutmüthig-

keit den Mangel wahrer Liebe zu erſetzen ſucht, hatte Dagobert vergebens aufgeboten. —

Eines Abends, als Emilie in einem fieberhaften, halbwachen Schlummer lag, ſah ſie die Thür aufgehen und ihren Mann eintreten; ein Jüngling an ſeiner Seite, ein holder, von ihr nie geſehener Fremdling! Sie öffnete die Augen heller, denn ſie glaubte zu träumen; die ſtreifende Beleuchtung des Lichtes, das auf ihrem Tiſche brannte, machte die Erſcheinung noch wunderbarer.

Liebe Emilie, ſagte Dagobert, indem er ſich ihrem Lager näherte, ich eile, Dir einen Freund und Landsmann vorzuſtellen, von dem ich Dir ſchon ſagte — Guſtav von Liljenſtröm. — Wir haben in Upſal zuſammen ſtudirt; er wird ſich künftig als Arzt in unſrer Hauptſtadt niederlaſſen, und vielleicht gelingt es ihm, ein wirkſames Mittel gegen Deine Krankheit auszufinden.

Der Fremde war in dieſen Augenblick erſt in der Reſidenz angekommen, wozu ihn ſein Landsmann aufgefordert hatte; und Dagobert brannte vor Sehnſucht, ihn ſeiner kranken Gattinn zuzuführen.

Emilie ſchwieg nach Dagoberts Worten mit einem matten, dankenden Blick auf ihren Gemahl, und einer leiſen Neigung des Hauptes gegen den Fremden. Liljenſtröm war ehrerbietig in einer kleinen Entfernung ſtehen geblieben, und heftete die ſeelenvollen blauen Augen mit einem namenloſen Ausdruck auf das Geſicht der ſchönen Kranken, die in dieſem Augenblicke einer leidenden Heiligen glich. Die himmliſche Unſchuld ihrer Miene, der Glanz der reinen Stirn über den großen, ſanften, verlöſchenden Augen, das unmerk-

lich ſanfte Heben der ſchöngeformten weißen Hand, die Eintretenden willkommen zu heißen, dies Alles vereinigte ſich zu dem rührendſten Gemälde.

Liljenſtröm unterſuchte den Zuſtand der Krankheit, und es gelang den zarten Bemühungen ſeiner Kunſt, in einiger Zeit ihre Geſundheit wieder herzuſtellen; allein die Rollen der handelnden Perſonen waren gewechſelt, der Arzt ſelbſt hatte vom erſten Anblick ſeiner Kranken ein unheilbares Uebel mit hinweggenommen. In unverletzter Reinheit hatte der edle Liljenſtröm bisher ſein Herz bewahrt, trotz ſeinen mehrjährigen Reiſen und mancherlei verführeriſchen Situationen ſeines Lebens. Ein ſanfterer Lauf des Bluts, Beſchäftigung und das ernſte Streben nach einem ehrenvollen Ziele hatten ihn bisher allen Klippen vorüber geleitet. Ein ſolches Herz nimmt dann die ſpäte Liebe gewöhnlich tiefer und unauslöſchlicher auf.

Liljenſtröm ſah in der Zukunft Emilien faſt täglich als erklärter Freund vom Hauſe, und der Eindruck, den ihre ſanfte Schönheit auf ihn gemacht hatte, vermehrte ſich noch durch den Anblick ihrer ſeltnen, anſpruchloſen Tugenden, und — durch die dunkle Ahnung, daß ſie nicht glücklich ſey. Die innigſte zärtlichſte Neigung wuchs in ſeinem Herzen; allein der Schwede ehrt die Heiligkeit der Ehe, und die Treue feſtbeſchworner Jugendfreundſchaft. Liljenſtröm verſchloß die ehrerbietige Liebe tief in ſeinem Herzen.

Emiliens Grundſätze waren zu ſtreng, ihr Herz zu unſchuldig, und — ſelbſt ihre Einbildungskraft zu beſchränkt, um ihr eine verbrecheriſche oder Ruhe vergiftende Vergleichung zwiſchen Liljenſtröm und ihrem Gatten zu erlauben; nur dun-

kel drang ſich ihr zuweilen eine Aehnlichkeit des holden Freundes mit der Lichtgeſtalt auf, die ſie an jenem warnungsreichen Morgen zu ſehen gemeint hatte, als ſie den Brief ihrer trefflichen Tante empfing; nur dunkel empfand ſie die ſchmerzliche Wahrheit, daß dieſer Mann ihr von Dagobert zerſtörtes Daſeyn beſeligt haben würde.

Der Verdacht der Untreue, in welchem ſie zornlos ihren Gemahl gehabt hatte, war nicht gegründet. Dagobert floh das Geſchlecht, durch das er unglücklich geworden war; ſeine Geliebte war die geheimnißvolle Staatskunſt, ſie, der er ſchon früh ergeben war, und der er jetzt mit doppelter Hingebung ſeine verwaiſeten Kräfte widmete. Seine Verbindung mit dem theuren Vaterlande dauerte fort; er brachte ſeine Zeit in der Geſellſchaft einiger ſeiner Verbündeten, oder daheim, verſchloſſen in ſeinem Zimmer zu, wo er ſelbſt für ſeine Gattin nicht zu ſprechen war.

Emiliens Herzen war die Entdeckung ihres Irrthums ſüß; ſchwerlich indeß hätte die Verbindung eines andern Weibes, wär' es auch das geſunkenſte geweſen, den Abgewandten ſo ſehr gegen die Stimme der Natur entfremden können, als es dies finſtre Streben that. Eine Scene gab Emilien die grauſame Erfahrung davon.

Ihr jüngſter Sohn, ein kleiner holdſeliger Engel, der ſonſt die Liebe ſeines Vaters noch am mehrſten gefeſſelt hatte, war von einem anſteckenden Fieber ergriffen worden; er lag eines Abends in einer gefährlichen Kriſis. In einem dringenden Berufsgeſchäfte hatte Liljenſtröm heute verreiſen müſſen. Dagobert war dieſe Tage über durch die Ankunft eines Freundes aus Schweden und durch wichtige Nachrichten von dorther ſo beſchäftigt geweſen, daß ihn das anfänglich unbedeutende

Uebelbefinden ſeines Kindes wenig aufmerkſam gemacht hatte. Es war jetzt faſt um Mitternacht; eben ſchien das Kind ſeinem letzten Kampfe zu nahen. Außer ſich fühlte Emilie in dieſem Augenblicke nichts als Mutterliebe und Verzweiflung; ſie ſtürzte nach Dagoberts Zimmer, und riß, was ſie ſonſt nie wagte, die Thür auf, ob ſie ihn gleich im Geſpräch mit Männern hörte. Der Schwede wollte des andern Morgens abreiſen. Es war noch eine wichtige Unterhandlung zwiſchen den Freunden.

Die Gegenwart der fremden Männer hielt die verſtörte Mutter an der Schwelle zurück. Dagobert! rief ſie, um Gotteswillen, Dagobert! — nur auf ein Wort!

Dagobert wandte ſich unwillig von dem flammenden Geſpräch, und folgte ihr außerhalb der Thür, Augen und Seele noch bei ſeinen Freunden. Lieber Dagobert, rief ſie in betäubender Angſt — unſer — dein Sohn — Ihre Rede wurde von Schluchzen unterbrochen. —

Dagobert, ohne genau auf ihre Worte gehört zu haben, nur glühend mit ſeinen Planen beſchäftigt, verlor zum erſten Mal die milde Mäßigung, die er ſonſt, Emilien gegenüber, ſtets über ſich errang. Emilie! rief er, mit dem Accent ſeiner ganzen furchtbaren Energie, ſtöre mich nicht in dieſem Augenblicke!! —

Er riß ſich bei dieſen Worten von ihr los, und flog zu dem vertrauten Bund zurück.

Zu fürchterlich traf dieſer Schlag Emiliens weiches Herz; die beleidigte Natur ſelbſt ſprach ihrer bisher ſtets bekämpften Empfindlichkeit das Wort! unfähig, ſich auf-

recht zu erhalten, ſank ſie halb ohnmächtig auf einen Seſſel im Vorgemach nieder.

Sie richtete ſich nach einer Weile auf, und wankte zurück in das Krankenzimmer, und — welcher Anblick ſtand ihr bevor! Liljenſtröm auf den Knieen neben dem Bette ihres kleinen Sohnes, dem er eben Arzeneien gegeben hatte, zärtlich-ängſtlich über ihn hingebeugt, und jeden ſeiner Odemzüge belauſchend. Sie ſah die ſchöne männliche Geſtalt von dem unausſprechlichen Zauber wahrer Zärtlichkeit übergoſſen! — welche Vergleichung mit Dagobert! Ein ſchneidendes Schwert ging in dieſem Augenblicke durch ihr Herz. — Liljenſtröm ſprang auf, als er ſie gewahr ward; die alte Zartheit trat wieder zwiſchen ihnen ein, allein der Zuſtand ihrer Herzen war ſeit dieſem Tage noch trauriger.

Härte lag nicht in Dagoberts Charakter, ſeine Uebereilung ſchmerzte ihn, — doch nur die Liebe hätte ſie verbeſſern können. Die beunruhigenden Nachrichten, die er durch die angekommenen Freunde erhalten hatte, nöthigten ihn zu einer ſchleunigen Reiſe in ſein Vaterland.

In der letzten Stadt am deutſchen Strande war er im erſten Gaſthofe abgetreten; man wies ihm das ſchönſte, freundlichſte Zimmer an. Ein heimiſches Leben ſchien ihn hier zu umwehen, ein wunderbares, unbekanntes Etwas ſchmeichelte ihm mit den Spuren irgend einer geliebten Gegenwart. —

Er ſtand am Fenſter, und blickte wehmüthig auf die ſchimmernde Fläche des Meers, die ſich in einiger Entfernung ausbreitete. Wie Ebbe und Fluth drängten ſich in ſeiner Seele die Gedanken und Gefühle, als der Wirth, ein freundlicher, ge-

ſprächiger Mann, ins Zimmer trat, und den Unwilligen in ſeinen wunderbaren Träumen ſtörte

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, nahm er das Wort, von Ihren Leuten hörte ich ſo eben, daß Sie ein Schwede ſind; vielleicht hat denn das hier Gefundene einigen Werth für Sie, oder Sie können es ſeinem Eigenthümer wieder zuſtellen; es hat es neulich auch eine Schwediſche Herrſchaft hier liegen laſſen.

Er wickelte bei dieſen Worten einen ſorgfältigen Umſchlag aus einander, und übergab Dagobert eine kleine elegante Brieftaſche, deren Zierlichkeit ſie für das Eigenthum einer Dame gelten ließ.

Dagobert hatte wenig Neugierde, ſie zu öffnen, er legte ſie bei Seite, bis ihm erſt einige Stunden darauf die Nothwendigkeit einfiel, ſich wenigſtens um den Namen des Beſitzers zu bemühen, wenn er ſie wieder ausliefern wollte; nachläſſig entfaltete er einige beſchriebene Blätter, las das eine davon, das, wie er ſah, einige Jahre nach ſeiner Entfernung von Schweden geſchrieben war, ließ einige Augenblicke lang die bebende Hand mit dem Blatte ſinken, das Auge umflort von einer ſchnell auflodernden Glut; die Kerzen, die vor ihm auf dem Tiſche brannten, ſchienen zu ſchwanken; er las weiter — und erbleichte. —

Die Blätter ſchienen flüchtig hingeworfene Betrachtungen, blos für die Beſitzerinn geſchrieben. Das erſte enthielt folgende Worte:

„Es iſt Morgen. Alles ſo ſtill, ſo kühl um mich her! Alles ſchlummert noch — und ich? — Ja ſtill und friedlich kann es auch in meiner Seele ſeyn, treue Unſchuld wohnt

ja darin, — obgleich nicht das Glück! — Dort ſteigt die Sonne auf aus den funkelnden Gewölken, rings mit Roſen übergoſſen ihre hoffnungsreiche Bahn. — Ach ehmals — ehmals! — kann denn kein Gott dies qualenvolle Wort verlöſchen?

So erhob ſich meines Lebens Sonne,
So, wie du, im rothen Flammenſtrahl! —
Doch — ſie ziehn, die Träume ſüßer Wonne
Schweigend nieder in das Schattenthal. —

Meines Lebens Tag, er wird entweichen,
Eh ich noch die milde Wärm' empfand.
Ach von fernher nur ein freundlich Zeichen,
Aus dem heiß beweinten Lieblingsland!

O nur einmal möcht ich dich erblicken,
Meines Morgentraumes Lichtgeſtalt!
Deren Bild noch jetzt mich zu beglücken,
Halb im Schimmer, halb im Nebel wallt.

Raſtlos ſchweift ſie über Thal und Hügel
Meiner Träume Freundinn, Phantaſie;
Halte doch die losgebund'nen Flügel,
Meiner Sehnſucht Land erreichſt du nie.

Es iſt hin! auf ewig mir verloren,
Und kein Zauber bringt es mir zurück!
Biſt auch du zu meiner Qual verſchworen,
Phantaſie? was ſucht dein Geiſterblick?

Komm zurück, und ruh' an meinem Herzen,
Holde Freundinn! laß uns, duldend mild,
Nähren der Erinn'rung ſüße Schmerzen!
Zeig' mir ewig ſein geliebtes Bild!

Und bin ich denn unglücklich? iſt nicht zarte Liebe unausſprechlich reich ſelbſt im Entbehren? Dieſe tauſend kleinen zärtlichen Nüancen, die der rohe Haufe gar nicht kennt! Da wo er kaum empfindend die Schale des höchſten irdiſchen Glücks leert, o welche ſelige Vervielfältigung in den reinen geiſtigen Genüſſen einer wahren Zärtlichkeit! welche ſelige Vervielfältigung in der Summe des liebenden Glücks!"

„Dieſes Tuch, das ich einſt bei unſerer letzten Zuſammenkunft behielt, weil es feucht von den Thränen war, die er im Vorgefühl unſers Schickſals weinte, — —"

Dieſes Tuch! — — rief Dagobert mit dem zerreißenden Accent des Schmerzes. —

„— Dieſes Tuch von den Thränen des edelſten, des angebetetſten Mannes — ach, von ſeinen heiligen Thränen benetzt, ich drücke es an meine Bruſt, und mehr Wonne drängt ſich in dieſem Augenblick zuſammen, als die Hälfte meines Geſchlechts in ſeiner ganzen Alltagsliebe findet!"

„So beut mir jedes der lieben Pfänder ſeiner Zärtlichkeit eine freundliche Bedeutung! —"

„Der hohen männlichen Pflicht haſt du das Glück meines Lebens aufgeopfert! — Geliebter? —"

„Ja, du thateſt es, aber ohne Murren fiel ich als Opfer deiner großen Seele. Und könnteſt du ſagen, daß ich zuerſt den Eid des Bundes zwiſchen uns gebrochen, daß ich wenigſtens ſchwach in die Untreue gegen dich gewilligt habe? O Geliebter, kennteſt du mich ganz, wüßteſt du, wie mir mein Schickſal immer noch gütig im Zorn den Kampf erleichtert hat! wie ich kindliche Pflicht, und Pflichten gegen den

nicht ſelbſt gewählten Gemahl und Treue gegen dich, o mein Einziggeliebter, habe vereinen können. — —"

„Dein Andenken und die Kunſt, die vielleicht deine Liebe zuerſt in mir erregt hat, die ſüße, geiſtige Muſik der Gedanken und Gefühle, machen den Genuß meines einſamen Lebens aus, und tröſten mich durch ihre Zauberkräfte über das harte Loos der Wirklichkeit. So biſt du mir ewig nah; — laß auch du mich der Schutzgeiſt deines Lebens ſeyn! Ich will dich unſichtbar umſchweben, in Nächten zärtlich über deinen Schlummer wachen, in Stunden ſchwermüthigen Grams dich lind umfahen, mein ſüßer Freund! o mein Dagobert kannſt du trauern, da ich dir ſo nahe bin?"

„Welches ſeltſame Gefühl iſt es doch nur, das mich im Spiel der Phantaſie lieber zu ſeinen Füßen führt, als ſelbſt in ſeine Arme? das es mir ſo unausſprechlich ſüß macht, die geliebte Hand an meine glühenden Lippen zu preſſen, — Erniedrigung? die ſtolze Marie kennt wohl Erniedrigung nicht, — andere würden es gleichwohl ſo nennen! ach! kleine Seelen, ihr kennt die heilige Andacht der Liebe nicht! — —"

Das zweite Blatt ſchien einige Zeit ſpäter geſchrieben zu ſeyn.

„Er iſt vermählt!! — bin ich im Traume? hat dies Wort wirklich in meine Ohren geſchmettert? — Wie Felſenlaſten ſcheinen auf meine Bruſt gewälzt! mein Leben liegt im langen Todesathmenzuge! — O einen Tropfen Linderung nur in das blutende, zuckende Herz! —"

Am Abend deſſelben Tages:

„Der wilde Sturm in meiner Bruſt hat ſich gelegt,

doch nicht der tiefe Schmerz! O Dagobert! warum haſt du den heil'gen Bund gebrochen, den ich nie brach? warum, o mein Geliebter! reicht mir deine theure Hand den Kelch des Todes? —"

„— Ach das Leben, armer Menſch!! Weine, wenn du eintrittſt in ſeine morgenröthlichen Thore, du kennſt ſie nicht, du ahneſt ſie nicht, alle die Klippen, die deiner Ruhe drohen! Die tauſend und aber tauſend Qualen, die dich erwarten! Stolz und froh mit Blicken, die gleich Sonnenſtrahlen über die Blumen der Erde flogen, und das Weltall mein Eigenthum nannten, trat ich in das Jugendleben; hoch und herrlich mir zur Seite ein ſeltner Menſch, — der Höchſte, — ach der Himmliſchſte, den je die Erde trug! Neue Sinne giebt uns die Liebe, neue Kräfte, auch die Außenwelt zu faſſen; wie reich, wie unermeßlich reich ſehen wir die ganze Schöpfung! im Herzen des Geliebten abgeſpiegelt, und immer neue Inſeln, immer neue Kolumbiſche Geſtade entdecken wir auf dieſem unendlichen Meere."

Dagobert ließ bei dieſer Stelle das Blatt wieder ſinken, und ſtarrte mit einem furchtbaren Ausdruck einige Minuten lang in die Tiefe des Zimmers; ein dumpfes, tiefes: Verloren! — wand ſich endlich aus der ſchwerarbeitenden Bruſt herauf, und er las weiter.

„Ich verlor ihn, den Mann, den meine Seele liebte, den Mann! doch nicht den Engel meiner ſtillen Träume! Und ich durft' ihn fortlieben, mein Schickſal trat mit meinem Herzen in Bund. Er blieb der Herr und König meines Lebens. Noch glücklich war ich im Entbehren; ſüße, wehmüthige Phantaſien der Liebe irrten und ſpielten durch

mein Leben, und erleuchteten vor mir den Zauberhain der Poeſie. — Ich bin verloren! — Unglückliche, unglückliche Marie! ich achtete damals Dagobert! Jetzt iſt er geſunken zu der gemeinen Menge! auch ihn hat der Sinne flüchtiger Reiz, auch ihn hat Wirklichkeit verführt!! — — O Dagobert, warum von dir den Tod? — —"

Um Mitternacht.

„Ich hatte mich niedergelegt, ich verſuchte, den Schlaf feſt zu halten, eitles Bemühen! auch er entfloh. — Arme Marie, wer wird dir künftig noch treu ſeyn, da Dagobert untreu ward? — Lieben? nein, kein Weib kann ihn ſo lieben, wie ich ihn liebte! Nur ich kenne ſie alle, die zarten Abſtufungen ſeiner Herrlichkeit, die Züge ſeines tiefſten Weſens, nur ich alle die verborgenen Pfade in dieſem weiten Himmelreiche! — Sie wird ihn lieben vielleicht — wie man die Blume der Schönheit liebt, aber — anbeten — kann nur ich ihn, ich allein!"

Einige Monate ſpäter.

„Irrthum alſo war es, o du Hälfte meiner Seele, was dich zu dem übereilten Schritte hinriß? nicht Verblendung größerer Schönheit einer Andern, und nicht unedle Gewalt der Gegenwart? Mich glaubteſt du untreu, dem Herzen nach, wie ich es dem Scheine nach war? Löwenhoek — unbeſonnener Jüngling! — Alſo ein Daſeyn ginge wieder auf für die unglückliche Marie? — ſchmerzlich und ohne Hoffnung zwar, aber doch ein Daſeyn — ſeit ſie den herrlichſten der Männer, ſeit ſie Dagobert wieder achten kann!"

Er, dem das Herz die andachtsvolle Liebe,
Die heil'gen Flüge fromm zum Opfer gab,
Er iſt unwürdig! — Und die beſſern Triebe
Sie irren leer und heimathlos zum Grab.

Sind die Geliebten in des Lichtes Sphären,
Dann bleibt der Andacht ſchmerzlich ſüße Luſt,
Es mag die Kunſt der fromme Gram verklären;
Sie ſtürmt beſchämt in der getäuſchten Bruſt!

Die höchſten Saiten klingen nicht mehr wieder,
Ihr ſüßer Wiederklang, er iſt verhallt.
Ein dunkler Flor ſinkt auf die Seele nieder,
Nicht mehr erhellt durch ſeine Lichtgeſtalt!

Doch ſieh! die Wolken trennen ſich! die Sonne
Der Wahrheit bricht verklärend durch die Nacht!
Unſchuldig iſt er! trag', o Herz, die Wonne!
Er iſt verklärt vom ſchwärzenden Verdacht!

Die Fluren, die im trüben Schatten lagen,
Sie treten magiſch jetzt ans Licht hervor;
Den dunkeln Kräften fängt es an zu tagen,
Gefühl, Gedank' erwacht im vollen Chor.

Er iſt verklärt! Nun leuchten die Gefilde,
Erhöht nur noch hat ſeinen Werth der Schmerz;
Der Schutzgeiſt kehrt mit ſeinem Götterbilde
Zu neuem Aufflug in das öde Herz."

Ein düſterer Nebel umzog Dagoberts Augen, als er das Vorſtehende geleſen hatte, und er ſank erſchöpft auf einen Seſſel zurück. Seine Bedienten traten ein, und forſchten beſorgt nach dem Zuſtande ihres geliebten Herrn; er ant-

wortete ihnen nicht, riß ſich dann mit einem Male heftig auf, und eilte die Treppe hinab, um den Wirth ſelbſt nach allen, nach den kleinſten Umſtänden dieſer Begebenheit zu fragen.

Beſtürzt über das verſtörte Anſehen des Fremden vergaß der höfliche Wirth auf einige Augenblicke die dienſtfertige Eil, mit der er ſonſt alle Fragen vornehmer Gäſte zu beantworten pflegte. Es iſt, fing er endlich an, ungefähr einen Monat her, ſeit die fremde Herrſchaft hier logirte, in eben dem Zimmer, das Sie jetzt bewohnen, gnädiger Herr! —

In eben dem Zimmer! rief Dagobert, wie aus einem tiefen Traume erwachend. O das wußt' ich, als ich es betrat! Der Wirth ſah ihn wieder an: ſie kamen, fuhr er in ſeiner Erzählung fort, aus Schweden, und wahrſcheinlich iſt es, daß ſie nach Deutſchland gegangen ſind. Es war eine hohe ſchöne Dame in tiefer Trauerkleidung; wir haben alles — —

O barmherziger Gott!! ſchrie Dagobert, indem er die Hände vor die Augen ſchlug, und außer ſich hinwegſtürzte.

Er brachte die Nacht in einem fieberhaften Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen zu; alle Macht der Leidenſchaft war erwacht, alle Zweifel an Mariens Treue für dieſen Augenblick verſchwunden; ja dies war ſie, die Sprache, die in ſeiner Bruſt ihr Echo fand! dies eine Leidenſchaft, der ſeinen gleich und würdig! — — Alſo nach Deutſchland iſt ſie gegangen? o ihr nach! ihr nach! riefen tauſend Stimmen in ſeinem Innern. — Sie auffinden, oder den Tod! — Aber die Geſchäfte, die ihn nach Schweden riefen, waren dringend, und jetzt, ſo nah dem theuern Lande, ſollte er jetzt zurück

kehren, um aufs Ungefähr ſein eignes Glück ſelbſtſüchtig aufzuſuchen? Wußte er denn, in welcher Gegend der Welt er Marien finden ſollte? und wenn er ſie fand — unglücklicher Dagobert! war er nicht gefeſſelt durch die unauflöslichſten Bande der Pflicht und der Natur? Dieſer letztere Gedanke drohte allemal ſeinen Verſtand zu verwirren; die Verzweiflungsqual des innern Vorwurfs miſchte ſich mit der ſchmerzlichen Trauer um den unendlichen Verluſt. Sie war jetzt frei vielleicht — er ſchloß es aus der trauernden Witwentracht, — er könnte nun glücklich ſeyn, und er, er ſelbſt hatte ſich um dies Glück betrogen.

Erſt gegen Morgen beſchlich ihn ein ſanfter erquickender Schlaf; ſeine Kräfte waren neu geſtärkt, als er erwachte, und mit ihnen ſein edler Wille. Er trat ans Fenſter; da wehten und wallten in der friſchen Morgenluft die weißlichten Segel und Flaggen von dem Schiffe, das ihn an die vaterländiſche Küſte führen ſollte. Er ſchiffte ſich ein, die Gedanken an ſein Vaterland milderten ein wenig die ſtürmiſchen Gefühle ſeines Innern. Leidenſchaft hatte ſtets ſeine heiße Vaterlandsliebe mehr erhöht als gemindert; dieſe beiden großen Gefühle verſchmolzen ſich in ſeiner Seele. — Dort zur Rechten lag Gothland wie ein weißer Nebelſtreif, bald nahmen ihn die romantiſchen Scheren auf. Sein Herz ſchlug laut vor wehmüthiger Bewegung, als er die armen moosbedeckten Hütten wieder ſah, zwiſchen den Klippen verſtreut, und von finſterhangenden Tannen überſchattet. Edles Land, wo die Natur das, was ſie dem Boden rauh entzog, an körperlicher und an Seelenſchönheit ihren Bewohnern ſo reichlich wiedergab!

Die Fahrt hatte noch nicht drei Tage gedauert. Dagobert blieb, als sich die Gefährten bei der Landung zerstreuten, in einer einsamen Gegend des Strandes zurück; die Sonne war untergegangen, und der Mond stand gegenüber, bleich und hehr im blassen röthlichen Wiederschein. Es war jenes wunderbar liebliche Gemisch von immer blässer werdendem Rosenlicht des Abends und immer heller zitterndem Mondessilber. —

Dagobert warf sich mit einer unnennbaren Rührung auf die Kniee bei einem grauen Felsentrümmer, einem Denkmal der Vorwelt; er küßte den heil'gen Strand, und strömte das gepreßte Herz in einem heißen, brünstigen Gebete aus.

Als er sich wieder aufrichtete, war der letzte Abendschein erblichen, der Mond allein stand da in stiller Feier, und in der magischen Beleuchtung erblickte er eine Gestalt ihm gegenüber, die er nach dem hohen und geheimnißvollen Charakter, der auf seinem Wesen lag, für eine Erscheinung aus der andern Welt würde gehalten haben, hätte ihm nicht sein Herz eine andere Ahnung zugeflüstert.

Der Unbekannte stand eine Weile und betrachtete den Schwankenden mit strahlenden Augen, bis Beide mit einem Male die Arme ausbreiteten, und Dagobert unter dem Ausruf: Adlerswert! an die Brust des Freundes stürzte, des Freundes, von dem ihn weder Jahre noch Mißverständnisse hatten gänzlich trennen können.

Verschwunden war in dieser heiligen Stunde Alles, was sich bisher zwischen sie geworfen hatte. Die Natur allein und die reinsten Gefühle der Menschheit sprachen unverhüllt zu ihren Herzen; und Dagoberts erweichte, hoffnungslose

Sehnſucht umſchlang mit doppelter Innigkeit den langvermißten Jugendfreund.

Adlerſwert hatte nach ſeiner Rückkehr aus Rußland in Stockholm in einem würdevollen Wirkungskreiſe gelebt, und ſtill und groß für ſein Vaterland gehandelt. Er kam jetzt von einer Geſchäftsreiſe aus Lie[illegible]d zurück. —

Die Freunde ſetzten ihre Reiſe nach Stockholm vereinigt fort. Selige Stunden liebenden Vertrauens, wechſelſeitiger Aufklärung folgten ihrem Wiederverein.

Die ſeltſame Weichheit in Dagoberts Weſen, der heftige Strom von Thränen, den er am Halſe des Wiedergefundenen weinte, verriethen dem theilnehmenden Freunde nur zu bald den Kummer, der tief und verzehrend am Herzen des Unglücklichen nagte; und ſchonend forſchte er nach deſſen Quelle. Dagobert erzählte ohne Rückhalt dem würdigen Vertrauten alle Schickſale ſeines bisherigen Lebens mit ihren leiſeſten Abſtufungen.

Der ängſtliche Wunſch, Marien durch Adlerſwerts Zeugniß minder ſchuldlos zu finden, leuchtete am Schluſſe ſeiner Erzählung dem ſcharfen Blicke des Letztern nur zu deutlich hervor. Dagobert hatte die'e Zeit her den unerträglichen Schmerz ein wenig zu mildern und ſeine eigne Schuld zu verringern geſucht, indem er ſich die Schuld der Geliebten wieder hervorrief. —

Armer Dagobert! ſagte Adlerſwert mit einem mitleidigen Lächeln, ich fühle es, daß ich dir Troſt und Beruhigung ſchuldig wäre, allein auf Täuſchung kann ich dieſe Beruhigung unmöglich gründen. Wahrheit der Mann dem Manne! Was würde Dir es helfen, wenn Du die Edelſte und Tadelloſeſte ihres

Geſchlechts eine Zeitlang weniger dafür hieltest? Die erſten Tage in Stockholm vielleicht würden Dich enttäuſchen. Höre lieber von mir die Geſchichte ihres fernern Lebens, ſeit Euch das Schickſal trennte; und vernimm dann den Rath und den einzigen Troſt, den Dir die Freundſchaft zu geben vermag. —

Du haſt Mariens Vater gekannt, — er iſt nun ſeit einem Jahre nicht mehr; — Du weißt, daß er ein Mann von ſeltner Herrlichkeit und Größe war, ganz werth der vergötternden Liebe ſeiner Tochter, die er zu dem Range ſeiner innigſten Freundinn erhoben hatte. Eine einzige Schattenſtelle war auf dem lichten Gemälde: der herriſche Eifer, mit dem er ſeine einmal gefaßten Plane durchzuſetzen ſuchte, und Alles niedertrat, was ſich ihm entgegenſtellte. Dies Mal mußte ſelbſt ſein liebſter Schatz, die theure Tochter, das Opfer ſeiner einzigen, aber auch um ſo gewaltigern Leidenſchaft ſeyn! Der mächtige Beng mußte für ſeine Plane gewonnen werden; und es gab kein wirkſameres Mittel als dies. — Marie mit der regen Empfänglichkeit für die Größe ihres Vaters, wagte zwar nicht, zwiſchen Deinem und ſeinem Rechte zu richten, aber ſie wollte wenigſtens mit Euch wetteifern an Großmuth, ſie wußte, daß der Wille ihres Vaters ſtets eine edle Quelle hatte, ſie entſchloß ſich, ihm das Glück ihres Lebens aufzuopfern.

Marie hätte nicht Stärke genug zu einem Heroismus gehabt, der mehr tadelns- als lobenswerth geweſen wäre, hätte es die Aufopferung ihrer Treue gegen dich gegolten — aber — Eiferſucht haſt du gegen ihren Gemahl empfunden? — unbeſonnener, unglücklicher Dagobert! auf den Bericht eines rohen Menſchen — der ſeine gekränkte Eigenliebe über

Mariens Sttenge durch die Vorſtellung ihrer Zärtlichkeit gegen den Gemahl zu lindern ſuchte.

Der ehrliche Löwenhoek war mit ſo ſchlechtem Erfolg als jeder Andre unter dem Haufen junger Schmetterlinge geweſen, die eine ſchöne Frau in Mariens Verhältniſſen gewöhnlich als eine willkommne Beute zu betrachten pflegen. — Aber haſt Du denn Beng geſehen? haſt Du Dir wenigſtens Zeit genommen, Dich näher nach ihm zu erkundigen? Ein Greis, von aller Kränklichkeit und Schwäche des Alters gedrückt, und von keiner Neigung beſeelt, als von der unerſättlichen nach Reichthum, konnte unmöglich Deine Eiferſucht erregen! —

Adlerſwert! rief Dagobert wehmüthig — — — ſo ſtößeſt Du mir den Dolch ins Herz?

Kann ich Dir das verſchweigen, erwiederte Adlerſwert, was Dir der erſte Zufall entdecken könnte?

Marie lernte Beng kennen, ſie überzeugte ſich, daß ſie nie ſeine Geliebte ſeyn würde, und nahm willig den Rang ſeiner Gemahlinn an. Ihr Beſtreben war fortan, die Tage dieſes ſinkenden Lebens noch durch ihre liebevollen, mehr kindlichen Bemühungen zu verſchönen; Dankbarkeit und Wohlwollen gegen ſeine holde Pflegerinn erheiterten die düſtre Seele des alten Mannes. Dies Bewußtſeyn und der Segen des theuern Vaters, deſſen Stolz und Wonne ſie bis zu ſeinem letzten Odemzuge war, erleichterten der erhabnen Marie ihre ſchmerzlichen Entſagungen. Nie hat eine Miene des Vorwurfs von ihr den Vater gekränkt, der ihr Schickſal aufgeopfert hatte, und ihr Gemahl iſt vor einigen Monaten mit lauten Segenswünſchen gegen ſie aus der Welt gegangen. —

Du, der frühgeliebte, nie verläugnete Erwählte ihres Herzens, würdeſt es auch vor Gott und der Welt ſeyn, hätte Dich nicht Deine raſende, von Stolz erregte Unbeſonnenheit um den Preis des höchſten Erdenglücks betrogen.

Du ſchauderſt, Dagobert? Ja trink' ihn nur, den ganzen bittern Kelch der Wahrheit, es iſt beſſer, die Hand der Freundſchaft reicht ihn Dir. Wie jedem Feinde, auch dem Schmerz ins Auge zu ſehen, iſt das einzige Rettungsmittel des tapfern Mannes. Aber laß darum den Muth nicht ſinken, mein großherziger Freund, ein reicher Schatz von Kräften liegt in Dir, wende ſie an! zeigt ſich Dir ein Mittel, das zerſtörte Paradies vielleicht mehrerer guten Menſchen ohne Unrecht wieder herzuſtellen, ſo laß dich kein Vorurtheil davon abhalten, Recht iſt, was das heiligſte Geſetz der Natur befiehlt. — Du ſprachſt von Liljenſtröm — von ſeinen zärtlichen, obgleich ſchuldloſen Aufmerkſamkeiten gegen Deine Gattinn. —

Dagobert bebte zuſammen; ein Blitzſtrahl ſchoß ihm durch die dunkle Seele. — —

Ergreife das Glück, fuhr Adlerſwert fort, wenn Du es mit Schuldloſigkeit und mit Zartheit kannſt; iſt es nicht, ſo zieh Dich zurück in die Freiſtatt Deiner Tugend, und ſtrebe durch ein höheres Band vereint zu werden mit der himmliſchen Geliebten.

Die Idee des vorurtheilsfreien Adlerſwert ſchien für Dagobert die Eingebung eines höhern Geiſtes. Mit Wonne rief er ſich jedes Zeichen der Sympathie zwiſchen Liljenſtröm und Emilien zurück, das er vorher nicht beachtet hatte, und der Gedanke, bei der Vollendung ſeines eignen Glücks auch

das Leben zweier guten Menſchen zu beglücken, ſchien ihm entzückend.

Mit froherer Thätigkeit beendigte er ſeine Geſchäfte, und eilte dann nach Deutſchland zurück, entſchloſſen, mit zarter Schonung ſich um das Geſchick des Freundes und der Gattinn zu bemühen, und dann die Heißgeliebte ſelbſt im fernſten Winkel der Erde aufzuſuchen. Adlerſwert, durch ſeine Beſtimmung in Schweden feſtgehalten, hatte ihn nur mit treuen Segenswünſchen begleiten können.

Dagobert fand Emilien bei ſeiner Zurückkunft noch ſtiller als gewöhnlich, aber gelaſſen und freundlich.

Mit Mühe hielt er in den erſten Augenblicken die ungeduldige Frage nach Liljenſtröm zurück, er bat Emilien möglichſt ruhig, ihm etwas von dem zu erzählen, was ſich während ſeiner Abweſenheit ereignet habe! Mit der gewöhnlichen Gleichmüthigkeit ihres Tons erzählte ſie ihm verſchiedene kleine Vorfälle, bis ſie an eine Begebenheit kam, die ſein Herz nur zu laut zu deuten wußte.

Es ſey, erzählte Emilie, wenige Tage nach ſeiner Abreiſe eine fremde Dame von hoher ſchöner Bildung und in tiefer Trauer zu ihr gekommen, habe ihren Reiſewagen und ihre Bedienten unten am Landhauſe warten laſſen, und habe gebeten, ihr nur eine Viertelſtunde Erholung unter ihrem Dache zu gönnen, da ſie ganz erſchöpft von der weiten Reiſe ſey. Gegen ſie ſelbſt ſey ſie außerordentlich liebevoll und freundlich geweſen, und habe ſie gebeten, ihr ihre Kinder zu zeigen. Dieſe habe ſie mit einer ſonderbaren Heftigkeit an die Bruſt gedrückt, und ſey über ſie in einen Strom von Thränen ausgebrochen; dann ſich ſchnell abwendend habe ſie

jedem eine koſtbare Halskette umgehangen, und ſey wieder verſchwunden; nachdem ſie dringend gebeten, keinem, auch keinem lebendigen Weſen etwas von ihrer flüchtigen Erſcheinung zu entdecken; eine Verbindlichkeit, meinte Emilie, deren ſie ſich wenigſtens gegen ihren Gatten entledigt glaubte.

Und wohin iſt ſie gereiſt? fragte Dagobert mit glühenden Wangen.

Das weiß ich nicht, erwiederte Emilie gelaſſen.

Das forſchteſt Du nicht, Emilie? brach Dagobert mit kaum verhaltenem Unwillen aus. — Die Hoffnung indeß, ſie deſſen ungeachtet irgendwo aufzufinden, beſänftigte ihn wieder, und der Gedanke an Liljenſtröm gab ihm ſeine ganze Heiterkeit zurück.

Und wo iſt Liljenſtröm, liebe Emilie? fragte er.

Liljenſtröm iſt verreiſt, erwiederte ſie ſtill. Er hat mir einen Brief an Dich zurückgelaſſen.

Sie ging und holte den Brief, den ſie Dagobert übergab, indem ſie ihm halb traurig, aber unſchuldigoffen in die Augen ſah.

Mit ahnendem Zittern erbrach Dagobert das Siegel. Der Brief enthielt folgende Worte:

„Empfange, mein Freund, mit dieſen Zeilen das Bekenntniß einer unfreiwilligen Schuld, und das letzte Lebewohl eines Freundes, der ſich ſelbſt verbannt, um nicht zum Verbrecher an den allerheiligſten Geſetzen, der Ehe und Freundſchaft, zu werden. Wiſſe, Dagobert: ich liebte Dein Weib! aber, bei Gott ſey es geſchworen, mit aller Ehrfurcht, der ihre himmliſche Tugend würdig war. Nie hat ihr ein Wort mein unglückliches Geheimniß entdeckt, ſelbſt

meine Verbannung hab' ich ihr verſchwiegen. Wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, liegen Meere zwiſchen uns. Ich gehe nach Indien. Forſche nicht nach, wohin ich jetzt gegangen bin, Deine Bemühungen würden vergeblich ſeyn; hat aber die letzte Bitte eines ſcheidenden Freundes noch einigen Werth für Dich, ſo beſchwöre ich Dich, erfülle ſie! Tritt das Kleinod nicht unbeachtet in den Staub, das ich Dir mit Todesſchmerzen opfre! Mache ſie glücklich, mache den Engel glücklich, deſſen ſtille heilige Tugenden nur der Mann ganz zu würdigen verſteht, der ſie ſo genau beobachtete, wie ich, und — der ſich auf ewig von ihr trennt!"

Ein unausſprechliches Gemiſch von Empfindungen erhob ſich in Dagoberts Bruſt bei Leſung dieſer Worte. Bewunderung ſeines heldenmüthigen Freundes, Schmerz über die zerſtörte Hoffnung, und Mitleid, tiefes zärtliches Mitleid gegen das arme, himmliſchreine Geſchöpf, die mit der kindlichvertrauenden Miene der Unſchuld an ihm aufſah, als ob ſie ihn nun ihre einzige Stütze nennte. Eine leiſe Beſchämung drängte ſich in ſeine Seele. Innig, zärtlicher, als vielleicht je, ſchloß er die Verlaßne feſt an ſeine Bruſt, und ſchwur in ſeiner Seele, dem edlen Liljenſtröm nicht nachzuſtehen an Tugend, ſchwur, für Emilien zu leben und ſich den Anblick der Geliebten auf immer zu verſagen.

Alle Bemühungen, den Weg zu erforſchen, den Liljenſtröm genommen hatte, waren vergeblich; zu ſicher hatte der Entſchloſſene ſeine Maßregeln gewählt, um unentdeckt zu bleiben; ob Oſt-, ob Weſtindien ſeine Freiſtatt war, nicht einmal ſo viel konnten Dagoberts Nachforſchungen ausſpähen.

Mit gewiſſenhafter Anſtrengung erfüllte Dagobert eine

Zeitlang ſeinen Schwur, als ein Zufall ſeine Seele von neuem in Aufruhr ſtürzte.

Einer ſeiner Bedienten, den er in irgend einer Angelegenheit nach dem Elſaß geſchickt hatte, brachte ihm die Nachricht, er habe auf der Hinreiſe in einem der Rheinthäler die fremde hohe Dame wiedergefunden, die er während Dagoberts Abweſenheit in ſeinem Hauſe geſehen hatte. An dem ſchönen Landhauſe, das ſie dort bewohne, ſey er ganz nahe vorbei gekommen; ſie habe ihn aus dem Fenſter erkannt, als er ſie gegrüßt, habe ihn hinauf kommen laſſen, ihn dringend nach Dagobert, nach Emilien und den Kindern gefragt, und ihn dann mit einem reichen Geſchenke entlaſſen; ihr Anſehen ſey aber noch bläſſer geweſen, als vorher. Auf dem Rückwege ſey er nicht allein gereiſt, und daher nicht wieder in jene Gegend gekommen.

Dieſe Nachricht war zu viel für Dagoberts Standhaftigkeit. Sie, Marien nur noch ein einziges Mal zu ſehen, wie zu einem Heiligenbilde zu ihr zu wallfahrten, ihre Verzeihung für ſeine unglückſelige Uebereilung zu gewinnen, dies ſchien ihm ein Troſt für ſein künftiges hartes Leben, den ihm ſelbſt die ſtrengſte Tugend nicht verſagte.

Mit Sorgfalt erkundigte er ſich bei dem Erzähler nach dem Orte ihres Aufenthalts; ein Vorwand zu einer Reiſe war leicht gefunden, und ſo trat er zu Pferde und von keinem einzigen ſeiner Leute begleitet, den Weg der Liebe an. Zu heilig war ihm Emiliens Ruhe, zu heilig das Geheimniß ſeines Herzens, als daß er beides irgend einem Menſchen hätte vertrauen ſollen.

In einem der ſchönſten Thäler des Rheins am diesſei-

tigen Ufer lag die ſtille Freiſtatt Mariens. Er ſah, ſo wie er von den Bergen herabkam, das ſchöne Wohnhaus in reizender Umſchattung liegen, und ein lieblicher Park, den er durchreiſen mußte, zog ſich bis an ſeine Mauern. Ueberall fand er hier die Spuren des zarten erfinderiſchen Geiſtes ſeiner Geliebten, und überall ſchien ihm eine leiſe Beziehung auf ihre Liebe anzuſprechen. Er hatte ſein Pferd am äußerſten Eingange des Gartens zurückgelaſſen, und irrte mit leiſen Fußtritten auf dem geweihten Boden.

Ein duftiges Wäldchen hatte ihn lange mit ſeinen ſpielenden Laubphantaſien aufgehalten, als ihn mit einem Male ein freier, feierlich gerundeter Platz aufnahm, der ſeine Seele mit einem heiligen Schauer, ach! mit aller Zaubergewalt der Vergangenheit erfüllte. Eine hohe, weit ſchattende Buche ſtand mitten auf dem freien Platze, ganz ähnlich jener auf Helgoſtala, welche die holde Schwärmerei zur Zeuginn ihres Bundes geweiht hatte. Die Zweige waren durch Kunſt aufs treffendſte dem Baum von Helgoſtala nachgebildet, alle die Inſchriften von jenem mit ſorgfältiger Treue in die Rinde nachgegraben. Kränze hingen noch verwelkt in den Zweigen, wie ſie zuweilen der glückliche Dagobert umwunden hatte.

Nur zu tief fühlte Dagobert dieſen neuen Beweis der zarteſten und doch feurigſten Leidenſchaft; ein Zauber ſchien ihn noch zu befangen, ſein Blick verlor ſich in den Zügen ihrer geliebten Hand, und nicht ohne eine kleine Beſtürzung ward er die Geſtalt eines alten Mannes gewahr, der nicht fern von ihm auf einem Baumſtamme ſaß. Der Alte hatte den Kopf ſchwermüthig in die Hand geſtützt, und ungern riß er ſich, wie es ſchien, bei der Ankunft des Fremden von ſeinem traurigen Nachdenken los.

Er hob das Antlitz empor, und mit welcher Empfindung erkannte Dagobert in ihm den alten treuen Diener Mariens, den er in guten Tagen ſo oft zu Helgoſtala geſehen hatte. O Skiold, rief er, indem er den alten Mann feurig in die Arme drückte, ſeh' ich dich wieder? Ach, nach ſo langer, langer Zeit! und wie?

Ach, ſind Sie es, gnädiger Herr? erwiederte der Alte, indem er ſich mit einer düſtern Art den Liebkoſungen Dagoberts entzog. Ja wohl, wie ſehen wir uns wieder? — Sie hätten ſo glücklich ſeyn können! So unausſprechlich hat Sie meine Gräfinn geliebt! Sie wählte Deutſchland blos darum zu ihrem Aufenthalte, um in demſelben Lande zu leben, wo Sie lebten und athmeten. Dieſes abgelegene Landgut kaufte ſie, um hier vor aller Welt verborgen ihre ſchöne Jugend zu verleben, blos von den Erinnerungen an Sie und ihre Liebe umringt.

Dagobert hatte ſich dem Baume wieder genähert, während der Alte ſprach, und den einen Arm darum geſchlungen, ſeine heiße Wange ruhte in ſüßer Schwärmerei an der Inſchrift von ihrer Hand.

Und das iſt nun Alles vergebens! fuhr der Greis fort.

O guter Skiold, verwunde mein Herz nicht noch mehr! rief Dagobert. Führe mich zu ihr! führe mich zu deiner himmliſchen Gebieterinn!

Sie ſind ja bei ihr! erwiederte der Alte finſter, ich dachte, Sie wüßten es ſchon. Der kleine Hügel, an dem Sie ſtehen, da ruht ſie ſeit acht Tagen. — —

Dagobert ſtand und hörte die durchbohrende Nachricht, aber das lange Leiden hatte ſeine Geiſteskräfte ſo abgeſtumpft, daß er Zeit brauchte, um den neuen fürchterlichen Begriff zu faſſen.

Die Gräfinn, nahm der Alte wieder das Wort, hat mir auf Lebenszeit meinen Unterhalt auf dieſem Gute zugeſichert, ſie wußte wohl, daß der treue Skiold ihr Grab ſo wenig würde verlaſſen wollen, als im Leben ſie ſelbſt.

Ihr Tod iſt an ihre Verwandten nach Schweden berichtet. — An *Sie*, gnädiger Herr, hat ſie mir noch einen Auftrag gegeben, als ſchon der Nebel des Todes ihre ſchönen Augen überzog. Einige Thränen ſchlichen bei dieſer Erinnerung über die eingefallenen Wangen des Greiſes, während Dagobert ſtumm und thränenlos ihm gegenüber ſtand, — ſage ihm, wenn du ihn einſt ſieheſt, daß ich mit heißen Wünſchen für ſein Glück aus dieſem Leben ſcheide, daß er den Verdacht der Untreue von meinem Andenken verwiſchen ſoll! Du, treuer Skiold, biſt ja der beſtändige Zeuge meines Lebens geweſen. — Sage ihm, daß ich ſeine Kinder noch umarmt und geſegnet habe! — Ich hätte, fügte ſie hinzu, gedacht, noch einige ſtille Jahre in ſeiner Nähe zu verleben, — aber meine Kräfte waren zu ſchwach. — Der Gott der *ewigen* Liebe wird mir verzeihen, daß Liebe ſo früh mein Leben brach! —

* * *

— Während die arme leidende Emilie mühſam jeden Gedanken bekämpfte, der ihrem entſchwebenden Schutzgeiſte über die Meere folgte, ſtand ihr unglücklicher Gatte am Grabe der vergötterten Geliebten, und ſtarrte ihr *fruchtlos* ſehnend in die Tiefe nach. Der Unglückliche durfte ja nicht einmal den Tod ſein Erbtheil nennen, er, den folternde und doch geweihte Bande an ein lichtloſes Leben gefeſſelt hatten.

V.

Unmöglichkeit.

Das Rechte kommt von Gott.

Pius der Sechste ward einſt auf einer Reiſe nach Spanien im pyrenäiſchen Gebirge von einem furchtbaren Gewitter überraſcht. Die Donner rollten ſchon entfernt in den verſchlungenen Felſenthälern, und dichte ſchwarze Wolken führten die Nacht früher herauf. Zwar eilte man, ſo ſehr man konnte, die nächſte Stadt zu erreichen, doch die Flügel des Sturmes waren ſchneller; die Nacht brach ein; der Sturm jagte den Staub der Erdſchichten empor und beg die Bäume zur Seite des Felswegs ſaußend nieder, indeß der Regen ſchon in großen Tropfen ſeitwärts herüber ſtrich; die Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und näher, fürchterlicher rollten die Donnerſchläge von den tauſendfachen Echos des Gebirgs zurück.

Ein allgemeines Zagen herrſchte in dem Gefolge; alle bangten für die ſchon ſchwächliche Geſundheit eines auf das Höchſte geliebten Herrn. In dieſem Augenblicke ſah man durch die flatternden Zweige, als man eben einer Thalöffnung vorüber kam, den Schimmer eines Lichts aus der Vertiefung leuchten. Erfreut nahm man den Weg dahin, und kam zur Seite eines toſenden Waldbachs bis zu der Stelle, von wo es auszugehen ſchien. Ein ſtarker Blitz erhellte jetzt auf einen Augenblick die romantiſche Gegend, und zeigte vor ih-

nen ein ländliches, doch anmuthiges Haus, in dem zwei freundlich erleuchtete Fenſter für dieſe Nacht ein Obdach hoffen ließen. Ein Diener ward dahin vorausgeſandt, um Aufnahme zu bitten; und gleich darauf öffnete ſich die Thür nach den nöthigen Erkundigungen. Ein alter Diener kam mit einer Kerze, und führte die erſchöpften Reiſenden in das Zimmer ſeiner Gebieterinn; eine edle Frauengeſtalt trat ihnen entgegen, noch jung doch bleich, und ſtillen ernſten Anſehens. Sie ahnte wohl nicht, welch hohen Gaſt heut ihr beſcheidnes Dach beſchirmen ſollte; denn Pius reiſte aus ſtaatskundigen Urſachen unter erborgten Namen, und gab ſich blos für einen mailändiſchen Grafen aus; doch wäre dies ihr auch bekannt geweſen, unmöglich hätte ſie mit größerer, zarterer Sorgfalt den ehrwürdigen Herrn und ſein Gefolge bewirthen können, als ſie es that. Sie eilte gleich mit ihrer einzigen Dienerinn, die beſten Erfriſchungen aufzutragen, und während das wohlthätig lodernde Kaminfeuer die ganz Durchnäßten wärmte und erquickte, bereitete ſie ſchnell das ſchönſte Zimmer ihres kleinen Hauſes zur Nachtherberge für den Gaſt, und ſorgte eben ſo für ſein Gefolge.

Mit einem Gefühl von Behaglichkeit nach dem erlittenen Ungewitter trat der erlauchte Gaſt in das zierliche, ſanft durchwärmte und lieblich duftende Gemach, und genoß dieſe Nacht des ruhigſten Schlummers.

Am andern Morgen war ſein erſter Wunſch, ſeiner liebenswürdigen Pflegerin die ihm erwieſene Menſchenfreundlichkeit auf eine würdige Weiſe zu belohnen. Er konnte ſich nicht denken, warum ſie ſchon in ihren Jahren ſich ſo ganz von der Welt zurückgezogen habe, ſie, die, wie er des vorigen

Abends gehört, noch unvermählt lebe; und ob die Lage dieſes Hauſes gleich ſehr reizend war, wie er aus ſeinem Fenſter ſah, wo Alles neu erquickt von dem geſtrigen Regen, im ſchönſten Morgenglanze lag, dennoch kam es ihm ſeltſam vor, wie ſie gerade dieſe zwar ſchöne, doch wilde und ſo ganz entlegne Einſamkeit gewählt habe. Die ſtille Trauer ihres Weſens fiel ihm ein und ſo beſchäftigte er ſich eine lange Weile mit wahrer Theilnahme für ſie; — etwas, das hohen Herren der Erde nicht ſtets begegnen ſoll; allein er hatte geſtern menſchliches Ungemach empfunden, und ſo empfand er auch heute menſchliche Dankbarkeit.

Dies Zimmer ſchien die innerſte heilige Freiſtatt der Beſitzerinn, worein ſie ſich gleichſam zu einer Art von Feſttagsfeier zurückzuziehen ſchien. Ein Cruzifix ſtand auf einer Art kleinen Altars in einer Mauerniſche, und noch dabei hing eine ſchöne Laute.

Die Dame hatte ihm indeß ſein Frühſtück eben ſo ſorgfältig bereitet; er ließ ſie bitten, dieſes mit ihm einzunehmen; ſie gehorchte mit ungezwungener Anmuth dem Wunſch des ehrwürdigen Alten. Er fand heut ihr Geſicht noch ſeelenvoller; der Ausdruck eines ungemein tiefen Gefühls und einer ſanftſchwermüthigen Schwärmerei, welcher in ihren ſanften Augen lag machte ſie ungewöhnlich anziehend. Das Oberhaupt der Kirche hätte ſeinem Stande getreu in ihr gern eine recht würdige Himmelsbraut geſehen; dennoch ſchien ihm ein inneres Gefühl zu ſagen, daß dieſes nicht das Mittel ihres Glückes ſey, und daß er dadurch ſeine kindliche Pflegerinn nicht wohl lohnen würde.

Ihre Unterhaltung beſtätigte vollkommen die vortheil-

hafte Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Unbefangen bezeigte ſie ihm ihre lebhafte Freude, einen Bewohner Mailands in ihm zu ſehen, und geſtand ſeinen Fragen offen, daß ſie aus jener theuern Gegend ſtamme. Der Umſtand, auf ſo überraſchende Weiſe eine Landsmännin, und eine ſo achtungswerthe, hier im fernen wilden Gebirge zu finden, erhöhte noch den Wunſch des Dankbaren, ſie würdig zu belohnen. Sagt mir, mein edles Fräulein, rief er aus, Ihr ſcheint mitten in Eurer holden Jugend nicht ganz glücklich; womit vermöchte ein nicht unmächtiger Mann Euch zu erfreuen? — Euch glücklich zu machen?

Ach, hoher Herr, erwiederte das Mädchen, und ihre ſanften Augen ſenkten ſich, indeß ſich ihre Bruſt ſchwerathmend hob: Das iſt unmöglich.

Unmöglich? rief der hohe Fürſt, — in ſich verwundert über die Kühnheit wie über die Unbegreiflichkeit der Antwort. — Auf alle Weiſe ſuchte er nun die Urſache ihres Unglücks zu erforſchen; allein auf dieſe Frage blieb ſie verſchloſſen wie ein wunderbares Buch. Vergebens erſchöpfte ſich der geiſtliche Herr in allen ihm erdenklichen Wendungen, das Geheimniß dieſes holdſeligen und trauervollen Weſens zu entdecken; nur ſo viel ſagte ſie, daß ſie ihre Eltern ſehr früh verloren und dann aus überwiegender Neigung den Aufenthalt in dieſer Einſamkeit gewählt habe; allem übrigen Forſchen wußte ſie mit Gewandtheit und einer ſtillen Würde auszuweichen. —

Als Pius ſie fragte, ob ſie denn nicht fürchte ſo ſchutzlos hier von Räubern überfallen zu werden, erwiederte ſie einfach: — Dieſe, mein hoher Herr, werden durch keine

Schätze nach meiner friedlichen Wohnung gelockt, da ich nichts von Gold oder Kleinodien beſitze, und nur die allereinfachſten Bedürfniſſe des Lebens. Ueberdem möchte wohl unter dieſem biedern, großmüthigen Hirtenvolk, deſſen Treue ich mich anvertraut habe, die Räuberei ein ſeltnes Verbrechen ſeyn.

So wieß ſie auch, als ihr erhabner Gaſt es endlich wagte, ihr ein großes, ſeinem Stande und ihrem Dienſte angemeßnes Geſchenk zu bieten, dies ſtandhaft ab. Dies eben, ſagte ſie leicht, könnte ja erſt den Blick der Habſucht auf mich wenden; und überdem wüßt' ich bei meiner ſchmuckloſen Lebensweiſe nicht den mindeſten Gebrauch davon zu machen.

Pius meinte jetzt noch, daß vielleicht Muſik ihren verſchloßnen Kummer löſen möchte und bat ſie, ihm etwas auf der Laute zu ſpielen, und — wenn ſie ihn nur etwas erfreuen wolle, — ein Lied von ihrem Schickſal dazu zu ſingen. Sie bewilligte es ſanft, ſchwermüthig lächelnd, und indem ſie tonkundig die Saiten rührte, ſang ſie dazu das nachfolgende Lied:

Ewig nah dem tiefen Herzen,
Doch der Sehnſucht ewig fern,
Glänzt mir unter Nacht und Schmerzen
Mein geliebter Lebensſtern.

Tod und Leben feſt verbunden
Füllen meine kurze Zeit,
Unter ſchweren Todeswunden
Grüßt mich nur die Seligkeit.

Dennoch liebt dich meine Seele,
Wie kein Weſen lieben mag!

Wie ich fromm dich auch verhehle
Bis zum letzten Herzensſchlag.

Iſt das Lichtbild doch errungen,
Was der Ahnung Traum verhieß,
Doch im Anſchaun hingedrungen
Bin ich in das Paradies.

O du mein geliebtes Leben
Führſt du früh' zum Tod auch mich,
Darf durch dich mein Geiſt erheben
Doch zur höchſten Tugend ſich.

Bis zu tiefen Todesnächten
Segn' ich darum mein Geſchick,
Halte dich mit heil'gen Rechten,
Unglückſel'ges, theures Glück!

Obgleich Pius gleichſam zum Pförtner der Seligkeit auf Erden eingeſetzt war, ſo kam ihm doch dieſe Art von Sprache darüber durchaus unverſtändlich vor; und es ward ihm ganz unheimlich bei dieſem wunderbaren Lied zu Muthe, welches vom Anfang bis zum Ende aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſchien. Er ſchied daher von der Sängerinn, ohne um weitere Erklärung in ſie zu dringen.

Er ſetzte ſeine Reiſe fort; als in der Gegend von Saragoſſa ihn ein neues und größeres Mißgeſchick traf: er ward von einer Krankheit überraſcht, von der ihm ſchon bei einem frühern Anfall davon verkündet worden war, daß, wenn ſie ihn nochmals überfalle, ſein Tod unvermeidlich ſeyn werde. Seine Leibärzte und alle die geſchickteſten Heilkundigen der Nachbarſchaft verſuchten umſonſt Alles, ihn zu retten. Nach einer tiefſinnigen Berathſchlagung erklärten ſie ihn einſtimmig

für unrettbar verloren; allein der Vornehmſte von ihnen, ein tiefgelehrter Arzt von Saragoſſa, trat mit edler Verläugnung aller Eigenliebe auf, und ſchlug vor, man ſolle noch vorher nach Alcala ſenden, und den berühmten Aloyſio de Vileguas holen laſſen; den trefflichſten Arzt der beiden Caſtilien; ſo ſeltnen, hohen Fluges, ſagte er, geht ſeine Wiſſenſchaft Allem vor, was wir ſonſt gewohnt waren, in dieſer Art zu ſehen, daß es nichts Unmögliches iſt, es könne ihm auch hier noch ein rettendes Mittel zu Gebote ſtehen.

Ohne Verzug eilten nun Boten nach Alcala zu dem vortrefflichſten der Aerzte, Don Aloyſio de Vileguas, der auch in gleicher Eile mit ihnen kam. Man führte ihn zu dem erlauchten Kranken; Don Aloyſio war ein ſchöner Mann, deſſen einnehmende Miene ſchon einen vortheilhaften Eindruck auf den Kranken machte. Er unterſuchte den Pulsſchlag und alle Umſtände der Krankheit; nach einigem ſtillen und tiefen Nachſinnen ordnete er dann die Mittel an, welche, wie er erklärte, ihm noch die einzige ſchwache Hoffnung der Rettung boten.

Er wachte darauf mit eifrigſter Sorgfalt die nachfolgende Nacht am Bett des Kranken, den hin und wieder ein wohlthätiger Schlummer heimſuchte. Am andern Morgen zeigten ſich merkliche Spuren einer Beſſerung, die man nicht mehr erwartet hatte, und die mit jeder Stunde zunahm; in wenigen Tagen war das koſtbare Leben außer Gefahr.

Alles überhäufte nun den trefflichen Arzt mit Lobeserhebungen. Der Kranke ſelbſt aber hatte ſeinen Retter ſo lieb gewonnen, daß er beſtändig um ihn ſeyn mußte. Die edeln, einnehmenden Züge Don Aloyſios fielen gleichſam erquickend in ſeine matten Augen, da in Krankheiten das Ge-

müth noch reizbarer und empfänglicher iſt für äußere Eindrücke; noch mehr mußte ihn aber wohl die zarte und unermüdliche Sorgfalt rühren, womit der treue Arzt alle Nächte an ſeinem Lager wachte. Pius hielt immer ſeine Hand, und ſagte einſt zu einem ſeiner Hofleute: Man ſpricht ſonſt immer, daß der Arzt einem Engel gleiche, wenn er hülfreich an das Lager des Kranken tritt; mir aber ſcheint der meinige in voller Wahrheit deren Einer ſo an Geſtalt als an Gemüth.

Doch mit Bedauern merkte er bei näherer Beobachtung, daß eine tiefe Traurigkeit über den edeln Zügen ruhte, und daß der ſelbſt ſich unaufhaltſam nach jenem dunkeln Ziele neigte, der Andre ſo hülfreich davon zurückzuhalten ſtrebte. — O mein Gott! rief der hohe Fürſt bei ſich ſelbſt, ſo ſoll ich denn beſtimmt ſeyn, gerade die wichtigſten Dienſte von lauter Unglücklichen zu erhalten? und ſoll der Mann, der rings um ſich Heil und Freude verbreitet, ſelbſt darben an der Freudenquelle? nein! ihn muß ich beglücken! ihn, meinen Lebensretter! Er wird doch meinen Beiſtand nicht auch ſo ſpröde von ſich zu zurückweiſen, als jenes eigenſinnige Fräulein im Thale von Venasquez that?

Er ließ darauf den Don Aloyſio zu ſich rufen, der ſich, da nun ſein hoher Kranker von der augenſcheinlichen Todesgefahr gerettet war, ohne Verzug zur Rückkehr nach Alcala bereitete, und nachdem ihm Pius eine fürſtliche Belohnung ſeiner Kunſt übergeben hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

Wohl kann ich mir denken, Ihr Stern der Wiſſenſchaft, daß Euch bei Eurer großen und unvergleichlichen Gelehrſamkeit des Geldes und Gutes nicht mangeln werden, und daß

man Euch alſo auf dieſe Weiſe den Dank nicht zollen kann, den man Euch ſchuldig iſt; gleichwohl möchte ich Euch gern auf recht wahre Weiſe für das lohnen, was Ihr an mir gethan habt, als ich mit namenloſen Schmerzen und mit dem nahen Tode rang. So ſprecht denn offen aus, womit ich Euch erfreuen könnte, Ihr freundlicher Beſieger meiner Leiden!

Und welchen höhern Lohn, erwiederte Don Aloyſio, könnt' ich von Euch erwarten, erlauchter Graf? Nur zu reich habt Ihr mich für das belohnt, was ja doch ohnehin nur meine Pflicht war. Der beſte Lohn aber für mich iſt Eure Huld, denn auch ich fühle mich in Lieb' und Ehrfurcht zu Euch hingezogen.

Sprecht offen zu mir, Don Aloyſio, ſagte der unerkannte hohe Fürſt; ich habe Euch beobachtet, und wie ich ganz gewiß glaube — ſeyd Ihr nicht glücklich!

Nicht glücklich? — wiederholt Don Aloyſio mit einem ſchmerzlichen Lächeln. — Wie kommen Ew. Erlaucht zu der Frage?

Weil ich, erwiederte Pius faſt unwillig, weil ich Theil an Euch nehmen und Euch beglücken will.

O dann, rief Don Aloyſio mit allem Ausdruck hoffnungsloſer Trauer, dann dank ich Eurem guten Willen, erlauchter Graf, doch das vermöchte ſelbſt der König beider Caſtilien nicht! — Das iſt unmöglich!

Hier hätte faſt der hohe Fürſt der Kirche den angenommenen Stand vergeſſen und hätte den verwegnen Zweifler an ſeiner Macht erklärt, mit welchem Mächtigſten auf Erden er es zu thun habe; allein er hatte wichtige Staatsgründe, ganz unerkannt zu bleiben, und ſo blieb ihm nichts übrig,

als den ſtolzen eigenſinnigen Verſchmäher ſeines Beiſtands unbeglückt abreiſen zu laſſen; während er ſelbſt noch einige Tage der Ruhe genießen mußte, bevor er ſeine weitre Reiſe fortſetzte.

Allein in ſeinem Innerſten beſchäftigte ihn doch der Fall ſehr lebhaft, der ihm in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen war. Unmöglich? wiederholte er ſich oft, unmöglich ſoll es mir ſeyn, ein einfaches Menſchenleben glücklich zu machen? dies wird mir ſchon zum zweitenmal hier auf ſpaniſchem Boden geſagt! Das Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit werd' ich geheißen, ja hat mir Gott nicht ſelbſt die Schlüſſel des Paradieſes anvertraut? und mir ſoll es unmöglich ſeyn, ein Paar Weſen aus den mittleren Ständen zu beglücken?

Er theilte ſeinen Unmuth dem menſchenfreundlichen Grafen von Lerma mit, welcher dem hohen Reiſenden als ein früherer Bekannter bis Saragoſſa entgegen gereiſt war, und der Zuratheziehung Don Aloyſio's vorzüglich beigeſtimmt hatte, da er dieſen näher kannte.

Kennt Ihr denn, fing er an, Herr Graf, die ganze Lebensgeſchichte dieſes ſehr achtungswerthen, aber wahrhaftig auch ſehr ſtolzen Don Aloyſio?

Wohl kenne ich ſie, erwiederte der Graf, und liebe ihn als einen der beſten Menſchen; er hat ſelbſt eine Zeit lang unter meinen Fahnen gedient, als ihn das erſte Jugendfeuer zu Kriegerthaten hinzog, ob er gleich ſchon auf Alcala's und Salamanca's hoher Schule den Preis der Wiſſenſchaft errungen hatte. Er diente einige Jahre ehrenvoll und trat in ſeinen jetzigen Wirkungskreis zurück, als er ei-

ner empfangenen Wunde wegen zum Waffendienſt unfähig ward. So iſt er nun noch immer ein muthiger Streiter gegen Krankheit und Elend, die die Menſchen heimſuchen, und ſetzt, ſo ſelbſtvergeſſen eifrig, wie er ſeinen Beruf erfüllt, ſein Leben oft mehr der Gefahr aus, als er es je auf dem Felde der Schlacht konnte.

Pius ward von Neuem durch dieſe Schilderung eingenommen, die er ihrem Gegenſtande ſehr treu fand. Allein er iſt ſehr unglücklich! ſagte er. —

Das iſt er freilich, erwiederte der edle Lerma. Wenn er Ew. Heiligkeit das geſagt hat, ſo iſt es keine Unwahrheit geweſen.

Nein nicht geſagt! rief Pius, verhehlt hat er es mir! — Und was iſt denn die Urſache ſeines Unglücks?

Er liebt ein Mädchen mit namenloſer Leidenſchaft.' Erwiederte der Graf von Lerma.

Nun? — — fragte der Fürſt der Kirche, der ſich in ſeiner Erwartung etwas getäuſcht zu haben ſchien; und wird von ihr verſchmäht?

Sie liebt ihn mit derſelben ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, verſetzte der Graf.

Nun dann, rief Pius heiter, was hat es denn für Noth? für ſolche Leiden hat unſre heilige Kirche ein gar treffliches Mittel in Prieſterwort und Prieſterſegen. — Iſt es nicht ein beſeligendes Band, das zu knüpfen der Himmel uns gewählt; wo zwei verſchiedne Weſen auf Leben und Tod unzertrennbar vereinigt werden! — — Ihr ſchweigt, Graf Lerma? gleich als ob Ihr an dieſer Wahrheit zweifeltet?

Ich ſchweige, hoher Herr, weil dieſes Band für Tau-

ſende beglückend, für viele doch zur ſchweren Eiſenfeſſel wird, da Menſchlichkeit und ſelbſt Vernunft zu wenig Stimme bei jenem unerbittlichen Geſetze hat, das ſeine unſichtbaren Schranken, wohlthätig, unerläßlich für die große Menge ziehen mußte, doch das ſie auch mit Felſenhärte da undurchdringlich macht, wo alle heiligen Gefühle, die Natur ſelbſt, auf eine Ausnahme zu dringen ſcheinen.

Ich verſteh Euch nicht, Graf, ſagte Pius, — — warum will ſich Don Aloyſio nicht ehelich mit ſeiner Geliebten verbinden?

Weil — verſetzte Graf Lerma langſam — weil er ſchon der Gatte einer Andern iſt.

Ha der Verbrecher! rief der geiſtliche Fürſt in vollem Eifer. —

Doch hat der edle Aloyſio nicht das Anſehn eines Verbrechers, ſetzte Graf Lerma nur leiſe, begütigend hinzu. Das iſt wohl wahr; — erwiederte der Geneſene, welchem in dieſem Augenblick doch die Erinnerung an ſeinen liebgewordenen Wohlthäter beſänftigend zurückkam; ohne Zweifel iſt ihm ſein Weib treulos und ſchlecht.

Sie iſt eine würdige, tadelloſe Frau, verſetzte Lerma, auch wohlgebildet — Aber ſie liebt ihn nicht. —

Nun dann, rief Pius, ſo muß da irgend ein Mißverſtändniß zum Grunde liegen! warum ſollte ſie einen ſo liebenswürdigen Mann nicht lieben? — Ich denke doch zu ſeinem Beſten zu wirken, auch wider ſeinen Willen, und den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurechtzuführen. — Ihr aber, Graf von Lerma, ſeyd Ihr ein guter Katholik, ſo wer-

det Ihr mir nie in einem ſo leichten Tone über Sätze des Glaubens ſprechen.

Graf Lerma wollte noch Einiges hinzuſetzen, allein die Strenge, die ſich auf der Stirn des geiſtlichen Herrſchers lagerte, gebot ihm Schweigen.

Wenn uns ſchon bei unſern mäßigen Verhältniſſen in irgend einer Sache Schwierigkeiten aufſtoßen, ſo wird in uns das Streben aufgereizt, ſie zu beſiegen; bei Mächtigen werden ſie ein Sporn, der alle ihre Macht aufbietet, und ſie das Schwere überflügeln heißt; ſo daß ſie oft auf Dinge, an welche ſie, bei ihren wichtigeren Angelegenheiten nicht gedacht haben würden, gerade jetzt ihr ganges Sinnen richten, weil es ihnen als ſchwierig dargeſtellt worden iſt; denn nichts iſt den Großen der Erde empfindlicher, als auf die Schranken ihrer Macht zu ſtoßen. — So hielt es auch der größte Fürſt der Chriſtenheit nicht unter ſich, bei ſeiner Durchreiſe durch Alcala ſelbſt mit der Gattinn Aloyſio's zu ſprechen, und ſie, ganz in den Geiſt ſeiner kirchlichen Würde zurücktretend, über ihre Geſinnungen gegen den ihr angetrauten Ehegemahl zu ſprechen.

Donna Iſabella, dies war ihr Name, eine große, wohlgebildete Frau, von ſehr blühendem und klarruhigem Anſehen, war anfangs überraſcht; allein mit weiblichem Scharfblick errieth ſie bald, daß ſie ſich wenigſtens einem ſehr hohen geiſtlichen Herrn gegenüber befinden müſſe, wenn ſie auch nicht die ganze Majeſtät ihres erhabnen Gewiſſenrathes ahnen konnte; und willig in frühgewohnter Ehrfurcht gegen dieſen Stand unterwarf ſie ſich der Prüfung; doch offnen — und ſich keiner Schuld bewußten Blickes fragte ſie, als das ermahnende

Geſpräch ſich nun vom Allgemeinen gar zu ſehr auf ſie ſelbſt richtete: Mein Gott, iſt denn Don Aloyſio unzufrieden mit mir? ich habe ihn doch meines Wiſſens nicht beleidigt! Auch hat er mir keinen Unwillen merken laſſen. Wir leben in dem beſten Einverſtändniß.

Die ſichtbare Ruhe und Schuldloſigkeit ihres Gewiſſens machte beinahe den erhabnen Friedensſtifter ganz irre in ſeinem Plane. Er fragte endlich, ob ſie denn nicht die tiefe Traurigkeit ihres Mannes bemerkt habe, und ſein ſichtliches Dahinſterben in Jahren der Blüthe? — und eben ſo unbefangen antwortete ſie: Ich habe das nicht ſo ernſtlich genommen; er iſt ſehr ſchwärmeriſch und macht ſich öfter Kummer ohne Noth; daher theilt er ſich mir auch gar nicht mit, denn ich bin von Natur ſehr klaren ruhigen Gemüths geweſen, dem Alles Uebertriebene verhaßt iſt, und habe darum auch nie in ſein feuriges Weſen einſtimmen können.

Und wie, fragte Pius mit ſinkender Stimme, da Ihr ſo wenig übereinſtimmt, habt Ihr euch gewählt?

Gewählt? fragte Iſabella, haben wir uns im Grunde nicht. In unſrer Kindheit ſchon hatten uns unſre Aeltern mit einander verlobt, und ſchloſſen, ſobald wir die Schwelle des jugendlichen Alters betraten, unſern Vermählungsbund. Wir waren zu jung, um die Wichtigkeit eines ſolches Schrittes einzuſehen; auch habe ich meinerſeits wenigſtens nie Urſach gehabt, ihn zu bereuen; ich ſchätzte Don Aloyſio im höchſten Grade, er iſt ein vortrefflicher Menſch voll Selbſtvergeſſenheit und heißen Strebens nach allem Guten; auch wird er allgemein geachtet, ſo wie mir Eure Theilnahme für ihn, mein hoher Herr, einen neuen Beweis davon giebt; allein

das was man Leidenſchaft der Liebe nennt, iſt meinem Weſen fremd; iſt dieſes meine Schuld? Ich hege für ihn die Empfindung einer treuen Schweſter — und habe oft gewünſcht, der gute Aloyſio möchte — — mein Bruder ſeyn. —

Die Einfalt und Wahrheit in dieſer Darſtellung hatten den Eindruck auf das Herz des geiſtlichen Fürſten nicht ganz verfehlt; ein Gedanke ſchien doch in ihm aufzudämmern, zu welchem Zweck nun eigentlich ein edles Daſeyn an ein anderes ebenfalls nicht zu tadelndes gekettet hinſchwinden ſollte, das ſeine edelſten Regungen nicht theilte, nicht verſtand, und nicht einmal ſich ein Glück denken konnte, dem er mit tauſendfachem Schmerz entſagte.

Ein günſtiger Zufall führte den ſeelenvollen Grafen von Lerma eben in dem Augenblicke zu ihm, wo er in der erſten Bewegung ihm treu den Erfolg ſeines Unternehmens mittheilte. Mit Wärme faßte der menſchenfreundliche Graf das eben dargeſtellte Bild auf. — Und nun, fuhr er fort, nun vergleichen Ew. Heiligkeit dagegen das erſte feurige Zuſammenfliegen zweier einander völlig gleichgeſtimmter edler Weſen, die von der Natur ſelbſt geſchaffen ſcheinen, ſich gegenſeitig unendlich zu lieben! Ich ſelbſt war Zeuge der erſten Bekanntſchaft Aloyſios mit ſeiner Geliebten, und nie habe ich einen ſtärkern, gleichſam überſinnlichen Eindruck jener geheimnißvollen und gewiß heiligen Macht geſehen, welche man Liebe nennt.

Es war in der Zeit, als Aloyſio unter meinen Kriegsbefehlen ſtand, als ihn der Trieb ſich auszuzeichnen, viel-

leicht auch ſein unbefriedigtes Herz aus dem für ihn geknüpften Ehebande in das Waffenleben geführt hatte. Wir ſtanden eben nach einem geſchloßnen Stillſtande einige Wochen ruhig unſerm Feinde gegenüber; der Oberfeldherr hatte den jüngern Führern unſers Heers einen Tanz angeordnet, zu welchem alle die vorzüglichſten Damen der Nachbarſchaft ſich einſtellten. Es war eine reiche Anzahl von unſern ſchönen jungen Kriegern; Aloyſio, ſchön von Geſtalt und reizend von Betragen, war einer der Vorzüglichſten und ſchien den Augen der Damen ungemein zu gefallen; doch keiner ſo als einem unendlich liebenswürdigen jungen Fräulein, die ebenfalls durch eine wunderbare Anmuth unter ihren Geſpielinnen hervorglänzte, wie eine kleine Huldgöttin. Sie war mit ihren Anverwandten, einem ſehr guten altedeln Geſchlecht bei dieſem Feſte. Unſchuldig bang ſchlug ſie anfangs die holden Augen nieder, die wohl noch nie ſo vielen Männerblicken mochten ausgeſetzt geweſen ſeyn; als Aloyſio, den ihr Anblick gleich einem Blitzſtrahl in das Herz getroffen zu haben ſchien, ſich ihr nahte, um ſie zum Tanze aufzufordern, ſah ſie an ihm empor, da war es, als ob ſich ein Glutſtrom über ihr jugendliches Antlitz göſſe. Sie tanzte und mit ſo unvergleichlicher ſittſamer Anmuth, daß ſie nur auf den Wellen des Wohllauts dahin zu ſchweben ſchien. Auch Aloyſio ſchien ſich ſelbſt zu übertreffen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich auf das wunderholde Paar, das noch durch eine andre Macht als den Zauber des Wohllauts gehoben ward. Ich würde vielleicht nicht ſo ſehr darauf geachtet haben, wäre mir nicht das junge Fräulein nur deshalb merkwürdig geweſen, weil ich ihre ſehr achtungswerthen Verwandten und ſelbſt ihren verſtorbe-

nen Vater gekannt und hochgeachtet hatte. Auch Aloyſio ſchätzte ich ſchon damals als einen meiner wackerſten Offiziere.

Als nach geendigtem Tanze ſich Aloyſio unter das Getümmel der Uebrigen verlor und aus dem Saale ging, da war es, als ob die ganze Seele des Mädchens in ihre Augen geflohen ſey, und ihm, nur ihm durch das Gewühl der Andern nachfolgte. Jene energiſchen Worte fielen mir unwillkürlich ein, die Julia, als ſie Romeo im Getümmel des Maskenſaals aus der Thür gehen ſieht, ihm nachblickend zu ihrer Amme ſagt:

Geh! forſche, wer er iſt? Iſt er vermählt,
Iſt mir das Grab zum Brautgemach erwählt,

Ich kannte damals die unglücklichen Verhältniſſe Don Aloyſios nicht; er ſelbſt ſchien im dunkeln Gefühl derſelben ſchon damals den Kampf zu beginnen, aus welchem er vielleicht ſiegreich hervorgegangen wäre, hätte das Schickſal nicht gewollt, daß mir als Befehlshaber der Krieger, die in jener Gegend ſtanden, das Schloß ihrer Verwandten auf eine Zeit lang zur Wohnung angewieſen, und er mir zum Begleiter zugetheilt ward. Es war eine reizende Villa am Comer-See. Die Liebentbrannten mußten ſich nun täglich, ſtündlich ſehen, um ſo mehr, da das Mädchen von den übrigen Bewohnern des Hauſes des Spaniſchen am mehrſten kundig war, und man von ihr als eine Art pflichtmäßige Gefälligkeit die Vermittelung zwiſchen den beiden verſchieden ſprechenden Theilen forderte.

Die Uebereinſtimmung war in der That wunderbar, die

zwiſchen dieſen beiden gefühlvollen und reichbegabten Seelen herrſchte, ich ſelbſt hatte oft meine innige Freude daran und dachte ſchon im Voraus auf das Fürwort, das ich bei Aloyſios Bewerbung an die Verwandten des Fräuleins richten wollte; als ein Auftritt, von dem ich wider meinen Willen Zeuge war, dieſen Vorſatz aufhob, und mich ſelbſt auf das Schmerzlichſte erſchütterte.

Die beiden Liebenden waren eines Nachmittags allein in dem Geſellſchaftszimmer, und bemerkten im Feuer ihres Geſprächs nicht, daß ich in einem offnen Seiten-Cabinet mit Schreiben beſchäftigt war, trotz des Geräuſches, welches ich mit Abſicht machte. Ich achtete im Anfang nicht auf das, was ſie ſprachen, weil ich es für gewöhnliche hin und wieder flüſternde Liebesreden hielt; doch bald bemerkte ich, daß es ein allgemeiner, die Menſchlichkeit betreffender Gegenſtand war, worüber ſie ſich ihre gegenſeitigen Meinungen mittheilten; und es iſt wahr, mit welcher Schnelle das Mädchen in Aloyſios edle, erhabne Anſichten einging, ſie faßte, wie ſie ſelbſt ſeinen Ideen gleichſam vorausflog, es mußte von der tiefen innigen Verwandtſchaft der Beiden zeugen. Ueberwältigt von dem Gefühle dieſer Wahrheit ergriff Aloyſio ihre Hand, drückte ſie heftig an ſein Herz, und hob ſie dann zwiſchen ſeinen beiden gefaltnen Händen zum Himmel auf, gleichſam als ob er dieſen zum Zeugen nehmen wollte, indem er leidenſchaftlich ausrief: O wo hat mich ein Weſen ſo verſtanden? himmliſches Mädchen! Seele meiner Seele! Doch gleich nach dieſem Ausruf ſprang er von dem Sitze empor, auf dem er eben ihr geſeſſen hatte, und trat in die Vertiefung

eines Fenſters; er beugte ſich vorwärts, die Stirn gegen die Mauer ſtützend und ein Strom von heftigen Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen auf den Boden nieder. — Erſchrocken, und mit dem zärtlichſten Mitleid, näherte ſich ihm das Fräulein, und fragte mit ſchüchternem, aber innigem Tone: O Gott, was fehlt Euch, Aloyſio? — mein edler, — theurer Freund?

Bei dieſen ausdrucksvollen Worten hob Aloyſio das Geſicht empor, und wandte ſeine ſchönen, in Thränen blitzenden Augen mit einem Ausdruck namenloſen Schmerzes auf ſie, indem er mit Anſtrengung ſagte: Fräulein, ja ich kann es nicht länger verhehlen, ich liebe Euch mit unausſprechlicher Gewalt! mehr als mein Leben, mehr als Glück und Ruhm.!" — allein ich kann Euch nicht täuſchen! — Ich — ich bin verheirathet. —

Ein leiſer Schauer zuckte bei den Worten auch durch mein Herz, des ſchon älteren Mannes. — Das Mädchen wankte todtenbleich zurück, und bald ſagten auch ihre heftig hervorbrechenden Thränen, wie heiß ſie ihn geliebt. Allein ſie war es, welche ſich zuerſt über den ſinnbetäubenden Schmerz erhob; mit einer ſo erhebenden, ſiegenden Innigkeit ſprach ſie von der Ergebung in den Willen der ewigen Vorſehung, daß ſie auch ihren unglücklichen Freund mit ſich emporriß. Er ſagte ihr, was auch Donna Iſabella beſtätigt hat, daß nicht Pflichten der Treue und einer frühern Liebe, daß einzig und allein die kalten Bande des Geſetzes ihn abhielten, die höchſte Seligkeit der Erde zu genießen; und beide ſchloſſen einen

heiligen Freundſchaftsbund, entſagend allem irdiſchen Glück, und nur durch ein ſeliges Geiſterband durch wetteiferade, immer höher ſtrebende Tugend einander auf ewig vereint. —

Aloyſio hat nun alle Kraft ſeiner Seele auf höchſte Trefflichkeit in ſeiner Kunſt, auf möglichſte Vervollkommnung im Reich der Wiſſenſchaften gewandt, und ob ſich auch ſein edles Leben bei dieſem raſtloſen Emporſtreben verzehrt, ſo wie die lichte Kerze wohlthätig leuchtet und vergeht, ſo hat er doch den ſchönen Zweck erreicht, und nicht Beweggrund allein, doch eine ſtärkend ſüße Belohnung ſeiner Anſtrengungen ſcheint für ihn in dem ſchwärmeriſchen Gedanken zu liegen, daß der Ruf vielleicht ſeiner fernen Geliebten von ihm erzählen werde! — So iſt ſein Ruhm die einzige, doch die edelſte Liebeshuldigung, die er zu ihren Füßen legt.

Zu jeder andern Zeit würde das Oberhaupt der Kirche dieſe empfindſame Geſchichte nicht zur Hälfte angehört haben, doch auch das kälteſte, auch das vorurtheilvollſte Herz hat Stunden, in denen die Natur mit unwiderſtehlicher Stärke zu ihm ſpricht, die jetzige war eine derſelben für den geiſtlichen Fürſten. In dem Geſpräch mit Iſabella hatten Natur und Menſchlichkeit zu ihm geſprochen und das Licht ihrer Wahrheit war in ſeinen Geiſt gefallen. Er ſchwieg bewegt, und mancherlei Betrachtungen und Entſchlüſſe regten ſich in ihm hin und wieder.

Der Graf von Lerma fügte noch hinzu: Ich fragte einſt den guten, unglücklichen Aloyſio, ob er denn gar keiner

Hoffnung auf irdiſches Glück Raum gebe? Keiner, erwiedert er feſt, ich bin Katholik — es iſt Unmöglichkeit.

Unmöglichkeit! brach Pius aus, abſcheuliches Wort! das mir von allen Seiten zugerufen wird, gerade als ob es erſonnen wäre, mich zu beleidigen! — Er ſoll ſehen, ob dem Statthalter Gottes auf Erden etwas unmöglich iſt, ſobald erſt ſeine untrügliche Ueberzeugung gewonnen ward! — Und hat ſich das Fräulein indeß mit einem Andern vermählt?

Nie wird ſie das, verſetzte Lerma, nach ihrer feſten und treuen Gemüthsart; ſie hat beſchloſſen, nur dem Andenken an den unerſetzbaren Freund zu leben. Da ſie nun der Tod auch jener Verwandten, einſam, und gänzlich unabhängig gemacht, hat ſie in liebend frommer Schwärmerei ihren Aufenthalt in einem reizend einſamen Thal des pyrenäiſchen Gebirgs genommen, um mindeſtens dieſelbe Luft zu athmen, die ihren unvergeßlichen Geliebten umweht, und die Laute ſeiner Sprache von den Lippen ſeiner Landsleute zu hören.

Und der Ort, wo ſie lebt? rief Pius mit dem geheimnißvoll freudigen Blick einer ſcharfſinnigen Entdeckung.

So viel ich weiß, verſetzt Lerma, lebt ſie im Thale von Venasquez.

Venasquez? — wiederholte Pius freudig, der wider ſeinen Willen mit hineingezogen ward in die Welt romantiſcher Ereigniſſe. Er theilte dem Grafen die heitre Ueberzeu-

gung mit, in ſeiner holdſeligen Pflegerin die Geliebte ſeines edlen Retters ſchon früher gefunden zu haben; und ſein Entwurf, die ihm erzeigten Dienſte, wie die im Kampfe bewährte Tugend zu belohnen, war unwiderruflich gefaßt. Auch ihn vertraute er dem edlen menſchenfreundlichen Lerma, der ja ſo ſchönen Antheil daran hatte. Und beide kamen überein, auf der Rückreiſe, auf welcher Lerma ſeinen erhabenen Freund bis nach Italien begleitete, auch Don Aloyſio zur Mitreiſe bis in die Pyrenäen zu bewegen.

Ohne Schwierigkeit ward der Entwurf ausgeführt, ſobald Pius ſeine ſtaatskundigen Angelegenheiten ausgeführt hatte, und ſeine Rückreiſe antrat. Aloyſio konnte die ehrenvollen und dringenden Anerbietungen des italiäniſchen Grafen nicht zurückweiſen, und Alle kamen ohne Hinderniſſe in den romantiſchen Pyrenäen an.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als ſich das reizende Thal von Venasquez vor ihren Blicken öffnete. Ein herzentzückender Anblick, wo Felſen, ſchäumende, funkelnde Bäche, ſäuſelnde Haine, Laubgrün und Tannendunkel ſich vermiſchten, dazwiſchen von den ſchönen blumigen Wieſenmatten unterbrochen, deren weidende Heerden die Landſchaft freundlich belebten. Vor allen aber feſſelte den Blick ein Bild, das gegenüber im Wiederſchein der Abendſonne ſich hervorhob. Auf einer etwas erhabnen grünen Matte, vom höchſten Felſen der Gegend überragt, erblickten ſie eine holdſelige Geſtalt in lichtem, ſchneeweißem Gewand, faſt einem Engel gleich, um ſich einen Kreis holder, blühender Kinder, ſo wie ein

Mahler nur in ſeliger Begeiſterung das überirdiſche Gemählde hätte faſſen können.

Der Felſen ſtieg voll Hoheit himmelan hoch über die Fichten und Steineichen, die ſeinen Fuß bekränzten; die dunkeln Sturmwolken, die ſeinen Gipfel noch unlängſt umringt zu haben ſchienen, zogen ſich abwärts, und wunderbar verklärte ihn der goldne Schein der Abendſonne, ſo wie die lieblichen Geſtalten, die ihn ſchmückten. Er ſchien ein Bild der kampfbewährten Tugend. Die Stürme, ſo ſchien er zu ſagen, ſie haben meinen Tag getrübt, doch frei und rein darf ich am Abend in den entwölkten Himmel ſehen.

Die guten ländlichen Bewohner des Thales von Venasquez, die Hirten und die Ackerleute, kehrten von ihrem Tagwerke nach den friedlichen Hütten heim. Die Reiſenden fragten nach jener ungewöhnlichen Erſcheinung. —

O das iſt unſer Schutzgeiſt, erwiederten die frommen Hirten, die Heilige unſres Thals oder vielleicht ein Engel, der uns zum Glück herabgeſtiegen iſt. Die holde Jungfrau, die ſeit einiger Zeit in unſrer Gegend wohnt, ſie unterrichtet unſre Kinder in allen heiligen Lehren der Frömmigkeit, und auch in vielen nützlichen Künſten für das Leben; iſt unter uns ein Kranker oder Leidender, ſo pflegt und tröſtet ſie ihn wie ein Engel. Zum Lohn und zur Erquickung nach des Tages Mühen ſingt ſie den Kleinen und uns ſelbſt dann ein himmliſches Lied, wie ſie die Laute auch mit engelgleicher Milde rührt. — Sie war ſehr traurig, allein ſie ſcheint

ihre Trauer bewältigt zu haben durch all das Gute, das ſie thut. Hört Ihr jetzt eben den ſiegenden Geſang an.

Die Fremden waren jetzt unter den Hirten bis an die Stelle gekommen, wo Conſtanzia, — denn ſie war es — wie ein ſeliger Geiſt unter den roſenwangigen, lockigen Kinderköpfchen hervorglänzte, die alle mit verlangenden, freudefunkelnden Blicken an ihrem Munde hingen.

Himmliſche Töne entſchwebten den kunſtreichen Saiten ihrer Laute, und es klang in Wahrheit wie Siegsgeſang, was ſie in kindlichfrommer, demüthiger Ergebung ſang:

Kinder ſind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tauſend Sterne,
Gießen Licht auf unſre Bahn.

Und auch ird'ſche Blumen blühen
Hier als Zeichen ſeiner Huld,
Uns für Jenſeits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, ſey'd Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege ſcheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch,

Ewig nah dem Vaterherzen
Seyd Ihr auch im dunkeln Thal,

Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen,
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felsen am Gestade
Thürmen sich zu steilen Höhn,
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimath gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

Aloysio war betend auf die Knie gesunken, er glaubte den verklärten Geist seiner Geliebten zu sehen, die er lebend nie in dieser Gegend geahnet hätte. Pius, von einer Andacht ergriffen, so wahr und zugleich demuthsvoll, wie er sie vielleicht nie gefühlt, hob den Schwindelnden auf und führte ihn zu seiner seligen überraschten Freundinn; denen beiden in wenig Worten die niegehoffte, beglückende Wendung ihres Schicksals bekannt ward.

Pius übergab ihnen darauf den Lösungsbrief, der ihm in Isabellen eine zufriedene, wohlwollende Schwester, und die Geliebte zur geheiligten Gefährtinn seines Lebens gab. —

Empfangt, Ihr tugendhaften Unglücklichen, sagte er, indem er die Hand zum Segnen gegen sie erhob, empfangt jetzt den Lohn Eurer treuen Kämpfe! Der Herr, der Welten lenkt in ihren Bahnen, er leitet auch in wunderbaren

Fügungen das Schickſal guter Menſchen, und lenkt die Herzen der Gewaltigen wie Waſſerbäche; er ließ den Strahl der Wahrheit in meine Seele fallen und machte mich zu ſeinem Werkzeug.

Nicht ich, der Gott der Allmacht, aus den Sphären
Des Lichts, er hat den Kampflohn Euch geweiht,
Er weiß in Glück den Jammer zu verkehren,
Und möglich macht er die Unmöglichkeit.

VI.

Nachtschatten.

Märchen.

Zueignung.

In den Kranz von Sinngrün winde
Du auch anspruchlose Zier;
Sanfte Blüte! Mancher finde
Stille Deutung wohl in Dir.

Wenn Nachtschatten aufs Gefilde
Düsterhüllend sich ergießt,
Das nur noch der Mond voll Milde
Mit verlornen Strahlen grüßt.

Dann giebst du den stillen Lüften
Lieblich schwermuthsvoll Dich hin;
Und aus Deinen sanften Düften
Weht wohl mancher zarte Sinn.

Ein frommer König zog einst in einen edeln und gerechten Krieg, zu welchem ihn sein heiligstes Bewußtseyn rief; er mußte sich von allem trennen, was ihm auf Erden theuer war, da er nicht wußte, wenn? und ob? er je aus jenen weit entlegnen Himmelsgegenden kehren werde, wohin die Pflicht ihn rief; indeß entsagte er mit frommer, freudiger Ergebung Allem, um jenes höhern Rufes willen; er übergab sein Reich einem

Verwandten, beſchwor ihn, ſeinem Volke, welchem er ſtets Vater geweſen war, dieſelbe Stelle zu erſetzen; für ſich ſelbſt aber legte er ihm nur die wehmüthige Bitte an das Herz, ſein einziges nachgelaſſenes Kind mit Sorgfalt zu erziehen. Es war eine Tochter, in welcher er das holde Ebenbild einer geliebten und früh verſtorbenen Gemahlinn ſah, ob ſie gleich noch im zarten Kindesalter war. Das neue Königspaar verſprach auch Alles treu zu thun, und redlich vertrauend ſchied der gute König zur Ferne.

Im Anfange hielt man auch das feierliche Verſprechen ganz leidlich; allein als die Königinn ſelbſt mit einem Kinde niederkam, da wandten ſich ihre Geſinnungen ganz gegen die kleine Verwaiſte; und ihr Gemahl war ſo trägen Gemüths, daß er ſich um gar nichts bekümmerte, ſondern Alles ſeiner Gemahlinn überließ.

Die Königinn, die ſtets in ſchönen Worten redete und auch das Heiligſte in geläufige Rede zu kleiden wußte, machte auch gar keine Hehl aus ihren liebloſen Geſinnungen; ſie ſagte mit Emphaſe: „O, wem erſt die Natur das Glück gewährt, ein eignes Kind an den mütterlichen Buſen zu drücken, der wird ſich nicht verwundern, wenn man auf andere nicht eben mehr achtet.“ — Gleich als ob ſolch ein Glück gegen alle edle Geſinnungen abſtumpfe.

Das neugeborne Kind war auch eine Prinzeſſinn, und da die Königinn ſehr empfindſam war, und gern etwas recht Sinnreiches aufbrachte, ſo ſagte ſie zu ihren Hofdamen: „Wie nennen wir nun dieſes holde Kind? — Die Namen aus den alten Zeiten ſind ganz unter die geringern Stände gekommen, ſo daß man ſeine Kinder nicht mehr mit Anſtand

Arthur oder Thusnelde nennen kann; — wie wär' es, da doch die Dichter jetzt ihre Werke alle nach Blumennamen nennen, wenn wir auch diesen beiden Kindern dergleichen gäben." — Denn auf den Namen der armen kleinen Fremdlinginn war weiter gar noch nicht geachtet worden.

Die Damen gaben mit großem Geräusch ihren Beifall und ihre Bewunderung zu erkennen. — „Dies wäre doch wieder einmal etwas Neues!" fuhr die Königinn mit selbstgefälligem Lächeln fort. — „Allein unter den Blumen etwas Neues zu finden, das wird ein wenig schwer halten, da durch die sehr vielen Sammlungen von Erzählungen und Gedichten die Blumen und Blüten fast alle von der Erde weggemäht scheinen; — doch halt! — jetzt fällt mir etwas ein! — Dort für die kleine Fremde, die doch wohl zu einem bescheidnen Loose bestimmt seyn wird, wäre, dächt' ich, der Name: Nachtschatten, nicht unpassend!" —

Vortrefflich! ganz vortrefflich, gnädige Königinn, wiederholte der Chor der Hofdamen.

Hier aber für mein schönes Kind, lächelte die Königinn auf ihre Kleine nieder, für sie will ich hiermit den Namen: Kaiserkrone, wählen! denn eine Krone ist sie wirklich zu heißen, und ein höchster Herrscher wird sie, so wie ich hoffe, die seine nennen. — Und diese Namen sind auch, so viel ich weiß, noch nicht auf Büchertitelblättern anzutreffen. —

Der ganze Hof jauchzte Beifall, und die Kinder wurden fortan genannt, wie es die Königinn ausgesprochen hatte. Die bedeutsamen Namen schienen auch fast ihr Schicksal zu bestimmen, denn die arme, kleine Prinzessinn Nachtschatten ward allenthalben in Schatten gestellt, als die Kinder heranwuchsen

und ihr die kleine Kaiſerkrone vorgezogen. Sie ſollte wohl die Spielgefährtinn der Tochter vom Hauſe, dieſer vergötterten Kaiſerkrone, ſeyn, allein dies war mehr eine Qual zu nennen, denn immer mußte ſie als die ältere dem eigenſinnigen, verzogenen Schooskindchen nachgeben; und wenn auch ſie zuweilen ein neues Spielzeug bekam, und jene darnach griff, ſo hieß es gleich: „Nachtſchatten! gieb es doch der Kleinen!“ — die es dann bald verdarb; — ſo daß ſie ſich an gar nichts Eignem freuen konnte.

Allein anſtatt daß manches andre Kind dadurch böſe und verſtockt geworden wäre, ſo ward ihr unbeſchreiblich ſanftes, beſcheidnes Herz dadurch nur noch ſanfter und ergebner in Alles. Nur zuweilen, wenn ſie einmal ſtill unter Blumen ſpielen durfte, mußte ſie heimlich weinen, und es war als ſprächen ihr die Blumen auch von einer entfernten, lieben Heimath und liebenden Geſchwiſtern vor.

Als Beide an das Jungfrauenalter gränzten, erhielt Kaiſerkrone die ſchönſten Kleider und wurde immer in Geſellſchaften mitgenommen; Nachtſchatten ward dafür ſehr ſtreng zur Spindel und andern weiblichen Arbeiten angehalten, und kam faſt nicht ans Licht; allein ſie kümmerte ſich darum nicht, ſondern übte ſich nur immer fleißiger in ihren Arbeiten, ſo daß ſie mit jedem Tage geſchickter darin ward. Die Königinn hielt ſie auch deshalb ſo ſtreng eingeſchloſſen, weil ſie bemerkt hatte, daß alle, die ſie ſahen, vorzüglich Männer, unwillkürlich günſtiger auf ſie blicken mußten, als auf die Tochter ihrer Königinn. Alle fanden nämlich etwas unendlich Holdes, Einnehmendes in der ſanften Prinzeſſinn Nachtſchatten; man fand, daß ſie wohl dieſer Blume an ſtillbeſcheidnem und

doch ſüßem Reize gleiche; Andre nannten ſie: Nachtviole, auch wohl: Viole, ihrer ſchönen tiefblauen Augen wegen; ſie aber ahnete gar nicht, was über ſie geſprochen ward, und warum ſich der Haß noch mehr gegen ſie entzündete.

Kaiſerkrone dagegen ſchien auch ihrem Namen ähnlich zu werden; man nennt nämlich an manchen Orten die Blume ſo, die man an andern wieder die Feuerlilie nennt, feuerfarb prangend, doch ohne Geruch; auch wenn ihr Zorn entbrannte, was nicht ſelten geſchah, ſo glich er ganz jenen hochprahlenden Feuerflammen.

Einſt unternahm die Königinn eine ſehr weite Reiſe, und nahm die beiden Mädchen mit. Sie waren ſchon viele Tage gereiſt, und kamen nun durch einen großen, dichten Wald, der gar kein Ende zu haben ſchien. Die hohen dunkeln Fichten wechſelten hier und da mit Buchen und anderm friſchen Laubholz ab, aber an Dörfern und andern Spuren menſchlichen Aufenthalts war gar nicht zu denken; nur die Bäume ſtiegen wie Rieſen zu Seiten des Weges in die Höhe und ſchienen mit verſtändigem Neigen in den Wagen hineinzuſehen, wobei den jungen Mädchen, die beide noch halb Kinder waren, ganz unheimlich zu Muthe ward. Selbſt die Königinn und eine alte Ehrendame, welche bei ihr im Wagen ſaß, wandelten öfter dieſe Schauer an, ſo daß ſie ihre Zungen ſo wenig als möglich im Sprechen ruhen ließen.

Jetzt endlich, gegen Untergang der Sonne, gelangten ſie an einen etwas freiern Raſenplatz, wo zwiſchen dem Gebüſch ausnehmend ſchöne, bunte Waldblumen ſtanden; Mutter! ſagte Prinzeſſinn Kaiſerkrone lebhaft — hier wollen wir

doch etwas halten laſſen! Ich habe Luſt, einen Strauß ſolcher ſchöner Blumen zu pflücken.

Sie ſagte dies mit ihrem gewöhnlichen entſchiednen Tone, und die Königinn verſetzte darauf: Mein liebes Kind, wir ſollten uns eigentlich gar nicht aufhalten, da die Nacht zuſehends hereinbricht; — indeß — was kann ich meiner Krone abſchlagen!

Der Wagen mußte alſo halten; Prinzeſſinn Kaiſerkrone ſtieg heraus, und Nachtſchatten mußte ihr folgen als ihre Begleiterinn, was dieſe auch mit großer Freude that, denn ſie liebte die Blumen nicht weniger als ihre Spielgefährtinn. Beide hüpften auf die Blumen zu; als Nachtſchatten ſo dahin ſchwebte, ein ſchlankes Weſen voll kindlicher, unſchuldsvoller Anmuth, da ſchaute ihr die Königinn mit unruhigem Blicke nach, und ſprach zu jener alten Dame, die ihr Vertrauen und ihre Gunſt beſaß: Nachtſchatten ſchießt jetzt ganz gewaltig in die Höhe, und erhält ein nur allzumuntres Anſehen. — Es wäre doch ſeltſam, wenn ich den Lohn für meine an ihr ausgeübten Wohlthaten in Kummer ernten ſollte; wenn ſie, wie es beinahe den Anſchein hat, gar meiner Kaiſerkrone vorgezogen werden ſollte! Vielleicht ein Glück wegbaſchte, das meinem Kinde beſtimmt wäre! — Fürwahr, dies müßte doch das Mutterherz zerreißen!

Die alte Vertraute ſchüttelte bedenklich das Haupt, huſtete und ſprach dann: Nun, meine Königinn, was hindert Euch denn, Euch dieſer Sorge gänzlich zu entledigen? — Jetzt wäre gleich die ſchicklichſte Gelegenheit; Ihr ließt die Kleine hier im Walde, wir führen fort, und ſie würde den

Weg an Euren Hof, viel hundert Meilen weit, fürwahr nicht wieder finden.

Der alten Dame war es nur darum zu thun geweſen, ſich bei ihrer Gebieterinn noch mehr in Gunſt zu ſetzen, und ſie hatte dieſe nicht unrichtig beurtheilt, denn ein freudiger Schrecken mahlte ſich bei dem Vorſchlag auf dem Geſichte der Königinn, und nur zum Schein machte ſie noch einige Schwierigkeiten. Ei, das ginge doch nicht, ſagte ſie, ich habe ja verſprochen, die Waiſe zu erziehen.

Nun, das habt Ihr bereits gethan! erwiederte die Alte; ſie iſt jetzt groß genug, ſich durch die Welt zu finden.

Und mein Mann? — wandte die Königinn noch ein.

Se. Majeſtät, verſetzte Jene, ſind zu ſehr mit wichtigeren Dingen beſchäftigt, als daß ſie ſich um ſolche Kleinigkeiten bekümmern ſollten. Eine ſchickliche Antwort wird da ſehr leicht zu finden ſeyn, im Fall ſie auch ja danach fragen ſollten.

So überzeugende Beredſamkeit mußte ja wohl alle Zweifel im Herzen der gewiſſenhaften Königinn beſiegen. — Die Kinder hatten unterdeß eine große Menge der ſchönen farbigen Blumen gepflückt; ſie ſannen ſchon, was ſie alles daraus für Kränze und Gewinde flechten wollten. Da ward Kaiſerkrone in einiger Entfernung noch einen ganzen Buſch vorzüglich prächtiger gewahr; allein ein ſumpfiger Bach lag dazwiſchen; ſie lief daran hin und wieder, ohne hinüber zu können; da ſagte ſie mit einem bittenden Tone, wie ſie es ſelten that: Nachtſchatten, Du biſt größer als ich, ſieh' doch, ob Du über den Graben kommen kannſt, mir die Blumen zu holen.

Die arme Nachtſchatten hatte zwar oft von der ſtolzen,

liebloſen Kaiſerkrone leiden müſſen, und oft im Stillen über ſie geweint; demungeachtet hatte ſich ihr gutes, weiches Herz mit treuer Anhänglichkeit an die geſchloſſen, mit welcher ſie von früheſter Kindheit aufgewachſen war; und wenn nun Kaiſerkrone vollends bat, ſo konnte ſie ihr gar nicht widerſtehen; ſie war daher auch jetzt ſogleich bereit, ihren Wunſch zu erfüllen, doch der Bach dehnte ſeine ſumpfigen Ufer zu weit aus, um ihn überſpringen zu können; auch war Nachtſchatten bei aller ihrer Leichtigkeit zu ſchüchtern und wenig ſelbſtvertrauend zu einem ſolchen kühnen Wagſtück; denn weſſen Seele immer im Niederdruck gehalten wird, der wagt auch ſelbſt den Kräften ſeines Körpers weniger zu vertrauen. Sie ſchürzte alſo ihr Gewand auf, ſetzte die kleinen Füßchen ſchüchtern verſuchend auf die beſſern Stellen, und half ſich ſo, nicht ohne Mühe, über die breite, wäßrige Vertiefung.

Indeſſen war man im Wagen völlig zur Richtigkeit gekommen; man rief Kaiſerkronen hinzu, nahm ſie ſchnell ein, und rollte in fliegender Eil davon. — Als Nachtſchatten eben einen großen Strauß jener erſehnten Blumen für ihre Spielgefährtinn gepflückt hatte, da hörte ſie mit ein Mal die Räder rollen, und als ſie ſich erſchrocken umblickte, da ſah ſie, wie der Wagen ſchon zwiſchen den dichtlaubigen Eichen verſchwand.

Sie rief, ſie ſchrie, denn ihr argloſes Herz konnte ſich gar nichts anders denken, als daß man ſie vergeſſen habe. Zugleich war ſie dem Wagen nachgeeilt, ſo ſchnell es ihre Kräfte nur verſtatten wollten; allein wie war es einem zarten Kinde möglich, den vier brauſenden Roſſen nachzukommen, welche den Wagen fortriſſen? Keine Spur ſah ſie mehr

davon, und erſchöpft ſank ſie endlich am Fuße eines Baumes nieder.

Die Sonne war indeß ganz hinunter gegangen; ein kalter Nordwind ſtrich durch das Gezweig; auch war ſie durch das Verfolgen des Wagens von jener blumenreichen Stelle weg und in einen viel wildern, unfreundlichern Theil des Waldes gekommen; die friſchen, vollgrünen Buchen und Eichen hörten faſt völlig auf, und rieſenhohe, nachtſchwarze Tannen wankten in der ungewiſſen Dämmerung mit geiſtermäßigem Weben um ſie her; manche ſenkten ihre langen ſchwarzzackigen Aeſte bis auf den Boden nieder; kam nun ein Windſtoß, ſo ächzten und krachten die Stämme, die Wipfel heulten, und Schauer drängten ſich von allen Seiten auf die verlaßne kleine Pilgerinn; da fing ſie bitterlich zu weinen an, denn in ihr Herz kam jetzt eine Ahnung von der ſchrecklichen Wahrheit.

Von Todesangſt getrieben, riß ſie ſich wieder auf und irrte weiter; doch immer wilder, immer ſchauriger ward der Wald, immer lauter hob ſich der Sturm, Nachtvögel kreiſchten widerlich dazwiſchen, und ſchwärzer nur und ſchwärzer ſenkte ſich die Nacht herab.

Die arme kleine Prinzeſſinn war lange Zeit ſo hülflos fortgeirrt, ohne Ruhe, ohne Troſt, ohne Erquickung; allein nach Art des Kinderherzens, auch wohl des Menſchenherzens überhaupt, ſtumpfte ſich ihr Schmerz in ſich ſelbſt ab, auch ohne Verbeſſerung von Außen; ſie ward gefaßter, und konnte wenigſtens durch Klagen jetzt ihrem beängſteten Buſen Luft machen. Mühſam wand ſie ſich in der Dunkelheit durch die Geſträuche, ob ſie viel-

leicht noch irgend Hülfe finden möchte, und ſang dazu halbleiſe vor ſich hin:

Morgen, willſt Du nimmer kommen?
Auch kein ſanfter Mondenſtrahl?
Auch kein Sternlein iſt entglommen;
Nacht, och Nacht, im öden Thal!

Keine Stimme tönt mir Armen;
Schaurig brauſt der alte Hain!
Will ſich niemand mein erbarmen?
Bin ich denn ſo ganz allein?

Schatten ward mir ſchon gegeben,
Ach! mit meines Namens Wahl;
Und er legt ſich auf mein Leben,
Wie auf dies verlaßne Thal!

Ja, Nachtſchatten heiß' ich, wiederholte ſie traurig, und nachtſchattig wird auch wohl mein ganzes Leben ſeyn.!

Doch ſchien darauf ein tröſtender Gedanke in ihr wach zu werden; ſie erhob ihre Seele zu einem andächtigen Gebet, und wankte ſtill ergeben weiter, ob ſie gleich matt war bis zum Sterben. — Und ſiehe, nicht zehn Schritte war ſie gegangen, ſo blinkte ihr der ſchwache Schimmer eines Lichts durch die Geſträuche; — ſo fällt die Hoffnung in ein kummerdüſtres Herz.

Mit neuen Kräften ſchien ſie dieſer Anblick zu erfüllen; ſie ging darauf zu, und nicht lange, ſo kam ſie bei der Thür einer einſamen Hütte an, die ſich an eine hohe Felſenwand lehnte, und halb darein gehauen war; ſo wie auch hier eine

ganze Kette ſchroffer, unzugänglicher Felſen den Wald begrenzte.

Das Licht kam aus einem kleinen Fenſter, welches über dem Eingange war. — Sie klopfte ſchüchtern an, nur leiſe und beſcheiden; allein kein Laut des Lebens ließ ſich im Innern hören. Zitternd vor Kälte ſtand das arme Kind eine Weile vor der Thür; — ſie wagte jetzt noch einmal anzuklopfen, doch wie das erſtemal beſcheiden; allein ſtumm wie die Felſen, die neben der Hütte aufſtiegen, ſo blieb auch innen Alles todtenſtill.

Indem bemerkte Nachtſchatten, wie die Angeln und Schlöſſer der Thür ſo los und locker waren, daß es nur eine kleine Anſtrengung ihrer jungen Kräfte bedurft hätte, ſie aufzuſtoßen; ſchon war ſie daran, es zu thun; doch in dem Augenblicke hielt ſie ein, und ſagte zu ſich ſelbſt: Nein, wer weiß, welchen armen Greis, oder gar welchen Kranken ich aus ſeinem Schlummer ſtören könnte! — Zudem iſt es auch nicht erlaubt, wider Willen in fremdes Eigenthum zu dringen.

Sie ſetzte ſich alſo mit einem tiefen Seufzer zunächſt der Thüre auf einen Stein. Doch jetzt ſtieg ihre Noth aufs höchſte: denn in das ſchaurige Gekreiſch der Nachtvögel, in das Knarren und Stöhnen der Kiefern, und das Brauſen des Sturmes miſchte ſich jetzt von fernher das fürchterliche Heulen der Wölfe, das ſich zu nähern ſchien.

Angſtvoll hob die arme Nachtſchatten die kleinen Hände zum Gebet empor; da ſieh! in dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und heraus trat eine bejahrte Frau von edlem Anſehen, eine mildbrennende Lampe in ihrer Hand. Ein ſilbergrauer Schleier lag über ihren ſchon erbleichten Locken, und

ein Gewand von eben dieſer Farbe floß bis zu ihren Füßen nieder. Sie trat vor die Prinzeſſinn und ſprach zu ihr mit freundlichem Tone: Du armes Kind, du haſt wohl ſehr lange dulden müſſen? Nun komm und erquicke dich in meiner ſtillen Wohnung.

Der guten kleinen Verſchmachteten ertönten dieſe Worte wie Himmelsgruß; ſie küßte ganz entzückt der Unbekannten die dargebotne Hand, und folgte ihr in ihre Wohnung. Sie traten in einen freundlichen, ſtillen Raum, den die mildbrennende Lampe erleuchtete, und eine wohlthätige Wärme füllte. Dies war der ganz erſtarrten Nachtſchatten ſehr erquickend. Die Unbekannte hieß ihr ſich niederſetzen, und bereitete ihr ein kleines Tiſchchen zur Nachtmahlzeit; darauf trug ſie ihr Früchte auf, und eine Schale friſcher, köſtlicher Milch. Sieh, ſagte ſie, da du ſo ſittſam und beſcheiden warſt, und meine Ruh zu ſtören fürchteteſt, ſo iſt nun auch Alles zu deinen Dienſten, was mein kleiner Haushalt vermag. Es iſt freilich nur wenig, doch dir mit herzlicher Freundſchaft gegeben.

Allein die kleine erſchöpfte Prinzeſſinn wähnte ein Königsmal vor ſich zu haben, nach Kinderart, die ſtets das Brod an fremdem Tiſch den köſtlichſten Gerichten daheim vorziehen. Während die Kleine aß, bereitete ihre milde Wirthin ein weiches Lager aus Moos und dürren Blättern, nicht weit von ihrem eignen Lager; dann ſetzte ſie ſich freundlich zu ihr an den Tiſch, und ſagte: Nun, mein Kind, erzähle mir auch etwas von deinem Schickſal! wie es dir früher ergangen? und was dich hierher in dieſe Wildniß geführt hat.

Nachtſchatten erwähnte nun mit wenig Worten ihre vorherige Lage, erzählte darauf weitläuftiger — weil es ihr jetzt

am nächſten lag. — wie auf einmal der Wagen mit ihrer Pflegemutter, der Königinn und ihrer Geſpielinn davon gefahren ſey, und fing dabei aufs neue an zu weinen, ohne jedoch im Mindeſten über den grauſamen Verrath zu klagen, den man an ihr begangen hatte, noch über irgend etwas von dem, was man ihr oft zu Leid gethan.

Du gutes Kind! ſagte die Unbekannte mit Nachdruck, ſchlummere ſanft dieſe Nacht auf deinem friedlichen Lager! Morgen will ich dich ſelbſt ein Stück Weges geleiten durch dieſes unwegſame Waldgebirge. Wenn du nur erſt das Schloß der holden Schweſtern erreicht haſt, ſo biſt du geborgen!

Mit dieſen Worten küßte ſie die Kleine auf die Stirn, und führte ſie zu ihrem Lager; der ruhige Schlummer der Unſchuld ſank bald auf das holdſelige Kind herab, und die blühenden Landſchaften des Traumes erſetzten ihr die rauhe Wirklichkeit.

Am andern Morgen hatte ſie ihre Wohlthäterinn ſehr lange ausruhen laſſen, und war leiſe aufgetreten, um ihren Schlummer nicht zu ſtören; als ſie die Augen neugeſtärkt aufſchlug, ſchien ſchon die Sonne ziemlich hoch ſtehend freundlich auf ſie herab; milde Wärme war um ſie her, und das Frühſtück erwartete ſie, zu welchem ſie die milde Wirthinn einlud. Als ſie es eingenommen hatte, ſprach dieſe, ihr die Hand reichend: Nun komm, mein Kind! Wir müſſen unſern Weg antreten; denn hier unten im Thale zu bleiben, geziemt deinen jugendlichen Kräften nicht; Du mußt zur Höhe hinan!

Sie traten nun aus der Hütte in den frischen morgendlich feuchten Wald hinaus, dem nur der Sonnenschein die Wipfel vergoldete, aber nicht bis zur Tiefe dringen konnte. Es ging nun immer aufwärts durch manchen engen, steilen Felsweg, worüber oft wildes Gezweig zusammen schlug, Dornen zur Seite die Kleider und die Händchen der Prinzessinn ritzten, und in den Weg gerollte Trümmer und scharfe Steine ihr die zarten Füßchen verwundeten. Oft wäre sie beinah gestrauchelt und gefallen, allein ihre Begleiterinn unterstützte sie stets; und wenn ihre Kräfte fast erliegen wollten, so reichte sie ihr in einer Schale von Eisen einen Trank, der zwar nur reines Wasser schien, der aber so mild war als Milch, und so stärkend wie edler Wein.

Jetzt wand der Bergweg sich über den Wald heraus, und eine heitre Ebene breitete sich vor den Blicken der erfreuten Prinzessinn aus. Von fern herüber glänzte ein prächtiges weißes Schloß, mit vielen blinkenden Zinnen und Thürmen, und schien die ganze Gegend zu beherrschen; die Fenster flimmerten crystallhell, und alles bot den ergötzlichsten Anblick dar; das Auge der Prinzessinn flog sehnsuchtsvoll über die weite Fläche hin, und hing an diesem schönen Ruhepunkte. Die Ebne stieg noch immer aufwärts bis zu dem Schlosse, und mancher rauhe Weg war noch bis dahin zurück zu legen, allein sie fühlte Muth und Kraft in sich, bald dahin zu gelangen.

Sieh! sagte ihre Führerinn, dort liegt das Schloß der beiden Schwestern. Du brauchst nun meine Führung nicht mehr; der Anblick wird dich nun schon zurechtleiten, da wir das Thal der Leiden und des Irrthums überstanden haben.

— Lebe wohl! ſey fröhlich dort! aber vergiß auch nie ganz deiner treuen Führerinn!

O meine Wohlthäterinn! rief Nachtſchatten, indem ſie die milden Hände ihrer Leiterinn küßte, wie könnte ich Euch je vergeſſen? oder vielmehr, wie könnte ich glücklich ſeyn dort in dem ſchönen Schloſſe, wenn Ihr nicht mit mir gebt? — Und wäre es denn Euer Ernſt? wolltet Ihr wirklich nicht mit dahin gehen?

Das kann ich nicht, erwiederte die Unbekannte; mein Beruf iſt in jenem Thale zu bleiben, und andere Leidende zu führen und zu ſtützen. — Allein im Nothfall werde ich auch oft an deiner Seite ſtehen.

Alſo wirklich? ſeufzte Nachtſchatten, unter hervorbrechenden Thränen; — o ſo nenne mir wenigſtens deinen Namen zum Abſchied.

Mein Name iſt Geduld, erwiederte die Führerinn mit einer überirdiſchen Würde, und ihr Antlitz ſchien ſich auf eine wunderbare Weiſe zu verklären, indem der ſilbergraue weiche Schleier darum floß. Ein linder, geiſtiger Kuß berührte noch gleich einem leiſen Lüftchen ſegnend die Stirn ihrer Schützlinginn, und verſchwunden war die erhabene Geſtalt.

Erſchrocken ſchaute ſich das Mädchen nach ihr um, und brach in ſchmerzensvolle Klagen aus, als ſie ſie nicht mehr ſah; indeß der neue heitre Anblick nahm bald ihren kindlich leichten Sinn ganz dahin. Sie mußte durch den Schleier ihrer Thränen nach dem herrlichen Schloſſe blicken, und dieſe Ausſicht war ſo lachend, daß die Thränen unmerklich verſiegten, und ihre Schritte ſich dahin beflügelten.

Es ging, wie es immer bei flachen Gegenden zu gehen pflegt, wo der Reisende schon sein Ziel, Stadt oder Schloß ganz nahe vor sich zu erblicken glaubt, und es sich doch durch mannichfache allmählige Vertiefungen, und wieder steigende Erhöhungen der weiten Felder in eine ermüdende Ferne zieht. Endlich gelangte sie in die Nähe des Schlosses, und hier ward ihre Anstrengung reichlich belohnt; weite Blumengärten umgaben es von allen Seiten und hauchten Duft und Farbenpracht der armen Fremdlinginn entgegen. Es war so schön zu sehen, wie sich an die freien, schwellenden Felder sogleich die Blumenanlagen anschlossen, ganz ohne Zaun und Hecke, gleichsam in einander verschmelzend, das noch grünliche Gelb der Felder, mit allen Farbentönen der frischfunkelnden Blumenauen; so wie ein emaillirtes Bild in zarten Uebergängen in einander fließt. Hier stiegen alle Farben, vom blassesten Pfirsichfarb zum höchsten Purpur, vom sanftesten Hellblau zum tiefsten Violett. Dem jungen Mädchen war es, als läge ihre Kindheit wieder vor ihr, als würden ihr die dort entbehrten Freuden jetzt ersetzend zurück gegeben. Ein frohes Kind, so hüpfte sie mit leichtem Fuß durch die anmuthigen Blumenstücken, und alle Müdigkeit war aus ihren Gliedern verschwunden.

Sie war jetzt dem prächtigen Schlosse gerade gegenüber, da thaten sich die goldnen Flügelthüren auf, und heraus schwebten zwei wunderschöne weibliche Gestalten, welche sie augenblicklich für die beiden holden Schwestern erkannte. Die Eine trug ein lichtrosiges Gewand, das mit schimmernden Goldfaden durchstickt war, sie hieß Prinzessinn Morgen-

röthe; die Andere im ſanftwallenden Gewande von mattem, mondhellem Silberflor, ſie hieß Prinzeſſinn Sternenſchimmer.

Beide begrüßten die junge Fremdlinginn aufs freundlichſte, und führten ſie in ihr prächtiges Schloß, worin immer eine Herrlichkeit die andre übertraf; wo, ſo wie ſie die breiten Marmortreppen hinaufſtiegen, ſich eine Reihe glänzendſchöner Zimmer aufthat, und wo ihr die Schweſtern ſo wunderliebliche Bilder zeigten, als ſie im Leben nie geahnet hatte. Das arme Kind war wie im Himmel; noch nie war ihr ſo gut und mild begegnet worden. Sie drückte auf das Rührendſte den ſchönen Schweſtern ihre Dankbarkeit aus, — bei denen ihr ein inneres Gefühl ſagte, daß ſie es wohl mit etwas mehr als mit irdiſchen Weſen zu thun habe. Auch liebten dieſe ſie mit jedem Tage mehr, und unter ihrer himmliſchen Pflege bildete ihr Geiſt ſich eben ſo ſehr aus als ihr Körper; nur dem Herzen nach blieb ſie ſtets ein Kind, unſchuldig, arglos, gut und nur zu gefühlvoll bei dem Leid Andrer.

Einſt hatte ſie allein in der Gegend gelustwandelt, und war, ſich von den Blumenfeldern des Gartens entfernend, an einen Feldrand gekommen, an welchem eine grauenvolle ſteinige Thalſchlucht ſich jäh in die Tiefe ſenkte. Da hörte ſie ein jämmerliches Hülfsgeſchrei von unten herauf ſchallen; ſie eilte darauf zu, und ſah die Königinn und ihre Tochter Kaiſerkrone, die ſich von ihrem zerbrochnen Wagen her, abwechſelnd unter rollenden Felsſtücken und Sumpf und Dorn mühſam hinarbeiteten, und dabei gellend um Hülfe ſchrieen.

Die gute, mitleidige Nachtſchatten, die alle Pfade dieſer Gegend wohl kannte, ſtieg ſogleich zu ihnen hinab, half

ihnen, und führte ſie einen bequemen Steg herauf; erfreut, den alten Freunden, wofür ſie die argloſe Seele noch immer hielt, auch ihren ſchönen Aufenthalt theilen zu laſſen, und ihnen ihre holden Wohlthäterinnen zu zeigen.

Als ſie nun durch die weiten buntſchimmernden Gefilde der Gärten wandelten, welche das Schloß umgaben, da ſprach die Königinn umherblickend, mit wichtiger und gelehrter Miene: Hier ſind ich doch noch manche Blumenart, die ich in meinem botaniſchen Wörterbuche nicht habe! Und wenn der Himmel meiner Zärtlichkeit mehrere Kinder gewährt hätte, ſo würd' ich etwas recht Neues in Namen haben aufbringen können! Vor allem aber ſollten die jetzigen Dichter hieher wallfahrten! Sie würden auf einmal aus ihrer Titelverlegenheit kommen, und noch zahlreichere Werke ſchreiben können, als jetzt ſchon geſchieht.

Indeß die Königinn ſo ſprach, lief Kaiſerkrone ihrerſeits ungeſtüm und ungewandt zwiſchen den Blumenfeldern hin, ſo daß ſie manche zarte Blume zertrat; auch wollte ſie nach ihrer gewöhnlichen Art, manche ungefragt von dem Stengel brechen; allein da war es ſtets, als ob ſie vor ihrer dreiſten Berührung zurück in ihre Blätterhülle wichen, oder wenn ſie ſie auch gewaltſam brach, ſo welkten ſie im Augenblick und lagen glanz- und farblos in ihrer Hand.

Als ſie nun in das Schloß ſelbſt kamen, da waren die holden Bewohnerinnen weder zu hören noch zu ſehen; Morgenröthe erſchien zwar noch zuweilen in der Ferne, aber dann trug ſie nicht ihr lichtes roſichtes Gewand, ſondern ein wunderliches Kleid von allerlei auffallend bunten und immer wechſelnden Farben; ſo ſchlüpfte ſie hin und wieder an ihnen

vorüber, gleichſam nur, als ob ſie necken wolle; der ſanfte Sternenſchimmer war ganz verſchwunden.

Mit neidiſchen Blicken betrachteten die Angekommenen alle die ſchönen Dinge, die jetzt die arme Nachtſchatten umgaben. Sie erzählten ihr darauf ſehr viel von einem wunderſchönen Prinzen, Aeol genannt, der um die Hand der prächtigen Kaiſerkrone werbe; ſie meinten ſie dadurch wieder etwas zu demüthigen und zu kränken; allein darin hatten ſie doch ihre Rechnung gänzlich verfehlt, denn ſtatt ſich darüber zu kränken, freute ſich die gute Nachtſchatten herzlich darüber, nahm freudig die Hand ihrer Pflegemutter, und umarmte ihre ehemalige Geſpielinn, ihr Glück wünſchend zu dem, weshalb ſie ſich ſo glücklich pries.

Den Beiden blieb nun weiter nichts zu thun, als Abſchied zu nehmen, und ihre Reiſe fortzuſetzen, da ihr nun wieder hergeſtellter Wagen ihnen nachgefolgt war. Beim Abſchiednehmen ſagte noch die Königinn mit jenem ſtolz mitleidigen Lächeln, das dem Bedauerten gewöhnlich erſt alle Stacheln ſeines Schmerzes in den beklommenen Buſen drückt: Ja, armes Kind, darin biſt du doch zu bedauern, daß du, bei allen Annehmlichkeiten deiner Einſamkeit doch die Liebe mit ihren Freuden entbehren mußt! — Freilich iſt auch dein Aeußeres nicht gerade glänzend, um dir darin viel Hoffnung zu geben, indeſſen leben ohne Liebesglück iſt wie ein Tag ohne Sonne!

Sie ſtiegen bei dieſen Worten in den Wagen und fuhren nach einigen höflichen Abſchiedsgrüßen ihres Wegs. — Der armen Prinzeſſinn blieb von der letzten Verſicherung doch ein Stachel in der Seele zurück; ein dumpfes Gefühl

von Schmerz, ob ſie auch jene Worte nur halb verſtanden hatte, doch bei der Aeußerung, daß ſie vielleicht auf jenes kaum geahnete Glück nicht würde können Anſpruch machen. Alſo ein Tag ohne Sonne? wiederholte ſie wehmüthig, ach wieder mein trauriger Name! immer der Schatten, den kein Strahl erhellt!

Da ſchwebten in dem Augenblicke wieder die himmliſchen Schweſtern bezaubernd freundlich auf ſie zu, und vor ihrer ſiegenden Nähe ſchwand alle Traurigkeit. Armes Kind, ſagten ſie liebkoſend, und trockneten ihr die Thränen von den langen Wimpern, die heimlich hervorgequollen waren, haſt du ſchon wieder einmal weinen müſſen? Sieh dieſes Bild!

Sie zeigten ihr dabei ein ganz entzückend ſchönes Bild, ſo ſchön wie ſie noch nie etwas geſehen hatte; ſieh! ſagten Jene wieder, wenn nur erſt unſer Bruder, Sonnenſtrahl, aus dem Kriege kommt, dann wirſt du nicht mehr weinen! Er iſt noch ſchöner als dieſes ſein Bild.

Ein wunderbares, ihr bis dahin noch unbekanntes Gefühl erwachte bei den Worten in dem jungen unſchuldigen Herzen der Prinzeſſinn; das Bild kam nicht mehr aus ihrer Seele; ſtillglücklich lebte ſie im innigen Verein mit ihren himmliſchen Wohlthäterinnen, die ſie nur immer zärtlicher umfingen.

Auf einmal ward es rege in der einſamen Gegend; blendende Reiter ſprengten heran auf weißen Roſſen, dann wieder prächtige rothgekleidete, die triumphirend Purpurfahnen in die Luft ſchwangen, und alles rief: Prinz Sonnenſtrahl kehrt wieder! Er war es; aus einem langen, zuletzt ſiegrei-

den Kriege kam er zurück. Und jetzt erschien er selbst; in herrlich goldner Rüstung, die hellblitzend die Augen blendete. — Mit ihm kam noch ein andrer hoher Held, schon etwas älteren ehrwürdigen Ansehens, und mit stählerner, fester Rüstung bedeckt.

Bebend stand die schüchterne Nachtschatten zwischen seinen beiden himmlischen Schwestern, die ihm entgegen gegangen waren; sein Strahlenblick traf sie; da war es, als ob erst der Funken des Lebens in ihre Seele blitze. Man führte die Angekommenen entzückt in das Schloß, und die Schwestern entlasteten den geliebten Bruder der schweren Waffenrüstung; der goldne Helm, von dem ein weißer und purpurfarbner Helmbusch niederwallte, hatte sein reizendes Gesicht beschattet. Als er ihn jetzt vom Haupte nahm, so strahlte seine Schönheit fast überwältigend hervor; noch tausendmal schöner fand ihn Nachtschatten als sein Bild; Rosen, nicht wie sie auf der Erde, wie sie nur in ätherischen Gefilden des Morgenhimmels blühen, strahlten auf seinen Wangen, gehoben von dem reinen Lilienschnee der schönen, edlen Stirn; vom tiefen Azur seiner Augen brachen Schimmer hervor, deren Flammenmacht nur durch ein zauberisches Lächeln gemildert, aber zugleich unwiderstehlich gemacht wurde. — Die Schwestern erzählten ihm die Geschichte ihres lieblichen Pflegekindes, und seine Theilnahme an ihr ward durch die Macht des Mitleids noch unendlich erhöht. Du armes, holdes Kind, sprach er mit warmen Ton, und wie nun, wenn ich dir eines deiner theuersten verlornen Güter wiederbringe? Weißt du, wer mein Begleiter ist? Ja, er war mein Begleiter, doch ich begleitete auch ihn auf seinen kühnen Zügen. —

Er öffnete die Thür zu einer Seitenhalle, und bat den ehrwürdigen Helden in feſter Stahlrüſtung, herauszutreten; er hatte auch den Helm vom Haupte genommen, und Nachtſchatten ward von dem Ausdruck frommer Zuverſicht, ſtillen, feſten und doch faſt kindlichen Vertrauens, der klar auf dieſem biedern Antlitz lag, aufs innigſte ergriffen; es zog ſie ſeine Hand zu faſſen und ſie mit tiefer Ehrfurcht zu küſſen; wie groß war aber ihr Entzücken, als ihr der junge Held erklärte und es ſich nun aus allem kund gab, daß der Innigverehrte ihr frommer Vater war, der ſelbſt vergeſſend und vertrauend einſt ſein Liebſtes dahin gegeben hatte, um ſeinen höhern Beruf zu erfüllen. Thränen der Freude und des Dankes gegen den Himmel glänzten in ſeinen aufwärts gewandten Augen, als er das geliebte Kind in die Arme ſchloß. Er kehrte nicht in ſein Land zurück, ſondern es war beſchloſſen worden, daß er auf immer in dieſen himmliſchen Gegenden bleiben ſollte.

Tage der Seligkeit gingen nun für die einſt ſo Gedrückte auf. Die Strahlenblicke des himmliſchen Jünglings hingen immer entzückender an der holden Jungfrau; der Nachtſchatten ſank ganz in die Tiefe vor dieſer ſiegenden Beleuchtung. Violens ganzes lieblich beſcheidnes Daſeyn blühte jetzt erſt bezaubernd auf in dieſer milden Sonnenwärme, und bald erhob ſich für ſie der bräutliche Altar, wohin des Vaters Segen ſie begleitete, und wo ſie ihre holden Schützerinnen dem himmliſchen Bruder entgegenführten.

Mit Myrthen und mit Blumen war Alles um ſie her geſchmückt; nur Eins fehlte noch zu den Freuden des Feſtes, Eines, das erſt der Freude den lebenvollſten Reiz verleiht, der Zauber des Wohllauts; man war deswegen hoch erfreut, als

zum Beginn des Feſtes ein edler Sänger am Thor des Schloſſes erſchien, und mit einigen beſeelenden Griffen auf dem Saitenſpiel ſeine melodiſche Gegenwart kund gab. Man führte ihn ſogleich zum Male, und reichte ihm den goldnen Becher dar. Während des Mahls erzählte er, wie er aus jenem Lande komme, wo die treuloſe Königinn mit ihrer Kaiſerkrone lebte, und die holde Braut fragte theilnehmend, ob er dort nicht auch der Vermählung ihrer Jugendgeſpielinn beigewohnt habe?

Das iſt Alles längſt vorüber! erwiederte der Sänger lachend, der ſchöne flüchtige Aeol hat manche alte Schuld in das Gleiche gebracht.

Die Schweſtern wollten ihm etwas von der Geſchichte ihres lieben Zöglings erzählen, allein er, der gottbegeiſterte Sänger, wußte das Alles ſchon; ja er wußte nach ſeiner höhern Offenbarung ſelbſt den wahren Sinn und das Weſen aller der Handelnden mit ergreifender Richtigkeit zu deuten. Er ſtimmte ſein mächtiges Saitenſpiel zu lauten, kräftigen Accorden, indem er voll ernſter Bedeutung dazu ſang:

Wer iſt ſie, die trotzend auf irdiſche Macht,
Des biedern Vertrauens, des heiligſten lacht!
Der Glaube, der fromme jetzt kehrende Held,
In ſtählerner Rüſtung, er zog in das Feld!

Ihr ließ er zur Obhut ſein einziges Glück,
Sein liebliches Kind, das verwaiſte zurück;
Als freudig ſich opfernd zu Kämpfen er zog;
Wer iſt ſie, die biedres Vertrauen betrog?

Die Selbſtſucht, ſo wird ſie mit Abſcheu genannt,
Die einzig nur ſich und ihr Eignes erkannt;

Die Eitelkeit ſie, ihr verzärteltes Kind,
Sie wählte zum Buhlen den ſchmeichelnden Wind;

Doch Aeol, ihn bindet wohl nimmer ein Ort,
Von Blume zu Blume nur flattert er fort;
Und als er einſt wieder zur Krone gekehrt,
Hat leicht er die prunkenden Blätter zerſtört.

Doch Du, ſo ſagte er mit ausdrucksvollem Blick gegen die liebliche Braut gekehrt, indem er ſeine Saiten zu einer ſanften, ſeelenvollen Weiſe ſtimmte; — Du

Holde demuthsvolle Tugend,
Oft in ſchwerem Kampf bewährt,
Schon in hülflos zarter Jugend,
Strahl' uns, heilig und verklärt!

Hoffnung, ſchön als Morgenröthe,
Zarter Ahnung Sternenlicht,
Zeigten ſüß, wie Hauch der Flöte,
Dir ein lieblich Traumgeſicht;

Dir des Liebſten Bild voll Schimmer,
Aller Schatten ſank ins Thal;
Wandle, Heldinn, nun auf immer,
In des Glückes Sonnenſtrahl!

VII.

Romantische Züge aus der Wirklichkeit*).

Auf ſüddeutſchem Boden geſammelt.

---

*) Anſpruchslos wollen dieſe auf einer größeren Reiſe geſammelten Züge nur dem forſchenden Freunde der Seelenkunde einigen Stoff darbieten, der mindeſtens durch die unbedingteſte Wahrheit bekräftigt iſt.

I.

Maria und Franziska.

Zwei liebliche Zwillingsſchweſtern machten das Glück und die gröſste Freude ihrer Aeltern, die, aus einem angeſehnen ungariſchen Geſchlechte entſproſſen, im wohlhabenden Mittelſtande lebten. Anmuth, Talente, Geiſt und die unübertreffſichſte Herzensgüte der beiden holden Schweſtern ſchienen das Loos der Aeltern beneidenswerth zu machen, allein das ſeltne unglückliche Verhängniß, das über beiden zu ruhen ſchien, verwandelte nur zu bald das froh gehoffte Glück in Jammer.

Der einzige Unterſchied, den man an dem Charakter beider bemerkte, war, daß die tiefffühlende Maria mehr zur Schwermuth, die lebhafte Franziska mehr zur Heiterkeit geneigt war. Unmerklich ſchien dies die Herzen der Aeltern mehr nach dieſer zu neigen; es war, als ob ſie ſich von ihr mehr heiteres Glück für die Zukunft verſprächen, als von jener; und nur zu bald mußte die unglückliche Marie dieſe trübe Vorahnung von ihr rechtfertigen. Die Aeltern alltäglich-gute behagliche Menſchen, die es liebten, nach ihrem verrichteten Tagewerk ſich in geſellſchaftlichen Kreiſen zu vergnügen, hatten ſich nicht bemüht, dem erſten Entſtehen der Neigungen und Begriffe in den Gemüthern ihrer Kinder mit jener liebenden Sorgfalt nachzuſpähen, wodurch vielleicht manches verderbliche Uebergewicht vermieden werden kann; ſie

ließen ſich nicht gern durch irgend etwas in ihrer heitern Behaglichkeit ſtören; es war daher natürlich, daß ihnen die fröhliche Franziska mehr zuſagte, als ihre ſtille Schweſter. Maria dagegen, auf dieſe Weiſe noch mehr auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, gewann dadurch noch mehr Veranlaſſung, ihrer Neigung zu einer ſchwermüthigen, oft ſelbſt ein wenig an Ueberſpannung gränzenden Schwärmerei nachzuhängen.

Zärtlich, tief, ſchwärmeriſch fühlend von Natur, vereinte ſie zugleich alle Glut und alle Kraft jenes wärmeren Himmelsſtrichs in ihrer Neigung; und dieſe Neigung fiel leider auf einen Gegenſtand, der zwar ſeinem wahren Weſen nach ihrer nicht unwerth, allein doch nach allen angenommenen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, gänzlich von ihr geſchieden war.

Ein gemeiner junger Krieger, aus einem der ſchönen kriegeriſch gebildeten ungariſchen Regimenter, war es, der ihr unter ſeinen übrigen Waffengefährten aufgefallen war; und in den ſchönen Zügen ſeines Geſichts lag in der That noch ein beſonderer Ausdruck von Herzensgüte, der mit der ihrigen übereinſtimmte. Aber eingedenk ſeines geringen Standes würde er es nie gewagt haben, die Augen zu der ſo weit über ihm ſtehenden Jungfrau zu erheben; ſie dagegen ſchien mit einem unauflöslichen Zauber an ihn gefeſſelt; und ſelbſt als ſie ihn in dienſtfreien Stunden, entkleidet ſeines kriegeriſchen Schmuckes, bei dem Schiffsbau arbeiten ſah, kam ihr die edle männliche Geſtalt nur noch rührender vor, bei der harten, mühevollen Arbeit, in der bräunenden Sonnenglut.

Sie ſah ihn öfter, denn die Rhede der Donau lag dicht unter ihren Fenſtern; ihre Aufmerkſamkeit, und der

Ausdruck tiefer, inniger Neigung, der ſich, ihr ſelbſt unbewußt, in ihren Zügen mahlte, mußte endlich auch den Anſpruchloſen aufmerkſam machen; auch er wagte jetzt in die holden Augen zu blicken, die ſich ſo antheilvoll auf ihn richteten; und welches männliche Herz, und wär' es auch das anſpruchloſeſte, würde von einer ſolchen Entdeckung nicht aufgemuntert werden? Auch er geſtand ſich die Liebenswürdigkeit dieſes intereſſanten Weſens, und Gedanken und Gefühle wurden in ihm rege, die ihn ſelbſt mit Erſtaunen und Beſtürzung erfüllten.

Beide erhielten Gelegenheit, ſich zu ſprechen, und ſich wieder zu ſprechen; und Maria fand, daß ihr geliebter Joſeph natürliche Geiſtesanlagen beſaß, daß er gefühlvoll und edel war, und obgleich noch nicht ausgebildet, doch lebhaften Sinn für Höheres, und Fähigkeit zu größerer Ausbildung hatte.

Alles dies reichte hin, Mariens Neigung für ihn zur höchſten Schwärmerei empor zu flügeln; ſie war entſchloſſen, ihm oder nimmer einem Manne anzugehören; während er ſelbſt noch auf einem dunklen Meere von Träumen eines nie geahneten Glücks, und kaum ſchüchtern gewagter, ſich ſelbſt nicht geſtandner Wünſche wogte. Nur die Einwilligung ihrer Aeltern bedurfte die fromme, zärtliche Tochter, um ſich ganz glücklich zu fühlen; ſie warf ſich ihnen zu Füßen, geſtand ihnen ihre Liebe, und flehte ſie um ihre Vergebung und ihren Segen.

Dieſe freilich ſahen das Verhältniß nicht mit den Augen des jungen ſchwärmeriſchen Mädchens an; ſie hatten auf die Verbindungen ihrer Töchter alle Hoffnungen ihrer ſpätern

Jahre geſetzt; erbleichend vor Schrecken blickten ſie einander an, und brachen dann in verzweiflungsvolle Klagen aus über das Herzeleid, das ſie an ihrem Kinde erleben müßten.

Ein Donnerſchlag war dies für die Seele der ſanften, weichfühlenden Maria; ihr ganzes Leben war in dem Beſtreben hingegangen, ihren Aeltern Freude zu machen, und nun mußte ſie mit einemmale hören, daß ſie ihnen Herzeleid verurſache. Wie ſehr ſie ſie durch ihre romantiſche Schwärmerei betrüben werde, hatte ſie im Rauſche jener unglücklichen Leidenſchaft nicht bedacht; und ihre Schweſter, die ihr vielleicht im Entſtehen eine andre Richtung hätte geben können, da beide Schweſtern ſich aufs innigſte vertrauten, war eben damals auf einige Zeit verreiſt geweſen.

Zu tief hatte indeß jene Leidenſchaft in ihrem Herzen Wurzel geſchlagen, als daß ſie ſie ohne Verbluten, der kindlichen Pflicht hätte zum Opfer bringen können; nur einen heldenmüthigern Schwung nahm ihre Leidenſchaft durch den gefundenen Widerſtand; und ſtatt ſie früher dunkel gehofft hatte, den niedrig gebornen Geliebten durch Hülfe ihrer Aeltern zu einem beſſern Looſe zu erheben, fühlte ſie jetzt den Muth in ſich, zu ſeiner Armuth herabzuſteigen. Unter tauſend Thränen flehte ſie die Aeltern an, ihr nur ihren Segen nicht zu verſagen. Sie verlange nicht das mindeſte von dem ganzen Vermögen ihrer Aeltern; gern wolle ſie den rauhen Stand ihres Geliebten theilen, gern die härteſten Arbeiten verrichten, wenn ſie nur das Glück genießen ſollte, die Gattinn des Mannes zu werden, den ſie mit namenloſer Innigkeit liebe; denn daß ſein biederes Herz keinen Gedanken gefaßt, von dem

Vermögen des liebenden Mädchens Vortheil zu ziehen, wußte sie wohl.

Doch nur erbitterter durch die Vorstellung, ihre Tochter so erniedrigt zu sehen, ließen sie die Aeltern die ganze Schwere ihres Zornes empfinden; sie nannten ihre Neigung niedrig und ehrlos, und verbannten sie selbst auf einige Zeit aus ihren Augen.

Dies war zu viel für das weiche Gemüth; in einem Zustande blieb die Unglückliche zurück, der mehr einem martervollen Tode als dem Leben glich. Vernichtend lastete der Zorn ihrer Aeltern auf ihr, und der Ausdruck von Verachtung, womit sie sie allein gelassen hatten, und der ihr ein erschütterndes Vorgefühl gab von der allgemeinen Verachtung, die künftig auf sie fallen werde. Dagegen erhob sich wieder mit Wanderkräften ihre Liebe, und das Bild ihres armen Lieblings, den nur sie erst aus seiner harmlosen Ruhe aufgestört.

Dunkel, sinnverwirrend wogte dies nun Alles in ihr auf und nieder; keine theilnehmende Seele war ihr nahe, denn selbst die Dienstleute, die Gewitterschwüle in den Gemüthern ihrer Gebieter ahnend und fürchtend, wagten nicht, der armen Verbannten zu nahen. Ihren Geliebten aufzufinden hätte sie nicht gewagt und nicht gewußt, da ihn der Waffendienst heut auf einen entfernten Posten gerufen hatte; auch war ihr das Ausgehen versagt. Nur nach dem Garten zur Seite des Hauses wankte sie gegen Abend, das Körbchen am Arme, worin sie gewöhnlich um diese Stunde Früchte und Gemüße für den künftigen Mittag zu sammeln pflegte, da

auf ihr, der fleißigen Wirthinn, die Sorge für den Hausſtand lag.

Bewußtlos hatte ſie den gewohnten Weg eingeſchlagen; allein die Kräuter und Blumen hatten heut Ruhe vor ihr; dorthin zog es ſie, wo die blühenden Beete des Gartens hinunter nach der vorüberſtrömenden Donau lagen. Sie ſtand und ſah in die reißenden Wogen, die in wilden Strudeln unter ihren Augen hinwirbelten.

Die Blumen, die ſie ſonſt gepflegt hatte, winkten ihr glänzend und duftend zu, als wollten ſie ſie auf der ſchönen Erde zurückhalten; die Ranken und die blühenden Sträuche hingen ſich in ihr Gewand, ſchlangen ſich ſchmeichelnd um ihre Füße, und ſtrebten ſie zurückzuziehen; alles umſonſt! ihr gebrochnes Herz, ihr qualverdüſterter Geiſt verlangte nach Ruhe in der Tiefe; — und die reißenden Wogen wirbelten ſie tief hinab in ihren kalten, feuchten Schoß.

Als ſie nicht zurückkehrte, und eine Dienerinn verſicherte, daß ſie ſie nach dem Strome hinunter hatte gehen ſehen, da wurden die aufgebrachten Aeltern doch unruhig und begannen ihre Verzweiflung zu fürchten. Man ſtellte eilig Nachforſchungen an; erſt ſpät, eine halbe Meile ſtromabwärts ſahen die Fiſcher — im letzten ſterbenden Abendlichte — ihr weißes Gewand ſchimmern, das an einem überhangenden Uferſtrauche hangen geblieben war, und ſie zugleich mit aufgehalten hatte.

Alle Bemühungen, die ſtarren holden Glieder wieder zu beleben, blieben vergeblich; das Leben war auf immer aus dieſer ſanften Bruſt entflohen.

Der unglückliche und unſchuldige Gegenſtand ihrer Leiden, der arme Joſeph, hörte die Trauerkunde, als er von

ſeinem Waffendienſte zurückkam; und er bewies, daß ſich Maria in ſeinem Herzen nicht geirrt hatte; ſtumm und in ſich verſchloſſen ſchien er einen unendlichen Schmerz zu tragen über diejenige, die, obwohl nicht von ihm verleitet, ihm doch ſo tiefe Liebe geweiht hatte. In der Nacht hörten ſeine Waffenbrüder in der Kaſerne einen Schuß, und am Morgen fand man ihn mit zerſchmettertem Gehirn am Boden liegend.

Aus Mitleid mit dem Schickſal zweier edelfühlender Herzen, die nur der Stand geſchieden hatte, vergönnte man ihm eine Schlummerſtätte neben Marien am Ufer des einſam rollenden Stroms. —

Die Trauer, welche dies unglückliche Ereigniß über Mariens Aeltern und ihre treue Schweſter verbreitete, hielt lange bei ihnen jeder freudigen Begebenheit den Eingang verſchloſſen. Auf Franzisken richtete ſich jetzt die ganze Lebenshoffnung der Aeltern, auf ſie, welche von jeher ihre ſtille Neigung der unglücklichen Marie vorgezogen hatte, und die reizend aufgeblühte Jungfrau ſchien ganz dieſe Hoffnung zu rechtfertigen.

Ihre Wahl fiel auf einen Jüngling, der ihr an Stand und an Vermögen völlig gleich war. Die ganze Welt, ſo wie ihre Aeltern, mußten eine ſo wohl getroffene Wahl billigen; obgleich die Letztern ſich durch einen geheimen Widerſtand von demjenigen zurückgezogen fühlten, dem ſie das theuerſte Kleinod ihres Lebens, die einzige geliebte Tochter, anvertrauen ſollten. Allein ſie hatten die zu große Härte gegen das Eine ihrer Kinder nicht ohne bittern Schmerz bereut; ſie glaubten ſie durch deſto größere Nachſicht gegen das

Andere, gegen ihren Liebling, gut zu machen. Franziska liebte ihren Erwählten mit Leidenſchaft, und ſo unterdrückten ſie jenes dunkle Vorgefühl, und gaben ihre Einwilligung in eine Verbindung, welche das Glück der Liebenden machen ſollte, und deren Vollziehung nur noch von einigen Familienverhältniſſen abhing.

Sie ſelbſt wußten ſich nicht klar zu deuten, was ſie von Vincent ſo zurückſtieß; er war geiſtvoll, artig und wohlgebildet; doch lag in ſeinen Zügen mehr der Ausdruck von Selbſtſucht, als von Güte. Eine etwas verzärtelte Erziehung hatte vielleicht von früh an nachtheilig auf ſeinen Charakter gewirkt; er, das einzige Kind vermögender Aeltern, war gewohnt, ſich als den Mittelpunkt aller Wünſche, aller Beſtrebungen der ihn Umgebenden anzuſehen; und ſo hatte er ſich gewöhnt, auch allen ſeinen Launen, allen ſeinen Leidenſchaften nicht den mindeſten Widerſtand entgegen zu ſtellen. Alles, was ihm einfiel, mußte durchgeſetzt werden; mochten Andre darunter leiden oder nicht; gleichviel für ihn! wenn er ſich ſelbſt nur nicht durch die mindeſte Ueberwindung weh thun durfte.

Der heitere ſanften Franziska ward es nicht ſchwer, ihm allenthalben nachzugeben, da ſie Alles im Leben von der leichten, fröhlichen Seite nahm; und man fand die Verbindung Beider auch in dieſer Hinſicht ſehr wohl geordnet.

Allein eben dieſe harmloſe Fröhlichkeit des unſchuldigen Mädchens ließ ſie in die Gefahr gerathen, ihrem Verlobten zu mißfallen, ehe der mindeſte Argwohn davon in ihre Gedanken gekommen war.

Nie hatte ſie Eiferſucht an ihm bemerkt, und ſie glaubte

nicht, daß dieſe jemals möglich ſey; er wußte ja, daß er der Abgott ihrer Seele war, und das Bewußtſeyn, das ſie ſelbſt davon in reinem Herzen trug, ließ ſie unbefangen in Dingen der Außenwelt handeln. Vincent war auf einige Tage verreiſt; ein junger ſchöner Fremder hatte Empfehlungsbriefe an Franziska's Aeltern, die er bei ſeiner Ankunft in der Stadt geltend machte. Sein Umgang gefiel, und Franziska ſo wenig, als ihre Aeltern ſelbſt fanden etwas tadelnswürdiges darin, manche kleine Luſtfahrt in die umliegende Gegend mit ihm und in ſeiner eleganten Equipage zu machen, oder in ſeiner Begleitung nach dem Schauſpiel zu gehen. Die Gegenwart der Aeltern allenthalben ſchien den Anſtand völlig zu ſichern.

Eines Abends war Franziska nur mit ihrer Mutter und jenem intereſſanten Fremden allein in der Loge. Dieſer kannte und ehrte zwar ihr Verhältniß zu Vincent, allein er, als gebildeter Weltmann, hielt es für kein Unrecht, der Liebenswürdigen, die ihm ſelbſt vielleicht ohne jenes Verhältniß näher angehört haben würde, das Intereſſe unbefangen zu zeigen, das ſie einflößte; er ſtand eben hinter ihrem Stuhle und unterhielt ſich lebhaft und angelegentlich — während die Mutter mit einer Bekannten in der nebenanſtoßenden Loge in tiefem Geſpräch verwickelt war, und Franziska, viel zu anſpruchlos und beſcheiden, um in der Annäherung des Fremden etwas Andres zu ſehen, als was ſie für Höflichkeit hätte nehmen ſollen, antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen ſittſamen Freundlichkeit; als — Vincent — früher von ſeiner Reiſe zurückgekommen, — in's Parterre trat. —

Seine brennenden Blicke flogen nach der Loge ſeiner

Braut; eine unberufene Botſchafterinn hatte ihm bereits etwas von den Spazierfahrten mit dem fremden reichen Freiherrn mitgetheilt, und nicht ſowohl ſeine Zärtlichkeit, als ſeine Eigenliebe, war empfindlich dadurch beleidigt worden. Jetzt ſah er ſie während des Zwiſchenaktes im wohlgefälligen Geſpräch mit ihm; die Augengläſer, welche er zu Hülfe nahm, dünkten ihm nicht ſcharf genug, um jede ihrer Mienen zu verfolgen. Sein Blut kochte; kaum konnte er das Ende des Stücks erwarten.

Ruhig ging Franziska, als der Vorhang gefallen war, am linken Arme des Freiherrn, welcher den rechten ihrer Mutter gegeben hatte, nach dem bereitſtehenden Wagen.

Ha Treuloſe! rief mit einemmal eine theure, jetzt furchtbare Stimme, und ehe Franziska nur noch den, aus dem Gedränge der Menſchen hervorſtürzenden Vincent unterſcheiden konnte, faß ſchon das zweiſchneidige Stilet, das Vincent gewöhnlich in ſeinem Stocke trug, in ihrer linken Seite, dicht unter dem Herzen.

Mit einem Schrei des Schmerzes und des Entſetzens ſank ſie ihrer zitternden Mutter in die Arme; der Mörder ward gefangen genommen. Die ohnmächtige Franziska brachte man in ihrer Wohnung zu Bett und verband ihre Wunde, die zwar tief, aber nicht tödtlich war.

Doch nicht über den Schmerz der Wunde klagte ſie; nur über Vincents Geſchick; um ihn zerfloß ſie in Thränen, und machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe daß er durch ihre — wenn auch bewußtloſe Schuld, in ein Vergehen gefallen ſey. Unaufhörlich ſann ſie nur darauf, ſein Schickſal zu erleichtern; alle ihre kleinen Erſparniſſe wandte ſie nur

dazu an, ihm köſtliche Speiſen und andre Erquickungen in das Gefängniß zu ſenden; und ſobald ſie zum erſten Male wieder ausgehen konnte, ließ ſie nicht nach mit Bitten, bis man ihr erlaubte, ihn dort zu beſuchen.

Ihre ganze Seele flog ihm entgegen, als ſie in das einförmige, wohlvergitterte Gemach eintrat, wo ihm bisher ſeine freudloſen Tage hingeſchlichen waren; ob er gleich hinlänglich überzeugt worden war, daß kein Schatten von Untreue in ihr Herz gekommen ſey, ſo konnte doch ſeine beleidigte Eigenliebe ihr es nicht vergeben, daß ſie nur den geringſten Schein davon der Welt gegeben habe. Selbſt alle die rührenden Proben ihrer Zärtlichkeit ihm während der ganzen Zeit ſeiner Verhaftnehmung gegeben, konnten ihr nur matte Dankſagungen von ihm erwerben; nur oberflächliche Entſchuldigungen ſeines Vergehens gegen ſie.

„Aber wie war es möglich“ fragte Einer der Rechtsbeamten dieſes Orts, der Franziska und ihre Mutter zu dem Verhafteten eingeführt hatte — „wie war es möglich, daß ſich Ihre mörderiſche Waffe gegen die Geliebte gekehrt hat, und nicht vielmehr gegen den Mann, den Sie begünſtigt glaubten? Da es doch tief in dem männlichen Charakter begründet iſt, daß er, noch im Zorn großmüthig gegen das wehrloſe Geſchlecht, nie die Ungetreue, nur den Nebenbuhler verwundend anfällt.“ —

Und wie nun — rief Vincent mit dem Hohnlachen eines böſen Geiſtes, wenn die Treuloſe mich und den Todten vergißt, während wir beide uns opferten — und das Eigenthum eines Dritten wird? — o vortrefflich! — nein

dafür ſichert der wohlthätige Stahl im Buſen der Verbrecherinn, und läßt ſie nach mir keinen Andern beſitzen.

Franziskens war es, als ob ſie ſchon den Stahl in ihrem Herzen fühle. Das Wohlüberlegte in ſeiner grauſamen und ungroßmüthigen Geſinnung hatte etwas, das ſie mit Schauder erfüllte; unwillkürlich verwandelte ſich ihre heiße Liebe in Entfremdung, ja in Empörung.

— Er ward frei durch den Einfluß ſeiner angeſehenen Familie. Aus Franziskens Herzen war auf immer die Liebe für ihn gewichen; doch auch die Freude konnte nicht mehr Raum darin finden; eine langſam verzehrende Schwermuth war an die Stelle der ſonſt ſo lebhaften Fröhlichkeit getreten. Die Aeltern ſahen mit Jammer ſich ihren Liebling zum Grabe neigen, und konnten es ihr doch nicht verargen, daß ſie Vincents gewagte Verſuche, zur Erneuerung des ehemaligen Bundes, immer ſtandhaft zurückwies.

Wehmüthig dachten ſie jetzt öfter an die unglückliche Marie; an ihre ſo hart verworfene Wahl, und verglichen ſie mit der ihrer Franziska. Die Todte ruhte an der Seite eines armen, aber guten Menſchen, der ſich, — ſie mußten ſich dies nicht ohne nagenden Vorwurf geſtehen, — durch ihren Beiſtand zu einer höhern Stufe hätte heben können; alles, was er beſaß, hatte er ihr zum demüthigen, uneigennützigen Liebesopfer gebracht: ſein Leben. —

Die Lebende hatte einen Unhold gewählt, der, ſie mochte ihn fliehen, wie ſie wollte, doch immerdar zerſtörend für ihre Ruhe wirkte.

Ein junger Vetter, welcher lange Zeit in der Fremde gelebt hatte, kam jetzt zurück in die Vaterſtadt; Cöleſtin

hieß er, und wie eine Himmelsbotschaft erschien er auch den trauernden Aeltern. Er und Franziska hatten als Kinder immer vorzügliche Neigung gegen einander gezeigt; von ihm hofften sie, daß es ihm vielleicht gelingen werde, das Herz der Unglücklichliebenden zu einer neuen glücklichern Liebe zu stimmen; wie eine zarte, früh vom Sturm geknickte Blume behandelten sie das geliebte Kind, dem sie hofften auf diese Weise einen rettenden Stab zu geben.

Auch war der sanfte, gefühlvolle Cöleſtin ganz dazu geeignet, eine so zarte Pflege zu übernehmen; nur mit der höchsten Schonung näherte er sich ihrem verwundeten Herzen; und wenn auch dieſes Herz, trotz der erfahrnen schmerzvollen Täuschung mit einer seltnen Beharrlichkeit sich jedem neuen Eindrucke verschloß, so that ihr doch der Umgang des milden, theilnehmenden Jugendfreundes wohl. Wie einen lieben lang entbehrten Bruder betrachtete sie ihn, und nach und nach begann sie wieder einige Erheiterung darin zu finden, ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen.

Ihr Lieblingsvergnügen war immer der Genuß der freien Natur gewesen; Cöleſtin durfte sie auf ihren einsamen Wanderungen begleiten; die Aeltern wußten sie gern und sicher unter ſeinem Schutze. Eines Tages führte sie ihn zu Mariens Grabe; auch sie, so wie ihre Aeltern, dachte seit ihrem Unglück noch öfter und schmerzlicher der armen Verstorbenen; ihr zartes Gefühl machte ihr Vorwürfe, daß sie der treuen Schwester zu wenig gedacht habe im Rausche ihrer glücklichen Liebe. —

Vincent, deſſen Stolz sich durch diese Verirrung der Schweſter ſeiner künftigen Gattinn verletzt fühlte, hatte diese

unmerklich, wenn auch nicht von dem Andenken an Marien, doch vom Beſuchen ihres verlaßnen Grabes abzuleiten gewußt; Cöleſtin folgte ihr gern dahin.

Arme Marie! ſeufzte ſie, als ſie der einſamen Stätte an der Donau nahe kamen, wo weit abwärts von der Stadt ſich ein kleines Erlengebüſch erhob, an deſſen Eingang dicht am Strome nur eine niederhängende Weide das Grab der armen Beiden beſchattete, die im Kampf mit dem Unglück erlegen waren. Vergebens hatten Mariens Aeltern geſtrebt, ihrer verlornen Tochter eine Ruheſtätte auf geweihter Erde zu verſchaffen, zu ſtreng waren die geiſtlichen und weltlichen Geſetze des Orts; nur Franziskens mitleidsvollem Bitten war es gelungen, auch dem treuen Joſeph ein vereintes Grab mit ihr zu verſchaffen, und ſo gleichſam ihrem Schatten noch eine traurige Genugthuung zu geben.

Arme Marie, ſeufzte Franziska, als ſie nun an dem Doppelhügel ſtanden, an dem die Woge düſterrauſchend vorübereilte; — ſo öd' und ſchmucklos iſt dein Grab?

Iſt kein freundlich Zeichen Euch geblieben?
Nicht ein Kreuz und nicht ein ſchlechter Stein?
War dies ganz der Lohn für treues Lieben,
Ein verachtet Grab im wüſten Hain?

O theure Franziska, rief Cöleſtin, indem er ſanft bittend ihre Hand faßte, — nicht dies überwiegende Hinneigen zur Schwermuth!

O Cöleſtin! rief Franziska mit leidenſchaftlicher Begeiſterung, ewig wird dieſer Ort mir theuer ſeyn! ewig wird meine Liebe —

„Ewig wird deine Liebe, — ha Verrätherinn! — ! —“ tönte mit einem Male Vincents entſetzliche Stimme, der wie ein düſtrer Schatten Franziskens Tritte ſchon allenthalben umſchwebt hatte, und jetzt hinter Cöleſtins Rücken aus dem Gebüſche ſtürzte. Er hatte nicht Cöleſtins leiſe Bitte gehört, ſah nur ſeine zärtliche Stellung gegen ſie, hörte nur ihren Ausruf, den er auf Liebe für Cöleſtin deutete, und ehe Beide noch die blitzſchnelle Erſcheinung in das Auge gefaßt hatten, — ſank Franziska — diesmal beſſer von ſeinem Dolche getroffen, — in ihrem Blute — ſterbend auf das Grab ihrer Schweſter nieder.

II.

Die Nonnen.

An einem ſchönen ſtillen Sonntag Nachmittags beſuchte ich das Kloſter der heiligen Anna zu **. Die außerordentliche Reinlichkeit, welche ununterbrochen in dieſem Heiligthume jungfräulicher Zurückgezogenheit herrſcht, hatte heut, da eben der Feſttag einer Heiligen fiel, noch einen anmuthigen Blumenſchmuck erhalten; allenthalben zur Seite der blendend glänzend reinlichen Kreuzgänge, Treppen und Gemächer, waren die Blenden und Heiligenbilder und Altäre mit buntfarbigen Sträußern und Gewinden verziert; und wenn man nun die bedeutenden ſchwarzen weißverſchleierten Geſtalten hin und wieder auf dieſem freundlichen Grunde hinſchweben

ſah, ſo gab dies ein Gemählde, welches das Herz unwiderſtehlich mit einer reizenden Schwärmerei ergriff.

Mehrere unter dieſen Geſtalten waren mir intereſſant erſchienen; doch bei zweien von ihnen glaubte ich ein nicht gewöhnliches Schickſal aus ihren Zügen, aus ihrem ganzen Weſen zu errathen: und die Geſchichte Beider, die ich nachher erfuhr, bewies, daß mich mein vorahnendes Gefühl nicht getäuſcht hatte.

Schweſter Roſalie, eine große, ſtolz und reizvoll gebaute Geſtalt, noch in der Frühlingszeit des Lebens, trug bei den Spuren ſeltner Schönheit doch den Ausdruck eines zerſtörten, mit ſich ſelbſt zerfallnen Daſeyns; ſcheu und unruhig ſtreifte ſie an mir vorüber, ihr großes Auge war verweint und ſenkte ſich unſicher zur Erde; ich bewunderte die ſchönen ebenmäßigen Formen ihres Körpers, die der Gram, der ſichtbar an ihrer Blüthe nagte, noch immer nicht hatte vertilgen können. — Ihr Anblick verwundete mein Herz, theilnehmend forſchte ich nach ihren früheren Lebensverhältniſſen und erfuhr das Nachfolgende.

Schweſter Roſalie, — mit ihrem frühern weltlichen Namen Juliane genannt — hatte, bei ſo ungewöhnlicher Schönheit, das Unglück gehabt, ihre Aeltern ſehr frühzeitig zu verlieren; allein und ſchutzlos trat ſie in eine Welt, die ſie vorher nie hatte kennen lernen, und die ſie jetzt mit zauberiſchen Farben umſchimmerte. Ein junger Edelmann, von reizender Geſtalt und einnehmenden Sitten, lernte ſie kennen, und faßte eine heftige Leidenſchaft für das ſchöne aufblühende Mädchen, und ſie hing bald mit ſo gränzenloſer Liebe an

ihm, daß ſie die Welt und alles um ſich her vergaß, und nur in ihm allein lebte.

Ihrer Unerfahrenheit ungeachtet, ſagte ihr doch ein gewiſſes inwohnendes Gefühl — jener göttliche Inſtinkt, der unverdorbne Herzen oft Wahres vom Falſchen unterſcheiden lehrt — daß ſie wahrhaft geliebt ſey; was bedurfte ſie mehr? Adelbert beſaß alle die Vorzüge der Seele, wie des Körpers, welche ſie jemals dunkel geträumt hatte, und er liebte ſie ſo ſehr, als es ihr glühendes Herz verlangte; auf äuſſere Zufälligkeiten ſah ſie nun weiter nicht; fragte nicht, welchen Namen ſie vor der Welt führe? oder vielmehr, ſie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Adelbert den höchſten und ſüßeſten geben werde, wodurch ein Mann ſein Liebſtes auf der Erde weihen kann. Auch ſetzte ihn ſein ſehr bedeutendes Vermögen in den Stand, ganz frei wählen zu können, und die Freudigkeit, die Verehrung, womit ſie alle ſeine Leute aufnahmen, gab einen neuen Beweis ſeiner Geſinnung, als er ſie einſt auf eines ſeiner Güter führte, die an der Gränze von Italien lagen.

Tage der Seligkeit waren es, die Juliane in dieſem reizenden Gebirgsſchloſſe verlebte, vielleicht die glücklichſten in ihrem ganzen Leben. Die zaubervollſte Gegend umgab das herrliche Gebäu. Das Rauſchen der Wildbäche, die ſich hier von den Klippen ſtürzten, das Wehen der romantiſchen Felſenwälder, Alles ſchien ihr als künftiger Gebieterinn dieſer Orte zu huldigen; und in dem ſchöngeſchmückten Schloſſe ſtrebte die ganze Dienerſchaft ſie in dieſer Würde zu beſtätigen.

O Gott! giebt es ein glücklicheres Weſen als mich? rief ſie zuweilen in dem überſchwenglichen Gefühle ihres Glückes.

wenn ſie an einem Fenſter ihrer glänzenden Gemächer ſtand, den einen Arm um den geliebten Adelbert geſchlungen, und den Blick von ſeinen Sonnenaugen in die ſonnigblitzende Landſchaft wandte, in die große, erhaben ſchöne Natur; wann der Nebel der Waſſerfälle, gleich Opferduft zum Himmel ſtieg, und die Sänger der Wälder ihre entzückten Hymnen anſtimmten.

Doch ſolches Glück iſt nur einem ſtreifenden Sonnenſtimmer ähnlich, der ſelten auf der Erde weilt. Adelbert mußte eine unvermeidliche Reiſe nach Italien antreten. Schwärmend in ſeinem Andenken, zärtlich ſehnſuchtsvoll ſeiner Rückkehr entgegen harrend, brachte Juliane die Zeit ſeiner Abweſenheit zu — als ſie einſt am dritten Orte mit einem angeſehenen Fremden zuſammentraf, der eben aus Italien kam. Mit welchem Entzücken hörte ſie, daß er ihren Geliebten kannte, daß er ſeiner mit Lobe, mit ausgezeichneter Achtung erwähnte; — ach ein Entzücken, das ſich bald in Entſetzen verwandelte! Von dem Fremden, welcher genau von den Verhältniſſen ihres Freundes unterrichtet war, und dagegen nichts von dem ahnete, das zwiſchen ihm und Julianen beſtand, erfuhr ſie ohne allen Zweifel, daß Adelbert, der Abgott ihres Herzens, die einzige Hoffnung ihres Lebens, — — der Gatte einer Andern ſey.

Ein namenloſer Schmerz zerriß ſeit dieſem Augenblick das Herz des glühend liebenden Mädchens. Es blieb ihr kein Zweifel an ihrem Un[illegible], der Fremde hatte es für Pflicht gehalten, die einmal ausgeſprochene Wahrheit durch erläuternde Umſtände zu belegen; — ja, ihr ſelbſt fielen, als ſie nun in ihre einſame Abgeſchiedenheit zurückkam, aus

der ſie ſelten eine theilnehmende Seele weckte, tauſend kleine Züge in Adelberts Betragen ein, in manchen ſeiner Reden, ſchon in der Unſicherheit, womit er ihr nie beſtimmt von einer geſetzmäßigen Verbindung zwiſchen ihnen geſprochen hatte, die ihr das ſchrecklich Gehörte beſtätigten.

Noch rang ſich ihre Hoffnung zuweilen aus dem anſchwellenden Meere des Jammers empor; ſo wie ein Unglücklicher, den ein reißender Strom erfaßt, ſich noch öfter emporkämpft, bis ihn der Strudel rettungslos verſchlingt. Sie fand Gelegenheit, ſich noch genaure Nachrichten zu verſchaffen — und — furchtbare Aufklärung! Alles beſtätigte ſich, wie es der Fremde ausgeſagt hatte.

Jetzt war ihr Elend gränzenlos. Welche Schmach, welcher Hohn der Umgebenden erwartete ſie. Vorzüge erregen ſtets Feinde, und wenn Schönheit oder Anmuth ſich irgend eine Unbeſonnenheit haben zu Schulden kommen laſſen, ſo dürfen ſie am wenigſten auf Nachſicht rechnen. Schon längſt hatte man ihr die Huldigungen des reichen ſchönen Freiherrn beneidet; diejenigen, die bei der Ausſage des Fremden zugegen waren, hatten die willkommene Neuigkeit nicht verſchwiegen; Aller Blicke waren auf ſie gerichtet; auf ſie, die ihn, den Einzigen, verloren hatte, der ihr für alle Schmach, für alle Kränkungen hätte Erſatz gewähren können.

Mit ſchneidenden Jammerlauten klagte ihr Herz den einſt ſo heiß Geliebten der Verrätherei und der Falſchheit an. „Warum riß er meine Liebe, mein erſtes jugendlich erwachendes Gefühl mit allem Zauber der Verführung an ſich? während ſein Herz einer andern angehört? O Gott des Himmels! während er mich dem Elende, der Beſchimpfung

überläßt, iſt er jetzt glücklich in den Armen ſeiner rechtmäßigen Gemahlinn.“

Dieſer Gedanke füllte ſie mit der ſchwärzeſten Verzweiflung; denn wohl war ihr auch das nicht verborgen geblieben, daß er eben jetzt an jenen Ort gereiſt war, an welchem ſeine Gattinn lebte.

Düſter verworrne Gedanken drängten ſich vor ihre Seele; Entwürfe der Verzweiflung; doch zu feſt waren ihr die Grundſätze einer früheren ſtreng-frommen Erziehung geblieben, als daß ſie dem Gedanken an Selbſtmord hätte Raum geben ſollen; allein die Möglichkeit, aus der Welt zu gehen, ohne ſein Leben eigenmächtig zu verkürzen, ſchien ihr ein Rettungsweg des Himmels, und die Thürme des Kloſters, in welchem ich ſie ſpäter ſah, ſtiegen in einiger Entfernung vor ihr wie Friedensgeiſter in die Höhe. Die feierlichen Horaglocken tönten ihr ſehnſuchtweckend von dort herüber, und ſchienen ſie zu rufen in ein Heiligthum ungeſtörter Ruhe.

Und ſchnell war ihr Entſchluß gefaßt und ausgeführt, ſchnell und feurig, wie ſie in ihrem ganzen Weſen war. Die nächſten Tage ſahen ſie ſchon in den heiligen Mauern, wo das glühende Verlangen, womit ſie die Einkleidung zu beſchleunigen ſtrebte, die Priorinn und mehrere der frommen Schweſtern ſehr für ſie einnahm. Das Noviziat ward ihr großentheils abgekürzt, um jenes erbaulichen Eifers willen, und ſie ſprach voll Sehnſucht das bindende Gelübde aus, das ſie auf immer von dem Leben ſchied. Ihr unruhiges Herz ſuchte Heilung darin. Mit Freuden ſah ſie die reichen goldnen Locken fallen, und mit dem Namen Roſalia, den ſie bei der Einkleidung empfing, glaubte ſie ein andres Da-

ſeyn anzunehmen. Sich ſelbſt zu entfliehen ſtrebte ſie in den künftigen Gebeten, in den andächtigen Handlungen, die einen großen Theil der Zeit ausfüllten; und ihr Herz nahm auch die Waffen der Erbitterung — ja — der Verachtung zu Hülfe gegen den, der ſie getäuſcht, der ſie geopfert hatte; und ihrer Stärke des Gemüths war es zuzutrauen, daß ſie den Kampf nicht ganz ſieglos beſtehen werde.

Mehrere Tage waren hingegangen, und an jedem derſelben ſchien ſie in ſtandhafter Faſſung einen Schritt vorwärts zu thun, als ſie eines Morgens in das Sprachzimmer gerufen ward, weil ein Bote aus ihrer Heimath einen Auftrag an ſie habe.

Sie ging hinab. An dem Sprachgitter fand ſie einen Jüngling in der Tracht nicht ihrer Landsleute, ſondern der Bewohner jener Gebirge, in denen das Stammſchloß ihres Geliebten lag. —

Ich ſoll Euch grüßen, — von Euren Verwandten — — ſagte eine zitternde — heftig bewegte Stimme, deren unnennbarer Wohllaut aber tief in ihre Seele drang.

Aufmerkſam gemacht, betrachtete ſie das Geſicht des ländlichen Jünglings genauer, das ihr die fremde Tracht und die wild herein fallenden Locken nicht entziehen konnten — und — Züge kamen ihr entgegen — ewig unvergeßlich und theuer ihrem Herzen! aber bleich, todtenbleich und zerſtört von wüthendem Schmerz. Während Roſalia noch nach Faſſung rang in dieſem erſchütternden Augenblicke, hatte der Kühne ſchon Gelegenheit gefunden, unbemerkt einen Brief in ihre Hand zu drücken; und indem er noch einen wehmüthi-

gen Blick ſeiner ſprechenden, ſeelenvollen Augen tief in die ihren ſenkte, wandte er ſich und war vor ihr verſchwunden.

Wechſelnd erglühend und erbleichend kam ſie auf ihre Zelle, und las, ſo wie ſie ſich in Sicherheit allein ſah, die nachfolgenden Worte:

„Wer von uns Beiden hat wohl von dem Andern Verzeihung zu erflehen? Grauſame, treuloſe Geliebte! ſo willſt du mich allein laſſen in einer Welt, die nur ein Grab für mich iſt, ohne dich! Mich, der ich nur in dir lebte und athmete vom erſten Augenblick an, wo ich dich ſah! denn daß nur Convenienz, nur unglückſelige Rückſichten unſrer höhern Stände mich Unerfahrnen mit einer Gattinn verbanden, die mich eben ſo wenig liebt, als ich ſie, deſſen ſey Gott mein Zeuge! ſo wie, daß du der erſte und einzige Gegenſtand warſt, den ich liebte und ewig lieben werde. Mein einziges Unrecht gegen dich iſt: daß ich den Muth nicht hatte, dir es ſelbſt zu eröffnen; oder vielmehr, daß ich dir den Muth nicht zutraute, das ſchmerzvolle Geheimniß meines Lebens zu erfahren. Es iſt wohl ein edler, aber bei Gott ein heldenmüthiger Entſchluß eines Mannes in meiner Lage, wenn er es wagt, ſein ganzes Lebensglück ſo an das Schickſal eines Worts zu binden, es ſelbſt vor der Geliebten auszuſprechen, was Ihr Frauen in zu vorurtheilsvoller Strenge für das, was Ihr geſetzmäßig haltet, aufgewachſen, ſelten ertragen könnt. — Ja deine ſtrengen Grundſätze kannte ich vorzüglich. Ich durfte hoffen, ohne Unrecht, das unglückſelige Hinderniß heben zu können, das mich von dir trennte, und ſchonend hätte ich gewünſcht, es dir auf immer verbergen zu können. Du weißt, daß nicht allein meine vaterländiſche

Provinz, ſondern auch das Land, in dem diejenige lebt, welche — den Namen meiner Gemahlinn führt, unter der Oberherrſchaft jenes großen Welteroberers ſtehen, deſſen Fahnen auch ich eine Zeit lang folgte. Eins ſeiner Geſetze räumt der Menſchlichkeit einen Vortheil ein über den todten Buchſtaben der Geſetzgebung: Wenn zwei Gatten, erwieſen ohne Neigung verbunden, gegenſeitig aus freiem Willen ihr Band wieder zu trennen wünſchen, ſo ſind ſie nicht unauflöslich gebunden. Ich aber wußte, daß meine Gemahlinn für einen andern Gegenſtand geheime Neigung hege, ſo wie ich ſelbſt. Ich benutzte die Reiſe nach Italien, um mit ihr ſelbſt freundſchaftliche Rückſprache zu nehmen; denn nimmermehr hätte ich auf den Schmerz eines andern Weſens mein eignes Glück gründen mögen! Ich erhielt ihre freudige Einwilligung; ich eilte zurück, ſo ſchnell es meine Geſchäfte erlaubten — und — Gott, iſt es möglich, daß ein Menſch eine ſo fürchterliche Nachricht überleben kann, als die von deiner Einkleidung für mich war! O Juliane! hatte mein Herz dieſen Unglauben um dich verdient? Dies Herz, das dir nichts als Liebe und Treue bewieſen hat? Wahnſinn ſchwirrte um meine qualzerriſſne Seele! — Und iſt es Sünde, wenn ich dieſe Qual nicht allein zu tragen vermag; wenn ich mich ſehne, mein Herz in das deinige zu ergießen, wie ich es in glücklichen Tagen gewohnt war, — und dich — die Braut des Himmels, dadurch beunruhige? — iſt es Sünde, ſo verzeihe mir ſie Gott! wie ich dir das Elend verzeihe, das deine Zweifel an der redlichſten und treuſten Liebe über mein lichtloſes Leben gebracht haben."

Was Adelbert hier ſchrieb, war alles auf das Strengſte wahr. Wenn er Unrecht that, daß er die einmal Eingeweihte

auf's neue in die Stürme der Leidenſchaft herabriß, ſo kann er nur durch den Wahnſinn des eignen Schmerzes einige Entſchuldigung finden, und in dem brennenden Wunſche des Liebenden, ſich zu rechtfertigen in den Augen des geliebten Gegenſtandes. Auch drängte ſich wohl der Gedanke an die Möglichkeit dazwiſchen, auch dieſes trennende Gelübde vielleicht gelöſt zu ſehen. — Dieſe Möglichkeit wenigſtens mußte zu bald ſchwinden. Es war in den Tagen, wo das Glück jenem Weltbeſieger den Rücken wandte, wo folglich ſein Geſetzbuch die Gültigkeit verlor, und die alten kirchlichen Rechte mit aller Strenge wieder eintraten.

Furchtbar war aber jetzt erſt der Gemüthszuſtand Roſaliens. Von allen Qualen, die das fühlende Menſchenherz zerreißen, iſt der Selbſtvorwurf die grauſamſte und zerſtörendſte. — Roſalie mußte ſich ſagen, daß ſie durch ihre übereilte Heftigkeit, durch ihre Zweifel an dem Herzen deſſen, der ſich ihr doch ſchon durch ſo manche Probe bewährt hatte, ihr eignes Lebensglück, — und was noch tauſendmal ſchmerzender war, auch das ihres Geliebten zerſtört hatte; ſie wußte jetzt, daß die Pforte des Paradieſes für ſie offen geſtanden, und daß ſie ſelbſt ſie für ſich zugeſchloſſen hatte. —

Darum war das ſchöne Geſicht ſo verſtört; darum blickten die großen Augen ſo ſcheu und unruhvoll um ſich. Das theure Bild des Geliebten trat jetzt mit einem neuen rührenden Reiz geſchmückt vor ihre Seele, und übte ſeine unwiderſtehliche Gewalt; und dazwiſchen drängte ſich wieder der Gedanke des Meineids gegen Gott, und regte ſie zu einem martervollen Kampfe auf, wenn ſie zuweilen eine leiſe Hoffnung zu faſſen wagte, daß doch wohl eine Löſung ihres

Gelübdes noch im Reiche der Möglichkeiten liege. Lebhaft erinnerte mich ihr Anblick an jene ſchöne Strophe Matthiſſons:

Wie mancher Heloiſe glühend Herz,
In Streit der Leidenſchaft und Pflicht erkrankt,
Hat bis zum letzten Schlag mit Todesſchmerz,
Hier zwiſchen Gott und Abälard geſchwankt.

— Ob es dem menſchenfreundlichen Biſchof gelingen wird — nach dem, was man davon ſagte — ein Gelübde wieder aufzulöſen, das, nur im Irrthum ausgeſprochen, Gott nur ein widerſtrebendes Opfer ſeyn kann, — iſt ungewiß.

Angelika.

Ganz den Gegenſatz von Roſalien bietet die holdſelige Schweſter Angelika, die Zweite von den beiden mich ſo vorzüglich anziehenden Geſtalten, ein Bild des Friedens und der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt. Himmliſche Ruhe ſcheint auf der reinen, ſchönen Stirn zu thronen; und ihre dunklen Augen, von langen ſeidnen Wimpern überſchattet, heben ſich zuweilen mit einem ſo hinreißenden Ausdruck, daß man beinah ein ſchon verklärtes Weſen in ihr zu ſehen glaubt; Andacht und eine ſanfte Schwärmerei mahlen ſich darin, und ob ſie gleich bedeutend älter iſt, als die ſchöne Roſalie, ſo liegt doch eine unbeſchreibliche holde Kindlichkeit in allen ihren Zügen, und in dem milden Lächeln, das ihren lieblichen Mund umſchwebt. — Eine treubewahrte Jugend übt dieſen Zauber des Herzens gewöhnlich (nicht ſelten) auch noch in höhern Jahren aus. —

Angelika, — mit ihrem weltlichen Namen Amalia genannt, — war in einem proteſtantiſchen Lande aufgewachſen, obgleich ihre Aeltern der römiſch-katholiſchen Kirche angehörten, und ſie auch darin hatten taufen laſſen, doch waren ihr die äußern Eigenthümlichkeiten ihres Kultus beinahe völlig fremd geblieben; nur an Erzählungen ihrer frommen Mutter davon, — die immer noch der Heimath und der Gebräuche ihres Glaubens mit ſehnſüchtiger Erinnerung gedachte, — hatte ſich die kindliche Einbildungskraft der Kleinen und ihre angeborne Neigung zur Schwärmerei genährt, und ſtützte ſich ſpäterhin auf ſich ſelbſt, als ſie frühzeitig dieſe theure Mutter verlor!

Ihr Vater, ein aufgeklärter Weltmann, ſuchte ſie von dieſem in ſich geſchloſſenen Leben abzuziehen, und führte ſie in die Zirkel der großen Welt ein. Er wünſchte die aufblühende Jungfrau zeitig zu vermählen. Auch verfehlte das intereſſante Mädchen nicht, manchen vortheilhaften Eindruck auf die Herzen der Männer zu machen; und ſelbſt das Ungewöhnliche ihres Charakters machte ſie nur noch anziehender, ſo wie der Schatten ſanfter Schwermuth, der ſeit dem Tode der geliebten Mutter auf ihrem ganzen Weſen lag.

Ihr Herz dagegen ward von keinem unter allen den Männern, die ſich um ihre Gunſt bewarben, nur auf das Leichteſte gefeſſelt. Ohne im mindeſten ſtolz zu ſeyn, fühlte ſie doch eine geheime Sehnſucht nach etwas Höherm und Edlerem, als ſie bei allen den ſie Umringenden fand; — vielleicht nach etwas, das dieſe Erde nicht gewährt.

So waren mehrere Jahre hingegangen, und Amalie war noch unvermählt. Ihr trefflicher Vater liebte ſelbſt die Freiheit, und wollte auch ſeinem Kinde keinen Zwang an-

thun; als er in Geſchäften ſeines Hofs eine Geſandtſchafts-reiſe nach dem Orient machen mußte. Er konnte ſeine Toch-ter nicht mit ſich nehmen, und übergab ſie dem Schutze ei-ner ältern Dame ſeiner Bekanntſchaft. In dieſem glänzen-den Hauſe fehlte es ihr an Geſellſchaft und Zerſtreuungen nicht; ihr einziges Vergnügen aber waren die Nachrichten, die ſie von ihrem Vater erhielt, und die Briefe, die ſie ihm ſchrieb.

Mehrere neue, oder wiederholte Bewerbungen um ihre Hand erfolgten; der guten frommen Amalie, die den Wunſch ihres trefflichen Vaters kannte, war es ſchmerzlich, dieſen Wunſch nicht zu erfüllen. Sie ſtrebte, ihr ſanftes Herz für den Antrag eines angeſehnen Mannes zu ſtimmen, den ihr Vater vorzüglich ſchätzte, und deſſen Verbindung, wie ſie wußte, einen geheimen Lieblingswunſch von ihm erfüllt ha-ben würde. Welche Wonne lag für ſie in dem Gedanken, als ein Brief aus dem Orient alle Verhandlungen dieſer Art unterbrach.

Ihr unglücklicher Vater war auf der Rückreiſe von dorther von einem bösartigen anſteckenden Fieber ergriffen worden, und lag in einem elenden Flecken an der Gränze todtkrank darnieder. Der Staat, in deſſen Dienſte er ſtand, war mit jenem angränzenden nicht in freundlichem Vernehmen; weit mehr aber als dies, die unausſprechliche Furcht vor der Peſt, die eben in den Ländern der Pforte wüthete, machten es nicht denkbar, daß der Erkrankte zu beſſerer Pflege in das benachbarte Gebiet hätte gebracht werden können. Alle Umgebenden flohen ihn, aus Scheu vor jener entſetzlichen Krankheit; ſelbſt ſeine Leute hatten ihn verlaſſen, von eben

jener Todesſcheu ergriffen, bis auf einen ſeiner unterſten Diener, einen ehrlichen doch unbeholfenen Menſchen, der dieſen Brief hatte ſchreiben laſſen, und wenigſtens, obwohl auch nur in vorſichtiger Entfernung von ihm, geblieben war.

Welche Nachricht für Amaliens kindliches Herz! Mit Windesflügeln hätte ſie dem geliebten Verlaſſenen zu Hülfe eilen mögen. Auch verlor ſie nicht einen Augenblick, ſondern ſo wie ihre Beſchützerinn ihr auf ihr ungeduldiges Flehen eine ſchickliche Begleitung geordnet hatte, trat ſie die Reiſe an, und ſetzte ſie mit raſtloſer Eil fort, bis ſie einſt gegen Morgen an jenem Ort des Schreckens eintraf.

Man rief ihr, als ſie nach dem fremden Kranken fragte, mit zuſammengeſchlagenen Händen zu, ſich entfernt zu halten und ihr junges Leben zu ſchonen. Es iſt die Peſt! rief man wiederholt. — Nur Unglückliche, die ihr nahen. —

Ja unglücklich bin ich! — rief Angelika mit zerreißendem Schmerz — wenn dies ein geheiligtes Vorrecht gibt! — und eilte nach der bezeichneten Gegend, ohne auf die Warnungen zu hören, die man ihr noch nachrief.

Die Hütte, in welcher der Kranke lag, war durch einen beträchtlichen Raum abgeſondert von allen übrigen; ſelbſt jener Diener wohnte mehrere hundert Schritte davon und reichte ihm nur zuweilen Waſſer und andere unentbehrliche Bedürfniſſe mit ungeſchickter, kränkender Vorſicht zu. Großer Gott! welche Veränderung durch einen verhängnißvollen Zufall! Er, auf deſſen Wink ſonſt zahlreiche Diener in prächtigen Zimmern flogen, lag jetzt verlaſſen, dem armſelig-

ſten der Menſchen gleich, nur von der Menſchlichkeit eines wohl gutmüthigen Knechts abhängend.

O ihr Unmenſchen! ſo habt ihr meinen edlen unglücklichen Vater verlaſſen? rief die erſchütterte Tochter, und trat jetzt in das ſchmuckloſe Gemach, das nur die Morgenſonne mit ihren Strahlen ſchmückte, und ſie auf dem einfachen Lager den geliebten, leidenden Vater erblicken ließ.

Doch nicht allein war er; ſie glaubte einen Himmelsboten an ſeinem Lager zu ſehen; einen Jüngling von ſo überirdiſcher Schönheit, daß ſie ſchon wähnte, in die Gefilde von Jenſeits verſetzt zu ſeyn, mit welchen ſich ihre trauernde Phantaſie den Weg über beſchäftigt hatte, und die bald das Rettungsziel ihres armen Vaters ſeyn ſollten. Allein der Anblick des geliebten Kranken ſelbſt riß jetzt alle ihre Aufmerkſamkeit an ſich; unter hervorſtürzenden Thränen warf ſie ſich an der Seite ſeines Lagers auf die Knie, und bedeckte die bleiche, abgezehrte Hand mit heißen Küſſen.

Ein Schimmer der Freude flog über das blaſſe Geſicht ihres überraſchten Vaters; er drückte matt die Hand der Knieenden; winkte ihr aber zugleich, ſich nicht ſo vorſichtslos der Gefahr zu nahen. —

Der himmliſche Jüngling hatte mit Rührung die Scene angeſehen. Der Anblick der holdſeligen Amalie ſchien einen nicht minder tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als der ſeinige auf ſie. — Jetzt darf ich wohl meinen Freund noch einer liebern Pflege überlaſſen? ſagte er mit einer Stimme voll unausſprechlichen Wohllauts.

Er reichte dem Kranken, den die Ueberraſchung ſehr angegriffen hatte, noch ein ſtärkendes Heilmittel, und entfernte

ſich, als dieſer ihm durch ein ſanftes Neigen des Hauptes ſeine Einwilligung dazu bezeigt.

Mit einem ausdrucksvoll dankbaren Blick ſah ihm der Leidende nach. Dies iſt der Engel in Menſchengeſtalt, ſagte er, als er ſich ein wenig erholt hatte, dem ich das Glück verdanke, dich, mein geliebtes Kind, noch einmal wieder zu ſehen. Nur ſeine treue, aufopfernde Pflege hat mein ſchon verfallnes Leben noch einige Tage erhalten.

Amalie hatte, nur beſtürmt von ihren kindlichen Gefühlen, den engelgleichen Fremdling nicht genauer betrachten können, doch war ihr das Ungewöhnliche ſeiner Tracht aufgefallen, die ſie nie in der Welt geſehen hatte, und die nur die Meinung beſtätigen konnte, daß er nicht dieſer Erde angehöre. Amalie äußerte dies ihrem Vater; —

Du haſt noch nie einen Geiſtlichen in Ordenstracht geſehen, mein Kind! verſetzte dieſer; es iſt ein Bruder aus dem Benediktiner-Kloſter, das einige Stunden von hier über der Gränze liegt; ich ließ dort um einen Beichtiger für meine letzten Stunden bitten, und er wurde geſandt. — Seine Pflicht iſt es, dem Sterbenden den letzten Troſt der Kirche zu reichen; doch ſeiner großmüthigen Menſchenliebe gnügte das nicht, da er mich ſo von aller Hülfe verlaſſen ſah; er wirkte ſich Vergunſt von ſeinen Obern aus, und während dieſer Zeit wandte er nicht nur die ſegenbringenden Kenntniſſe der Heilkunde bei mir an, in welcher er ſehr wohl erfahren iſt, ſondern er übte auch alle Pflichten eines zartfühlenden, eines kindlichen Krankenwärters gegen mich. — Ja mir ſelbſt — ohne deine jugendliche Schwärmerei, iſt es oft vorgekommen, als ob ich meinen Schutzengel neben mei-

nem Lager ſähe, wenn er ſo mit unerſchütterlichem Heldenmuth ſein junges Leben für das meine in Gefahr ſetzte.

In Stunden eines großen heiligen Schmerzes iſt das Herz aufgeſchloſſener, um eine edle, überirdiſche Liebe in ſich aufzunehmen; ſo goß ſich in Amaliens blutendes Herz in ſanften Strömen die Fülle eines neuen, eines ſeligen Gefühls, das rein war, wie das Licht, und wie das Auge Gottes, das es ſah. Innig verband es ſich mit ihrem Schmerze und mit ihrer kindlichen Frömmigkeit, die er getheilt hatte. Das Sterbebette des geliebten Vaters war der Altar des Bundes, den zwei dem Himmel angehörende Seelen ſchloſſen.

An Wiedergeneſung des theuern Kranken war nicht zu denken; zu tief hatte die zerſtörende Krankheit ſein Leben in der Wurzel gefaßt. Nur das Glück war ihm noch vom Himmel zugeſagt, daß er ſeine fromme Tochter noch einen Tag lang ſehen, und alle die Beweiſe der tiefſten, unbegränzteſten Zärtlichkeit von ihr empfangen konnte.

Als die Strahlen der nächſten Morgenſonne wieder das einſame Gemach erleuchteten, da blickte er ihnen heiter entgegen, mit dem Lächeln der Ueberwindung, und reichte ſeiner Tochter noch zum Abſchied die Hand; ſie fühlte wohl, daß dies die letzte Stunde ſey, und feierte ſie nur mit ſtillen Thränen und Gebet.

Auch jenen Engel ſah ſie noch an ſeinem Lager beten. Die edle, ſchlanke Geſtalt ſchien auch, wie er ſich von den Knieen erhob, ſchon zum Aufſchweben emporgerichtet, und die Strahlen der Morgenſonne umleuchteten ihn gleich einer Glorie; die ſanftſchönen Züge waren ein wenig bleich, als habe auch ſie das Leiden der Erde ergriffen; wohl die Spu-

ren ſeiner aufopfernden Anſtrengungen am Bette des Kranken; aber ſeine himmliſchen Augen waren verklärt zu ſeinem Vaterlande aufgehoben, und ſprachen ſo hinreißend von Sieg und Erhebung über ſich ſelbſt, daß ſie die Seele weit über das Irdiſche hinaustrugen. In Amaliens Herzen tönte ein Wiederhall jener unſterblichen Dichterworte, als ſie die Engelsgeſtalt erblickte:

Luſt ward hier dem Wurm gegeben;
Und der Seraph ſteht vor Gott.

Der Kranke wandte jetzt noch einen ſegnenden Blick auf ſeine beiden holden Pfleger, und ſank darauf in einen ſanften ſchmerzloſen Schlummer, — aus welchem er nicht mehr erwachte. —

Welche Wahl blieb jetzt Amalien noch? Für ihren Vater hatte ſie nicht mehr zu handeln; er wandelte jetzt in den Gefilden der Seligen; auch ihr Geliebter, wenn auch noch nicht Jenſeits, lebte doch ſchon hier, in geweihten Kloſtermauern, ein Leben der Entſagung, ſtreng wie ſein edles Herz den geleiſteten Eidſchwur hielt.

Auch Amalien weihte bald der klöſterliche Schleier, und der ihr ſo angemeſſene Name Angelika. Fromm und freudig erfüllte ſie ihre Pflichten, die ſchönſte, reinſte Himmelsbraut, die noch die Erde ſah; und nie flieht ein unmuthiger Blick von ihr nach den Freuden der Welt zurück; denn: der Seraph ſteht vor Gott.

VIII.

Die drei Söhne.

Nicht fern dem waldumwachſenen Strom lag ehemals eine kleine Mühle an dem einſamen Bach, der durch die Waldnacht rauſchte und ſich in die Wellen des Stroms ergoß. Hier ſaß die arme Magdalena und blickte ſehnſüchtig durch das niedre Fenſter dem Wege zu, der durch die Gebüſche zu ihrer abgelegenen Wohnung führte. Sie war die Wittwe des ſeit kurzem verſtorbenen Müllers, und ob ſie gleich als die Mutter von drei ſchönen und wohlerzogenen Söhnen glücklich zu preiſen ſchien, ſo fühlte ſie ſich doch jetzt hülflos und verlaſſen; denn alle drei hielt die Ferne von ihr geſchieden. Der Aelteſte von ihnen, der ſtinke Hartung, hatte den Stand ſeines Vaters erwählt und war als Knappe ſchon lange auf die Wanderſchaft gegangen; der ſchlanke Heinrich hatte in den Krieg ziehen müſſen; den blonden Berthold aber hatte, da er noch ein ganz zarter Jüngling war, ein Vetter mit ſich in die Stadt genommen, um ihn zum Handelſtande zu erziehen. Der lebte nun in ferner, hochthürmiger Seeſtadt, wohin fremde Welttheile ihre ſchnellſegelnden Schiffe ſandten, und wo ein Wald von Maſten in dem Hafen ſeine buntfarbigen Wimpel wehen ließ.

„O käme doch nur einer zurück von allen dreien!“ ſeufzte ſie oft, „ſich meiner Hülfloſigkeit anzunehmen!“

Da hörte ſie einſt, als die Sonne ſchon auf ihrer Mittagshöhe ſtand, ein fröhliches Schalmeien- und Hornergetön durch den ſonſt ſchweigenden Wald, und ward bald einen ländlichen Feſtzug gewahr, der ſich Bahn durch die ſchüchtern weichenden Sträuche machte und nun in vollem Sonnenglanze daher kam. Es war ein ſtattlicher Wagen, mit vier muthigen, brauſenden Roſſen beſpannt, die, ſo wie der Wagen, mit Blumen und bunten, flatternden Bändern geſchmückt waren. Sie hoben ſtolz den Nacken und ſchlugen mit ihren mächtigen Hufen ſchmetternd den Boden.

Die arme Wittwe ward ſchon von ihrer prachtvollen Erſcheinung ganz geblendet; als ſie aber erſt ihren ehrerbietigen Blick zu dem Wagen erhob, da ward ſie auf dem offnen Sitze eine hochgewachſene, blühende Jungfrau gewahr, in ländlichem, aber koſtbarem Schmucke, und neben ihr, ſtrahlend in kräftiger Jugendſchöne, ihren älteſten, lieben Sohn Hartung. Ihnen folgte ein andrer ſtattlich beſpannter Wagen mit fröhlich anſtimmenden Spielleuten.

Der flinke Hartung ſprang ſogleich vom Wagen, den er halten ließ, fiel ſeiner Mutter um den Hals und ſagte: „Liebe Mutter, ich komme, da unſer Weg nicht allzuweit von hier vorüberführte, gleich mit meinem ganzen Gehör, Euch meine ſchöne Braut, oder vielmehr ſeit geſtern mein liebes junges Weib vorzuſtellen, und Euch zugleich anzukündigen, daß Ihr nun mit uns ziehen und künftig bei uns leben ſollt! Auch die junge Frau, die Barbara hieß, war von dem Wagen geſtiegen und wiederholte freundlich grüßend den Antrag ihres Mannes.

Die Mutter konnte ſich lange gar nicht von ihrer freu-

digen Beſtürzung erholen. „Ach Himmel,“ rief ſie, „wie viel Freude läßt du mich erleben!“ Sie konnte nicht aufhören, bald ihren männlich aufgeblühten Sohn, bald die ſtattliche Tochter, die er ihr zugeführt hatte, mit freudeglänzenden Blicken zu betrachten.

Doch als die Angekommenen, nachdem ſie nur ein wenig ausgeruht, nun auf die Wiederabreiſe drangen, da ſagte ſie beklommen: „Aber, lieber Hartung, willſt du denn die Mühle ganz auf immer verlaſſen, in der dein guter Vater gelebt hat?“ —

„O liebe Mutter,“ entgegnete Hartung luſtig, „von der iſt nicht mehr die Rede! Ich habe eine viel größere ſchönere Mühle gekauft, landeinwärts an einem breiten Strome. Da fliegen drei Räder wie in der Luft, während ſich unſer einziges kleines ſo mattherzig dreht, als ob es kaum das Leben hätte. Und Gärten, Felder, daß es eine Luſt iſt! Denn ihr ſollt wiſſen, liebe Mutter, daß mir nicht blos ein ſchönes, ſondern auch ein ſehr reichbegütertes Weib zu Theil geworden iſt. Ihr Vater beſitzt einen großen Meierhof, unweit der Mühle, in der ich zuletzt arbeitete. — Da glückte es mir denn — bei Tanz und andern Gelegenheiten — ihre Gunſt zu gewinnen“ — ſetzte er mit einem lächelnden Seitenblick auf ſeine junge Frau hinzu, die wieder ſchalkhaft in ſeine muntern ſchwarzen Augen lachte.

— „Und da ihr Vater ſah,“ fuhr Hartung fort, daß ich ganz rechtlichen ſittlichen Wandels war, und die Arbeit nicht ſcheue, ſo gab er ſie mir, und mit ihr einen guten reichlichen Anfang! Und ſo, Mutterchen, macht nur, daß Ihr die kleine Mühle mit uns verlaßt!“

Die Mutter freute ſich zwar über die Erzählung von ihres Sohnes Wohlſtande; doch konnte ſie nicht unterlaſſen, noch halb ſchüchtern einzuwenden: „Aber — der arme Vater hat ſie mit ſchweren Sorgen wieder ausgebaut und in Stand geſetzt, und wünſchte immer, daß ſie Einer von Euch behalten möchte — Wär' es denn nicht möglich, daß Ihr? — — ſetzte ſie nur halblaut hinzu. —

Aber da mußte die junge Frau laut auflachen, und ſagte: „Nein Mutterchen, wo denkt Ihr hin? in dieſer kleinen Mühle ſollt' ich wirthſchaften? die iſt ja nicht viel gröſſer als zu Haus unſer Taubenſchlag!“

Da war nun an kein Widerſtreben weiter zu denken, wenn ſie anders bei ihren lieben Kindern leben wollte. Schweigend ſuchte ſie ihre geringen Habſeligkeiten zuſammen, und ſagte unter heimlichen Thränen der Wohnung Lebewohl, wo ſie in Lieb' und Treue manches ſtillglückliche Jahr verlebt hatte. — Mehrere Meilen weit entfernt lag die anſehnliche Wohnung, in welche ſie nun Alle einzogen.

Nun blieb die kleine Mühle im Walde wüſt liegen; das Rad ſtand trocken und zerfallend in der Sonne; der Bach ging traurig murmelnd, einſiedleriſch um das verlaſſene Haus, deſſen Bewohnern er einſt freudig gedient hatte; das moosbewachſene Dach ſank ein, und hohes Gras bedeckte den Hof und das ehmals ſo wohlgepflegte Gärtchen; nur die Roſen blühten noch ſiegend mitten unter den wildernden Stauden und dem hohen Graswuchs empor. Wenn ſich ein Wanderer in dieſe abgelegene Gegend verlor, und unverſehens die wüſte Mühle vor ihm lag, ſo wandelte ihn ein Schauer an bei dieſem Bilde gänzlicher Verlaſſenheit. Magdalena fand in-

deß, unter ihren wohlhabenden Kindern lebend, die Liebe nicht vergelten, die ſie zu ihnen gezogen hatte, ſo ſehr ſie auch mit ehrerbietiger, faſt demüthiger Aufmerkſamkeit die Wünſche ihrer ſtattlichen Tochter zu erfüllen ſtrebte. Habſucht und Härte waren Hauptzüge in Barbaras Gemüth; ſie hatte geglaubt, in der Mutter ihres Mannes eine brauchbare und wohlfeile Gehülfinn zu finden und einſt eine ſorgſame Wärterinn für ihre Kinder; als ſie aber ſah, daß Kränklichkeit und Schwäche die Arbeitsluſt der armen Magdalena hemmten, da ſchien ſie ihr eine unnütze Laſt. Der flinke Hartung war zwar ſtets ein rechtlicher Sohn geweſen; allein er hörte zu ſehr auf ſein Weib, und da auch er nicht allzuweich von Gefühl war und ebenfalls Neigung hatte, ſeine Habe zu vermehren, ſo ging er nur raſtlos ſeinen Geſchäften nach, und achtete nicht ſehr darauf, ob es ſeiner Mutter wohl oder übel gehe. Dieſe aber war zu wahrhaft gut, um durch Klagen die Eintracht der beiden Gatten ſtören zu wollen. Sie ſeufzte im Stillen unter den ſchweren Arbeiten, die ihr Barbara auflegte, und endlich, als ſie ihre Kräfte ganz erliegen fühlte, entſchloß ſie ſich, wiewohl mit heißen bittern Thränen, lieber zurück in ihre armſelige Wohnung zu kehren.

Der beſchäftigte Hartung hörte dies zwar mit Verwunderung und einem Ausbruch männlichen Unmuths über weibliche Unverträglichkeit; indeß, da ihm ſein Weib verſicherte, daß es blos Eigenſinn der Mutter ſey, ſo hinderte er ihr Fortgehen weiter nicht, nahm mit bewölkter Stirn von der Mutter Abſchied, und ſorgte nur noch mit eignem Anſehen dafür, daß ihr ein beträchtlicher Antheil von Lebensmitteln mitgeſandt ward.

Die Mühle war zwar ganz verfallen; indeß fand doch die Zurückgekehrte ein hinlänglich ſchützendes Gemach in der armſeligen kleinen Hütte. Hier lebte ſie nun wieder ihr einſam ſtilles Leben, und wenn auch zuweilen der Bach, aufgeregt vom Regen, zürnend über Stein und Röhrig ſchäumte, wenn auch der Sturm tobend in den Wipfeln um ihre Hütte ſauſte, doch ſchien es ihr minder ſchrecklich, als die feindſeligen Blicke, die zuweilen aus den Augen der zürnenden Barbara auch auf ſie gefallen waren.

Doch ärmer war ſie geworden durch die Erfahrung an dem Einen ihrer Söhne. Noch ängſtlicher dachte ſie nun an die andern Beiden, doch unwillkürlich wandten ſich ihre Gedanken immer zu dem jüngſten von ihnen, zu ihrem blonden Berthold hin; denn ob ſie gleich alle ihre drei Söhne mit gleich herzlicher treuer Mutterzärtlichkeit liebte; ſo war doch dieſer eigentlich der Liebling ihres Herzens, ohne daß ſie es ſich ſelbſt geſtand. „Ach Gott! er war ſo zart und ſchön!“ — ſagte ſie oft zu ſich ſelbſt, — „mir iſt zuweilen gar, als müſſe etwas Vornehmes aus ihm werden.“

So war eine lange freudloſe Zeit für ſie dahin gegangen; die Lebensmittel waren zu Ende und ſie wußte nicht, ob ihr Sohn, der flinke Hartung, ſie in ſeinem Erwerbseifer vergeſſen, oder ob ihn ſein Weib ganz von ihr abgewandt habe. Sehr traurig ſaß ſie eines Morgens an dem kleinen Fenſter und ſah, wie ſich die Bäume mit hellem Sonnengolde bekleideten, und die Vögel ſingend ihr Futter ſuchten; da erblickte ſie auf einmal durch das ſonnenhelle Grün einen Reiter daher ziehen, auf einem zierlich ſchönen, lichtbraunen Pferde, das ſeine weißgezeichneten Füßchen vornehm über

die wilden Ranken des Bodens hob. Er hielt an der Mühle, ſtieg ab, und mit Entzücken erkannte ſie in ihm den geliebten Berthold wieder.

Sie war minder durch ſeinen, als ehemals durch Hartungs Anblick überraſcht, theils weil ſie ſich zeither beſtändig im Geiſte mit ihm beſchäftigt, theils weil er ſich auch weniger verändert hatte. Er war noch immer ſo zart als vormals, und auch nicht allzuhoch emporgewachſen, ſondern nach Wuchs und Antlitz beinahe mädchenhaft anzuſehen. Seine Kleidung aber und Alles, was ihn umgab, war eben ſo zierlich und fein, als er ſelbſt, und ſetzte die Betrachtende in das froheſte Erſtaunen.

Nach vielen zärtlichen Umarmungen ſagte Berthold: „Ich komme, meine liebe Mutter, um Euch meine Gattinn und mein Kind zu zeigen, die mir in geringer Entfernung in ihrem Reiſewagen nachfolgen. Der Hand meiner Beate, deren Herz zu gewinnen mir gelang, verdanke ich meinen jetzigen Glückszuſtand. Ich beſitze ein ſchönes weitläuftiges Haus in unſrer großen Hafenſtadt, und Alles, was der Stand eines angeſehenen Handelsherrn erfordert. Wir mußten durch dies Land reiſen, und da haben wir einen großen Umweg gemacht, um Euch, meine theure Mutter, heimzuſuchen.“

Während er noch ſo ſprach, kam ein glänzender und bequemer Reiſewagen heran, in welchem ſeine Gattinn von mehreren Dienern und Dienerinnen umgeben ſaß; Berthold eilte den Dienern zuvor, ſie herauszuheben, und führte ſie ſeiner Mutter zu. Sie ſchien ein ähnliches zartblondes Bild, wie Berthold ſelbſt, nur daß ſie bläſſer war und ihre rei-

chen blonden Locken etwas ins Röthliche fielen. In den feinen, regelmäßigen Zügen ihres Geſichts lag aber etwas ſo Stolzes, Geringſchätziges, ja ein beinahe ſpöttiſcher Zug umgab die blaßrothen Lippen, ſo daß die arme Magdalena noch weit weniger ein Herz zu ihr faſſen konnte, als vormals zu der rüſtigen Barbara. Das Kind aber, das Berthold von dem Arme einer Wärterinn nahm und ihr ebenfalls entgegentrug, kam ihr, in ſeinem feinen Linnen ſchlummernd, wie ein wunderliebliches Wachsbildchen vor; ſie wagte es kaum anzufaſſen, umfing es aber mit Blicken voll unendlicher Mutterliebe. „Ach Gott, das liebe, liebe Kind!“ rief ſie, „ach das werd' ich gar nicht vergeſſen können!“

„Wie wär' es, liebe Beate,“ ſagte Berthold mit einiger Schüchternheit, „wenn wir die Mutter? Wir haben ſo ein ſchönes weites Haus — —“

Aber Beate warf ihm einen ſo ſcharfen zurückweiſenden Seitenblick zu, daß er ſogleich verſtummte.

Die verdachtloſe Magdalena hatte es nicht bemerkt. Es iſt dem Menſchenherzen eigen, daß es bei dem, was es recht innig und vor allem Andern liebt, dieſelbe liebevolle Innigkeit vorausſetzt; ſo zweifelte Magdalena keinen Augenblick, in Berthold ihr eignes Gefühl wieder zu finden. Als ſie aber gleich darauf in dem anſtoßenden Gemach beſchäftigt war, etwas zu Bewirthung der theuren Gäſte herbeizuholen, hörte ſie unvermuthet, wie die junge Dame nicht ohne Bitterkeit zu ihrem Manne ſprach: „Ich muß geſtehen, ich hätte dir mehr Umſicht zugetraut! Die alte Frau würde ſich vortrefflich in unſern Geſellſchaften ausnehmen! Sie ſelbſt würde ſich dort nicht gefallen; — und dann dächte ich doch,

meine Verwandtſchaft hätte ſo viel Schonung um dich verdient, daß du gerade nicht aller Welt deine Herkunft zur Schau trägſt, da man ſie dir ſelbſt zum Glück nicht allzuſehr anmerkt.

Durch dieſen letzten Zuſatz war der junge Mann ſo ſehr geſchmeichelt, daß er ſeinen Vorſchlag als eine Uebereilung zurücknahm, und deshalb um Verzeihung bat.

„Gieb, oder ſchicke ihr, ſo viel du willſt!“ fuhr ſeine Gattinn beſänftigter fort, — „das Handelshaus meines Vaters wird deshalb nicht zu Grunde gehen; nur ihre Gegenwart muthe mir nicht zu!“ —

Thränen ſtürzten beim Hören dieſer Reden aus den Augen der armen Mutter, die aber, da ſie, ſanft und duldend, wie immer, ihren Gefühlen keine Worte zu geben wagte, von dem eben aufbrechenden Paare leichthin für Thränen des Abſchied's genommen wurden. Berthold, der doch nicht ungerührt dabei blieb, drückte ihr ſeine Börſe in die Hand und verſprach mehr zu ſchicken. Eine innere Regung hieß ihr zwar dieſe Gabe ausſchlagen; indeß die Noth und die Liebe, die ſie noch immer für den ſchwachen, ſie verläugnenden Sohn hatte, bewogen ſie dennoch zur Annahme. Bald ſah ſie die dahinrollenden Räder und den Reiter im Gebüſch verſchwinden.

Tiefer noch und zerſtörender hatte dieſe letzte Erfahrung in ihr Herz geriſſen. „So hab' ich keine Söhne mehr!“ ſagte ſie ſchmerzlich, „denn Heinrich wird gewiß im Kampf gefallen ſeyn; ſo ſagt es mir mein ahnendes Herz.“

Und als ſie eines Nachts in tiefen Schlaf geſunken war, führte ihr auch ein Traum dieſe betrübende Wahrheit vor. Sie ſah auf einem grünen Felde einen gefallnen Krieger ruhen, ſeine Waffen lagen um ihn, und ſein Blut floß dunkel aus

einer Wunde der Seite. Ganz einſam war das Feld; ſeine Gefährten lagen weit abwärts; nur der Abendſtern ſah aus röthlichem Gewölk mitleidig zu ihm nieder. Sie blickte ihm in das Geſicht, und erkannte deutlich die bleichen Züge ihres Heinrichs.

„Gehab dich wohl, mein Sohn!“ ſagte ſie erwachend, indem ſie ihre Hände auf der beklommenen Bruſt zuſammenfaltete, als wollte ſie den hervorbrechenden Jammer zurückpreſſen — „ſo biſt du wenigſtens dahingegangen, ohne daß du mich verlaſſen und verläugnet haſt.“

Unterdeſſen ſchwand ihre Geſundheit immer mehr, und das, was ihr Berthold gelaſſen hatte, war zu Ende, ohne daß ſie weiter etwas von ihm vernahm. Ob in der weiten Entfernung die Botſchaft verloren gegangen war? ob er ſie ganz im Rauſche ſeines Glücks vergeſſen hatte, wußte ſie nicht.

Ihr Elend war jetzt auf das Höchſte geſtiegen; mit wankenden Schritten irrte ſie am Morgen in den Wald hinaus, ſich einige wilde Beeren und Wurzeln zu ihrer dürftigen Nahrung zu ſuchen. Ihr einziges Sehnen war dabei nach einer baldigen Erlöſung durch den Tod gerichtet.

Jetzt war dieſelbe Jahreszeit wiedergekommen, in welcher ſie durch ihres älteſten Sohns, des flinken Hartungs, Erſcheinung erfreut worden war; der Sommer neigte ſich zu Ende; das volle Laub der Wälder ward immer dunkler und brauner, und der ernſte, ſchwermüthige Herbſt nahte heran, mit ſeinen träumeriſchen Nebelgebilden. Zitternd dachte die arme Magdalis an den drohenden Winter.

Nach einem ſolchen ſchwermüthigen Tage hatte ſich eine recht herrliche, glühende Abendröthe ausgebreitet, da, wo das

Grün der Waldung nach Weſten hin eine freie Oeffnung ließ, und mitten in dem Kranze rother Wolken, in dem durchſichtigen, roſenlichten Aether ſchwimmend, ſtrahlte der Abendſtern freundlich herab. Ganz ſo erſchien Alles der ſchmerzlich überraſchten Magdalene, die vor ihre Hütte getreten war, wie ſie es jüngſt im Traume geſehen hatte.

Und ſieh! in dieſem Augenblicke trat eine Geſtalt aus der grünen Umlaubung, ganz ähnlich der Geſtalt ihres gefallnen Sohnes, in kriegeriſchem Schmuck, verklärt in dem umgebenden Abendglanz.

Die immerwährende Einſamkeit hatte die arme Alte wohl zum Geiſterglauben ſtimmen können, und ſie war nahe daran, die Erſcheinung für den Schatten ihres beweinten Heinrichs zu halten.

„Ich komme, meine theure Mutter,“ rief der herbeieilende Krieger, „Euch nach ſo langer, bittrer Trennung wieder einmal an meine Bruſt zu drücken!“

Und ſie fühlte ſich von den Armen ihres wirklichen, ihres lebenden Sohnes umſchlungen; denn es war Heinrich, der ſchlanke Heinrich ſelbſt.

Sie ward jetzt auch ſein treues Roß gewahr, das er hinter ſich am Zügel führte. Es beugte ſeinen muthigen Nacken, gleichſam als wolle es ſie grüßen, und blickte ſie mit den glänzenden treuen Augen freundlich an.

Sie führte nun den theuern Wiedergefundenen voll Freude nach der kleinen väterlichen Hütte, um dort auszuruhen und ſich zu pflegen. Er bat nach guter Reiterſitte nur um Vergunſt, vorher ſein treues Roß unter Dach zu bringen und wohl zu verſorgen; und ſie eilte mit verjüngter Kraft

in das kleine Gemach, um bei der feuchtkalten Herbſtluft ein wärmendes Feuer anzuzünden und Alles, was nur in ihrem Vermögen war, zu ſeiner Bewirthung herbeizuſchaffen. Sie hätte weinen mögen, daß es nicht mehr war; allein die Freude behauptete heut ihre ſiegende Obergewalt.

Als er nach kurzer Weile eintrat, und nun das lodernde Feuer den blanken Kriegerſchmuck auf ſeiner Bruſt, und ihn ſelbſt hell beleuchtete, da konnte ſie nicht aufhören, wieder und immer wieder nach ihm empor zu blicken und zu bewundern, wie er ſich ſo herrlich ausgebildet hatte. Sein ſchlanker Wuchs war noch männlicher und anmuthiger geworden unter den Umgebungen des Krieges, ſo wie die Züge ſeines edeln Geſichts; ſeine bräunliche Wange, angeflogen von friſchem Roth, ſtand wohl gegen das Feuer der Augen, und dieſe ſchönen, dunkeln, blitzenden Augen ſprachen ſo unverkennbar die Treue und Güte ſeines Herzens aus, daß es die Langgequälte, Leidende, wie ein erquickender Lebensſtrom durchdrang, wie er ſo innig auf ſie nieder lächelte.

„Ach, denke dir, mein beſter Sohn,“ rief ſie, tief Athem ſchöpfend,“ es ſind nun beinahe drei Monden, da ſah ich dich im Traume blutend, ſterbend auf dem Schlachtfelde.“

„Das iſt zum Theil auch wahr, liebe Mutter,“ verſetzte Heinrich, „gerade heut vor drei Monden lag ich ſchwer verwundet auf der Wahlſtatt. Wir hatten eine große Schlacht geſchlagen.“

„Ach, mein armer Heinrich,“ rief Magdalene, „wenn ich denke, wie du für deine Brüder in den Krieg mußteſt!“

So lange Zeit her hatte ein ſtarrer dumpfer Gram die Ergießung ihres Schmerzes zurückgehalten; jetzt fielen die hei-

ßen Tropfen innrer Wehmuth wieder lindernd aus ihren Augen nieder; in ihre Seele drängten ſich die trüben Vorſtellungen, wie der flinke Hartung ſtets voll Luſt und Leben, immer der Liebling des Vaters, der zarte Berthold aber ſtets der ihre geweſen war, und wie ſie den mehr in ſich gekehrten Heinrich noch am leichteſten zum Opfer des Kriegs hingegeben.

„O weint nicht, meine gute Mutter!“ — rief Heinrich ſchmerzlich bewegt und gequält durch den Anblick — „Ich liebe meinen edlen Stand! Schon in einer der erſten Schlachten, in denen ich focht, iſt es mir gelungen, mich von der Stufe des gemeinen Kriegers aufzuſchwingen und einem unſerer Anführer einen bedeutenden Dienſt zu thun, der mich fortan nicht mehr von ſeiner Seite ließ, und in deſſen Umgang ich öfter Gelegenheit hatte, meine Kenntniſſe auszubilden. In der letzten großen Schlacht hat man einige geringe Waffenthaten von mir ſo wohl aufgenommen, daß mir nun im Dienſt der Weg zu höhern Ehrenſtellen offen ſteht. Ich benutzte blos die Zeit nach dem jetzigen Friedensſchluß, um, ſobald ich geheilt von meinen Wunden war, Euch und die liebe Heimath einmal zu ſehen, da alle Nachrichten vom Heere bis in Eure Gegend durch die Unruhen abgeſchnitten wurden. — Ich bin Tag und Nacht gereiſt — und — ich geſtehe dir, geliebte Mutter, daß mich dein Anblick und der verfallene Zuſtand unſrer väterlichen Wohnung mit tiefer Wehmuth erfüllt hat. — Ich leſe all die traurigen Veränderungen, die ſich hier zugetragen haben müſſen, in Euren Augen, und weh mir, daß ein armer Krieger nicht einmal einen ſichern Zufluchtsort für ſeine kranke Mutter hat! — Ach,

die geringen kleinen Gaben, womit ich Euch zu erfreuen dachte," ſetzte er niedergeſchlagen hinzu, und reichte ihr halbſchüchtern die Geſchenke dar, die er ihr mitgebracht hatte — „Es iſt zwar redlich erworbnes Gut, allein was nützt dir ſolche Kleinigkeit? — Ach, ich werde mit ſchwerem Herzen in mein unruhiges Waffenleben zurückkehren!"

Magdalene hatte bisher in tiefem Nachdenken geſtanden, als beſchäftige ſie nur ein Gedanke aus ihres Sohnes Rede! — „Du willſt alſo nicht hier bleiben?" — fragte ſie jetzt mit bebender Stimme, und harrte zitternd auf ſeine Antwort, wie auf einen Ausſpruch über Tod und Leben.

„O nein, theure Mutter," erwiederte der Krieger traurig aber beſtimmt. „Sehr flüchtig iſt mein Beſuch; morgen um dieſe Zeit muß ich ſchon wieder auf dem Rückwege ſeyn. Wir rücken in entferntere Gegenden, und ich darf da nicht fehlen."

Er hatte dieſe Worte noch nicht geendet, da deckte Todesblaſſe ihr Geſicht, und mit dem Ausdruck herzzerreißenden Jammers rang ſie flehend die Hände zu ihm empor, ohne ein Wort ſprechen zu können; nur ihre Augen, welche die ſeinen ſuchten, redeten eine ſtumme aber mächtige Sprache.

„Meine Mutter! meine gute Mutter! faßt Euch" — rief der geängſtete Heinrich, indem er ſich liebevoll um ſie bemühte.

„O mein Sohn! o mein lieber, einziger Sohn!" brach ſie endlich aus, in Tönen, die tief in ſein Innres ſchnitten. „O bei Allem, was heilig iſt, verlaß mich nicht! oder ſtoße mitleidig dein Schwert in das Herz deiner unglückſeligen Mutter, ehe du ſie dem Schickſal überläßt, einſam, und o,

was tauſendmal ſchrecklicher iſt, verachtet, gekränkt zu verſchmachten.“

Sie erzählte ihm darauf mit wenigen eindringenden Worten, wie die Herzen ſeiner Brüder von ihr abgewandt worden waren, und der edle Heinrich fühlte zu tief, wie es ſchwerer ſey, als der Tod, da Großmuth erflehen zu ſollen, wo man geheiligte Rechte hat. Ein ſchmerzlicher Kampf entſtand in ſeinem Innern. Die rühmliche Bahn, die vor ihm lag, und ihm jetzt endlich ſo manche erlittne Drangſale zu belohnen verhieß; die Pflicht, die er für ſeinen theuren Stand zu haben meinte, Alles drang auf ihn ein; doch über Alles ſiegte endlich die Liebe, das Mitleid für ſeine unglückliche Mutter. „Nein!“ rief er überwältigt aus, — „ich kann nicht länger! — „Richte du!“ rief er und wandte ſein reines Auge himmelan, — „richte du zwiſchen mir und meiner mahnenden Kriegerpflicht! Ich habe oft dem Tode unerſchrocken ins Auge geblickt, — den Jammer meiner Mutter kann ich nicht ſehen!“ — Des andern Tages trat er ſeinen Rückweg zum Heere an; doch nur um ſeine Entlaſſung zu erbitten, die er erhielt. Nur im Fall einer erneuten, dringenden Kriegsgefahr, nahm man ſein Verſprechen, ſich wieder in die Reihen zu ſtellen. —

Die kleine Mühle ging nun wieder thätig, und ſchallte durch die grüne Einſamkeit; denn Heinrich ſuchte ſein früheres, väterliches Gewerbe wieder hervor, das er nur für die begeiſternde Pflicht des Waffenſtandes aufgegeben hatte. Treu und liebend übte er jetzt die ſtilleren einfacheren Pflichten; auch die wüſte Wohnung ſtieg bald durch ſeinen treuen Fleiß wieder in ihrer vorigen Nettigkeit empor. Der

muntre Bach kam wieder am thauichten, rothen Morgen mit traulichem Geſchwätz zu ihm unter das kleine Fenſter, unter den ſchwankenden Steg, und zeigte ihm, wie zum Lohne, ſein ſchönes Bild im cryſtallnen Spiegel.

Heinrich aber dachte an nichts, als wie er ſeine arme Mutter erquicken und erfreuen wollte, die auch bald unter ſeiner Pflege genas, ſo wie ein halbgeknicktes Bäumchen, das ein mitleidiger Wandrer unterſtützt.

Die Mädchen in der Gegend weit umher waren aufmerkſam auf die Rückkehr des Jünglings geworden, der bald nun nicht mehr allein der ſchlanke, auch der ſchöne Heinrich hieß, und manche reizende und reichbegüterte Schöne hätte ihm als Gattinn zu Theil werden können; allein er dachte an das Beiſpiel ſeiner Brüder, und beſchloß, ſein Herz ſtandhaft zu bewahren, um ganz für die arme Mutter leben zu können, der er ſo viele Kränkungen zu vergüten wünſchte.

Die einzige Erholung, die er ſich gönnte, beſtand darin, daß er zuweilen durch die umliegende Gegend, durch die unbegränzte Waldung ſchweifte. Und manchen ſchönen Genuß bot ihm die freie Natur, vorzüglich als nun der harte Winter vergangen war, und der Wald wieder in ſeiner herrlichen friſchgrünenden Fülle prangte. Zuweilen wandelte ihn wohl die Sehnſucht nach der Gefährtſchaft eines liebenden, ihm gleichen Weſens recht ſchmerzlich an, und in einer ſolchen Stunde zog es ihn auch hinaus in das Freie. Es war ſchon ſpät am Abend, und die Mutter ſchlief längſt ihren friedlichen Schlummer; da ſtellte er die Mühle in Ruh, aber ſein Herz konnte er nicht ſo zur Ruhe bringen. Er eilte hinaus in die lauwarme

duftige Sommernacht; das Jahr ſtand in ſeiner höchſten Pracht und Fülle; die wilden Roſenhecken um die Mühle her blühten, und der Wald wölbte ſo dichte Schatten, daß kein Mondſtrahl in ihr geheimnißvolles Dunkel dringen konnte. Heinrichs Pfad war bald ſo verwachſen, daß ihm die thaubenetzten Zweige über die jugendlich glühenden Wangen ſtrichen; er achtete nicht auf das Dunkel um ſich her, nur in das dunkle Gewoge ſeines Innern verloren. Da war es ihm mit einemmal, als werde es licht, und eine himmliſche Traumlandſchaft liege vor ſeinen Blicken: denn ein Thal, das er noch nie vorher bei ſeinen Streifereien geſehen hatte, that ſich vor ihm mit wunderbarer, herzbefangender Lieblichkeit auf, ſo wie die hohen dunkeln Bäume des Waldes aus einander traten. In dem ſanften goldnen Lichte des Vollmonds ſchwamm die bezaubernd ſchöne Landſchaft; Alles war ſtill und einſam, nur ein ſanftwogender Strom ging an der Seite des Thales im Halbkreis unter den Felsrändern hin, und ein dämmerndes Dörfchen ſchien im Hintergrunde, in einer Vertiefung der waldbewachsnen Berge zu liegen. Auf ihrer Höhe aber hob eine weiße Veſte ihre Zinnen in unſichern Umriſſen nur, halb über die Bäume ragend, mattglänzend in das Mondlicht empor, und verſchmolz mit dem zarten lichten Duft, der über der ganzen Landſchaft ruhte.

Heinrich war nur wenige Schritte vorgetreten, und ſtand verſunken in den entzückenden Anblick; da rauſchte es leiſe in den zartgrünen Gebüſchen, die ihm zur Seite ſtanden, und eine holdſelige weibliche Geſtalt trat daraus hervor, deren unnennbare Holdſeligkeit und Anmuth den Jüngling mit einem noch nie gekannten Gefühl und mit einer reizendban-

gen Verwirrung erfüllte. Sie trug ein weißes, beinahe ländliches Gewand, und dennoch lag in ihrem ganzen Weſen ein eignes Etwas, das ſie als von höherer Abkunft zu bezeichnen ſchien; kunſtloſe Locken umfloſſen das holde Geſicht, wie dämmerndes Gewölk den Mond. Ihre ſchwebenden Füße berührten kaum den Boden; allein ſie blieb verſchüchtert ſtehen, als ſie ſo nahe einen Mann, einen Unbekannten erblickte.

Aengſtlich ſah ſie ſich um; dem biedern Heinrich that dies im Innern weh, er faßte ſeinen Muth zuſammen und ſagte bittend, mit aller ſeiner treuherzigen Innigkeit: „O ſeyd nicht bange, edles Fräulein! Lieber möchte ich mich Euch zum Begleiter anbieten durch dieſe lebloſe Einſamkeit, als Euch ſchrecken.“

Der Ton ſeiner Stimme war ſo gewinnend, und eben ſchien der Mond in ſein Geſicht und zeigte ihr ſo klar die ſchönen offnen Züge, daß unwillkürlich Vertrauen in ihr Herz kam. „Wer ſeyd Ihr?“ fragte ſie — — „Faſt möchte ich Euer freundliches Erbieten annehmen, da ich von meiner Begleitung abgekommen bin.“

Heinrich nannte ihr ſeinen Namen, und ſie gab es zu, daß er neben ihr durch das ſchweigende mondbeglänzte Gefild ging, Beide ein Weilchen ſchweigend, wie das Gefild.

Die holde Unbekannte ſchien in tiefes Sinnen verloren; ſich davon losreißend fragte ſie nochmals nach dem Namen und Stand ihres Begleiters; Heinrich erzählte ihr etwas von den Umſtänden ſeines Kriegerlebens, von ſeiner jetzigen Beſchäftigung.

„Wie?“ rief ſie mit Verwunderung und blieb ſtehen, ihn mit einem eignen Blick betrachtend; — „ſo habt Ihr

den edlen Stand, den Ihr zu lieben ſcheint, für ein niede-
res Gewerb aufgegeben?"

Heinrich ſtand ihr einige Augenblicke wortlos gegenüber; der Purpur liebender Verwirrung, der ſchon früher auf ſeine Wangen geflogen war, miſchte ſich mit der brennenden Rö-
the der Beſchämung, die ſchmerzend aus dem Herzen die Stirn überfliegt. Doch tröſtend kehrte ihm ſein reines Be-
wußtſeyn wieder. Er ſagte ihr mit wenigen, in tiefer Be-
wegung geſprochenen Worten die Urſache, die ihn bewogen, ſeinen Stand zu verändern; unverkennbar mußte ſie das ſchwere Opfer einſehen, das er der Kindespflicht gebracht hat-
te. Vergebens ſuchte er eine Thräne zurückzudrängen, die in ſein männliches Auge drang.

Auch ſie ſchien tiefbewegt. „O dann," rief ſie im Tone hingerißnen Gefühls — dann muß ich Euch ehren!"

Es war, als ob auch ihr Aug' eine Thräne verſilberte, die der Mondſtrahl beglänzte; allein ſie wandte ſich ſchnell ab. — „Lebt wohl, edler junger Mann!" ſagte ſie, „dort kommt mein Begleiter."

Heinrich ſah in der That einen alten Diener von einem Nebenpfade auf ſie zukommen, dem ſie entgegeneilte, um mit ihm ihren Weg zu verfolgen.

Aus der Art, womit ſie ihm Lebewohl zugewinkt, er-
rieth des Jüngling natürlich richtiges Zartgefühl unzweifel-
haft, ſie wünſche nicht, daß er ihr folge; und ehrerbietig ge-
horchte er. Wie dem Entſchwinden eines ſchönen Traumes ſah er ihr nach, als die weiße, anmuthige Geſtalt durch die nächtliche Flur hineilte, dem Dörfchen zu, das im Hinter-
grunde dämmerte.

Erſt ſpät kehrte er in die heimiſche Wohnung zurück.

Ein trüber Tag grenzte an die leuchtende Nacht; dichte Regenwolken hatten den Himmel mit einem grauen Flor umzogen; Heinrich bemerkte die Düſternheit nicht; in ſeine Seele fiel noch der Schimmer der vorigen Nacht. — Selbſt die Mutter bemerkte, wie ein eignes neues freudiges Leben in ſein ganzes Weſen gekommen war; doch eben jenes untrügliche Gefühl hieß ihn ſchweigen über die entzückende Begebenheit.

Gegen Abend kam Botſchaft vom Heere, daß der Feind einen neuen furchtbaren Einfall in das Land gethan habe, und daß die Noth des Vaterlandes die ſchnelle Sammlung aller entfernten treuen Krieger fordre; an Heinrich erging dringender Befehl zum Aufbruch für die nächſte Morgenfrühe.

Die erſte Bewegung im Herzen des muthvollen Kriegers war Freude bei dem langentbehrten Schlachtenruf, ſo wie das Roß beim Schmettern der Trompete ſteigt; nur als ſein Blick auf die erbleichende Mutter fiel, empfand er Alles, was ihm dieſer Aufruf koſten ſollte. Doch ergab ſie ſich bald gefaßter in dieſen ſo unverkennbaren Ruf der Pflicht. Heinrich traf alle Anſtalten zu ihrer Verſorgung, die in ſeinen Kräften waren, für die Zeit, wenn er entfernt ſeyn würde; und erſt als er allen Pflichten kindlicher Frömmigkeit Genüge gethan hatte, als die beruhigte Alte auf ihrem Lager ſchlummerte, überließ er ſich den Gedanken, die nächſtdem ſeine Seele füllten.

Schwer war es ihm aufs Herz gefallen, daß er eben jetzt aus der Gegend ſcheiden ſollte, wo ſie einen ſo entzükkenden Reiz für ihn erhalten hatte. Er ſehnte ſich, das ge-

liebte Thal noch einmal zu ſehen, ſo tief auch ſchon die Nacht herabgeſunken war.

Der Regen hatte den ganzen Tag über gegoſſen; der Sturm bog ſauſend die naſſen ſchweren Zweige nieder; Heinrich achtete nicht darauf, er eilte hinaus in den finſtern brauſenden Wald. Das Dunkel bemerkte er kaum, in das dunkle Gewoge ſeines Innern verloren.

Zu feſt hatte er ſeinem Gedächtniſſe die Richtung und den Weg nach jener Gegend eingeprägt, um ſie nicht wieder aufzufinden. Das Wetter war indeß ein wenig aufgeklärt, als er die Thaleöffnung erreichte. Der Sturm ſchwieg, und das tiefe Azurblau des Nachthimmels, noch friſcher durch den überſtandnen Regen, blickte wieder hier und da durch das zerrißne, weißduftige Gewölk, nur in ſeinen dichteſten Stellen noch mit gewitterhaftem Schwarz ſchattirt; allein der Mond, heut ſchon im Abnehmen, goß auf die Landſchaft ein melancholiſches Licht, und einſam, tief einſam war und blieb die ganze Gegend weit umher, ſo lange auch Heinrich hier verweilte. Sie, die geſtern das reizende Gemählde in ſeinen Augen erſt beſeelt hatte, erſchien heut nicht. Er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß er ſie nicht in dieſer naßrauhen Nacht und zu ſo ſpäter Stunde zu ſehen erwarten könne, ja, daß ihre ganze Bekanntſchaft wohl nur ein Traum ſeiner zur Schwärmerei geneigten Seele ſey. Ein Gefühl unbeſchreiblicher Verlaſſenheit und Liebe ergriff ihn, wie er ſo die todte Einſamkeit überblickte; ſo lag die Zeit der Trennung, ſo ſein ganzes Leben vor ihm, wie die bleiche, ſchwermüthige Landſchaft; und ſie war weit von ihm entfernt, ferner, als das jetzt verſchattete Dörfchen und die duftig verſchwebenden Zinnen.

In dieſer Stimmung kam er nach Hauſe und trat am andern frühen Morgen den Weg an, nach einem tiefbewegten Abſchiede von ſeiner Mutter. Das Getümmel kriegeriſcher Thätigkeit, das ihn ſchon bei dem Heer empfing, riß indeß unwillkürlich den Geiſt des thatenluſtigen Jünglings mit ſich fort, und war das ſicherſte Heilmittel gegen müßige, fruchtlos verzehrende Schwermuth. Die Heere waren ſchon in blutigem Handgemenge gegen einander; täglich erneuerten ſich Kämpfe, und größere Schlachten erhoben inmitten ihre brüllenden Donner. Heinrich hatte volle Gelegenheit, ſeinen angebornen Muth zu bewähren, und als nach einiger Zeit ein rühmlicher Friede geſchloſſen war, da kehrte er mit Ehrenzeichen und der Würde eines Führers über eine wackere Reiterſchaar in die Heimath zurück.

Die Sorge um die theure Mutter war ſelbſt im Geräuſch der Waffen nicht in der Bruſt des treuen Sohns erſtorben; ſie ward ſtärker, ſo wie er ſich ihr nahte, und behauptete ſelbſt ihr Recht über die Schwärmereien ſeiner Liebe, die ebenfalls hier in ihrer Heimath wieder erwachten.

Wie er die gute Alte, ja, ob er ſie noch lebend finden werde? Dieſe Gedanken beängſtigten ihn; bebend öffnete er die Thür der kleinen Wohnung, allein mit aller freudigen Munterkeit trat ihm die Mutter entgegen. Sie dankte dem Himmel inbrünſtig für das Wiederſehen des geliebten Sohns; von ſich verſicherte ſie, daß es ihr unterdeß an nichts gemangelt habe. „Und weißt du wohl, was die Urſach davon war?“ ſagte ſie geheimnißvoll. — „Ich muß dir erzählen!“ rief ſie auf Heinrichs theilnehmende Fragen; allein nach frommweiblicher Art ſorgte ſie erſt geſchäftig für ſeine Erholung;

dann ſetzte ſie ſich an ſeine Seite, und nachdem ſie noch ein Körbchen mit herrlichen Früchten und Blumen vor ihn geſtellt hatte, fuhr ſie fort: „Sieh hier nur ein Unterpfand von dem, was ich dir zu erzählen habe,“ und begann dann feierlich ihre Erzählung:

Als ich ſo gegen Abend nach deiner Abreiſe traurig hier ſaß und mich mit Sorgen quälte, wenn? und ob du wohl wiederkehren werdeſt? da ging die Thür auf, und ein — ja ich möchte wohl ſagen: ein Engel trat herein; es war eine junge Dame von ſo unbeſchreiblicher Holdſeligkeit und Güte, daß mir ganz wohl ward, ſie nur anzuſehen. Sie brachte mir köſtliche Früchte, Speiſen und Alles, was ich nur zu meiner Stärkung und Erquickung wünſchen konnte. Auch herrliche duftende Blumen dabei! Und ſo kam ſie alle Abende und pflegte mich; ihre leutſeligen, tröſtenden Geſpräche verſcheuchten meinen Kummer um dich; Gott werde dich gewiß erhalten, ſagte ſie, weil du eine ſo treue Stütze für mich ſeyſt. Von dir ſchien ſie beſonders gern zu ſprechen, und ich mußte ihr immer von dir erzählen. So ſchwand mir denn die trübe Zeit unmerklich hin; ach, wenn ich doch den Engel immer ſehen könnte!“

Stürmiſch pochte während dieſer Rede des Jünglings Herz, das ihm augenblicklich in der wunderbaren Erſcheinung die unvergeßliche Unbekannte verrathen hatte; ſo ſehr ſich ſeine Beſcheidenheit dagegen ſträubte, doch mußte er ſich mit Entzücken denken, daß ſie an ihm Antheil — einen ſo himmliſch-zärtlichen Antheil nehme! Er warf ſich ſeiner Mutter an die Bruſt; das entzückende Gefühl, ſich geliebt zu wiſſen von dem Gegenſtande geheimer, ſchüchterner Anbetung, und zu-

gleich die Freude, dies Gefühl ſo innig von der guten Mutter getheilt zu ſehen, Alles dies riß ihn für Augenblicke über die Wirklichkeit empor. Doch bald erwachend fragte er beklemmen: „Und habt ihr denn nie den Namen der holdſeligen Wohlthäterinn erfahren, liebe Mutter?“

„So höre doch nur! du läßt mich ja nicht ausreden!“ ſagte die gute Alte, die ſeine ſtürmiſchen Liebkoſungen im geordneten Laufe ihrer Erzählung unterbrochen hatten, — „Höre nur! Der Müller aus der Nachbarmühle, dem du aufgetragen hatteſt, für mich und unſer Eigenthum ein wenig Sorge zu tragen, kam; ich erzählte ihm gleich den ganzen Vorgang und beſchrieb die Fremde aufs Genauſte. —

„Ach Mutter! Mutter!“ fiel Heinrich ängſtlich ein — „das wird der fremden Dame nicht nach Wunſche geweſen ſeyn.“

„Freilich wohl,“ erwiederte die Alte verlegen, “ſie hatte mir es auch zu verſtehen gegeben; — aber, liebes Kind, denke dich doch nur in meine Lage! wenn man das Herz ſo voll hat — du! deine Abweſenheit, deine Gefahr, und nun die ſo ganz wunderbare Erſcheinung! — Ich fragte, ob er denn nicht errathen könne, wer ſie ſeyn müſſe?“

„Das iſt die Freiinn, die da drüben das einſame Schloß auf dem Berge bewohnt!“ erwiederte er. „Das Schloß hat lange Zeit leer geſtanden, weil ihr Vater noch ein anderes Schloß am Meere beſeſſen, und mit ihr dort gelebt hat. Seit dem Tode des von ihr ſehr geliebten Vaters iſt ſie aber hierher gezogen, und lebt nur ſeinem Andenken und ihrer Neigung zu ſtiller Wohlthätigkeit.“

Die Mutter verbreitete ſich noch lange über das Glück, von einer ſo hohen und vornehmen Herrſchaft beſucht und ge-

tröſtet worden zu ſeyn; vor Heinrich aber that ſich wieder die ganze furchtbar gähnende Kluft auf, die ihn von der Hohen trennte; ach, warum mußte ſie eben ſo reich und vornehm ſeyn? ſie, die in ſeinen Augen mit ſo unnennbarem Reiz geſchmückt war, daß jeder Ton ihrer ſanften, gefühlvollen Stimme, jeder Blick ihres himmliſchen Auges ſo feſt in ſeiner Seele geblieben war, daß ſie ihn wie mit Zauberbanden von jedem Gedanken an ein anderes Weib abzuziehen ſchienen.

Daß ſie nach ſeiner Rückkehr nicht wieder zu der nicht mehr Verlaßnen kommen werde, dies ſagte ihm ſein Gefühl; allein in ihre Nähe zu ſchweifen, ihr den wärmſten Dank für die Wohlthaten gegen ſeine hülfloſe Mutter auszudrücken, dazu trieb ihn der heiße Wunſch des Herzens. Zwar etwas kühner gemacht hatte ihn ſein erhöhter Stand, und vorzüglich — das, was Männerherzen kühn macht — die unverkennbaren Zeichen ihrer zarten Gunſt.

Zu jeder Tageszeit beſuchte er nun das reizende Thal; doch ſie begegnete ihm nie, und dachte er nun daran, ſie in den Mauern ihres Schloſſes ſelbſt aufzuſuchen, ſo hielt ihn ſtets die Blödigkeit ſeines geringen Standes davon zurück. Doch bald trat der Himmel ſelbſt zwiſchen Glück und Tugend.

An einem ſchönen, thauriſchen Morgen trat Heinrich gerade an der Stelle wieder aus dem Walde, wo er zuerſt die zauberiſche Mondlandſchaft erblickt hatte. Die Zinnen, welche damals duftig im Mondlicht zu verſchwimmen geſchienen, leuchteten jetzt im Gold der Morgenſonne; die weißen Mauern, die hellen Fenſter blitzten wie Edelſteine das Thal herüber. Eine ſmaragdgrüne, blumendurchſtickte Wieſe zog

ſich bis dicht unter den Schloßfelſen hin; Heinrich wandelte ihr entlang; links, in der fernen Bergvertiefung, dämmerte das Dörfchen; rechts ging der majeſtätiſche Strom, mit Funken überſtreut, die durch den aufdampfenden Nebel blitzten, unter den Bergwänden hin, bis er ſich links hinter den Felſen des Schloſſes verlor. Heinrich war jetzt ganz nah unter den Felſenmauern, ſeine Blicke hingen an dem ſchimmernden Gebäu; — und — welcher Schimmer ging vor ſeinen harrenden, und doch nun überraſchten Blicken auf! Sie ſelbſt, die liebliche Gebieterinn, erſchien jetzt an dem oberſten Geländer des Gartens, der ſich in blumigen laubendurchbrochenen Terraſſen vom Schloſſe bis in das Thal herunter ſenkte. Die holdſelige weiße Geſtalt leuchtete, einer überirdiſchen Erſcheinung gleich, im Morgenglanze; ihre Blicke ſchienen, licht wie der Morgen ſelbſt, das Thal zu überfliegen und länger auf der grenzenden Waldung zu ruhen; den nahenden Heinrich bemerkte ſie nicht, weil eine Gruppe flüſternder Eſchen ihn deckte.

Sie wendete ſich jetzt und ſtieg die Treppen der Terraſſen herab, bis zu der unterſten, die ſich vorzüglich blühend und geräumig ausbreitete; eine kryſtallne Quelle ſprang aus dem Felſen und zwiſchen den duftigen Blumenfeldern hin, ſie zu tränken und ſich dann mit dem Strome zu vereinigen. Und glücklich deutſamer Zufall! die herrlich blühende, ländliche Wieſe grenzte unmittelbar an den kunſtlos reizenden Garten des Schloſſes, nur von einem lichten, niedrigen Gatter umgeben. Die edle Blanka wandelte einfach und unſchuldig zwiſchen den Blumen ihres Gartens; ſie hob ihr ſeelenvolles Auge auf und erblickte nicht ohne Bewegung die ſchlanke

Geſtalt des Kriegers, der an eine Oeffnung der Hecke getreten war, und, den Arm um einen Baum geſchlungen, in ihren Anblick verſunken ſtand.

Sie erkannte den, den ſie innigſt achtete, und mit ungezwungner Anmuth trat ſie ihm entgegen, hieß den Zurückgekehrten freundlich willkommen, und lud ihn ein, auf ihrem Eigenthum von der Morgenwandrung auszuruhen. Die Leichtigkeit, womit ſie das Geſpräch anknüpfte, und vorzüglich eine gewiſſe Sicherheit und Einigkeit mit ſich ſelbſt in ihrem ganzen Betragen gegen ihn, flößten ihm Muth ein. Sie nöthigte ihn zum Niederſitzen auf eine anmuthig umgrünte Gartenbank, und nahm in geringer Entfernung von ihm Platz. Die einfach biedre Geradheit ſeiner ländlichen Herkunft war gemildert durch den Umgang mit jenem edlen Anführer, vorzüglich aber durch jenes zartere Gefühl, das nicht ſelten ſchon die Natur unmittelbar ihren Lieblingen ſchenkt. Immer feſter ſchlang ſich das unſichtbare Band; er durfte wieder zu ihr kommen, und weniger durch Worte, als durch Blicke, durch den Ausdruck ſeines ganzen Weſens errieth ſie das tiefe Gefühl, das ihn an ſie knüpfte.

„Ich bin," ſagte ſie tief gerührt, aber feſt, als endlich das ehrerbietig ſchüchterne Geſtändniß davon über ſeine Lippen floh, „ich bin unabhängige Gebieterinn meines Willens; dies Schloß iſt das mir zugefallne Erbe meines unvergeßlichen Vaters; Euch, edler theurer Heinrich, hat mein innerſtes Selbſt vom erſten Augenblick an erkannt; ein heiliges Verwandtſchaftsband vereinigt uns ſchon in dem gleichen Streben nach kindlicher Frömmigkeit! doch nicht ſo edle Opfer hab ich meinem ewig geliebten Vater bringen können."

— „Und braucht es erſt dieſer äußern Ehrenzeichen," fuhr ſie mit höherſteigendem Purpur der Wangen fort, auf die glänzenden Zeichen auf ſeiner Bruſt blickend, — „um mich durch die Wahl meines Herzens — durch Eure Hand hochgeehrt zu fühlen?" —

Der ſelige Bund war geſchloſſen; die gute Mutter lebte fortan in einem Himmel von Freuden. „Nur Eins," ſagte Blanka, als die Zeit der Vermählung heranrückte, „möchte ich noch zur Feier dieſes heiligen Tags erwarten, die Ankunft meines geliebten, lang nicht geſehnen Bruders!"

Der Erwartete, dieſer geliebte Bruder, langte an; — und — — es war der edle Anführer, der ſchon früher Heinrichs Werth erkannt hatte, und nun mit Innigkeit die theuern Neuvermählten in die Arme ſchloß.

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Fünfter Band.

Leipzig,

in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

I.

Lodoiska.

Erſter Brief.

Leontine an ihren Gatten.

Ich muß dir, mein geliebter Ernſt, doch etwas von dem Leben mittheilen, das ich jetzt führe, während dich deine Geſchäfte noch in dem fernen England feſthalten. Ich habe deinen liebevollen Rath befolgt, und mir durch manche heitere Zerſtreuung die unerträglich langſam dahin ſchleichende Zeit zu beflügeln, den Trübſinn zu verſcheuchen geſucht, der durch die ungewohnte lange Abweſenheit meines freundlichen Lebensgefährten ſich ſchwer und düſter über meine Seele lagert.

Eine dieſer Zerſtreuungen, die am wohlthätigſten auf mich wirkte, war eine Reiſe zu meiner Jugendfreundin, der edeln, würdigen Gräfin Ledeiska.

Du weißt, wie wir, ſo oft wir von ihr ſprachen, ihr trauriges Geſchick beklagten, und den Heldenmuth bewunderten, womit ſie dies Geſchick ertrug.

Sie, in der Blüthe der Jugend, mit einem Herzen voll Gefühl, mit einem Geiſte reich an herrlichen Anlagen, war durch den Eigenſinn eines tyranniſchen Vaters an einen ihr

völlig unähnlichen, ja unwürdigen Gatten gefesselt worden; denn nicht allein die bedeutend überwiegenden Jahre machten den Grafen Schwarzeneck seiner holden und edeln Gemahlin unähnlich, mehr noch sein kaltes, selbstsüchtiges, veraltetes Herz. Auch nicht eine der Eigenschaften schmückte ihn, die ihre dunkle Sehnsucht geträumt hatte; so wie in seinen Augen dagegen nur Lodoiska's Reichthum und keiner ihrer herzgewinnenden Vorzüge Reiz für ihn hatte — Und glücklich pries sie noch ihr Loos wegen dieser Gleichgültigkeit. Sie ersparte ihr doch die grausamste Ueberwindung, die, der Zärtlichkeit eines Gemahls begegnen zu sollen, den sie nimmermehr lieben konnte. — Vor ihrer Seele stand ein Bild, das bei dem ersten schüchternen Erwachen aus dem Morgentraume der Kindheit gleich einer Engelsgestalt in ihr künftiges Leben leuchtete. —

Es war ein edler Fremder, welcher sich einige Zeit an dem Hofe ihres Vaterlandes aufhielt, an welchem auch ihr Vater eine bedeutende Stelle einnahm. Schon der erhabne Rang des Fremden — er war der Bruder eines mächtigen Fürsten — machte ihn irdischen Wünschen unerreichbar; allein auch ohne diese Unerreichbarkeit würde sich ihre kindlich fromme reine Seele nie zu kühnen Wünschen erheben haben; ihrer unschuldigen und lebhaften Einbildungskraft gnügte es, einen Gegenstand zu umfassen, der ihrer stillen andächtigen Liebe würdig war. — Und als der Prinz, dessen Blicke oft mit Wohlgefallen an dem seelenvollen Gesicht des lieblich aufblühenden Mädchens hingen, dessen edles Herz es sich aber nicht erlaubte, der Neigung, die sie ihm nur schlecht verbarg, nur die entfernteste Nahrung zu geben; als er den Hof verließ,

da hing ſie noch mit holder Schwärmerei an ſeinem Andenken, ohne von der Wirklichkeit etwas zu hoffen oder zu begehren.

Was hat die Wirklichkeit? was kann ſie geben?
O ſie iſt arm nur für ein reiches Herz!
Viel größer iſt's, im heil'gen Traum zu leben!
Für kleines Glück zu wählen edlen Schmerz!
Zum Vaterland darf ſo der Geiſt ſich heben
Und leicht begreift er leichten Lebens Scherz.
Die Blumen, die den ird'ſchen Tag nicht kranken,
Blüh'n ſtill am Schimmer himmliſcher Gedanken!

Dies war ihr Wahlſpruch, den ſie mir damals in einer vertrauten Stunde mittheilte. Ach, ſie begehrte nichts von der Wirklichkeit, hätte nur das wirkliche Leben eben ſo wenig Anſprüche an ſie gemacht. Allein der Wille ihres ſtrengen Vaters beſtimmte ſie unwiderruflich zu der Verbindung mit dem Grafen. Obgleich ein dunkles, von ihr ſelbſt noch unverſtandnes Grauſen ſie bei dem Gedanken ergriff; obgleich unwillkührliche Thränen bei der Eröffnung aus ihren Augen ſtürzten, unerſchütterlich blieb der Vorſatz des Vaters, der in dieſer Vermählung das Ziel mancher längſt im Stillen entworfenen Pläne ſah. Und ſo, da ſie nichts von dem Leben forderte, weihte ſich Lodoiska zu einem frommen, ſelbſtvergeßnen Opfer der kindlichen Pflicht, und ſtärkte ſich an dem Gedanken, zum mindeſten ihrem Vater Freude zu machen.

Verzeih, mein theurer Ernſt, wenn ich dir Dinge ſo ausführlich erzähle, die ich dir vielleicht früher ſchon wiederholt erzählt habe; allein ihr geſchäftseifrigen Männer vergeßt ſo leicht dergleichen Mittheilungen, und jetzt, wo ich dir etwas von dem ſpätern Leben der edeln Lodoiska mit-

theilen will, jetzt gehört jene frühere Zeit nothwendig in den Zuſammenhang; auch iſt jetzt, wo ich die liebe Jugendfreundin wieder geſehen habe, mein Herz ſo voll von ihr, daß ich wider meinen Willen wortreich über ſie werde. — Laß mich jetzt zu ihrer ſpäteren Geſchichte übergehen!

Ihr Gemahl führte ſie auf ein halb verfallenes düſteres Stammſchloß, düſter wie er ſelbſt; wo öde nackte Berge, nur hin und wieder von ſchwarzen Tannen bewachſen, die einzige Ausſicht boten, deren ſie, aus den engen Bogenfenſtern ihres Gemaches blickend, genießen durfte.

Nicht aus frommer Liebe für ſeine Voreltern hatte ihr karger Gemahl dieſen traurigen Aufenthalt gewählt; ſeinem Hange zur Sparſamkeit ſchien er der vortheilhafteſte, um eine holde junge Gemahlin aus den Kreiſen einer verſchwenderiſchen Welt zu entfernen und zugleich den äußern Schein des Anſtandes dabei zu beobachten; daß ein Mann ſeines Standes ſeine Neuvermählte auf ſeine väterliche Stammburg einführte, hatte etwas ſehr Angemeſſenes. Daß er freilich gar nichts gethan hatte, um das alte verfallende Gebäu ein wenig freundlicher einzurichten, ja nur aufrecht zu erhalten, dies kam nicht in Betracht. Die großen düſtern Gemächer und Säle, wo nur ſparſam die Fenſter durch dicke Mauern gebrochen waren, wo veraltete, halb verblichene Stoffe die meiſten Meublen überzogen, und auf den ſchwärzlichen Tapeten hin und wieder unheimliche Geſtalten bei einbrechender Dämmerung die Fantaſie erſchreckten; alle dieſe Orte waren wohl nicht geeignet, ihre jugendliche Bewohnerin zu erfreuen. Und wollte ſie zuweilen gegen Abend, von ihrem Stickrahmen oder andern weiblichen Arbeiten aufſtehend, die düſtern

Gemächer verlaſſen und in der Nähe des Schloſſes oder in dem beſchränkten, verödeten Schloßgarten, den nur eine dunkle feuchte Lindenallee zierte, einige Erholung ſuchen, ſo flatterten die Fledermäuſe, ja die Eulen ringsum aus den alten Gebäuden auf, und boten ihr ihre ſchauerliche Geſellſchaft an, da es an jeder andern hier fehlte; denn ſelbſt die wenigen Dienſtleute waren ſo hart und unempfindlich wie ihr Gebieter.

Dennoch war Lodoiska nicht unglücklich; ein ſo tief poetiſches Gemüth als das ihre kann nie und nirgends ganz unglücklich ſeyn, ſo lange es mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn darf. Das iſt ja eben jene Zaubergabe, von der die Dichter ſagen, daß ſie Wüſteneien in Paradieſe wandle. Denjenigen, welche ſie, die himmliſche, beglückende Fantaſie, empfingen, wird oft die rauheſte Umgebung mild, und die freudloſeſte Zeit füllt ſie mit ihren lichten Bildern aus.

So der einſamen Lodoiska! Ihr angebornes Talent zur Dichtkunſt entfaltete damals die muthigen Flügel; manch ſchönes Dichterwerk entſtand in ihren dunkeln Tagen. Das Bewußtſeyn aber, daß ſie nur ſich für die Zufriedenheit Anderer geopfert habe, ſenkte ſich des Nachts ruhebringend um ihre Schlummerſtätte.

Nein, nie hat wohl ein Weſen ſo edel, ſo ſelbſtvergeſſen den Anſprüchen auf irdiſches Glück entſagt, als die gute, liebenswürdige Lodoiska! ſie, deren Anſprüche darauf doch ſo gegründet waren. Geſchaffen um Liebe zu erregen, und von Natur mit einer ſo tiefen Zärtlichkeit begabt, mit einer ſo umfaſſenden Fähigkeit zu lieben!

Doch auch für ihr Herz ließ ihr der Himmel bald einen

Gegenſtand finden: das zweijährige Kind ihres Gemahls hatte vom erſten Augenblick an ihr zärtliches Mitleid auf ſich gezogen; dies hülfloſe Weſen, das ſchon ſeit ſeiner Geburt der erſten und treuſten Freundin, ſeiner Mutter, durch den Tod beraubt geweſen war. Ledeiska's innigſtes Beſtreben war, der zarten Kleinen dieſen Verluſt nach beſten Kräften zu erſetzen; ſie ward ihre treue und unermüdete Pflegerin. Ihrem Herzen ſchien es unbegreiflich, wie es möglich ſey, daß ein weibliches Weſen eine ſolche anvertraute heilige Pflicht, wozu ſelbſt die Natur das Herz der Frauen aufferdere, nicht auf das Gewiſſenhafteſte erfülle? Ja, vorzüglich wie es möglich ſey, daß oft Frauen Liebe für einen Mann zu haben meinen, deſſen Kinder ſie doch ſo liebles ihren eigenen nachſetzen und aufopfern können.

Und herrlich lohnte ihr der Himmel die treue Mutterpflege, die ſie der kleinen Verwaiſten erwieſen hatte; lieblich entwickelte ſich die zarte Knospe; ein freundliches goldlockiges Mädchen umſpielte bald die einſame Ledeiska und richtete die klaren himmelblauen Augen aufmerkſam zu ihr empor, wenn ſie ihr Lehren der Frömmigkeit und Güte gab, wie ſie ihrem kindlichen Alter angemeſſen waren. Zum Glück hatte das Kind nichts Aehnliches mit dem Vater, ſondern glich an Gemüth ſeiner verſtorbenen frommen Mutter, ſo daß die Grundſätze und Gefühle, die Ledeiska in der Folge vor ihr aufſchloß, bei ihr einen empfänglichen Boden fanden.

So wie die Kleine älter wurde, erwuchs ihrer wohlthätigen Pflegerin eine natürliche Freundin in ihr. An ein andres Verhältniß als das einer wirklichen Mutter und Tochter war zwiſchen beiden gar nicht zu denken; das Mädchen

erwiederte die ihr bewieſene wahre Mutterliebe mit warmer Kindesdankbarkeit; und durch einen glücklichen Zufall iſt ſie auch ſelbſt durch den Namen der geliebten Ledoiska verwandt, da der Name Louiſe, den ſie führt, nach einer andern Sprache eben derſelbe iſt. —

Ihre kleine Louiſe an der Hand, durchwandelte ſie die rauhen Umgebungen ihres Schloſſes, ſo heitern Sinnes, als ob es die bezaubernden Gefilde geweſen wären; als ihr vor einigen Jahren der Tod ihres Gemahls die Freiheit wiedergab.

Sie hatte ſich nun ſo an die Einſamkeit gewöhnt, daß ſie aus freier Neigung noch einige Zeit auf dem einſiedleriſchen Schloſſe blieb, ganz mit der Erziehung ihres Kindes beſchäftigt; bis es ihr das zunehmende Alter der Kleinen zur Pflicht zu machen ſchien, um ihretwillen auf einige Jahre in die Stadt zurückzukehren, um ihr alle die Lehrer geben zu können, welche eine vollendete Erziehung nöthig machte.

Sie folgte dieſem erkannten Berufe, und lebte nun einige Jahre hindurch mitten in dem Geräuſch der großen Welt nicht minder einfach und anſpruchlos, als ſie es in den Schatten ihres verfallenden Schloſſes gethan hatte. Ihr Vater war ihrem Gemahl bald im Tode gefolgt, und hatte nicht lange die Früchte des Opfers genoſſen, welches ſie ihm mit ihrem ganzen Jugendglück gebracht. Sie war jetzt unumſchränkte Herrin ihrer ſelbſt; mehrere Bewerber drängten ſich um ſie, doch ſtandhaft wies ſie alle Anträge zurück, die Reichthum, Rang und Wohlgeſtalt ihrer Bewerber zu den vertheilhafteſten zu machen ſchienen; nur der Erinnerung an jenes früh entſchwundene Lichtbild lebte ſie, und der Freude an der ge-

liebten Pflegetochter, deren Ausbildung unter ihren Augen bewundernswerth gedieh.

Jetzt erlaubte ihr Louisens vollendete Erziehung, mit ihr, zum mindesten für die Sommermonate, auf ein reizendes Landgut zu ziehen, das ihr durch den Tod ihres Vaters zugefallen ist, und dessen unserm Wohnort beträchtlich nähere Lage mir es möglich gemacht hat, einen Theil meiner jetzt verwaisten Zeit zu einem Besuche bei der nie vergeßnen Jugendfreundin anzuwenden.

Nach einigen kurzen Tagereisen kam ich an einem schönen Nachmittage dort an. Schon der Anblick des Schlosses selbst bot mir ein belohnendes Reiseziel; es liegt in einer zauberischen Gegend, von einer Seite in der Entfernung von blauen Gebirgen begrenzt, von denen sich anmuthige Hügel und Thäler in malerischer Abwechslung herüberziehn, bald mit Waldung geschmückt, bald von Wiesen und goldnen Fruchtfeldern bedeckt. Ein kristallheller Fluß durchschlängelt sie; das Schloß selbst liegt mitten in blumigen Gefilden, wie ein Edelstein auf einem köstlich gestickten bunten Teppich.

Auf einer kleinen Erhöhung hebt sich das weiße, in italienischem Styl gebaute Wohnhaus, und der Weg läuft eine Strecke weit an der Steinmauer der Terrasse hin, die vor dem Hause liegt. Ich erquickte mich im Vorüberfahren an dem herrlich prangenden funkelnden Blumenflor, der durch das dunkelblaue Eisengeländer der Terrasse blickte. In schwelgerischer Fülle schlangen sich die blühenden Ranken um die Stäbe; andre größere Blumengewächse ragten stolz darüber empor; Lauben von niederwallendem Lycium erhoben sich hin und wieder, oder eine weiße Akazien-beschattete Gartenbank.

Allein jetzt wurden meine Augen von allen dieſen lebloſen Schönheiten der Natur mit einemmal auf einen weit höheren Reiz gezogen; mitten unter den blühenden Stauden ſah ich das holde, beinah ganz unveränderte Geſicht meiner Lodoiska von der Terraſſe blicken. Faſt einer ſanften Lilie glich die zarte Geſtalt in ihrem weißen ſittſamen Gewande. Ueber ihre Schulter beugte ſich ein roſiges Mädchengeſicht, ſtrahlend in aller Fülle der Jugend und des Frohſinns, von blonden Locken umgeben, und ſchaute mit großen, muntern, himmelblauen Augen freundlich wohlwollend der Unbekannten entgegen. Man kann wohl keine ſchönere Gruppe ſehen, als dieſe Beiden. — Gern hätte ich ſie länger betrachtet, aber Lodoiska erkannte auch mich, und beide flogen mir entgegen zum freudigſten und liebevollſten Empfange.

Der Theetiſch war ſchon in einer der Lauben bereitet; allein nicht eher, als bis ſie mir mein freundliches, ſchön verziertes Zimmer angewieſen und mir alle Bequemlichkeiten verſchafft hatten, führten ſie mich dahin zurück und einige herrliche Stunden verfloſſen mir da im wechſelnden Geſpräch. Reich ergoß ſich der Strom unſrer freundſchaftlichen Mittheilungen. Was hatten wir uns nicht alles zu ſagen von der Zeit an, wo uns das Schickſal getrennt und auf ſo verſchiedene Lebenswege geführt hatte? Wohl verſchieden! mich zu dem heiterſten Looſe, an deiner Hand, mein geliebter Gatte! Sie, die Arme, zu einem ſo dunkeln Geſchick!

Allein mit zarter Schonung vermied ſie jede Aeußerung des Unmuths über den Verſtorbenen, obgleich ihr Liebling Louiſe jene Tugend in hohem Grade beſaß, die eigentlich die höchſte und unerläßlichſte Bedingung einer guten Erziehung

ſeyn ſollte: — Discretion. Indem ſie uns, eine liebliche Hebe, den Thee einſchenkte, wußte ſie ſich doch zuweilen im rechten Augenblick geſchickt zu entfernen und vermied jeden Anſchein eines unbeſcheidenen Aufmerkens.

Als die erſten Ergüſſe der freundſchaftlichen Empfindungen vorüber waren, forderte Lodoiska ihre Louiſe auf, die Harfe zu holen, und ich war erſtaunt über das hohe Kunſttalent, womit das unbefangene Mädchen ſpielte und ſang. Ueberhaupt entwickelte ſie in jedem Augenblicke mehr, wie vortrefflich die Erziehung geweſen war, die ihre liebevolle Pflegerin ihr gegeben hatte. Dieſe lebt ganz in ihr; ſie hing erwartungsvoll an meinen Blicken, als ich die wohlgelungenen Zeichnungen des jungen Mädchens betrachtete; an meinen Worten, wenn ich mich mit Louiſen in irgend ein äſthetiſches Geſpräch einließ, worin ſich ihre feine und richtige Bildung unverkennbar ausſprach. —

Noch einmal, es giebt kein ſchöneres und ſeltneres Verhältniß, als zwiſchen dieſer Mutter und dieſer Tochter. Schon ſie zu ſehen muß erquicken. Die roſenwangige Louiſe lächelnd und heiter wie der Morgen; in der Fülle von goldnen Locken, welche das ſchöne Antlitz und den blendenden Hals umfließen. — Daneben nun Lodoiska, etwas bleich; Sanftmuth und Güte aus den ſeelenvollen Augen ſtrahlend; nicht mehr die erſte, volle Jugendfriſche ruht auf den holden und zugleich ſo edeln Zügen, aber ein unendlich ſchönerer Ausdruck von Jugend, ja von Kindlichkeit ruht darauf. An ihr ſcheint die Natur einen neuen Beweis gegeben zu haben, wie ſtets bewahrte Reinheit und Unſchuld des Herzens ſelbſt auf die äußere Geſtalt einen entſcheidenden Zauber übt, und

da noch die Jugend festhält, wo sie den Jahren nach schon längst entflohen seyn müßte. Und dabei diese gänzliche Anspruchlosigkeit an alle Lebenshoffnungen, die sie nur auf ihre Tochter übertragen zu haben scheint; ich möchte sagen: halb Kind, halb Heilige erscheint mir Ledoiska. — Und ist es nicht die Zusammenstellung von diesen beiden, woraus wir uns den Begriff Engel bilden?

Freust du dich nicht über diesen schönen, erheiternden Aufenthalt deiner

verlassenen
Leontine.

Zweiter Brief.

Dieselbe an denselben.

Ich bin noch hier, mein theurer Ernst. Es war nicht möglich, so schnell von meinen liebenswürdigen Gastfreundinnen loszukommen, die Alles zu Verschönerung meines Lebens beitragen. Und da mir bis zu deiner Rückkehr leider noch einige Wochen übrig bleiben, so will ich sie in dieser „Heimath der Engel" zubringen. —

Ja, ich habe mich nicht getäuscht in meiner ersten enthusiastischen Beurtheilung. Ledoiska ist wirklich ein engelgutes Wesen, ganz hat sie ihre früheren Hoffnungen auf Lebensglück, ganz hat sie diese auf ihr geliebtes Kind übergetragen; in ihm lebt sie nur mit der innigsten Mutterzärt-

lichkeit; ja ſelbſt jene kleine Schwachheit, die oft den Müttern eigen iſt, — ſcheint auch ſie anzuwandeln — daß ſie nemlich die Zeit nicht erwarten können, wo ſich die Freier um ihre zu Jungfrauen aufgewachsnen Töchter drängen; dieſe heimliche, zärtliche Ungeduld geb' ich auch Lodoiska Schuld.

Dazu iſt nun aber freilich in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit nicht viel Ausſicht; ein junger Vetter Louiſens, Emil von Halmendorf, der als naher Nachbar zuweilen hierher kömmt, iſt zwar ein herzensguter, harmlos-frohſinniger, auch recht hübſcher junger Menſch; allein er ſteht doch in geiſtiger Hinſicht allzuweit von der hochgebildeten Louiſe ab, als daß man da auf eine lebenslängliche Verbindung denken könnte. Er iſt ein guter einfacher Landmann, weiß ſeine Felder gut anbauen zu laſſen, die Haſen- und Rebhüner-Jagd auf ſeinen Fluren gut zu benutzen, und übrigens gefällig und freundlich zu ſeyn, wo er nur irgend einem Menſchen dienen kann. Louiſe behandelt ihn nur oberflächlich; beide laufen wie fröhliche Kinder zuweilen durch Gärten und Wieſen, jagen, necken ſich, gehn wieder unbefangen aus einander, und mit einem Worte ganz das Verhältniß von zwei harmloſen Geſchwiſtern, die nichts von einander fordern noch wünſchen, herrſcht zwiſchen ihnen. Lodoiska ſieht auch ein, daß ſie auf ihn keine genügende Hoffnung für ihren Liebling wird gründen können.

Allein ſeit geſtern iſt ein anderer Stern am Horizonte ihres Lebens aufgegangen; hoffnungſtrahlend ſcheint er ihr den Gipfel ihrer mütterlichen Wünſche zu zeigen.

Couſin Emil kündete des Abends zuvor an, daß er einen Fremden bei ſeiner Tante einführen werde, den er vor

kurzem in der Stadt kennen gelernt und eingeladen habe, einige Tage auf ſeinem Gute zuzubringen. Es ſey ein Offizier der ***ſchen Armee. Um die beſtimmte Zeit erſchien Emil, und mit ihm ein Jüngling, deſſen Eintritt — ich geſteh' es — auch meine Aufmerkſamkeit unwillkührlich auf ſich zog. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von dem edelſten Anſtand und ſo unwiderſtehlich einnehmenden Zügen, als ich dir nicht beſchreiben kann. Lange, dunkle ſeidne Wimpern ſenken ſich über den Glanz der ſchönſten, ſeelenvollſten Augen nieder; wie Himmelsfeuer bricht es dann hervor, wenn er ſie aufhebt; und Muth und Treue ſpiegeln ſich darin, und zugleich ein Ausdruck von Herzensgüte und von — wie ſoll ich ſagen — von einer tiefen, ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, welche zu ſagen ſcheint: dies Weſen müſſe lieben können, lieben mit einer ſtarken, ungewöhnlichen Kraft der Seele. Es liegt etwas Ritterliches in dieſem Geſicht, das noch durch den kleinen, dunkeln Stutzbart vermehrt wird, unter dem, wenn er lächelt, eine Perlenſchnur blüthenweißer Zähne hervorglänzt, — und doch zugleich etwas ſo Sanftes! Sein ganzer Anſtand zeigt übrigens den Krieger. —

Doch verzeih, mein Theurer, daß ich dir auch ein männliches Bild mit derſelben Genauigkeit ausmale, als vorhin die weiblichen; allein du weißt, wie ſehr ich immer die Malerkunſt geliebt und — auch geübt habe, ſo weit es mein geringes Talent erlaubt hat, und ſo mußt du es ſchon der Malerin zu gut halten, wenn ſie ſich auch in Worten malend auszudrücken ſtrebt, und darin vielleicht etwas zu weit geht. — Hebe nur dieſe meine Briefe als eine Art Gemälde-Gallerie auf, in welcher wenigſtens die Wahrheit der Por-

traits einiges Verdienſt hat. — Eiferſüchtig aber wirſt du auch nicht werden über die begeiſterte Schilderung, geliebter Ernſt, wenn du bedenkſt, daß deine Getreue ſo eine hübſche Anzahl von Jährchen älter iſt, als das geſchilderte Ideal.

Emil ſtellte uns den Fremdling unter dem Namen Edwin von Hohenſtern vor, und ſagte uns, daß er als Offizier in einem Reiterregiment des ***ſchen Heeres beinah alle die bedeutenden Feldzüge der neuern Zeit mitgemacht und mehrere ehrenvolle Wunden erhalten habe. Eine tiefe Narbe von der rechten Seite der ſchönen Stirn herein bewies zum mindeſten, daß er dem Tode in der Schlacht nicht den Rücken gekehrt habe.

Lodoiska's Augen glänzten bei der ungewöhnlich ſchönen Erſcheinung, und ein ſchneller Blick, der zu ihrer Louiſe hinüberflog, verrieth mir, welche Hoffnungen dieſer Augenblick in ihrer Seele entzündete, obwohl noch dunkel und vielleicht ihr ſelbſt nicht bewußt. Aber ein weites Feld ſah ſie jetzt eröffnet, um die Talente des geliebten Pflegekindes glänzen zu laſſen; Edwin ſchien ihr ein würdiger Bewunderer für das, worein ſie — einen ſo verzeihlichen Stolz ſetzte. Sobald es nur der Anſtand erlaubte, mußte Louiſe ihre Harfe holen, mußte den Wohllaut ihrer lieblichen Stimme hören laſſen; ja ſelbſt im geiſtreichen Geſpräch, das ſie geſchickt einzuleiten wußte, ließ die edle Lodoiska nur die Vorzüge ihrer Louiſe hervorglänzen, die zwar dem Fremden gegenüber etwas befangen ſchien, doch bald mit Anmuth und Geiſt den Reichthum entfaltete, womit eine vortreffliche Erziehung ihr Inneres ausgeſchmückt hat. Auch von Edwin überzeugten wir uns, daß ſeine geiſtige Bildung nicht minder ausgezeich-

net ſey, als ſeine äußere; er lebte mit Feinheit und richtigem Gefühl bei Gegenſtänden der ſchönen Wiſſenſchaften und der neueſten Literatur, und tadelte mit Milde. Auch in den Künſten ſelbſt ſchien er nicht unerfahren; zwar nicht ausübend in der Tonkunſt, ſcheint er es deſto mehr in der Zeichenkunſt; ſein Blick, womit er einige Landſchafts-Zeichnungen Louiſens durchſah, und die Leichtigkeit, womit er einige Striche machte, durch die er ihr eine Verbeſſerung vorſchlug, verriethen den Meiſter.

Neben einem ſo intereſſanten Begleiter erſcheint Emil freilich höchſt unbedeutend; es iſt kein Zweifel, daß auch das Mädchen Edwins Vorzüge fühlt; und in der That, man kann kein ſchöneres, einander angemeßneres Paar ſehen, als dieſe Beiden. — Möchte der Himmel den Wunſch meiner theuern Lodoiska erfüllen! dieſen unſchuldigen Wunſch, den ſie noch auf der Erde hat.

Daß es ihr Wunſch iſt, und daß er wirklich ſo ſchnell entſtanden iſt (wie denn unſer Geſchlecht oft einen ſo ſchnellen Scharfblick hat, daß er auf den erſten Moment den Werth oder Unwerth eines männlichen Weſens erkennt), davon hat ſie mich ſelbſt überzeugt, hat mich einen Augenblick ganz unverhüllt in ihr ſchönes Herz blicken laſſen.

Als ſich der Fremde gegen Abend wieder entfernt hatte, deſſen erſter Beſuch ohnedem mehr nach ländlicher als ſtädtiſcher Sitte, über die gewöhnliche Zeit verlängert worden war, bemerkte ich wohl, daß meine Freundin mehr ſtill und in ſich verſunken ſaß und lebhaft in ihrem Innern beſchäftigt ſchien. Zeitig zog ich mich daher zurück.

Allein ſie folgte mir in mein Schlafgemach, und hier

in der verſchwiegenen Stille warf ſie ſich in meine Arme, indem ſie im Drange eines überwallenden Herzens ausrief: Ja, Leontine, Deiner Freundſchaft darf ich es anvertrauen: Ich glaube heut den Engel geſehen zu haben, der mir den letzten, den einzigen irdiſchen Wunſch, den ich noch habe, erfüllen kann! den Wunſch, das Kind, an das ſich mein ganzes Herz gehangen hat, ganz durch Liebe glücklich zu ſehen! Ich ſelbſt bin nicht glücklich geweſen, o möchte ſie es ſeyn, das liebe, liebe Kind! und mich müßte Alles trügen, oder dieſer Hohenſtern iſt ganz der Mann, der ein edles Weib zu beſeligen vermag! Aus ſeinen Augen ſtrahlt die Bürgſchaft dafür, ſtrahlt die Bürgſchaft einer himmliſchen Seelenſchönheit! — O möchte ſein Herz meine Louiſe wählen! dann würd' ich befriedigt in mein Grab ſinken.

Während ſie tief bewegt ſo ſprach, ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen; ſie beugte ſich auf meine Schulter und weinte heftig. — Beinah verwirrt durch dieſe weiche Hingebung ihres Schmerzes, den ſie ſonſt mit Heldenſtärke zu überwinden wußte, ſuchte ich ſie zu beruhigen. Sie ſetzte ſich auf mein Bett, in deſſen Nähe wir ſtanden, und zog mich neben ſich nieder; und jetzt ſchien ſich ihr Herz der Wonne zu überlaſſen, ſich einmal einem ihr ganz gleichen, ihr ſelbſt an Alter angemeßnen Weſen eröffnen zu können. Alles war ſtill um uns, und ſelbſt der uns Frauen ſo befreundete Vertraute, der Mond fehlte nicht; er ſchien durch die weißen zartduftigen Gardinen vor den Fenſtern und überſtrahlte die herabgebrannten Kerzen.

Auf Lodoiska fiel ſein ſchwermüthiger Strahl; ſie ſah mich eine Zeit lang ſtillſchweigend an, meine Hände innig

in den ihren haltend; ihr holdes Geſicht hatte durch die Spuren des Weinens einen unendlich rührenden Ausdruck; jetzt brach ſie mit Wärme in das Lob ihres theuern Kindes aus; erzählte mir, wie die holdſelige Louiſe, als ein wahrhafter kleiner Engel, allein die dunkeln Tage ihres Frühlings verſchönt; wie ſie von der zarteſten Kindheit an mit ſo unendlicher treuer Liebe an ihr gehangen, als ſey ſie ihr eignes theures Kind. Alle die Scenen rief ſie ſich zurück, wo die arme Kleine ſogar um dieſer Anhänglichkeit willen manche Strafe von ihren rauhen Wärtern erlitten, noch ehe ſie, Lodoiska, etwas für ſie habe thun können, aus freier angeborner Neigung; wie, wenn vielleicht der Vater irgend ein hartes Wort gegen die ſanfte Mutter geſprochen, das Kind laut weinend ihre Kniee umfaßt und ſich ſelbſt furchtlos dem Zorne des Vaters bloßgeſtellt habe. —

Und dieſes liebe Kind hat mir Gott gegeben, fuhr Lodoiska begeiſtert fort, mir die Leiden des Lebens zu verſüßen; ſollte ich klagen? ſollte ich nicht alle Wünſche befriedigt ſehen, wenn ich ſie glücklich weiß? Während ſie ſo ſprach, kehrte alle die ſiegende Heiterkeit auf ihr Geſicht zurück, die es gewöhnlich bezeichnete. Sich erhebend, umarmte ſie mich noch einmal und wünſchte mir eine ruhige ſanfte Nacht. —

Als ich allein war, konnte ich lange die Gedanken an ſie nicht entfernen. Noch nie hatte ich ſie in dieſem Grade offen und Mittheilung bedürfend geſehen. Ach, ich fand es wohl natürlich, daß ihr die Möglichkeit häuslichen Glückes, wie ſie ſich hier ein Bild davon für ihre Tochter entwarf und das ſie nie ſelbſt hat ſollen kennen lernen, alle bittere

Erinnerungen ihrer Vergangenheit erweckt hat! Unter wehmüthigen Betrachtungen über das ungerechte Schicksal eines des Glücks durch Liebe so würdigen Wesens schlief ich ein.

Am andern Morgen sah ich meine Freundin wieder ganz mit ihrer gewöhnlichen Engelsruhe, heiter und liebevoll für die sie Umgebenden sorgen. Mir drückte sie die Hand und dankte mir mit einem innigen Blick für meine Theilnahme.

Dritter Brief.

Dieselbe an denselben.

Ein Geschäft, die Einrichtung unsers neugekauften Landhauses betreffend, mein Theurer, nöthigte mich den schönen Aufenthalt der Freundschaft zu verlassen, denn ich möchte dir doch Alles recht schön und elegant ausschmücken, um deinen ersten Eintritt in den lang vergeßnen Tempel der Laren so angenehm und heiter als möglich zu machen; denn dich, mein Geliebter, darf ich doch nicht selbst über den liebenswürdigsten Freundinnen vergessen. —

Allein daß ich in Gedanken noch oft bei ihnen bin und den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal nehme, namentlich jetzt an der weitern Entwickelung des angefangenen Verhältnisses ist eben so natürlich; — und ich lege dir hier einen Brief bei, worin mich Lodoiska eben von dessen wei-

term Fortgange unterrichtet und mich ſo gleichſam mit ſich fortleben läßt.

Ich halte es, wie geſagt, für keinen Mißbrauch des Vertrauens, wenn ich dir das mittheile, was ihr nur Ehre bringt.

Vierter Brief.

Gräfin Lodoiska an Leontine.

Deiner Theilnahme, geliebte Leontine, bin ich es ſchuldig, daß ich dich fortwährend von dem unterrichte, was ſich in meinem innern und äußern Leben zuträgt. Du mußt mit mir die ſchöne Hoffnungsblüthe ſich allmählich entfalten ſehen, deren Knospe du zuerſt mit aufbrechen ſahſt! Ja, theure Freundin, das Verhältniß zwiſchen dem edeln Edwin und meiner Louiſe fängt an immer enger und inniger zu werden; Edwin hat die Erlaubniß wieder zu kommen, zwar mit Beſcheidenheit, benutzt und iſt jetzt faſt unſer täglicher Geſellſchafter in unſrer ſtillen Abgeſchiedenheit. Er lieſt uns vor mit ſeiner ſchönen, tonvollen Stimme und mit dem hinreißenden Ausdruck des Gefühls, und je mehr ich ihn beobachte, je mehr überzeuge ich mich von ſeinem Seelenwerthe, von ſeinem ausgezeichneten Geiſt und dem trefflichſten Herzen. Ja, er iſt würdig, das Herz meines Lebens, meine Louiſe zu beſitzen! und mit Entzücken verliere ich mich in dem Gedanken, ſie noch mehr für ihn zu bilden, ſie in den Pflichten einer guten, ihren Geliebten beglückenden Gattin

zu unterrichten. — Bei Gott, ein wohlgewähltes Paar müſſen dieſe meine Kinder geben! So wie an geiſtigen Talenten, ſind ſie ſich auch an Vorzügen des Aeußern und durch ein richtiges Verhältniß des Alters gleich: Louiſe ſiebzehn Jahr; Edwin, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch in den Zwanzigen.

Louiſe hat jetzt ihre anfängliche Schüchternheit gegen ihn ganz überwunden und fühlt ſich ſichtlich wohl und glücklich in ſeiner Nähe, in ſeiner ſeelenvollen Unterhaltung, die beide oft mit der größten Lebhaftigkeit führen, und ich ergötze mich von weitem an dem Anblick der beiden ſchönen Weſen. —

Eine Schwierigkeit findet ſich, woran ſich vielleicht eine ahnenſtolze Familie ſtoßen könnte: Es liegt ein ſeltſames Dunkel über Edwins ganzer Herkunft; und er beobachtet gefliſſentlich ein ſo verſchloßnes Schweigen über Alles, was darüber einige Auskunft geben könnte, daß ſelbſt das verdachtloſeſte Gemüth etwas Sonderbares darin finden muß. Selbſt von ſeiner eigentlichen Heimath, ſo wie von allen ſeinen übrigen Verhältniſſen, wiſſen wir Alle nicht das mindeſte Beſtimmte. Und wenn der unbefangene Emil zuweilen ganz abſichtlos einige Fragen darüber thut, ſo weiß er ihm ſtets mit dem geſchickteſten Anſtande auszuweichen. Iſt ſeine Geburt vielleicht nicht hoch genug, — was eine unzweifelhafte Wahrſcheinlichkeit erhält — um ihn zu Anſprüchen auf die Tochter des Grafen von Schwarzeneck zu berechtigen? — Aber das, was vielleicht manche ſtolze Familie abhalten würde, ihm die Hand einer Tochter zu bewilligen, könnte mich es abhalten, ihm meine Louiſe zu

ſchenken? Sey immerhin ſein Name nicht edel, da ſein ganzes Weſen ſo edel iſt! — Ja, ich geſtehe dir ſelbſt, daß eben dies Geheimnißvolle, dies Dunkel, das über ſeinem irdiſchen Daſeyn ruht, ihm etwas Eignes, etwas noch Anziehenderes in meinen Augen gibt! — Du wirſt hierbei freilich die Dichterin in mir erkennen; — nun — ſo treue Freunde wie du habey das Vorrecht, ein wenig über die Schwäche ihrer Freunde zu lächeln.

Fünfter Brief.

Lodoiska an Leontine.

Leontine! bin ich denn endles zu Kämpfen beſtimmt? Iſt mir nicht noch ein Schimmer milden, friedlichen Abendroths beſchieden, eh' ich müd' in mein ſtilles Grab ſinke? Ich war ſo froh in dem Bewußtſeyn, daß ich — entbehre ich auch eigner Kinder — mir doch reinſtes Mutterglück errungen; daß es mir gelungen iſt, das Kind meines Herzens gut zu erziehen, und daß ich ſie nun bald am Ziele aller mütterlichen Wünſche, am Brautaltar mit einem edeln Manne ſehen ſollte. Dies Alles iſt nun dahin! — aus welcher Urſache, wirſt du ſchwerlich errathen! Nicht durch Tod! — Dank ſey es dem Himmel, oder Unwerth des Erwählten; auch nicht durch Gleichgültigkeit meiner armen Louiſe, — ſondern — — es wird mir ſchwer dir weiter zu ſchreiben! und doch muß ich es, weil ich von deiner Freundſchaft allein

noch einigen Troſt, — vielleicht Rath — erwarten darf in der Bedrängniß, in der ich mich befinde. Ich erzähle dir treu und wahrhaft:

Unverkennbar war an Beiden die Spur zu ſehen, daß ſie liebten. Weniger an der heitern Louiſe, doch an Edwin bemerkte ich, mit jedem Tage zunehmend, eine tiefe, doch ſchüchterne Leidenſchaft. —

Als ich geſtern gegen Abend nach dem abgelegnen Theil unſers Gartens wandelte, wo, wie du weißt, eine Lieblingsſtelle von mir iſt; in dem Wäldchen von Wehmuthskiefern und Cypreſſen, an der Felswand, wo ſich eine halbe hoch geſchwungene Grotte wölbt. Das Wäldchen iſt zwar düſter, allein es öffnet ſich eine freie Ausſicht nach Abend zu auf das paradieſiſche Thal. Einſam, in ruhige Betrachtungen verſenkt, wandelte ich daher — als mich mit einem Male — Edwins Anblick überraſchte. Er ſtand an einen Baum gelehnt, in ſchwermüthiger Stellung das ſchöne, dunkelgelockte Haupt auf die Hand geſtützt. Er hatte eine Aehnlichkeit mit Antinous. — Aber noch eine andere, mir noch weit ſüßere Aehnlichkeit, die mir beim erſten Anblick aufgefallen war und die ich dir nur nicht zu geſtehn gewagt hatte, trat mir jetzt, wie ich ihn ſo, ungeſehn von ihm, betrachtete, ſchmerzlich lebhaft vor meine Seele; ach, eine Aehnlichkeit mit jenem Himmelsbilde, welches die erſten Tage meines Jugendlenzes erhellte; welches zu hoch für meine Wünſche war, — allein noch immer einen verklärenden Schimmer ſelbſt auf mein abendliches Leben hereinwirft.

Der Arme, dachte ich, als ich den traurigen Edwin

ſchweigend betrachtete; — ſo denkt er Louiſen über ſich erhaben, als ich damals den herrlichen Prinzen über mir ſah.

Dieſe Gleichheit unſrer Lage verſtärkte meine Theilnahme an ihm, und ſie ward zum wehmüthigen Mitleid, wenn ich bedachte, daß er ſo ganz allein und ohne alle liebende Bande in der Welt ſteht; — denn Emil hatte mit zuverläſſiger Genauigkeit erfahren, daß er weder Eltern und Geſchwiſter, noch ſonſt Verwandte hat. — Wahrſcheinlich auch ein Grund zu ſeiner Schwermuth und Schüchternheit.

Wär' ich in Louiſens Jahren, ſo hätte ich mich ohne Zweifel zurückziehen, hätte fürchten müſſen, dieſe gefährliche Einſamkeit mit dem liebenswürdigſten Manne zu theilen; aber ich, die ich mich ſchon halb als ſeine Mutter betrachtete, ſollte ich eine ſo lächerlich-anſpruchsvolle Furcht hegen? Im Gegentheil hielt mich der innige Wunſch an ſeine Nähe gefeſſelt, daß mir vielleicht der Himmel ein Mittel eingeben möchte, das ſtarre Siegel ſeiner Schwermuth zu löſen; ihm ahnen zu laſſen, daß ich die Hand meiner Tochter nicht nach Namen und Reichthum, ſondern nach dem wahren Werthe eines Mannes vergeben würde.

Unverſehens hatte ich ein kleines Geräuſch gemacht; er blickte auf und bebte überraſcht, erſchrocken beinahe, zurück, und eine dunkle Röthe flog über ſein Geſicht, und — indem er mir einige Schritte entgegentrat, ſtammelte er etwas von einer Entſchuldigung, die er doch nicht nöthig hatte.

An mir iſt es, — ſagte ich ſanft — Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Nachdenken ſtörte; — allein — dies Nachdenken ſchien nicht heiter. —

Wie es mein Schickſal mit ſich bringt! ſagte er mit

bewegter, faſt wehmüthiger Stimme, und ſchlug die ſchönen, ſeelenvollen Augen wieder zu Boden. Seine verwaiſte Lage trat vor meine Fantaſie, und von dem innigſten Mitleid ergriffen, ſagte ich: Lieber Hohenſtern, Sie verſchließen ſich ſo ſtreng vor Ihren wahren Freunden. Noch nicht das Mindeſte haben Sie uns von dem frühеſten Intereſſe des Menſchen, von Ihren Familien-Verhältniſſen mitgetheilt. —

Ich habe keine! — erwiederte er mit dem vorigen Tone. —

Aber dann ſagte ich halb leiſe: Demjenigen, der Werth und Verdienſt hat, bietet ſich gewiß von mancher Seite Erſatz. — Er darf freier Neigung die Bande danken, die ihm vielleicht Natur verſagte, — wenn er ſie anders knüpfen will. —

O Gott, Frau Gräfin! — rief er, mit einem Mal in eine mich überraſchende Heftigkeit des Schmerzes ausbrechend — Es giebt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man die Hälfte ſeines Herzbluts gäbe, Glücksgüter zu erkaufen, die man außerdem verachtete.

Mit einer geheimen Freude ſah ich den Strom ſeines Vertrauens endlich den ſtarrenden Damm der Verſchloſſenheit durchbrechen, und glaubte den Troſt für ſeinen Schmerz ganz in meiner Gewalt zu haben, — und in meiner Freude erlaubte ich mir ſelbſt einen kleinen ſchelmiſchen Übermuth — Von Glücksgütern ſprachen Sie, — ſagte ich trocken — ich ſprach von liebenden Banden. —

Und wenn man liebt, — fuhr er in ſeiner Heftigkeit fort, ohne auf die Stellung meiner Worte zu achten — fordert es dann nicht ein gerechtes Ehrgefühl des Mannes,

dem angebeteten Weibe einen nicht minder edeln Namen entgegenzusetzen, als der ihre, und zerstört es nicht gleichsam das Naturrecht, wenn er von ihr größere Glücksgüter empfangen soll, als die seinen?

Jetzt sah ich ihn auf dem Punkte, den meine kurzsichtige Mutterliebe ersehnt hatte. Nur noch Louisens Namen hatte er auszusprechen. — Und wie? sagte ich, glauben Sie denn, daß ein besseres weibliches Herz den Werth eines edeln liebenswürdigen Mannes nicht höher setzt, als flüchtige Vorzüge der Geburt oder des Reichthums? —

Ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten und meine Wangen sich mit heißer Glut bedeckten; ach, die Mutter der bestimmten Braut erröthete noch mädchenhaft, — ich fürchtete zu viel gesagt, der Würde meiner holdseligen Tochter etwas vergeben zu haben.

Edwin stand mir schweigend gegenüber; seine Augen hafteten überrascht, ja forschend auf mir, und als mein Blick diesen herrlichen Augen zu begegnen wagte, brannte ein so süßes Feuer darin, daß ich noch glühender erröthen mußte. —

O Lodoiska! — rief er endlich mit schwärmerischer Innigkeit — wär's möglich, könnten Sie mich in ein so schönes Herz blicken lassen, nur um mich aus seinem Paradiese zu verstoßen? Wär's möglich, daß mein treues Streben, jene geistigen Vorzüge zu erringen, dies schöne Herz verdienen könnte? — O Lodoiska, von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, fühlt' ich, daß nur Sie oder Keine mich glücklich machen könnten.

Leontine, hier schwindelte es mir; ein Schleier fiel von meinen Augen nieder, und ich schien aus einer freund-

lichen, vertraut gewordenen Wirklichkeit in einer Traumwelt zu erwachen. Alſo nicht meiner Tochter, mir, mir galt dieſe Liebe, die ſich ſo ſtark, ſo glühend ausſprach. Bezaubernd tönten um mich die ſüßen Laute ſeiner Stimme, in der ich immer die Stimme des geliebten Prinzen zu hören geglaubt hatte, nur noch von dem Ausdruck eines Gefühls verſchönt, den ich an jener nicht gekannt hatte; doch mitten durch all den ſinneberauſchenden Zauber drang das Bild meiner armen Louiſe und ſtellte ſich ernſt und ſchmerzlich mahnend vor meine Seele; wie? ihr ſollte ich ihr höchſtes Lebensglück entreißen? ihr, der ich geſchworen hatte zärtliche Mutter zu ſeyn? Ich ſollte die Schlange ſeyn, die ihr unſchuldiges Herz auf den Tod verwundete, während ich mir das Anſehn gegeben hatte, ſie zu den Freuden des Lebens zu erziehen? Dieſe Vorſtellungen, die ſich blitzſchnell in meiner Seele folgten, verwahrten mich vor der Hingebung an eine Traumentzückung, die doch für mich auf immer vorüber ſeyn muß. —

Das unglückliche Geheimniß meiner Tochter konnte ich nicht preisgeben; nur eigne überraſchte Verwunderung ſuchte ich in meinem Schweigen auszudrücken; denn, nicht wahr, Leontine, höchſt ſeltſam, ja wunderlich iſt es, wenn ein Jüngling im Lenze der Jugend mir, einer Frau nahe den Vierzigen, ein Geſtändniß leidenſchaftlicher Liebe thut. Ach, es iſt mir, als ob ich über ſeinen Wahnſinn zu erröthen habe!

Mit geſpannter Erwartung hatte er mich angeblickt. Sie ſchweigen? theure Gräfin! — ſagte er endlich.

Ich ſchweige — erwiederte ich mit mühſam errungener

Faſſung — weil ich in der That nicht weiß, wie ich Ihre Worte verſtehen ſoll?

Nicht? — nicht? — rief er leidenſchaftlich. — O dann hätte mich die Hoffnung einer himmliſchen Güte getäuſcht, die ſich in dieſen Engelsblicken ſpiegelt. Dann müßte ich bereuen, mein unglückliches Herz einem geträumten Mitgefühl aufgeſchloſſen zu haben! Doch nein, das iſt nicht möglich, — rief er wieder, als ich aufs neu erſchüttert einige Augenblicke ſchwieg.

O ſieh! — rief er, ſchlang hingeriſſen einen Arm um mich und wandte mich nach der Ausſicht in das Thal, wo eben jetzt die Sonne unterging — ſieh hin, engelgleiches Weib, wie dort die Sonne in das Graun der Nacht verſinkt, — laß nicht auch ſo die Sonne meines Lebens untergehen!

Ich hatte jetzt Ruhe genug erlangt, um Feſtigkeit mit Milde zu vereinen. Lieber Hebenſtern, — ſagte ich ſanft — Sie haben ſich in meinem Herzen nicht geirrt; wenn innige Theilnahme, wenn Freundſchaft —

O nichts von Freundſchaft! — rief er wild — Liebe iſt es, was meine ganze Seele für dich füllt! und nur Liebe iſt der Preis, der mich glücklich machen kann! Wenn einmal das unglückliche Geſtändniß über meine Lippen geflohen iſt, ſo gebe dieſer Augenblick mir auch Entſcheidung über Tod und Leben!

Er warf ſich mir zu Füßen, und hob mit himmelan gewandtem Blick meine Hände in den ſeinen empor, gleichſam als rufe er den Himmel um Entſcheidung zwiſchen uns an. —

Hat Sie ein Wahnſinn ergriffen? — rief ich und blickte ſchmerzlich lächelnd auf ihn nieder — Edwin, lieber ver-

blendeter Jüngling, bedenken Sie, daß schon das große Mißverhältniß unsrer Jahre eine natürliche Scheidewand zwischen uns zieht!

Die Jahre? und was machen diese aus? — rief er mit Innigkeit — Hast du nicht allen zaubervollen Reiz der Unschuld und der Jugend auf deinen Zügen wie in deinem Herzen festzuhalten gewußt? Und können kleinliche, äußere Verhältnisse der Sinnenwelt über ein Band entscheiden, das Geister für die Ewigkeit zusammenhält?

Ich fühlte in diesem gehobnen Augenblicke wohl, daß etwas Wahres in den Worten lag; — fühlte — die Nothwendigkeit diese Unterredung zu endigen. — Edwin, — sagte ich mit Ernst — wenn ich wirklich auf Ihren Antheil, auf Ihre Achtung rechnen darf, so schonen Sie wenigstens in den nächsten Tagen mein angegriffenes Gemüth! — verlassen Sie für jetzt dies Haus.

Dies Wort ist mir Befehl! — erwiederte er ehrerbietig, stand auf und verbeugte sich gegen mich mit seinem edeln, herzgewinnenden Anstande; aber im Abgehen wandte er noch einmal die himmelvollen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf mich. — — „O möge Gott dies Herz lenken, in dem mein Leben ruht!“ sagte er noch halb leise mit einem Tone, der noch in diesem Augenblick in meiner ganzen Seele wiederhallt — und war meinen Blicken entschwunden. —

Ich weilte noch eine Zeit lang auf der schönen, mir nun so merkwürdig gewordenen Stätte und strebte mich selbst wiederzufinden. Als ich zurück nach dem Hause kam, hörte ich, daß er unverzüglich habe satteln lassen und nach einer

kurzen Begrüßung Louiſens hinweggeritten war. — Ach, meine Seele folgte ihm.

Ich brachte die Nacht in unruhigen Fantaſieen hin. O, wenn es dir möglich iſt, geliebte, treue Freundin, deinen häuslichen Pflichten einige Tage abzugewinnen, ſo eile zu mir, vielleicht daß du Licht in das Chaos meiner ſich widerſtreitenden Gefühle bringſt! — — — Es iſt wahr, eine ſo tiefe, ſo innige Uebereinſtimmung, als mich mit ihm verbindet, ſollte nicht abhängig ſeyn von zufälligen Umſtänden der Außenwelt, und der Unterſchied der Jahre wird wohl zwiſchen uns etwas gemildert durch die jugendliche, vielleicht zu große Weichheit des Gefühls, die mir geblieben iſt, und durch den ernſten, mehr zu ſtillen Betrachtungen geneigten Sinn, der ihn bezeichnet; doch deſſen glaube mich nie fähig, theure Freundin, daß ich treulos dem einzigen Kinde, ihr, der Liebenswürdigen, die meine frühern traurigen Jahre verſüßte, ihr höchſtes Lebensglück entreißen ſollte!

Sechſter Brief.

Leontine an Ernſt.

Einer ſolchen Aufforderung der Freundſchaft konnte ich nicht widerſtehen, geliebter Ernſt; ich eilte in die Arme der guten, nur zu ſtreng und ſelbſtvergeſſen mit ſich kämpfenden Lodoiska. In jedem Worte des vorhergehenden Briefs ſpricht ſich der edle, ſchmerzvolle Kampf aus, in dem ich ſie

noch bei meiner Ankunft hier traf. Es ist keine Frage, sie liebt den interessanten Fremdling mit der glühendsten Leidenschaft, deren nur ein so tiefes Herz wie das ihre fähig ist; o, wie hab' ich es denn so lang unbeachtet lassen können, wie gleich bei seinem ersten Eintritt eine fliegende Röthe ihr beides, mädchenhaft sittsames Gesicht überzog; daß auch aus seinen Blicken unverkennbar der Eindruck sprach, den Lodoiska vorzugsweise auf ihn machte? — und jener Abend in meinem verschwiegenen Schlafgemach! Welche Heftigkeit des Gefühls der sonst so sanften Lodoiska! Und wie strebte die edle Seele, sich selbst durch Aufzählung aller Verdienste ihres Pflegekindes zum Kampf gegen das eigne Herz zu waffnen. Doch auch mich hatte Lodoiska mit ihrem schwärmerischen Plan für ihre Tochter eingenommen und meine Blicke von allem Andern abgezogen, und gleich nach seinem ersten Besuche reiste ich ab. — Auch ist die Aehnlichkeit zwischen Edwin und dem edeln Prinzen, den Lodoiska einst geliebt hat und von dem ich kürzlich erst ein Bildniß gesehen habe, wirklich ein wunderbares Spiel der Natur und scheint Lodoiska's Liebe für Hohenstern gleichsam zu rechtfertigen. Was aber die Regel von Angemessenheit des Alters betrifft, so mag sie wohl im Allgemeinen für die große Volksklasse recht anwendbar und nützlich seyn; indessen da, wo es auf eine wahre höhere Übereinstimmung der Seelen ankömmt, und vorzüglich bei ungewöhnlichen Menschen, da hat man Ausnahmen nicht selten vom höchsten Glück belohnt gesehen.

Lodoiska indessen ist fest entschlossen, lieber dem Glück zu entsagen, als auf Kosten ihrer geliebten Tochter glücklich

zu ſeyn. Und doch iſt es noch gar nicht ausgemacht, ob dieſe ihn auch eben ſo tief und unauslöſchlich liebt, als ihre ſchwärmeriſch edle Mutter. Zwar traurig ſcheint auch Louiſen ihre unverhehlbare Liebe zu machen; der ſonſt ſo muntre Frohſinn des lieblichen Geſchöpfs iſt ganz dahin ſeit der Ankunft des ſchönen Ruheſtörers; dies wirft freilich einen düſtern Flor über die Lage aller dieſer guten, Theilnahme verdienenden Menſchen und läßt ſchwerlich einen heitern Ausgang hoffen. Daß Edwin übrigens ein edler, der Liebe werther Gegenſtand iſt, leidet keinen Zweifel; auch darf der gemeine Argwohn, als miſche ſich irgend eine Nebenabſicht in ſeine Bewerbung, keinen Raum finden, denn nicht allein iſt Louiſe eine weit reichere Erbin als ihre Mutter, ſondern Edwin beſitzt auch ſelbſt, ob auch arm an liebenden Verwandten, doch ein anſehnliches Vermögen, wie Emil, der beſſer in den Dingen des praktiſchen Lebens im Klaren iſt als Ledoiska, mit Zuverläſſigkeit erfahren hat. —

Ich ſchreibe dir dieſen Brief nur, um dich unverzüglich von meiner Ankunft hier zu unterrichten. Nächſtens mehr von Deiner

treuen
Leontine.

Siebenter Brief.

Leontine an Ernſt.

Ich ſchreibe dir ſchon wieder, mein theurer Freund, um dir ein Ereigniß mitzutheilen, das mich aufs neu in dieſen Tagen überraſcht hat und wieder ein bedeutendes Glied in der verhängnißvollen Kette dieſer Tage ausmacht.

Lodoiska, immer unruhig in ihrem Gemüth, ſuchte in der Geſellſchaft ihrer Tochter zu ſeyn, während ſie doch auch eine Art von Scheu gegen ſie zu fühlen ſchien. Geſtern traten wir beide in Louiſens Zimmer, um ſie zu einem Spaziergang abzuholen, und der Gemüthszuſtand, in welchem wir die Kleine fanden, überraſchte mich. Wir ſahen das unbeſchreiblich holde, noch beinah kindliche Weſen an ihrem Tiſchchen ſitzen, das Köpfchen trauernd auf den Arm geſtützt. Die Fülle der ſchwelgeriſchen blonden Locken floß aufgelößt über den kleinen ſchneeweißen Arm, und Thränen — ſahn wir im Nähertreten — rollten häufig über die Roſenwangen.

Außer ſich bei dieſem Anblick, ſchloß ſie Lodoiska an ihre Bruſt, und rief mit einem Tone, in dem ſich die Angſt ihres gequälten Bewußtſeyns malte: O mein armes, geliebtes Kind! öffne endlich dein Herz deiner gewiß treuen Mutter, und glaube, daß mir kein Opfer zu groß ſeyn wird für deine Ruhe!

Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen; ängſtlich klopfte mein Herz, ſo wie gewiß das Herz der armen Lodoiska. — Das Mädchen ſah ihre Mutter an; die ſchö-

nen, großen blauen Augen glänzten durch die Thränen, wie der Frühlingshimmel nach einem milden Regen.

Meine Mutter! — rief sie zärtlich, noch halb weinend, und schlang die Händchen liebkosend um den Hals der Mutter — du hast Recht, ich hätte längst sprechen sollen, bist du nicht die Güte selbst? aber ich weiß nicht — gerade hier wird es mir so schwer. — —

Noch bänger schlug mein Herz, als jetzt das Urtheil über Lodoiska's Schicksal von den Lippen des Mädchens tönen sollte, — allein sie schwieg, — — aber gleich einer dunkeln Purpurblume erglühte das holde Kindesgesicht. Lodoiska dagegen, gleich als wollte sie das schmerzlich zwängende Band, das ihre Brust so bang beklemmte, endlich gewaltsam sprengen, rief:

Sprich, liebes Kind! — ich bitte dich um Alles in der Welt, rede frei! — — Edwin —?

Ja, Edwin, — versetzte Louise, sich Muth fassend — um den kömmt es her. — Eine tödtliche Blässe streifte über Lodoiska's Gesicht. — Sieh, liebe Mutter, — fuhr die Kleine fort — ich gebe zu, daß Edwin recht gut, — ja ganz vortrefflich ist; aber sage selbst, ist es wohl recht, daß wir um ihn, den Fremden, — unsern guten Verwandten — ja, den guten Emil — so ganz vernachlässigen, — der uns doch so viele treue, liebevolle Dienste erwiesen hat. — Seit Edwin hier ist, der hochgebildete Ritter, wird nur auf ihn gemerkt, nur seine Talente bewundert, und der arme Emil gar nicht beachtet — zum Dank, daß er den Fremden bei

uns eingeführt und überhaupt auf ſein Gut eingeladen hat! Der arme Emil iſt auch darüber traurig und kommt faſt gar nicht mehr mit, wenn uns Edwin beſucht — und — — und — wird auch vielleicht gar nicht wiederkommen!! —

Die Stimme der Kleinen neigte ſich wieder zum Weinen, als ſie im Fluß ihrer kindlich vertraulichen Rede an dieſe Stelle kam, während es jetzt an Lodoiska war, zu erröthen, und zwar von freudigem Erſtaunen, als ſo überraſchend ein Schleier ihr von den Augen fiel und ihr den Blick in eine paradieſiſche Zukunft eröffnete. Zum erſten Mal ſeit der Bekanntſchaft des geliebten Edwin durchzuckte jetzt ein Blitz der Freude ihre Seele. Wie? — rief ſie aus — Emil iſt dir ſo theuer, Emil, meine Louiſe? — ihn ziehſt du Edwin vor?

Ach freilich, meine Mutter, — ſagte die Kleine, ihr lockiges Köpfchen an den Buſen der Mutter ſchmiegend. — Sieh, wir haben uns ja immer herzlich geliebt, ich und Emil, und wie ſollte mir denn der ernſte, oft ſo ſchwermüthige Fremde lieber ſeyn, als mein hübſcher, fröhlicher Emil?

Jetzt war die letzte Scheidewand gefallen, und rein und vorwurfsfrei durfte jetzt Lodoiska ſich ihrer edeln Neigung überlaſſen. Ueberwältigt von dem entzückenden Bewußtſeyn ſchloß ſie die aufrichtige Kleine aufs neu an ihre Bruſt, trotz des gezeigten ſchlechten Geſchmackes; auch den Vorwurf wegen gegebenen Vorzugs des Geliebten, den Louiſe ſo in ihrer Naivetät hingeworfen hatte, nahm ſie gern und geduldig hin, wohl fühlend, daß ſie ſich bewußtlos einige Par-

theilichkeit hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch war es in der That wahr, der gute treuherzige Emil hatte ſich mit ſo liebenswürdiger Anſpruchloſigkeit bei der Auszeichnung benommen, die ſeinem von ihm ſelbſt eingeführten Gaſtfreunde widerfuhr, daß er ſelbſt in meinen Augen unwillkührlich gewann. Erſt auf die Vermuthung, daß man ſeine holde, immer von ihm im Stillen geliebte Couſine demjenigen zuerkennen würde, der ihrer höhern talentvollen Erziehung angemeſſen ſey, hatte er ſich traurig zurückgezogen. — Louiſe hat uns aber oft wiederholt, daß ihr eben dies einfache kunſtloſe Weſen an ihrem Couſin gefallen, und daß — ſetzte ſie mit ihrer wiederkehrenden heitern Laune hinzu — Gelehrte nicht immer wieder Gelehrte heirathen wollten. —

Deſto ähnlicher iſt die hohe Bildung und der romantiſch ſchwärmeriſche Geiſtesſchwung Edwins und Lodoiska's, die jetzt in ihrer ſeligen Erhebung mit doppelter Innigkeit ſtrebte, das Unrecht an dem Ueberſehenen zu vergüten, auf welches ſie Louiſens Offenheit aufmerkſam gemacht hatte. Sie ſandte eilends, um die Freunde einladen zu laſſen, denn auch gegen Edwin war es ihr ja nun vergönnt, den ſtrengen Verbannungsbefehl zurückzunehmen. —

Dießmal jedoch — — erſchien nur Emil — und Edwin fehlte — denn — er war nicht mehr auf Emils Gute. — Ein neues ſchmerzliches Erſchrecken für die arme, ſo lang im Schmerz geprüfte Lodoiska; ſie mußte ſich ſagen, daß ihn wahrſcheinlich ihr entſchiednes, für ihn doch räthſelhaftes Abwenden, in die Ferne, — vielleicht — auf nimmer Wiederſehn getrieben habe. Indeß Emil berichtete bald,

daß er verſprochen habe, wiederzukehren. Er ſey nur durch eine ſchnelle Botſchaft aufs Eiligſte von ihm hinweggerufen worden und zwar an jenen Königshof, deſſen Thron der Bruder jenes ſchon längſt verewigten Geliebten Ledeiska's lange beſeſſen hatte! Der junge König, ein Sohn des verſtorbenen, ging mild und ſegenverbreitend, gleich dem ſonnigen Morgen, für die Menſchheit auf, die oft unter dem Druck ſeines harten und gewaltthätigen Vaters geſeufzt hatte. — Es war alſo durchaus nichts Trauriges von dieſer Sendung zu fürchten, und die ſanfte fromme Ledeiska ergab ſich geduldig in die Fügung des Himmels und ſtellte ihm ihr künftiges Geſchick anheim!

Wie ſich Louiſe und Emil nun wiederſahen, wie ſich die nun beglückte, freudige Liebe der beiden jungen Herzen ausſprach, die einander ſchon längſt angehört hatten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, dies bedarf wohl keiner Schilderung, noch wie ſich Ledeiska im Abglanz ihres Glückes ſonnte; Sie, die ſchon in der Zeit der Trauer ſo ſelbſtvergeſſen ſtrebte Andre zu beglücken, wie ſollte ſie nicht jetzt, wo der Himmel ihr ſelbſt eine ſelige Hoffnung eröffnete, die ganze Welt liebend umfaſſen und beglücken mögen!

In ein Gefühl — ich möchte ſagen — von wehmüthiger Seligkeit ſcheint Ledeiska verſunken. — Ich ſah ihre holden Augen in Thränen ſchwimmen; ſie beugte ſich in überwallender Bewegung an meine Bruſt und ſagte halb leiſe: Ich kann dir nicht ſagen, meine Freundin, welch ein wunderbares Gefühl ſich in meine Liebe für den edeln Edwin miſcht, ein Gefühl von erhöhter, gerührter Zärtlichkeit, von

Dankbarkeit, daß er mir ſeine ſchöne Jugend weihen, mich die eigne glückliche Frühlingszeit, die mir ein ſtrenges Schickſal entzog, gleichſam noch nachleben laſſen will. —

Ja, Ernſt, ich glaube wohl, daß gerade ein ſolches Verhältniß etwas ganz Eignes haben muß für das Herz eines gefühlvollen Weibes, und ein ſüßeres, wenn es die volle Ueberzeugung erhält, wahrhaft und innig geliebt zu ſeyn von dem liebenswürdigen jüngeren Manne, von dem ſchwärmeriſchen holden Geliebten.

(Einige Stunden ſpäter.)

Wie ſie über ihr eignes Schickſal fühlt, davon mag dir das nachfolgende Lied eine Vorſtellung geben, das ſie, eben kürzlich erſt aus ihrer dichteriſchen Seele gefloſſen, geſtern zur Laute ſang, als ich ſie vorhin eben im Felſenwäldchen überraſchte, an eben jener Stätte, wo ihr Edwin das unerwartete Geſtändniß gethan. Dieſe Stätte ſelbſt ſcheint ein wahrhaft deutſames Bild von Ledeiska's Schickſal, dieſe traurigen Cypreſſen und andres dunkles Gehölz, und nun mitten hindurch die Ausſicht in eine bezaubernde Ferne. —

Glühend wieder in die Wangen
Steigt das lang gehemmte Blut;
Und es regt ſich das Verlangen,
Das in todtem Schmerz geruht.

Wär' es möglich? durft' er kehren,
Meines Lebens Himmelstraum?
Durft' in ſeinem Glanz verklären
Wieder ſich der öde Raum?

Und die heiß geliebten Töne
Klängen wieder in mein Ohr?
Und das Bild der Wonn' und Schöne
Stieg' aufs neu vor mir empor?

Welch ein Bild! Ach, neues Leben
Regt durch alle Pulse ſich!
Grün ſeh ich den Lenz ſich heben,
Der vor meinem Gram erblich.

Kühne Hoffnung, Geiſterſchwingen
Tragen dich zum fernen Ziel!
Darf ichs wagen, hin zu dringen,
Zu vertrau'n dem Gluthgefühl?

Süße Hoffnung! widerſtreben
Kann ich deinem Zauber nicht;
Aber nimm, o nimm mein Leben,
Wenn dein kühner Flügel bricht!

Achter Brief.

Leontine an Ernſt.

Edwin iſt wieder hier, und ich eile, mein theurer Ernſt, dir nur in wenigen Zeilen meine Freude mitzutheilen über die wundervoll glückliche Auflöſung eines ſo verſchlungenen Schickſals. Denke dir! im Reiz der erſten Jugendblüthe hatte Lodoiska ſelbſtvergeſſen und treu den edeln Prinzen geliebt, und er hat die Blühende überſehen, hat ihre Liebe nie erwiedert; — da kömmt ſein Ebenbild, — — ſein Sohn, ſie zu erwiedern!

Ja, dies iſt Edwin! wie's ihm ſelbſt erſt jetzt ſeit ſeiner ſchnellen Reiſe kund geworden; der Sohn einer zwar geheimen, doch durch die wahrſte, treuſte Liebe geheiligten Verbindung, um derentwillen der Prinz jede andre Verbindung ſtandhaft zurückgewieſen hatte, welche von ſeinem ſtolzen königlichen Bruder ihm oft gebieteriſch vorgeſchlagen worden war.

Früh hatte Edwin ſeine zarte Mutter und bald darauf durch einen ſchnellen Tod auch den erhabnen Vater verloren. Für ſeinen anſtändigen Unterhalt iſt zwar geſorgt worden, doch über ſeine Herkunft hat der ſtolze Monarch abſichtlich ein geheimnißvolles Dunkel zu erhalten gewußt; bis jetzt der junge König das Schickſal ſeines ſo nahen Verwandten erfahren und ein Verhältniß zwiſchen ihnen eröffnet hat, wie es den Söhnen zweier Brüder angemeſſen iſt. Eine anſehnliche Herrſchaft hat er ihm übertragen, die nun

der edle liebende Edwin mit unſerer Ledeiska theilen wird. —

Auf ſie, auf die angebetete Geliebte trägt nun der Frühverwaiſte alle die Liebe mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit über, die er ſo lang in das tieffühlende Herz hat verſchließen müſſen. Ja, er wird ſie glücklich machen, dieſer Edwin, dieſer ausgezeichnete Jüngling! Er iſt ganz geeignet, den Werth eines ſolchen Weibes zu ſchätzen. — Und, wunderbare Fügung des Himmels! während, um jener glücklichen Verbindung des Prinzen willen, die unſchuldige und doch ſo glühende Liebe der ſanften Ledeiska überſehen werden war, — da war ſchon aus eben dieſer Verbindung ſelbſt der Vergelter für ſie hervorgegangen!

II.

Das Bild.

Das Getümmel des Kriegs umwegte das sonst so friedliche Dörfchen, wo der Freiherr von Ehrenstein seine liebsten Güter, seine Gemahlin und deren Schwester geborgen hatte. Die zärtliche Gattin Cäcilie zitterte für das Leben des theuern Gemahls, den seine Pflicht als Oberaufseher des Kreises dazu verband, sich mitten unter die tobenden Schaaren zu wagen und das Beste der ihm untergebenen Landleute zu vertheidigen, welche die unmäßigen Forderungen der Sieger bei ihrer Armuth nicht erfüllen konnten. Das Getümmel der fremdsprechenden Krieger drängte sich verwirrend um die armen bestürzten Landleute, da beinah alle Völker Europens an der eben vorhergegangenen Schlacht des großen Welteroberers Theil genommen hatten; Umwohner der Garonne und des Po, der Rhone und der Weichsel schienen sich in feuriger Wildheit übertreffen zu wollen. Ehrenstein, der ihnen wohl in ihrer Mundart zu erwiedern wußte, stellte ihnen mit edler Unerschrockenheit die Unmöglichkeit vor, allen ihren Forderungen zu willfahren; Einige wurden überzeugt, Andere dagegen schien der Widerspruch nur noch mehr zu empören, und schon war eine blitzende Klinge über dem Haupte des unerschrocknen Sprechers gezückt, als in dem Augenblick eine kleine Schaar von deutschen Kriegern ein-

rückte, deren Führer, einem rettenden Halbgott gleich, unter den tobenden Haufen fremder gemeiner Krieger trat und ihnen zurief, von dem ungleichen Streite abzustehen!

Als aber Einige der Unruhstifter im stolzen Uebermuth des Siegs sich weigerten, einem andern Officier als ihren eignen zu gehorchen, als mehrere Schwerter blos wurden, da stellte sich der Großmüthige vertheidigend vor den wehrlosen Freiherrn und auch sein Schwert blitzte mit mächtigem geübten Schwunge, bis einige Frankenofficiere herbeieilten und den Aufruhr endigten.

Ehrenstein war unverletzt geblieben, allein das Blut seines edeln Vertheidigers strömte aus einer tiefen Wunde über die Stirn. Der Freiherr, außer sich über den Anblick, beschwor den Verwundeten, ihm nach seinem Landschlosse zu folgen und dort die Pflege der lebhaftesten Dankbarkeit anzunehmen; doch der Krieger nannte seine Wunde nur leicht, ließ sich von einem seiner Leute flüchtig verbinden und folgte seiner Kriegerschaar, die eben wieder aufbrach. Er drückte noch die Hand des schmerzlich betroffenen Ehrenstein mit Herzlichkeit und warf ihm einen Blick zu, welcher zu sagen schien: Recht innig gern habe ich dir diesen Bruderdienst erwiesen.

Nicht genug konnte der dankbare Freiherr, als er zu seiner Gattin und Schwägerin zurückkam, die hohe Gestalt und die edeln herzeinnehmenden Züge seines Retters beschreiben, in denen unbeschreibliche Güte den Hauptzug ausgemacht habe. Cäcilie, seine Gemahlin, hatte in diesen Augenblicken für nichts Sinn als für den wiedergeschenkten Gatten, an dessen Halse sie mit Freudenthränen hing; allein

in dem Herzen der ſanften Klotilde, ihrer Schweſter, ließ dieſe Schilderung doch einen lebhaften Eindruck zurück; ein Bild von dem unbekannten Schutzengel ſtieg in ihr empor, das ſie in holder Schwärmerei beſchäftigte.

Später fragten die Damen den Freiherrn, von welchem deutſchen Bundesvolk dieſe kleine Heerabtheilung geweſen ſey?

Es waren Badener — erwiederte Ehrenſtein. — Wer weiß, wo jetzt an den ſchönen Ufern des Neckar eine Braut um den trefflichen jungen Krieger weint!

An den ſchönen Ufern des Neckar? — wiederholte Klotilde ſinnig, als beide Schweſtern allein waren. — Erinnerſt du dich nicht, liebe Cäcilie, aus unſrer Kindheit, daß unſre gute Mutter oft mit einer Art wehmüthiger Sehnſucht von den Ufern des Neckar ſprach?

Wohl! — verſetzte Cäcilie, die einige Jahre älter, als ihre Schweſter, auch einige Blicke tiefer in das Vertrauen der theuern verſtorbenen Mutter hatte thun dürfen, — wohl erinnere ich mich jener wehmüthigen Freude, mit welcher ſie noch kurz vor ihrem Tode davon ſprach. — — Ein Jugendfreund, von derther ſtammend, der ſie unendlich geliebt hatte und von ihr zurückgewieſen worden war, ſchien ihr jene Gegenden merkwürdig zu machen. —

Und ſie nannte ihn Wilhelm? — ſagte Klotilde.

Wir waren noch zu jung, um ſo etwas beurtheilen zu können, — fuhr Cäcilie fort — allein ſehr oft iſt es der Fall, daß das Verſchmähen einer ſehr großen, tiefen Liebe auch bei einem glücklichen Looſe doch eine wehmüthige, an Reue grenzende Erinnerung zurückläßt. So gewiß wir uns ein verlornes Gut ſtets mit idealiſchen Farben malen. —

Mehrere Wochen zogen hin in drückender Gewitterschwüle; das siegende Heer war mit geflügelter Eile vorwärts gerückt; eine neue Schlacht stand bevor und sie erfolgte bald mit fürchterlichen Donnerschlägen. Die geweihten Opfer des Kriegs, die Verwundeten, die nicht schon auf ihrem blutigen Feld der Ehre das Lager ihrer Ruhe gefunden hatten, wurden nun in die nahen und weiter entfernten Orte vertheilt; — auch in das Gut des Freiherrn ward ein verwundeter Officier gebracht, — und — wunderbares trauriges Glück! schmerzliche Freude, mit welcher er in dem Todtmatten augenblicklich seinen großmüthigen Vertheidiger erkannte! — Schon in dem dunkeln Purpurstreifen über seine Stirn, der schauerlich deutsam gegen die Leichenblässe des Gesichts abstach, hätte er ihn wohl erkennen müssen, wenn sich auch nicht die edeln Züge so tief und unvergeßlich in das Herz des Dankbaren eingegraben hätten.

Schmerzlich war die Freude für ihn und die gefühlsvollen Frauen, diesen trefflichen Menschen so wieder zu sehen, doch Freude war es immer, ihm nun zum mindesten durch die treueste, sorgfältigste Pflege in ihrem Hause eine so tief gefühlte Dankbarkeit beweisen zu können. Die Freyin ließ es sich nicht nehmen, die Pflege des theuern Verwundeten selbst zu ordnen, und die sanfte Klotilde folgte ihr oft schüchtern in das dämmernde Krankenzimmer und wagte ihre Bemühungen zu theilen.

Nur zu treu fand sie in ihm das idealische Bild verwirklicht, das sich ihre Fantasie von dem muthigen Vertheidiger der Bedrängten entworfen hatte. Ach, wie unendlich übertroffen fand sie es! Oft drangen Thränen aus den tiefsten

Quellen ihres Lebens in ihre Augen, wenn sie die Leiden des einnehmenden Jünglings sah, die ihn nicht entstellten, sondern nur unbeschreiblich anziehender machten, da er sie unerschütterlich sanft und standhaft trug. Wenn für ein edleres weibliches Herz das zarte Mitleid und die Achtung, die Klotilde schon an sich für den hohen, ruhmvollen Stand der Krieger fühlte, heilige und gewaltige Hülfsmächte der Liebe sind, wie werden diese Gefühle zur feurigen Begeisterung beim Anblick eines Helden, der seinen höchsten Heldenmuth durch den klaglosen, rührenden Sieg über den körperlichen Schmerz bewährt!

Wiewohl nur immer still in sich zurückgezogen, wie bei einem heiligen Tempeldienst, doch mit inniger Wonne, benutzte Klotilde jede Gelegenheit, ihm einige Erleichterung zu verschaffen, und gab kunstlos, ohne alles selbstsüchtige Weigern, der Aufforderung ihrer Schwester nach, ihm zuweilen durch ihr gefühlvolles Spiel auf der Guitarre die einsamen Stunden seines Leidens zu verkürzen. Eine rührende Erkenntlichkeit gegen die Bemühungen seiner Gastfreunde drückte sich in jeder Miene, jeder Bewegung des Fremdlings aus, selbst in den ersten Tagen, wo er noch nicht sprechen konnte.

Der Freiherr wetteiferte mit Cäcilien und Klotilden, seinem Wohlthäter Gleiches zu thun; doch muß der beste Wille des Mannes in dem Talent zarter aufopfernder Pflege den Frauen weichen. An einem schönen heitern Winter-Nachmittage war er ausgeritten, während Cäcilie und Klotilde eine Spazierfahrt ausgeschlagen hatten und lieber die schmeichelnden Sonnenstrahlen nur genügsam aus den Fen-

ſtern des Krankenzimmers begrüßten. Es war eben der erſte Tag, wo der Kranke nach Ueberſtehen des gefahrvollſten Zeitpunktes wieder anfing an den Reizen einer ſeelenvollen Unterhaltung Theil zu nehmen. Ueber verſchiedene Gegenſtände war ſchon die Unterhaltung leicht wechſelnd hingegangen; jetzt glaubten ſeine zarten Pflegerinnen, dem Matten einige Erholung ſichern zu müſſen, und beſchäftigten ſich, manche häusliche Anordnung zu treffen. — Mit ſtillem Wohlbehagen ſchien der Kranke im Zimmer um ſich zu blicken und ſeine Augen an den holden Geſtalten zu erquicken, die ſich anmuthig hin und wieder bewegten. Es iſt mir — ſagte er, als ſie ſich wieder beim Theetiſch in der Nähe ſeines Lagers verſammelten — und vom Anfang iſt es mir ſo geweſen, als ob ich mich hier heimiſch und unter lieben Verwandten befinde; aber Sie ſelbſt, meine Damen, rufen mir eine lebhafte Erinnerung an das lang nicht geſehene Vaterhaus zurück! Sie haben Beide eine auffallende Aehnlichkeit mit einem ſchönen Bilde, das in einem Saale meines heimathlichen Schloſſes hing und das ich immer ſchon als Kind mit innigem Wohlgefallen betrachtete, von einer wunderbaren Neigung in ſeine Nähe gezogen. Es war das Bild einer Jugendfreundin meines Vaters, an deren Andenken er noch mit unendlicher Innigkeit hängt. —

So ſind Sie ſo glücklich, noch einen Vater zu beſitzen? — ſagte Cäcilie warm. — Und wir ſind noch ſo fremd mit Ihrer Herkunft, mit allen Ihren Verhältniſſen, — ſo innig unſer Antheil daran iſt — — ſetzte ſie nur leiſe fragend hinzu. — —

Den ich gewiß zu ſchätzen weiß! — erwiederte der

Fremde verbindlich — und den ich durch unbeſchränktes Vertrauen ehren würde, wäre mein Schickſal nur merkwürdiger, als es iſt. — Mein Name iſt, wie Sie vielleicht ſchon hörten: Wilhelm von Hohenau, — —

Die Schweſtern ſahen ſich bei Nennung dieſes Namens an, gleich als ob ſein Laut eine dunkle Erinnerung aus der Tiefe ihres Gedächtniſſes heraufriefe. —

— Und das Stammſchloß meiner Väter — fuhr Jener fort — liegt an den reizenden Ufern des Neckar. — Seit fünf Jahren, ſeitdem ich Krieger bin, hab' ich es nicht geſehen.

Seit fünf Jahren? — rief Cäcilie. — Wie groß muß da die Trauer Ihres Vaters ſeyn.

Ein wehmüthiges Lächeln zuckte bei dieſen Worten unwillkührlich über das Geſicht des Kranken, und er ſchwieg, vor ſich niederblickend.

Und haben Sie denn keine Schweſter? — fragte Klotilde halb furchtſam, aber mit Wärme.

So glücklich bin ich nicht, mein Fräulein, — erwiederte Wilhelm.

O, ich bitte! — rief die zutrauliche Cäcilie — laſſen Sie uns etwas von dem Theuerſten im Leben des Menſchen, von den Banden ihrer Verwandtſchaft wiſſen! Haben Sie noch eine zärtliche Mutter? und, wenn auch keine Schweſter, doch theure Brüder?

Meine Mutter hab' ich ſchon früh verloren, — erwiederte Wilhelm mit einem Seufzer — und ein jüngerer Bruder iſt mein einziger.

So ſind Sie der Erſtgeborne? — ſagte Cäcilie — und waren eigentlich nicht — zum Waffendienſt —

Zum Waffendienſt beſtimmt; — ergänzte Hohenau, der die abgebrochene Frage der Lebhaften errieth — auch war ich ſchon einige Jahre auf der Academie geweſen, als die Nothwendigkeit eintrat, daß Einer von uns ſich zum Krieger weihen mußte, ich oder mein Bruder, an welchem ich von Kindheit auf mit ſchwärmeriſcher Liebe gehangen hatte. Ich ſah den Kampf meines Vaters, wenn er dieſen, ſeinen Liebling, hingeben ſollte; — denn — ſetzte er vergütend hinzu — mein guter Vater liebt uns Beide, allein an meinen Bruder ſcheint ihn noch ein eignes Gefühl erhöhter Zärtlichkeit zu binden; er glaubt in ſeinem Geſicht eine unläugbare Aehnlichkeit mit jenem ſchönen Bilde zu finden, deſſen ich vorhin erwähnte. — Ich ſelbſt hatte immer den Stand der Krieger hochgehalten; warum hätte ich anſtehen ſollen, ihn zu erwählen und meinem Bruder das wahrſcheinliche Erbrecht unſres Stammes zu übertragen? — Ich weiß, mein Tod wird meinen Vater betrüben; der meines Bruders würde ihn in Verzweiflung ſtürzen.

Ein ſiegendes Lächeln leuchtete bei dieſen Worten über ſeine bleichen Züge auf; dann blickte er wieder wie in Erinnerung verſunken vor ſich hin, und das Gewölk einer ſtillen Schwermuth zog ſich noch ſchattender um das Mondlicht ſeiner ſchönen, ſanftdunkeln Augen, aus denen Treu und Güte nur immer unverkennbarer ſprachen. Klotilde betrachtete ihn mit beklommener Theilnahme und unverſehens ſtürzten einige Thränen aus ihren langen ſeidnen Wimpern nieder, die ſie vergeblich, ſchnell aufſtehend, zu verbergen

ſtrebte; das Auge des eben aufblickenden Wilhelm hatte ſie erreicht. —

Die lebhafte, aber zartſinnige Cäcilie hatte den Fehlgriff wohl bemerkt, den ſie durch verſchnelles Berühren einer Saite gethan hatte, die erſchütternd in dem Gemüth des noch ſo ſehr Entkräfteten antönen konnte; auch ſie war gerührt durch den Blick, den man bei ſeinen anſpruchloſen Worten in die Welt ſeines edeln Innern hatte thun können, und ſuchte nun mit aller der anmuthigen Gewandtheit, welche ihr eigen war, ihren Fehler zu verbeſſern und eine freiere Stimmung für ihn herbeizuführen, ehe ihn die Schweſtern der nothwendigen Ruhe überließen; ihr Beſtreben glückte, doch mehr als dies, ſchienen die Tropfen reinen Thaus auf ihn zu wirken, die aus Klotildens himmelblauen Augen gefallen waren.

Mit jedem Tage entfaltete ſich die Trefflichkeit dieſes Gemüthes mehr, mit jedem Tage wuchs Klotildens ſtille Liebe für ihn. Und unverkennbar ſchien auch ſein Herz ſich zu der Holden hinzuneigen.

Ein Umſtand machte das Verhältniß unter ihnen noch rührender. Schon lang hatte die Schweſtern die Aehnlichkeit beſchäftigt, die ſie mit jenem ſchönen Bilde haben ſollten; in einer vertrauten Stunde, wo ſie Alle faſt in geſchwiſterlicher Einigkeit zuſammen waren, nannte Wilhelm den Namen: Iſidora, als den des Originals jenes Bildes; die Schweſtern faßten ihn als den ihrer Mutter auf und es enthüllte ſich, daß eben ſie die nie vergeßne Jugendgeliebte von Hohenau's Vater war, der ſo wie er den Namen Wilhelm führte, und daher bei ſeiner Nennung

die ſchlummernde Erinnerung aus Cäciliens und Klotildens Kindheitsjahren geweckt hatte.

Es lag etwas Rührendes in dieſem Zuſammentreffen, daß die Kinder zweier Menſchen, die ſich ſo innig und unwandelbar geliebt hatten, jetzt wie liebende Geſchwiſter zuſammen waren. Und auf Wilhelm ſchien ſich das Gefühl ſeines Vaters fortgeerbt zu haben; als Kind ſchon hatte ihn die Nähe jenes Bildes mit dunkelm Zauber angezogen, und wie viel mächtiger nahm ihn der lebende Abdruck jener Vollkommenheit in der heldſeligen Klotilde ein, die mehr noch als die Schweſter die volle Aehnlichkeit der Mutter trug.

O ſelig! — rief Klotilde wohl zuweilen in verſchwiegener Stille, in ſchüchtern kühnen Träumen ihrer Liebe — ſelig, wenn es mir vergönnt wäre, die Schuld meiner Mutter an dem Sohne des liebenswürdigen Verſchmähten wieder gut zu machen!

Auch ihre Verwandten theilten dieſen ihren heilig verſchwiegenen Wunſch; der Freiherr ſchwärmte in dem Gedanken, den theuern Retter ſeines Lebens als Bruder umarmen zu können; Cäcilie glaubte, mit dem Scharfblick ihres Geſchlechts in ſolchen Angelegenheiten, bemerkt zu haben, daß nicht blos die entbehrte Liebe ſeines Vaters, daß auch der Kummer über das abgewandte Herz einer Geliebten die Urſache ſeiner verſchatteten Jugend ſey; und nur noch entzückender machte dies für Klotilden den Gedanken, ihm ihre Liebe weihen zu dürfen; denn was iſt reizender für ein edles weibliches Herz, als dem geliebten Gegenſtande unverdiente Leiden vergüten zu können? vorzüglich Undank einer Frühergeliebten. — —

Doch eine zarte Gewiſſenhaftigkeit ſchien den achtungswerthen Fremdling von einer Erklärung ſeiner Gefühle gegen Klotilden abzuhalten; er ſchien es für Unrecht anzuſehen, das Schickſal eines liebenswürdigen Mädchens an das unſichre, halb dem Tode verfallene Loos des Kriegers zu binden. Klotilde ſang dann wohl halb leiſe in ihrem einſamen Gemach die letzten Strophen des Wechſelgeſanges eines ſcheidenden Kriegers und ſeines Mädchens:

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt ſein hart Geſchick;
Drum — ſüßes ſchönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück!“

Ach, Lieber! kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz, in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört' es auf zu glühn?

Nein, gönnt nur ſo von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geſchick:
So bleibe mein des Kriegers Herz
Und mein ſein wankend Glück!

— Und nur zu bald ſchlug auch die Stunde des Abſchieds für die Stilliebenden! Noch ehe Wilhelms jugendliche Kraft ſich völlig hatte erholen können, erging Befehl von dem oberſten Feldherrn, daß die Geneſenden ſich wieder zu dem Hauptheer ſammeln ſollten. — Wilhelm ſchied mit zerreißendem, doch ſtummem Schmerz. —

Kaum blickten noch die erſten Schneeglöckchen über den ſtarren Grund empor, und boten doch ihr zartes Leben in

reiner Unſchuld der eiſigen Luft. Klotilde meinte in ihnen das Bild ihres nur halb geneſenen Lieblings zu ſehen; und wenn ſie in dem noch öden Garten eine der zarten ſchneeweißen Knospen von den noch eingefallenen Fröſten erſtorben fand, ſo meinte ſie darin ein Vorzeichen zu finden, daß bald auch er in den wiederaufbrauſenden Stürmen des Kriegs erliegen werde.

Doch nur im Stillen hing ſie ihrer Trauer nach; ihr Schwager und Cäcilie ſchienen verletzt durch das Schweigen des Scheidenden über einen Gegenſtand, von dem ſie ſich ſo zuverläſſige Hoffnungen gemacht hatten. Nur Klotilde liebte zu wahr, als daß ſie irgend einer Regung beleidigten Stolzes hätte Raum geben ſollen, und ihr Herz errieth das Schweigen des ſeinigen.

Er hatte verſprechen, oft Nachricht von ſich zu geben; allein die von neuem ausbrechenden kriegeriſchen Unruhen verhinderten die Ankunft der Briefe. Mit nur noch größerer Erbitterung begannen die Feindſeligkeiten wieder, ſo wie der Frühling held wieder über die Schneegefilde glänzte. Tief ergriff es Klotilden, als ihre Schweſter einſt in theilnehmenden Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit ihr und ihrem Gatten die nachfolgende Stelle las:

Schon ſo lang bedeckt der Leichenſchleier
Kalten Schnees Gebirg und Wald und Flur;
Bring', o Lenz, mit deinem Sonnenfeuer
Lebensgluth der ſtarrenden Natur!

Aber wie? dein erſtes Sonnenlächeln
Wird die Zwietracht wecken, die entſchlief?

Deine Weſte werden lindernd fächeln
Ueber Heldengräber kalt und tief?

Mit der Röthe deiner Morgengluthen
Wird ein andres Roth die Erde ſehn?
Auf dem Grab der Schönen und der Guten
Wirſt du deinen Blüthenſchmuck erhöhn?

Arme Mutter! ſieh den Preis der Mühen!
Preis ſo mancher ſchlummerloſen Nacht!
Ach, die ſchwergepflegten Früchte blühen
Blutig hier im grauſen Feld der Schlacht!

Wie ſo warm den holden Freund zu grüßen,
Blickſt du, Mädchen, von den fernen Höhn?
Ach, du wirſt auf Erden nie die ſüßen,
Seelenvollen Augen wiederſehn!

Hier in Strömen fließt das ſchöne Leben!
Was vielleicht des Himmels Seligkeit
Manchem dunkeln Erdentraum gegeben,
Hat ſich hier der blut'ge Tod geweiht.

Mitleidig blickte Cäcilie auf Klotilden, die das Zimmer verließ und in einem Streme von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Wie oft wünſchte ſie jetzt den Winter zurück! Seine brauſenden Stürme hatten ihr ſtilles Lieben nicht geſtört. In jeder jener großen blutigen Schlachten glaubte ſie auch das Blut des Geliebten gefloſſen; denn ſo gewiß glaubt die Liebe den Pfeil der Gefahr nur ſtets für ihr Theuerſtes geſchärft.

Jahre gingen hin; Klotilde ſuchte ſich an dem Glück

ihrer guten Verwandten zu freuen, und, um dies nicht zu ſtören, jede Aeußerung ihres geheim fortlebenden Schmerzes zu unterdrücken. Auch Cäcilie und ihr Gatte gaben endlich der weisſagenden Ahndung von Wilhelms Tode Glauben, als ſie erfuhren, daß ihn ſein dunkles Kriegsgeſchick in das mörderiſche Spanien geführt habe, aus welchem ſchon ſo mancher Tapfre den Heimweg nicht gefunden hatte.

Der letzte Friede ward endlich geſchloſſen, nach ſchauderhaftem Völkerkampfe. Durch alle Gauen Deutſchlands wirbelte der Jubel des Siegs; doch miſchte ſich auch manche Thräne in den perlenden Freudenwein. — Eine leiſe Hoffnung hatte ſich bis dahin noch immer in Klotildens, wie in dem Herzen ihrer Verwandten geregt, die eine lebhaftere Theilnahme für ihr Schickſal und für das Wiederfinden des werthen Fremdlings hatten, als ſie ihr ſelbſt zu zeigen wagten, aus der wohl ſehr irrigen Meinung, daß ſie dadurch ihre Betrübniß mehren würden; da doch bezeigte Liebe das einzige Mittel iſt, den Schmerz über entbehrte abzuſtumpfen. —

Jetzt, wo der Schluß des Friedens noch manche Gefangengewesene in die Arme der Ihrigen zurückführte, dachte man wohl, daß auch Wilhelm unter dieſer Anzahl ſeyn könne. Allein umſonſt! Von nah und fern kamen Vermißte zu ihren trauernden Verlaßnen wieder; — nur von Wilhelm ward weiter keine Spur geſehen.

Um dieſe Zeit erforderte Cäciliens Geſundheit eine Reiſe in die Bäder von Wisbaden, die ihr die Aerzte angerathen hatten. Ihr Gemahl war durch die Pflichten ſeines Amts an ſeine Provinz gefeſſelt, und ſo reiſte ſie, begün-

ſtigt von der ſchönſten Jahreszeit, nur in Begleitung ihrer Schweſter dahin ab.

Die Reiſe ging größtentheils durch die vorzüglichſten deutſchen Gegenden. Eines Mittags kamen ſie in ein reizendes Thal, das beide Schweſtern mit gleichem Zauber anzuziehen ſchien. Ein herrlicher Fluß glänzte in geringer Entfernung zwiſchen maleriſchen, wechſelnd mit Wald und Reben bekränzten Bergen hindurch; — und aus allen Dörfern des Thals erhob ſich jetzt ein feierliches Glockengeläut, ob es gleich nur ein einfacher Wochentag war. Von Rührung überraſcht, fragten die Damen ihren Führer, was dieſer Glockenklang bedeute, und auf welchem Gebiet ſie ſich befänden?

Man feiert wohl das Friedensfeſt! — verſetzte dieſer. — Wir ſind auf Badener Grund — und das dort iſt der Neckar! — — Klotilde meinte dies am Schlagen ihres Herzens gefühlt zu haben. —

Sie kamen in ein ſchönes Dorf, wo ſie in der reinlichen Herberge einen Aufenthalt und ein Mittagsmahl fanden, das ihre Erwartung bei weitem übertraf. Es war gegründet, daß man das Friedensfeſt beging; Alles hatte ein feierliches Anſehn: die Häuſer waren mit grünen Zweigen geziert; die Landleute kamen geſchmückt aus der Kirche; Manchen ſah man es freilich an den verweinten Augen an, daß ſie das Feſt mit theuern Opfern erkauft hatten.

Die Schweſtern hatten auf der Durchreiſe nur einen kleinen Theil des Badener Gebiets berührt, und ſollten in der Stadt eines angrenzenden Staats übernachten. Wie wär' es, — ſagte Cäcilie, die den geheimen Wunſch ihrer Schweſter errieth — wenn wir das Friedensfeſt heut' hier

mit begingen und die Nacht auf dem vaterländiſchen Boden unſers betrauerten Freundes zubrächten?

Kletilde fiel ihrer Schweſter um den Hals, zum ſprechendſten Beweiſe ihrer Dankbarkeit. Beide beſchloſſen, nach dem Mittagsmahl einen Spaziergang zu machen. Sie hatten im Vorüberfahren zur Seite des Dorfs ein Schloß liegen ſehen, das unbewohnt ſtand und deſſen romantiſches Anſehn mit dem daran ſtoßenden reichſchattigen Garten ihre Blicke auf ſich gezogen hatte. Laß uns — ſagte Cäcilie — die ſchwülſten Stunden der Mittagshitze in den wehenden Schatten jenes Gartens zubringen! Nimm deine Guitarre mit, meine Kletilde, und laß uns das heutige Feſt auf unſre Weiſe feiern!

Freundlich einwilligend, ging Kletilde mit der theuern Schweſter der ſtillen Gegend zu. Im Wirthshauſe war ſo viel Beſchäftigung wegen der auf den Nachmittag zu bewirthenden Trink- und Tanz-Geſellſchaft, daß Alles hin und wieder lief und man die Fragen der Fremden nur abgebrochen in höflicher Eilfertigkeit beantwortet hatte. —

Sie wandelten ganz allein Arm in Arm dem Ziel ihrer Wallfahrt zu, und ergötzten ſich, vor dem Schloſſe ſtehend, an ſeinem ungewöhnlichen Anblick.

Das Schloß ſelbſt ſchien erſt in neuern Zeiten wiederaufgebaut und hatte etwas Palaſtartiges der ſpätern Jahrhunderte, mit ſeinem von breiten Steinplatten belegten, mit zierlichem eiſernen Gitterthor verſchloßnen Vorhof; aber ein altergrauer Ritterthurm ſchien noch gleich einem Vorgebirge aus der Nacht der Vergangenheit heraufzuragen. Eine Gruppe ſchlanker, hoher Pappeln wiegte ſich im Kreiſe um ihn; ſie ſchie-

nen mit ſeiner Rieſenhöhe wetteifern zu wollen; allein er hob ſich, unerreicht von ihnen, in ernſter, ſchauerlicher Majeſtät empor und blickte auf das unterworfne Thal.

Die Schweſtern gingen durch das unverſchloßne Gitterthor in den einſamen Vorhof; allein die Thüren des Gebäudes waren verſchloſſen, da der alte Verwalter, welcher es jetzt bewohnte, ausgegangen war. Das Gras, das zwiſchen den breiten Steinplatten hervorſproßte, das wilde Strauchwerk, das den ſchönen Brunnen des Hofs beſchattete, Alles zeigte, wie lang die Stätte unbewohnt geſtanden hatte. — Aber als ſie jetzt in den anſtoßenden Garten traten, da leuchteten ihnen die Farben der Blumen in voller wohlgepflegter Pracht entgegen, und Balſamdüfte der edelſten Blumenarten umwegten ſie von allen Seiten her. — Der Gärtner, ein alter treuer Diener, der jetzt ein kleines benachbartes Haus bewohnte, hatte aus Anhänglichkeit gegen ſeine Herrſchaft die Gartenpflege fortgeſetzt. Auch er war jetzt abweſend zu dem Friedensfeſte, und die Fremden traten ganz ungeſtört in dieſe blühende Einſamkeit.

Der Garten war fantaſienreich in verſchiedene Blumengebiete, gleich als in einzelne Gärten abgetheilt, die bald erhöht, bald vertieft lagen, durch kleine Treppen verbunden und anmuthig mit Lauben und Bäumen geſchmückt waren.

Eins dieſer Blumenſtücke zog ſie vorzüglich an, in welches ſie erſt durch mehrere andre kamen und das überraſchend wieder an den großen Thurm mit ſeiner flüſternden Pappelgruppe ſtieß. Die tiefſte Einſamkeit herrſchte hier, und dieſe Auswahl des ganzen Blumenflors ſchien, an dieſem Orte in vorzüglicher Pracht vereint, in wunderbar deutſamem Abſtand

gegen die alte düſtere Trümmer der Vergangenheit. Eine Laube, wo Geisblatt und Jasmin ihre ſüßberauſchenden Düfte miſchten, von langwallendem Lycium überhangen, das ſeine niederfließenden Locken mit blauen Blüthen ſchmückt, öffnete gerade dem Thurme gegenüber ihren dunkeln Schooß. Die Schweſtern nahmen Platz darin und freuten ſich des ehrwürdigen Anblicks des alten romantiſch umgrünten Gemäuers; ein ſchwarzes Eiſengitter an dieſer Seite des Thurms mit goldner Verzierung und Inſchrift hatte ihnen verrathen, daß hier das Erbbegräbniß des Geſchlechts ſey, und dieſer Thurm, den einſt heldenmüthige Väter aufgeführt hatten, ſchien noch treu über der Aſche ihrer Kinder zu wachen.

O hier, meine Klotilde, — rief Cäcilie — hier im Angeſicht dieſes ernſten Denkmals, ſing' uns etwas aus deiner dichteriſchen Seele, zur Feier des heutigen Tages!

Geberdend ſtimmte Klotilde ihr Saitenſpiel, und ſang das nachſtehende Lied, das ſich gleich einem Schwan über die ſtille Einſamkeit erhob:

Ueber ſchweigende Gefilde
Tönt der hohe Lobgeſang;
Still am Boden Helm und Schilde,
Tief verſtummt der Schlachten Klang.

Hoch und heilig ſteigt die Feier,
Säuſelt durch die ſtille Luft,
Schwebt zum Thron der Gottheit freier,
Siegend über Tod und Gruft.

Jetzt in dämmernd weicher Hülle
Liegt die Flur, das Feld der Wuth,

Wo in tiefer Schlummerſtille
Mancher edle Kämpfer ruht.

Nicht um leichten Preis geſchloſſen
Ward der Abgrund der Gefahr;
Blut und Thränen ſind gefloſſen
Auf dem eiſernen Altar!

Aus dem Blute ſprießen Palmen,
Palmen, die zum Himmel wehn,
Wo im Chor der Siegespſalmen
Die verklärten Helden ſtehn. —

Bei dem lauten Jubel ſchweige
Du, zerriſſner Sehnſucht Schmerz!
Steige mit den Palmen, ſteige
Auf zum Himmel, armes Herz! —

Hoch und heilig tönt die Feier;
Auf geliebter Todten Gruft
Ruhe, weicher Nebelſchleier,
Bis die große Feier ruft.

Auch Cäcilie war tief bewegt. — Sie kehrten zu der Herberge zurück, vor deren grünumlaubtem Eingange jetzt ſchon einige der ältern Landleute bei der Kanne verſammelt waren, während das junge Volk in einiger Entfernung unter der Ulme des Dorfes tanzte. — Die Alten ſtanden ehrerbietig auf bei Annäherung der fremden Herrſchaften, und Cäcilie erkundigte ſich bei ihnen nach den Beſitzern dieſes ſo ſchönen und doch wüſten Schloſſes.

Ach, gnädige Frau, — erwiederte ein ehrwürdiger alter Mann, der Schulze des Dorfes — unſer Herr, ſo wie ſeine

beiden Söhne, iſt ſchon lange nicht mehr hier. Der alte Herr von Hohenau — —

Von Hohenau? — wiederholten beide Schweſtern und ſahen einander an; Klotilde wechſelnd erröthend und erbleichend. —

— Der alte Herr — fuhr der Landmann fort — iſt ganz ſchon fortgezogen zu dem jüngſten Herrn, der in der Hauptſtadt verheirathet iſt und über den Herrn Vater erſtaunlich viel Gewalt hat. — Es ſoll unſerm Herrn hier ſo einſam geworden ſeyn, ſeit der älteſte junge Herr weg iſt. — —

Und wo iſt dieſer? — fragte Cäcilie.

Der iſt in Spanien an ſeinen Wunden geſtorben, — erwiederte der Landmann. — Ja, wenn der noch lebte! der gute Junker Wilhelm! der war gleichſam der Schutzengel der ganzen Gegend!

Bei dem Namen Wilhelm wandten ſich alle die Uebrigen der Geſellſchaft, die vorher nicht auf das Geſpräch geachtet hatten, herum, und riefen lebhaft und gerührt: Ja, bei Gott, das war er! Segen und Friede ſeiner Seele!!

Laßt uns ſein Wohl trinken! — rief Einer, das Glas emporhebend. — Noch dort in die himmliſche Seligkeit mag ihm der Segen unſers Danks folgen!

Und Alle ſtießen klingend an. Einige Jünglinge, durch die ungewöhnliche Bewegung aufmerkſam gemacht, waren hinzugetreten; als ſie hörten, wovon die Rede war, vergaßen ſie ihre Tänzerinnen, tranken auch feurig das begeiſterte Lebehoch und miſchten ſich in das Geſpräch. — Die

ſchönſte Todtenfeier eines Entſchwebten, die Segenswünſche dankbarer Seelen!

Klotilde hatte ſich bei dem entſchiednen Bericht des Alten über das Endſchickſal des guten Wilhelms leichenblaß zurückgelehnt. Das Schrecklichſte, ſo ſicher wir es auch geahndet hatten, wird doch noch ſchrecklicher, wenn es uns erſt in ganzer furchtbarer Gewißheit entgegentritt. — Cäcilie ſagte den Landleuten, daß ſie den achtungswürdigen Verſtorbenen ſehr nah gekannt, und entfernte ſich dann in höchſter Beklemmenheit mit ihrer Schweſter, auf deren Gemüth ſie den Eindruck dieſer großen erſchütternden Scene fürchtete.

Beim Weggehn ſagte noch der Schulze zu Cäcilien: Wenn Sie etwas recht Ausführliches von unſrer Herrſchaft hören wollen, gnädige Frau, ſo laſſen Sie den Jäger Frankheim vor ſich kommen, der lange Jahre auf dem Schloſſe als Jäger in Dienſten geſtanden hat, ehe er ſeine jetzige Stelle in dem benachbarten Dorfe erhielt. — Er wird dieſen Nachmittag auch zu dem Feſte herüberkommen.

Cäcilie dankte für den Wink und begab ſich mit ihrer Schweſter auf ihr Zimmer.

Klotilde gehörte zu den ſtillen, über ſich ſelbſt Gewalt ausübenden Seelen, die der erſte Schlag gleichſam nur betäubend trifft, die ſich keine gewaltſame Aeußerung ihres Gefühls geſtatten, indeß in ihrem Innern der Schmerz unheilbar und unſterblich fortglüht. — Sie rang nach Faſſung, um die Ruhe der beſten Schweſter nicht zu trüben: ſie bat ſelbſt den Jäger kommen zu laſſen, um von ihm noch genauere Nachricht über den theuern Verſtorbenen zu

erhalten. — Denn wenn die Gewißheit, daß das geliebteſte Leben auf dieſer Welt für ſie erloſchen ſey, ſie ſchmerzlich niederſchlug, ſo erhob es ſie dagegen wieder, ihr fremdes ſtilles Lieben ſo herrlich gerechtfertigt zu ſehen, das nun in das Land über den Sternen verwieſen war. —

Der Jäger kam, trat ein, auf Cäciliens Veranſtaltung. Es ſchien ein biedrer, treuherziger Mann, deſſen Haare ſich ſchon mit Reif zu decken begannen. Cäcilie entſchuldigte, daß ſie ihn bemühe. Ach, gnädige Frau, — verſetzte er — Sie wünſchen noch Etwas von unſerm guten jungen Herrn, von Wilhelm zu hören, und mir iſt es eine Wonne, von dem zu ſprechen, wovon mir das Herz voll iſt! — Der Engel iſt nun längſt bei Gott, — fügte er hinzu, und Thränen traten in ſeine Augen — aber gekannt hab' ich ihn, als er noch auf Erden lebte, wie vielleicht Keiner! Seit die Kinder geboren ſind, bin ich in Dienſt auf dem Schloſſe geweſen; und unſer Eins beobachtet da Manches, was man nicht ändern kann und was Einem doch das Herz zerſprengen möchte. — Ich will damit nicht ſagen, als ob der andre junge Herr nicht auch gut wäre; es kann Niemand über ihn klagen; es that Einem nur ſo weh, daß er ſo ganz erſtaunend vorgezogen ward. Immer hieß es nur: der ſchöne Bode! weil dieſer freilich wie ein Wachsbildchen ausſah. — Auch wenn Gäſte da waren, ſo war des Lebens und Liebkoſens kein Ende. An Wilhelm dachte kein Menſch. — Es kränkt mich jetzt manchmal, wenn ich bedenke: der arme junge Herr hat nun ſo früh aus der Welt ſcheiden müſſen und auf ſo ſchmerzhafte Weiſe, und hat doch ſelbſt in ſeinen Kinderjahren ſo gar keine Freude gehabt!

Aber ſein Vater — fiel Cäcilie ein — wie konnte denn ein rechtſchaffner Mann ſo ungerecht ſeyn?

Ach, gnädige Frau, — verſetzte Jener — das hat nun manchmal auch ſo ſeine Urſachen. — Der gnädige Herr war gut, allein es fell ihm in ſeinen frühern Wünſchen auch nicht nach Sinne gegangen ſeyn; und wie es denn nun ſo geht, er war in ſeiner Ehe und in ſeinem ganzen Leben dann nicht glücklich; nichts ſtand ihm auf dem rechten Flecke. Die gnädige Frau ſtarb bald; an Bodo allein hatte er noch einige Freude; der ſollte einer ſchönen Dame ähnlich ſehen, deren Bild im großen Saale hing. — Ja, lieber Gott! Nun aber wuchs nicht Wilhelm auch zu einem ſtattlichen jungen Herrn herauf?

Durch das viele Loben und Schmeicheln war nun Bodo — mit Vergunſt zu ſagen — ſo eigenſinnig und eitel geworden, daß Wilhelm in allem nur Möglichen nachgeben mußte, ob er gleich um zwei Jahre älter war, als Bode. Was aber das Bewunderungswertheſte war, daß es dazu gar keines Zwangs bedurfte, ſondern daß Wilhelm ſtets freiwillig und mit größter Freude Alles hingab, was ſein Bruder verlangte, in Allem nachſtand, wo es ein Vergnügen galt, und überhaupt beinahe mit eben ſo unbegrenzter Liebe an dem Bruder hing, als der Vater ſelbſt! Auch nicht die kleinſte Spur von Neid war da zu ſehen; wie ein Engel lächelte Wilhelm, wenn ſein Bruder gelobt und vorgezogen ward! — Ich kann ihn gar nicht vergeſſen! — ſagte der alte Mann, indem er ſich abwandte und die Augen trocknete. —

Wenn Jemand in der ganzen Dienerſchaft — fuhr er fort — irgend Etwas verſehn hatte, ſo wandten wir uns an

den guten Wilhelm, der dann verbat oder wohl gar den Fehler auf ſich nahm. So handelte er auch in ſpätern Jahren gegen die Unterthanen der zugehörigen Gemeinden. Alles freute ſich darauf, daß er, als der Aelteſte, das Gut bald übernehmen werde; als bei Gelegenheit der Aufforderung zum Kriege ein ſchwerer Kampf für das beſte Herz auf der Welt entſtand. Nicht daß ihm der Waffenſtand entgegengeweſen wäre, ſondern nur die Erfahrungen, die er bei dieſer Gelegenheit machte, waren ſo traurig; er ſah zu deutlich, wie ſehr ſein Vater ſeinen Bruder verzog, auch da, wo es Tod und Leben galt. Als es nemlich die Umſtände erfordert hätten, daß Bodo einige Zeit lang die Waffen trage, wie froh war da der gnädige Herr, als Wilhelm ſich bereit erklärte, für ihn in den Krieg zu gehen! — Das brach ihm wohl das Herz. — Dann kam noch Etwas hinzu, was ihm gewiß auch einen tödtlichen Streich verſetzt hat. Während ſeiner Univerſitätsjahre hatte er ein Fräulein aus der Hauptſtadt kennen lernen, die ihm ſehr lieb ſeyn mochte; — unterdeſſen war auch Bodo nach der Hauptſtadt gekommen, und wie ſich der nun allenthalben geltend zu machen wußte, ſo hatte er auch in ihren Augen den Vorzug erhalten. — Bodo feierte die Verlobung mit dem Fräulein; Wilhelm ging in den Krieg, — ach, in den Tod!

Bodo hat ſich nun mit der glänzenden Braut vermählt, und ob er gleich auch der Beſitzer von den Erbrechten des armen Wilhelms ſeyn ſoll, ſo hat ihn doch ſeine prachtliebende Gemahlin vermocht, mit ihr in der Reſidenz zu leben, wo ſie ein großes Haus machen. Dem alten Herrn, dem nun wohl ſein Gewiſſen Vorwürfe machen mag, iſt es

hier auf dem Schloſſe zu einſam und ſchauerlich geworden, er iſt auch zu der jungen Herrſchaft in die Stadt gezogen, wo aber weder er noch Bode ein ſehr glückliches Loos haben mögen; denn in der jungen gnädigen Frau, die, im Vertrauen geſagt, ſehr hoffärtig und gebieteriſch ſeyn ſoll, ſcheint ihnen der Himmel ihre Strafe zugetheilt zu haben, — wiewohl wir nicht richten ſollen! — Was den guten Wilhelm betrifft, ſo iſt nach Spanien geſchrieben worden, vorzüglich auf Andrang der Gemeinden, daß, wenn es irgend möglich, ſein Leichnam noch hereingebracht und in dem Erbbegräbniß beigeſetzt werden ſoll. — Daß er nur wenigſtens Ruhe noch bei uns findet, wo er kein Glück gefunden hat! —

Thränen waren das Ende dieſer Erzählung, die unverhehlt von drei guten Menſchen vergeſſen wurden, welche nur an Stand, nicht an Gefühl verſchieden waren. —

Mit Achtungsbeweiſen entließen die Schweſtern den biedern Jäger, deſſen treuherziger Bericht Kletildens liebende Begeiſterung nur noch mehr entflammte. — Standhaft hatte ſie ſeine angreifende Erzählung ausgehört; als aber während und nach der Abendmahlzeit — die für Kletilden nicht da war — der geſprächige Wirth abwechſelnd mit ſeiner Gattin hereintrat und Cäcilie ſich mit ihnen in Geſpräche einließ über die hieſige Landesart, die Wirthſchaft und dergleichen, weil ſie dadurch den Trübſinn ihrer Schweſter zu zerſtreuen hoffte, da war es Kletilden, als ob dies Zurücktreten in das gewöhnliche Leben ihr die Bruſt zerſprengen wollte, und ſie ſchlich ſich leiſe hinaus. Durch eine Hinterthür ins Freie gelangend, flog ſie noch einmal dem

lieblich einſamen Garten zu, der jetzt im zauberiſchen Mondesglanze lichtfeiernd ruhte. Sie fühlte jetzt erſt, zu ſich kommend, wie ſchreckend öd und todt das lange Leben vor ihr liege, und wie ihr der leiſe Gedanke doch eigentlich nah geweſen war, den noch einſt wiederzuſehen, von deſſen Trefflichkeit ihr Herz ſchon längſt geſprochen hatte! — Ach, Hoffnung iſt die liſtigſte von allen dem Menſchen gebietenden Gewalten! ſie weiß ſich ſo verſtohlen in das Herz zu ſchleichen und ſo geheim darin verſteckt zu halten, wenn ſie der Menſch ſchon längſt entwichen glaubt, und wenn ſie endlich doch einer grauſamen Wahrheit weichen muß, ſo reißt das Herz nur unter heftigem Bluten ſich von ihr los.

O Gott, — rief Klotilde, als ſie jetzt auf dem Blumenſtück zunächſt dem Thurme angelangt war und ihr das ſchwarze Eiſengitter des Erbbegräbniſſes dunkel entgegenſah, wo vielleicht bald der Staub des armen Wilhelms die Ruhe bei ſeinen Vätern finden ſollte — (während die duftaushauchenden Blumenfelder im Mondlicht glänzten) — o mein Gott, gib mir Kraft, das Leben zu ertragen! — rief ſie, indem ſie ſich unweit dem Eiſengitter auf die Kniee warf, und die Hände emporgefaltet, ihr ſchwärmeriſches Auge auf den Eingang des Begräbniſſes richtete.

Lebend hab ich's ihm verſchwiegen,
Jetzt vernehm' es ſeine Gruft!

ſagte ſie halb leiſe vor ſich hin, bis der überwältigende Schmerz lauter ward, welcher die Außenwelt um ſich vergaß. O, Wilhelm! — rief ſie, Herz und Blick zu dem lichtverklärten Himmel emporrichtend, — du edelſter von allen Menſchen! hörſt du die Stimme meines Schmerzes nicht mehr?

Dort von deinen lichten Sphären
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laß mich unter tausend Zähren
Dir gestehn, ich liebte dich!

Ihre thränendunkeln Augen kehrten jetzt aus den Gefilden des Himmels in die Gegend des Begräbnisses zurück — und — mit einem Schauer der Andacht wird sie dort im zartduftigen Mondlicht eine helle, leiswallende Geistergestalt gewahr. — O wär' es Wilhelms Geist! — war da ihr erster Gedanke — und käm' er, um auch mir zu seiner dunkeln Ruhestatt zu winken!

Aber die hohe, geistige Gestalt trat jetzt in voller verklärender Beleuchtung unter den Pappeln hervor, — und — nicht sein Geist — lebend und liebend stand — Wilhelm selbst vor ihr! —

Durch ein nicht ungewöhnliches trauriges Kriegsgeschick länger, verwundet, in der Gefangenschaft zurückgeblieben, war er jetzt eben erst zurückgekehrt, hatte seinen Vater überraschen wollen, und war durch den Anblick der holden weißen Gestalt gefesselt worden, in welcher er bald Klotilden erkannte.

Zweifelnd, entzückt vernahm er das Geständniß der feurigen Liebe, welches die liebliche Schwärmerin nur einem Todten zu weihen glaubte, sie, deren Bild er längst in tiefer Brust getragen hatte.

Klotilde! — rief er — himmlische Klotilde! — Die Einsamkeit, die Erweichung durch den Schmerz, Alles begünstigte den seligen Verlobungsbund, bei welchem reine Mondesstrahlen die überirdischen Zeugen waren, Blumen

mit Ambraduft den Tempel ſchmückten und Nachtigallen ihren Ehorgeſang aus den feiernden Zweigen ſangen. —

Auch Cäcilie, die ihre Schweſter mit Unruhe vermißt und hier vermuthet hatte, trat in das mondlich verklärte Eden ein. — Ihre freudige Ueberraſchung bedarf keiner Schilderung, ſo wenig, als der Jubel aller der Treuen, die ihren edeln Herrn ſo heiß betrauert hatten, als er nun, ein Wiederauferſtandner, in ihre Mitte trat.

Auch Wilhelms Vater, zu welchem ſie reiſten, hatte ſeit vielen Jahren die erſte Freude wieder, als er die Töchter ſeiner unvergeßlichen Freundin ſah; und ſeinen Wilhelm, welchem ſein Bewußtſeyn ohnedem ſchon längſt hatte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, mußte er ja ſchon um der Sympathie willen lieben, mit der er ihm in Klotilden eine liebe Tochter zuführte. Er lebte künftig bei ihr und dem von Gott beſchützten Wilhelm, auf dem ſchönen, nun nicht mehr öden Schloſſe, und ſein Herz verjüngte ſich an dem holden, lebenden Abbild ſeiner Jugendgeliebten.

III.

Die Grabmäler.

Glaubensfeſtigkeit.

Ein einfaches Grabmal erhebt ſich in der Kirche zu Wilsdruff, eines Städtchens einige Stunden von Dresden, deſſen alterthümliche Verzierung ſeinen Urſprung aus einem der vorigen Jahrhunderte bezeichnet. Ein unerſchrockner Bekenner ſeiner heiligen Ueberzeugungen hat dort die Ruhe gefunden, die man ihm auf dem Boden ſeines Vaterlandes verſagte.

Dies ſein Vaterland war Böhmen, und ſein Name: Uſlar von Kranzberg, geachteten und verehrten Andenkens in den Seelen ſeiner ihn überlebenden Glaubensgenoſſen.

Aus jenem Lande war der heldenmüthige, aber unglückliche Johann Huß entſprungen. Er hatte einen martervollen Tod dem Widerrufe einer Lehre vorgezogen, welche er heilbringend für die Menſchheit hielt. Aus den Flammen ſeines Scheiterhaufens erhob ſich hundert Jahre darauf, dem Phönix gleich, ein Schwan, der glücklicher, als ſein ſich ſelbſt opfernder Vorgänger, ſeine Lehre ſiegreich durch einen großen Theil der Länder Europa's verbreitete. Allein das Feuer eben jener Flammen theilte ſich auch heiß und begeiſternd den Herzen der Anhänger jenes heldenmüthigen Märtyrers mit,

und in den Schrecknissen, welche der nachherige Hussitenkrieg über Böhmen und mehrere Länder verbreitete, zeigten sich Beispiele einer Selbstvergessenheit und Aufopferung irdischer Vortheile, deren sehr viele der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Eins davon giebt denn jenes einfache Grabmal.

Aus einem edeln Geschlecht Böhmens entstammt, war Uslar von Kranzberg von der Vorsicht mit einem vorzüglich reichen Antheil irdischer Glücksgüter begabt worden. In den schönsten Gegenden Böhmens besaß er drei stattliche Schlösser und ein prächtiges Haus in der Stadt Prag, wo man ihn seiner Einsicht und seiner unbestechlichen Rechtlichkeit wegen zum Burgemeister ernannt hatte. Alle diese Vortheile wurden indeß keine Bande für seinen freien aufstrebenden Geist; seiner Ueberzeugung nach ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, wußte er wohl, daß er sich durch deren ungescheute Bekennung der Gefahr aussetzte, alle jene reizenden Güter zu verlieren; allein wie hätte ihn das abhalten sollen, die Sache feurig zu vertheidigen, die er einmal für recht erkannt hatte und die eben damals in Gefahr stand zu unterliegen? Unerschrocken bekannte er sich zu seinem Glauben durch Wort und That.

Eine verhängnißvolle Zeit ging dahin; dumpfe Gewitterschwüle drückte auf den Häuptern der Verfolgten.

Eine heitre stille Winternacht hatte einst ihre Ruh über das schöne hochthürmige Prag verbreitet; auch Uslar war, von manchen Sorgen ermüdet, in einen ruhigen Schlaf gesunken. Mit einem Mal erweckte ihn ein schauriges Getös; rauhe Tritte näherten sich seinem Lager; noch rauhere Stim-

men ſchallten dazwiſchen, und er erkannte beim dämmernd einbrechenden Mondlichte eine bewaffnete Schaar, welche ſchon ſeine ebenfalls ſchlafenden Diener überraſcht und gefangen genommen hatte. Es waren Männer von der ſiegenden Parthei, mit Vollmacht für ihre rohe Gewaltthat verſehen.

Mit Ungeſtüm riß man den Schuldloſen von ſeinem Lager auf, und, ohne ihm zu geſtatten, ſich nur aufs leichteſte anzukleiden, zwang man den ſchon Bejahrten, halb nackt und mit entblößten Füßen, ſeinen berittenen Schergen durch die kalte Froſtnacht zu folgen.

Als ſie an die Ecke der Straße kamen, hießen ſie ihn noch einmal zurückblicken nach ſeinem verlaßnen Hauſe. Er warf einen flüchtigen Blick zurück nach dem Gebäude, deſſen Hauptſeite noch der ſcheidende Mond beleuchtete; — und ſchritt dann feſten Trittes neben ſeinen Begleitern zu Pferde weiter.

Sie führten ihn hinaus zu einem ſeiner Schlöſſer; die Sonne ging eben auf und beſtrahlte herrlich das ſchöne ſtolze Gebäude und ſeine lieblichen Gärten und Haine, die jetzt im weißen Schmuck des Reifes ſtanden. —

Und willſt du dieſes Alles verlaſſen? — frug der Befehlshaber der Schaar mit furchtbarem Ton — oder deine Irrthümer abſchwörend, zurückkehren zur wahren Kirche?

Ich will, — verſetzte der Standhafte feſt — ich will Alles verlaſſen, was ich auf Erden mein nannte, gilt es, mein Theil im Himmel zu erhalten.

Und ſo führte man ihn zu dem zweiten und zu dem dritten ſeiner Güter. Man wiederholte ſtets dieſelbe Frage, und unerſchütterlich blieb Uslar bei derſelben Antwort.

Er hatte ſein Urtheil geſprochen. Verbannt, aller ſeiner Würden beraubt, ſo wie Alles deſſen, was er beſeſſen hatte, ward er über die Grenze ſeines Vaterlandes gebracht. — Von ſeiner einzigen Tochter Ludomilla begleitet, welche ihm nach dem Tode einer theuern Gattin geblieben war, flüchtete er herüber in das glaubensfreie Sachſen, wo er noch Gutes wirkte, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, für das Heil der Sache, welcher er ſich geopfert hatte, wo er jedoch, zweifelles zu Folge der erduldeten Drangſale, nach weniger Zeit — arm aber edel ſtarb.

Nie darf wohl irgend eine perſönliche Rückſicht auf den Bericht des geſchichtlichen Darſtellers Einfluß haben; indeß eine wehmüthige Erhebung ergreift doch unwillkührlich das Gemüth, wenn man ſich ſagen darf: „der edle Todte war einer deiner Urväter. Erhalte dich ſtets der Abkunft von ihm werth!“ Ja, dies darf ich ſagen, von dir abſtammend, ehrwürdiger Uslar! Und dies Gelübde möchte ich als Opfer auf dein eingeſunknes Grab niederlegen!

Die Güter Uslars von Kranzberg, ſo wie ſein ſchönes Haus in Prag, ſollen ſpäterhin dem Grafen von Colowrath anheimgefallen ſeyn. Sein einfacher Grabſtein in der Kirche zu Wilsdruff iſt das Einzige, was ihm von irdiſchen Gütern geblieben war. Mit ſchlichter Kunſt hat die dankbare Achtung ſeiner Glaubensgenoſſen darauf einen Berg und einen darüber ſchwebenden Kranz abbilden laſſen, in Beziehung auf den Namen des darunter Ruhenden, dabei die Inſchrift:

Der Berg iſt überſtiegen,
Der Kranz bekrönt das Siegen.

IV.

Die Künstlerin.

Gewiß gibt es keinen reizendern Genuß für ein gefühlvolles Herz, als den Spuren einer edlern menſchlichen Natur in ihren oft labyrinthiſchen Tiefen nachzufolgen; entzückender iſt dieſer Genuß, als der Anblick zauberiſcher Landſchaften ſchöner, aber lebloſer Natur. Nur ſelten wird jene erhöhte Gunſt des Zufalls dem Reiſenden zu Theil; ein Begegniß indeß, das ſich mir auf meiner Reiſe durch das ſüdliche Frankreich darbet, erfüllt mich ſtets mit einer rührend lieblichen Erinnerung.

Mit dieſen Worten begann die liebenswürdige Frau von O. in einem freundlichen Abendzirkel die Erzählung einer, für Mehrere der Anweſenden ſehr anziehenden Begebenheit.

Der Eingang meiner Geſchichte iſt ſehr einfach, — fuhr ſie fort — ſo einfach im gemeinen Leben, als in dem Laufe der Romanenwelt, ein zerbrochenes Rad des Wagens; allein das, was ſich an dieſen alltäglichen Unfall anſchloß, war doch nicht ſo gewöhnlich: ein Beiſpiel ſchönen, wahren häuslichen Glücks, des Glücks, von dem ſo viel geſprochen und geſchrieben wird und das dennoch ſo Wenige nur kennen. Und ich fand dieſe Blüthen eines ſeligern Himmelsſtrichs;

fand ſie, was das Sonderbarſte iſt, auf den Trümmern eines durch Schwärmerei und Verirrungen zerſtörten Jugendglücks.

Jene erwähnte kleine Widerwärtigkeit nöthigte uns, in einem lachenden Thale, unſern Toulouſe, ſtill zu halten; wir ſahen in der Nähe kein Dorf; allein ein kleines reinliches Wohnhaus lehnte ſich zur Linken an den Felſen, von einem Garten umgeben, der ſich in blühenden Terraſſen, voll von Lauben und anmuthig grün durchwachsnem Gitterwerk, den Berg hinanzog, bis ihn ein Wäldchen ſäuſelnder Birken krönte. Der reizende Anblick ſetzte mich, ungeachtet des erlittenen Unfalls, in eine heitre Stimmung; ich ſandte einen Bedienten, die Beſitzer des Hauſes um eine kurze Aufnahme anzuſprechen. Wenige Minuten darauf öffnete ſich die Thür, und eine weibliche Geſtalt trat hervor, deren edler, anmuthsvoller Ausdruck ungemein lieblich zu meinem Herzen ſprach; ſie trug ein weißes ländliches Kleid, allein ſo einfach ihre Kleidung war, ſo lag doch darin, ſo wie in ihrer Haltung, etwas Idealiſches, das Bildung und ſelbſt ein wenig Sonderbarkeit verrieth.

Auf die anmuthigſte Weiſe hieß ſie mich willkommen, und bat mich, in ihr kleines ländliches Aſyl zu treten, wo ich freilich nur einfache Bewirthung, doch die redlichſte Herzlichkeit finden würde.

Bei meinem Eintritt in das Haus ſprangen mir zwei Kinder entgegen, ſchön, wie die Liebesgötter, und blühend wie der Frühling, der dieſe glückliche Freiſtatt umgab; die kleinen Engel ſtreckten mir grüßend ihre Händchen entgegen und bewillkommten mich durch alle mögliche Bezeigungen von Freude; der eine brachte mir ſein Morgenbrod, während der

andere nach dem Garten eilte, um mir, in Ermangelung der Früchte, wenigſtens eine Menge Blüthenreißer von Mandeln- und Limonienbäumen zu holen. Ich trat in ein einfach, aber geſchmackvoll verziertes Zimmer, das mir meine gütige Wirthin zum Eigenthum anwies; ſie ſelbſt verließ mich auf einige Augenblicke, um auch für die Aufnahme meiner Dienerſchaft zu ſorgen. Ich fragte die Kleinen, die bei mir zurückgeblieben waren, um den Namen ihrer Mutter. Der Vater nennt ſie nur Joſephe, — antworteten ſie mir — und weiter hat ſie keinen Namen. Nicht wahr, Jeanette, — riefen ſie einem hereintretenden Dienſtmädchen zu — die Mutter hat weiter keinen Namen?

O ja, — erwiederte das Mädchen lächelnd — ſie heißt ja Madame L.

Joſephe L.! — dacht' ich bei mir ſelbſt — ſeltſam! dies iſt ja der Name der talentvollen Künſtlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris ſah und bewunderte! — eine Malerin von der ausgezeichneten Gattung.

Madame L. trat ſelbſt wieder in das Zimmer; ſie traf mich in der Unterhaltung mit ihren Kleinen an; ich ſagte ihr etwas Inniges über dieſe liebenswürdigen Kinder, und bat ſie zugleich, mich auf den Schauplatz ihres gewöhnlichen häuslichen Lebens, in ihr Wohnzimmer zu führen; denn ſo ſchön dies Zimmer ſey, ſo fühle ich mich doch darin mehr als eine Fremde.

Mit einem dankbaren, bewegten Blicke ſah ſie mich an. Madame, — erwiederte ſie — es liegt Etwas in Ihrem Weſen, das mir Vertrauen einflößt. Sie ſcheinen Gefühl zu haben für das, was mein einziges Glück auf der Welt aus-

macht; und gewiß lächeln Sie nicht darüber, wenn Ihnen irgendwo kleine Schwachheiten einer Mutter in die Augen fallen.

Mit dieſen Worten führte ſie mich die Treppe hinauf in das erſte Stockwerk des kleinen Hauſes; das freundliche, mit ſeinen hellgrünen Wänden, mit ſeinen weißen duftigen Gardinen mir entgegendämmernde Wohnzimmer machte die Mitte der Façade aus; zu beiden Seiten führten Thüren in zwei anſtoßende Gemächer.

Madame L. zeigte mir in einem derſelben, in ihrem Schlafgemach, die Wiege ihres dritten Kindes. Damit Sie ſehen, daß ich Ihnen keinen Theil meines Reichthums verhehle, — ſagte ſie innig.

Die Sonnenſtrahlen fielen durch die blühenden Pfirſichzweige, die die Fenſter vergitterten, ſchimmerten an den weißen Wänden des Gemachs, und ſpielten um das Kind, das eben in ruhigem Schlummer lag, ein lächelnder Engel wie ſeine Brüder. Ich nannte ſie glücklich! Ich bin es, — verſetzte ſie mit einem halb unterdrückten Seufzer — aber zuweilen iſt der Weg ſehr rauh, den wir zum Ziel unſers Glücks gehen!

Es thut mir weh, Madame, — fing ſie nach einer kleinen Pauſe an — daß mein Mann das Glück nicht haben ſoll, Ihre Bekanntſchaft zu machen! Er iſt auf einige Tage verreiſt und wird erſt morgen Abend wiederkehren.

Eine häusliche, aber wohlgeordnete Mittagsmahlzeit wurde mir durch die ſeelenvolle Unterhaltung meiner in Wahrheit bezaubernden Wirthin verſchönt; ich ſtaunte immer mehr

über die Gewandtheit ihres Geiſtes und über die Zartheit und Tiefe ihres Gefühls.

Ein Anfang von Freundſchaft entſpann ſich zwiſchen uns, ehe wir es ſelbſt bemerkten; ein vertraulicher Spaziergang in den Garten und in das reizende Thal ſchloß unſere Herzen nur noch mehr gegen einander auf, und ſo war mir die Nachricht ſehr erwünſcht, daß die Ergänzung unſers Wagens heute nicht beendigt werden könne, und wir alſo genöthigt ſeyn würden, bis morgen hier zu bleiben. Joſephe bat mich, ihr noch den morgenden Tag zu ſchenken, und ich ſetzte mich dieſem ſchmeichelnden Vorſchlage nur ſchwach entgegen.

Wir verlebten ſchöne Stunden zuſammen, wechſelſeitig theilten wir uns einander mit; allein ein gewiſſes zartes Zurückziehn in ſich ſelbſt verließ die neue Freundin nicht, und, ſo gern ich etwas Näheres von ihren häuslichen Verhältniſſen gewußt hätte, ſo wagte ich doch nicht, ſie darum zu fragen; nicht einmal den Stand ihres Mannes wußte ich; ſie ſprach allemal mit einem Ausdruck warmer Zärtlichkeit von ihm, in den ſich Rührung und ſelbſt eine Art von Wehmuth miſchte.

Des andern Morgens war ich mit meinen kleinen Freunden allein, ungefragt erhielt ich von ihnen einigen Aufſchluß über das Nähere der Familie.

Die Mutter — fing der Eine an — kann gar herrlich malen; ſiehſt du, da, in dem blauen Kabinet, — er zeigte dabei auf die Thür linker Hand, die ich noch nie hatte eröffnen ſehen — ſiehſt du, dort hat ſie alle ihre ſchönen bunten Malereien.

Aber der Vater, — fuhr der Andere fort — der iſt gar nicht ſo geſchickt, dem iſt noch dazu ſein Arm entzwei.

Freilich, der arme Vater! — nahm der Erſte wieder das Wort — das mußt du ihm nicht verwerfen! im Kriege iſt das ſo.

Die Mutter trat ſo eben wieder ein, und mit ausnehmender Selbſtzufriedenheit riefen ſie ihr ſogleich beide entgegen: Mutter, wir haben es ſchon der fremden Dame erzählt, daß des Vaters Arm entzwei iſt, und daß du ſchön malen kannſt!

Die Mutter wußte nicht ſogleich, ob ſie über die kleinen Herolde zürnen oder lächeln ſollte; ich aber benutzte dieſen Augenblick, ihr über ihre Zurückhaltung Vorwürfe zu machen, und ſagte ihr zugleich, daß ich ſchon in Paris mehrere ihrer Arbeiten mit Hochachtung betrachtet hätte.

Unter den jetzigen Umſtänden, Madame, — erwiederte ſie mit einnehmender Beſcheidenheit — würden Sie mich für eigenſinnig halten, wenn ich mich weigerte, Sie auch mit dieſer Seite meines Weſens bekannt zu machen. Ja, ich bin jene Joſephe L., deren Arbeiten das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen.

Wie? — rief ich — und Sie verbergen ſich in dieſer unbekannten Einſamkeit vor den Dankbezeigungen einer gerechten Bewunderung.

Ich verberge mich in dieſer Einſamkeit — entgegnete ſie — vor dem zerſtreuenden, berauſchenden Strome der Welt, der vielleicht einſt für dies thörichte Herz nur zu viel Verführeriſches hatte; o Madame! wer kennt das eigne Herz? Ein trügeriſcher Schimmer hatte mich irre geleitet und mich

lange Zeit den ſtillen Pflichten meines Geſchlechts untreu gemacht und einer heiligen Stimme, die in meinem Innern tönte! Auf ewig ſey er bis auf ſeinen Schatten von mir verbannt! Das kleine Glück, das ich mir noch aus dem Sturme gerettet habe, es erfüllt mein ganzes Herz, und ſoll es erfüllen bis zu dem letzten Seufzer meines Lebens!

Sie führte mich darauf in das kleine Heiligthum ihrer Kunſt; ein heitres, freundliches Kabinet, das, ſo wie das Wohnzimmer, eine reizende Ausſicht auf das ſchöne, von Bächen und lieblichen Wäldchen durchſchnittene Thal hatte. Ihre Staffelei und alle ihre künſtleriſchen Geräthſchaften waren hier verſammelt.

Sie zeigte mir einige ihrer neuern Arbeiten, vorzüglich einige geiſtvolle Werke des Grabſtichels, mit dem ſie ſich jetzt, wie ſie ſagte, vorzüglich beſchäftigte. Ein größeres Oelgemälde war mit einem Schleier überhangen; ich bat ſie um Erlaubniß, den Schleier aufzuheben. Es ſtellte ein männliches Bruſtbild dar; edlere, unwiderſtehlicher einnehmende Züge hatte ich nie geſehen; aber nicht die Blüthe jugendlicher Heiterkeit ſchmückte ſie; dies Geſicht ſchien der Kampfplatz zerrüttender Leidenſchaften geweſen zu ſeyn; ein halb ſchmerzliches Lächeln zog ſich um den edeln Mund; aber die himmliſchen, die unſchuldsvollen Augen blickten ſanft herab, wie Sterne über ein verlaßnes Schlachtfeld leuchten. Die Darſtellung war idealiſch, aber einige Zeichen ſeines militäriſchen Coſtüms ließen mich in ihm einen Officier der franzöſiſchen Armee erkennen.

O, wie hinreißend! — rief ich, von meiner Empfindung überraſcht, ein wenig unvorſichtig aus. — Und das

Original dieſes Bildes, Madame? Wäre es vielleicht Ihr Gemahl ſelbſt?

Er iſt es, — ſagte ſie leiſe — es iſt mein armer Françeis.

Dieſe Worte ſchienen ihr unwillkührlich zu entfliehen, und ich ward jetzt gewahr, daß ſie bei dem Anſchaun des Bildes in ein wehmüthiges Nachdenken verſunken war. Dieſer Anblick, das Bild, ihr Ausruf, Alles hatte etwas Unerwartetes, mein Intereſſe Erweckendes; ich ergriff ihre Hand, und mit einem Blick, der mein Innerſtes verrieth, bat ich ſie, mir etwas Näheres von ihrer Geſchichte mitzutheilen.

Bewegt und mit einem Ausdruck edler Selbſtverleugnung, bewilligte ſie meine Bitte für den Nachmittag. Sie ſchien ſehr angegriffen; einige Thränen entfielen ihren Augen, und ſie verbarg einen Augenblick ihr Geſicht an meiner Schulter.

Wir verließen darauf das Kabinet; allein nach der Mahlzeit führte ſie mich dorthin zurück, und wir nahmen dicht vor jenem Bilde Platz, das einen ſo rührenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

Hier, meine Freundin, — ſagte ſie — unter dieſem Bilde, das noch die Spur der Leiden an ſich trägt, welchen ihn mein unglücklicher Irrwahn preisgab, hier will ich Ihnen das Bekenntniß meiner Verirrungen ablegen; o gewiß, — rief ſie, indem ſie noch einmal wehmüthig die holdſeligen Züge betrachtete, — gewiß, die Männer ſind nicht ſo ſchlimm, als ſie viele der Unſern glauben, wenn wir nur nie aufhörten, das zu ſeyn, wozu uns die Natur für ihren Lebenspfad beſtimmte: Ihre guten Engel!

Laſſen Sie mich den Eingang zu meiner Geſchichte durch ein Sonett finden, das ein dichteriſches Gemüth wie aus meiner innerſten Seele geſprochen hat, und das Ihnen einen Ueberblick des Ganzen geben kann, welches ich Ihnen vorzutragen habe.

Mit Liebe werden Alle wir geboren,
Zu heil'gem Bund wird Jeder eingeweiht;
Nur Selbſtſucht trennt die ſchöne Einigkeit,
Und gibt uns hin in eigner Luſt verloren.

Doch regt die Liebe, die man abgeſchworen,
Bald wieder ſich in öder Einſamkeit,
Man fühlt ſich mit dem beſſern Selbſt entzweit,
Und nur zu Qual und Bangigkeit erkohren.

Seyd uns willkommen dann, ihr tiefen Schmerzen,
Der Sympathie geheimnißvolle Weihe!
Ihr nährt in uns der Gottheit heil'ge Flammen.

Nah iſt der Friede dem zerrißnen Herzen;
Die Liebe knüpft den ſchönen Bund aufs neue,
Und ſchließt durch Wunden feſter uns zuſammen.

François liebte mich, liebte mich mit einer beiſpielloſen Zärtlichkeit; kein Opfer war ſo groß, das er mir nicht mit Freuden und der edelſten Selbſtvergeſſenheit dargebracht hätte.

Sie haben ſein Bild geſehen, und können urtheilen, ob ſein Aeußeres unfähig war, Theilnahme für ihn einzuflößen; er diente damals als Officier unter einem Grenadier-Bataillon unſrer Armee. Mein Gefühl ſagte mir vom Anfang unſrer Bekanntſchaft an, daß er der Liebenswürdigſte ſeines

Geſchlechts ſey; allein für den höchſten ſeiner Vorzüge, für ſein unvergleichliches Herz und für die rührenden Beweiſe einer tiefen treuen Zärtlichkeit hatt' ich damals keinen Sinn; meine jugendlich aufſtrebende Phantaſie war nur nach Größe gerichtet, nach jener Größe, die ein Weib ſo ſelten erreicht und der ſie wenigſtens nicht die heiligen Pflichten ihres Geſchlechts aufopfern ſollte.

Ich ſtand damals am Eingang einer Laufbahn, die für das Herz eines jungen Künſtlers ſo viel Blendendes hat. Ein Mergenroth von künſtleriſchem Ruf begann mir eben aufzudämmern, und warf einen wunderbaren Schimmer in mein vor mir liegendes Jugendland hinein. Ich ſchwärmte in der Lieblingsidee, mich ausſchließend der Kunſt zu widmen, in einiger Zeit aus der Provinz, in der ich lebte, nach Paris zu gehen, und dort auf dem Wege des Ruhms das Glück meines Lebens zu ſuchen, das ich aus der Hand der zärtlichſten Liebe verſchmähte.

D'Argensville mit ſeinen Biographien berühmter Maler war mein liebſter Geſellſchafter, nur Schade, daß ich, zu wenig richtig geleitet, den hohen Sinn der Kunſt und ihrer unſterblichen Söhne nicht ſelten miſverſtand: Ich glaubte die Kunſt anzubeten, während ich, mir ſelbſt unbewußt, dem Idol der Ruhmſucht fröhnte; denn wahre Liebe für die Kunſt erſtickt nicht die Stimme der Natur, der Liebe in einem edlen Herzen: ſie iſt mit ihr verwandt, ſie verſchmilzt ſich ſchweſterlich mit ihr. —

Mein Geiſt gefiel ſich in der Kälte, mit der ich mich allen Feſſeln eines liebenden Verhältniſſes zu entwinden wußte. François hatte zu viel Uebereinſtimmendes in geiſtiger

Bildung, in Ansichten, in Gefühlen mit mir: er zeichnete sich zu sehr von dem großen Haufen aus, als daß mir sein Verlust hätte gleichgültig seyn sollen; sein Umgang, sein ganzes Wesen war mir beinahe unentbehrlich geworden, und, ohne einen Gedanken von Coquetterie zu haben, wußt' ich ihn immer festzuhalten, wenn er zuweilen, müde meiner unerschütterlichen Härte, die Fesseln zu zersprengen dachte, die ihn an mich banden. Nur angehören wollte ich ihm nicht, und seine rührendsten Bitten, mich nur für seine Gattin zu erklären und dann ungehindert meiner künstlerischen Neigung nachzuhängen, erfüllten mich allemal aufs neue gegen ihn mit Kälte; nicht der Gefälligkeit eines Mannes wollt' ich erst das verdanken, was ich mein freies Eigenthum, mein Höchstes nannte.

Werden Sie einen solchen Widerspruch der menschlichen Natur begreifen können, Madame? und werden Sie vielleicht eine kleine Entschuldigung für mich darin finden, wenn ich Sie auf die Umstände meiner frühesten Erziehung aufmerksam mache? O wie oft liegt der Keim zu den Tugenden und zu den Fehlern des Menschen in kleinen, unbedeutend scheinenden Umständen der Außenwelt!

Ich hatte früh meine Eltern verloren, und, im Hause meines reichen, prachtliebenden Vormunds und seiner glänzenden Gattin aufgezogen, war mir nie ein Bild stillen häuslichen Glücks, nie ein Bild reiner Zärtlichkeit vor Augen gekommen; Alles athmete dort einen rauschenden, selbstsüchtigen Genuß. Meine lebhafte, vielleicht zu energisch geschaffne Seele fand frühzeitig eine Leere in allen diesen Vergnügungen; ich sehnte mich nach Liebe; ich schmiegte mich

mit kindlich unſchuldiger Innigkeit an die, die mir der Eltern Stelle vertreten ſollten; man wies mich fremd zurück.

Jetzt ſchmachtete ich, mit Feuer einen Gegenſtand zu umfaſſen, der meinem Herzen Beſchäftigung gäbe, und ich fand ihn in meiner frühen Anlage für die Kunſt. Dieſe Anlage, ſo mäßig ſie in der That ſeyn mochte, war von meinen frühſten Kinderjahren an gebildet und geſchmeichelt worden; ihr verdankte ich das, was andern Menſchen ſchon früh die Liebe im Kreiſe zärtlicher Verwandten gewährt, ſüße Reden, freundliche, aufmunternde Blicke; — und ſo lernt' ich früh den Schmeicheleien der Ehre für die Stimme der Liebe nehmen. Auf die Kunſt wandt' ich jetzt alle Kräfte meines Gefühls und meiner Einbildungskraft; auf ſie richtete ich meine einzige Hoffnung.

Ich wuchs heran, und mit mir wuchs das Beſtreben nach rühmlicher Vervollkommnung und eine Art von Trotz gegen die Abhängigkeit von fremder Liebe. Vielleicht war es das Gefühl des Unrechts, mit dem man von jeher die beſſern Eigenſchaften meines Herzens überſehen, vernachläſſigt hatte, jetzt aber einen Schimmer von Talent mit Schmeicheleien überhäufte, was mich mit Geringſchätzung erfüllte. Die Männer, wie ich ſie im Hauſe meines Vormunds ſah, hatt' ich nie können achten lernen; ſie kamen mir gleich bunten Schmetterlingen vor, wenn ſie in unſern Abendzirkeln von einer Dame zur andern flatterten, und ihr nichtgefühlte, nichtgedachte Artigkeiten ſagten.

Daß ſich ein Gefolge von ihnen, wie es gewöhnlich die Schritte einer Künſtlerin umſchwärmt, auch an die meinigen heftete, war wohl nichts Auffallendes; aber glauben Sie

mir, Madame, nicht Eitelkeit hatte damals noch meine unschuldige Seele vergiftet; mehr eine gewisse angeborne Gutmüthigkeit machte mich minder streng gegen ihre Lobeserhebungen, gegen ihre sinnlosen Couplets auf mich, als es wohl meiner Lage ziemte; ich hatte zu tief den Schmerz der Vernachlässigung gefühlt, eine heimliche Dankbarkeit erfüllte mich gegen die, die mich auszeichneten, ob ich sie gleich gering schätzte.

Zu eben der Zeit wollt' ich durch die Gleichheit, mit der ich Alle behandelte, meine völlig freie Unabhängigkeit von der Liebe bewähren. Gefällig lächelnd nahm ich die thörichtsten Verse auf, und hatte immer für ihre Verfasser etwas Verbindliches in Bereitschaft; aber daß ich dadurch ein tiefes, fühlendes Gemüth, ein Herz, für wahre Liebe geschaffen, bis auf den Tod verwundete, davon hatte ich keine Ahnung, und doch — ach, Madame, wird sich je ein tugendhaftes Weib ein Betragen, wie das meinige, vergeben? Durch tausend Züge einer höhern Uebereinstimmung nährt' ich die Leidenschaft des mir verwandten Mannes, von dem mich doch mein Stolz immer wieder trennte; ich stieß den zurück, den ich doch im nächsten Augenblicke, von einer wunderbaren Macht getrieben, wieder an mich riß!

Eine dieser Scenen, denen unzählige vorangingen, schwebt mir noch besonders lebhaft vor. Ich hatte eines Abends den Freund meiner Seele fremder und zurückstoßender behandelt als je; denn gewöhnlich in dem Maaße, als ich mein Herz in einer zu großen Neigung für ihn überrascht zu haben meinte, sucht' ich mich öffentlich von ihm loszusagen, suchte absichtlich jeden der geistlosen Schmeichler ihm gleich zu setzen,

ja ſelbſt verzuziehen. Der ſtille Vorwurf, der in ſeinen Mienen lag, machte mich noch aufrühreriſcher gegen die Rechte, die ich ihm ſchon gegeben hatte, und mit einem ſcheinbaren Wohlgefallen ging ich in die auffallend ſchmeichelnde Unterhaltung eines jungen Wüſtlings ein.

Unwillkührlich blickt' ich in einigen Minuten nach meinem armen Francois, der ſchweigend und den Blick auf mich geheftet in der Entfernung ſtand; ich ſah ihn erblaſſen und, unter dem Vorwand einer ſchnellen Unpäßlichkeit, unſer Haus verlaſſen.

In ſolchen Augenblicken flog mich denn doch zuweilen eine leiſe Ahnung an, daß er das einzige für mich geſchaffne Weſen ſey, und daß einſt Gott ſein Glück von meinen Händen fordern werde.

Die Tage, an denen er nicht bei uns erſchien, wurden mir nun zur Qual; er war krank geweſen, ſo hörten wir von ſeinem Bedienten; die Kraft ſeiner Vernunft hatte hart mit der ſo ſchlecht vergeltnen Leidenſchaft gerungen; aber war er denn ſtark genug, ihre Bande ganz zu ſprengen? Ein Wink von mir, und er flog herbei. —

Aber mit entſtelltem trüben Anſehn. Wir waren allein. Sie ſind krank geweſen, — ſagt' ich halb verlegen — ſo haben wir erfahren; iſt es wahr?

O Joſephe, ſparen Sie die Worte! — entgegnete er bitter, indem er ſich auf einen Stuhl niederwarf und das Geſicht in ſeine Hand verbarg. — Was kann dir weh — fuhr er nach einer Weile im Ausdruck des innigſten Schmerzes fort — was kann dir an dem Zuſtande des Menſchen liegen, mit deſſen Ruhe du ſo fühllos ſpielſt? Weckſt

du mich nur darum immer wieder zum Leben, um mich im folgenden Moment aufs neue ſchmerzlicher zu tödten? O Joſephe, iſt das der Preis einer Liebe, wie die meine? Undankbarſtes, grauſamſtes der Mädchen! ſo gib mich denn wenigſtens frei, wenn du mich nicht lieben kannſt! Ja, ich verſchmähe deine Feſſeln! ich liebe dich nicht mehr, ich —

François! — rief ich bewegt; — und wie das Eis des Winters vor der erwärmenden Frühlingsſonne ſchmilzt, ſo brach bei meinem freundlichen, mitleidigen Lächeln ein Strom von Thränen aus den beiden, ſchwärmeriſchen Augen, und er bedeckte meine Hände mit tauſend Küſſen heißer Zärtlichkeit.

Ich war gerührt. Meine ganze Seele neigte ſich in ſolchen Augenblicken zu ihm hinüber. Es waren nur einzelne Sonnenſtrahlen, welche die Liebe in den Grund meines Herzens warf. So fällt die Sonne des jungen Frühjahrs in ein ſchneeichtes, von Bergen rings umgebnes Thal; es iſt noch zu früh, die Felſen halten ihren milden Einfluß ab, und der lang gelegne Schnee weicht ihrer Herrſchaft nicht. Zu lang' hatt' ich den Traum von idealiſcher Freiheit, zu lang das Mistrauen gegen männliches Gefühl genährt.

Hoffnungsleſer als je, trennte ſich François von mir, als ſein Regiment Befehl erhielt, nach Italien aufzubrechen, wo damals der Hauptſchauplatz des Krieges war. Beim Abſchied riß er noch die ſchönen goldnen Ohrringe aus den Ohren, die eine ſeiner vorzüglichſten Zierden waren. Sie wiſſen, wie viel ein Franzos, beſonders aus den ſüdlichen Provinzen, auf dieſen Nationalſchmuck hält. Auch François glaubte treuherzig allen Effect ſeiner Schönheit davon

abhängig. Er warf mir ſie zu Füßen. Undankbares und doch bis zum Wahnſinn geliebtes Mädchen, — rief er — nimm dieſen jetzt unnützen Schmuck zum Zeichen, daß ich auf Erden nie den Augen eines Weibes mehr gefallen will!

Ich war beſtürzt; er riß ſich ſchnell von mir los. In meinem Leben entſinn' ich mich nicht, einen ſo wahren und durchdringenden Schmerz gefühlt zu haben, als damals, da mir, nur wenige Augenblicke nach ſeinem Weggange, der Generalmarſch aus der Ferne klang! —

Es war mir, als erhebe ſich eine Schranke zwiſchen mir und meinem Glück, und unwillkührlich entſtürzte meinen Augen eine Flut von heißen Thränen. Ach, es waren wehl Thränen der Vorempfindung, daß auf ihn und mich ſo manche bittere Stunde in der Zukunft warte. Iſt es nicht, als ob uns zuweilen ein ſchneller Lichtblick beſſerer Einſicht auf Augenblicke den Nebelſchleier unſers Irrthums lüfte, und uns den Abweg ſehen laſſe, auf dem wir wandeln?

Meine Reiſe nach Paris war indeß feſtgeſetzt; ich ſah dem Aufblühn meiner Lieblingshoffnungen entgegen.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und der Zerſtreuungen, die mir bei meiner Ankunft in Paris entgegenkamen, wirkte mächtig auf meine Fantaſie; ich machte einige Fortſchritte in der Kunſt, und genoß die Früchte davon in aller ihrer bezaubernden Fülle. Das Haus, in dem ich lebte, gehörte zu den angeſehenſten und geſchmackvollſten in Paris; ich berauſchte mich in allen Vergnügungen der großen Welt, und, ſo treu ich immer der Ehre blieb, ſo un-

treu ward ich jener innern, ſtillen Tugend, die höher als die Ehre ſteht.

Einige Jahre hindurch glaubt' ich das Glück gefunden zu haben; allein Vergnügungen und Ruhm ſind nicht die Elemente, in denen ein weibliches Herz ſich lange frei bewegen kann; nur zu bald fühlt' ich den Ueberdruß und die Leere, welche die Strafe meiner Verblendung waren. Ich hatte viele Männer gefunden, die mir von Liebe ſprachen, aber keinen, der mich ſo uneigennützig und ſo treu geliebt hätte, als François, und keinen, für den mein Herz ſprach, wie für ihn.

Eines Tages, als ich etwas unter meinem Putzwerk ſuchte, fielen mir die tief vergrabnen, lang vergeßnen Ohrringe wieder in die Augen, und mit einem Male ſtand ſein Bild lebhaft, aber ſchmerzlich, vor meiner Seele; meine ganze glücklichere Vergangenheit ſtieg wieder auf; ich fühlte, daß ich den Frieden meines Lebens mit meinem unvergeßlichen Geliebten von mir geſtoßen hatte, und unter heißen Thränen drückte ich die rührenden Pfänder ſeiner Schwärmerei und ſeiner Zärtlichkeit an mein Herz, an meine Lippen. —

Eine ſtille Schwermuth bemächtigte ſich von dieſer Zeit an meiner; ich ließ keine Gelegenheit vorbei, mich bei den Officiers, die von der Armee kamen, nach ihm zu erkundigen; doch das, was ich von ihnen, und vorzüglich von einem meiner Verwandten hörte, der von unſern Verhältniſſen unterrichtet war und der mit ihm unter einer Diviſion gedient hatte, konnte nicht dazu dienen, mein Herz zu beruhigen.

Der arme François! wie oft hatte er mich ſeinen guten Engel genannt! und ach, ſein guter Engel hatte ihn verlaſſen! hatte ihn verrätheriſch hinausgeſtoßen in das verderbliche Gewühl der Welt, mit einem unverwahrten, nur zu gefühlvollen Herzen!

Eine Zeit lang hatte er mit ſchwärmeriſcher Treue an meinem Andenken gehangen; allein die Nachricht von meinen Zerſtreuungen und vorzüglich von meinem Verhältniß zu einem jungen Manne aus einer unſrer reichſten und angeſehenſten Familien, mit dem man mich allgemein verſprechen glaubte, hatte ihn in eine finſtre Verzweiflung geſtürzt, und während ich Unſinnige einen Genuß darin fand, mich von jenem prächtigen Bewundrer im Schauſpiel und andern öffentlichen Verſammlungen, wie von meinem Schatten, umſchweben zu laſſen, war der zärtlichſte und edelmüthigſte Liebhaber ein Raub der fürchterlichſten Schmerzen geweſen.

Um mich, um ſich ſelbſt zu vergeſſen, hatte er ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen aller Art geſtürzt, durch die in kurzem ſein Glück und ſeine Ruhe vernichtet worden waren. Herzloſe Coquetten hatten mit ſeinem weichen Herzen geſpielt — — ach Gott! das ich ihnen ſelbſt zur Beute hingegeben! — die Karten ſein bedeutendes Vermögen zu Grunde gerichtet; er war jetzt ganz verarmt, und ganz allein in der Welt! Das Einzige, was ihm blieb, war der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den ihm ſeine Waffenbrüder einſtimmig zugeſtanden.

Ich überlaſſe es Ihnen ſelbſt, Madame, ſich die Em-

pfindungen verzuſtellen, die eine ſolche Nachricht in einem nicht ganz verwahrloſeten weiblichen Herzen hervorbringen mußte; mein Leben war von dieſer Zeit an verbittert, und ich büßte gerecht, aber ſchwer, meine Verſchuldung an der Liebe, bis ein mitleidiger Genius das Ende meiner Leiden herbeiführte.

Eine Tante, die in Italien verheirathet war, wünſchte meinen Beſuch; das Studium meiner Kunſt machte mir eine Reiſe in jenes Land ſehr vortheilhaft, und für mein Herz war es eine ſüße Beruhigung, mit meinem armen Freunde wenigſtens unter einem Himmelsſtriche zu leben, wenn gleich alle Verbindung zwiſchen mir und ihm aufgehoben war.

Das Landgut meiner Tante lag in der Gegend von Lodi, und es war kurz nach meiner Ankunft bei ihr, als jene Schlacht vorfiel, die den Namen meiner Nation mit Ruhm, aber auch den Boden jener Gegenden mit Leichen ihrer Tapfern reich bedeckt hat. Das Haus meiner Tante ward mit Verwundeten angefüllt, die man vom Schlachtfelde dahin brachte; mit geſchäftiger Beſonnenheit war dieſe würdige Frau zur Pflege der Verwundeten bemüht; ſie gehörte zu den ſtarken Seelen, bei welchen das Mitleid den Charakter eines menſchenfreundlichen Heroismus annimmt.

Ich konnte mich nur mit Zittern entſchließen, ihr in den großen Saal zu folgen, wo Officiers und Gemeine noch in trauriger Gleichheit vermiſcht beiſammen lagen; die mannigfachen Bilder des Elends, die ſich mir darſtellten, erſchütterten mein Herz. Die Möglichkeit, meinen verlornen Ge-

liebten vielleicht in der Zahl dieſer Unglücklichen zu finden, und die Gewißheit, ihn, wenn ich ihn fände, nicht anders, als erbittert und entfremdet wiederzufinden, machten mich gleich lebhaft erzittern.

Die Dämmerung war ſchon eingebrochen; meine Tante näherte ſich einem der Verwundeten, der ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich zu erregen ſchien; er ſtrebte mit einer ſchmerzhaften Bewegung, ſich empor zu richten, und hielt mit der Decke ſeines Lagers eine Wunde in ſeiner Seite zu. —

Was fehlt Ihnen? — fragte meine Tante.

Meine Wunde hat ſich geöffnet, Madame! — ſagte er leiſe, mit einem Ton der Reſignation, der unſern Kriegern eigen iſt, und der diesmal mehr, als je, mein Innerſtes durchſchnitt.

Der Arzt, den meine Tante hatte herbeirufen laſſen, näherte ſich ihm mit Licht, und wir entfernten uns; aber bei dem Scheine des Lichts — denn wir hatten vorher ſein Geſicht nicht unterſcheiden können — erkannte ich — Gott im Himmel, Madame! kann ich Ihnen meine Empfindung beſchreiben? als ich die Züge meines geliebten, meines unglücklichen François erblickte! — —

Ich entdeckte meiner Tante etwas von der Urſache meiner Bewegung und flehte ſie an, ſich des Unglücklichen anzunehmen. Ihr großmüthiges Herz bedurfte keines fremden Antriebs; ſein Name, nach dem ſie ſich erkundigte, ſagte ihr, daß ich mich nicht geirrt habe. —

Ein bequemes Zimmer ward ihm eingeräumt und nichts zu ſeiner Heilung verſäumt; allein mir ſelbſt verſtattete ſie nicht, ihn zu ſehen, ſo lange ſein Zuſtand gefahrvoll ſey; ſie fürchtete mit Recht nachtheilige Folgen von der Erſchütterung, die ihm mein Anblick verurſachen mußte. —

Seine Wunden beſſerten ſich; allein ich erfuhr, daß er zum Dienſt unfähig werden würde: denn eine Kugel hatte ſeinen linken Arm gelähmt; dies ſpannte meine Leidenſchaft für ihn nur höher; gibt es ein ſtärkeres Band für das Herz eines Weibes, als das Mitleid? Sein Bild war mir unabläſſig vor Augen, wie ich ihn unter den Verwundeten fand: ich hörte die leiſe, auf das Leben verzichtende Stimme; ich ſah, wie ſein Blut in ſtillen Strömen aus den Wunden quell, und Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte, gewann jetzt einen edlern, heiligern Charakter.

Meine Tante geſtattete mir jetzt die Erlaubniß, ihn zu ſehen; ſie hatte ihn auf meinen Beſuch vorbereitet und von ihm erforſcht, daß ich ſeinem Herzen noch immer nicht fremd geworden ſey. Mein Herz ſchlug heftig, als ich in ſein Zimmer trat, — unſer Wiederſehn — ich bin es nicht im Stande zu beſchreiben! — Können Sie mir vergeben? — ſagt' ich, ſobald wir uns allein ſahen — können Sie mir den Schein vergeben, den meine Unvorſichtigkeit auf mich geworfen hat? und würdigen Sie mich noch, die Verſicherung von mir anzunehmen, daß, ſeit wir uns nicht ſahen, kein anderes, als Ihr Bild, in meiner Bruſt gewohnt hat?

Er ſah mich zweifelnd an. Engel meines Lebens! — rief er unter hervorſtürzenden Thränen — warum ſo ſpät?

— es iſt zu ſpät, Joſephe; ich kann Ihnen kein Glück mehr bieten, das Ihrer würdig wäre!

Er verbarg ſein Geſicht in meine Hand, die ich mit einer unausſprechlichen Empfindung von ſeinen Thränen überſtrömt fühlte.

Mein François! — rief ich, indem ich ihn feſt an meinen Buſen drückte — mein Einzig- und Ewiggeliebter! Ich verſchmähte deine Liebe, als du noch glücklich warſt; erlaube jetzt, daß ich das Erbtheil meines Vaters und das meiner Kunſt mit dir theile! Erlaube, daß ich auf das Leben, das ich trübte, noch einen ſanften Sonnenblick zu werfen ſuche! — —

Mein armer Freund genas allmählig; allein nur mit vieler Mühe konnte ich ihn bewegen, die Verbindung einzugehen, die jetzt mein einziges Glück ausmacht; François liebt die Einſamkeit, und mit Freuden zog ich mich mit ihm in dieſe reizende Einöde auf dem Boden ſeiner vaterländiſchen Provinz zurück. Der Ertrag meiner künſtleriſchen Arbeiten iſt jetzt ſehr bedeutend, und gibt mir Mittel, das Leben meines Geliebten mehr zu verſchönern, als es der ehrenvolle, aber gemeßne Jahrgehalt eines verabſchiedeten Kriegers vermöchte.

Nur von Zeit zu Zeit bringen wir einige Monate in Paris zu, ein Aufenthalt, den mein Studium der Kunſt nöthig macht; aber immer kehren wir mit Wonne in dies ſtille Thal zurück.

François hat ſich durch einige ſchriftſtelleriſche Verſuche aus dem Felde der Kriegskunſt nicht unrühmlich bekannt

gemacht; ſein Lieblingsvergnügen aber iſt das Studium der Pflanzenkunde, die er mit Leidenſchaft liebt, und der zu Liebe er oft von Sonnenaufgang an durch Felder und Wieſen ſtreift; ich widme die Zeit ſeiner Entfernung meiner Staffelei und der Erziehung und Pflege meiner Kinder, die das heiligſte Kleinod meines Lebens ſind.

Jenes Bild hab' ich in den erſten Tagen nach unſerm Wiederſehn gemalt; ich hoffe, daß es mir ſeit dieſer Zeit gelungen iſt, einige Schatten von dieſem Engelsangeſicht hinwegzuwiſchen, und — — vielleicht verzeiht mir dereinſt die ewige Güte eben ſo, wie mein Geliebter mir verziehen hat.

Joſephe endigte hier ihre Geſchichte; ich konnte ihr den Eindruck, den ſie auf mich gemacht hatte, mehr durch eine ſtumme Rührung, als durch Worte zeigen, als wir durch das Geſchrei der Kleinen unterbrochen wurden.

Der Vater kömmt! der Vater kömmt! — riefen ſie jauchzend; und François ſelbſt trat ein.

Joſephe eilte ihm entgegen, und ſank an ſeine Bruſt, mit einer Zärtlichkeit, die etwas unbeſchreiblich Edles und Rührendes hatte, und die mit einer Art von zarter Ehrerbietung gemiſcht war. Sie hob den Einen der Kleinen zu den Küſſen des Vaters empor; er beugte ſich zu dem Andern herab; ſie hingen an ſeinem Halſe. —

Mit Entzücken haftete mein Blick auf der reizenden Gruppe. François war ganz das Original des ſchönen Bildes; die ſchwarze Binde, in der er den gelähmten Arm

trug, verſchönerte ihn mehr, als ſie ihn entſtellte, und die bedeutenden goldnen Ohrringe ſchimmerten wieder zwiſchen den ſchönen ſchwarzen Locken, gleich den zwei Sternen, die als himmliſche Verſöhnungszeichen nach überſtandenen Stürmen durch die Wolken funkeln.

Nachdem die erſten Bewillkommnungsgrüße verüber waren, machte mich Joſephe mit ihrem Gatten bekannt; ich brachte noch einen glücklichen Abend in dieſem Heiligthume der Liebe zu, und trennte mich am andern Morgen mit Dank und Ehrfurcht von der liebenswürdigen Familie, die ein unvergeßliches Bild in meiner Bruſt zurückgelaſſen hat.

V.

Der Dom zu Naumburg.

Sage aus dem Alterthum.

Wenn du, o Fremdling, einſt die reizenden Geſtade der Saale beſuchteſt, und du ſiehſt in einem zauberiſchen, ſtrom-durchfloßnen Thale ſich drei majeſtätiſche Thürme aus dem Dufte erheben, die wie Geiſter der Vorwelt ernſt und feierlich und ſchweigend auf die blühenden Gefilde ſchauen: wiſſe, das iſt der Dom zu Naumburg. Verſäume nicht, wenn du eintrittſt in die alte, ehrwürdige Stadt, auch den Bau zu begrüßen, in deſſen hallenden Gewölben noch heiliger Schauer der Vorzeit webt. Viele Denkmäler jener ritterlichen Zeiten wirſt du dort erblicken; wallende Fahnen, als Siegeszeichen aufbewahrt; Waffen dort zur Ruhe beſtatteter Helden, und manch rührendes Gebild in Stein gehauen. Zwei derſelben ſprechen das Herz beſonders deutſam an: du wirſt an einer der Seitenwände eine weinende Jungfrau ſehen, und ihr gegenüber einen lachenden Ritter; an einer andern Stelle aber eine triumphirende Jungfrau, und ihr gegenüber einen weinenden Ritter. Das iſt die holde Agnes, die Stifterin des nahgelegenen Kloſters zu St. Urſula, und ihr Geliebter, Ritter Adelbert*), der zugleich ihr Vetter war.

*) Sonſt auch Eckard genannt.

Wohl traurig iſt die Kunde von der zarten, edeln Jungfrau und dem minniglichen Ritter. Der Ritter war hoch und ſtrahlend wie das Geſtirn des Tages; die Jungfrau lieblich wie die Morgenröthe: allein die ſtolze Sonne mag nicht weilen bei der ſanften Morgenröthe; vergebens ſtreckt ſie ihre Roſenarme weit am Himmel aus nach dem enteilenden Geliebten; er eilt dahin, verfolgt am hohen Himmel ſeine Bahn, bis er ermüdet ſich zu der verlaſſnen Freundin ſehnt, die nun, verwandelt in Abendröthe, ihn empfängt — nun aber ſinken ſie beide in Nacht. —

Die holde Agnes war die Tochter eines mannhaften und biedern Ritters aus dem Thüringerlande; allein obwohl die Erbin reicher Schätze, war ſie doch eine elternloſe Waiſe von früher Kindheit an: ihr edler Vater war geblieben auf dem Felde der Ehre, und ihre Mutter hatte die Verwaiſte nie gekannt. Inzwiſchen zog ihr Reichthum, ſo wie die Anmuth ihrer Bildung, gar viele Freier um ſie her; der ſtattlichſten und ſchönſten Ritter wohl aus nah und fernen Landen. Sie ſtritten und turnirten um ſie, verlangten ihre Farben zu tragen, und ſchmeichelten ihr mit allen ſüßen Reden, die den Liebenden nur zu Gebote ſtehen mögen. Dem allen ungeachtet wollt' es doch Keinem gelingen, die Liebe der erſehnten Jungfrau zu gewinnen; denn ſie hatte ihr Herz von früher Jugend an zu ihrem Vetter Adelbert gewandt, als er heimkehrte aus dem Kriege von Italien. Adelbert, den ſie nicht geſehen ſeit dem Knabenalter, war jetzt ſchon herangereift zum Manne; ſtand vor ihr, die funkelnden Augen auf ſie gerichtet, und ſprach mit der tonvoll ſüßen

Stimme liebkosende Worte zu ihr; denn ihn ergötzte der Anblick des zur Jungfrau aufgeblühten holden Kindes, und er faßte alsobald eine heftige Neigung zu ihr in seinem Herzen. Sie aber konnte seines Bildes von der Stunde an nimmer wieder ledig werden; stets sah sie ihn so vor sich stehen, wenn er ausgezogen war zu Schimpf und Ernst, zu Ritterspielen oder Fehden; denn Herr Adelbert hatte einen streitbaren, ritterlichen Geist, und sein Geneß, sein ritterliches Schwert, mochte nicht lang rasten in der Scheide. Wenn er dann wieder kam, so war es der verwaisten Agnes, wie es dem Wanderer zu Muthe ist, wenn er die Luft der lieben Heimath wieder fühlt; ein solcher wundersamer Zauber lag in seiner Gegenwart für sie, unwissend für sie selbst.

Nun aber gab es gar viele der Freunde und Bekannten, die wohl selbst ein hübsches Fräulein, Tochter oder Base zu versorgen gewünscht durch den stattlichen Adelbert, die ihm einredeten zu eitel giftigem Argwohn, unablässig sagend: das Fräulein hält einen freien Hof; die Freier und Spensirer ziehen aus und ein; sie freut sich an der Liebespein der Männer und treibt mit redlicher Minne nur Scherz, insonders mit der Eurigen, deren sie in ihrem eiteln, unschlüssigen Herzen lacht. Ihr Reichthum macht sie stolz, und sie ergötzt sich, wenn sie ihre Freier zu einer rechten Liebeshöhe gebracht, um ihnen dann mit lachendem Muthe den Abschied zu geben.

Das ging dem Ritter durch Mark und Bein. Sein Stolz, dessen er wohl ein gutes Theil besaß, erhob sich mächs-

tiglich: Denkt denn die ſtolze Jungfrau, — ſprach er unmuthig zu ſich ſelbſt — daß ſich um ihres Reichthums willen ein edler, freier Ritter zu dem Minneſelde drängt? Ich habe der Güter genug, als ehrenwerthes Erbe meiner Väter, und nimmer bin ich gemeint, als Spielwerk ihrer Laune ausgeſtellt zu werden?

Nach dieſen und ähnlichen Betrachtungen hielt zwar die Liebe den Ritter noch in der Nähe des Fräuleins feſt; jedoch war ſein Betragen ungleich und von Argwohn eingegeben. Er ſuchte eine Annäherung, und vermied ſie wieder, aus Stolz und Furcht, verſchmäht zu ſehen ſeine Liebe. Ja, er ſuchte ſogar dieſe Liebe gegen alle Anweſenden und gegen ſich ſelbſt zu verbergen, um nicht als ein gutwilliges Opfer ihrer Eitelkeit zu gelten. Zuweilen vermied er es, mit ſeinen Augen auf die ihrigen zu treffen.

Die Jungfrau ihrerſeits ward durch ſo ſeltſames Betragen höchſt bekümmert und verwundert zugleich. Das Unglück, das man ihr ſo grauſam vorwarf, der frühzeitige Verluſt ihrer Eltern, hatte ſie zwar ſchüchterner und unſicherer in ihrer Wahl gemacht; jedoch traf ſie der Vorwurf nicht, als ob ſie ihre Freiheit übermüthig brauche, und ihr gerechtes Selbſtgefühl hierüber vermiſchte ſich wohl auch mit einigem Stolze. Auch dachte ſie hin und wieder in ihrem Herzen: Welch ſeltſames Betragen von dem Ritter Adelbert? Hab' ich ein ſolches verdient, die ſo viele der edelſten Ritter heimſuchen, die keinen begünſtigt und nur ihn im ſtillen Buſen hegt?

Sie wandte ſich denn wohl zuweilen auch gekränkt von ihm ab, wenn er ſich näherte, und verbarg das Gefühl für ihn, wie er das ſeinige.

Auf ſolche Weiſe aber wuchs die Entfernung zwiſchen Beiden immer mehr. Der Ritter glaubte ſich mit jedem Tage mehr beleidigt, und da die Eingebungen der feindſeligen Rathgeber immer häufiger, auch bei dem Ritter der Stolz noch mächtiger war, als die Liebe: ſo gewann dieſer endlich ganz die Oberhand. Der Leichtſinn redete indeſſen auch dazwiſchen und ſpiegelte ihm vor: Wie die Welt groß ſey! und wie einem Ritter von adlicher Geſtalt und wohlanſtändigen Rittertugenden das Glück wohl nirgends ganz abſtehen werde. — Und ſo beſchloß er ohne Weiteres in fremde Ferne zu ziehen, und einer allzu unruhevollen Liebe auf immer Lebewohl zu ſagen. Der Krieg, der eben zu der Zeit am Rheine im Ausbruche war, lieh ihm einen geſchickten Vorwand bei der überraſchten Agnes.

Auf's heftigſte erſchrocken war die Jungfrau, und auf's innigſte betrübt. Alles gerechte Zürnen ſchwand in ihrer Seele, als ihr geliebter Adelbert in voller Rüſtung in das Zimmer trat, ihr Lebewohl zu ſagen. Gerade wie damals, als ſie zum erſten Male ihn geſehen, ſo ſah ſie jetzt die hohe, ſchlanke Geſtalt eintreten: die ſtolzen Federn winkten wie damals von dem Helme und beſchatteten das männlich holde Angeſicht; die Schärpe flatterte wie damals bei ſeinen herbeieilenden Schritten: — allein in Beider Seelen war es anders, das ſagte ihr ihr Herz, und eine dunkle bange

Ahnung zitterte durch ihre Seele, daß dies kein leichter Abſchiedsgruß zu einer kurzen Fehde, ſondern wohl eine Trennung ſeyn möge auf — Nimmerwiederfinden. — Da brach der gewaltige Schmerz in ihrer Bruſt durch alle Schranken, die Thränen ſtürzten ſtromweiſe aus den ſanften Augen, und ſie brach in ein lautes Weinen aus, nicht achtend derer, die im Zimmer gegenwärtig und Zeugen ſolcher herzlichen Betrübniß waren. Dieſes wäre Zweifel ohne die rechte Stunde zu einer gründlichen Verſtändigung geweſen, hätte der Ritter, ſo wie das Fräulein, der Fremden Gegenwart überſehen können: ſo aber waren deren Einige dabei, die ihn gewarnt und ſeiner Leichtgläubigkeit geſpottet hatten, und die nun mit lauernden Blicken auf ihn ſahen. Alles, was ſie ihm je geſagt, kam mit erneuter Bitterkeit in ſeine Seele und weckte wieder den gekränkten Stolz, der durch des Fräuleins Thränen in Etwas beſchwichtigt war: und ſo zwang er ſich zu lachen, wo doch eigentlich das Herz ihm blutete. Er redete der Jungfrau zu, mit artigen und wohlgeziemenden Worten vom baldigen Wiederſehn, und eilte, einen Auftritt zu beendigen, der einen ſo quälenden Kampf in ſeinem Innerſten erregte. Und dieſes ſtellen die beiden erſten Bilder im Dom zu Naumburg dar, nämlich einen Ritter, der mit lachendem Muthe ſcheidet, und eine Jungfrau, die in großer Betrübniß weint.

Sein Streitroß wieherte am Burgthor; er begrüßte das Fräulein nochmals ehrerbietig, und eilte dann mit ſchnellen Schritten von ihr hinweg aus dem Gemache. Das Fräulein aber, als ſie ihn verſchwinden ſah, rief übermannt von

Schmerz ihm nach: Ach Adelbert, lebe wohl dann! lebe wohl, mein einziges Glück auf Erden!

Dieser rührende Ausruf drang jedoch nicht mehr zu des Ritters Ohren. Das Fräulein sah ihn über den Schloßhof eilen mit klirrenden Spornen: er warf sich auf das brausende Roß und jagte den Schloßweg hinunter.

Die arme Agnes stand noch lange an dem Bogenfenster und starrte in die blühende Landschaft hinab. Ach! es war dasselbe Fenster an der Saale, wo er ihr zum ersten Male von seiner Liebe gesprochen hatte; und eben so blühend, wie damals, war die Landschaft; doch ach! in ihrer Seele dämmerte der Herbst. Jetzt, da der Ritter verschwunden, da das Geräusch seiner Tritte verklungen war, da kehrte sie wehmüthig in das dunkle Herz zurück, und da ward ihr mit übergroßen Schmerzen kund, was sie vorher noch selbst so deutlich nicht gewußt: wie nemlich der Ritter ihre einzige Freude und gleichsam ihres Lebens Seele sey. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück, und lebte nur für ihre Lieb' und ihre Traurigkeit; und oft noch trat sie an dasselbe Fenster, die Stätte schmerzlicher Erinnerung.

Wochen und Monden vergingen, und Herr Adelbert kehrte nicht, wie sie auch gleich vorausgesehen. Endlich erfuhr sie, daß ihr Herzgeliebter, nachdem er so manches Liebes-Abenteuer bestanden, jetzt nach geendetem Kriege im Lande Würtemberg verweile, wo er von einer unvergleichlich schönen Dame, Namens Gräfin Adelheit, die zwar von außerordentlicher Schönheit, allein dabei von treulosem und

falſchem Sinne ſey, in Feſſeln gehalten werde. Agnes erfuhr das, und ſie fühlte, daß ein neuer Strom von Jammer, doch zugleich von mitleidsvoller Liebe, ſich durch ihre Bruſt ergeß.

Das, was die Sage berichtete, war nur allzugegründet. Die Dame, die den verblendeten Ritter in ihren Feſſeln hielt, hegte einen böſen und trügeriſchen Sinn, und war mit einem mächtigen Feinde Adelberts in jener Gegend einverſtanden. Er hatte inzwiſchen wiederholte Warnungszeichen und Winke wie von geiſtiger Hand erhalten, ohne jedoch in ſeiner liebenden Bezauberung darauf zu achten.

Eines Abends aber, als er noch ſpät im Mondenſcheine zu dem Schloſſe der Geliebten reiten wollte, da dünkte es ihm gar ſchauerlich, ſo mild und ſchweigend auch die Mondnacht war. Das Thal zur Linken lag voll mondheller Nebel; zur Rechten flüſterte der dunkelgrüne Wald, und das Mondenlicht brach glänzend zwiſchen den zitternden Blättern hindurch und ſchlich ſich heimlich durch den Wald. Von fernher aus des Waldes dunkeln Gründen ging der Nachtwind herauf und rührte ſchauerlich die Zweige durcheinander, und ſo ſchien eine geheime, geiſterhafte Gegenwart durch die ganze Gegend zu wehen.

Der Ritter wollte eben ſein Pferd in den Wald einlenken, durch den der Weg zum Schloſſe der ſchönen Gräfin führte, als eine zarte weiße Schattengeſtalt an ihm vorüberſchwebte, und ihm mit wunderbar herzeindringendem Tone zurief: Kehr um, Ritter Adelbert! um aller Hei-

ligen willen reite nicht durch diesen Wald und nicht zum Schlosse Adelheits in dieser Nacht! Im Walde harret auf dich Verrath und Tod!

Da es von der Seite des Waldes war, so deckte der Schatten der Bäume bald die zarte Nebelgestalt, und sie war verschwunden, ehe der Ritter noch seiner Besinnung völlig mächtig werden konnte. Eine wunderbare Gewalt, die in den Worten und der Stimme lag, war ihm ins Herz gedrungen und hatte ihn tief erschüttert. Er lenkte daher Augenblicks sein Roß und ritt zurück. Da ihm inzwischen doch nach einer Weile Adelheit aufs neue einfiel, und was sie von ihm denken möchte, daß er versprochenermaßen nicht gekommen sey, und ihn dies gar zu sehr ängstete: so sandte er seinen Knappen auf das Schloß, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen.

Der Knappe aber kam nicht zurück, sondern Herr Adelbert erfuhr, daß er im Walde von einem Haufen Reisiger umringt, geworfen und, mit Ketten und Banden belastet, in einen tiefen Thurm geschleppt worden, in Meinung, daß er, der Ritter selbst, es sey.

Herr Adelbert erschrak zwar bei der Nachricht: allein er wußte seinen Feind sogleich zu deuten, und dachte nur auf Mittel und Wege, wie er seinen Diener losmachen wolle, sey es durch starkes Lösegeld oder sonst auf eine Weise. Doch ganz erschüttert ward er erst, als dieser von selbst erschien, der, nachdem man den Irrthum entdeckt, in leichterem Gewahr gehalten worden, und als ein junger und wohlgebil-

deter Mensch, mit Hülfe der Frau des Kerkermeisters, aus seiner Haft entkommen war und nun erzählte: wie er nicht allein ganz deutlich im Mondenlichte Leute der Gräfin unter dem feindlichen Haufen erkannt, sondern auch auf der Burg von Adelberts Gegner ganz genaue Nachricht über ein vertrautes Einverständniß zwischen dem Besitzer und der falschen Adelheit erhalten habe, als womit auch das schleunige Verreisen der Gräfin nach jenem Abende in Uebereinkunft stand.

Da war es dem Ritter, als habe ihn ein Donnerschlag getroffen. Er wollte Anfangs dem Berichte seines treuen Dieners noch nicht Glauben gönnen; doch alle Nachrichten, die er deshalb einzog, stimmten nur allzugut damit zusammen. Nun wachte Schmerz und Wuth zugleich in seiner Seele auf, und dazwischen drängte sich eine quälende Reue. Er dachte an die zärtliche, verlaßne Agnes, die, ob auch stolz, doch immer weichen und großmüthigen Herzens war und ehedem ihm manche trübe Stunde aufheiterte. — Er dachte ihrer Thränen bei dem Scheiden, und sie fielen jetzt wie siedendes Oel auf sein verwundetes Herz. Zugleich erwachte die alte Neigung zu ihr mit aller Stärke; denn es war, als ob in jener warnenden Geisterstimme ein Ton von ihr ihm tief und sehnsuchtweckend bis in des Herzens Grund gedrungen sey.

Er säumte nun nicht einen Augenblick, sondern trat klopfenden Herzens die Reise nach der Heimath an. Es war ihm wohl und weh zu Muthe, als er in die so wohl bekannte

Gegend kam, als er die Wellen der Saale, die ihn mit freundlichem Schimmer grüßten, und alle die blühenden Haine und Wiesen ihrer Ufer wieder erblickte. — Da sah er aber aus dem zarten Dufte die Thürme eines Klosters sich erheben, das er vorher nie gekannt. —

Er eilte, die Burg seiner Freundin zu erreichen, gelangte daselbst an, und klopfte an das fest verschlossene Thor. Da kam der Burgwart, öffnete und sprach: Wen sucht Ihr hier, gestrenger Herr?

Der Ritter nannte ihm darauf sein Begehr. — Die findet Ihr hier nicht, — entgegnete der Andere. — Unsere edle Gräfin hat schon seit langer Zeit ihr Schloß verlassen. Ihr findet sie da drüben, drei Meilen Weges von hier, im Kloster zu St. Ursula.

Der Ritter schauerte bei diesen Worten ahnungsvoll in sich zusammen; doch zitterte er mehr zu fragen. Er lenkte Augenblicks sein Roß um, nach dem Kloster hin zu eilen. Der Abend nahte schon heran. Die innere Angst trieb ihn nun ohne Rast der Nähe der Geliebten zu: ob er dort Trost und Linderung finden würde, war ihm noch selber unbewußt.

Er kam an bei der Klosterpforte und klingelte mit Ungestüm. Die Pförtnerin erschien. Eine ungewöhnliche Trauer lag in ihrem ganzen Wesen, auf den bleichen Wangen und den thränenschweren Blicken. Sie winkte dem Eintretenden, seinen Ungestüm zu mäßigen.

Verzeiht einem Unglücklichen, ehrwürdige Frau! — rief der Ritter, wie er in verstörter Eile hereinstürzte. — Ich suche meine Base Agnes bei Euch! ich, ihr Vetter Adelbert!

Ach! seyd Ihr Ritter Adelbert? — sagte die Klosterfrau — so haben wir Auftrag, Euch dies zu übergeben, sobald Ihr unsre Mauern beträtet. Es liegt schon lange für Euch hier im Sprachzimmer bereit.

Sie gab ihm bei diesen Worten eine Rolle Pergament, die er mit zitternden Händen eröffnete. Und siehe, es war ein Schenkungsbrief der treuen Agnes, worin sie noch bei ihrem Leben alle ihre Güter zwischen diesem ihrem neu erbauten Kloster und ihrem Vetter Adelbert theilte; hinzufügend, wie er, der ihrem Wunsche nach des Lebens Freuden in aller ihrer Fülle genießen solle, wohl besser als Besitzer ihrer Güter gelten möge, als sie selbst. — Denn wohl war ihr kund geworden, wie der verblendete Ritter, seit jener Trennung, seiner leichtsinnigen Lebensart, vorzüglich aber seiner Leidenschaft für Adelheit, fast seine ganze Habe aufgeopfert.

Da leuchtete dem Ritter heller als noch je die Wahrheit durch die Seele, daß er das beste Herz auf Erden bis dahin so undankbar verkannt. Er forderte mit heißer Ungeduld zu ihr geführt zu werden. — Dies ist nicht möglich, edler Herr! — entgegnete die Klosterfrau. — Unsere Aebtissin, die heilige, fromme Agnes, liegt im Sterben, und mag wohl fürder keine irdischen Besuche mehr empfangen.

Agnes Eure Aebtiſſin? O barmherziger Gott! — ſchrie der Ritter und ſtand einige Augenblicke wie vernichtet. Dann brach er in die herzzerreißendſten Klagen aus, und bat aufs rührendſte, daß man ihm doch aus Barmherzigkeit den Eintritt zu der Sterbenden geſtatten wolle.

Die Kloſterfrau, gerührt von ſeinen Leiden, meldete ſein Geſuch und erhielt Gewährung. Und ſo trat er denn hinein in das geweihte, feierliche Sterbezimmer, wo eben ein Engel die letzten Bande der Sinnlichkeit von ſeinen lichten Schwingen warf. Die Kerzen brannten hell um das erhöhte Bett, und die weinende Schweſterſchaft ſtand darum verſammelt, in weiße Schleier gehüllt. Die Sterbende ſelbſt dagegen lag, mit verklärtem lächelnden Angeſichte, als ſähe ſie ſchon das himmliſche Triumphthor offen, durch welches ſie, die fromme Heldin, einziehen ſollte. Da ſank der Ritter Adelbert zur Seite ihres Lagers auf die Knie, und meinte die zerriſſene Seele in Thränen aufzulöſen. Sie aber bot ihm ſanft die Hand, und ſprach mit himmliſch milder Stimme: Weine nicht ſo, mein Adelbert! das Reich der wahren Liebe iſt nicht von dieſer Erde! — Auf Wiederſehn dort oben in dem rechten Vaterlande!

Die holde Stimme brach und ihr verklärtes Auge löſchte aus in Nacht. — Auch in des Ritters Seele ward es Nacht, als der tröſtende Leitſtern ſeines Lebens untergegangen war. — Die Nonnen weinten über den Tod ihrer Beſchützerin, ihrer Tröſterin. Die Armen und die Waiſen jammerten um die verlorne Mutter.

Ob Agnes ſelbſt der warnende Schutzgeiſt geweſen ſey, der den Ritter zur Zeit der Gefahr umſchwebte? oder ob blos die Kraft ihres Gebets der Engel einen ihm zum Schutz herabgefleht? hat nie ganz deutlich kund werden wollen.

Der Ritter nahm das Gut, das ihm mit Agnes Tode zugefallen war, und bauete auf der Höhe von Naumburg den geweihten Dom. Die heiligen, erhabnen Thürme ſteigen in die Luft, wie Geiſter jener lang verſunkenen Zeit, und blicken abgeſchieden auf die blühenden Gefilde nieder, ſo wie ihr trauernder Begründer auf das blühende Leben ſah. Er ließ die deutungsvollen Bilder fertigen, und zog dann in das heilige Land, von wannen er nicht wiederkehrte. — Er war ſeiner geliebten Abendröthe in die Nacht gefolgt, um dort im ewigen Morgenlande mit ihr vereint zu ſeyn.

VI.

Der Ardennerwald.

Novelle.

Welch ein wundervolles Glänzen
Durch Ardenner Waldesnacht!
In den nächtlich duſtern Gränzen
Iſt der junge Tag erwacht.

Fröhlich leuchten die Gefilde
In dem ſanften Wiederſchein;
Denn die reizende Mathilde
Zieht ins finſtre Thal herein.

Mit dieſem Liede empfingen die Vaſallen der Gräfin von Negremont ihre reizende Herrin, als ſie ihr Schloß in jenen einſamen Gegenden bezog; dies und noch viel dem ähnliche Lieder dichteten und ſangen die ritterlichen Herren, die ſich alle wetteifernd um die holde Gebieterin drängten und durch tauſend zarte Dienſte ihre Huld zu gewinnen ſtrebten. Die Mehrſten unter ihnen hegten wohl die ſtolze Hoffnung, ſich durch die Hand der Schönen von Belehnten zu Lehnsherren zu erheben; die Dame ſchien indeſſen wenig geneigt, dergleichen Huldigungen anzunehmen; ſie hatte ihre Blüthenjahre mit einem alternden Gemahl, dem Grafen von Valinaure, verlebt, nur nach und nach durch Achtung und kindliche

Ergebenheit an ihn gefeſſelt. Nach ſeinem Tode ſchien ſie keinen Wunſch zu haben, als ihrer Freiheit zu genießen, und ſich in ungeſtörter Einſamkeit dem ſtillen Zuge zur Schwermuth hinzugeben, der ihrem Weſen eigen ſchien, ihren Reiz aber nur noch anziehender für Andre machte.

Die Lage ihres Schloſſes im Ardennerwalde, des Schloſſes Regiement, das ihr eben durch Erbſchaft zugefallen war, zog ſie vor allen ihren übrigen Beſitzungen an. Dieſe romantiſch ſchauerlichen Wälder, durch ſo viele Sagen alter, heldenreicher Zeiten berühmt, ſchienen ſie mild in ihre ſtillen wehenden Schatten einzuladen; dieſe Felſen, die die wildſchönen Thäler in ſich ſchloſſen, ihr treuen, feſten Schutz für ihre ſtille Freiſtatt zu verheißen, und die Wellen des Stroms ihr freundlich grüßend zuzurufen: Sieh' doch, wie wir uns flüchten in die wohlthätige Ruhe der Waldnacht! Die hundertjährigen edeln Bäume wölben ſich ſchützend in einander, und bergen jede trübe Well' in ihrem Scheoß!

In dieſer Neigung zur Stille ward ſie nur zu ſehr durch die Feſte geſtört, womit ihre Ritter alle, der Reihe nach, ihren Einzug zu feiern ſtrebten; keiner wollte dem andern nachſtehen, und die Gräfin konnte ſich, ohne ſie bitter zu beleidigen, nicht weigern, dabei zu erſcheinen. Mit zarter Schonung, mit der holdeſten Beſcheidenheit ſuchte ſie alle Huldigungen abzulehnen und keinem unter ihren Lehnsleuten den kleinſten Vorzug einzuräumen; und dennoch wollte man bemerkt haben, daß Einer unter der Ardenner Ritterſchaft, der glänzende Clarence, einen entſchiednen Vortheil in den Augen der lieblichen Gebieterin davon getragen habe. Man war geneigt, dies leicht zu glauben, da dieſer ſchöne

Ritter den Sieg gewöhnlich in Damenherzen zu erringen pflegte; noch reizender, als schön, durch sein Betragen, durch die Gewandtheit seines Geistes, wußte er allen Launen des weiblichen Gemüths zu schmeicheln; nur selten und nie unaufgefordert sprach er von seinen Waffenthaten, und dann mit jenem einfachen bescheidnen Tone, welcher den Tapfern eigen ist, und der ihn nur noch glänzender bei den Frauen, noch furchtbarer seinen Gegnern machte. Daß er der Eitelste, der Unbeständigste von allen Rittern war, das kam bei der Berechnung seiner Vorzüge nicht in Anschlag. Schon Mancher hatte der Kummer über seine Untreue das Herz gebrochen, und immer Mehrere drängten sich der schönen verrätherischen Flamme zu. Denn es ist fast, als ob das Herz eines flatterhaften Mannes einem Magnetstein gleiche, der die Herzen der Weiber unwiderstehlich an sich zieht; erst treibt sie nur die Eitelkeit, den nie Gefesselten zu fesseln, bis sie, selbst in dem verderblichen Gefühl befangen, gleich den Andern darin untergehen.

Für jetzt war die Eroberung der schönen Lehnsherrin das einzige Ziel seines Strebens; ihre Schönheit, und der Gedanke, sich bald durch sie zum Oberhaupt aller seiner jetzigen Nachbarn erhoben zu sehen, erfüllte ihn mit tausend entzükkenden Bildern. Alle Verführungskünste wurden von ihm aufgeboten, und eifersüchtig bewachte er jedes Zeichen von Wohlwollen, welches einem Andern zu Theil ward.

Bei einem der Banquette, die ihr zu Ehren angestellt wurden, fiel die Rede auf einen Gegenstand, der längst allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, auf einen Fremdling, schon seit mehreren Jahren in einer abgelegenen Gegend des

Ardennerwaldes hauſend, und von einer ſo ſeltſamen Menſchenſcheu ergriffen, daß er ein rauhes, mit Felſen rings umſchanztes Thal zu ſeinem Aufenthalte gewählt hatte, das jedem Andern unzugänglich war. Die Ritter wußten viel von ſeiner furchtbaren Wildheit zu erzählen, und von den Schauern jenes engen Klippenthals, wohin nur er und ſein alter Gefährte den Eingang durch einen unterirdiſchen Felsweg zu finden wiſſe; ein Abgrund ſey es vielmehr, in welchem er eine düſtre Grotte bewohne.

Ich möchte ihn wohl ſehen, den ſonderbaren Menſchen! — rief die Gräfin mit Wärme; ſie hatte, mit lebhafter Theilnahme ſich vorbeugend, alle dieſe Schilderungen angehört, und ihre ſchönen Wangen rötheten ſich vom Feuer des zarteſten Gefühls.

Verlangt Ihr dieſes, ſchöne Herrin, — erwiederte der Ritter von Clarence, der ſchon dies freundliche, lebhafte Mitleid einem andern Weſen misgönnte — „verlangt Ihr dies, ſo will ich ihn zum Kampfe fordern, und glückt es mir, ihn zu beſiegen, ihn dann in einem eiſernen Käfigt zu Euch führen; denn wer die Menſchen, ſeines Gleichen, flieht, wie wilde Thiere thun, der iſt auch keiner andern Behandlung werth.

Der ſonſt ſo fein gewandte Ritter hatte ſich diesmal von ſeiner Empfindlichkeit hinreißen laſſen und ganz den rechten Weg zum Herzen der Gebieterin verfehlt. Mit hohem Ernſt ſah ſie ihn an, und ſagte: Ritter, nur Unglück kann wohl eines Menſchen Herz zu ſolcher bittern Scheu vor ſeines Gleichen führen, und Unglück, dünkt mich, gebeut

Achtung und Milde. — Einmüthig gaben die menſchlichen Frankenritter der Gräfin ihren Beifall zu erkennen.

Clarence hatte im Augenblick ſeinen Fehlgriff bemerkt und fühlte nun zehnfach empfindlich Mathildens ſtrenge Zurechtweiſung im Angeſicht aller ſeiner Mitgefährten; die Röthe der Beſchämung und des gekränkten Stolzes flog glühend über ſeine Wangen; doch barg er den Unmuth unter ſeinem gewöhnlichen, anmuthigen Betragen, verſichernd, wie er einzig und allein zum Scherze ſo geſprochen, um die Geſinnung der Uebrigen zu erforſchen, die er zu ſeiner Freude ganz mit der ſeinen übereinſtimmend fände.

Die Unterhaltung wurde ſeitdem ernſter. Nach aufgehobener Abendtafel war die Gräfin in die Wölbung eines Fenſters getreten, und blickte über den weiten Garten, der in feiernder Dämmerung lag, nach dem Walde hinüber, nach eben der Stelle, wo der Beſchreibung nach die Wohnung des Einſamen lag. Da nahte ſich ihr ein alter Ritter, der während dem Mahl weit von ihr entfernt geſeſſen hatte. — Glaubt nicht, edle Gräfin, — ſagte er treuherzig — was man Euch Seltſames und Grauſenvolles von jenem Fremdlinge erzählt hat, der ſeit einigen Jahren Euer Gebiet bewohnt! Ihr könntet traun in Furcht davor gerathen! Ich habe ihn geſehen, einmal im Walde ihm begegnend. Es iſt wahr, ſein Angeſicht iſt wild, und der Stolz ſeiner Blicke ſcheint jeden Neugierigen zurückzuſchrecken, der ſich in ſeine Nähe wagen wollte; allein ſein hoher Gang und ſeine edle Bildung, an der der Schmerz genagt zu haben ſcheint, zeigen unwiderlegbar, wie er von hoher Abkunft und nur durch einen großen, herzzerreißenden Kummer in dieſe Einſamkeit

gebannt ſey. Faſt dünkt es mir, als wären ſeine Leiden von der Liebe verurſacht, die ja in den Jahren der Jugend ſchon manches edle, zur Zier der Welt geſchaffne Herz vor der Zeit zerſtört hat! Zu Leide thut er Niemand etwas; im Gegentheil haben die Landleute der Gegend, die ſonſt von den Wölfen und Bären hart geplagt wurden, einen muthigen Bekämpfer dieſer Unthiere in ihm gefunden.

Dank Euch, mein ehrwürdiger Ritter, für dieſe freundlichere Schilderung! — erwiederte die Gräfin, und der biederherzige, alte Ritter, welchen ſie ſtets geachtet hatte, ward ihr ſeit dieſem Tage noch werther.

Sie dachte nach für ſich daheim viel über das, was ſie gehört hatte; in ihrer Seele war das großmüthigſte Mitleid rege geworden, und eine warme Sehnſucht, die Thränen zu trocknen, die ein auf ihr Gebiet geflüchteter Unglücklicher vergeß. Leis miſchte ſich in dies Gefühl der Menſchlichkeit auch die Erinnerung an eigne unglückliche Liebe; ſie glaubte einen Schickſalsverwandten in dem gefunden zu haben, der, ſo wie ſie, die Einſamkeit des Waldes von Ardenne zu ſeinem Zufluchtsorte gewählt. Lebhafter ſtieg das Bild eines jungen Ritters, den ſie in jener beſſern Zeit geliebt hatte, und ſeit deſſen Tode, den ſie ſich vorwarf, ſie niemals wieder froh geworden war, in ihrem Innern auf.

Einige Tage darauf hatten die Ritter ihr zu Ehren eine prächtige Jagd veranſtaltet; Mathilde erſchien dabei im hellgrünen Amazonenkleide, mit Golde reich verziert, das ihren ſchlanken Wuchs nur noch erhob; ein weißer Reigerbuſch winkte auf ihrem Haupte; ein weißer Zelter, goldgezäumt, trug die anmuthige Reiterin. Jauchzend empfingen

ſie die Ritter, und der Jagdzug ging fröhlich nach dem Walde, deſſen dunkles Grün das goldne Sonnenlicht durchfunkelte. Die Schatten des Waldes wurden durch die Macht des Lichts erhellt, doch nicht die trübe Dämmerung in Mathildens Herzen. Sie gab ſich nur gezwungen dem freundlichen Beſtreben Anderer hin, ſie zu ergötzen, und nahm an allen den glänzenden Jägerthaten und lauten Freuden dieſes Tags im Herzen keinen Antheil.

Nach dem Mittagsmahl, das unter prächtigen Zelten auf dem ſmaragdnen Raſen eingenommen ward, als Alle wieder zu Pferde ſaßen, machte ein ungeheurer Eber, erſchreckt aus ſeinem ſumpfigen Lager fahrend, den Ehrgeiz der ſämmtlichen Jagdgenoſſen rege; Jeder brannte, das mächtige Thier im Angeſicht der ſchönen Herrin zu erlegen, und ſiehe, über dem Beſtreben, ſich unter ihren Augen auszuzeichnen, bemerkten ſie im Eifer nicht, daß ſie ſelbſt ihnen aus den Augen verſchwunden war. Ihr Roß nemlich war durch den Lärmen bei dieſer Jagdbegebenheit ſo ſcheu geworden, daß es mit ſeiner Reiterin ins Dickicht lief und ſie zu einer ganz einſamen Stelle der Waldung trug. Ihr aber war es ganz wohl zu Muthe bei dem unvorhergeſehenen Ereigniſſe; ſie kannte das ſanftmüthige Thier, wußte, daß ſie es leicht würde halten können, ſobald ſie nur wollte, und ſo ließ ſie ihm willig ſeinen Lauf, der von ſelbſt mäßiger wurde, je mehr es ſich von dem Getös der Jagd entfernte. Auch die Gräfin athmete freier einmal von jener läſtigen Umgebung fern, und ſah ſich nicht ohne Behagen in einem dunkeln, abgelegenen Waldgrunde, den eine Reihe felſiger Klippen ſchloß. Sie band ihr Roß an einen Baum, und ſtieg auf

eine von den Felſenhöhen, um ſich in der Gegend zurecht zu finden, in welche ſie der Zufall geführt hatte.

Sie erreichte die Höhe, und ſah jetzt auf der andern Seite mit unbeſchreiblichem Erſtaunen ein kleines Thal zu ihren Füßen, das, wie durch Zauberei, in dieſen Felſenabgrund verſenkt ſchien. Von ſteilen Felſen rings umgeben, ſchien es für jeden Fußtritt unzugänglich; und gleichwohl ſah man ſeinen Grund mit einem freundlich blühenden Gärtchen ausgefüllt, und zur Seite den Eingang einer Höhle, der mit Geisblatt und Waldreben umwunden war, ſo daß man unbezweifelt hier einen menſchlichen Aufenthalt vermuthen mußte. Mathilde fiel ſogleich der Gedanke an den unglücklichen Ithier ein und in demſelben Augenblicke ward ſie einen ehrwürdigen alten Mann gewahr, der ſich nicht fern von ihr mit Kräuterſammeln beſchäftigte.

So iſt dies der Einſiedler? ſagte ſie. Und doch kam dieſe Geſtalt nicht ganz mit dem Bilde überein, das ſie ſich von dem ſonderbaren Fremdlinge gemacht hatte. Langſam nahte ſie ihm, und er wandte bei dem Geräuſch nahender Tritte, halb aufgerichtet, das Geſicht zu ihr. Verwundert blickte er ſie an, und meinte, eine Lichterſcheinung in ſeiner dunkeln Einſamkeit zu ſehen. — Verzeiht, — ſagte die Gräfin — wenn ich die Stille Eurer Freiſtatt unterbreche! Ich habe mich verirrt, und — ohne Zweifel ſehe ich hier den wackern Ithier vor mir, von welchem ich bereits gehört habe.

Der bin ich nicht ſelbſt, ſchöne Dame, — erwiederte der Alte — ich bin nur Guerwin, ſein Diener, oder, wie ich wohl vielmehr ſagen darf, ſein Freund.

Alſo doch iſt hier das Gebiet des Mannes, der mich zu ſo lebhafter Theilnahme bewegt? — rief die Gräfin, von ihrer Empfindung überraſcht; doch ſchnell ſich beſinnend, bat ſie den Alten ſanft, ihr doch einige Erfriſchung zu verſchaffen, da ſie durch langes Umherirren in dieſem wüſten Walde ganz verſchmachtet ſey.

O gern! verſetzte dieſer, der ſie bis dahin unverwandt betrachtet hatte und ſich in ihrem Anſchaun ganz zu verjüngen ſchien. Doch fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, ſie möge nur auf kurze Zeit hier warten; er wolle hinab in die Grotte ſteigen, und ihr das Beſte bringen, was nur der kleine Hausſtand biete.

Und warum darf ich Euch nicht ſelbſt begleiten? — fiel ihm Mathilde raſch ins Wort. — Ich ſehne mich, in einer freundlichen Behauſung auf wenig Augenblicke auszuruhen.

Ach, edle Dame! — erwiederte der ehrliche Guerwin mit ſteigernder Verlegenheit — ich wollte Euch wohl gern in das ſchönſte Schloß einführen; allein Ithier geſtattet keinem Menſchen, wer es auch ſey, Zutritt in ſeine Wohnung. — Zwar — iſt er jetzt nicht daheim — — allein auch ohne daß er es weiß, kann ich unmöglich wider ſeinen Willen handeln.

Mein biedrer Freund, — erwiederte die Gräfin huldvoll — Ihr thut kein Unrecht, wenn Ihr dies eine Mal von Eurem ehrenwerthen Verſatz abweicht; denn nie wird ein Geheimniß über meine Lippen kommen, das ich nicht aus Neugier, ſondern aus Theilnahme beachte. Und braucht es meines Namens dabei zum Unterpfand, ſo wißt, ich bin

die Gräfin von Regremont, die rechtmäßige Herrin dieſes Landes.

Es hätte nicht der Nennung ihres hohen Namens bedurft, um den ſchon ganz für ſie gewonnenen Alten in ſeinem Vorſatz zu erſchüttern. Nachdem ſie ihm noch einmal die heiligſte Verſchwiegenheit gelobt, führte er ſie waldeinwärts, an die Oeffnung eines unterirdiſchen Ganges, die, dicht mit Buſchwerk überwachſen, für jedes fremde Auge verborgen war. Hier hatte die Natur ſelbſt einen Weg durch die Felſen gewölbt, der allgemach ſich ſenkend hinab bis in den Grund der Tiefe führte, wo der menſchenfliehende Fremdling ſeinen Wohnſitz erwählt hatte.

Mathilde folgte ihrem Führer, und betrat bald mit einem leiſen Schauer das kleine Gartenthal, und die Höhle, dieſe Freiſtätte ſtiller Ruhe, oder vielmehr abgeſchiedner tiefer Trauer. Sie ſetzte ſich, während Guerwin beſchäftigt war, einige Bewirthung für ſie herbeizuholen, und blickte theilnehmend nach den Gegenſtänden in der Zelle umher. Eine Matte von Binſen war das Lager des Bewohners. Zur Seite an der Wand hing eine Harfe, und nicht weit davon ein ritterliches Schwert.

So war das Bild, das ſie ſich von Ithier entworfen hatte, ganz ſo, wie es ihr dieſe Umgebungen zeichneten. Guerwin trat eben jetzt mit einem kleinen Korb voll Früchte und einem Becher friſchen Quellenwaſſers in die Zelle; allein die Gräfin, ohne etwas davon anzurühren, verrieth jetzt nur zu deutlich, daß nicht Bedürfniß des Körpers, daß nur Drang ihrer Seele ſie hierher geführt hatte. — O lieber Guerwin, — rief ſie ihm entgegen — nicht wahr,

ſo heißt Ihr? — ich bitte Euch, ſagt mir, durch welches ſonderbare Schickſal der Mann, an dem ich ſo herzlichen Antheil nehmen muß, zu dieſem finſtern Menſchenhaſſe gekommen iſt.

Nicht Menſchenhaß, gnädige Frau, — verſetzte Guerwin — nur Unglück iſt es, was den liebenswürdigſten der Menſchen in dieſe düſtre Einſamkeit gedrängt hat; nicht minder weich iſt er, als ſtolz und großmuthsvoll; er flieht die Glücklichen aus Furcht, von ihnen gedemüthigt zu werden, und die Unglücklichen aus Ohnmacht, ihnen beizuſtehen.

Und welches Unglück, — fragte Mathilde, indem ſich ihre Wangen von noch innigerm, mit Bewunderung gemiſchtem Mitleid röthelten — welches Unglück hat dieſes ſchöne Herz der Welt geraubt?

Was ich von ihm weiß, edle Frau, — erwiederte Guerwin — will ich Euch gern berichten. Ich war vorher als Waffenträger im Dienſt des edeln Ritter Gottfried von Prinzelles. Nachdem ich ihn auf manchen Kriegszügen begleitet hatte, folgte ich ihm auch hierher, wo der ehrwürdige Greis den Abend eines thatenvollen Lebens in heitrer Einſamkeit beſchließen wollte. Er hatte ſtets die Wiſſenſchaften ſehr geliebt, und ſchon im Heere nannte man ihn nur: den gelehrten Ritter. Er zog ſich nun auf eine kleine Burg zurück, welche nicht fern von hier auf der Stirn eines ſanften Hügels liegt. Hier weihte er ſich nun ganz vorzüglich der ſchönen Sternenkunde, und ſtand in heitern Nächten oft auf der Warte ſeines Schloſſes, ganz in begeiſtertes Anſchauen verſunken. Auch mir theilte er etwas davon mit; und noch jetzt erfreue ich mich oft, wenn ich ſo über mir

die reiche Herrlichkeit erblicke. Denn ſeht, ſo wie draußen in unſerm kleinen Gärtchen die bunten Blumenfelder glänzen, kömmt es mir auch vor, als ob der Himmel voll lauter Blumenfelder läge, doch voll unendlich weiter und alle mit weißen, glänzenden Blumen überſä't!

Aber Euer jetziger Herr, lieber Freund? — unterbrach ihn die Gräfin, die eben jetzt nicht geſtimmt war, die dichteriſchen Betrachtungen des guten Guerwin anzuhören.

Nun ja! — fuhr dieſer fort — ich wollte eben ſagen, wie mein Herr ſonſt die Sterne gewöhnlich nur aufblickend ſah, ſo mußte er doch einſt im Niederblicken einen gar ſchönen Stern gewahr werden; ja, einen Stern der Ritterſchaft, der Schönheit und aller nur möglichen Tugenden! nur daß er damals einem irrenden Kometen glich. Wir waren nemlich einſt, mein Herr und ich, in der Gegend geluſtwandelt, und hatten uns auf einer Felſenhöhe niedergelaſſen, von wo ſich eine weite Ausſicht bot; die Sonne war untergegangen, der Abendſtern ging auf; — Ihr kennt ihn doch? man nennt ihn auch den Stern der Liebe; — er ſteht — —

O ja, ich kenne ihn! — rief die Gräfin ängſtlich eilig — und bitte Euch nur, fortzufahren!

Gut, — fuhr der arme gelehrte Guerwin fort, der hier durchaus ſeine Gelehrſamkeit nicht ins Licht ſetzen konnte, ſo gern er es eben hier gethan hätte — gut, — ſagte er, etwas aus der Faſſung gebracht — wie wir alſo nun ſo um uns blickten — auf einmal ſahen wir, nur wenig Schritte unter uns, einen Ritter in voller Rüſtung nach dem Rande

des Felsen eilen, wo sich ein schaudervoller Abgrund öffnete. Er sah hinab, hob dann, wie in verzweiflungsvollem Schmerze, die Arme zum Himmel empor, und breitete sie dann gegen den Abgrund aus — und jetzt — in diesem Augenblicke wollte er sich hinunterstürzen. —

Halt ein, Unglücklicher! Um Gottes willen! — rief jetzt mein Herr, und Gott gab seiner Stimme Kraft, daß sie noch mächtig klang, wie einst in Jugendtagen der Schlacht. Erschüttert wandte sich der Fremdling nach uns um; er war uns vorher nicht gewahr geworden, und wußte nicht, woher die warnende Götterstimme tönte. Das Visier seines Helmes war aufgeschlagen, und wir sahen nun ein wunderschönes, edles Gesicht, obwohl im Ausdruck heftigster Verzweiflung. Der Abendstern stand eben über ihm; ach lieber Gott, der Stern war aufgegangen, er wollte untergehen!

Mein Herr war auf ihn zugeeilt, und mit der Würde, mit der Festigkeit, welche ihm eigen war, wußte der ehrwürdige Greis seinen furchtbaren Vorsatz zu hemmen. —

O Gott, mein Vater, — rief der Ritter schmerzlich — warum verhindertet ihr einen Unglücklichen, das Ende seiner Qualen in diesem Abgrunde zu suchen?

Ritter, — sagte der edle Gottfried, mit einem in das Herz dringenden Blicke — auf Euer schönes Antlitz hat die Natur den Muth des Helden eingeprägt; gewiß seyd Ihr auch ein Christ. Und ziemt es einem Helden, einem Christen, den Kampf so zu bestehen? Nein, diese edle Heldengestalt, sie ward nicht geschaffen, um an den Klippen dieses Abgrundes zerschmettert zu werden!

Unwillkührlich erweicht bei diesen Worten, erwiederte

der Ritter: Ach, mein Vater, an noch viel härtern Klippen iſt längſt mein Herz zerſchmettert und zerriſſen worden!

Der milden und weiſen Beredſamkeit des guten Ritters von Prinzelles gelang es endlich, ihn zum Mitgehen nach unſrer Wohnung zu bewegen. Wir mußten eſt ſeine wankenden Tritte ſtützen; denn nur die Heftigkeit, die Wuth des Schmerzes hatte ihn vorher fortgeriſſen. Als wir zu Hauſe anlangten, ſank er zuſammen, mit ganz gebrochner Kraft. Wir zogen ihm die ſchwere Rüſtung aus, gaben ihm leichtere Kleider, und ich bereitete ihm ſchnell ein gutes Bett. Allein von allen den Erfriſchungen, die wir ihm boten, nahm er nichts an.

Er fiel bald in den Schlaf der Erſchöpfung; doch mein Herr fürchtete, daß mit ſeinem Erwachen auch die Verzweiflung wieder wach werden würde, wohl wiſſend, daß ſtets nach der Schlummerſtärkung der faſt erliegenden Natur der Schmerz ſich auch mit neuer Rieſenkraft erhebt und, einer Zentnerlaſt gleich, auf die Bruſt des Erwachten fällt. Der wohlthätige Alte wachte deshalb die ganze Nacht am Lager ſeines unglücklichen Gaſtes, und als dieſer gegen Morgen die Augen aufſchlug, da mußte er ſtatt des Schmerzes den Troſt in Geſtalt eines edeln Freundes auch wider Willen in die geſtärkten Augen faſſen. Wie milder Schein der Morgenſonne ſtrahlten die Worte des ehrwürdigen Gottfried in die tiefdunkle Nacht, welche des armen Ritters Sinn umflorte; wie milder Balſam floſſen ſie in ſein zerriſſenes Herz. Nach und nach wußte Gottfrieds Weisheit den Geiſt des Jünglings auf die Wiſſenſchaft zu leiten, die auch dieſer in glücklichern Tagen geliebt hatte. Ihr Reiz

und die Theilnahme der großmüthigſten Freundſchaft bewegen ihn endlich, unſre friedliche Einſamkeit zu theilen. Und ungeachtet ſeiner Schwermuth, gewann er unſre Herzen mit jedem Tage mehr. Auch ward die Großmuth Ritter Gottfrieds bald auf das herrlichſte von ihm belohnt. Eine mörderiſche Räuberbande hatte ſich in dieſe Gegend gezogen und fiel auch unſern ſtillen Wohnſitz an. Sie glaubten nur abgelebte Alte zu finden, allein das tapfere Schwert des Fremdlings, von neuerwachter Jugendkraft geführt, that ihnen einen ſo kräftigen Widerſtand, daß ſie auf immer des Wiederkommens vergaßen. Auch die blutdürſtigen Wölfe und andre Ungeheuer des Waldes haben an ihm einen muthigen Bekämpfer gefunden.

Und ſein Name? und ſeine Geſchichte, lieber Freund? — rief die Gräfin in höchſter Spannung.

Sein Name und ſeine Geſchichte, gnädige Frau, — verſetzte Guerwin — ſind ſtets ein Geheimniß zwiſchen ihm und meinem, ſeitdem verſtorbenen Herrn geblieben. Er nannte ſich blos: Ithier; auch hießen wir ihn nur: den Sternenritter, theils weil wir ihn unter dem Einfluß des Abendſterns gefunden hatten, theils, weil er drei goldne Sterne im Schilde führte!

Drei Sterne? — wiederholte Mathilde nachſinnend — dann iſt es kein Bekannter meiner frühern Zeit.

Einige Jahre — fuhr Guerwin fort — war er ſo bei uns geblieben, als ihn der Tod des edeln Gottfried von Prinzelles aufs neue in ſeine wilde Schwermuth ſtürzte; er hatte nun keine Stütze mehr gegen die heftigen Anfälle ſeines Grams; denn wenn ich ihn auch gleich trö-

ſtets, lieber Gott, es iſt doch das nicht! — Und dann iſt er dabei ſo ſeltſam — er kann Sprechen gar nicht leiden! es wäre kein Wunder, man würde ſtumm bei ihm. Ich bin manchmal ſo unmuthig deshalb, und habe mir ſchon mehrmals vorgenommen, wieder unter Menſchen zu gehen, mit denen man doch ein Wort ſprechen kann.

Ach nein! das thut doch nicht! — fiel ihm die Gräfin faſt erſchrocken in die Rede. — Verlaßt Ihr den armen Verlaſſnen nicht!

Tragt keine Sorge, edle Frau, — erwiederte der Alte lächelnd — ich thue das auch nimmermehr! Wenn er mich wieder anſieht, ſo gut, ſo himmliſch mild, mit ſeinen ſchönen, lichtdunkeln Augen, mir herzlich die Hände drückt, mich wohl gar wie einen Freund in ſeine Arme ſchließt, dann ſeh' ich ja wohl klar, daß es nicht Stolz iſt, was ihn ſo ſeltſam macht, ſondern allein der ſchreckliche, unbeſiegbare Gram, der ihn in dieſe öde Wildniß bannt. Denn nach dem Tode meines guten alten Herrn meinte er ſich in jenem Schloſſe noch nicht einſam genug, und zog in dieſes Thal, das nur die Sonne und der Mond zu finden wiſſen. Ich hatte ihm und mir einmal gelobt, jedes Schickſal mit ihm zu theilen, und ſo bin ich auch mit hieher gezogen; wir haben ein Stückchen Landes urbar gemacht und uns dieſe verborgene Wohnung in den Fels gehauen. Und nun, gnädige Frau, wißt Ihr Alles, was ich Euch hiervon zu erzählen weiß.

Der Alte ſchwieg; die Gräfin aber ſaß noch eine lange Weile, nachdem er ſchon geendigt hatte, in wehmüthiges Nachdenken vertieft. Es ſchien ſie jene räthſelhafte Sympathie

zu dem Unglücklichen zu ziehen, die uns oft gegen Wesen neigt, die wir nie kannten, nie sahen.

Sie stand jetzt auf und betrachtete gerührt alle Gegenstände in diesem düstern Aufenthalte, das Schwert, die Harfe, und das armselige harte Lager, wo vielleicht einer der edelsten Menschen, zu einem glücklicheren Loos geboren, seine kummervollen Nächte durchwachte. Sie kam jetzt an eine Steinplatte, die einen andern Eingang zu verschließen schien. Sie warf einen bittenden Blick auf Guerwin, dem der verbindliche Alte unmöglich widerstehen konnte. Seufzend und zögernd stand er ein Weilchen, dann sagte er: Gnädige Frau, dies ist eigentlich das allerinnerste Heiligthum meines Herrn; hierher sollt' ich Euch wohl nicht führen! — Indessen — fügte er rasch hinzu — kommt Ihr mir doch nicht anders vor, wie ein zu uns herabgestiegner Engel, und so wirds auch nicht schaden, wenn Ihr dies stille Plätzchen seht.

Er hob bei diesen Worten die Platte auf die Seite; sie verschloß eine andre Abtheilung der Höhle, welche, so wie die erste, durch ein kleines, von Waldreben umranktes Fenster sparsam beleuchtet ward. Ein Kreuz, dem Eingang gegenüber, mit armer Kunst aus dem Felsen gehauen, gab einen überraschenden, rührenden Anblick. — Hier betet mein Herr täglich ganz allein — sagte Guerwin — und dieses Kreuz hat er sich selbst mühsam aus dem harten Stein gehauen.

Auf der andern Seite erblickte die Gräfin, an der Wand aufgehangen, eine vollständige Kriegsrüstung, Helm, Schild und Küraß, Alles sehr wohl erhalten und blank geputzt.

Das Schild zeigte drei goldne Sterne auf dunkelblauem Stahl. — Er putzt sie täglich selbst, diese seine geliebte Rüstung, — sagte immer erläuternd der Alte.

Aber jetzt ward die Gräfin zwischen dem Kreuz und den Waffen eine Oeffnung im Boden gewahr. — Dies ist sein Grab; — sagte Guerwin — hierher hab' ich versprechen müssen, ihn einzusenken, wenn ich, wie er stets behauptet, ihn überleben sollte, trotz meiner Jahre und den seinigen. Hier unter seinen Waffen will er ruhen, und eine Locke, die er stets in einem kleinen goldnen Rahmen auf seinem Herzen trägt, soll ich ihm ins Grab geben. — Aber, o Gott, gnädige Frau! — unterbrach sich Guerwin — ich bin mein Leben lang ein treuer und verschwiegner Schildträger gewesen; und gegen Euch verrath' ich die Geheimnisse des besten Herrn! — Er wandte sich beschämt und schmerzlich ab.

Seyd ruhig, lieber Freund! — sagte die Gräfin sanft, und Thränen schimmerten in ihren schönen Augen — nie sollt Ihr Euer Vertrauen zu mir zu bereuen haben. Ich werde Eure Einsamkeit zu schützen wissen.

In diesem Augenblicke hörte man die Hörner der Jagd durch das Gebirge schmettern, und die Gräfin eilte, ihrem sie suchenden Gefolge zuvorzukommen, damit nicht vielleicht so diese geheiligte Freistatt entdeckt werde. Sie bot dem ehrlichen Guerwin kein Geld, das empfindliche Ehrgefühl eines alten Kriegers zu verletzen, allein in ihrem Innern auf beßre Mittel denkend, ihn und den unglücklichen Ritter zu erfreuen.

Sie kehrte durch den unterirdischen Gang zurück, an

deſſen Eingange ſie ihr Roß noch ruhig weidend fand, ſchwang ſich mit leichter Anmuth auf, und jagte in den Wald, nachdem ſie dem gutmüthigen Guerwin mit heldſeligem Danken ihre Hand gereicht, der ihr den Bügel ehrfurchtsvoll gehalten hatte, und nun ganz betrübt und beſtürzt der ſchönen, flüchtigen Erſcheinung nachblickte.

Sie aber folgte den lang hinfließenden Hörnertönen, die durch die Felſen hallten, und gleichſam das Verlangen der Suchenden in ſehnſüchtigen Rufen auszudrücken ſuchten. Bald ſtieß ſie auf den Zug der Jäger, die ſie mit Angſt geſucht hatten und nun mit frohem Jauchzen begrüßten.

Am lebhafteſten äußerte ſeine Freude der Ritter von Clarence, der bei dem Heimritt nun nicht mehr von ihrer Seite kam. — Aber gnädige Frau, — fing er an, als ſie einmal ein wenig abgeſondert von den Uebrigen durch eine grüne Schattenhalle ritten — Ihr ſeyd heute ſo nahe bei der Wohnung des Wilden — oder — verzeiht! des Einſamen geweſen, und habt ihr nichts von dieſem außerordentlichen Menſchen geſehen?

Dieſe anſcheinend fröhliche Laune des Ritters verwandelte ſich bald in nagenden Unmuth, als er die Art bemerkte, womit Mathilde ſeine Frage ablenkte, ſodann unwillkührlich in ein ſtilles Nachdenken verſinkend. Auch als ſie auf das Schloß zurückgekehrt waren, behielt die Gräfin dieſe Stimmung bei, und verabſchiedete bei guter Zeit die ritterlichen Jagdbegleiter, zur großen Beſtürzung ihres eiteln Verehrers, der von dem allgemeinen Schluß nicht ausgenommen ward.

Freier athmete ſie, als die edeln Herren die Burg ver-

laſſen hatten. Auch ihre Leute ſchickte ſie hinweg und zog ſich ganz allein in ihr ſtilles Gemach zurück, um endlich ſich einmal dem Strom von Bildern, von lieblich ſchmerzlichen Erinnerungen hinzugeben, die überwältigend auf ſie eindrangen. — Drei Sterne? — ſagte ſie ſinnend — warum nicht drei Roſen? Glaubt' ich doch ſchon, der Himmel habe ſich geöffnet und ſeine längſt Verklärten zu meinem Troſt herabgeſandt! Archimbald! edler, unglücklicher Geliebter! ach deine Roſen ſollten nicht auf Erden blühen! — Doch — haben ſie ſich nicht in Himmelsblumen umgewandelt? und ſind nicht Sterne Himmelsblumen? — Mein Archimbald! — ach Gott! lern' ich denn nie vergeſſen?

Sie ſank bei dieſen Worten auf einen Sitz zurück, und ein ſchwellender Thränenſtrom ſchien ſich von dem gepreßten Herzen loszureißen. Das Bild ihres geliebten Archimbald ſtieg immer wieder und immer herzverwundender vor ihr empor; denn nicht allein in dem Schickſal des Fremden, auch in der Schilderung ſeines ganzen Weſens, hatte ſie tauſend Züge wahrgenommen, die dem herrlichen Todten ähnlich waren. Was aber ihre Schmerzen über ſeinen Verluſt ſo brennend, ſo verzehrend machte, das war die Qual des Vorwurfs, die ſich darein miſchte. Sie hatte ſich als die Urſache ſeines Todes anzuklagen.

Als er zurückkam von dem Kreuzzug, dem er im Heer des edeln Königs, Ludwig des Neunten, rühmlich beigewohnt hatte, da fand er die, welche er namenlos geliebt, — als die Gemahlin eines Andern. Nicht um des Lohns der Liebe willen vollbringt der Tapfre ſeine Thaten, allein nur ſie vermag ihm ganz zu lohnen! Archimbald fand ſich, als er

nach ſchweren Tagen den Boden Frankreichs wieder grüßte, um alles Glück ſeines Lebens betrogen! Die Nachricht von Mathildens Treubruch fand ihn ganz nah bei ihrem Aufenthalte, und tief und heftig, wie er ſie geliebt, war ſein verzweiflungsvoller Schmerz bei dieſer Nachricht. Er ſchrieb ihr einen Brief, worin er ihr kurz und erſchütternd den Zuſtand ſeiner Seele malte; — und am andern Morgen hatte man den Leichnam des Unglücklichen am Ufer des naheflieſſenden Stroms gefunden, die Bruſt von einem Schwertſtoß — wie man nicht zweifeln konnte, von ſeinem eignen Schwert — durchbohrt.

Wie es möglich war, daß Mathilde dieſen fürchterlichen Augenblick überlebte, kam ihr ſelbſt immer als ein Wunder vor. Doch der Schmerz tödtet oft nur langſam. Als ſich die Kräfte ihrer Jugend aus einer tödtlichen Krankheit emporrangen, blieb eine unheilbare Schwermuth ihre beſtändige Begleiterin. Einiger Troſt war es für ſie, daß ihr Gemahl den Leichnam des unglücklichen Getödteten, um der Nähe willen, eine Stelle in ſeinem Erbbegräbniß gönnte, und die wohlbekannten Waffen mit dem Sinnbild der drei Roſen in ſeiner Waffenhalle aufgehangen wurden.

Zwar durfte ſie ſich ſagen, daß ſie nicht anders, als nach langem Widerſtreben, dem Dringen ihres Vaters nachgegeben hatte, und nur nach der erhaltenen falſchen Nachricht, wie Archimbald bei Kairo gefallen ſey; dennoch warf ſie ſich Untreue gegen ſich ſelbſt und gegen das Andenken des edelſten der Männer vor. — O warum, — ſagte ſie ſich oft — warum hab' ich mich nicht mit einem offenherzigen Geſtändniß an die Großmuth des wackeren Grafen

von Valmaure gewendet? Gewiß würde er nie in einer Liebe ſein Glück geſucht haben, die ſeine Gattin nicht mit ihm theilen konnte.

Jetzt war es ihr ein linderndes Gefühl, das Andenken des unvergeßlichen Verlornen auch in der Aehnlichkeit zu ehren, die jener Sohn des Unglücks mit ihm trug. Sie machte ſich eine heilige Pflicht daraus, ſeine nachtdunkle Trauer zu erhellen. Deshalb ſuchte ſie noch mehr, als vorher, die Einſamkeit, und ließ die häufigen Beſuche des Ritters von Clarence zurückweiſen, um dafür in Begleitung ihres Stallmeiſters, eines bejahrten, wackern Mannes, öftere Streifzüge nach der Gegend zu unternehmen, wo ſie den Verlaßnen zu ſehen, vielleicht zu ſprechen hoffen durfte. Allein ein Unfall hielt den edeln Ithier auf längere Zeit vom Ausgehen ab. Denſelben Tag, wo Mathilde in ſeinen Zufluchtsort gedrungen war, hatte ihn auf der Jagd eine Schlange in den Fuß verwundet.

Näher und näher wagte die Gräfin ſich zu ſeiner ſtillen Freiſtatt; denn jeden Wunſch verſtärkt die Schwierigkeit im menſchlichen Gemüth. Sie ließ den Stallmeiſter im Walde auf ſich warten, um ſelbſt gegen ihn das Geheimniß des Unglücks zu ehren; ſie aber ſtieg auf den äußerſten Rand des Felſen, von wo aus ſie das friedliche Gärtchen und das ganze ſtille Gebiet zu ihren Füßen liegen ſah. Nicht lange hatte ſie geſtanden, ſo hörte ſie einzelne Harfenlaute, und jetzt ward ſie den lang Geſuchten ſelbſt gewahr, wie er, nicht fern von ſeiner Höhle, auf einem Felsſtücke ſaß. Zwar war er von ihr abgewendet, auch ſelbſt durch eine vorragende Klippe verdeckt; dennoch erkannte ſie eine ungemein edle

Geſtalt, edel in Anſtand und allen Bewegungen. Sie lauſchte angeſtrengt, und deutlich hörte ſie das nachfolgende Lied, das er mit einer tiefen, tonvollen Stimme zur Harfe ſang:

Es geht die alte Sage
Bei Menſchen aus und ein:
Nicht Lieb' und Mitleid trage
Das wilde Felsgeſtein;

Doch wo, wie Schneegefilde,
Der Buſen zart ſich hebt,
Sey auch von zarter Milde
Die weiche Bruſt belebt.

O Menſchen, falſche Sage!
Wohl reg' für Scherz und Luſt,
Doch für des Schmerzes Klage
Iſt Stein die zarte Bruſt!

Doch wo die Wälder ſchauern
Auf dunkelm Felsgeſtein,
Da zieh' mit deinem Trauern,
Du armer Flüchtling, ein!

Wenn bei des Glückes Schwanken
Dich Lieb' und Huld verläßt;
Die Felſen ohne Wanken
Steh'n dir als Freunde feſt.

Ruh' kühn in ihren Armen!
Es hegt für Treu und Schmerz
Die Felſenbruſt Erbarmen,
Doch nicht des Menſchen Herz!

O Gott! — ſeufzte Mathilde — wie ſchwer muß er gekränkt werden ſeyn, eh' er zu dieſer Bitterkeit gekommen iſt. — In dieſer Stimmung wagte ſie nicht ihm zu nahen, und kehrte tiefſinniger zurück, als ſie gekommen war.

Der Ritter von Clarence hatte indeß mit glühendem Unmuth der Urſache nachgedacht, warum ihn die Gräfin ſo ſichtbar von ſich entferne. Er konnte durchaus keinen Grund auffinden, als er zufällig durch einen ſeiner Diener hörte, die Gräfin ſey in das Felſenthal des wilden Ithier gegangen und habe ihren Stallmeiſter am Eingang auf ſich warten laſſen. Jetzt ging eine ſchreckliche Vermuthung in der Seele des Ritters auf, die ihm bald zur Gewißheit ward, als er alle Umſtände verglich. Außer ſich, gefoltert von wüthender Eiferſucht und von empörtem Stolz, ſich einem ſolchen Nebenbuhler aufgeopfert zu ſehen, wollte er in der erſten Wuth gegen die Gräfin ſelbſt ausbrechen; allein bei reiferm Nachdenken fand er doch, daß dies für einen artigen Ritter nicht geziemend ſey; auch konnte er der Hoffnung auf den Beſitz der ſchönen Lehnsherrin noch immer nicht im Innern ſeines Herzens entſagen. Er beſchloß daher nur, ſeinem unwürdigen Nebenbuhler die ganze Schwere ſeines Zorns fühlen zu laſſen, und ſandte einen Herold, der dem Beleidiger die fürchterlichſten Drohungen überbringen ſollte.

Ithier trat eben, von ſeinen Wunden wieder ganz geheilt, zum erſten Mal aus ſeiner Felſenwohnung; der ſchöne, heiterfriſche Morgen ſchien auch ihn einmal zu erheitern und unwillkührlich ſein Herz einer fröhlichen Ahnung aufzuſchließen; da hörte er plötzlich Trompetenklänge, die das Echo der Felſen weckten. Der Herold von Clarence war auf

den Rand des Felſen getreten, er rief mit lauter Stimme in den Grund hinab: Mein Herr, der Ritter von Clarence, verbietet hiermit dem Bewohner dieſer Wildniß, fortan Beſuche von der Gräfin von Negrement anzunehmen, welche mein Herr zur Dame ſeines Herzens erkohren hat. Wo nicht, ſo wird er ihn mit Allem, was ihm angehört, in ſeinem Felſenneſt verbrennen laſſen.

Verwundert hatte Anfangs Ithier dieſe Worte angehört. Ihr auffordernder Ton, ſchon der Klang der Trompete, erweckten aber bald den alten kriegeriſchen Muth in ihm. — Warte! — rief er dem Herold zu — ich will dir ſchriftlich Antwort geben.

Er ging darauf in ſeine Wohnung, ſchrieb, wie ein Krieger ſchreibt, der einen Andern in die Waffen fordert, eilte dann ungeſehen mit dem Blatte durch ſeinen Felſengang, und ſtand mit einem Mal, in ſeiner ganzen furchtbaren Hoheit, vor dem erſchrocknen Herold.

Armſeliger Bote eines wahnſinnigen Ritters! — rief er ihm zu — geh'! bringe deinem Herrn dies Blatt! und — — laß dich nie wieder in dieſer Gegend finden!

Der Blick, die Donnerſtimme, womit er dieſes ſagte, ſetzten den Herold ſo in Schrecken, daß er betäubt und zitternd floh, und in der Eile ſeines Laufs das Blatt in den verſchlungnen Waldwegen verlor.

Die Gräfin kam indeß, mit ihrem Stallmeiſter, bei ihrem gewöhnlichen Ausritt auf dieſe Stelle; ſie ſah ein Blatt in dem Gebüſche ſchimmern, ließ es ſich reichen, und las mit Verwunderung folgende Worte:

„Ithier, Bewohner des Ardennerwaldes, beleidigt

durch die Drohungen des Ritters von Clarence, fühlt sich bewogen, um seinetwillen noch einmal den Versatz ewiger Abgeschiedenheit zu brechen. Wenn dieser Beleidiger, nächste Nacht, eine Stunde nach Aufgang des Mondes, sich auf dem Stein der Grenzen finden will, begleitet von einem Waffengefährten, so mag er den im Zweikampf kennen lernen, den er so ungerecht beleidigt hat. — Auf diese Nacht!" —

Mathildens Augen leuchteten, als sie das Blatt gelesen hatte; ein kühner, aber glücklicher Gedanke stieg in ihr auf. Der Himmel selbst schien ihr das Mittel an die Hand zu geben, wie sie ein unsinniges Blutvergießen um ihrentwillen hindern — denn leicht errieth sie den ganzen Zusammenhang — und zugleich den so lang gehegten Wunsch nach Ithiers Bekanntschaft befriedigen könne. Sie lenkte ihren Zelter heimwärts, und, auf dem Schlosse angekommen, beschied sie sogleich ihren Stallmeister allein in ihr Gemach. Sie vertraute dem wackern Mann die ganze Lage der Sachen, bat ihn um seinen offenherzigen Rath und dann um seinen Beistand.

Auch er mußte ihr Vorhaben billigen. Die Ausführung war leicht und schnell. Der Stallmeister hatte einen Sohn, welcher nun eben seine ersten Waffen erhalten hatte. Erfreut brachte der Vater seiner Gebieterin die glänzende Rüstung des zarten Jünglings, die ihrer Größe ungefähr angemessen schien. Bald war die liebliche Gestalt in Erz gehüllt, auch der Stallmeister wappnete sich zu ihrem ritterlichen Beistand, und Beide kamen noch lang vor der Stunde des Kampfs an der bestimmten Stelle an.

Der Stern der Grenzen iſt ein Ort in dem Ardennerwalde, wo ſich alle Wege aus den verſchiednen Herrſchaften durchkreuzen und gleichſam einen Stern bilden. Der freie Raum auf ihrem Mittelpunkt war zum Kampfplatze wohl geeignet. Mathilde und ihr ſchützender Begleiter betraten ſchweigend dieſe feierliche Stätte, und eben war der Vollmond hinter einer Anhöhe aufgegangen, groß und hell, wie ein blanker, leuchtender Schild. Es war, als ob die hohen, dunkeln Bäume ehrerbietig zurückträten, der Mond aber, als Kampfrichter, immer höher und höher walle. Kein Lüftchen unterbrach das heilige Schweigen der Nacht. Mathildens Herz ſchlug hoch, als jetzt der entſcheidende Augenblick herannahte. Nach einer kleinen Weile ſahen ſie von der Anhöhe einen hohen Ritter herniederſteigen, in völliger, leuchtender Rüſtung, faſt ſelbſt ſo herrlich und leuchtend, als der Mond, der eben vor ihm auf der Höhe geſtanden hatte, und jetzt zur Seite über die Eichen her ihn wohlgefällig beſtrahlte. Ihm folgte, ebenfalls gewappnet, ſein treuer Waffenträger. Mathilde und der Stallmeiſter erkannten alſobald Ithier und den wackern Guerwin.

Alle vier Kämpfer gingen einander gehaltnen Schritts entgegen und trafen auf der Mitte des Kampfplatzes zuſammen. Mathilde konnte im Näherkommen nicht genug die ſchmerzliche Aehnlichkeit bewundern, die der herrliche Fremde in Wuchs und Gang und Anſtand mit ihrem verklärten Geliebten hatte. Als Ithier aber das zarte, jugendliche Anſehn ſeines Gegners ſah, da überwand alsbald großmüthiges Mitleid das Rachgefühl im Buſen dieſes Helden. — Jüngling, — ſagte der hohe Krieger, und blickte mild auf ſeinen

ſchwachen Feind herab — durch welche raſende Verblendung forderſt du die Waffen eines geübten Kriegers zum verderblichen Kampfe auf? Glaube mir, ich kenne die Dame nicht, auf welche du eiferſüchtig biſt, und mag ſie auch nie kennen lernen! Dieſe Erklärung von meiner Seite laß dir genügen, und ſiehe dein Unrecht ein! denn ſicher, dein Tod würde mir mehr Schmerz, als Ehre, zuwege bringen.

Tief gerührt durch den Edelmuth, von dem dieſe Worte zeugten, war es der Gräfin nicht möglich, die Täuſchung länger fortzuſetzen. — Großmüthiger Ritter! — rief ſie aus — o könntet Ihr wohl eine Täuſchung verzeihen, die nur aus guter Abſicht unternommen ward? Der Ritter von Clarence hat Euch um einer Dame willen aufgefordert, die nicht will, daß um ihrentwillen Blut vergeſſen werde. Es iſt die Gräfin von Negrement, Eure jetzige Grundherrin und — — ſie ſteht Ihr in dieſem Augenblicke vor Euch.

Die erſte Bewegung Ithiers bei dieſen Worten war, ſich ſcheu abzuwenden und eilig die Flucht zu nehmen; allein Mathilde warf ſich ihm in den Weg und ſagte innig: O flieht mich nicht! Beim heiligen Gott, nicht Neugier iſt's, die mich bewegt, Euch aufzuſuchen, ſondern die wärmſte Theilnahme! Ich wünſchte Euch tröſten zu können!

Ithier ſtand und zögerte. Trotz ſeiner Wildheit, blieb er doch immer ein Frankenritter, über welchen das weibliche Geſchlecht ſtets ein bedeutendes Anſehn übte. — Gräfin von Negrement, — ſagte er ehrerbietig — ich kenne Euren Namen nicht, ſo wenig als Euch ſelbſt; allein als

meine Grundherrin bitte ich Euch um Vergunſt, mich ungeſäumt in meine Einſamkeit zurückflüchten zu dürfen.

Bei dieſen Worten verbeugte er ſich gegen ſie mit ritterlichem Anſtande und wollte flüchtig in den Wald einlenken. Allein Mathilde bat ſo innig, zeigte ihm eine ſo wahre, ſo gefühlvolle Theilnahme, daß er nicht länger dem Zauber widerſtehen konnte, der ja für jedes Menſchenherz ſo ſüß iſt, dem Zauber der Mittheilung an ein verſtehendes Gemüth. Er willigte ein, auf Mathildens dringende Bitten, ihr die Geſchichte ſeines Lebens und ſeines Unglücks zu vertrauen. Beide entfernten ſich von ihren Waffengefährten, und ſetzten ſich am Fuß der Anhöhe, wo Ithier mit folgenden Worten begann:

Ihr wollt es, unerbittliche Gräfin, ich ſoll Erinnerungen an das Licht rufen, die ich lieber in ewige Nacht vergraben möchte. Zwar werdet Ihr mir keinen neuen Schmerz erwecken; denn des Vergeſſens iſt meine Seele ohnedies nicht fähig!

Entſtammt aus dem Geſchlecht der Tapfern, die einſt dem kühnen Clovis das Reich der Franzoſen gründen halfen, belebte mich von frühеſter Jugend an der Wunſch, meinen edlen Ahnen zu gleichen. Auch gelang es mir, ſchon als ich von meinem erſten Feldzuge nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkam, meine Verwandten durch manches Ehrenzeugniß meines kriegeriſchen Wohlverhaltens zu erfreuen. Zugleich fand ich auch hier wieder Gelegenheit zu

einer guten Waffenthat. Eine Dame in unſerer Nachbarſchaft wurde durch einen ehrvergeßnen Ritter in ſchmachvolle Gefahr geſetzt, welcher ſich öffentlich mit Gunſtbezeugungen rühmte, die er von ihr erhalten haben wollte. Ihr Gemahl, ein Freund und Lehnsnachbar meines Vaters, war außer ſich über den Schimpf, und glaubte dem Nichtswürdigen. Die Unglückliche, vorher von aller Welt geachtet, war jetzt der Härte des Geſetzes preisgegeben. Der Ritter, um ſich des Vorwurfs der Lüge zu entziehen, hatte ſich erboten, die Wahrheit ſeiner Worte durch Schwert und Lanze zu beweiſen. Der Elende! wahrſcheinlich hatte er die Geſetze der Ritterſchaft vergeſſen; vergeſſen, daß verrathne Wahrheit in ſolchem Falle nicht minder ſchändlich, als Erdichtung iſt. Empört, durchglüht von Abſcheu und Verachtung, trat ich als Kämpfer der Beklagten in die Schranken, und Gott gab meinen Waffen Glück.

Ein allgemeiner Freudenruf des Volks begrüßte den Sieg im Gottesurtheil und mit unbeſchreiblicher Freude und Dankbarkeit ward ich von den Verwandten der Geretteten umringt, die ich, eben ſo wenig als die Dame ſelbſt, vorher gekannt hatte. Allein ſeit dieſer Zeit war ich einheimiſch in dem trefflichen Verwandtſchaftskreiſe. Die Dankbarkeit meiner Beſchützten war rührend; ihr entzückter Gemahl nannte mich ſeinen Wohlthäter, den Retter ſeiner Ehre und ſeines Lebensglücks. Ich fand die Dame ſchön und anmuthsvoll, allein ſchon die früh eingeprägte Ehrfurcht gegen die Heiligkeit der Ehe und des Gaſtrechts zugleich verhinderte mich, nur einen kühnen Blick auf ſie zu werfen. Allein ich ſollte

bald die Liebe, das erſte und das einzige Mal in meinem Leben, kennen lernen, doch ach, zu meinem namenloſen Schmerz!

Damals ſchien das Geſchick meine Redlichkeit belohnen zu wollen. Während ich hier dem Eindruck, welchen die ſchöne Herrin auf mich machte, mit feſtem Willen widerſtand, legte das Schickſal ihrer jüngern Schweſter, welche in einem Kloſter erzogen worden war, den Wunſch ins Herz, den Retter ihrer geliebten Schweſter kennen zu lernen. Sie kam; ich ſah in ihr das Ebenbild meiner Geretteten, nur noch unendlich reizender; von ihr kann ich Euch keine Schilderung machen; ſie iſt mir immer unvergleichlich vorgekommen. Auch mein Anblick ſchien ihren Augen nicht zu misfallen; ein Sieger mag wohl ſtets im erſten Augenblicke einen günſtigen Eindruck machen. Wir lernten uns näher kennen, und unſre Herzen ſchienen zu halten, was unſre Augen verſprochen hatten. Dem glühenden Geſtändniß meiner Liebe begegnete das ihrige, gemäßigter, allein nicht minder zärtlich.

Indeſſen hatte mir mein Vater eine Gemahlin ausgeſucht, ſchön, reich, und aus einem der mächtigſten Häuſer des Königreichs. Allein wie hätte ich dem Bunde meines Herzens untreu werden ſollen? Offen geſtand ich meinem Vater meine frühere Wahl, die freilich minder glänzend und vortheilhaft war, als jene. Er gerieth außer ſich und drohte mir mit Enterbung. Ich trug die ganze Schwere ſeines Zorns mit kindlicher Geduld und überwand ſie endlich. Er

gab ſeine Einwilligung. Dies war der einzige Augenblick meines Lebens, der, wie ein weltenleſer Berggipfel, im Sonnenlichte ſtand; von dort an ging es wieder abwärts. —

Ich eilte zu meiner Geliebten, und meine Freude verklärte ſich erſt in der ihrigen. — Nur noch der Rückkehr ihres Vaters bedurfte es, welcher ſchon einige Zeit im Auslande war, um meine Werbung förmlich anzubringen. Allein zu eben dieſer Zeit brach das Heer unſers edeln Königs von Aigues-Mortes aus, zum Kreuzzuge auf. Ich war ſchon längſt dazu verbunden, und hätte ich da zurückbleiben ſollen, wo ſich die Blüthe der franzöſiſchen Ritterſchaft unter die Kreuzpaniere, unter die Anführung unſers frommen Helden drängte? Ach, ich ſeufzte nicht über die Tage, die ich der Liebe entziehen mußte, um ſie der Ehre und der Pflicht zu weihen; nur die Ungewißheit über mein Schickſal, über den Beſitz meiner Einziggeliebten, machte mir den Abſchied von ihr namenlos ſchmerzlich.

Sie ſelbſt, obgleich in Thränen über unſere Trennung zerfließend, ſuchte mir mindeſtens Hoffnung einzuflößen. — O ſage nicht, Geliebter meiner Seele! — ſagte ſie feſt. — Wie könnte dir mein Vater wohl meine Hand verweigern? Haſt du nicht, du allein, die Ehre unſers Hauſes, das Glück, das Leben meiner unglücklichen Schweſter gerettet? Haſt du nicht Recht auf unſre höchſte Dankbarkeit?

Ein wenig beruhigt durch dieſe Worte, ſchied ich von ihr, nachdem wir uns noch tauſendmal die Schwüre ewiger unwandelbarer Treue wiederholt hatten.

Das Kreuzheer landete zu Damiette; Beſchäftigung auf dem Felde des Ruhms war ein kräftiges Heilmittel gegen meinen Gram; auch in der Freundſchaft fand ich bald einen wohlthätigen Erſatz für die Entbehrungen der Liebe. Mit einem der ausgezeichnetſten Ritter im Heer, mit Hugo von Saint Amant, ſchloß ich den Bruderbund. Er war eben ſo tapfer, als liebenswürdig und gefühlvoll; wir glichen uns an Jahren, wie in unſern mehrſten Neigungen, und da Männer im Felde der Gefahr immer ſehr ſchnell vertraut werden, ſo wurden auch wir es bald. Untrennbare Gefährten, theilten wir oft den ſchönſten Kriegerruhm. So drangen wir, im Vortreffen kämpfend, ſiegreich in das Lager des mächtigen Phakhreddin; ſo, unter den Begleitern des wohl zu kühnen Robert von Artois, ſtanden wir, Einer an des Andern Seite, unter dem Pech- und Schwefelregen, der in den Straßen von Manſura auf uns niederfiel, unter den Blut- und Feuerſtrömen, die ſich dort miſchten, und ſchlugen uns endlich mit dem Großmeiſter der Tempelherren durch die mordathmenden Muſelmänner. Auch bei der Brücke, die der tapfere Joinville ſo glorreich vertheidigte — — Doch verzeiht, edle Frau! wohin riß mich die Erinnerung an jene vergangenen Waffentage? Ach, bleibt denn der Menſch ſtets ein Kind, das immer nur an ſeinen Lieblingsſpielen hängt?

Allein ſeine Augen hatten während des letzten Theils ſeiner Erzählung wieder ſo freudig gefunkelt, daß Mathilde dem Himmel dankte, den Puls des Lebens: Freude, wieder in ihm erweckt zu ſehen. Sie bat ihn daher tief be-

wegt, ihr ja dieſe rührenden Erinnerungen nicht verzuenthalten.

Ach, edle Dame, — erwiederte der Ritter und ſeine Stimme war wieder geſunken — Erinnerung iſt ein flüchtiger Blitz, welcher die Nacht um uns noch tiefer macht! — Ein ſchwerer Seufzer wand ſich von ſeinem Buſen los. — Von meinem Freunde wollt' ich Euch nur noch erzählen, — fuhr er, ſich faſſend, fort — wir hatten ſehr viel mit einander gleich, in einem Zuge nur waren wir ganz verſchieden. Ich hing mit eigenſinniger Treue an der, die ich einmal zur Herrin meines Herzens auserwählt. Er dagegen war nicht fähig, nur einen Monat bei einem Gegenſtande zu verweilen, und die Schönen von Cypern, wo wir vorher gelandet waren, ja ſelbſt von Afrika, hatten der Reihe nach die heimiſchen Schönen aus ſeinem Herzen rein verdrängt. Vergebens ſucht' ich ſeinen Leichtſinn zu bekämpfen. Er führte wohl ſeinen Namen: St. Amant, mit der That; denn es ſchien beinahe ſein Beruf, der huldigende Liebhaber jeder Schönheit zu ſeyn. Indeſſen von Natur höchſt gutmüthig und zärtlich, durfte man wenigſtens nicht beſorgen, daß er ſich groſſes Unrecht gegen das ſchutzloſe Geſchlecht zu Schulden kommen laſſe, und man verzieh ihm dieſen einzigen Fehler um ſeiner vielen Tugenden willen.

Unſer heldenmüthiger, aber nicht glücklicher König war zum Frieden genöthigt; wir landeten wieder im Vaterlande. Mein Freund und ich, beide im Norden Frankreichs heimiſch, eilten wir jetzt vereint den Grund der Heimath bald wieder

zu grüßen. Wir langten an, und — das Erſte, was mir auf der Grenze unſrer Landſchaft entgegen kam, war die Nachricht, daß ſich mein unglücklicher Vater zu einer Verſchwörung gegen ſeinen Lehnsherrn hatte verleiten laſſen, daß er durch die ſtrenge Königin Blanka und ihre Mitregenten aller ſeiner Güter verluſtig erklärt — und — im Kampfe gefallen war.

Ich darf Euch wohl nicht ſagen, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf meine Seele machte! Ich warf mich an die treue Bruſt meines Freundes, in deſſen Theilnahme ich noch die einzige Milderung dieſes furchtbaren Schlages fand. Er fühlte ihn mit mir, er weinte mit mir heiße, aufrichtige Thränen; als ich ihn aber bat, die nächſte Nacht, vor deren Einſamkeit mir grauſte, brüderlich mit mir zu durchwachen, da mußte ich bemerken, daß dies ihm ſchwer einging, daß er erbleichte und erröthete. Ach, die Schönen Frankreichs hatten jetzt ſchon wieder ihren Platz bei ihm eingenommen und eine Dame aus der Nachbarſchaft ihm dieſen Abend eine Zuſammenkunft verheißen.

Ich fühlte wohl, was in ihm verging; wehmüthig blickte ich auf ſeine Rüſtung, — wir hatten nemlich, wie das oft Waffenfreunde thun — unſre Rüſtungen gegen einander vertauſcht, — ich führte jetzt ſein Schild mit drei glänzenden Sternen, er das meine, welches drei Roſen zierten. — Ach, Bruder, — ſagte ich — wohl iſt es deutſam, daß wir unſre Rüſtungen vertauſcht haben! Dir blühn fürwahr des Lebens Roſen in ihrer anmuthigen Fülle; mir

werden wohl nichts, als die bleichen Sterne bleiben, die mir dort oben mein Theil anweiſen!

Er bat mich darauf, ihm nur zwei Stunden zu vergönnen, in welchen er die dermalige Herrin ſeines Herzens nur flüchtig ſprechen wolle; dann werde er wieder zurückkehren und die Nacht mit mir zubringen.

Was konnte ich dagegen einwenden? Er flog dahin, zu ſeinem Liebesglück, und ich blieb traurig mit meinem Schmerz allein. Es war eine fürchterliche Dunkelheit um mich her. Zwar ſchien zuweilen der Gedanke an meine Liebe noch wie ein Lichtſtrahl durch das Dunkel brechen zu wollen; aber jetzt, wo ich aller meiner Güter beraubt war, ein Unglücklicher, ein Verbannter, durfte ich jetzt auf ihre Hand noch Anſpruch machen? Wenigſtens wagte ich nicht, mich ſo unmittelbar auf der Burg ihres Vaters darzuſtellen; ach, das Unglück macht ſchüchtern! Ich ſandte von der Herberge aus, in der wir eingekehrt waren, einen Boten an ihren Schwager, auf deſſen Freundſchaft ich doch wegen des Vergangenen noch einiges Recht zu haben meinte, und fragte ihn, ob und wo ich wohl meine Geliebte ſprechen könne?

Indeß vergingen die zwei Stunden, verging die ganze Nacht, und St. Amant kam nicht zurück! In meiner Seele ſchlugen ſtürmiſch die Wogen des Schmerzes empor. Jetzt endlich brach der lang erſehnte Morgen an, und ſein belebender Strahl ſchien auch in meine Nacht einigen Troſt zu gießen. Ich trat hinaus vor die Thür der Herberge und

überblickte die fröhliche Morgenlandſchaft, die, mit blitzenden Thauperlen und Roſen des ſteigenden Tages geſchmückt, blühend und funkelnd vor mir lag. Der majeſtätiſche Strom floß ruhig zwiſchen ſeinen Ufern, von ſtreifenden Lichtern beglänzt, und ihm zur Seite, in nur mäßiger Entfernung, ragte eine ſtattliche weiße Burg mit vielen glänzenden Zinnen und Thürmen prächtig ins Morgenlicht empor. Unwillkührlich mußte ich mich an den Reizen der Landſchaft freuen und die balſamiſche Luft der Frühe ſpielte lindernd um meine wunden Augen nach der durchwachten Nacht.

Mit jedem Augenblicke hofft' ich jetzt meinen Freund herannahen zu ſehen. Statt ſeiner kam der Bote wieder, den ich an die Verwandten meiner Geliebten geſendet hatte. Er brachte mir einen Brief von dem Gemahle ihrer Schweſter. Zitternd erbrach ich ihn, und — o heiliger Gott! noch jetzt verläßt mich das Bewußtſeyn, wenn ich an jene ſchrecklichen Zeilen denke, ſo ſehr ſie der Ritter durch höfliche Worte zu mildern geſucht hatte! Er ſchrieb mir, daß der Gegenſtand meiner innigen, unauslöſchbaren Liebe ſeit zwei Monaten, — ſo lange war es nemlich ſeit dem Unglück meines Vaters und dem Verluſte meiner Güter her — daß ſie ſeit dieſer Zeit durch die Verhältniſſe beſtimmt, — durch — o Gott! mit einem Worte: daß ſie das Weib eines Andern ſey!

Es war, als ob in meine Bruſt mit einem Mal ſich tauſend Lanzenſpitzen bohrten! Ich ſtarrte betäubt vor mich hin; mit einem dumpfen Schrei rief ich den Namen des

Beglückten aus, den mir ſein jetziger Schwager genannt hatte. Die Gegenwart des Boten, eines ehrlichen jungen Landmanns, hatte ich in meiner heftigen Bewegung nicht geachtet. Erſchrecken und mitleidig ſprang er herbei, und ſagte, indem er den Namen wiederholte, den ich eben genannt hatte: Herr Ritter, wenn Ihr zu dem Herrn Grafen gewollt habt, der ſeit kurzem die Schweſter der Dame geheirathet hatte, woher ich eben komme, ſo ſeyd Ihr gar nicht weit davon! Seht Ihr? dort wohnen ſie, dort auf dem ſchönen Schloß im Morgenſcheine! — Vor meinen Augen ward es dunkel; das Schloß im Morgenſchein fiel ſo blendend, ſo brennend hinein! Betäubt gab ich dem Jüngling alles Geld, das ich bei mir hatte, und irrte einſam am Ufer des Strems hinab, von wo mein Freund herkommen mußte. Es iſt ein inſtinktartiges Gefühl, das uns im Augenblicke des höchſten Schmerzes bewußtlos nach dem Freunde treibt; bewußtlos dürſtete ich nach ſeinem Anblick. Ich ſollt' ihn auch bald ſehen; — aber — o Gott! wie? — ausgeſtreckt auf dem grünen Ufer, im Blute ſchwimmend und entſeelt, fand ich das letzte Kleinod meines Lebens; von einem Schwerte war ſein Herz durchbohrt.

Die Dame, zu welcher er am vorigen Abend eilen wollte, war zum Unglück vermählt. Ihr eiferſüchtiger Gemahl hatte von dem verbotnen Liebeshandel meines Freundes Kundſchaft erhalten und ihn in der erſten Wuth der Rache aufgeopfert. So war er denn in der Mitte ſeiner Reſen untergegangen, die er noch höher durch ſein Blut geröthet hatte.

Wer nun aber entweder die Verzweiflung eines ſo überhäuft hereinbrechenden Unglücks in ſeinem Leben nie erfahren hat, oder wem Gott übermenſchliche Kraft verlieh, der mag mich anklagen, wenn endlich ſo viele wiederholte Streiche die Kräfte meines Körpers zuſammenbrachen! wenn ich nicht mehr im Stande war, aufwärts zu ſchauen, nachdem ich einige Tage lang fruchtlos gekämpft und weiter fort in das ardenniſche Gebirge geirrt war, und nun beſchloß, zwiſchen den Klippen eines Abgrunds mein jammervolles Daſeyn zu zerſtören. Alles hat Maaß und Ziel, auch die menſchliche Kraft für namenloſes Elend!

Seine Stimme war gegen das Ende ſeiner Erzählung dumpfer geworden, und er ſchien ſich wieder in die troſtloſe Wildniß ſeines Schmerzes zu verlieren, als ihn das heftige Schluchzen ſeiner Zuhörerin aufmerkſam machte. Vom Anfang der Erzählung an hatte Mathilde mit unausſprechlicher Bewegung an Ton und Stimme und an jedem Umſtand ſeiner Geſchichte ihren geliebten Archimbald erkannt, ob ſie ihn gleich nur durch ein Wunder vom Tod erſtanden glauben konnte. Sie hielt die Ausrufungen ihres Erſtaunens zurück, aus Furcht, ihn in ſeiner Mittheilung zu unterbrechen, und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, kaum wagend, Athem zu holen, und ihre ganze Seele dem wunderbaren, ſeligen Eindruck entgegen neigend. Der Tauſch der Rüſtungen löſte das Räthſel zu völliger Klarheit auf. Allein als er auf die Schilderung ſeiner herzzerreißenden Schmerzen kam, der Schmerzen, welche er um ihrentwillen erduldet, da war ſie ihrer ungeſtüm hervorbrechenden Thränen nicht mehr mächtig.

Was iſt Euch, edle Dame? — fragte der Ritter, trotz ſeiner eigren Bewegung großmüthig beſorgt zu ihr hingeneigt.

O Gott im Himmel! Archimbald, ſie war nicht treulos, die unglückliche Mathilde! — ſchluchzte die Liebende, und ſtürzte, aufgelöſt in Schmerz und Seeligkeit, zu ſeinen Füßen.

Der Mond war indeß auf ſeiner Bogenbahn weiter herum gekommen, und ſchien der Knieenden, die das Viſier des Helmes aufgeſchlagen hatte, hellleuchtend in das ſchöne Angeſicht, das ſie mit Thränen übergoſſen zu dem Geliebten emporrichtete.

Erſchrocken blickte Archimbald in die geliebten Züge, die er nur zu wohl wiederkannte. Es war nicht mehr das volle blühende Jugendantlitz, wie er es vormals geſehen, allein veredelt und unendlich rührender durch den Ausdruck der Schwermuth, der darauf eingegraben war. — Liebe iſt wahrhaftig ein Götterkind, ſie iſt unſterblich! Trotz aller Zweifel, welche der Ritter gegründet gegen ihre Treue hatte, nur ein Schimmer der Möglichkeit, daß ſie doch wohl unſchuldig ſeyn könne, und hinweg waren alle Vorſätze, ſie zu fliehen und zu vergeſſen! Er ſchloß ſie außer ſich in ſeine Arme, und bald nach den erſten ſtürmiſchen Augenblicken der Ueberraſchung ward es der Sprache der Wahrheit und Liebe leicht, ihn zweifellos zu überzeugen, daß ſeine trauernde Geliebte nur auf die Nachricht ſeines Todes den

dringenden Vorſtellungen ihres Vaters Gehör gegeben und an einen bejahrten Gatten ihr, nun ohnehin freudenloſes Daſeyn gebunden habe. Mathilde erzählte ihm noch, wie bald nach dem Tode ihres Gemahls ihr die fürſtliche Herrſchaft Regremont durch eine Erbſchaft von mütterlicher Seite zugefallen ſey. Alles löſte ſich in Einklang und Entzücken auf.

Am andern Morgen ließ die Gräfin alle ihre Vaſallen auf dem Schloß Regremont verſammeln. Sie erſchien unter ihnen ſchöner, als je, im vollen Schmucke ihrer Hoheit, und erklärte, wie ſie endlich entſchloſſen ſey, ihnen einen Lehnsherrn und ſich einen Gemahl zu wählen.

Der eitle Ritter von Clarence erröthete vor Freude; denn er dachte nichts Gewiſſeres, als daß ſeine wohl angebrachte Drohung einen ſo heilſamen Schreck in dem Herzen der Gräfin hervorgebracht, und ſie bewogen habe, niemand Anders als ihn zum Gemahl zu wählen. Allein jetzt öffneten ſich die Flügelthüren eines anſtoßenden Saals, und heraustrat in voller Rüſtung der heldenmüthige Archimbald von Vitri, deſſen Thaten in Afrika ihm allgemeine Achtung erworben hatten. Mathilde erklärte, daß er ihr längſt und einzig Geliebter und, wie ſie hoffe, kein unwürdiges Oberhaupt einer ſo rühmlichen Ritterſchaft ſey.

Alle jauchzten, den todtgeglaubten Helden in vollem Lebensſchmuck zu ſehen. Selbſt Clarence verbarg ſeine Beſchämung mit guter Art, und bald ward die Vermählung

der treuen Liebenden mit angemeßner Pracht vollzogen. D
alte Ritter aber, welcher ſo großmüthig die Vertheidigu
des unglücklichen Fremdlings übernommen hatte, ſo wie d
beiden treuen Begleiter zum Kampfplatz, theilten fortan d
Glück des edeln und ſeines Glückes werthen Paares.

VII.

Still und Tief.

Novelle.

Land der Bluthen, o Valenzia!
Reich biſt du an jeder Schöne;
Blumen aller Farben ſchmücken
Dein bezauberndes Gebiet.

Roſen hoher Schönheit glänzen
Bei den Myrthen zarter Liebe,
Und die glühenden Granaten
Herzgewalt'ger Leidenſchaft.

Und bei all der Blumen Funkeln
Blüht in edlen Lorbeers Schatten,
In des Thaues ſanften Thränen,
Auch das Veilchen unſchuldsvoll.

In jenen glücklichen Gegenden reifte die Freundſchaft zweier Jünglinge, die beide von der Natur durch liebenswürdige Eigenſchaften gleich ausgezeichnet waren, aber in ihren Schickſalen einander auffallend entgegenſtanden; denn ſo ſehr der Eine vom Glück begünſtigt wurde, ſo ſehr ſchien der Andere von einem widerwärtigen Geſchick verfolgt zu werden; und wohl mochte der milde Sinn des Einen, ſo wie die verderb-

liche Leidenſchaftlichkeit des Andern an ihrem Schickſale gro-ßen Antheil haben.

Don Alonſo de la Valera, ſchon frühzeitig eltern-los geworden, war bei dem Vater ſeines Freundes Fernan-dez, bei Don Camillo de la Cuerta, auferzogen wor-den, der in ihm den Nachlaß eines theuern Jugendfreundes liebte. Mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit hing der ſanfte, liebevolle Fernandez an dem neugewonnenen Zwillings-bruder. Die innigſte Gemeinſchaft herrſchte ununterbrochen zwiſchen Beiden, bis in ſpätern Jahren ihre Beſtimmung ſie trennte. Fernandez wählte den Dienſt der Waffen unter Alba's Fahnen und folgte ihm ins ferne Flandern; Alonſo zog den Seedienſt vor, und ſo wurden die bisher ſo Unzertrennlichen durch Länder und Meere von einander geſchieden. Als Officier der Flotte König Philipps kam jetzt Alonſo de la Valera ins Vaterland zurück, von dem ihn mehrere Jahre die Stürme des Kriegs entfernt ge-halten hatten.

Es war ein heitrer Sommerabend, als ſich die Schiffe den Küſten von Valenzia näherten; wellenlos war das Meer und ein roſenfarbener Nebel überzog das Land; die königlichen Thürme der Stadt glänzten von den ſtreifenden Sonnenſtrahlen, und flatternd neigten ſich die Haine vom Ufer her den Kommenden entgegen.

Voll ſtiller, lang' nicht gefühlter Freude hob ſich des Ritters Herz; über ſein trübes Leben ſchien ein neuer Hoff-nungsſchimmer aufzugehn, doch miſchte ſich ein Schatten ahnender Wehmuth in das erhellte Bild. — Seh' ich dich endlich wieder, theure Heimath! — rief er — aber ach!

was ſind' ich in die wieder? wo iſt ein Herz, das liebend meiner Ankunft entgegenſchläge, und wo ein ſanfter Blick, der ſich begegnend in dem meinen brächte? — Auch du, großmüthiger Camille, biſt nicht mehr! und o du, mein Fernandez! du Einziger, den ich auf Erden mein zu nennen wage, du biſt entfernt, du ahneſt nicht, wie ſehr mein Herz ſich nach Dir ſehnt!

Die Schiffe legten ſich vor Anker, um hier die Zeit des Waffenſtillſtandes zuzubringen. Mannigfache Vergnügungen füllten die müſſigen Stunden der Krieger aus; nur Don Alonſo miſchte ſich nicht in dieſe lauten Freuden; einſam ſchweifte er in den nahliegenden Gegenden umher, oder beſchäftigte ſich in ſeinem Zimmer mit Büchern ſeines ſchweren Berufs, bis ſich ein Stern an ſeinem Horizonte erhob, der bald mit ſonnenheraufſchwendem, verderblichem Glanz allein in ſeiner Seele herrſchte.

Schon in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts hatte er den Ruhm der ſchönen Raphaele preiſen hören; ein Bekannter erbot ſich, ihn in dem Hauſe ihres Vaters, Don Garcias de Vilegnas, einzuführen, und gleichgültig nahm er das Anerbieten an; aber wie ward ihm, als er nun die ſchöne, himmliſche Raphaele ſelbſt ſah, die mit dem Zauber ihres Lächelns ſich jedes Mannes Herz zu eigen machte! — Sie hatte eben die Harfe geſpielt, als die Ritter eintraten; noch hielt ſie das Inſtrument in ihren Händen, und die letzten Töne ſchwebten wie Engelsharmonien zu den Ohren des überraſchten Ritters. Ein wallender Schleier bedeckte halb die braunen Locken, welche in reicher, ſchwelgeriſcher Fülle auf ihre Schultern floſſen; die alabaſter-

nen, im ſchönſten Ebenmaaß gerundeten Arme ſchmiegten ſich weich um die Harfe, die ſie ſogleich mit edler Anmuth zur Seite legte und den eintretenden Rittern einige Schritte entgegenging. Alonſo glaubte, ſo wie ſie aufſtand, eine Göttin vor ſich zu ſehen, ſo viel Hoheit herrſchte in der ſchönen, herrlichen Geſtalt; er ſah ſie, und auf immer war ſeine Ruhe dahin.

Don Garcias, ihr Vater, nahm den Fremden ſehr höflich, doch mit dem Anſtande ſeines Ranges auf. Die Kenntniſſe des Ritters in der Wiſſenſchaft des Seekriegs erwarben ihm die Achtung des Don Garcias, der ſehr für den Seedienſt eingenommen war, und verſchafften ihm die Erlaubniß, zuweilen ſeine angebetete Raphaele zu ſehen.

Seit dieſer Zeit hatte er manche glückliche Stunde in der Geſellſchaft des ſchönen Mädchens, ihres Vaters und ihrer jüngern Schweſter, Laura, zugebracht, die beinahe durch eben den Zauber an ihre reizende Schweſter gefeſſelt ſchien, der alle Männerherzen an ſie band. Mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit hing ſie an ihr und fühlte alles Gute doppelt, was die geliebte Schweſter traf. Unerwegen, daß ſie ſelbſt bei der größern Schönheit Jener überſehen wurde, triumphirte ſie in der Bewunderung, die man der glänzenden Raphaele weihte; und ſo glich ſie dem ſanften, anſpruchloſen Monde, der nur vom Wiederſchein der Sonne lebt.

Alonſo wagte nicht zu bekennen, was in ſeinem Herzen vorging; allein er fühlte, daß er ſterben müſſe, wenn man ihm den Beſitz der Geliebten verſagte. Sie ſelbſt ver-

mied ſorgfältig, mit ihm allein zu ſeyn; nur Laura, deren ſanfter, ſchwermüthiger Blick mit ſeinem Kummer Mitleid zu haben ſchien, verſchaffte ihm zuweilen eine einſame Unterredung mit ihr; aber ach, dieſe diente nur dazu, ihn von der Kälte, von der Unempfindlichkeit der Heißgeliebten zu überzeugen. Sie wußte jedem ſchüchternen Bekenntniß auszuweichen, und die einnehmende Geſtalt des Ritters, verbunden mit dieſer glühenden und doch ſo ehrerbietigen Liebe, die vielleicht manches Mädchen bezaubert haben würde, blieben unwirkſam bei der ſtrengen Raphaele.

Ein naher Vetter Don Vileguas kam um dieſe Zeit in die Stadt und in das Haus ſeines Verwandten: Riccarde, Graf von Aquilar, den ſeine vornehme Geburt ſowohl, als ſein bedeutendes Vermögen, zu einem vortheilhaften Freier machten. Er ſah Raphaele, und ſein Entſchluß war ſogleich gefaßt: es koſte, was es wolle, ſich ihren Beſitz zu verſchaffen; der Einwilligung des Vaters konnte er ſchon verſichert ſeyn.

Alonſo glaubte ſich nunmehr die Härte der ſtolzen Raphaele wohl erklären zu können. Mit überwältigendem Schmerz entdeckte er einſt der ſanften Laura ſeine Vermuthungen, ſeine Lieb' und ſeine Qual. — Ritter, — ſagte das Mädchen, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß meine Schweſter für Riccarde Liebe fühlt. Ob ſie vielleicht vor meiner Ankunft aus dem Kloſter, wo ich erzogen worden bin, irgend ein andres Band geknüpft? kann ich nicht ſagen; aber faſt weiß ich nur nicht anders die unbegreifliche Gleichgültigkeit zu erklären, die ſie — — Ein ſchneller Schrecken

ſchien hier die Schweſter der ſchönen Raphaele zu befallen; ſie verbarg das Geſicht, und eilte mit ſchnellen Schritten von dem noch zweifelnden Ritter hinweg. Er hatte nicht Zeit, ſich ſeinen Betrachtungen zu überlaſſen, denn in dieſem Augenblicke trat Don Garcias in das Zimmer, doch mit ganz andrer Miene, als er gewohnt war ihn zu ſehen; er machte ihm die demüthigendſten, herzergreifendſten Vorwürfe wegen ſeiner Liebe zu Raphaele, die er für die Urſache ihres Widerwillens gegen Riccardo betrachtete. Er beſchuldigte ihn, ſein großmüthiges Zutrauen, mit dem er ihm den Zutritt in ſeinem Hauſe vergönnt hatte, gemißbraucht zu haben, und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er nie darauf rechnen dürfe, die Hand der Tochter zu erhalten, die der Stolz ſeines Alters ſey.

Betäubt, zerrüttet, außer ſich, kam der unglückliche Ritter in ſeiner Wohnung an. Erſtaunen, Ueberraſchung und die Hitze des Don Garcias hatten ihn keine Worte finden laſſen, als er dem erzürnten Vater ſeiner Geliebten gegenüber ſtand. Heftig hatte ſich Don Garcias von ihm gewandt und ihn allein gelaſſen, nachdem er einen Abgrund von Gram und Hoffnungsloſigkeit vor ihm eröffnet hatte. Das demüthigende, zerrüttende Gefühl ſeiner Armuth drang mit Felſenſchwere auf ſein Herz; Thränen des Schmerzes, der Beſchämung, der wahnſinnigen, verzweifelnden Liebe ſtürzten brennend heiß aus ſeinen Augen. — Unglücklicher, unglücklicher Alonſo! — rief er erliegend. — So darfſt du nicht mitwerben um den Preis der Seligkeit? Warum verblutetſt du nicht, mein armes Leben, als ich bei Maltha ſchon ohnmächtig blutend unter Türkenſchwertern ſank! Was

hilft mir meine ganze, unter mancherlei Drangſalen freudenloſes zugebrachte Jugend? Armer Verirrter! Schätze haſt du nicht erwerben können, und ſo haſt du nichts erwerben! — Und ſoll ich denn nicht einmal klagen dürfen? Iſt dem Gequälten nicht einmal Stimme verliehen? — Sey du, — rief er, indem er aufſprang — ſey du meine Vertraute, meine Freundin, ſüße Laute! Gefährtin meiner einſamen Stunden auf der liebeleeren See! Trage du mit deiner Geiſterſtimme die Klagen meiner Liebe zu ihr hin! Dir wird man doch den Eingang nicht verwehren können.

Er nahm bei dieſen Worten ſeine Laute von der Wand und unterſuchte ihre Saiten; ſie ward jetzt ſeine Freundin, die Botin ſeiner Liebesklagen. Jeden Abend, wenn die Sonnenſtrahlen von der Erde gewichen waren und die Sterne ihr mildes Licht verbreiteten, fand er ſich unter den Fenſtern der ſchönen Raphaele ein; er wußte, daß die Zimmer ihres Vaters auf einem andern Flügel lagen, und konnte ſie alſo ungeſtört von ſeiner Liebe unterhalten. Wohl zu dem unempfindlichſten weiblichen Herzen würden die rührenden Melodieen ſeiner Laute, und die Lieder, von dieſer ſeelenvollen männlichen Stimme geſungen, Eingang gefunden haben; nur Raphaelens Herz blieb ungerührt. Oft ſah er ſie von fern auf dem Balcon ſtehen, aber ſo wie er ſich nahte, entfernte ſie ſich, und nur ein einziges Mal ſchien er ein leiſes Zeichen ihrer Theilnahme errungen zu haben.

An einem ſchönen ſternenhellen Abend hatte er ſeinen gewöhnlichen Standort unter dem Fenſter ſeiner Geliebten eingenommen; er ſah kein Licht in Raphaelens Zimmer, allein es dünkte ihm, als ſähe er ſie im weißen Nachtge-

wande hinter dem halb geöffneten Fenſter ſtehen. Entzückt, doch endlich einmal ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu haben, faßte er allen ſeinen Muth zuſammen, um ihr in einem Liede ſeine ganze Leidenſchaft zu geſtehen. Er meinte, gern ſterben zu wollen, wenn ſie nur die Urſache ſeines Todes erfahren, wenn ſie ihn nur ein einziges Mal beweint hätte. Seine Hand bebte, als er die Saiten überlief, und rührender als je war ſeine Stimme, als er nachfolgende Worte ſang:

Mir entflohn des Herzens Freuden,
Meines Lebens Hoffnung wich; — —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was umſonſt ich bat von dir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O getroſt will ich dann ſcheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!

Ein leiſes Schluchzen von weiblicher Stimme beantwortete dieſen Geſang, und das Fenſter ſchloß ſich. Trunken von Entzücken, begab ſich der Ritter nach Hauſe: ſie hatte ja das Geſtändniß ſeiner Liebe gehört, hatte über ihn geweint! was fehlte ſeinem ſchwärmeriſchen Herzen mehr, um für den Augenblick unendlich glücklich zu ſeyn? Ach wäre nur ſein Glück nicht ſo ſchnell getrübt worden! —

Don Garcias war auf einige Tage verreiſet, und Alonſe wagte daher, ſich etwas früher unter dem Fenſter ſeiner Geliebten einzufinden. Sie ſtand auf dem Balcon, und — o Glück! — ſie entfernte ſich diesmal nicht wie gewöhnlich. Ein blaßröthliches Gewand, ſo wie die Pfirſichen blühen, umfloß die ſchönen Glieder; die letzten Schimmer der Abendröthe ſpielten daran, und ſo erſchien ſie in blendendem Roſenglanze der aufgeregten Fantaſie des Jünglings, der kaum das Uebermaaß ſeines Entzückens zu ertragen vermochte, als ſie ihm näher winkte, ſich mit ihrer zauberiſchen Freundlichkeit zu ihm herabneigte und folgende Worte zu ihm ſprach, deren Inhalt freilich von der Art war, daß er das Entzücken des Ritters unfehlbar mindern mußte: Ritter, — ſagte das Fräulein — ich achte Euch, ich wünſche auch, daß Ihr mich achtet; wollt Ihr mir dies beweiſen, ſo unterlaßt von heute an dieſe unanſtändigen Nachtmuſiken, die meinem Rufe nachtheilig ſind, die Euch den Zorn meines Vaters noch mehr zuziehen können, und die doch, das glaubt mir, nicht den mindeſten Vortheil für Euch haben.

Wie? himmliſche Raphaele! — rief der beſtürzte Ritter — ſo unterſagt Ihr mir ſelbſt das ſüße Recht, zu klagen? So ſoll ich — — Ein Haufe Vorübergehender ſtörte das nur zu wichtige Geſpräch; das Fräulein zog ſich erſchrocken zurück, und winkte dem Ritter ſich zu entfernen.

So war er denn mit einem Male herabgeſtürzt von dem erträumten Glück; ſo waren ihm ſelbſt ſeine einzigen Freuden, die ſanften Lautenklagen unterſagt. Er irrte den Tag über wie halb träumend umher; aber des Abends, als

das ſchwärmeriſche Helldunkel, das der Einbildungskraft der Liebe ſo gefährlich iſt, die Gegenſtände magiſch überzog, da war es ihm, als müßte er unwillkührlich nach ſeiner Laute greifen und an die bekannte theure Stelle eilen. Doch gehorſam dem Befehle der Geliebten, wagte er es nicht, jener Gegend zu nahen; er ſchweifte traurig in den Feldern und an den Ufern des Meeres umher, und erfinderiſch, wie die kühne Männerliebe gewöhnlich iſt, hatte er ſich bald einen Hügel erſehen, von welchem er die Ausſicht auf denjenigen Theil des Gartens ſeiner Geliebten hatte, wo ſeine blühenden Terraſſen ſich an das Meer hinabzogen.

Es war eine wunderſchöne Nacht; der Vollmond ging ſo eben auf, ſpiegelte ſich im Meere und verſilberte die Wipfel der geliebten Bäume. Ein zauberiſches Licht ſchien auf dem ganzen Garten zu ruhen; die Lauben und die dunkeln Begengänge dämmerten traulicher zwiſchen den lichtumfleßnen Blüthenzweigen; Blumenſtücke glänzten und die Syrin„brunnen ſtiegen gleich flüſſigem Silber in die Luft. Alonſo erkannte ſo manche theure Stelle wieder, wo er mit ihr gewandelt war; er zitterte vor freudiger Erwartung, vielleicht ſie ſelbſt zu ſehen, wenn ſie die ſchöne Nacht im Garten genießen wollte, und ſeine Hoffnung trog ihn nicht; es währte nicht lange, ſo trat ſie aus dem Kaſtaniengehölze, das nach dem Hauſe führte. Er ſah das morgenröthliche Gewand, das ſie geſtern trug, im Mondlicht ſchimmern; allein ſie kam nicht in Geſellſchaft ihrer Schweſter oder einer andern Begleiterin, wie er vermuthet hatte; ſie war allein und ſchien in tiefes Nachdenken verloren.

Sinnig wandelte ſie zum Ufer hinab, und ihm ſchien

es, als beflügelten ſich ihre Schritte, je näher ſie demſelben kam. Er ſah endlich, wie ſie ihre Arme nach dem Meere ausbreitete, gleich als öffneten ſie ſich zu einer zärtlichen Umarmung. Sie ging einige Male mit ſchnellen Schritten auf und nieder, und entzog ſich dann in einer Laube dicht am Ufer ſeinen Blicken. Es lag etwas Seltſames, Befremdendes in Raphaelens Betragen, das unwillkührlich die ſüßen Schwärmereien des Ritters unterbrach. Seufzend wandte er ſich nach dem Meere, das ſtill und glänzend im ſanften Mondlicht ruhte; und ſiehe! von einer entlegnen Landſpitze bewegte ſich ein einſamer Nachen über die Fluthen herüber und nach Raphaelens Garten zu. Er kam näher, und der Ritter bemerkte einen Jüngling darin, der allein mit ſchnellem Ruderſchlage die Wellen durchſchnitt. Schon hatte er den Garten erreicht; jetzt legte er den Nachen an und ſprang mit anmuthiger Leichtigkeit ans Land. Ein weißer Mantel verhüllte die ſchlanke Jünglingsgeſtalt; er warf ihn von ſich und ſtürzte — in die Arme Raphaelens, die ihm entzückt und liebevoll entgegeneilte. Der Ritter ſpannte alle ſeine Sehkraft an, um jede ihrer Bewegungen zu unterſcheiden; er ſah, wie ſie ihn immer von neuem in ihre Arme ſchloß, ſeine Locken zurückſtrich, ſeine Hände ſchmeichelnd in die ihrigen drückte; er ſah es und ſtürzte ſinnlos zu Boden.

Der Morgen dämmerte am Himmel, als er aus ſeiner Ohnmacht erwachte. Sein Puls ſchlug fieberhaft, ſeine Stirn brannte; der Tod rann ſchon in ſeinen Adern. — —

Er wankte nach Hauſe, doch um ſich zu einer langen tödtlichen Krankheit niederzulegen. Seine jugendlichen Kräfte

beſiegten zwar endlich die Gefahr, allein zu welchem qual-vollen Daſeyn erwachte er: die glühende Eiferſucht ſeines Volks und ſeines Geſchlechts vereinte ſich mit den Qualen der hoffnungsloſen Liebe, und der Gedanke blutiger Genugthuung, von ſeinem beglücktern Nebenbuhler gefordert, drängte ſich unwillkührlich in ſeine liebenden Schwärmereien.

Es war, als ob ein guter Geiſt ihm noch warnend den Abgrund zeigen wollte, der ſich bald vor ihm öffnen ſollte. Sein treuer Waffenträger brachte ihm einſt die Nachricht: wie man ſage, Donna Raphaele ſey heimlich vermählt, und ihr Geliebter ſey ebenfalls ein armer, aber ſehr edler Ritter, den ſie vor mehreren Jahren ſchon kennen gelernt.

Die Heiligkeit ſo früher Rechte trat klar im erſten Augenblick vor die Seele des Ritters, und ſein von Natur großmüthiges Herz war willig zu den ſchwerſten Kämpfen.

Denn derjenige, der hohe Kraft zu lieben hat, der hat auch hohe Kraft zu kämpfen. Seine hervorſtürzenden Thränen zeugten, daß er das Edelſte und Schmerzlichſte in ſich beſchloſſen habe; hätte Raphaele das ſiegende Lächeln geſehn, das ſein bleiches Geſicht und ſeine ſeelenvollen, jetzt ſchmerzerloſchnen Augen ſo unbeſchreiblich rührend erhellte, hätte ſie ihn in dieſen Stunden geſehen, und wäre ſie nicht durch die geheiligten Rechte der frühern Liebe an den Erwählten gebunden geweſen, ſie hätte den edelkämpfenden Alonſo lieben müſſen.

Doch ach! wie oft erliegt der beſte Wille der ſiegenden Gewalt des Augenblicks! Nicht ohne Anſtrengung hatte er bisher bei den erſten Auswanderungen nach ſeiner Geneſung die Gegenden um Raphaelens Haus vermieden. Eines

Mals bei einem Spaziergange, den er ſeiner Gewohnheit nach bis weit gegen Mitternacht verlängert hatte, konnte er doch der Sehnſucht nicht widerſtehen, ſich einmal der Wohnung der Geliebten zu nähern, ſich wenigſtens am Schimmer des Lichts aus ihrem Fenſter zu ergötzen.

Langſam, in ſchwermüthiges Sinnen verloren, ging er längs der Gartenmauer herauf. Es war eine neblichte Mondnacht; ſo trüb und ſchwer war es am Himmel wie in ſeiner Seele; das Licht des Mondes, von dichten Dünſten umzogen, reichte nur hin, die Gegenſtände undeutlich ſichtbar zu machen. Ein etwas hellerer Strahl fiel jetzt auf die weiße Mauer und zeigte dem Ritter im Vorübergehen eine Strickleiter, die oben an der Mauer befeſtigt war, gerade da, wo, wie der Ritter wußte, ein Fenſter aus Raphaelens Zimmer nach dem Garten ging. Bei dieſem redenden Merkzeichen glücklicher vorgegegner Liebe erwachte alle Macht der mühſam unterdrückten Leidenſchaft in der Seele des Ritters, verſchwunden war jede Betrachtung an ältere geheiligte Rechte, verſchwunden der edle Entſchluß, ſein Herz zu überwinden, er war in dieſem Augenblicke nur Spanier, mit aller Flammengluth der Liebe, Rache und Eiferſucht! Eine tobende Unruhe herrſchte in ſeinem Buſen; er ging mit heftigen Schritten längs der Gartenmauer auf und ab, als er plötzlich das Nahen männlicher Tritte hörte, die ſich nach dieſer Gegend lenkten. Sein Herz ſchlug hörbar gegen die Bruſt, und es flimmerte vor ſeinen Augen, als er jetzt den gefürchteten Nebenbuhler vor ſich ſah, den er augenblicklich an dem weißen Rittermantel erkannte, den er damals im Kahne trug. Der Kommende ſchien ſich die Dunkelheit der Nacht

zu Nutze gemacht zu haben, und der unerwartete Anblick des Ritters ſchien ihn zu erſchrecken. — Wer biſt du? — rief ihm Alonſo mit furchtbarer Stimme zu — und was haſt du für Geſchäfte an dieſem Orte?

Der Unbekannte gab keine Antwort, und wich einige Schritte zurück. — —

Biſt du um Raphaelens willen hier, — rief Alonſo aufgebrachter — ſo gib mir Antwort mit dem Schwert!

Er zog bei dieſen Worten ſein Schwert, und in dem Augenblicke klirrte ein anderes dagegen. Ein hitziges, hartnäckiges Gefecht begann im trüben Mondlicht, das jetzt noch trüber war als zuvor; denn die Nebel hatten ſich unterdeß verdichtet und zogen jetzt als trübe Wolken über den Mond. Der Vortheil blieb lange unentſchieden, denn die Geſchicklichkeit und Tapferkeit der Kämpfer war ſich gleich. Mit jedem Augenblicke ſtieg die Hitze des Gefechts; keiner wich einen Fuß breit, bis endlich Don Alonſo das Schwert tief in die Bruſt des Gegners tauchte.

Mit einem Schrei ſank dieſer rückwärts nieder, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Schleier von des Ritters Augen fiel, als ob die Geiſter der Rache und Eiferſucht, die ihn bisher geführt hatten, auf einmal von ihm flöhen und ihn der Qual der Reue überließen. Er warf ſich neben dem Sterbenden nieder und ſuchte Alles zu ſeiner Rettung hervor. Der Stahl war bis ans Gefäß in die Bruſt gedrungen und das Blut entquoll in ſtarken dunkeln Strömen der Wunde. Alonſo riß ſeine Schärpe ab, das Blut damit zu ſtillen; es war vergebens! Ein dumpfes Röcheln wand ſich noch aus der Bruſt herauf — —

Die auf den Schrei des Sterbenden herbeieilenden Menschen fanden seinen unglücklichen Sieger noch in diesen fruchtlosen traurigen Bemühungen, und waren schon im Begriff, sich seiner zu bemächtigen, wenn ihm nicht noch so viel Besinnungskraft geblieben wäre, nach seiner Wohnung zu entfliehn, wo ihn sein treuer Diener schon längst erwartet hatte. O Senner, — rief er ihm entgegen — heute hab' ich Euch eine Nachricht zu sagen, die Euch sehr freuen wird. Wisset Ihr wohl, daß Ihr Euren liebsten Jugendfreund — — Diego! — rief der Ritter — um aller Heiligen willen, rathe mir!

Diego ward jetzt erst das verstörte Ansehn seines Herrn gewahr. — Jesus Maria! — rief er — was ist mit Euch vorgegangen, Senner?

Er ist nicht mehr! — entgegnete der Ritter — er ist todt, mein glücklicher Nebenbuhler! ich habe gesiegt im Zweikampf —

O all' ihr Heiligen des Himmels! — rief Diego. — O unglücklicher, bedauernswerther Herr! — Doch ich eile jetzt, auf Eure Sicherheit zu denken.

Im Nu flog er die Treppe hinab, und ehe wenige Minuten vergingen, war er mit zwei flüchtigen andalusischen Rennern vor der Thür, welche der treue Diener mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaßen, eingehandelt hatte.

Sie warfen sich auf die Pferde und eilten so schnell, als sie konnten, aus der Stadt. Beinahe gedankenlos ließ sich der Ritter leiten; ach! er dachte nur an Raphaelen, nur an die Leiden, die er ihr durch den Tod ihres Geliebten

verurſacht hatte, durch den Tod ihres rechtmäßigen, längſt vor ihm gekannten Gemahls! Mußte ſie ihm jetzt nicht als dem Mörder aller ihrer Freuden fluchen? Alle Betrachtungen, die wahrer Liebe natürlich ſind und die blos die Leidenſchaftlichkeit ſeines Geſchlechts auf einige Zeit verdrängt hatte, kehrten in ſeine Seele wieder. Sein Zuſtand war traurig, aber wie unendlich trauriger ward er durch das, was er bald darauf aus dem Munde ſeines treuen Diego erfuhr. Hätte der ſonſt ſo treue, ſo ſorgſame Diener nur dieß Mal das unglückliche Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, verſchweigen können! Aber ſein Gemüth war ſelbſt in den erſten Augenblicken zu ſehr beſtürmt. — Armer, armer Don Fernandez! — rief er aus — ſo jung, und von der Hand des beſten Freundes! Aber, Senner, wie kam es denn ſogleich — —?

Was ſagſt du? — rief Alonſo, dem ſchnell eine ſchwarze Ahnung durch die Seele flog — was iſt mit Fernandez? Um Gottes willen, ſprich deutlicher!

Senner! ach, Senner! — erwiederte bebend Diego — ich kann es Euch nicht verhehlen! — ich hörte — daß er der Gemahl des Fräuleins wäre!

Nichts von der ſchwarzen furchtbaren Verzweiflung, die ſich bei dieſen Worten der Sinne des Ritters bemächtigte. Er beſchwor ſeinen Diener, zu den Menſchen zurückzukehren und einen Unſeligen allein zu laſſen, mit dem kein Glücklicher in Gemeinſchaft leben dürfe; die Einſamkeit der cataloniſchen Gebirge möge hinfort ihn mit ſeiner Reue und ſeinem hoffnungsloſen Gram verbergen. Diego ſchwur dagegen, daß er auch in die fernſte Einſamkeit ihm folgen

und jedes Loos des Lebens mit ihm theilen würde. Ein großmüthiger Wettſtreit entſtand zwiſchen ihnen, der nur durch einen ſchnellen Ausruf Diego's unterbrochen wurde: Hier iſt der Grenzſtein! — rief er — betet ein Gratias, lieber Senner, wir ſind auf cataleniſchem Boden!

In der Stadt, im Hauſe des Don Garcias herrſchte während dem die äußerſte Beſtürzung über den Verfall der vergangenen Nacht, der jedoch alle Herzen mit ganz entgegengeſetzten Empfindungen erfüllte.

Das, was Diego von der geheimen Liebe Raphaelens erzählt hatte, war keineswegs ungegründet. Don Fernandez de la Cuerta, der Jugendfreund des Ritters von Valera, war wirklich der glückliche Geliebte der ſchönen Raphaele; allein er war es nicht, den Don Alonſo im nächtlichen Zweikampf getödtet hatte; auch war ſie nicht mit ihm vermählt, nur feſt und heilig mit ihm verlebt. Die müſſige Geſchwätzigkeit der Menſchen hatte der Schwärmerei der Liebenden einen kühnern Schwung untergelegt, als ihn ihre zarte und ſchüchterne Liebe jemals zu nehmen gewagt haben würde.

Auf einer Reiſe in ſein Vaterland hatte Don Fernandez die ſchöne Raphaele kennen lernen, und da war dies zärtliche Bündniß zwiſchen ihnen entſtanden; allein die Einwilligung des Vaters durften ſie nie zu erhalten hoffen. Wie hätte er die Lieblingstochter, den Stolz, die Hoffnung ſeines Alters einem noch unberühmten und ganz unvermögenden Ritter geben ſollen? Eine eben ſo kränkende Zurückweiſung, wie ſie Alonſo erfahren hatte, ward auch ihm zu Theil, als er es wagte, um ihre Hand zu werben. Trau-

rig kehrte er zum Heere zurück, und nur die Versicherung ewiger Treue aus dem Munde seiner Geliebten konnte die Strenge seines Schicksals mildern.

Ein glücklicher Zufall führte ihn bald darauf nach Spanien zurück und begründete zugleich seine Ansprüche auf die Hand der geliebten Raphaele. Ein reicher Anverwandter in der Gegend von Valenzia, der kinderlos war, berief ihn zu sich, um ihn auf seinem Krankenlager zu pflegen, und setzte ihn zu seinem Erben ein. In dieser Zeit war es, wo Raphaele ihrem lange nicht gesehenen Geliebten die erste und einzige geheime Zusammenkunft im Garten bewilligte, deren Zeuge zu seinem eignen Unglück der Ritter von Valera war.

Indeß ward Don Riccardo immer zudringlicher in seinen Bewerbungen. Raphaelens Bitten hatten von ihrem Vater so viel erhalten, daß er sie nicht mehr mit der verhaßten Gegenwart Riccardo's quälte, bis, wie er meinte, sich ihr mädchenhafter Eigensinn gegeben haben würde.

Riccardo hingegen, der sich nicht erinnern konnte, jemals in seinem siegreichen Jugendleben etwas Aehnliches erfahren zu haben, ward durch den Widerstand des Mädchens aufs äußerste erbittert, und gewohnt, das tiefe, zarte Herz der Weiber nur als ein Spielzeug männlicher Willkühr zu betrachten, beschloß er durch Ueberraschung das bisher durch Sprödigkeit zurückgehaltene Geständniß ihrer Liebe zu erringen. Ein treuloses Kammermädchen versprach ihm den Eintritt in Raphaelens Zimmer, und hatte zu dem Ende die Strickleiter eben an der Mauer befestigt. Dieß war jene

verhängnißvolle Nacht, wo zwei gleich unbegünſtigte Liebhaber mit blinder Wuth ſich zu vertilgen ſtrebten. —

Riccardo's Wunde war zwar nicht, wie man lange Zeit befürchtete, tödtlich, allein ſie hielt ihn ſo lange zwiſchen Tod und Leben ſchwankend an das Krankenlager gefeſſelt, daß er, ſo nah der ernſten, dunkeln Pforte, wohl von ſeiner thörichten Eigenliebe geheilt werden mußte. — — Er entſagte der ſchönen Raphaele.

Doch da ſein Stolz die erhaltene Demüthigung nicht ganz verſchmerzen konnte, ſo gab er in einigen kurzen Zeilen an Don Garcias ſeine Anſprüche auf, und verließ augenblicklich darauf die Stadt. —

Don Garcias meinte indeß in Riccardo ſeine liebſten Hoffnungen verloren zu ſehen, und gleichwohl hielt ihn nun Ehre zurück, den Abgewandten wieder aufzuſuchen. Er war außer ſich und ſetzte einen hohen Schwur darauf, daß er nicht eher ruhen und raſten wolle, bis er das Blut ſeines Vetters, ſeines auserkohrnen Eidams, an Alonſo gerochen habe, deſſen Entweichung, ſo wie ſeine zurückgelaſſene Schärpe, unwiderlegbar gegen ihn ſprachen.

Raphaelens Herzensgüte ſiegte über eine leiſe Regung von Freude, die bei der Betrachtung in ihr aufſtieg, daß nun wieder ein Hinderniß in ihrer Liebe gehoben ſey. Nur Laura's Betragen war unerklärlich; eine tiefe Schwermuth hatte ſchon längſt ihr liebliches Geſicht verdunkelt, oder vielmehr den ſanften Mondglanz ihrer Reize noch unausſprechlich rührender gemacht. In dieſen Tagen ſchien ihre Traurigkeit den höchſten Gipfel erreicht zu haben. Einem

Schatten glich ſie, einer zarten, bleichen Lilie, die, kaum aufgeſchloſſen, ſchon vom Sturm gebrochen welkt.

Vergebens bemühte ſie ſich, ihren Schmerz zu verbergen. So oft ihr Vater mit Klagen über Riccardo's Verluſt und mit Verwünſchungen gegen deſſen Urheber anhob, ſo oft brachen Thränen aus ihren ſanften halb verweinten Augen.

Während dem hatte der Tod jenes Anverwandten den würdigen Don Fernandez, der ihn mit kindlicher Treue gepflegt, zum Eigenthümer ſeiner reichen Schlöſſer gemacht; als ein wünſchenswerther Freier erſchien jetzt der Jüngling zum zweiten Male im Hauſe des Don Garcias, der anfangs ſeinen Augen kaum zu trauen wagte. Das Entzücken der glücklichen Raphaele ſtimmte auch ſein Herz zur Freude; er willigte unter Segenswünſchen ein, und in wenigen Tagen ward das vom Himmel ſelbſt begünſtigte Bündniß vollzogen.

Don Fernandez wünſchte künftig auf einem ſeiner neuen Schlöſſer in Flandern zu leben, da die mehrſten ſeiner neugeerbten Beſitzungen in jenen Gegenden lagen, und freudig willigte die ſchöne Raphaele in die Wünſche ihres Geliebten. Sie reiſten Beide dahin ab, nachdem ihnen Don Garcias verſprochen hatte, mit ſeiner zweiten Tochter da-

hin nachzufolgen, ſobald er einige Geſchäfte und den Verkauf ſeiner Güter in Spanien berichtigt haben würde.

Dieſe Geſchäfte wurden ſehr bald beendigt, und ehe einige Monate vergingen, landete auch Don Garcias mit ſeiner Tochter Laura nach einer glücklichen Fahrt an den Küſten der Niederlande. Sie ſetzten ihre Reiſe ſo ſchnell als möglich fort, um bald das Schloß Don Fernandez zu erreichen.

Das ſpaniſche Lager ſtand damals in der Gegend von Antwerpen. In der Nähe deſſelben machten ſie einſt in einem Dorfe Herberge, weil ſie und ihre Pferde der Ruhe bedurften.

Don Garcias ſchickte einen ſeiner Diener nach dem Lager, um ſich nach einem alten Waffenbruder zu erkundigen. Der Diener kam zurück, ohne von dieſem etwas erfahren zu haben; dagegen brachte er eine Nachricht mit, die eben ſo unerwartet als erwünſcht für Don Garcias war; die Nachricht, daß Don Alonſo unter einem erdichteten Namen im Lager ſich aufhalte und als Officier in königlichen Dienſten ſtehe. Der Diener, der ihn ſehr genau von vorigen Zeiten kannte, verſicherte, ihn ſelbſt ganz in der Nähe geſehen zu haben.

Bei dieſer Nachricht wachte der ſchon halb entſchlafene Zorn im Herzen des Don Garcias mit neuer Stärke auf. Ohne ein Wort zu ſagen, aber mit funkelnden Augen, ſetzte er ſich und ſchrieb ein Ausforderungsbillet an Don Alonſo, worin er ihn mit Anbruch des folgenden Tages an eine be-

kannte Stelle des nahen Waldes beſchied, zu einem Kampfe mit ihm auf Leben und Tod. Dieſe Ausforderung ſchickte er ſogleich nach dem Lager.

Don Alonſo, denn er war es wirklich, ſaß eben einſam, ſeinem bittern Kummer überlaſſen, in ſeinem Zelte, als er die Ausforderung erhielt. Seine Verzweiflung hatte ihn in dieſe Gegenden geführt, wo er den Tod früher zu finden hoffen durfte, als in den ſtillen cataloniſchen Gebirgen.

Dorthin war er anfangs geflohen, mit dem feſten Vorſatze, ſich daſelbſt als Einſiedler zu begraben und ſein Leben unter unabläſſigen Gebeten dem Himmel zu weihen; allein die frühe Gewohnheit, thätig zu ſeyn, die unter Waffenarbeit hingebrachte Jugend, hatten ihm das müſſige Leben des Einſiedlers unerträglich gemacht. In kurzem verließ er mit ſeinem treuen Diego, der ſich nicht minder nach Thätigkeit ſehnte, den frommen Zufluchtsort, um unter den Schwertern der Niederländer den heißgewünſchten Tod zu ſuchen.

Der blutige Alba war nicht mehr. Unter Don Avila's mildern Befehlen durfte das durch Selbſtvorwürfe nur noch weicher gemachte Herz des ſchwärmeriſchen Alonſo nichts mehr fürchten. Unter fremdem Namen hatten ihm ſeine militäriſchen Talente bald eine Stelle als Officier verſchafft.

So war ihm bisher ſein freudenloſes Leben hingegangen, und immer hatte ihn der Tod geflohen, den er ſo innig

wünſchte. Die Ausforderung des Don Garcias ſchien ihm ein willkommnes Loſungszeichen zur endlichen Erfüllung ſeines Wunſches. Er ließ Don Garcias zurückſagen: daß er, gehorſam ſeinem Befehle, ſich morgen zur beſtimmten Stunde ſeinen Streichen darbieten würde, daß aber die ſeinigen in ihm noch immer den Vater ſeiner Geliebten ſchonen würden.

Ruhig ging er nach dieſer Abfertigung noch einen Gang zu einem ſeiner Waffenbrüder, den er lieb gewonnen hatte, und mit dem er noch den letzten Abend ſeines Lebens zubringen wünſchte. Daß es der letzte Abend war, konnte er wohl mit Gewißheit vorausſetzen, da er entſchloſſen war, ſich wehrlos der Rache ſeines noch immer kindlich verehrten Gegners preiszugeben.

Er kam zurück, und eine neue ſeltſame Erſcheinung zeigte ſich ſeinen Augen. Ein Zettel lag auf ſeinem Tiſche, worauf von männlicher Hand die Worte geſchrieben waren:

„Don Alonſo wird erſt um neun Uhr des kommenden Morgens an der beſtimmten Stelle erwartet.“

Diego war ausgegangen geweſen, und konnte alſo nicht ſagen, wie dieſe Botſchaft in das Zelt gekommen war. Don Alonſo legte den Zettel gleichgültig bei Seite; aber unwillkührlich bebte er zuſammen, als er darunter einen zweiten, von weiblichen, wie es ſchien, zitternd geſchriebenen Zügen erblickte. Auch ſeine Hand zitterte, als er ihn aufnahm und folgende Worte davon las:

„Laß das Wort zurück mich geben,
Das du nicht erdacht für mich!
Laß, o laß mit meinem Leben
Mich gestehn: Ich liebte dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was versagt das Leben mir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O, getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!"

Wie ein Blitzstrahl zitterte eine dunkle Ahnung durch die Seele des Ritters. — Ich werde nicht um neun Uhr, ich werde mit Anbruch des Tages an der bestimmten Stelle seyn! — rief er, und ehe noch der Morgen dämmerte, bestieg er schon sein treues andalusisches Roß und nahm Abschied von seinem Freund Diego, dem er alle die kleine Habe schenkte, die er hinterließ, und ritt allein (denn so war es ausgemacht) den einsamen Weg nach dem Walde zu.

Es war ein schöner, deutungsvoller Morgen; ein rosiger Schimmer dämmerte am Himmel auf, gleich als wollte er ihn mit einem Glorienscheine schmücken, den Platz, wo der unglückliche Alonso den letzten Kampf in seinem leidensvollen Leben kämpfen sollte. Das Herz des Ritters begann eben vor der Schönheit der Natur, die er zum letzten Male vor sich sah, in wehmüthiger Rührung aufzugehn;

aber ſeine Wehmuth verwandelte ſich ſchnell in Angſt und Entſetzen, als er in einiger Entfernung den Waldweg hindurch ſchon ſeinen Gegner, und vor ihm einen Jüngling erblickte, der, wahrſcheinlich ſchon im Kampfe überwunden, vor ihm auf den Knieen lag.

Wie durch ein Zauberſpiel ſchien dieſer Jüngling ganz das Ebenbild des Ritters von Valera zu ſeyn; nur zarter und kleiner als er, aber eben dieſe Waffenrüſtung, die Alonſo trug, eben derſelbe dunkelrothe Federbuſch, eben die Schärpe, breit und dunkelroth.

Um aller Heiligen willen! — rief Alonſo, indem er ſeinem Pferde die Speren gab — mit wem kämpft Ihr, Senner?

Don Garcias ſtand wie betäubt von Staunen, als ſich unter dieſen Worten Alonſo vom Pferde ſchwang und ihm entgegentrat.

O Barmherzigkeit, mein Vater! — rief der Jüngling und ſank ohnmächtig auf den Raſen hin.

Was iſt das? — rief Don Garcias erſchüttert und beugte ſich über den Sinkenden. Er ſowohl als Alonſo vergaß in dieſem Augenblicke den Kampf; beide beſchäftigten ſich unwillkührlich mit gleicher Aengſtlichkeit um den wunderbaren Fremdling. Alonſo eilte nach der nahen Quelle, um Waſſer zu ſeiner Erquickung zu ſchöpfen; er kam zurück, als eben Don Garcias voll ängſtlicher Ungeduld das Helmviſier des Unbekannten aufgeriſſen hatte, und —

Laura's holde Züge darunter entdeckte! — Die Todtenblässe, die sie überzog, hatte das sanfte Lächeln nicht verwischt, das sie so lieblich machte.

Wer beschreibt die Gefühle, die sich bei diesem Anblick im Herzen des Ritters regten! Raphaele hatte er angebetet, Laura übersehen. Raphaele, die stolze Raphaele hatte kein Herz für ihn; dieser Engel war jetzt im Begriff gewesen, aus Liebe für ihn zu sterben. Denn daß sie das gewollt hatte, davon zeugte ihm Alles, was er hier sah, davon zeugte ihm besonders das Lied, das er gestern fand und das, wie er nun sicher wußte, von Niemand als von ihr gekommen war.

Lieblich war ihm Laura's Anblick immer gewesen, aber seine eigensinnige Leidenschaft für ihre Schwester, und die schwärmerischen Begriffe von Treue, die ihn belebten, hatten ihm nicht erlaubt, irgend einem andern weiblichen Wesen die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken: jetzt war es, als ob eine Rinde von Eis von seinem Busen thaute, als ob ein warmer Strom von Liebe sich durch seine Adern gösse. Dankbarkeit, Bewunderung, Mitleid und die innigste Zärtlichkeit erfüllte seine Seele für die edle Laura.

Laura! Engel des Himmels! — rief er, indem er neben ihr niederstürzte und ihre bleichen Hände mit heftigen Küssen bedeckte. Er fühlte die Kälte des Todes in ihnen, und seine Verzweiflung achtete nicht mehr die Gegenwart des noch immer von Schreck und Staunen gefesselten Vaters. Heftig nahm er sie in seine Arme und drückte sie an

ſeine Bruſt. — Erwache! — rief er — Laura, theure Laura, erwache!

Heiße Thränen fielen auf ihr Geſicht, und ſeine Lippen näherten ſich mit Flammenhauche der blaſſen Lippe des Mädchens. Sey es nun, daß dieſe Töne, dieſe Thränen, oder dieſe Flammen ihre ſchon fliehende Seele in den Körper zurückriefen; ſie ſchlug die holden Augen auf, aber ſie ſchloß ſie ſogleich wieder, als ſie ſich in den Armen des Ritters ſah, und eine hohe Röthe beſtreifte wieder ihr bleiches Antlitz.

Alonſo wollte ſich eben ſo ſtürmiſch den Aeußerungen ſeiner Freude überlaſſen; allein mit Laura's Leben kehrte auch der Zorn in die Seele ihres Vaters wieder, den bisher nur Angſt und Liebe zurückgehalten hatten.

Was iſt das? — rief er ſtreng, indem er ſich bemühte, ſeine Tochter aufzurichten — welch unwürdiges Gaukelſpiel! — Entfernt Euch! rede, Laura!

O mein Vater! — rief das Mädchen unter einem Strome von Thränen, und umfaßte zitternd ſeine Kniee — tödte mich, mein Vater, daß ſich mein unglückliches Geheimniß mit meinem Leben ſchließe!

Laura! — rief Don Garcias, von ihren Thränen verwirrt und erweicht — ſprich, unglückliches Kind! was iſt mit dir vorgegangen?

Ach, du weißt Alles! — ſeufzte Laura, ihr Geſicht verbergend — der heutige Tag hat es verrathen, was ich — mit mir ins Grab zu nehmen dachte! Du weißt nun, daß

unglückliche Liebe mein Leben trübte. Ich konnte Niemand mehr nützen auf der Welt; du haſt noch eine Tochter, eine glückliche, geliebte Tochter! meine Schwermuth würde die Heiterkeit Eurer ſchönen Tage geſtört haben; ſo wollt' ich denn mein Leben noch ſo theuer als möglich verkaufen, indem ich das Leben deſſen rettete, deſſen Tugenden noch manches Glück auf Erden ſchaffen können. Du würdeſt mich unwiſſend als deinen Gegner getödtet haben, und er würde gerettet worden ſeyn, den ich — ach! zürne nicht! mein Vater! — den ich noch jenſeits unausſprechlich lieben werde!

So ſeyd Ihr denn — rief Don Garcias mit einem furchtbaren Blick auf Alonſo — zum Mörder alles meines irdiſchen Glücks erleſen? Nicht genug, daß Ihr mir einen lieben Eidam raubtet, auch eine gute Tochter habt Ihr mir verführt! Der Augenblick der Rechenſchaft iſt endlich da! Laßt uns nicht länger zaudern!

Er zog bei dieſen Worten ſein Schwert, und würde es unfehlbar dem Ritter in die Bruſt geſtoßen haben, als ihn ſchnell ein lautes Rufen von der einen Seite noch zurückhielt. Er wandte ſich, und ſiehe! den Hügel herunter ſprengte ein Ritter mit verhängtem Zügel. Er ſchwang ein weißes Tuch in ſeiner Rechten, zum Zeichen, daß man bis zu ſeiner Ankunft mit dem Kampfe einhalten ſolle; in wenigen Minuten war er angelangt, und zwiſchen den beiden Gegnern ſtand jetzt — Don Fernandez de la Cuerta.

Er war am vorigen Tage ausgeritten, Don Garcias und Laura in Flandern zu bewillkommnen. Sein Schleß

war nur eine Tagereiſe von dem Ort entfernt; die Nacht hatte er im Lager bei einigen Waffenfreunden zugebracht, ohne zu ahnen, wie nah er demjenigen wäre, deſſen Spur er mit ſo inniger Sehnſucht aufzufinden geſucht hatte, ſeit er zufällig die unglückliche Verwickelung des geliebten Freundes in die Geſchichte Raphaelens erfahren hatte. Er war dieſen Morgen früh erwacht, und wohl ſein guter Engel hatte ihm den treuen Diego entgegengeführt, der ihn ſogleich erkannte und aus deſſen Munde er die letzte Begebenheit ſeines armen Freundes hörte. Wie er ſein Pferd beſtiegen hatte und wie er an den Ort des Kampfs geflogen war, wußte er ſelbſt nicht.

Erſt nach den Aeußerungen wechſelſeitigen Entzückens zwiſchen den beiden Freunden gab Don Fernandez dieſen Aufſchluß. Alles, was bisher die Seele des unglücklichen Alonſo ſo ſchwer belaſtet hatte, löſte ſich durch die Erſcheinung des todtgeglaubten Freundes in ſchönſten Einklang auf.

Aber wer iſt dieſer Jüngling? — fragte Don Fernandez, auf Laura deutend, die während des Vorhergehenden ihre Verwirrung am Buſen ihres Vaters zu verbergen geſucht hatte.

Es iſt, — antwortete Alonſo — es iſt — o laß es mich dir geſtehen! — es iſt der gute Engel, der zuerſt mein Leben rettete, und — der es allein verſchönern kann!

Er erzählte ihm hierauf mit wenigen und Laura's Gefühl ſchonenden Worten die ganze Begebenheit.

Laura! — rief Don Fernandez — geliebte, edle Schweſter! wäre es möglich? Hätteſt du mir den theuern Freund errettet? — O laßt uns glücklich ſeyn, meine Freunde! Ich theile mein Vermögen brüderlich mit dir, Alonſe, und Raphaele wird es gern mit ihrer edeln Schweſter theilen! — Und Ihr, mein Vater, ſolltet nur Ihr das ſchöne Bündniß trennen wollen?

Don Garcias war überraſcht und von der Seite ſeiner in der That aufrichtigen väterlichen Zärtlichkeit angegriffen: er gab auch dieſen Beiden ſeinen Segen.

Laßt uns nun aufbrechen, meine Freunde! — nahm Don Fernandez endlich das Wort — Raphaele wird unſrer ſehnlich warten. — Aber du, liebe Laura — fügte er hinzu — ich bitte dich, bleibe bis heut Abend in deiner Waffenrüſtung, damit auch Raphaele ſieht, welch einen Kämpfer ſie in ihrer ſanften Schweſter hat!

VIII.

Reinholde.

Mährchen.

Ein edler Graf verlor ſeine Gemahlin durch einen frühen Tod, und da er ſie aufs äußerſte geliebt hatte, ſo wollte er ſich nie wieder vermählen, ſondern fand ſeine einzige Freude in ſeinen beiden Töchtern, dem koſtbaren Vermächtniſſe der Verſtorbenen.

Die beiden jungen Fräulein ſchienen auch ganz ſo große Liebe zu rechtfertigen; ſie waren beide von ſo außerordentlicher Schönheit, daß man ſie weit und breit die ſchönen Kinder nannte; allein ihr Inneres ward, jemehr ſie heraufwuchſen, ſehr verſchieden; denn eben ſo beſcheiden, ſittſam und mild Reinholde war, eben ſo eitel, ſtolz und leichtſinnig war ihre Schweſter Schönehild, oder Schönhilde insgemein genannt.

Der Graf that Alles, ſie wohl zu erziehen, und ſie wurden auch in den ſchönen Künſten und Geſchicklichkeiten bald eben ſo bewundernswerth, als ſie es ſchon nach ihrem Anſehen waren; ſo daß ſich auch ſchon eine große Menge der jungen Herren um ſie drängten und ſie mit Lobeserhebungen überhäuften.

Zum Glück war noch keiner darunter den ſchönen Schweſtern hübſch genug, um ihnen durch ſeine Schmeichel-

reden gefährlich zu werden. Der Graf aber hielt seine beiden Töchter werther, als seine beiden Augen; und als er einst genöthigt war, eine Zeit lang auf einem ganz entlegnen Schloß, nicht fern vom Meeresufer, zuzubringen, so nahm er seine Lieblinge dahin mit sich, um sie stets unter seiner Aufsicht zu haben.

Sie lebten hier ein sehr einsames Leben, doch fehlte es ihnen nicht gerade an Zeitvertreib, da sie so vieler kunstreichen weiblichen Arbeiten erfahren waren; auch pflegten sie sich oft im Freien zu ergötzen in der einsamen, doch gar nicht anmuthlosen Gegend; zur einen Seite lag das Meer, zur andern ein uralter Wald mit hohen, schattenreichen Bäumen, zerstreute Felsen neben an, doch bis dahin, vom Schlosse aus, eine sehr schöne, mit Blumen bunt durchstickte Wiese. Auf dieser pflegten nun die Fräulein oft zu lustwandeln.

Auf einer dieser Wanderungen bemerkte die sanfte Reinholde einen Vöglein, der, wie es schien, immer neben den Wandelnden zu dem Gebüsche hinflog und sie mit seinem lieblichen Gesang begleitete. Sie glaubten, diesen schon öfter gehört zu haben, und sahen jetzt den kleinen Sänger zwischen dem flüsternden Gesträuche. Er war nur einfärbig, grau und glanzlos, allein gefällig von Gestalt, und sein Gesang hatte so etwas eigen Rührendes, daß es Reinholden in die Seele drang, ob er gleich heut' nur leise und traurig sang.

Indem ward sie gewahr, daß Blut an seinen weichen Federn hing, und daß er wahrscheinlich im Flügel verwundet war, da er nicht wie gewöhnlich fliegen konnte. — O sieh, Schönhilde! — rief sie der Schwester zu — das

arme kleine Thier, das uns ſo ſchön geſungen hat! Laß es uns haſchen und es heilen!

Schönbilde blickte hin, doch in dem Augenblicke flog ein ſchöner, glänzender Schmetterling vor ihnen auf, deſſen Flügel mit allen Farben prangten. — Ach, laß den einfältigen Hänfling! — rief Schönbilde — komm, laß uns lieber dieſen ſchönen Flüchtling fangen.

Mit dieſen Worten eilte ſie über Stock und Stein dem leichten Sommervogel nach; allein bei der gutmüthigen Reinholde mußte die Freude an der glänzenden Erſcheinung bald dem Mitleiden für den armen, kleinen Sänger weichen. Er flatterte blutend und mühſam vor ihr her, doch ohne daß ſie ihn erreichen konnte, bis er an eine tiefe Felsſchlucht kam, wo er flatternd zwiſchen den Felſen hinunterſank.

Ach, nun wird er ſich vollends ganz beſchädigt haben und hülfloß in der Tiefe liegen! — ſeufzte Reinholde, und leichten Fußes, wie ſie war, ſtieg ſie vorſichtig die Klippen hinab, um ihn zu ſuchen. Allein als ſie hinunterkam, war kein Vogel zu hören und zu ſehen; dagegen fand ſie den Eingang einer Höhle, aus welcher ihr ein ſchwacher Schein entgegenkam. Vermuthlich glaubte ſie den Hänfling da zu finden; genug, ſie ging hinein, und ſtieg die breite Treppe hinab, von welcher der Lichtſchein heraufdämmerte.

Sehr viele Stufen mußte ſie niederſteigen, dann kam ſie in ein ſchwacherhelltes Zimmer, das auf das anmuthigſte ausgeſchmückt war, aus dieſem noch in eine Reihe anderer von ähnlicher Beleuchtung und Verzierung, bis ſie in Eines gelangte, worin ein einziger Gegenſtand ſie alles Uebrige vergeſſen ließ.

Auf einem Ruhebette in einer Vertiefung der Mauer ruhte ein Jüngling, ſchön, wie ſie nie einen geſehn zu haben meinte, in tiefem Schlummer, wie es ſchien. Der Ausdruck einer ſtillen Traurigkeit lag ſo rührend auf ſeinen holden Zügen, daß es ihr war, als ob ſie ſelbſt das tiefſte Leid empfände.

Er trug vornehme Ritterkleidung; ein Mantel, der ihn halb bedeckte, konnte das Ebenmaaß der herrlichſten Geſtalt nicht bergen! Jetzt war es, als ob ein freudiges Lächeln über ſein leidendes Geſicht zucke, und jetzt öffnete er auf einen Augenblick die ſchönen Augen, Reinholde anzuſehen, und ſie dann gleich wieder feſt zu ſchließen.

Erſchrocken dachte jetzt das Mädchen an ſich ſelbſt und ihre Lage, ſo ganz allein im Zimmer eines fremden Mannes, und noch dazu des ſchönſten, welchen jemals die Welt geſehen hatte. Sie flog eilig hinaus und kehrte auf ihr Schloß zurück.

Hier war auch ſchon die unbefriedigte Schönhilde angekommen, die ihren Schmetterling ohne Raſt verfolgt hatte; auf einer luftigen Höhe war er ihr entflogen. Sie fühlte ſich nun gar nicht in der Stimmung, Reinholdens Abentheuer anzuhören; auch war es, als ob dieſe keinen Muth habe, davon zu ſprechen; ſie wurde roth, ſo oft ſie nur jener Felſengegend erwähnte, und eine wunderbare Unruhe ſchien ſie immer dahin zurückzuziehen.

Aufrichtig, wie ſie ſtets gegen ihren vortrefflichen Vater gewohnt war, erzählte ſie ihm auch das Vorgefallene treu, und wenn ſie ihm gleich das nicht ſagen konnte, was ſie in ihrem Innerſten empfand, weil ſie das ſelbſt nicht

wußte, ſo entging es doch ſeinen erfahrnen Blicken nicht, und es ward dem guten Grafen ganz bang vor Schönhildens Leichtſinne und Reinholdens Stärke des Gefühls.

Er ſandte indeß ſogleich nach der Felſenwohnung, um ſich des Näheren nach dem ſchönen Schläfer erkundigen zu laſſen; doch ſiehe da, die Höhle mußte ſich geſchloſſen haben, denn in der ganzen Gegend war keine Spur von einem Eingange in die Felſen zu finden.

Um dieſe Zeit mußte der edle Graf zu n Kriege ziehen in ein fremdes Land; und ob ihn gleich, als einem wackern Krieger, der Ruf der Ehre nur erfreuen konnte, ſo ſchlug ſein väterliches Herz doch in großer Bekümmerniß ſeiner unbeſchützten Töchter willen; er klagte dieſes einer weißen Zauberin, die ſeine Freundin war, und fragte ſie um ihren Rath. Sie ſchlug in einem großen Buche nach, und ſagte dann: deine Töchter, mein Freund, werden ſelbſt ihr Schickſal zu wählen haben, und mich dünkt, ſie haben ſchon gewählt. Was aber deine Sorge um ihren Schutz in deiner Abweſenheit betrifft, ſo will ich dir den Rath geben, welchen ich für den beſten halte. Gern nähme ich ſie ſelbſt in meine Obhut, allein ich muß einer wichtigen Veranlaſſung willen in ferne Länder reiſen, und an den Höfen deiner fürſtlichen Verwandten wären ſie, ihrer großen Schönheit wegen, allzuſehr der Verführung ausgeſetzt. Nun haſt du aber einen feſten Thurm in dem Gebirge, darin verwahre ſie bis zu deiner Zurückkehr, ſo daß ſie nie heraus und keine lebendige Seele zu ihnen hinein kann. Dann will ich jeder eine Harfe geben, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie ohne Rettung zerſpringt, ſobald ihre Beſitzerin nur im geringſten

von der Tugend und guten Sitten, oder auch nur von dem Anſtande abweicht.

Der Graf dankte für den erhaltenen Rath und befahl ſogleich, den alten Felſenthurm aufs freundlichſte für ſeine herzgeliebten Kinder einzurichten. Er ließ einige ſchöne Zimmer anlegen, verſehn mit Allem, was nur ein weibliches Herz freuen kann, mit Schränken, Spiegeln, ſchönen ſeidnen Betten, und vorzüglich mit einem reichen Vorrathe von Mitteln zu anmuthiger Beſchäftigung, des Geldes und der Seide von allen Farben und Arten zum Sticken, des feinſten Flachſes zum Spinnen, auch eine große Menge Bücher, Bilder und dergleichen, damit ſie ſich die Zeit recht angenehm verkürzen möchten. Auch ein freundliches Gärtchen ließ er hinter dem Thurme anlegen, worin ſie ungeſtört der freien Luft genießen könnten, doch ebenfalls von einer hohen, unerſteiglichen Mauer umſchloſſen. Darauf beſtellte er bei ſeinem treuen Burgvogt von dem nicht fern gelegenen Schloſſe, daß man den Einſamen jeden Morgen die allerbeſten Speiſen und Getränke in einem Korbe hinaufwinden ſolle, doch allemal vor Anbruche des Tages, wenn die Fräulein noch unbeſorgt auf ihren weichen Bettlein ſchlummerten.

Nach allen dieſen Anſtalten und am Abende vor ſeiner Abreiſe führte er ſeine beiden Lieblinge in ihren künftigen Aufenthalt, zeigte ihnen Alles, und gab ihnen dann die beiden für ſie erhaltenen, bezauberten Harfen. Das Geſtell derſelben war von reinem Criſtallglaſe, die Saiten aber vom feinſten Golde geſponnen. Er machte ſie mit ihrer Eigenſchaft bekannt, gab ihnen dann auch noch die Schlüſſel zu der Thurmthüre; — denn — ſagte er — ich will Euch nicht

als Gefangene einkerkern, freiwillig erwart' ich von Eurer Lieb' und Eurer Klugheit, daß Ihr nach dem, was Ihr nun wißt, die Schwelle dieſer Freiſtatt nie übertreten und keinem lebenden Weſen den Eingang hierher geſtatten werdet.

Und nun, — beſchloß er, indem er ſie, Thränen im Auge, in die Arme ſchloß — und nun lebt wohl, meine guten, geliebten Kinder! und denkt, daß Ihr die einzige Freude meines Lebens ſeyd! denkt, daß von Eurer Aufführung mein ganzes Glück, die ganze Ruhe meines Herzens abhängt. Kehr' ich glücklich zurück, ſo ſollen Tage voll Luſt und Freude Euch dieſe kurze Einſamkeit vergelten, und fall' ich in der Schlacht, nun, ſo wird es Euch zum Troſte gereichen, dem Vater, der Euch ſo unendlich liebt, noch einen letzten Wunſch erfüllt zu haben.

Mit tauſend Thränen küßte Reinholde ſeine Hand, drückte ſie an ihr Herz und betheuerte ihm, daß ſie aufs treu'ſte ſeinen Wunſch befolgen wolle. Auch Schönhilde weinte und verſprach ebenfalls pünktlichen Gehorſam; doch ihre Thränen waren wie Regen im April, und ſie beruhigte ſich bald im Anſchaun all der ſchönen Sachen, welche der Vater ihr zurückgelaſſen hatte.

Der edle Graf war unterdeſſen um die beſtimmte Stunde abgereiſt. Im Kreiſe ſeiner Leute herrſchte Trauer, auch die Abweſenheit der guten, freundlichen Reinholde beklagte man, denn ſie war milden Herzens, wie ihr Vater. Aus Schönhildens Entfernung machte ſich eben niemand etwas, da ſie in ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtſinn an andern Menſchen zu wenig Antheil nahm. Die Fräuleins lebten während dem ihr ſtilles Leben; die erſten Tage waren ſelbſt

für Schönhilde an mannichfacher Unterhaltung reich, denn außer allen Schönheiten, die in ihren Zimmern und Gärten zu muſtern waren, bot auch die Ausſicht aus den Fenſtern einen zum mindeſten neuen Genuß; ſchroffe, wunderbar geſtaltete Felſen ſchloſſen das kleine Thal in einen Halbkreis ein, und wurden hin und wieder von ſchwarzgrünen, tiefhängenden Tannen bekränzt, die aus den grauen Steinklippen hervorſproßten; am Fuße des Felſenkreiſes wallte ein mäßig breiter Strom vorüber.

Die beiden Schweſtern hatten noch nie eine ſo romantiſche Gebirgsgegend geſehen, und ergötzten ſich daher Anfangs recht ſehr an dem Anblicke; als ſie indeß Felſen und Tannen und Strom genau betrachtet hatten, ſo bemerkte Schönhilde doch, daß die Tannen nach wie vor im Winde ſchwankten, der Strom einförmig rauſchte und die Felſen gar unbeweglich auf einer Stelle ſtanden.

Reinholde langte ſtill nach ihrem Arbeitsgeräthe, nach der blinkenden Nadel und der ſchönfarbigen Seide, vorzüglich aber nach ihrer lieben Harfe, die ihr nach ihrem inwohnenden Zauber gleichſam als eine freundliche Zeugin ihres unſchuldigen Lebens theuer war. Sie fand in dem Reiz der Beſchäftigung ein wohlthätiges Heilmittel gegen den Unmuth der Langeweile; auch fing ſie oft mit ihrer Schweſter ein freundliches, liebevolles Geſpräch an, worauf indeß Schönhilde in ihrem Unmuth wenig Acht gab. Schönhilde achtete der melodiſchen Harfe nicht ſehr. Nur dann und wann trat ſie damit an's Fenſter, um irgend weher Bewunderer herbeizulocken. Dann aber erklangen die Saiten verſtimmt und brachten nur verworrene Weiſen vor.

Sie benutzte jetzt ihre Freiheit, ſich des Morgens recht lang zu putzen, aber leider! da war niemand, der ihre Schönheit nur geſehn, viel weniger bewundert hätte, und wenn auch zuweilen ein einſiedleriſcher Häher oder anderer wilder Waldvogel aus den Steinritzen aufflog, ſo wandte er doch keinen Blick ſeiner ſcharffunkelnden Augen nach der am Fenſter ſtehenden Schönen.

Reinholde fiel wohl auch zuweilen in ſtillwehmüthige Betrachtungen, wenn ſie ſo einſam ſich ſelbſt überlaſſen an ihrer Harfe ſaß; ſie dachte an den ſchönen Jüngling, den ſie in jener unterirdiſchen Wohnung geſehen hatte und den ſie nun wohl nimmer wieder ſehen ſollte, während ſie dieſe Mauern von ihm und von dem Leben ſchieden; allein geduldig fügte ſie den frommen Sinn in ihres Vaters Willen, und war einzig darauf bedacht, wie ſie ihre Pflicht treu erfüllen wollte. Da rief einſt auf einmal Schönhilde: O ſieh doch, Schweſter! komm geſchwind an's Fenſter, liebe Reinholde! — Sieh nur den ſchönen Jäger dort, der auf dem Vorſprunge des Felſens erſcheint!

Und als Reinholde hinſah, erblickte ſie in Wahrheit einen Jüngling in blankem Jagdgeſchmeide, der, an dem Felſen emporgeklommen, zwiſchen den Tannen ſtand und nach den beiden ſchönen Mädchen herüberzublicken ſchien.

Reinholde zog ſich ſittſam betroffen zurück, allein Schönhilde rief voll Freude: O ſieh! er hat auch uns bemerkt; nicht Pfeile ſendet er vom Bogen, nur Pfeile ſeiner lichtbeſchwingten Blicke! — O nun iſt's gut! — rief ſie, und ſchlug dabei in ihre kleinen weißen Hände — nun fängt doch unſere Einſamkeit an, ſich ein wenig zu beleben! —

Und wie ein unbedachtſames Kind ließ ſie ein ſchönes, vielfarbig geſtreiftes Band hinunterflattern, welches der Wind nach den Bergen hinüberwehte. Der Jäger ward es gewahr und klimmte ihm nach in die Felsvertiefungen. Schönbilde aber ſah ihm nach und wartete den ganzen Tag ungeduldig auf ſein Wiedererſcheinen.

Am andern Morgen nun ſtanden beide Schweſtern in aller Frühe an ihrem Fenſtergitter; denn auch Reinholde pflegte ſich des Morgens und Abends dieſen ergötzenden Anblick zur Erholung zu gönnen, und wenn die roſigen Streiflichter der auf- oder niedergehenden Sonne die grauen Felſen, den einſamen Strom, und die ſchwarzen, traurigen Tannen beleuchteten, ſo fand ſie auch in der einförmigen Gegend einen immer veränderten und mannichfachen Reiz.

Die Sonne war jetzt eben aufgegangen, und blickte durch eine Thalöffnung zwiſchen den Bergen herein gerade auf den wallenden Strom, den ſie mit ihrer Strahlenfluth verklärte. Da ſahen mit einemmal die Jungfrauen einen Nachen den Strom herunterſchweben, und einen ſchlanken Schiffer darin ſtehend, der mit dem Ruder leicht die Wellen beherrſchte und fröhlich in die Morgenſonne ſchaute. Er ſang, als er den Fenſtern beinahe gegenüber kam, mit munterm Tone:

Flüchtige Wellen,
Gleitet dahin,
Zeiget den hellen,
Fröhlichen Sinn!

Jugendlich Leben
Schwellt noch die Bruſt;

Vor dem Entſchweben
Faſſet die Luſt!

Mädchen, ſie gleichen
Wechſelnder Fluth;
Sie zu erreichen
Strebe der Muth.

Schimmer vergolden
Wogen und Grab;
Mädchen! Ihr holden!
Lächelt herab!

Er hatte während des Geſanges ſeinen Nachen angehalten, und ließ ſich den Fenſtern gegenüber von den flutenden Wellen ſchaukeln, indem er mit fröhlicher Zuverſicht hinauf nach den reizenden Mädchen blickte.

Reinholdens ſittſames Gefühl hatte die freie Sprache ſeines Liedes verletzt, und wie bei wahrhaft reinen Seelen eine kühnfreie Liebesſprache nicht ſowohl Zorn erregt, als vielmehr innerliche Traurigkeit, ſo wollte ſie ſich auch gekränkt zurückziehen; allein die Schweſter hielt ſie bei der Hand, und rief voll Freude: O ſieh, liebe Reinholde! erkennſt du wohl den ſchönen Jägersmann von geſtern? Die waſſerblaue Schifferkleidung ſteht ihm nicht minder ſchön, als das hellgrüne Jagdgewand.

Reinholde blickte ſchärfer hin, erkannte wirklich an der Geſtalt den Jäger von geſtern, und — um den linken Arm hatte er das farbig geſtreifte Band gewunden, das ihm Schönhilde froh entgegenflattern ließ.

Bei dieſem Anblicke ward Reinholde bleich; ſie zog

ihre Schweſter vom Fenſter hinweg und ſprach mit aller ihrer lieberollen Innigkeit: O, liebe Schweſter! was haſt du doch für eine große Unbedachtſamkeit begangen, indem du jenem fremden Jünglinge ein ſolches bedeutſames Zeichen fliegen ließeſt. Du ſiehſt, wie er ſich damit ſchmückt, und aus den Worten ſeines Liedes ſchien ein ziemlich freier und leichter Sinn zu ſprechen. Laß uns nun ja durch allergrößte Sittſamkeit ſeine beleidigende Zuverſicht widerlegen. — Durch ſolche und ähnliche Reden hielt ſie, wiewohl mit großer Mühe, ihre leichtſinnige Schweſter einige Zeit von dem Fenſter zurück.

Als dieſe dahin zurückkam, war der ſchlanke Schiffer endlich verſchwunden; ihr Unmuth kehrte nun im höchſten Grade zurück und ſie brachte den Tag in heimlichem, doch vergeblichem Harren zu.

Als aber des andern Morgens die beiden Schweſtern wieder an das Fenſter traten, um friſche Luft zu ſchöpfen, da ſahn ſie wie durch Zauberhand ein heldblühendes Gärtchen unter ihren Fenſtern, welches mit ihrem einſam kleinen, von Mauern umſchloſſenen Zwingergärtchen gar nicht zu vergleichen war, mit den ſchönſten buntſtrahlenden Blumen, abgetheilt in zierliche Beete, mit ſaubern Gängen durchkreuzt und mit flatternden Büſchen gemiſcht; in einiger Entfernung aber ſahen ſie einen anmuthigen jungen Gärtner zwiſchen ſeinen Pflanzungen hinwandeln, den ſie bald für den Jäger und den Schiffer der vorigen Tage erkannten. Er trug wieder die Armbinde von Schönhildens buntſtreifigem Bande, in welchem Roſenfarbe und lichtes Hoffnungsgrün die Hauptfarben ausmachten, blieb jetzt ſtehen, nahm

eine Zither zwiſchen den Blumenſträuchen auf, die er mit großer Leichtigkeit rührte, und ſang dazu mit ſeiner wohltönenden Stimme:

Blüht, ihr Tulpen! blüht, ihr Roſen!
Zeigt der holden Mädchen Bild.
Bei des muntern Weſtes Koſen
Blüh'n ſie ſchön im Lenzgefild.

Fröhlich ſpiegeln alle Farben,
Bieten hold ſich ſeinem Gruß;
Wenn die frohen Schimmer ſtarben,
Dann vorüber Lenzgenuß!

Schimmert, Blumen; glänzt, ihr Schönen!
Während auch der Frühling lacht,
Bald, befeindet Luft und Tönen,
Kömmt des düſtern Herbſtes Nacht.

Fröhlich ſpiegeln alle Farben,
Bieten ſiegenden Gewinn;
Wenn des Lenzes Blumen ſtarben,
Sind auch Blick und Kuß dahin!

Reinholde hatte ſich wieder, erröthend vor den verlebend freien Worten dieſes Geſanges, von dem Fenſter entfernt, und bittend auch ihre Schweſter mit ſich fortgezogen; der Geſang ſchwieg, und jetzt ſahen ſie mit einemmal an ihren Fenſtern, welche, da ſie das erſte Stockwerk des Thurms bewohnten, nicht von unerreichbarer Höhe waren, ein paar blühende Roſenbäumchen ſich emporrichten, die der ſchöne Gärtner in Gefäßen unter das Fenſter getragen hatte, und

die ihre purpurnen Blüthen nun funkelnd in das Zimmer hineinrankten. Kindliche Freude über den schönen, lang entbehrten Anblick zog beide Schwestern an das Fenster, um den erquickenden Duft zu athmen; allein, wie bebten sie zurück, als ihnen, so wie sie nahten, zwischen den Rosen ein schönes jugendliches Männergesicht entgegenblickte, eben so frisch und strahlend in Rosengluth, als die purpurnen Rosen selbst, mit lieblich funkelnden Augen und süß verführerischem Lächeln; strahlend, verblendend für die entzückte Schönchild, herzdurchdringend für die erschütterte Reinholde. Ach! es war dasselbe reizende Angesicht, das sie in jener Höhle gesehen hatte, das ihr als Lichtbild ihrer geheimsten seligsten Gedanken vorgeschwebt hatte! Allein der Ausdruck des edelsten Gefühls, ja selbst der tiefsten geheimen Schwermuth war damals auf dem schönen Antlitz sichtbar gewesen, während hier nur verführerischer Leichtsinn aus allen Zügen sprach. Er war an den Spalieren, die er selbst angelegt, heraufgeklettert in seiner Gärtnerkleidung, und während er die schlanke Gestalt, selbst wie ein jugendlicher Baum, anmuthig hin und wieder wiegte, flüsterte er mit einschmeichelnder Stimme: Nun endlich, o Ihr holden, schönen Mädchen, gelingt es mir, Euch in der Nähe zu sehen! Ihr holden Rosen, die Ihr einsam hier verblühen solltet! — Nein! Dank sey es der Macht der Liebe, die mich alle Schwierigkeiten besiegen lehrte; gebt mir nun eilig den Schlüssel zu Eurem traurigen Heiligthume, da mir die Eisengitter hier den Zugang wehren.

Und seine Augen blickten dabei so reizend, daß es schien, als ob sie wenigstens den Eingang zu den Herzen finden müßten.

Reinholde hatte ſich zurückgewendet, und, ihr Geſicht in beide Hände bergend, ſtürzten reichliche Thränenſtröme vor ihr nieder; Schönhilde aber, ganz bezaubert von der Schönheit und dem reizenden Weſen des Fremdlings, hatte ſich mit ihm in ein flüſterndes Geſpräch eingelaſſen, und nach einigen von ihm bald widerlegten Einwendungen verſprach ſie ihm, daß ſie zuſehen wolle, den Eingang zu eröffnen, wenn ihre Schweſter, welche über die Maaßen bedenklich ſey, ſich auf den Abend zur Ruhe begeben haben werde. Er ſolle ſich dann nur an der Thür des Thurms einfinden.

Der frohſinnige Bewerber ließ ſich mit dieſer Zuſage befriedigen, und ſchied auf Wiederſehen in der ſchönen abenteuerlichen Stunde.

Schönhilde war nun den ganzen Tag über ſehr vergnügt, und kümmerte ſich wenig um die heimlichen Thränen ihrer armen Schweſter; ſie dachte nur auf alle die ſchönen Reden, womit ſie dieſen Abend die Huldigungen des reizendſten der Männer erwiedern und an den vortheilhaften Anzug, den ſie heute nachläſſig ſcheinend und doch geſucht anlegen wollte.

Reinholde hätte vielleicht, bei ihrer gewöhnlichen zärtlichen Sorgfalt für ihre Schweſter, etwas von ihrem thörichten Anſchlage erfahren können; allein dies Mal war es ihr wohl zu verzeihen, wenn ſie weniger auf ſie achtete, da ſie ſo ſehr in eigenem Gram verſunken war. Sie ſuchte ſich nur deſto eifriger mit Arbeit zu beſchäftigen, um ihn dadurch unwirkſamer zu machen. Als nun jetzt die Abenddämmerung kam und ſie an Fortſetzung ihrer Arbeit hinderte,

Schönhilde aber so eifrig mit Suchen in ihrem Putzwerk beschäftigt war, daß sie gar nicht mit ihr sprechen konnte; da ging die stillbekümmerte Reinholde auf kurze Zeit hinab in ihr kleines, beschränktes Gärtchen, um freie Luft zu schöpfen, weil ihr die Aussicht aus dem Fenster jetzt auch verwehrt war durch die Furcht vor dem frevelnden, ihr nur zu gefährlichen Fremdlinge.

Hier, zwischen den beschützend hohen Mauern, strich zwar die Luft weniger frei und kühlend und fiel der letzte verblühende Abendschimmer nicht mehr freundlich herein; doch war sie wenigstens gesichert, daß kein verwegener Blick in ihre fromme Stille fiel.

Allein auch hierher sollte sie die schmerzlich reizende Gefahr verfolgen! Jenseits der hohen Mauer vernahm sie jetzt schmelzende Lautenklänge, die ausdrucksvoll zu ihr herüberschwebten, und unterschied deutlich die nachfolgenden Worte, von einer bewegten Männerstimme gesungen:

Endlich hab' ich dich gefunden,
Dich, nach der mein Leben rang!
Ach! da hält mich streng gebunden
Ein geheimer, finstrer Zwang!

Und dich bergen feste Mauern
Vor der treuen Sehnsucht Blick;
Nur in hoffnungslosem Trauern
Grüß' ich meiner Jugend Glück.

Liebend mit Gesang umgeben
Durft' ich ehmals deinen Sinn;
Doch aus meinem armen Leben
Schwand auch dieser Reiz dahin.

Da ich wieder dich gefunden,
Soll mit weicher Töne Flehn,
Noch, wie ſonſt, in ſtillen Stunden
Dich mein leiſer Flug umwehn!

Dieſe flücht'gen Augenblicke,
Wo ich ſcheine, was ich bin,
Wie mich deine Näh' entzücke,
Ach, wie ſind ſie ſchnell dahin!

Doch ob auch kein Lenz erfreue
Meine dunkle Lebenszeit,
Meines Herzens tiefe Treue
Sey doch ewig dir geweiht!

Reinholde war im Innerſten durchdrungen von den Tönen und Worten dieſes rührenden Geſanges, deſſen räthſelhaften Inhalt ſie gleichwohl nicht zu deuten wußte. Sie mußte unwillkührlich an den ſchönen Geliebten denken, obwohl ſeine leichtſinnigen Lieder und Handlungen keineswegs mit dem Tone dieſes Liedes zuſammenſtimmten. Ihr Herz antwortete dem Sänger, und wie gern hätte es auch ihr Mund gethan! allein die rührenden Bitten ihres ſcheidenden Vaters waren doch mächtiger, als die mächtige Leidenſchaft, welche ſie zu dem ſchönen Unbekannten zog. Seufzend ging ſie zurück nach ihrem Zimmer, da rief ihr Schönhilde ſchon entgegen: Ach, gut daß du kommſt, Schweſterchen! Ich bin heut Abend ſo erſtaunend müde; wir wollen uns doch zeitig niederlegen! — Und aus Gefälligkeit willigte die gute Reinholde ein, ob es gleich noch ſehr zeitig war; ſie meinte ihrer Schweſter Schlaf zu ſtören, wenn ſie allein aufbliebe. So legten beide ſich zur Ruhe.

So müd Reinholde aber auch war, so konnte sie doch nicht einschlafen, theils von der innern Unruh' über das Vergefallene, theils von einer ängstlichen Ahnung gequält. Immer mußte sie ihre schönen, traurigen Augen wieder öffnen.

Der Vollmond war indessen aufgegangen, schien durchs Fenster in das jungfräuliche, stille Gemach, und schmückte es mit hellen Silberblumen aus; er schien durch die weißen reinlichen Vorhänge, welche Reinholdens Lager umgaben, wie durch ein duftiges Gewölke um ein unschuldiges Kind.

Da war es Reinholden, als höre sie ihre Schwester leise durch das Zimmer nach der Thüre schleichen; sie blickte hin, sie rief sie, doch vergebens, und nun glaubte sie sich getäuscht zu haben, und wollte Schönhildens Schlummer nicht stören.

Allein jetzt hörte sie ganz deutlich unten an der Thür den Eisenriegel aufschieben, welcher nächst dem Schlosse den Eingang schützte; da flog ein Todesschreck durch ihre Glieder; sie warf schnell ein Gewand um sich und eilte die Stiegen hinab.

Doch ach! es war zu spät! schon war die Thür geöffnet, schon war der schöne Abenteurer eingedrungen, und befand sich bereits mit Schönhilden in traulichem, liebkosendem Gespräche.

Angstvoll bebte Reinholde zurück, und wandte sich unwillkührlich, zu fliehen. Allein der kühne Fremdling hatte sie schon bemerkt, und da ihm ohnehin viele Eroberungen

lieber waren, als eine, überdies Schönhildens unbedachtes Entgegenkommen ihm den Reiz der Schwierigkeit entzog, so flog er, leicht wie der Wind, an der betroffenen Schönhilde verüber, und hatte, ehe sie es sich versah, die bange Reinholde überholt und ihr den Rückweg nach der Treppe abgeschnitten.

O, schönes Mädchen! — rief er aus, und hatte sich dabei zu ihren Füßen geworfen — du bist die Göttin, die ich lieb' und suche.

Durch den geöffneten Eingang des Thurmes fiel der helle Mondstrahl herein, und streifte das schöne Gesicht des Knieenden. Reinholde sah nun den zu ihren Füßen, der lange das höchste Ziel ihrer andächtigen Zärtlichkeit gewesen war. Doch hatte er nicht vor wenig Augenblicken dieselben Schmeichelreden an ihre Schwester gerichtet? War er nicht der verwegene Eindringer in ihre stille Freistätte? Und mehr als dies, die kühne Art, womit er sie zurückzuhalten strebte, womit er Wort und Blicke, und selbst Liebkosungen an sie zu wenden wagte — ihr ganzes Gefühl regte sich dagegen, diesen als den Heimlichgeliebten anzuerkennen.

Verzweifelnd blickte sie umher, und da sie keinen andern Ausweg sah, so floh sie, indem sie sich, wie von wunderbarer Kraft gestärkt, von dem Verführer losriß, hinaus in die einsame, mondbeleuchtete Gegend.

Alle ihre Stärke und Schnelligkeit aufbietend, flog sie dahin, gleich einem aufgejagten Rehe, so schnell, daß sie der Jüngling, der ihr voll Eifer folgte, nicht erreichen konnte;

doch hörte sie mit Todesangst seine fliegenden Tritte und sah ihn bei einer Wendung des Pfades schon dicht hinter sich. Noch einmal faßte sie ihre Kräfte zusammen, und jetzt bog sie um eine Felsenecke, wo sie sich fast schon vor ihm sicher glaubte; — ach Gott! da trat er ihr, den sie vor wenig Augenblicken hinter sich gesehen hatte, auf einmal von dieser Seite entgegen, in aller seiner Herrlichkeit, und in der vollen, blendenden Beleuchtung der Mondenstrahlen, die, von den Felsenwänden zurückfallend, sich gleichsam zu verdoppeln schienen, um sein reizendes Bild zu verklären. Wunderbar war es, daß ihr auch seine Gestalt noch bei weitem höher vorkam; auf seinem schönen, jetzt hellbeleuchteten Gesicht erblickte sie einen Ausdruck von Hoheit, von Milde, und zugleich von Ernst, den sie bisher gar nicht an ihm gesehen hatte.

Mit unendlich schmerzlicher Sehnsucht schien es sie zu ihm hinzuziehen; doch ihre Tugend siegte; mit heißem Schmerz wandte sie sich, zu fliehen.

Da rief er mit einem Tone, der durch ihr tiefstes Leben drang: O! fliehn willst du vor mir, du holde, himmlische Geliebte meiner Seele, du, die ich lang gesucht! Was that ich dir, daß du mich fliehen willst?

Es war, als ob sie von dem Leben scheiden sollte, mit dem Scheiden von dieser holden Stimme; doch blieb sie standhaft, und wandte sich schnell zur Flucht: da, wie durch Zaubermacht, trat er ihr plötzlich noch einmal entgegen, im raschen Laufe um den Felsen lenkend.

Erſchrocken blickte ſie zurück; und zweimal ſah ſie jetzt den geliebten Gefürchteten; denn auch er mit der ſüßen Stimme und dem holden, bittenden Blicke ſtand dicht hinter ihr, während der eben Angekommene mit glühenden, vom Laufe erhitzten Wangen, mit ſeiner gewöhnlichen Kühnheit die Arme nach ihr ausbreitete, indem er rief: Hab' ich dich endlich, ſchöne Beute? Nun ſollſt du mir nicht mehr entfliehen, du ſcheues, flüchtiges Reh!

Halt! — rief der Andere, ſchnell dazwiſchentretend — willſt du gewaltſam dieſen Preis erringen, ſo kämpfe erſt mit mir!

Und in dem Augenblicke fuhr ſein ritterliches Schwert hellklirrend aus der Scheide; doch auch ſein kühnes Ebenbild ſtand ihm an Muthe nicht nach, auch ſein Schwert flog in demſelben Augenblicke raſchfreudig durch die Luft, und beide Klingen funkelten nun im Mondenlichte todtfordernd gegeneinander, und beide ſchöne Angeſichter, mit ſo verwandten, vielmehr mit völlig gleichen Zügen, blickten einander mit zornblitzenden Augen an.

Geblendet, wie durch Zauberſpiel, in Angſt und Furcht und Zärtlichkeit getheilt, ſtand Reinhelde einige Augenblicke, und blickte, gleichſam Rettung flehend, zum Himmel auf. Da war es, als ob ſich eine weiße duftige Wolke vom zarten, den Mond umſchwimmenden Gewölke löſte und herab auf die Erde ſchwebte. Und eh' noch Blut die Glieder der entrüſteten Kämpfer färbte, ließ ſich auf dem Kampfplatz ein weißer, blendender Wagen herab, von zwei ſilber-

hellen Schwänen gezogen; daraus ſtieg die mächtige Zauberin, welche dem Vater der Mädchen die wunderbaren Harfen gegeben hatte.

Haltet ein! — rief ſie mit mildem, aber zugleich gebietendem Tone, indem ſie ihren, mit Lilien umwundenen Scepter zwiſchen die todtfunkelnden Schwerter neigte — ſoll Bruderblut Eure durſtenden Klingen tränken?

Und augenblicklich ſenkten die beiden Kämpfer ihre Schwerter, und blickten, überraſcht und ehrfurchtsvoll erwartend, nach der blendenden Erſcheinung, während Reinhelde wieder Athem ſchöpfte, als ob ihr eine Felſenlaſt von dem Herzen genommen wäre, und freudig hoffend zu der hohen Fremden aufſah.

Auch Schönhilde war unterdeß hinzugekommen; nicht ſowohl Beſorgniß um ihre Schweſter, als der Wunſch, unter dieſem Vorwande einmal der lang entbehrten Freiheit zu genießen, hatte ſie in das Feld gelockt.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Fremden auf Reinhelden. — Der Zauber iſt gelöſt, — ſagte ſie — gelöſt durch dich, du reines, holdes Kind! Wiſſe, dieſe ſchönen Jünglinge ſind Brüder, Zwillingsbrüder, von der Natur durch eine ſeltne, bewundernswerthe Aehnlichkeit bezeichnet. Sie ſind die Erben einer mächtigen Herrſchaft. Allein durch einen böſen Zauber war ihre Jugendzeit getrübt; Selenie dort, er mit dem edeln, ſtillen Ernſte in den anmuthigen Zügen, war beſtimmt, die Hälfte des Tags in

einen Hänfling, Cephirio, dort jener leichtſinnige Wildfang, in einen Schmetterling verwandelt umherzuflattern; die andere Hälfte aber, jeder getrennt von dem andern, in einer Felſenhöhle zu verſchlafen. Nur wenige Stunden des Jahrs war es ihnen vergönnt, in ihrer eigentlichen Geſtalt zu erſcheinen und zu handeln; du weißt, wie Cephirio dieſe Stunden angewandt hat. Der Bannſpruch aber lautete: Nur wenn ein ganz ſchuldloſes Mädchen, von tiefſter Leidenſchaft für ſie entflammt, ſtandhaft genug in ihrer Tugend wäre, um ſie unerſchüttert zu fliehen, ſollte das Zauberband gelöſt ſeyn. Du, ſchuldloſe Reinholde, du haſt das Löſungswerk vollbracht! Und in mir, welche man die Schwanenfürſtin nennt, ſieh die Belohnerin weiblicher Tugend und Güte. Dein Mitleid für den armen Hänfling, als du den kleinen, blutenden Sänger vor dir ſahſt, dem der Pfeil eines Jägers den Flügel verwundet hatte, zog dich zuerſt zu dem Anblicke des ſchönſten Mannes, die Stunde ſeines Schlafs hatte geſchlagen, und zwang ihn gebieteriſch zurück in ſeine Felſenhöhle. Der Vogel nahm wieder die menſchliche Geſtalt an, in welcher du ihn ſahſt, doch der verhüllende Mantel hinderte dich, ſeinen verwundeten Arm und dadurch den Zuſammenhang des Zaubers zu entdecken. Schönhilde hätte damals lieber den Schmetterling Cephirio verfolgt, der ihr nach ſeiner Art leicht und ſcherzend verſchwand. Sie ſind nun Beide frei und werden ihre Geſtalt nie mehr verlieren.

Die beiden Brüder hatten voll Erſtaunen die Rede angehört; jetzt ergriff ſie das Gefühl ihrer Befreiung mit freu-

diger Gewalt, und Beide ſtürzten zu Reinholdens Füßen, um ihrer Retterin zu danken. Doch nur auf dem edeln Selenio ruhten ihre feuchten Blicke mit warmer, erwiedernder Zärtlichkeit. Indem vernahm man ein frohes Getön aus dem Thale. Der frühe Sommermorgen war ſchon angebrochen, und glänzte roſig zwiſchen den Bergen herein. Da klang aus einem Felsgrunde heller Trompetenſchall herauf, bald ſchimmerten blanke Rüſtungen im erſten Morgenſtrahle und wohlbekannte Waffenzeichen winkten. Der edle Graf kam aus dem Krieg: wieder.

Nun war ein jubelvolles Wiederſehen zwiſchen ihm und ſeinen geliebten Kindern; er ſchloß ſie immer wieder in die Arme, nachdem er ſeine hohe Freundin ehrfurchtsvoll und auch die beiden jungen Fremden höflich begrüßt hatte. Die Freude, ſeine Kinder lebend wiederzufinden, überwog in den erſten Augenblicken bei dem guten Vater jeden andern Gedanken; erſt ſpäter fiel es ihm auf, daß er ſie, ſo ganz wider ſeine Vorſchrift, außerhalb des Thurms und im freien Felde antraf. Seine Freundin gab ihm deshalb eine flüchtige Erläuterung, und rieth ihm, nur den Zug ungehindert bis zu dem Thurme fortzuſetzen, wo er ſchon weitern Aufſchluß erhalten werde.

Alle brachen dahin auf, und als ſie in dem Thurme angekommen waren, begrüßte erſt der gute Vater mit Rührung den einſamen Aufenthalt, der ſeine Lieblinge ſo lange geborgen hatte, dann verlangte er die koſtbaren Harfen, die Zeugen ihrer Tadelloſigkeit, zu ſehen.

Beſcheiden freudig hielt Reinholde die ihrige, die unverſehrt und glänzend war, ſo wie ſie ſelbige erhalten, während Schönhilde langſam und verlegen zurückkam und die zerſprungenen Theile der ihrigen mit einem Schleier umhüllt hatte.

Und wo haſt du deine Harfe? — fragte die Schwanenfürſtin ſtreng, und ihr leuchtender Blick durchdrang augenblicklich die Hülle. — Freilich, — ſagte ſie dann zu der betretnen Schönhilde — freilich eine Jungfrau, welche ſo leicht die Bitten eines trefflichen Vaters vergißt und der verführeriſchen Schmeichelei ſo leicht den Eingang ihrer frommen, ſichern Freiſtatt eröffnet, kann ein ſo zartes Unterpfand nicht aufbewahren. Ihr habt Euch beide Euer Schickſal ſelbſt gewählt.

Die Jünglinge hatten, in der Ehrerbietung, welche ihnen die Gegenwart des alten Helden, und vorzüglich der mächtigen Schwanenfürſtin einflößten, vor welcher ſelbſt der ungelaſſne Cephirio eine ungewöhnliche Scheu empfand, noch nicht von ihren Empfindungen zu ſprechen gewagt; nur in beredten ſeelenvollen Blicken hatten Selenio und Reinholde einander ihre Liebe geſtanden. Die mächtige Geiſterfürſtin ward ihre Vermittlerin und der Vater gab mit Freuden ſeine Einwilligung. Dem ſchönen Schmetterling Cephirio und der leichtſinnigen Schönhilde blieb nichts übrig, als zu einander zurückzukehren.

Das — ſprach die Schwanenfürſtin zu Schönhilden

— wirſt du dir nun freilich müſſen gefallen laſſen, daß er von einer Blume zu der andern flattert!

Du aber — wandte ſie ſich zu Reinholden, die held erröthend, leuchtend in ihrer ſchüchtern liebenden Seligkeit, an der Seite des entzückten Geliebten ſtand, du trägſt die Sicherheit unwandelbaren Glücks in deinem Herzen, denn wahre Lieb' und Tugend ſind untrennbare, himmliſche Geſchwiſter!

IX.

Victoria

oder

Weissagungskraft der Liebe.

Novelle.

Am Hofe eines Königs von Arragonien erſchienen italiſche Ritter, Geſandte eines angeſehenen Herzogs, für ihren Herrn zu werben um eine der vier ſchönen Königstöchter. Der König nahm mit Freuden den ehrenvollen Antrag an; allein die reizende Victoria, an welche er gerichtet war, hatte, bisher fremd mit jeder Ahnung der Liebe, in jugendlicher Unbefangenheit gelebt, und erſchrak heftig, als ſie die Botſchaft vernahm. Sie flehte ihren Vater auf das rührendſte, ſie doch noch eine Zeit lang des jungfräulichen Glückes genießen zu laſſen, ſie nicht ſo jung von ſeinem Herzen zu verſtoßen, denn ſie war noch nicht ſechszehn Jahr. Der König blieb nicht ungerührt bei ſolchen Bitten; allein da Victoriens Schweſtern, alle noch jünger als ſie, heranblühten und ihm doch ihre große Zahl ein wenig bang ihrer Verſorgung wegen machte, ſo blieb er bei dem gefaßten Entſchluſſe, und ſtellte der Trauernden alle Vortheile ihres neuen Standes vor; ſie aber war nur eines edlern Glücks empfänglich, und verzehrte ſich in geheimem Gram.

So ſaß ſie eines Abends auch in ihrem einſamen Gemach, und gönnte ſich den freien Troſt der Thränen; da öffnete ſich leis die Thür und ihre treue und vertraute Dienerin trat ein. Ein fröhliches, geheimnißvolles Lächeln be-

lebte ihr Geſicht, das aber von der traurigen Prinzeſſin nicht bemerkt ward, und das auch bei der Treuen ſelbſt bald der Bekümmerniß über Victoriens Anblick wich.

O mein Gott, Fräulein! — rief ſie aus — ſchon wieder ſind' ich Euch in Thränen? So wollt Ihr denn mit aller Macht die ſchöne Blüthe Eurer Jugend vernichten?

O, Ines, kannſt du fragen? — entgegnete Victoria — gibt es ein ſchrecklicheres Loos, als ſo ohne Liebe hingegeben zu werden an ein Weſen, das auch mich nicht liebt, mich nicht einmal geſehen hat!

Nun, was das wenigſtens anbelangt, — verſetzte Jene freudig — ſo dürft Ihr Euch vor tauſend Fürſtentöchtern glücklich preiſen! Das eben komm' ich ja Euch zu verkünden! Wißt, was ich ſo eben erfahren habe: daß ſich der Herzog ſelbſt unter den werbenden Rittern befindet, um unerkannt diejenige ſelbſt zu wählen, die ſeinem Aug' und ſeinem Herzen am verzüglichſten dünken möchte.

Zweifelnd ſchlug die Prinzeſſin die ſchönen thränennaſſen Augen auf, und ein ſchnelles Erröthen flog über ihr Geſicht, denn augenblicks ſtellte ſich ihr die ſchlanke Heldengeſtalt des Einen dieſer Ritter dar, der wohl allein für den verſtellten Herzog gelten konnte; die andern Ritter waren faſt in Greiſenjahren, nur dieſer Eine ſtand noch im Jugendalter wie der Herzog, auch war er hoch und wohlgebaut, ſo wie dieſer beſchrieben ward. Die Geſchichte hat ſchon ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art aufbewahrt, von dem Longobardenkönig Anthar.

Eine wunderbare Veränderung ging in Victoriens Seele vor, ſeit dem Augenblicke, wo ihr das Geheimniß

verrathen war, das man auch bald am ganzen Hof ſich im Vertrauen ſagte; ſie beachtete den genauer, den ihr das Schickſal zum Gemahl beſtimmte, — und bald verwandelte ſich ihre Kälte in glühende und grenzenloſe Liebe, und ſie that Alles, um den Augen deſſen zu gefallen, der ſchon der reizende Beherrſcher ihres Herzens geworden war.

Befremdend kam es ihr zwar vor, daß des Jünglings Blicke ſie nicht zu ſuchen ſchienen, ſondern in unbefangener Ehrerbietung ſich ſtets vor ihr zu Boden ſenkten, und nie eine liebende Kühnheit den verkleideten Bräutigam verrieth. Sie überlegte indeß bald, wie doch die Klugheit ein ſo gemeſſenes Betragen von ihm fordere, wofern er ſeinen Plan unverrathen auszuführen denke; und wie ein frommes Kind, voll zarter Scheu, den Schleier nicht zu heben wagt, der ihm die Freuden des heiligen Chriſts verbirgt, ſo wagte auch das kindliche Gemüth Victoriens nicht, in das reizende Geheimniß einzudringen. Sie dachte nur mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks der ſeligen Enthüllung, wenn ihr nun am Vermählungstage der, der ihr ſchon im ſchlichten Ritterkleide ſo entzückend ſchien, in allem Glanz fürſtlichen Schmucks, in allem Reiz beglückter Liebesinnigkeit entgegenfliegen würde.

Die Heirathsverträge wurden geſchloſſen, die Geſandten reiſten zurück, und bald darauf ward die ſchöne Victoria mit einem ihrer Herkunft würdigen Gefolge in das Land ihres Bräutigams geſandt, der durch Unruhen in ſeinem Staat verhindert ward, ſie ſelbſt aus Spanien heimzuholen. Der Pabſt ſelbſt, ein naher Verwandter des Herzogs, hatte auf einer Reiſe nach Deutſchland bei ihm geweint, die Ein-

segnung des hohen Paares selbst zu vollziehen. Die Kathedralkirche war schon geschmückt, der Hof in voller Pracht empfing die ankommende Braut; das Volk begrüßte sie mit Segenswünschen.

Mit namenlosen, wechselnden Gefühlen betrat sie die heilige Stätte, und schlug nun, freudig bang, die kindlich holden Augen auf; — allein — nicht den erblickte sie, an dessen Bild sich ihre Seele bereits in reizender Vertraulichkeit gewöhnt, nicht jenen schlanken Jüngling, in dem sich Held und Engel zu verschmelzen schienen; an seiner Statt trat ihr ein Mann entgegen, der ganz das Gegentheil von jenem schien, zwar jung und rüstig war auch er, doch nichts von jener seelenvollen Anmuth sprach sich in seinen Zügen aus, die, mehr noch als Schönheit, das weibliche Gefühl gewinnt. Wenn dort das edelste Gemüth aus himmelvollen Augen sprach, sah hier nur Lebenslust und die Spur nie versagter Wünsche aus freudig überraschten Blicken.

Victoria meinte zu träumen einen schweren, ängstlichen Traum; noch immer hoffte sie, den von ihr selbst zum Fürsten Erhobenen im lichten Hochzeitschmuck hervortreten zu sehen, um diesen, den ihr Herz nicht anerkannte, mit seinem Glanz zu überstrahlen. Doch weh! in diesem Augenblicke ward sie ihn in der andern Ritter Kreis gewahr, nicht festlicher geschmückt als diese, und in der unbefangenen Demuth seines Standes. —

Da war es, als würde ihr Todeslos geworfen; Beschämung, Schrecken und Verzweiflung rissen das entscheidende Ja von ihren Lippen, da ohnedies an Widerstand

nicht mehr zu denken war; allein ohnmächtig ſank ſie auch gleich darauf an den Stufen des Altars nieder.

Eine Reihe mühſeliger, kampfvoller Tage reihte ſich nun für ſie an den unglücklichen Vermählungstag; wie ſchrecklich war es ihr, die Leidenſchaft für ſie immer heftiger im Buſen ihres Gemahls erwachen zu ſehen, indeß ein andres Bild ſich früher in ihr Herz gegraben hatte! Allein die Ehre war noch mächtiger in dieſem jungen Herzen als die gewaltige Liebe; entſchloſſen riß ſie ſich von jener zauberiſchen Neigung los und rief ſich alle die guten Eigenſchaften ihres Gemahls zurück, der, ob auch etwas roh in ſeinen ungebundenen Neigungen, im Grunde doch wacker war.

Noch beſſer würde ihr Streben gelungen ſeyn, hätte nicht ein natürlicher Hang des Herzogs zu Härt' und ſelbſt zu Grauſamkeit zwiſchen ihm und der milden, gefühlvollen Victoria eine unſichtbare Schranke aufgerichtet. Unwillkührlich mußten ſich in der Folge zuweilen ihre Blicke von den gewaltthätigen Handlungen ihres Gemahls auf den edlen, fühlenden Torelli wenden (dieſes war jenes ſchönen Ritters Name), der ſeine Macht als Kriegsanführer eben ſo menſchlich brauchte, wie er tapfer im Felde war.

Sie floh indeß die Gegenwart des anmuthigen Ritters und mied ſelbſt das, was ihn betraf, zu hören, demüthig auf der Hut vor ihrem eignen Herzen. Nur zufällig geſchah es, daß ſie einſt etwas Näheres von ihm und ſeiner Herkunft vernahm. Heracleo Torelli war einer der rühmlichſten Kriegsoberſten des Herzogs. Verwaiſter Sprößling eines edlen Hauſes aus einem der benachbarten Freiſtaaten, war er, halb Kind noch, ſeinem Oheim in das gelobte Land

gefolgt. Dort unter mancherlei ruhmwerthen Thaten zum Manne gereift, kam er in ſeine Vaterſtadt zurück. Ihm folgte allenthalben der Ruf ſeiner Tapferkeit und ſeiner Waffenſtärke, denn Keiner wußte ſo gewandt das Schwert zu ſchwingen, und Keiner ſo anmuthig leicht und doch ſo wirkſam den Speer zu ſchleudern. Die erſten Jünglinge der Stadt ſchloſſen den Freundſchaftsbund mit ihm; allein der Staat war innerlich durch Zwieſpalt aufgelöſt, und ſo geſchah es, daß, als einſt Heraclco des Nachts mit einigen Freunden durch die Straße ging, ſie durch Bewaffnete von der Parthei der Gegner angegriffen wurden. Torelli fecht mit der gewohnten Tapferkeit, und einer ſeiner Streiche traf — glücklich oder unglücklich zu nennen — den Anführer der Gegner, ſo daß er entſeelt zu Boden ſtürzte.

Obwohl nun ſeine That nichts als gerechte Nothwehr war, ſo wußten doch die vornehmen Verwandten des Getödteten es durch ihr Anſehn im Senat ſo weit zu bringen, daß einer ihrer beſten Mitbürger auf Lebenslang aus ſeiner Vaterſtadt verbannt ward.

Wohl bitter ſchmerzend war dem Ritter dieſer Ausſpruch; doch wen einmal der Ruhm in ſeinen Schutz genommen hat, dem darf nicht bange ſeyn um eine Heimath auf der Erde! Ein guter Vater iſt der edle, wohlerworbne Ruhm, dem wohl ein weites Dach zu Dienſten ſteht. Verſtößt den Ruhmgekrönten auch ein Land verblendet, ſo öffnet ſich ſogleich ein andres, ihn deſto liebevoller aufzunehmen. Der tapfre und biedre Heraclco fand eine höchſt erfreuliche Aufnahme bei einem benachbarten Herrn, bei eben dieſem Herzog, dem er ſeitdem mit unerſchütterlicher Treue

diente, und der gerade damals in einem ſchweren Kriege mit den Ferrareſen begriffen war.

Da gab es nun gleich gute Arbeit für des Verbannten tapferes Schwert, und er belohnte ſeinem Schutzherrn die Aufnahme, die er bei ihm gefunden hatte, durch manchen ſegensvollen Sieg. So war er ihm auch ganz mit Seel' und Leben zugethan, und daher kam es, daß die liebentglühten Blicke der ſchönen reizenden Prinzeſſin am Hof zu Saragoſſa ſo unbemerkt an ihm vorüberglitten, weil gar nicht eine Ahnung ſo treuloſen Verraths in ſeine reine Seele kam.

Das, was die Herzogin hier von der Tapferkeit des Ritters und auch von ſeinem treuen, biedern Herzen hörte, mußte nur dienen, die Flamme noch zu nähren und zu heiligen, die ſchon ſein ſchönes Bild in ihr entzündet hatte; denn der Zauber der Achtung iſt in ſolchen Fällen gefährlicher als jeder äußre Reiz.

In dieſer gefahrvollen Stimmung ging eine ziemlich lange Zeit hin. Die ſchöne leidende Prinzeſſin ſchien ſich allmählig zu erheitern und reizender und blühender zu werden; und an Heraclee bemerkten ſeine Freunde, daß er, oft wenn er ganz allein war, zwar leis, doch lebhaft, mit ſich ſelber ſprach, und dies durch leidenſchaftliche Bewegungen und Mienen zu begleiten pflegte. Zwar hatte er von früher Kindheit ſchon dieſe Eigenheit gehabt, ſo wie ſie mehreren reich ausgeſtatteten Gemüthern anhängen ſoll; allein jetzt that er es noch mehr und leidenſchaftlicher als je, und es entging dem ſcharfen Blick des Herzogs nicht, ſo wenig als das fliegende Erröthen ſeiner Gemahlin und das ſchnelle

Niederſchlagen der Augen, ſo wie des Ritters Blick dem übrigen begegnete. Der Herzog war ſchon von Natur zur Eiferſucht geneigt, nur noch ſein Ehrgefühl hielt ihn zurück, die ſchmachvolle Vermuthung anzunehmen; aber ein anderer ſeiner Oberſten, der, vor der Ankunft Torelli's, für ſeinen Günſtling gegolten hatte und ſich durch den Fremden verdunkelt glaubte, wagte dem Herzog einſt einen leiſen Wink zu geben, und wie ein Hauch den ſchwachen Funken ſchnell zur Flamme aufjagt, ſo loderten jetzt Eiferſucht und Stolz zugleich und kämpfend in der Seele des Herzogs auf. — Cornelie! — rief er mit zornentflammtem Blicke — bringſt du mir nicht Beweiſe deiner entſetzlichen Vermuthung, ſo haftet mir dein Kopf dafür!

Herr, — ſagte Jener drauf, gefaßten Tons — nicht lange ſollſt du auf dieſe zu warten haben.

Als nun in kurzem drauf der Herzog einſt mit ſeinem Hof zur Abendtafel ſaß und ſich Victoria, unter dem Vorwand eines leichten Kopfwehs, früher vom Tiſch entfernt und in ihr Schlafgemach begeben hatte, auch heut Heraclee nicht unter den übrigen Hauptleuten mit an der Tafel war: da entfernte ſich Cornelio auf kurze Weile aus dem Saale, dann wieder eintretend, begab er ſich hinter den Stuhl des Herzogs und flüſterte ihm ſchnell und leiſe zu: Jetzt, Herr, iſt's an der Zeit!

Bei dieſen Worten wechſelte das Roth des Zorns mit Bläſſe des Entſetzens auf dem Antlitz des Herzogs; er ſtand ſtillſchweigend auf und folgte ungeſäumt dem Ritter; dieſer führte ihn in ſeine Wohnung, die auf einem Seitenflügel des Schloſſes lag und wo man aus den Fenſtern den Gar-

ten und auch das Mittelgebäude übersehen konnte. Es war am Abend eines heißen Sommertags; der Mond goß seine Strahlen unbewölkt bis in des Gartens fernste Schattengänge, so daß man, trotz des beweglichen Spiels von Licht und Schatten, doch alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, und so war das, was dem Herzog zuerst ins Auge fiel, die Gestalt derjenigen, die er schon längst in Schlummer glauben mußte, Victoriens Gestalt, die, im weißen Gewand, auf dem Balkon vor ihrem Zimmer stand, das schöne Haupt schwermüthig auf den Lilienarm gestützt und den glänzenden Blick auf einen Gegenstand in der Ferne gerichtet. —

Mit brennender Hast folgte des Herzogs Auge der Richtung ihres Blicks, und — mit Entsetzen gewahrte er in einem Gartengange den schwärmerischen Heraclео, der leidenschaftlich rasch sich nach dem Balkon begab. Je näher er diesem Lichtpunkt der Schönheit kam, je ausdrucksvoller wurden seine Geberden, bald legte er die Hand aufs Herz, als wollte er den heftigen Schlag desselben hemmen; bald hob er sie empor, als um die heiße Gluth der Stirn zu kühlen, indeß feurige Worte leis von den bewegten Lippen strömten. Als er nah unter den Balkon gekommen war, sah der Herzog ganz deutlich, wie die Dame eine schnelle Bewegung mit der Hand machte und eilig durch die Thür in ihr Gemach ging, worauf auch gleich Heraclео sich in's Schloß verlor.

Dies Alles sah der Herzog, vor Schreck und Zorn ganz außer sich, und nur zu deutlich war ihm in jener Bewegung Victoriens der Gewährungswink beglückter Zärt-

lichkeit erſchienen; ſein Blut, ſchon beim Mahl durch häufiger genoſſenen Wein erhitzt, wodurch er die unruhige Gluth in ſeinem Innern zu kühlen gemeint hatte, tobte wie Feuer jetzt durch ſeine Adern. — Ha, teufliſcher Verräther! — ſchrie er — auf meine Waffen haſt du gleisneriſchen Ruhm gehäuft und mordeſt doch die Ehre meines Lebens!

Wohl, — ſprach der ſtrenge Cornelio — und Ehre iſt unentbehrlicher als Ruhm.

In Eil und doch mit einer grimmigen Beſonnenheit gab darauf der Herzog Befehl, wie Cornelio einige zuverläſſige Krieger bereit halten ſolle, die auf das Zeichen einer Glocke, welches der Herzog geben werde, heraufkommen und den Verbrecher zum Tode führen ſollten. Auf eben dieſes Glockenzeichen ſollten ihnen die Wachen am Hinterther ohne Aufenthalt den Eingang öffnen. — Der Herzog eilte darauf in das Zimmer ſeiner Gemahlin, Victoriens Schlafgemach. Alles war ſtill, als er hineintrat; die Kerzen waren ausgelöſcht, und nur der Mond ſchien durch die weißen wallenden Gardinen der Fenſter wie durch ein duftiges Gewölk, und ſchmückte hell das trauliche Gemach. Die ſchönſten ſeiner Strahlen aber goß er um die holdſelige Victoria, die eben jetzt ihr zorniger Gemahl in tiefem Schlummer auf ihrem Ruhebett erblickte. Wehmuth ergriff ihn unwillkührlich, als er die liebliche Geſtalt, als er den ſanften Reiz ihres Geſichts betrachtete, dem die Erquickung des Schlafs und der Zauber des Mondlichts eine wunderzarte Farbenmiſchung gab; Wehmuth ergriff ihn, als er dies holde Weſen ſo gänzlich ſeiner Gewalt übergeben vor ſich liegen ſah; doch bald entbrannte Wuth und Schmerz aufs neue,

wenn er bedachte, daß all' dieſe hohe Schönheit für ihn verloren und einem Andern zugewendet ſey. — Oeffne die Augen, Meineidige! — rief er wild — denn mit nichten täuſcht mich dein Schlaf! Ich weiß, wen du erwarteſt, und er wird kommen, doch ſo, daß du ſein Kommen verwünſchen wirſt!

Allein Victoria regte ſich nur wie von einem Traume beunruhigt, und ſchlief dann wieder den feſten, ſüßen Schlaf der Unſchuld; nicht eine Miene wechſelte auf ihrem ſanften Angeſichte; faſt war der zürnende Gemahl in ſeinen Zweifeln irre, — als er mit einem Mal ein leiſes Klopfen an der Thür vernahm! — Entſetzen faßte ihn aufs neue und bebend fragte er: Wer klopft?

Torelli! — kam die Antwort wieder. — Und aus des Herzogs Wangen wich das Blut. — Gewaltſam hielt er ſeine Wuth da noch zurück, öffnete leis die Thür, und — vor ihm ſtand Torelli. —

Ob er das Aergſte gleich geahndet, ja ſelbſt ſchon gewiß geglaubt hatte, ſo blieb der Herzog doch einige Augenblicke ſprach- und bewegungslos vor der Verwirklichung des ſchrecklichen Verdachts.

Herr, ſey auf deiner Hut! — ſagte der Ritter eilig — und bleibe gerüſtet! Ich habe Waffengeräuſch im Hölzchen hinter dem Garten gehört, und glaube ſelbſt Kriegsleute von Ferrara unterſchieden zu haben, die ohne Zweifel einen Ueberfall für dieſe Nacht im Sinne führen. — Ich ſuchte dich im ganzen Schloß vergebens; man wies mich hieher — Verzeihung, daß ich ſelbſt deine Ruhe ſtören muß!

Genug, Verräther! — brach der Herzog jetzt mit

fürchterlichem Grimm aus — du wagst es noch, mich durch verruchte Heuchelei zu täuschen? Zurück! wofern mich nicht dein Anblick tödten soll!

Bestürzt wich der Ritter einige Schritte zurück; der Herzog schlug die Thüre krachend vor ihm zu und lief sinnlos im Zimmer auf und ab.

Der tiefste Schläfer hätte wohl bei diesem furchtbaren Geräusch erwachen müssen; erschrocken schlug die Herzogin die Augen auf, und als sie ihren Gemahl in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, sprang sie von ihrem Lager auf und nahte ihm bestürzt, allein mit unbefangenem Zutraun. — Was ist Euch? — fragte sie bittend — um Gotteswillen, was fehlt Euch, mein Gemahl? Ich bin zum Tode erschrocken.

Der Herzog trat vor ihr zurück und sprach dann mit tödtendem Spott: Erschrocken? ja fürwahr, Victoria, es ist auch zum Erschrecken, daß der Gemahl da ist, statt deines holden Buhlen! — Ja freilich, darum war dein Zimmer wohl so traulich nur mit Mondenlicht erhellt!

Er hatte während dem das verabredete Zeichen mit der Glocke gegeben, das gellend durch die Zimmer tönte. Es traten Diener mit Licht herein. —

Gleich wie im Traum hatte Victoria die Worte des Gemahls gehört. — Träum' ich? — fragte sie bebend — was sprecht Ihr da, mein Herr!

Schweig! — rief der Herzog wild, und stieß sie heftig von sich. — Ganz recht, Ascanio, daß du kommst! — rief er Einem der eintretenden Diener zu — flieg'! eile zu Cornelio, sag' ihm, daß er schnell den Verbrecher zu dem

beſtimmten ſchaudervollen Tode führen laſſe; er ſey ſeines Verbrechens überwieſen, der teufliſche, verrätheriſche Torelli! —

Torelli? Jeſus! — ſchrie die Herzogin, mit einem Ton, in dem ſich all' die lang verhaltene Liebe und zärtliche Beſorgniß ausſprach, ihre Augen ſchloſſen ſich und Todtenblüſſe überdeckte ihre Wangen, als ſie ohnmächtig zur Erde ſank.

Erſchüttert ſtand der Herzog einen Augenblick neben dieſem Bilde, das unter andern Umſtänden ſo rührend ſchön geweſen wäre, er las in ſchrecklich hellen Zügen die Leidenſchaft für einen Andern auf ihrem ſterbenden Geſicht, und die ſchon halb verſöhnten Furien in ſeiner Bruſt erhoben ſich aufs neue. — Ha, Schlange! — rief er außer ſich — ſo ſprichſt du dein Verbrechen aus? — Hinweg! bringt ſie zum ſchwarzen Thurm, daß ſie dort Buße thue ob ihrer Sünden!

Er ſelbſt eilte voll quälender Unruhe hinaus, um nach der Vollſtreckung ſeines Todtenbefehls zu ſehen und Cornelio zu ſprechen, er wußte ſelbſt nicht deutlich, warum? Etwas betroffen ward er, als er die Stiegen hinuntereilte, Heraclco zu ſehen, der, ſtatt ſich zu verbergen oder zu entfliehen, mit ſeiner gewöhnlichen Feldherrnſchnelle die Mannſchaft ſammelte, die noch im Schloſſe war, und ſie gegen feindlichen Anfall ordnete. —

Indem öffneten die Wachen nach dem erhaltenen Befehle das Hinterthor; ſie meinten es Cornelio's Leuten aufzuthun, allein ein anderer Haufen, der ſtürmiſch eindrang wie die Fluth des Meers, that ihnen bald mit Schrecken

kund, daß ſie — — den Feinden, den Kriegern von Ferrara ſelbſt den Eingang geöffnet hatten. —

Dies war in der That die Veranlaſſung zu all' den furchtbarerſchütternden Auftritten dieſes Abends geweſen; der gute, biederherzige Terelli, ohne zu ahnen, welche mörderiſche Anſchläge man unterdeß gegen ſein Leben faßte, hatte einſam im entlegenſten Theile des Gartens gewandelt, und das Geräuſch gehört, und das Waffenblinken durch die Zweige geſehen. In heftiger Bewegung eilte er darauf zurück zum Schloſſe, und der Eifer für den geliebten Herrn beweg ihn zu jenen leidenſchaftlichen Geberden, die der Verblendete für Liebeszeichen gegen Victorien genommen, während der treue Krieger im Feuer ſeiner heftigen Bewegung die ſchöne Fürſtin nicht einmal geſehen hatte. Er eilte durch das ganze Schloß, und wagte es zuletzt, bei der Reinheit ſeiner argwohnloſen Seele, bis zu den Zimmern der Herzogin zu dringen.

Die ſeltſamen Vorwürfe des Herzogs beſtürzten ihn zwar; allein ſtatt ſich in Nachdenken und Grübeln darüber zu verlieren, ſchrieb er ſie, bei der gänzlichen Schuldbewußtloſigkeit ſeines Herzens, nur einer üblen Laune des Fürſten zu, und eilte ſelbſtvergeſſend, edel wie er immer war, nur die ſo nahe drohende Gefahr jetzt abzuwenden.

Der Anblick des einſtrömenden Feindes, auf dieſe Weiſe ſelbſt in das Schloß befördert, beſtürzte jetzt den ſonſt muthigen Herzog, und unwillkührlich blickte er auf den, von dem er gewohnt war in ſolchen Fällen Hülfe zu erhalten, und über den er eben jetzt das ſchreckliche Todesurtheil ausgeſprochen hatte. Heracleo aber, mit aller Gegenwart des

Geiſtes, die ihm als Feldherrn eigen war, ordnete ſeine ſchnell ve einten Schaaren, und drängte nach einem verzweifelten Gefecht den ſtärkern Feind auf ſein Gebiet zurück.

So war denn der drohende Streich vom Haupte des Herzogs abgewendet; allein der Sieger ſollte ſich nicht ſeiner rühmlichen That erfreuen. Cornelio, nicht um die Aufklärung von Recht und Unrecht, ſondern nur um den Untergang deſſen beſorgt, von welchem er ſich in der Gunſt des Herzogs verdrängt glaubte, hielt es für rathſam, das Todesurtheil vollziehen zu laſſen, ehe Torelli wieder mit dem Herzog zuſammenkäme und vielleicht eine rettende Erklärung möglich wäre; unter dem Vorwand, daß in der Verwirrung dieſer Nacht der ertheilte Befehl früher vollzogen worden ſey, als man ihn habe widerrufen können.

Und ſo, als jetzt Torelli mit wenigen Begleitern von der Verfolgung des Feindes zurückkam, und eben, in die fromme Freude ſeines Siegs verſenkt, durch einen waldigen Thalgrund ritt, ſtürzten die Leute Cornelio's über ihn her, feſſelten ihn im Namen ſeines Herrn, und führten ihn nach einer Felſenhöhle, welche zum Orte ſeines Todes beſtimmt war. — Denn nicht, — ſo hatte der Herzog in ſeiner Wuth befohlen — nicht den zu ehrenvollen Tod durchs Eiſen, durch welches auch ein edler Krieger fällt, ſoll der Verräther ſterben, nein durch den Zahn und durch die Klauen eines wüthenden Unthiers werde er martervoll zerfleiſcht.

Man hielt nämlich in dieſer Felſenhöhle einen außerordentlich großen Löwen zu einem Thierkampfe aufbewahrt. Der Eingang ward durch ein davor gelegtes Felsſtück feſt verſchloſſen, allein von oben führte eine Oeffnung hinab, und

hierher brachte man den unglückſeligen Ritter, ihn in die ſchaudervolle Düſterheit hinabzuſtürzen; wobei der Herzog vielleicht, ohne ſich ſelbſt deſſen klar bewußt zu ſeyn, gemeint hatte, ſeine Schmach zugleich in Dunkel zu begraben.

Vergebens flehte der überraſchte Ritter, dem man den grauſamen Ausſpruch kundgethan hatte, um Aufſchub und Erklärung ſeiner Schuld; ohne Erbarmen ſtürzte man ihn in die grauſenvolle Kluft hinab, um dem grimmigen Thier zur Speiſe zu werden. — Und kein Engel entſtieg dem Himmel, den ſterbenden Unſchuldigen zu retten? Kein Donnerſchlag zerſchmetterte die Häupter ſeiner Mörder?

Während das hier geſchah, hatte man dort auch unverzüglich den Befehl des Herzogs an ſeiner ſchuldig geglaubten Gemahlin vollſtreckt, nachdem ſie aus der Ohnmacht in ihr jammervolles Leben zurückgekehrt war. Man brachte ſie zum ſchwarzen Thurm, einem abgelegenen, öden Felſenthurm, nach ſeinem düſtern Aeußern ſo genannt; allein noch ſchwärzere Nacht herrſchte in ſeinem Innern. Kein Sonnenſtrahl fiel in das unterirdiſche Gemach, das man der Leidenden auf Befehl ihres rachedürſtenden Gemahls anwies. Von oben ließ man ihr ſparſame Speiſe nieder, eine Lampe, einige Geräthſchaften, ihre Laute, und ein Gebetbuch, um ihre Buße zu üben, war Alles, was man ihr mitgegeben hatte, während man die Thür ihres Kerkers zum Nimmerwiederöffnen verſchloß; der Schlüſſel ward in den vorbeifließenden Strom geworfen.

Dies Alles hatte man mit grauſamer Gewiſſenhaftigkeit vollzogen, theils aus Abſcheu gegen das ihr Schuld gegebene Verbrechen, theils um ſich bei dem Herrn in Gunſt

zu ſetzen, während dieſer im Kampfe mit dem Feind abweſend war.

Gefaßt vernahm die unglückliche Herzogin ihr Urtheil. Mit Heldenmuth hatte ſie ihre Neigung für den noch glücklichen Heraclee bekämpft, in jenem Augenblicke nur, wo ſie das Urtheil ſeines Todes, ſeines ſo ſchrecklichen, grauſamen Todes durch den Mund ihres Gemahls ausſprechen hörte, ſiegte die mächtige Natur, und alle Kraft, alle Verzweiflung der mühſam unterdrückten Leidenſchaft brach da mit einem Mal hervor und ſprach ſich in dem Schmerzensausruf aus, womit ſie ohnmächtig zur Erde ſank. Und um ihrentwillen, wie ſie aus den Worten ihres Gemahls vernommen hatte, um ihrentwillen war der edelſte der Männer ſo qualvoll hingerichtet worden! Dieſer Gedanke machte, daß ſie ihr eignes Elend minder drückend fühlte, ja ſie fand ſelbſt eine Art von wehmüthiger Erleichterung darin, daß die Grauſamkeit ihres ungerechten Gatten nun ſelbſt die Bande löſte, die ſie an ihn gefeſſelt hatten, und daß, wenn auch ihr Körper nun in Feſſeln ſtarb, doch ihre Seele mindeſtens die Freiheit fand.

Der Herzog war jetzt nach entſchiedenem Gefecht ins Schloß zurückgekehrt, indeß der beſte Theil der Krieger unter Torelli's Anführung den Sieg verfolgt und geſichert hatte. Das Gefecht mit den Ferrareſen war entſchieden, doch nicht alſo der Kampf in ſeiner Bruſt, der nun noch heftiger begann, als er in die einſamen, verödeten Zimmer ſeiner Gemahlin trat. Klar lag es jetzt am Tage, daß die Warnung des wachſamen Feldherrn nicht Heuchelei geweſen war; Erinnerung an ſeine ſtets bewährte Treue, ſelbſt alte

Neigung regte ſich wieder für ihn, und Cornelio hatte nicht unrecht, wenn er einen möglichen Widerruf des blutigen Befehls befürchtete; der Herzog fragte nach Torelli, und ſchwerlich wäre Jener mit der erſonnenen Entſchuldigung ausgekommen, wäre nicht eben jetzt in dem Herzen des Herzogs mit der erwachenden Sehnſucht nach der Gemahlin auch die Erinnerung an ihren letzten Anblick aufgewacht. Die grenzenloſe, heiße Leidenſchaft für einen Andern, die ſich in flammenden Zügen auf ihrem Antlitz malte, und die ſo ſtark war, daß ſie beinah dem Sterbenden ſelbſt ſie ſterbend nachzureißen drohte, kehrte jetzt herzzerreißend in ſeine zerſtörte Seele zurück und füllte ihn mit bitterm Haß gegen den Glücklichen, als ob er des entſchiedenſten Verbrechens überführt geweſen wäre. Und ſo bereute er ſein blutiges Urtheil nicht, und wandte ſich auch in Erbitterung und Kälte von jedem milderen Gedanken an die büßende Gattin ab.

Ihm blieb überdem nicht viel Zeit, ſeinen Gedanken und Gefühlen nachzuhängen, denn der Feind, der erfahren hatte, daß ſein furchtbarſter Gegner, der tapfere, kriegserfahrne Torelli nicht mehr das Heer anführe, erneute ſeinen Angriff mit verdoppeltem Muth, und der Herzog mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, den Untergang von ſeinem Haupt zu wenden. —

Kein Engel war zur Rettung des Unſchuldigen herabgeſtiegen, kein Donnerſchlag zerſchmetterte die Häupter ſeiner Mörder! — Allein nicht minder wunderbar hatte die ewige Güte ſein Leben geſchützt; ein Zweig des wildernden Geſträuchs, das in der Felſenöffnung wuchs, hatte ihn aufgehalten und die Heftigkeit ſeines Falls gehemmt, ſo daß er

nicht ſchon halbzerſchmettert auf den Boden der grauenvollen Höhle kam; und als das Unthier nun mit fürchterlichem Brüllen auf ihn ſtürzte, o Himmel! da ſchien es auf einmal, als werde es durch einen Zauberſchlag gezähmt! Freudig ſchlug der unbändige Löwe ſeinen Schweif, umſprang den Staunenden mit frohem Ungeſtüm, ſo wie ein treuer Hund, der ſeinen Herrn nach langer Trennung wiederfindet, und leckte freudig ſchmeichelnd ſeine Hände. Und — wunderbare Fügung der Gottheit! — daſſelbe Rettungswunder, deſſen die römiſche Geſchichte erwähnt, wiederholte ſich hier! Gleich dem der Sklaverei entflohenen Androkles, der, obwohl ſelbſt hülflos umherirrend, doch Erbarmen mit dem leidenden Thier übte, — und gleich jenem guten franzöſiſchen Ritter Godefroi Latour, deſſen Menſchlichkeit die Geſchichte rühmt, hatte Torelli auch in einem Anfall großmüthig ritterlicher Schwärmerei einen Löwen, der ſchon verwundet im Gebüſche lag und über den zwei hinterliſtige Tieger ſtürzten, von ihrem unedeln Angriff befreit. Und dankbar war der Löwe ihm gefolgt, als unzertrennlicher Begleiter, hatte bei Tag und Nacht ihn und ſein Roß bewacht, und erſt, als er in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden, war auch das treue Thier in Feindes Hand gerathen und durch Verkauf hierher gekommen, wo man, ſeine außerordentlichen Schickſale und halbe Zahmheit nicht ahnend, um ſeiner furchtbaren Stärke willen, ihn zum Thierkampfe beſtimmt hatte. Bei dem jetzigen überraſchenden Anblicke kam dem Ritter die Erinnerung an jene Begebenheit in die Seele zurück; und wirklich erkannte er bei dem ſchwach hereinfallenden Tageslichte jetzt

an verschiedenen Zeichen seinen ehemaligen treuen Begleiter.

Wie groß war seine Freude bei dem so wunderbaren Beifalle; von aller Welt verlassen, hatte er den Tod zu finden geglaubt, und fand nun einen unveränderten Freund; Thränen drangen in sein männliches Auge, verglich er die Dankbarkeit dieses wilden, aber edeln Thieres mit der Grausamkeit, womit die Menschen ihm tausendfache treue Dienste durch den Tod zu lohnen dachten. Liebkosend streichelte er seines Löwen Mähne, und dankte Gott für seine wunderbare Rettung.

Allein die Freude über sein geschenktes Leben wich bald der Sorge, wie er es erhalten sollte. Einige rohe Wurzeln und die kleine Quelle, die zur Seite spärlam aus der Steinkluft trieb, war seine einzige Erquikung; er sehnte sich nach Freiheit oder Tod.

So schlich er einst verzweifelnd rings an den Felsenwänden hin, noch irgend einen Rettungsweg zu finden; und siehe, da nahm ein unterirdischer Gang ihn auf, der sich in mannichfachen Windungen immer unter den Felsen hinzog; der Ritter folgte muthig seinem dunkeln Pfade, als es ihm auf einmal aus der Ferne wie sanfter Lautenklang entgegenschwebte; er ging den Tönen nach, und jetzt fiel durch das unterirdische Dunkel ein mattes Licht, das, wie er näherkommend sah, am Ende des Ganges aus einem kleinen schwarzen Eisengitter brach, aus welchem auch die Lautentöne drangen; er nahte sich und — — welcher Anblick stand ihm bevor! — Victoria in diesem grausenden Gemach (dasselbe Gefängniß im schwarzen Thurm, wohin man sie

begraben hatte), auf einem Steine ſitzend, die Laute in der Hand, und nur vom Schein der düſterbrennenden Lampe erleuchtet. Hinreißend ſchöner hatte er ſie nie geſehen, die ſeidnen Locken aufgelöſt, den Ausdruck innigſten Gefühls auf ihren edeln, ſeelenvollen Zügen, und ihre ſchmachtenden, von Thränen matten Augen in ſiegender Erhebung himmelwärts gewandt. Stets war ſie für den Ritter das Urbild höchſter Schönheit, höchſter Vollkommenheit geweſen; nur die unwandelbare Treue gegen ſeinen Herrn hatte ihm keinen verwegenen Gedanken erlaubt; wie ward ihm, als er jetzt das nachfolgende Lied von der gefühlvollen, zärtlichen Victoria ſingen hörte, das ſie mit ihrem ſanften Lautenklang begleitete:

Weh! um meinetwillen ſenkte
Man ins ſchauervolle Grab
Ihn, zu dem mein Herz ſich lenkte,
Mein Torelli, dich hinab!!

Mein Torelli? — Ja, es töne
Jetzt der ſüße Name laut!
Wo ich ſterbend dich verſöhne,
Sey er dieſer Gruft vertraut!

Armer, ſchöner Liebling! ſterben
Schuldlos, Edler, mußteſt du!
Doch beglückt, dich zu erwerben,
Theil' ich deines Grabes Ruh!

Frei im Tode ſchwingt die Seele
Sich aus ihrer Feſſeln Zwang;
Was das Leben auch verhehle,
Tön' des Schwanes Grabgeſang.

Meines Herzens heil'ge Liebe
Opfert' ich der kalten Pflicht;
Undank lohnt die reinen Triebe
Und des Herzens Riegel bricht.

Und zu dir, zu dir hinüber
Rettet all' mein Leben ſich!
Was du nie vernahmſt, du Lieber,
Ewig, einzig, lieb' ich dich!

Sey gegrüßt, o du mein Leben!
Mein Torelli, lächle mir!
Jenſeit bin ich dir gegeben,
Armer, ſüßer Liebling, dir!

— Ein Schleier falle über das Gemälde. — Wer malt die Scene dieſes Kerkers? wo zwei edle Liebende, obwohl in der Nacht allertiefſten Elends, getrennt ſelbſt durch ein hartes Eiſengitter und einem jammervollen Tod entgegenſehend, doch alle Seligkeit des Himmels empfanden; während ihr grauſamer Verurtheiler auf ſeinen ſeidnen Polſtern umſonſt die Ruhe herbeiwünſchte.

Im Volk herrſchte indeß die größte Unruhe; das grauſame Geſchick Torelli's und Victoriens hatte die Gemüther empört, denn alle liebten die leutſelige Fürſtin und den menſchenfreundlichen Ritter, und die verdoppelte Härte, die der Herzog in ſeinen Handlungen bewies und wodurch er eigentlich nur ſeinen erbitterten, geheimen Kummer zu erleichtern ſuchte, mußte nur um ſo lebhafter das Andenken an Jener Milde wieder erwecken.

Darum erregte es nicht allzugroße Trauer, als der Herzog in einem unglücklichen Treffen gegen die kühngemachten

Feinde blieb; nur das erweckte die größte Bestürzung, daß nun die Feinde unaufhaltsam das Land überschwemmten und selbst bis an die Hauptstadt drangen; jetzt fühlte man empfindlicher als je den Verlust eines tapfern und erfahrnen Feldherrn, Torelli's Name ward nun allgemein genannt, und die Krieger, die ihn vergöttert hatten, riefen laut: O wäre unser lieber Hauptmann noch mit uns gewesen, wir wären nimmer geschlagen worden!

Man schalt sich undankbar, daß seine schmähliche Hinrichtung auf diesem Grund und Boden hätte vollzogen werden können, der allenthalben noch die Spuren seiner Wohlthaten trug, und in der Begeisterung für ihn wollte man wenigstens die Stätte weihen, die sein verehrtes Blut getrunken hatte; das Volk, die Krieger, Alles eilte nach der Felsenhöhle, und welch' ein Wunder stand ihnen bevor! Sie glaubten des Ritters verklärten Geist zu sehen, als sie ihn selbst so wunderbar erhalten und den Löwen ihm freundlich unterworfen sahen, und als nun jeder Zweifel schwand, als sie ihn wirklich — und lebend schauten, da führten sie ihn jauchzend in das verwaiste Schloß und baten ihn, den Thron zu besteigen, der eines Mannes, eines Helden nöthig habe.

Daß mit ihm auch zugleich Victoria wie ein holdes Gestirn aus ihrer Nacht hervorging, bedarf wohl keiner Frage. So hatte denn das weissagende Zartgefühl der Liebe nicht getrogen; Victoria erblickte den jetzt wirklich auf dem Throne, den sie schon an dem Hofe ihres Vaters in seiner Fürstenherrlichkeit erkannt; und sie, die die unglücklichste der Fürstinnen gewesen war, ward bald

darauf die glücklichſte, als Gattin ihres geliebten und edelmüthigen Torelli.

Ein guter lombardiſcher Meiſter hat ſpäterhin den ritterlichen Herzog im Bildniß dargeſtellt, wie er gleich einem lächelnden Engel auf einem Felsſtück ſeines Kerkers ſitzt. Der Kopf des treuen Löwen ruht auf ſeinem Schooße, und ſeine Hände ſtreicheln ſanft die rauhe Mähne. — Ueber ihm ſchwebt auf einer Roſenwolke die ſiegende Liebe — in der Geſtalt Victorien's.

X.

Das Wiederfinden.

Aus den hinterlaſſenen Papieren der verſtorbenen

Lady E . . .

Nach dem Engliſchen.

Warum, o unergründliches Schickſal, warum gibſt du manchem Herzen die tiefſte Kraft zu lieben, zu lieben mit unendlich ausdrucksloſer Zärtlichkeit, und entziehſt ihm den Gegenſtand, den es beglücken könnte? warum muß ſich dies reine, dem Himmel entſtammte Feuer vergeblich ſehnend in ſich ſelbſt verzehren, indeß das Herz, das es beleben könnte, getrennt von ihm, dem grauſamſten Verrath zum Raube wird?

Ich ſchreibe eine der theuerſten und traurigſten Begebenheiten meines Lebens nieder; nach meinem Tode wird man die folgende Geſchichte in meinen Papieren finden; man wird ſich dann vielleicht erklären können, warum oft in den Tagen der Freude ein Schatten ſtiller Schwermuth auf meinen Zügen ruhte, und warum ſich unvermerkt manche Thräne aus meinen Augen ſchlich.

Ich war im Frühlinge des Lebens; mein Herz kannte die Liebe nicht, obgleich ihr Name mir häufig genug von denen genannt ward, die im Gewühle der großen Welt um mich her ſchwärmten, und die von der Macht meiner Reize, vielleicht auch von der Macht meines Oheims, des Gouverneurs von **, begeiſtert waren. Einige derſelben hatten um meine Hand geworben, aber der Wille meines groß-

müthigen Oheims, deſſen Verſorge ich nach dem Tode meiner Eltern überlaſſen war, beſchränkte meine Neigung nicht. Ich lebte ſo ein harmloſes, glückliches Leben hin, und gleich den Blumen des Feldes ſorgt' ich nicht für den andern Morgen; ein Umſtand ereignete ſich indeß, der doch den Lauf dieſes ganz ungetrübten Lebens unterbrach. Ich erſchien eines Mittags wie gewöhnlich an der Tafel meines Oheims; mein Auge überlief flüchtig die Reihe der Officiere, deren täglich eine beträchtliche Anzahl einheimiſche und fremde beim Gouverneur zu ſpeiſen pflegten; ich grüßte ſie unbefangen, wie ich gewohnt war zu thun; aber mein Blick blieb plötzlich an einem haften, den ich noch nie geſehen hatte; ſeiner Uniform nach war er von einem der oſtindiſchen Regimenter. Noch nie ſah ich eine ſo ſchöne, männliche Bildung; er war groß, aber es war nicht jene Größe, die oft für das weibliche Gefühl etwas Drückendes hat; ſeine einnehmende Geſtalt war von einem Reiz, von einer Grazie beſeelt, die unwiderſtehlich an ſich zog, und aus den edeln, holden Zügen ſprach ein vielleicht zu gutes, zu argloſes redliches Herz. — Es ward mir ſchwer, die Augen von ihm wegzuwenden, und ich weiß nicht, ob den Gegenwärtigen meine Verwirrung ganz entgangen iſt. Das Geſpräch über Tiſch war allgemein und ich wagte nicht einen zu lebhaften Antheil daran zu nehmen; aber es zitterte mir ſtets durch alle Nerven, wenn der Fremde mit einer etwas ſchüchternen, aber ausdrucksvollen Stimme einige Worte ſagte. Was ihn ſelbſt betraf, ſo konnte ich aus dem Laufe des Geſprächs ungefähr ſo viel abnehmen, daß er Capitain eines in Oſtindien ſtehenden Regimentes ſey, und daß er im Begriff

ſtehe, ſich hier einzuſchiffen; mein Oheim wollte ihm Aufträge dahin mitgeben. Er ſpeiſte des folgenden Tages wieder bei uns, und je mehr ich ihn ſah, je mehr vertiefte ſich der Eindruck, den er im erſten Augenblicke auf mein Herz gemacht hatte. Des dritten Tages war ein Ball bei meinem Oheim, und auch er war dazu eingeladen; mit welchen Herzensſchlägen erwartete ich dieſen Tag, denn hier durft' ich hoffen, ihn ungezwungner, näher zu ſehen, ihn unbefangner zu ſprechen; denn wenn er über Tafel zuweilen ein paar Worte an mich richtete, ſo geſchah es nicht anders, als mit einer ehrerbietigen Entfernung. Ich ſtand ſehr früh auf und ordnete das Zubehör meiner Toilette für den Abend, und gewiß, wenn ich je einen Anſpruch auf Hübſchſeyn gehabt habe, ſo war es dieſen Tag. Eine Menge junger Herren verſammelte ſich um mich bei Anfange des Balls; ihre Schmeicheleien waren mir diesmal gleichgültiger als je, meine Augen ſuchten den ſchönen Fremden, den ich unter einer Gruppe mehrerer fremden Officiere in beſcheidner Zurükgezogenheit ſah. Nie hatte ich mir die Pflicht, die Wirthin zu machen, angelegentlicher ſeyn laſſen, nie war ich beſonders artiger gegen Fremde geweſen, als dieſen Abend; ich näherte mich der Gruppe, unter der ſich Harry (ſeinen Namen hatte ich endlich erfahren) befand, ich ſagte Jedem ein paar verbindliche Worte; es war natürlich, daß ich auch ihm etwas ſagen mußte: ich fragte ihn, ob er nicht tanzen welle? und erbot mich, ihn an einige meiner Freundinnen als den vorzüglichſten Tänzerinnen zu präſentiren. Galant, aber beſcheiden, erwiederte er: Meine Wünſche, Milady, bleiben nie in der Mitte ſtehen; wenn ich einmal

tanze, so wünsche ich auch den ersten Tanz mit niemand anders als mit Ihnen zu tanzen. Ich hatte weisliche Vorsicht gebraucht, mich nicht viel im Voraus zu engagiren, und da meine Wünsche hierin mit den seinigen ziemlich übereinkamen, so tanzt' ich nicht allein diesen, sondern auch mehrere Tänze mit ihm. Er tanzte und mit welcher Anmuth! Das erste Mal in meinem Leben empfand ich Wohlgefallen an körperlicher Männerschönheit; auch seine geistigen Vorzüge hatt' ich heute Gelegenheit näher kennen zu lernen; ich sprach viel mit ihm, und fand, lebhaft wie die Einbildungskraft in diesen Jahren ist, Alles, was ich wünschte, wo nicht in seinen Worten, doch wenigstens in seinen Blicken; er sagte mir zwar nichts von Liebe, nichts von meiner Schönheit, wie die übrigen jungen Herren, aber seine Augen ruhten mit einem Anstrich von Schwermuth auf mir, der Theilnahme bei mir zu suchen schien; die Entfernung, in der er jederzeit mit mir sprach, nahm ich für ehrerbietige Zurückhaltung; und so entstieh der glücklichste Abend meines Lebens. Dieser oder keiner auf der Welt! rief eine Stimme tief in meinem Herzen.

Der Rest der Nacht entstieh mir ohne Schlaf, und ich erwartete sehnlichst die Stunde des Frühstücks, um meinen Oheim vorläufig ein wenig mit meinen Empfindungen bekannt zu machen, oder die seinigen wenigstens zu erforschen; offen und aufrichtig, wie ich gegen ihn gewöhnt war, konnt' ich den Gedanken nicht ertragen, etwas geheim für ihn zu halten; so schwer auch meiner Schüchternheit das wirkliche Geständniß geworden wäre, das mir, ach! nur zu schmerzlich, mein Schicksal selbst ersparte!

Nach einigen Einleitungen fing ich an von der geſtrigen Geſellſchaft und von mehreren Mitgliedern derſelben zu ſprechen, endlich kam ich auch auf Harry; ich ſagte Manches zu ſeinem Lobe, während der gute Oheim zerſtreut in ſeinen Papieren herumſuchte. Er kann — ſügte ich als nachläſſig ſcheinend hinzu — vielleicht ſein Glück in Indien machen, irgend eine reiche Heirath — —

Den Capitain *** meinſt du? — ſagte mein Oheim, der eben mit ſeinem Suchen fertig war — ja, liebes Kind, der iſt ſchon verheirathet. — —

Ein Donnerſchlag aus heitrer Luft kann nicht ſo fürchterlich auf einen Baum in voller Blüthe treffen, als dieſe Worte auf mein Herz. Ein Bedienter trat ſo eben ein und meldete Fremde; ich durfte mich wegbegeben. —

Mit welchem Gefühl erſchien ich dieſen Mittag an der Tafel, wo er nochmals bei uns ſpeiſte. Mein guter Oheim, ohne zu ahnden, was in meinem Innern vorging, wandte ſich freundlich lächelnd zu dem Capitain: Herr *** — rief er ihm zu — meine Fanny hat Ihnen heute eine reiche Partie in Indien zugedacht! ich ſagte ihr aber, daß es zu ſpät wäre!

Ja, Miladv, — ſagte Harry nicht ohne Verlegenheit und eine lebhafte Röthe überflog ſein Geſicht — ich bin verheirathet.

Das hatte noch gefehlt, um meinen Schmerz und meine Beſchämung aufs höchſte zu bringen; ich fühlte, daß meine Stirn glühte; aber natürliches Ehrgefühl riß mich empor, und trieb mich, die Achtung und Freundſchaft deſſen zu ſuchen, der mir kein höheres Gefühl geben durfte.

Seine Geſchäfte hielten ihn noch einige Wochen in unſerer Stadt; ich ſah ihn oft in dieſer Zeit; ich ward ſeine Freundin, denn Zutrauen hatte ihm mein theilnehmendes Weſen von Anfang eingeflößt, und nur zu ſichtlich verrieth mir ſeine Betroffenheit bei dem Geſtändniß ſeiner Verheirathung, daß er jenen Mittag einen Blick in mein Herz gethan hatte. Er erzählte mir von ſeiner Liebe, und oft bei den Aeußerungen der großmüthigſten, ſelbſtvergeſſenſten Zärtlichkeit konnt' ich kaum meine Thränen zurückhalten, daß dieſer ganze Himmel von Liebe einer Andern als mir angehören ſollte. —

Er reiſte ab. Ich gab bald darauf meine Hand dem würdigen Lord E., den ſeine Jahre zwar über die Anſprüche jugendlicher Liebe hinausrückten, dem ſeine Tugenden aber wenigſtens meine Verehrung und den Vorzug vor meinen übrigen Bewerbern verdienten.

Fünf und zwanzig Jahre ſind ſeit dieſer Zeit über meinem Haupte hingezogen; mein würdiger Gemahl ſchlummert ſchon. — Ich war beſtimmt, das Alter des edelſten Mannes zu verſüßen, und ich ſegne dieſe ſchöne Beſtimmung; in dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht und vielleicht ſo manches hin und wieder ausgeſtreuten Guten iſt mir das Leben nicht trübe hingeſchwunden, aber ſeine höchſten, ſüßeſten Freuden hab' ich nicht gekannt. — — Ich ſollte nicht abtreten von dieſem Schauplatz ſchwerer Kämpfe, ohne noch einmal ſchmerzlich an das erinnert zu werden, was ich verlor; ohne zu ſehen, wie die Himmelsblume, die mich beſeligt haben würde, unverſtanden und unerquickt von dem

Thau und Sonnenſchein der Liebe, in hoffnungsleſer Einſamkeit verſchmachtete.

Es war im Herbſt des vorigen Jahres, als ich an einem ſtillen Nachmittage in den St. James Park ging. Die ſchöne Londner Welt ſuchte heute belebtere Orte, es war ſehr einſam im Park, und dieſe Einſamkeit gefiel mir; das Fallen welker Blätter, das hohle Säuſeln der Winde über die Nebelflur, das Alles ſchmeichelte meinem Herzen mit einer ſchwermüthigen Uebereinſtimmung. Ich ging eben eine der abgelegenſten Alleen hinab, als mein Blick durch eine Geſtalt gefeſſelt ward, die wunderbar mit meinen wehmüthigen Phantaſien zuſammentraf. Es war ein alter Mann, der mit unſicherm, zitterndem Schritt eine kleine Strecke vor mir herwankte. Er erreichte eine Bank zur Seite des Wegs, auf die er ſich entkräftet niederließ; ſein Geſicht ſank auf ſeine Hand, ſeine kummervolle, in ſich ſelbſt vertiefte Stellung ließ mir Gelegenheit, ihn im Vorübergehn genauer zu betrachten. Es war eine edle Geſtalt, und der Dürftigkeit ſeines Aeußern ungeachtet, lag etwas in ſeinem Gange, ſeiner Haltung, ſeinem ganzen Weſen, das mir den Adel ſeiner Herkunft und den Charakter ſeines ehemaligen militairiſchen Berufs errathen ließ. Seine Haare waren weiß, aber mehr als das Alter ſchien ſie Gram und Kummer gebleicht zu haben, und ſeine Geſtalt neigte ſich zur Erde, gleich als ſehnte er ſich, ſeine letzte Freundin ans Herz zu drücken. Ich ging vorüber, aber ich kehrte bald zurück, ein namenleſes Etwas zog mich in ſeine Nähe. Er hob das Haupt empor, als ich ihm nahte, und Züge kamen mir entgegen, die mich, ach, wunderbar ſchmerzlich, an die Ver-

gangenheit erinnerten! ſein Blick ſchien in dem meinigen etwas zu ſuchen, aber ſchüchtern wandte er ihn wieder weg. Es war mir unmöglich ihn zu verlaſſen, ohne doch den Muth zu haben ihn anzureden, und ich nahm auf dem entgegengeſetzten Ende der Bank Platz; ſeine Blicke, die mit den meinigen in einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft zu ſtehen ſchienen, dankten mir für dieſen Beweis von Theilnahme, und er wagte es, mich nach einer kleinen Pauſe zu fragen, ob er wohl irre, wenn er mich für Lady Fanny E. nehme?

Ich beantwortete ſeine Frage. — Nun denn, — ſagte er mit einer zitternden, mein Herz bewegenden Stimme — ſo darf ich mich nicht wundern, wenn ein Zwiſchenraum von 25 Jahren und mein jetziges Anſehn Ihnen die Geſtalt des unglücklichen Harry *** unkenntlich gemacht haben.

Ich übergehe die Gefühle, die ſich in dieſen Augenblicken meiner bemächtigten. So mußt' ich den wiederfinden, der mit allem Zauber männlicher Anmuth geſchmückt vor meinem Jugendblick verüberging, die Ahnungen von Glück in mir erregte, die — ich will es nicht bergen — einen Schatten auf mein ganzes übriges Leben warfen.

Ich bat meinen unglücklichen Freund, mir nach meinem Hauſe zu folgen und mich mit der Geſchichte ſeines Lebens bekannt zu machen; er that es, und das, was ich von ihm erfuhr, war ungefähr Folgendes:

Er folgte ſeiner Beſtimmung, die ihn damals, als ich ihn kennen lernte, über ferne Meere nach Indien rief. Er ließ ein angebetetes Weib und einen Sohn von wenigen Monaten in ſeinem Vaterlande zurück; die Stimme der Pflicht

übertönte die der Liebe; aber bald nahmen Natur und Liebe ihre Rechte wieder ein, und er quälte ſich mit tauſend Sorgen über die zurückgelaſſenen Geliebten. Seine Gattin war zu furchtſam geweſen, ihm in jene fernen Regionen zu folgen, und ſeine Zärtlichkeit hatte ſie nicht ohne ihre freie Neigung den Gefahren einer ſo weiten Seereiſe ausſetzen wollen. Ueber ihre bürgerliche Sicherheit konnte er in Ruhe ſeyn, denn er hatte ſie in dem natürlichſten Schutze, in dem Schutze ihres Vaters zurückgelaſſen; leider zerſtörte der bald darauf erfolgte Tod dieſes würdigen Mannes die Hoffnungen, die er auf ihn gegründet hatte, und gab ſeine Seele mannichfachen Bekümmerniſſen preis.

Um dieſe Zeit ging einer ſeiner Waffenbrüder, einer, den er vorzüglich liebte, Capitain R..., nach England zurück; ihm trug er auf, ſich der Beſchützung ſeines beunruhigten, von allem männlichen Beiſtand verlaßnen Weibes anzunehmen; er bat ihn, ſie zu vermögen, daß ſie die Schwierigkeiten der Seereiſe überwinden möchte, und dann für ihre ſichre und bequeme Einſchiffung Sorge zu tragen. R... reiſte ab. Das argloſe Herz des guten Harry ſchlug ruhiger, als er dieſe Veranſtaltungen getroffen hatte; er glaubte das Kleinod ſeines Lebens geborgen, da er es dem Schutze des liebſten Freundes anbefohlen hatte. Die Zeit kam heran, wo er ihre Ankunft erwarten konnte; er zitterte vor dem Eindruck übergroßen Entzückens, den das Wiederſehen alles deſſen, was ihm auf Erden am theuerſten war, auf ihn machen würde! Er ſah ſchon die lang vermißte, angebetete Geliebte in ſeinen Armen! — aber, ach! ſtatt ihr erſchien ein Brief! — Sie meldete ihm darin, daß an

die Ausführung ſeines Plans, ſie zu ſich kommen zu laſſen, nicht zu denken ſey; denn außerdem, daß ſie jetzt an den Folgen ihrer zuletzt überſtandenen Anſtrengungen und Leiden krank liege, ſo ſey auch ihr natürlicher Abſcheu vor dem Waſſerreiſen unüberwindlich: überdem zeigten ſich an ihrem Sohne die Vorboten der Blattern, und eine längere Reiſe ſey jetzt eben ſo unmöglich, als ihr gegenwärtiger Zuſtand hülflos und unglücklich ſey.

Ein Sturm von zärtlichen Gefühlen bemächtigte ſich bei Leſung dieſes Briefs der Seele des liebenden Harry. Verlaſſen, krank und unglücklich ſollte er die wiſſen, die er mehr als ſein Leben liebte. Es ſtiegen eine Menge Pläne in ſeinem Geiſte auf, deren einer eben ſo unausführbar war als der andere; bis ein glücklicher oder unglücklicher Zufall ſeinen Wünſchen entgegenkam: Es wünſchte ein im Vaterlande ſtehender Officier mit einem jenes Regiments zu tauſchen, und Harry ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, die ihm, wiewohl nicht ohne einige beträchtliche Aufopferungen, nach dem jetzt ſo geliebten England zurückführte. Alles Vermögen, was er während der Jahre ſeines Kriegsdienſtes in Indien zurückgelegt, hatte er ſchon vorausgeſendet, um ſeine leidende Gattin in ihrem Mangel zu unterſtützen, da ihr Vater kein Vermögen verlaſſen hatte.

Seine Reiſe wurde von Stürmen aufgehalten, die ſein Leben zu verſchiedenen Malen in Gefahr ſetzten; er landete endlich in England, und auf den Flügeln der treuſten Liebe eilte er nach dem Ort, wo ſeine Gattin nach dem Tode ihres Vaters ihren Aufenthalt genommen hatte. Es war noch hoch am Tage, als er in der Straße ankam, wo ſie,

wie ſie ihm gemeldet hatte, in dem Hauſe einer Verwandten wohnte. Er fragte nach Miſtreß ***; man antwortete ihm, daß ſie nur wenige Wochen dagewesen und jetzt allen Umgang mit ihrer Verwandtin abgebrochen habe. Ohne ſich mit näherer Erkundigung über dieſe Umſtände aufzuhalten, fragte er mit Ungeduld nach der gegenwärtigen Wohnung der Miſtreß, die man ihm in einer benachbarten Straße bezeichnete.

Ich ſtürzte — fuhr mein unglücklicher Freund in ſeiner Geſchichte fort — nach der bezeichneten Wohnung; Sehnſucht, Hoffnung und Angſt zugleich beflügelten meine Schritte. Ich fand das Haus, das man mir angegeben hatte, und ich hätte darauf ſterben wollen, ich habe die nur zu wohlbekannte Geſtalt meiner Jenny ſelbſt an einem der obern Fenſter geſehen. Was mich aber befremdete, war das äußere Anſehn dieſer Wohnung. Dies ſchien nicht der Aufenthalt einer unbegüterten Verwaiſten, ein Aufenthalt, wo nicht der Pracht, doch wenigſtens der höchſten Wohlhabenheit ſchien er zu ſeyn, und ein geſchmackvoll gekleideter Bedienter, der mir im Vorhaus entgegenkam und mich um mein Anbringen fragte, verſtärkte meine Verwunderung noch mehr. Auf meine Frage nach Jenny verſetzte er, ſeine Gebieterin ſey nicht zu Hauſe und werde ſo bald auch nicht zu Hauſe kommen; ich fragte nach ihrem Sohne, auch er war nicht zugegen. So ſah ich mich denn ſo nah am Ziele meiner Wünſche, zu dem ich mich durch ſo viele Aufopferungen hingerungen hatte, noch durch einen unbedeutenden Zufall aufgehalten. Ermüdet und erſchöpft von den Mühſeligkeiten einer Reiſe wie die meinige, hätte

ich mich wohl nach Ruhe geſehnt; allein was ſollt' ich in dieſem Hauſe, wo ich Allen fremd war und wo ich mir, ich konnte mir es ſelbſt nicht erklären warum, ſo ſeltſam unbehaglich und fremd vorkam. Ich begab mich weg, ohne dem Bedienten etwas Näheres von mir zu ſagen, weil ich mir die Freude vorbehielt, ſie zu überraſchen. Ich ging, aber ich war nicht im Stande, mich weit zu entfernen; wie ein unbefriedigter Schatten umſchwebte ich die Gegend ihrer Wohnung; ich ging die Straße unruhig auf und ab, und warf mich endlich ermattet auf eine Bank vor der Thür des gegenüberſtehenden Hauſes. Eine Säule barg mich vor den Blicken der Vorübergehenden; ich hingegen konnte die Rückkehr der Erſehnten ſchon aus der Ferne beobachten. Sie kam nicht; mein Herz ſchlug hoch vor unruhiger Erwartung.

Eine freundliche Alte kam gegen Untergang der Sonne aus dem Hauſe, vor deſſen Thür ich ſaß, und ſetzte ſich mit ihrem Strickzeug auf die Bank neben mich, um, wie ſie ſagte, des ſchönen Abends zu genießen. Ich entſchuldigte mich bei ihr wegen meines Platzes, und ein freundliches Geſpräch entſpann ſich zwiſchen uns, das ich dazu nutzte, mich wenigſtens von der zu unterhalten, die mich ſo lange nach ihrem Anblick ſchmachten ließ.

Wohnt die Miſtreß *** lange in ihrer Nachbarſchaft? — fragte ich ſie.

Die junge Dame hier gegenüber? — erwiederte ſie — drei Monate.

Und ſie lebt glücklich? — fuhr ich fort.

O ja! — erwiederte ſie — ihr Herr läßt es ihr an nichts fehlen.

Ihr Herr? — rief ich, durch dieſe Worte betroffen.

Nun ja; — antwortete ſie — der Herr, der ſie unterhält. —

Sie unterhält? ſie unterhält? — rief ich halb außer mir vor Entſetzen. — Wer unterhält Jenny ***??

Sir, — rief die Alte zitternd vor dem Ausdruck, mit dem ich dies geſprochen hatte — ich weiß davon nichts mehr zu ſagen, als was man in der Nachbarſchaft bemerkt; ein junger Mann hat ſie hier eingemiethet und wohnt zuweilen einige Tage bei ihr.

Es iſt genug! — rief ich, indem ich aufſprang und mit verfinſtertem Blick und Sinn hinaus ins Freie eilte. Eine namenloſe Qual trieb mich vorwärts und riß mich wieder zurück. Ich beſchloß, mir, es koſte was es welle, noch dieſe Stunde Gewißheit meiner fürchterlichen Zweifel zu verſchaffen.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Haus, das ſie bewohnte. Das Erſte, was mir ins Auge fiel, war ein ſchönes, himmliſch ſchönes Kind von ſechs bis ſieben Jahren, das auf dem Raſenplatze vor dem Hauſe ſpielte; mein Herz ſagte mir, es ſey mein Sohn; er mußte jetzt in dieſem Alter ſtehen. Thränen ſtürzten aus meinen Augen, als ich ihn in meinen Armen hielt; mein Herz ſchloß ſich auch gegen ſeine Mutter auf, und ich zweifelte an der Wahrheit deſſen, was ich ſo eben gehört hatte. — Iſt deine Mutter zu Hauſe, ſüßes Kind? — frug ich den Kleinen unter zärtlichen Liebkoſungen.

O ja! — erwiederte er — heute den ganzen Tag.

Der Bediente trat ſo eben wieder hinzu; aber ohne auf ihn zu achten, flog ich, das Kind auf den Armen, die Treppe hinauf, riß die Thür zu Jenny's Zimmer auf und ſtand in dieſem Augenblicke ihr gegenüber.

Sie war es! ja, ich ſah ſie wieder, um die ich in ſechs langen Jahren ſo viel gelitten hatte! aber — großer Himmel! — wie ſah ich ſie wieder? Statt des Entzückens, das ich auf ihren Zügen ausgedrückt zu finden hoffte, ſtatt des freyen, liebevollen Umfangens nach ſo langer Trennung, eine ſichtbare Betroffenheit, ein ſchuldbewußtes Erröthen und endlich ein langſames: Du biſt es, Harry? war Alles, was mich willkommen hieß.

Ihr Anblick erregte darum nicht weniger alle frühern Gefühle für ſie in meinem Herzen; ich vergaß für den Augenblick Alles, und ſchloß ſie unter tauſend zärtlichen Namen an mein Herz. Ach, ſie erwiederte die herzliche Umarmung nicht! meine Liebkoſungen ſchienen ſie verlegen zu machen, und ſie wand ſich nach einigen Minuten aus meinen Armen, um mit ihrem eintretenden Kammermädchen über einige unbedeutende Dinge zu ſprechen, wie es mir ſchien, um ihre ängſtliche Verwirrung zu verbergen.

Meine Augen ſchweiften indeſſen unruhig im Zimmer umher, wo ich allenthalben die Spuren der größten Eleganz und Gemächlichkeit entdeckte. Aufs neue ſtieg der quälende Argwohn in meinem Innern auf, ich ahndete den ſchrecklichen Verluſt, der mir bevorſtand, aber ach! in ſeiner ganzen Größe kennt' ich ihn doch nicht ahnden!

Die Thür ging auf, und ich ſah beim Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte (denn es war ſpät am

Abend), — einen Mann das Zimmer treten, den ich — o ſchrecklicher Anblick! — für den Vertrauten meines Herzens, für James N. erkannte. —

Er ſchien ein wenig berauſcht, und ohne mich, der ich ich im Schatten ſtand, gewahr zu werden, näherte er ſich mit vertraulichen Geberden der zitternden Jenny. — Bin ich zu ſpät geblieben, mein Liebchen? — redete er ſie an — bin ich — —

In dieſem Augenblicke ward er mich gewahr, der wie verſteinert, ſprachlos vor Entſetzen ſtand. — Ach, ſieh da! — rief er — ***! Nun, ich habe deinen Auftrag gut beſorgt! nicht wahr, Jenny?

Ha, Verräther! — rief ich halb ſinnlos — ſo lohnſt du meine Freundſchaft, mein Vertrauen?

Ruhig, ruhig! Brüderchen! — rief er — oder Herr Schwager, wenn du das lieber hörſt, — die Schuld von 80 Guineen zwiſchen uns — es iſt weiter nicht daran zu denken!

Dieſe unglückliche Schuld, die ich einmal in Indien gezwungen hatte machen müſſen, fiel mir jetzt glühend heiß aufs Herz; ich hatte Alles, was ich noch im baaren Geld beſaß, in Golde bei mir; außer mir griff ich in die Weſtentaſche und indem ich ihm die 80 Guineen vor die Füße warf: — Elender! — ſchrie ich — um ſolchen Preis denkſt du mir Ruh und Ehre zu bezahlen? — In dieſem Augenblicke fühlt' ich alle Bande der Liebe in meinem Herzen zerriſſen; gern hätt' ich meine Gluth im Blute des Verräthers löſchen mögen, aber ein Ueberreſt von Zärtlichkeit und Schonung gegen die einſt ſo geliebte Treuloſe hielt

mich von einer gewaltſamen That zurück; ich begnügte mich, ihn des folgenden Morgens Schlag 8 Uhr nach Bedford-arms in Covent-Garden zu fordern, und ſtürzte lichtlos hinaus in die finſtre Nacht.

Ich hatte kein Obdach, und das Wetter ſtürmte feindlich um mich her, aber ich fühlte den Sturm von Außen nicht vor den wilden Stürmen, die in meinem Innern tobten.

Der Morgen brach endlich an, jener ſchwarze Morgen, der das Maas meines Elends vollenden ſollte. — N. erſchien zur beſtimmten Zeit; wir kämpften auf Piſtolen. Im Anfang ſchienen uns die Kugeln zu vermeiden, bis bei N.—s zweitem Schuß meine Piſtole zur Erde fiel und ich meinen rechten Arm blutend an mich zog; die Kugel hatte meine rechte Hand zerſchmettert.

Ich wandte bei dieſen Worten meines armen Freundes meine Augen auf ſeinen rechten Arm, und ward mit unausſprechlicher Rührung dieſe traurige Verſtümmelung des einſt ſo ſchönen Körpers gewahr. —

Ich übergehe — fuhr er in ſeiner Erzählung fort — dieſe unglückliche Periode meines Lebens; ich war nun zum Kriegsdienſte unbrauchbar, und durfte nicht einmal auf die Unterſtützung des Staats rechnen, da ich nicht in ſeinem Dienſte die Verletzung erhalten hatte; meine einzige Ausſicht beruhte noch auf meinen Kenntniſſen in der Mathematik; ich durfte hoffen, mir durch Unterricht darin, we-

nigſtens durch theoretiſchen, meinen Unterhalt zu verſchaffen.

Ich ging nach Edinburg, wo ich noch Freunde hatte, und wenn ich auch zu ſtolz war, Unterſtützung anzunehmen, ſo ſehnte ſich doch mein verwaistes Herz nach ihrer Theilnahme; ich ſehnte mich, ein Land zu verlaſſen, wo mich ſo mannichfaches Unglück getroffen hatte. Ehe ich indeß England verließ, zog mich ein unwiderſtehliches Gefühl noch einmal nach Jenny's Wohnung; ſie ſelbſt war zwar, das fühlt' ich, auf immer für mich verloren, aber ich wollte ſie bitten, wollte ſie beſchwören, mir wenigſtens unſern Sohn zu überlaſſen, der jetzt das Einzige war, was mir auf Erden blieb. Warum hätte ſie es nicht thun ſollen? ſie war ja ſo glücklich in der Liebe eines Andern! was konnte ihr noch an dem Sohne eines unglücklichen, nicht mehr geliebten Vaters liegen?

Auch der letzte Anſpruch an die Freuden dieſes Lebens ſollte mir vernichtet werden; ich erfuhr, als ich nach Jenny's Hauſe kam, ſie ſey gleich des folgenden Tages nach meinem Beſuche mit allen den Ihrigen abgereiſt, und alle meine Bemühungen, ihren Aufenthalt zu erforſchen, waren vergeblich. Erſt nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß ſie ihrem Liebhaber auf ſeine reichen Beſitzungen gefolgt ſey; von meinem Sohne hingegen konnt' ich keine nähere beſtimmte Nachricht erhalten.

Ich führte nun ein freudenloſes, unbemerktes Leben; doch ſchützte mich die unverdroßne Thätigkeit und der Fleiß

in meinen Wiſſenſchaften vor Mangel; es gelang mir ſelbſt, einige Summen, die ich zu Unterſtützung meiner vermeintlich leidenden Familie aufgenommen hatte, zurückzuzahlen. —

Gerechter Himmel! — dachte ich bei dieſer Stelle — in jenen Zeiten, wo ich oft mit beklommenem Herzen in allen ſchwelgenden Genüſſen des Ueberfluſſes ſchwamm, war der dem Elend preisgegeben, der allein fähig geweſen wäre, mein Leben ſchön zu machen!

Gegen 17 Jahre — fuhr *** fort — verlebte ich ſo, an deren Ende ich von einer langwierigen, entkräftenden Krankheit befallen wurde. Länger als ein Jahr ſchmachtete ich meinem Tode entgegen; meine feſte Natur ſiegte noch einmal, und ich genas allmählig wieder. Meine äußere Lage hatte ſich durch die lange Krankheit ſehr verſchlimmert; doch ein Brief, den ich um dieſe Zeit aus London erhielt, gab mir Hoffnung, ſie mit einem Male zu verbeſſern. Ein reicher Verwandter war aus Amerika zurückgekommen, und hatte bei dem Anfall einer gefahrvollen Krankheit ſich meiner erinnert, da er ſelbſt kinderlos war. Kaum hatt' ich wieder ſo viel Kräfte geſammelt, um die Reiſe zu ihm unternehmen zu können, als ich mich auf den Weg begab; ich kam in London an, aber leider zu ſpät! mein großmüthiger Verwandter war ſchon einige Tage beerdigt, als ich ſeine Wohnung betrat. Eine Nachricht, die ich indeſſen hier erfuhr, milderte meinen Schmerz über das Fehlſchlagen meiner Hoffnung und entzündete ſogar nach langen Jahren einen Strahl von Freude in meiner Seele. Man

ſagte mir, mein Sohn, der ſeit einiger Zeit als ein angeſehener Rechtsgelehrter in London lebe, ſey dem Verſtorbenen bekannt geworden; das Wohlwollen des edlen Greiſes gegen unſern Namen, noch durch die perſönlichen Vorzüge des jungen Mannes erhöht, habe ihn bewogen, ſeinen neugewonnenen Liebling zum Univerſalerben einzuſetzen.

Mein Herz ſchlug hoch bei dieſer Nachricht; ich hatte nun den wiedergefunden, nach dem ich mich ſo lange vergeblich geſehnt hatte. Das Glück, das ihm zu Theil geworden, war mir erfreulicher, als ob es mich ſelbſt getroffen hätte, und ich zweifelte nicht, daß er mir einen kleinen Antheil davon abtreten würde, denn viel brauch' ich ja nicht auf die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe.

Ich Armer! ich bedachte nicht, daß er von denen, die mich haſſen, daß er von N. erzogen worden war! Sein Herz war frühzeitig von mir abgewendet worden; — — ich ging zu ihm; — ach, Milady, das war der letzte Schlag meines harten Schickſals! — er hat mich nicht anerkannt! — er hat mich verſtoßen! —

Hier endigte der liebenswürdigſte und der unglücklichſte der Menſchen ſeine traurige Geſchichte; Thränen drangen bei den letzten Worten aus ſeinen dämmernden, geſunkenen Augen, und ſchlichen über die verfallenen Wangen; ſie fielen brennend auf mein Herz! Achtung, Mitleid, — Gott! Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte! — beſtürmte mein Gemüth; Alles, was ſie mir eingeben konnten, wandte

ich an, um die tiefgeſchlagenen Wunden meines armen Freundes zu heilen; es war zu ſpät! Zu tief hatte der Gram an den Wurzeln ſeines Lebens genagt; er ſtarb nach wenig Tagen, — und nichts konnt' ich ihm und — — meiner Zärtlichkeit gewähren, als warme Thränen und ein ſtilles Grab in meinem Park. — —

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

U. U. Methusalem Müller.

Sechster Band.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

I.

Heinrich von Valincourt.

Aus einer Geſchichte des zwölften Jahrhunderts.

Nicht immer klar im Licht, doch reich an Kraft und Gluth.

Mit Ehrfurcht verweilt doch ein tiefer fühlendes, zur Andacht gewandtes Gemüth an frommen Bildern jener Zeiten, wo vielleicht manche Aufopferung nicht richtig verstanden, wo aber doch die Andacht wahr und kraftvoll war und sich in selbstvergeßner, schöner Thätigkeit äußerte.

Oft was fremd dem eignen Leben
Zu erretten, groß und frei,
Sah man sich dem Tod ergeben
Göttlichschöne Schwärmerei. —

An einem heitern milden Abende langten die Kreuzfahrer, die des vorigen Tages im Hafen von Jeppen gelandet waren, auf einer schönen Ebene an. Es war ein kleiner Heerhaufe junger, thatenbegieriger Ritter, die der edle Gottfried von Mollai, ein alter Ritter vom Orden der Tempelherren, in Spanien und Frankreich gesammelt hatte,

um ſie dem Heer der Seinen zuzuführen, das auf den Fluren des gelobten Landes, mit wechſelndem Glück, doch mit immergleichem Heldenmuth, gegen die Macht der Sarazenen kämpfte.

Die jungen Krieger, die zwar nicht das Schwert des Ordens führten, brannten alle von Muth und Eifer, ihr Schwert und ihren Arm im Dienſt des Himmels zu verſuchen, da die Klagen der unglücklichen Chriſten immer mahnender über das Meer gedrungen waren. Ritter Gottfried nahm auch ſeinen Weg nach Accon, der vorzüglichſten Ordensſtadt der Tempelherren, um ſeinen Obern zuvörderſt Bericht von ſeinem Unternehmen abzuſtatten, indem er ihnen ſeine Krieger verſtellte und von ihnen weitere Befehle erwartete, wohin ſie zu Ruhm oder Tod ins Schlachtfeld eilen ſollten.

Von Joppen aus hatte ſich ein alter Minneſänger zu den Kriegern geſellt, der dort mit einem andern Schiffe angekommen war und nun einen Theil des Landwegs in ihrer Geſellſchaft zurücklegen wollte. Die Jünglinge erfreuten ſich nicht allein an den ſchönen, erhebenden Tönen, die er zuweilen aus ſeiner Harfe rief, ſondern ſchon an der hohen, Ehrfurcht erweckenden Geſtalt, deren Ruhe und Heiterkeit ſehr ſchön mit der Silberweiße des langen Bartes und der wenigen dünnen Locken zuſammenſtand, die ſein frommes Geſicht beſchatteten. Zwiſchen dem Ritter von Mollai aber und dem liederkundigen Greiſe knüpfte ſich eine herzliche Vertraulichkeit, ein wachſendes, zartes Wohlwollen an: denn wenn der Ritter Neigung für den ehrwürdigen Sänger empfand, ſo fühlte ſich dieſer nicht minder zu dem edeln

Ritter gezogen, deſſen ganzes Weſen den Ausdruck ſtillen Heldenmuthes und treuer, ſelbſtvergeſſner Frömmigkeit trug.

Als ſie auf der freundlichen Ebene angekommen waren, ließ Ritter Gottfried Raſt halten, und da die Luft ſo mild und warm, die Gegend ringsumher ſo ruhig und feierlich war, ſo beſchloß man daſelbſt zu übernachten. — Schön! — riefen einige der jungen Ritter — der grüne Sammt dieſes Raſens wird uns ein gutes Lager, der blaue, ſterngeſtickte Himmel ein herrves Zeltdach ſeyn!

Während die Roſſe nun fröhlich auf der ſchwellendgrünenden Aue weideten, verſammelten die Ritter ſich am Fuße eines Kreuzes zur Seite des Weges, das auf einer kleinen Erhöhung zur Andacht der vorüberziehenden Pilger errichtet war.

Sie lagerten ſich am Fuße des Kreuzes in einen Kreis, und, während ſich ihre Augen an der Anmuth der Gegend weideten, die nach und nach im Nebel der Abenddämmerung zerfloß, ergoſſen ſich ihre Herzen in Geſprächen, wie ſie der Stille und Heiligkeit des Orts angemeſſen waren. „Ich weiß nicht, — begann der alte Tempelherr — wie mir allemal zu Muthe wird, wenn ich aus andern Ländern wieder auf dieſen heiligen Boden komme! mir iſt, als wohnte hier die Vergangenheit mit ihren Schauern, als hätte ſie allenthalben ihre Spur eingedrückt! Die Schatten treten wie Geiſter zu mir heran, und — ich kann mich nicht halten, es kommt mir manchmal vor, als wäre ich ſchon geſtorben und wandelte unter den Schatten der heiligen Märtyrer, die hier geendet haben. Die heilige Legende hat uns viele von jenen Beiſpielen himmliſcher Tugend aufbewahrt,

doch auch mir ſelbſt ward einſt in meinem Leben der Anblick eines ſolchen Wunders vergönnt. — Seht ihr dort unten jenes Thal und den Fluß, den eben der aufgehende Mond beleuchtet? Seht ihr ihn hin und wieder durch die Bäume blicken? Dort kämpften wir vor dreißig Jahren jene große Schlacht, von der ihr wohl gehört haben mögt, wo die Fahne des Kreuzes ſiegte und der halbe Mond auf lange Zeit in ſeine Wüſteneien zurückgetrieben ward. Dort war es, wo mir die Glorie des Himmels auf wenig Augenblicke ſichtbar ward! Wunderbar kömmt mir Alles wieder in den Sinn, wenn ich ſo hinblicke! — Ich will euch die Geſchichte erzählen.

„In mehreren Schlachten waren wir beſiegt und von den ſiegreichen Heiden bis auf dieſe Ebene zurückgetrieben worden; hier ordneten wir uns zur letzten entſcheidenden Schlacht, das Schickſal unſrer guten Sache hing vom Erfolg derſelben ab. Wir wandten alle unſre Kräfte an, der Streit war lang und hartnäckig; allein der Feind war uns an Stärke überlegen, unſer Feldherr verwundet, und ſchon begannen wir zu weichen, als ſich auf einmal ein junger Ritter, von noch dunkelm Ruhme, Raimend von las Valas, ein Caſtilier von Geburt, aus den Reihen der Uebrigen riß, ein Kreuzpanier ergriff und uns mit lauter, faſt übermenſchlicher Stimme zurief: Wie? wollt ihr fliehen, Brüder, wo es die Sache des Kreuzes gilt? Floh Chriſtus, als er für uns ſterben ſollte? Auf! folgt mir nach! Ein Engel hat mir einſt den Sieg verheißen! — Zugleich ſah er uns mit einem ſo rührenden, herzbewegenden Blicke an, der uns Allen bis in die Seele drang, und ſtürzte ſich dann unaufhaltſam

in die Reihe der Feinde; wir stürmten nach; wir sahn, wie er die Fahne hoch in seiner Rechten schwang, um unsern Muth noch zu entflammen. — Tausend feindliche Schwerter waren auf den Kühnen gezuckt, und eins derselben traf bald den Arm, in welchem er die Fahne hielt; doch schnell ergriff er sie mit der Linken und drückte sie fest an sein Herz, und ohne auf die Wunde des abgehauenen Arms zu achten, aus der das Blut in Strömen über seine Rüstung quell, drang er von neuem in die dickste Schaar. Vergebens strebten wir ihn zu erreichen, er ward umringt und bald sahn wir die Fahne sinken, und ihn mit ihr. — Eine verzweifelte Wuth bemächtigte sich nun unsrer; wir drangen auf die Feinde ein, um seinen Leichnam zu erkämpfen; ein heftiger Strauß begann; aber die Nacht brach ein und trennte die Heere der Streitenden bis auf den folgenden Tag. Mit gebrochnem Muthe zogen wir zurück, der Tod des Jünglings hatte unsre Seele verwundet. Er hatte daheim große Güter, Eltern, Geschwister und eine holde Braut verlassen und war seiner Liebe zu Jesu gefolgt. Man sagte unter dem Heere: ein Engel sey ihm einst im Traum erschienen und habe ihn gerufen.

Als kaum der Morgen erschien, zogen wir wieder auf die Haide, und ordneten unsre kleine Schaar: denn der größte Theil der Unsrigen war Tages vorher geblieben.

Es war noch Dämmerung; endlich stieg die Sonne herauf, und wir wurden nun in ihrem Strahle die furchtbare Ordnung der Feinde gewahr, die sich unabsehlich uns gegenüber erstreckte. — Seht ihr dort, wo im Felde die einsame Palme steht, dort standen wir, und rechts gegenüber

die Heiden. — Ich kann nicht ſagen, daß wir Hoffnung zum Siege hatten; wenn wir unſer Heer und das der Feinde betrachteten, ſo fiel uns der Muth; doch hatten wir beſchloſſen zu ſterben, wenn wir nicht ſiegen könnten. Wir trafen aufeinander und ſchon ſahen wir unſer nahes Schickſal vor uns, als ſich plötzlich unſern Augen ein hoher Krieger zeigte, in glänzender Rüſtung auf ſchneeweißem Roß, der vor uns her in die Feinde drang. Wir erkannten die Rüſtung, erkannten Raimonds himmelblauen Federbuſch, und eine unausſprechliche Ueberraſchung und Freudigkeit ergriff unſere Herzen. Seine Waffen ſtrahlten von einem überirdiſchen Glanze, und in ſeiner Rechten ſchwang er, wie im Triumphe, ein leuchtendes Panier in die Luft. Die Heiden wichen zurück, überall, wohin er ſich wandte; ſie konnten den Glanz der himmliſchen Erſcheinung nicht ertragen. Das Feuer unſers verdoppelten Angriffs vermehrte die Schrecken des Himmels; ſie wichen, und wir erlangten den herrlichſten Sieg. — Aber der lichte Reiter wurde von Stund' an nicht mehr unter uns geſehen, er war zu ſeinem Vaterland zurückgekehrt, wo ihm nunmehr die Palme lohnt, die er hienieden durch ſein Blut errang."

Den Jünglingen pochte das Herz beim Anhören der wunderbaren Geſchichte; viele unter ihnen fühlten eine Ahnung jenes Feuers, das den heldenmüthigen Raimond zum Tode riß, doch keiner vermochte zu ſprechen; eine ſtumme Rührung war der Dank, den ſie ihrem edeln Führer gaben.

Nur der alte Minneſänger nahm das Wort. — Herr Ritter, — ſprach er — Ihr habt uns da eine wunderherrliche Geſchichte vorgetragen. Ja wohl hat jener heldenmüthige

Jüngling die Palme verdient, aber ihm ward auch das seeligſte Loos: ihm wurde eine Ahndung von der unermeßlichen Liebe, die wir Andern gar nicht zu faſſen vermögen. Iſt nicht die Liebe, die wir an ihm bewundern, nur Ausfluß jenes unendlichen Meeres, das alle Weſen in ſich aufnimmt? Er hat nichts Eigenes hingegeben, ſein aufgeopfertes Blut hat ſich nur wieder mit ſeiner Quelle vereinigt, mit jenem Blute, das auf Golgatha vergoſſen ward.

O, Ihr habt Recht! — erwiederte der Ritter — wenn wir dahin blicken, ſo ſollte uns kein Opfer zu groß vorkommen, ſo ſollten wir kein eigenes Leben haben!

Und dennoch, — können wir es faſſen, — ſagte der Minneſänger ernſt — wer iſt, der ſagen kann aus eigner Macht: Ich bin getreu! wenn nicht ein Strahl des Himmels ihn entzündet? Zuweilen reißt uns wohl die Liebe auf Augenblicke hin, und wir wähnen uns erhoben; allein der Augenblick des Opfers kömmt, da erzittert die ſchwache Menſchlichkeit und die Eigenliebe bebt zurück vor den Schrecken des Todes. Wo iſt dann das Andenken desjenigen, der rein und ſchuldlos niederſtieg von ſeinem Himmel, der ſeine ſelige Heimath verließ, um hier in tauſend Qualen für unſre Schuld zu büßen?

Im Innern wißt Ihr unſre Herzen zu ergreifen! — ſagte der Ritter — und dieſe feierliche Stille ringsumher, und der Mond, der ſo bedeutſam auf uns niederblickt! Es iſt, als ob wir Alle Märtyrer werden ſollten! Eine wunderbare Sehnſucht! — — O jetzt zu dieſer Stunde gebt uns ein Lied! Ihr habt uns lange nichts geſungen; Muſik iſt die Zunge der Andacht. — Ein Lied zur guten Nacht!

Der Alte nahm ſchweigend ſeine Harfe vom Boden auf, ſtimmte ſie zu einer ernſten Melodie, und ſang dazu mit tiefer und gedämpfter Stimme:

In der Nacht des Todes ging der Herr
Gar traurig zu dem Oelberg hin;
Seine Jünger folgten hoffnungsleer
Und mit verzagtem Sinn.

Und er wandte ſich nach der Jünger Zahl,
Und ſprach mit mildem Ton:
Heunt Nacht noch werdet ihr allzumal
Verlaſſen des Menſchen Sohn.

Und wenn dich auch Alle verlaſſen, Herr,
— Sprach Petrus — ich bleibe getreu!
In Ewigkeit laſſ' ich dich nimmermehr!
Dir folg' ich, wohin es auch ſey!

O du, — ſprach Chriſtus — hüte dich!
Bevor die Nacht vergeht,
So wirſt du drei Mal verläugnen mich,
Eh zwei Mal der Hahn noch kräht.

Und ſoll ich auch ſterben, o Herre mein,
— Rief Petrus mit heiligem Muth —
So will ich im Tode noch treu dir ſeyn!
Dein bin ich mit Leib und mit Blut!

Und Chriſtus ſprach: Bleibt hier und wacht.
Ich bin betrübt, bis in den Tod! —
Hinaus nun ging er in die Nacht,
Und rang den Kampf der Todesnoth.

Der ſtille Hain ihn ganz umgab
Mit ſeiner ſchweigenden Einſamkeit;
Die Schatten neigten ſich tief herab,
Als wollten ſie decken ſein tiefes Leid.

Und unſre Sünden drückten ihn ſchwer;
Auf ſeine Kniee er niederſank,
Und betete laut, und zagte ſehr,
Und wund für Angſt die Hände rang;

Und hob ſeine Stimme zum Vater ſein:
Mein Vater, iſt's möglich, ſo geh'
Der Kelch vorüber, doch nicht mein,
Dein heiliger Wille geſcheh!

So litt, der in den Tod ſich gab,
So litt er uns zu gut;
Sein Schweiß brach aus und rann herab,
Und ward wohl helles Blut.

D'rauf ging er zu der Jünger Schaar
Und fand ſie entſchlafen. Er ſprach:
Ach, Simon! ſchläfſt du? und kannſt du nicht gar
Eine Stunde mit mir ſeyn wach?

Meine Stund' iſt nah, gedenket mein!
Und als er geſprochen alſo,
Da drang ſchon die Schaar der Mörder herein,
Und das zagende Häuflein entfloh.

Und ſie legten ihm an der Bande viel,
Und ſchleppten ihn fort in Haft;
Er aber blieb ruhig, und folgte ſtill
In des Hohenprieſters Pallaſt.

Es hatten ihn Alle verlaſſen, allein
Schlich Petrus ihm nach von fern,
Und folgte bis ins Haus hinein,
Wo ſie hielten Gericht mit dem Herrn.

Und nahe zum Feuer ſich ſetzen that;
Da ſah ihn ein Knecht und ſprach:
Biſt du auch mit dem Jeſu von Nazareth?
Und folgſt ihm hieher nach?

Er aber ſprach: Ich kenn' ihn nicht!
Da krähte draußen der Hahn. —
Und die Prieſter hielten das Blutgericht,
Und klagten Chriſtum an.

Der Heilige litt und kämpfte hart,
Bedeckt mit Schmach und Hohn;
Gemartert und verſpottet ward
Der große Gottesſohn.

Indeſſen zu Petrus trat hinzu
Ein Andrer, der ſprach: Fürwahr!
Ein Galiläer biſt auch du;
Deine Sprache verräth dich klar!

Und mehr noch der Knechte kamen herbei,
Und wärmten ſich Alle beim Licht;
Er aber verläugnet' und ſprach aufs neu:
Ich kenne des Menſchen nicht!

Aber wieder ein Andrer war allda,
Der rufte laut: Ei, ſeht!
Der iſt's, den ich im Garten ſah
Mit Jeſu von Nazareth.

Und Petrus vermaß ſich und ſchwur darum:
Der Menſch geht mich nicht an! — —
Da wandte der Heiland ſich traurig um; —
Und zum zweiten Mal krähte der Hahn!

Der Sänger hatte kaum die letzten Worte geendigt, als Einer aus der Schaar der jungen Krieger mit Heftigkeit aufſprang und ſich am Fuße des Kreuzes niederwarf. — O, mein Erlöſer! — rief er aus, indem er es mit beiden Armen umſchlang — könnt' ich Dich je verläugnen? O, eher laß mich ſterben! Ja, laß mich ſterben, und nimm mich auf zu dir, wie deinen Raimend.

Ein heftiger Strom von Thränen begleitete dieſe Worte. Die andern Ritter waren alle durch den Anblick tief erſchüttert. — Komm an mein Herz, mein Sohn! — ſagte der alte Gottfried, und drückte den Jüngling mit Inbrunſt an ſeine Bruſt — ich ahnde einen würdigen Streiter Chriſti in dir! Der, den du anriefſt, hat deinen Schwur gehört; er ſieht auf uns herab. Bleib treu, mein lieber Sohn! — Vielleicht wird einſt uns beiden der hehe Wunſch gewährt. — Vielleicht bald — ſetzte er bewegter und leiſer hinzu — ich weiß nicht, iſt es fromme Rührung, oder Andacht; allein ich kann mich ſelbſt in dieſem Augenblick der Thränen nicht enthalten.

Die heilige Nacht verfloß. Am andern Morgen ſetzten ſie, nach einer kurzen, doch erquickenden Raſt, den Weg nach Accon fort, und die Morgenſonne beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen die geheiligte Bahn. Als einmal Gottfried von Mollai und der Minneſänger von einer kleinen Anhöhe mit Wohlgefallen die Schaar der jungen, rüſtigen

Streiter überſahen, die in geringer Entfernung vor ihnen herzogen, da wandte ſich der Sänger zu dem Ritter von Mollai und ſagte herzlich: Ich habe Euch ſchon fragen wollen, edler Herr, ob Ihr mir nichts Näheres von dieſem heldenmüthigen, begeiſterten Jünglinge mitzutheilen wißt, deſſen geſtriges Emporledern etwas beinahe Ueberirdiſches hatte, und deſſen einnehmende Züge, ſo wie ſein ganzes Weſen, vom erſten Augenblick an meine innigſte Theilnahme erregt haben? — Ich ſah ihn dort mit einem andern Jünglinge, etwas abwärts dem Zuge, in traulicher Gefährtſchaft reiten; ſie ſcheinen enge Freunde, ein ſchönes Heldenpaar! faſt anzuſehen, wie jenes himmliſche Brüderpaar, die noch als Zwillingsſterne unſre Nacht erleuchten.

Auch ſind ſie — erwiederte Ritter Gottfried — in der That ſo herzinnige Waffenbrüder, als Ihr meint; eine ſchwärmeriſche Freundſchaft verbindet ſie von frühſter Kindheit miteinander. Heinrich von Valincourt iſt der Name deſſen, der Euern Antheil erregt hat, der Name ſeines Freundes Enquerrand von Coucy. Ich kenne die Geſchlechter Beider. Mehr als die Gleichheit des Alters und die Nachbarſchaft ihrer väterlichen Burgen hat ſie ſchon früh eine gleiche feurige Neigung zum Waffenſtand und ein gleicher Durſt nach kühnen, erhabenen Thaten vereinigt; auch haben ſie, als ſie herangewachſen waren, in mehreren Schlachten des Vaterlandes, erſt als Knappen, ſpäter als Ritter, mit gleicher Waffenehre gefechten und ſich vereint das Lob der Anführer, den Beifall ihrer Mitgefährten erworben. Allein ſo gleich ſie auch an Tapferkeit und mancher ſchönen ritterlichen Tugend ſind, ſo ſehr ſie ſich ſelbſt in der äußern

Schönheit gleichen mögen, ſo ungleich ſind ſie ſich doch an Gemüthsart. Der ſchöne Enguerrand von Coucy, der dort zur Rechten, in deſſen vollem, buntfarbigem Helmbuſch die Morgenlüfte wühlen, iſt nichts als Leben und Fröhlichkeit; und er, der Sohn ſehr reicher Eltern, der Erbe mächtiger Beſitzungen, ſcheint auch ſchon durch ſein Loos zu Frohſinn und Genuß beſtimmt. — Betrachtet dagegen die ſchlanke Engelsgeſtalt zu ſeiner Linken, ſich liebend zu ihm hinüberneigend! Ja, ein Krieger der himmliſchen Heerſchaaren hat mir Heinrich ſchon oft geſchienen, wenn ich ſo betrachte, wie ſein ganzes Weſen nur Hingebung und Liebe iſt für Andre! wie er es ſelbſt gar nicht zu wiſſen ſcheint, daß auch er ſo ſchön und holdſelig gebildet iſt. — Es iſt, als ob eine wehmüthige Sehnſucht nach etwas Ueberirdiſchem in ſeinen edeln Zügen läge, als ob die reinen Blicke nach einem höhern Ziele drängen, als nach irdiſchen Freuden. Er gehört, wie Ihr aus ſeiner Tracht geſchloſſen haben werdet, bereits unſerm Orden an, — der Einzige in der ganzen Schaar, der ſich zum geiſtlichen Ritter weiht. Er hat ſein Noviziat bei den Rittern von Barcelona gehalten, und wird jetzt in Accon das Kreuz und Schwert der Tempelherrn erhalten.

Und wohl mit voller Liebe — ſagte der Minneſänger — hat dieſer Euren edeln Stand gewählt? den man wohl mit Recht den Stand des Heldenmuthes und aller chriſtlichen Tugenden nennen könnte. — Freiwillig, — verſetzte der Ritter, indem er jene achtungsvollen Worte durch einen beſcheidenen dankbaren Blick erwiederte — freiwillig und mit feuriger Begeiſterung hat er ihn erwählt. — Ich ſelbſt — ſetzte er ernſt vor ſich hinblickend hinzu — würde nie einen

Jüngling zu Annahme unſres Standes bewegen, der auch wohl manche ernſte Seiten hat — und deſſen Strenge nur durch recht innigen freiwilligen Beruf unfühlbar gemacht werden kann.

Die Beiden ſtießen nun wieder mit den Uebrigen zuſammen, und der Zug ward in wechſelnden Geſprächen fortgeſetzt. Bis in die Gegend von Odeſſa hatte ſie der ehrwürdige Sänger begleitet, aber hier nahte er ſich dem Ritter Gottfried, bot ihm treuherzig die Hand, und ſagte: Bis hieher, edler Ritter, war unſer Weg derſelbe, und ich wünſchte wohl, ihn noch länger in Eurer Gemeinſchaft machen zu können, die mir ihn ſo erleichterte und verſüßte; allein ich muß mich von hieraus zur Rechten ſchlagen, denn ich gehe einen Jugendfreund aufzuſuchen, der in dem Gebirge, wo die Quelle Phiala entſpringt, als Einſiedler lebt. Um ſeinetwillen habe ich die Mühſeligkeiten der weiten Reiſe unternommen, um ſeinetwillen verlaß ich jetzt auch Euch. — Gehabt Euch denn wohl, edler Ritter! gehabt Euch wohl, auf Wiederſehn!

Auf Wiederſehn! — erwiederte der edle Gottfried — und iſt es hier nicht, ſo iſt es dort! Dort hoff' ich wohl noch die Klänge Eurer Harfe zu vernehmen, wenn ſie auch hier auf Erden für mich ſchweigt. — Und auch Ihr, Herr Ritter, — ſagte der Sänger, indem er ſich zu Heinrich wandte, der neben Gottfried hielt, und auch dieſem ſeine Rechte bot — auch Ihr vergeßt nicht einen alten Freund! Lebt wohl, und laßt die Frucht bald reifen, die Ihr ſo herrlich in der Blüthe zeigt.

Heinrich war zu gerührt, um antworten zu können;

er beugte ſich ſchweigend über die Hand des Greiſes, die er an ſeine Bruſt und ſeine Lippen drückte. Der Sänger nahm nun auch von den Uebrigen Abſchied, und wandte ſich dann ſchnell um die Ecke eines Hügels, wo er den nachfolgenden Blicken der Ritter entſchwand. Ernſt und ſtiller ſetzten nun dieſe ihren Weg fort.

Das flüchtige Bild, das der Tempelherr von den beiden vertrauten Waffenfreunden entwarf, war vollkommen treu. Der muntre, lebensluſtige Enquerrand blickte mit heitrer Zuverſicht in die Welt, und wiegte ſich gern in Träume eines Glücks, von welchen ſein Freund, ob auch in denſelben Jahren, noch keine Ahndung empfand. Heinrich, der Sohn eines unbegüterten Ritters, der, außer ihm, noch mehrere Söhne hatte, war wohl ſchon durch ſein Loos dem Stande genähert, für den er ſich beſtimmt hatte; allein auch ohne alle Rückſicht darauf, war er die freiwillige, begeiſterte Wahl ſeiner Seele; denn eine glühende, hingebende Liebe für die Religion des Kreuzes war ſchon von früheſter Kindheit an die herrſchende Neigung in ſeinem tiefen Herzen. Ein ſonderbarer, geheimnißvoller Drang ſchien ihn von dort an ſeinem Schickſal entgegenzuführen. Oft wenn er noch als Kind von den unmenſchlichen Bedrückungen der Muſelmänner ſprechen hörte, und von den Wohlthaten, welche der edle Tempelorden über jene bedrängten Glaubensgenoſſen verbreite, flammte der Wunſch in ihm empor, einſt als Jüngling in jenen Heldenorden einzutreten, um ſein ganzes Leben der Rettung der Unglücklichen zu weihen. Er träumte dann wohl dunkel vom ſchönen Märtyrertod, vom Nahen zu dem Göttlichen, der, der Erhabenſte der Märtyrer, ſchuld-

los für seine Welt gestorben war. Mit Liebe und Bewunderung nährte sich so im Stillen Heinrichs inniges Herz. Oft riß er sich vom Kreise fröhlicher Gespielen los und wandelte einsam durch den düstern Eichenforst zu einer kleinen, unbesuchten Waldkapelle, wo er sich ungestört den heißen Ergießungen seiner Andacht überlassen konnte. Hier warf er sich zu kindlichem Gebet auf seine Kniee, und konnte sich nicht satt sehen am schönen Bilde des Gekreuzigten, das über dem Altare hing. Wenn dann zuweilen die Abendröthe durch die hohen buntgemalten Fenster brach und mit einem wunderbaren, bedeutungsvollen Lichte das Bild umfloß, so kam es ihm nicht selten vor, als richteten sich die brechenden Augen voll himmlischer Traurigkeit auf ihn, als zeige ihm der Göttliche sein Blut; ein unaussprechliches Sehnen erwachte dann in ihm, und er flehte mit heißer Inbrunst, daß ihn Gott doch dereinst würdigen möchte, sein Blut für den zu vergießen, der es für ihn vergossen habe! Dann dünkte es ihm zuweilen, als neige sich das heilige Haupt und winke ihm Erhörung seiner Bitte zu. Befriedigt kehrte er dann zu seinem Enquerrand zurück, der über die verlornen Stunden mit ihm zürnte und seine Andacht übertrieben nannte.

Indessen trennte doch diese Ungleichheit der Neigungen keineswegs den frühgeschlossenen, heiligen Freundschaftsbund; der selbstvergeßne Heinrich hing mit schwärmerischer Treue an seinem stolzen Freunde, und hielt sich durch eine einzige feurige Umarmung Enquerrands für tausend kleine Aufopferungen reichlich belohnt. So blieben sie auch in den Jünglingsjahren; und wie sie einst als Kinder die Freuden ihrer Spiele getheilt hatten, so theilten sie auch die Gefahren

des Krieges und jede Waffenarbeit miteinander. Sie kämpften in den Schlachten ihres Vaterlandes mit gleicher Auszeichnung und immer Einer an des Andern Seite. Unzertrennlich waren sie in jeder Gefahr; oft wenn Enquerrands stolze Kühnheit ihn zu hitzig der Uebermacht entgegenriß, schonte Heinrich nicht Blut noch Leben, ihn zu retten.

Auch das Verlangen, bald einen Zug nach Palästina zu machen, theilte der thatenbegierige Enquerrand mit seinem Freunde, der nun der Erfüllung seines so lang und heiß genährten Wunsches, der Aufnahme in den Orden der Tempelherren, entgegenreifte. Bei den Rittern von Barcelona hatte Heinrich sein Noviziat abgelegt, und Enquerrand beschloß, in seiner Gemeinschaft und unter Ritter Gottfrieds von Mollai Panier, den Zug in das gelobte Land zu machen. Nur die Begeisterung seines Freundes für den geistlichen Ritterstand konnte der mächtige Freiherr von Coucy, der einstige Erbe so reicher Güter, nicht theilen, deren unabhängige Beherrschung er nicht gesonnen war mit der Strenge eines harten, gebundenen Standes zu vertauschen. Auch schienen ihm die reizenden Blicke der Mädchen, die bei Turnieren oder Tänzen immer vorzüglich an seiner Schönheit hingen, von einer andern frohern Bestimmung zu sprechen, als jener weltentsagenden, und er wußte diese Sprache geübter zu deuten, als Heinrich, der einer tiefverschloßnen, herrlichen Rosenknospe glich, welche den reichen Schatz der Düfte, die reine Purpurgluth, noch still in ihrem Herzen birgt.

Aber nicht sich allein, auch seinen Freund suchte der Ritter von Coucy vor Gefahren zu schützen, die er für ihn in der Zukunft erblickte; suchte ihn mit aller Macht, die ihm

die Freundſchaft über Jenen gab, von einem Stande zurückzuhalten, in welchem er, Gott weiß welch ein dunkles Verhängniß für ihn ſah. Unzählige Mal ſchon hatte er den Verſuch gemacht, allein nur hier war die Gewalt, die ſeine Reden ſonſt auf das Herz ſeines liebenden Heinrichs hatten, vergebens geweſen. Noch als ſie ſchon die Thürme von Accon majeſtätiſch im Abendgolde vor ſich glänzen ſahen, als Heinrichs Blicke ihnen freudeglänzend entgegenflogen, doch Enguerrands Herz angſtvoll laut von einer bangen Ahndung ſchlug, wagte er, der mit Heinrich zwar von gleichem Alter, doch klarer in Gefühl und Weltanſichten war, noch einmal den Verſuch, den Geliebten von dem letzten entſcheidenden Schritte zurückzuhalten. — Noch einmal, — rief er aus — noch einmal muß ich ſprechen, eh es zu ſpät iſt! Mein Bruder! o du, mehr mir noch als Bruder! warum, mein Heinrich, willſt du die Worte deines Treuen nicht hören, warum dich ſelbſt zu Feſſeln verdammen, die, wenn der große Eid morgen von deinen Lippen geflohen iſt, dich unauflöslich von den ſchönſten, erlaubteſten Freuden des Lebens ſcheiden? Kannſt du nicht kämpfen, ſo wie wir, ohne den Rückweg in die Welt dir ſelbſt ſchwärmeriſch grauſam zu verſchließen? Und ſollte denn noch keine leiſe Ahndung dir je von einem Glück geſprochen haben, das ſchon ein Vorgefühl des Himmels iſt? und — dem du morgen auf immer entſagen willſt! — O, wenn du mich liebſt, — fiel Heinrich ihm ins Wort — ſo ſchweig von ſolchen Dingen, und ſtöre mir die ſtillen Augenblicke nicht! Iſt nicht das Werk in meinem Innern längſt vollbracht! iſt mein Gefühl nicht ſchon der Eid, das mich zum Opfer

meiner ſterblichen Kräfte für ein unſterbliches Ziel hinreißt? Die öffentliche Weihe, die ich morgen erhalten ſoll, iſt nur die äußere, ſchöne Heiligung. Und ſprich, was kann man ſich Schöneres, Beglückteres denken, als ſein ganzes Leben dem Dienſte des Himmels, dem Wohl der unterdrückten Chriſtenheit zu weihen? — Bedenke, wenn einſt meine letzte Stunde kömmt, die Stunde, wo jede Freude der Erde den Sterbenden verläßt, wenn dann die Erinnerung meiner Thaten mir wie ein tröſtender Engel zur Seite ſteht; die Erinnerung an ſo manchen unglücklichen Glaubensbruder, den mein Schwert von der Sklaverei des Muſelmanns befreite; an ſo manchen Sterbenden, dem meine pflegende Hand das Lager der Schmerzen weicher machte, dem meine Stimme Troſt in ſeinen letzten Augenblicken gab; o, wenn ich mir dann ſagen darf, daß ich alle meine Kräfte, jeden Gedanken meiner Seele dazu anwandte, die Zahl meiner leidenden Brüder zu vermindern und meines Herrn Willen zu vollziehn! — Ich kenne deine Ahndung nicht, und werde ſie auch niemals kennen lernen! Denn eben, daß ich ſo viele Jahre durchlebt habe, ohne daß je der Gruß eines ſolchen Glückes mein Herz berührte, beweiſt dies nicht, daß deine Sorgen ungegründet ſind?

Ach, Lieber! — fing Enquerrand nach einer Weile wieder an — vielleicht kennſt du dich ſelbſt nicht ſo gut, als ich dich kenne! ach, glaube mir, dein Herz iſt ſehr zärtlich! Mit welcher ſehnſüchtigen Innigkeit wirfſt du dich oft in meine Arme. Was ſpricht aus dieſen ſchwärmeriſchen Augen? — Jetzt genüg' ich dir noch, aber es wird einſt die Zeit kommen, wo deine Sehnſucht mehr ver-

langt, und dann iſt es zu ſpät, dann können dich alle deine Heiligen nicht mehr retten!

Enquerrand! — rief Heinrich mit einem Ernſt, den ſein Freund ſonſt nicht an ihm gewohnt war — wenn du mich liebſt, ſo ſprich kein ſolches Wort mehr aus! Ich handle nicht nach eigner Willkühr; ich folge nur der Stimme, die in meinem Innern tönt! Ein Krieger meines Gottes will ich ſeyn, und keine andre Sehnſucht kenne ich, als nach ihm!

Die Ordensſtadt, das thatenberühmte Accon, öffnete nun den Rittern ihre Thore. Mit einem heiligen Schauer zog Heinrich in dieſe Mauern ein, begrüßte er die hohen Ordensſäle und die erhabne, edle Heldenſchaar, in deren Mitte er nun aufgenommen werden ſollte. Die Ritter, als er am folgenden, zur Aufnahme beſtimmten Tage vor ihre Verſammlung trat, wunderten ſich über das Feuer und über die ungeſtüme Sehnſucht, mit welcher er die Zuzählung zu ihrem Orden wünſchte. Sie würden auf den erſten Anblick einem Jünglinge, ſo nah am Mannesalter, dieſe gänzliche Hingebung, dieſe ganz kindliche Unbekanntſchaft mit den Freuden der Welt, auf die er doch ſo großes Recht zu haben ſchien, nicht zugetraut haben, wenn nicht die Unſchuld ſeiner Augen, wie der kleinſte ſeiner Züge unwiderlegbar davon geſprochen hätte.

Entzückt empfing er Kreuz und Ordensſchwert aus den Händen des Großmeiſters, nahm er den goldnen Ring, das himmliſche Vermählungszeichen an;*) und nie hat wohl ein

*) Die Tempelritter trugen einen goldnen Ring am Finger, als Ordenszeichen.

Liebender am Traualtar den Eid der Treue freher ausgesprochen, nie ist ein Bräutigam dem Hochzeitfeste freher entgegengegangen, als er dem Fest der heiligen Schlachten.

Mit einer Art von stolzfreudiger Rührung schloß der Ritter von Mollai seinen jungen Freund an das Herz, und mehrere der Ritter fühlten sich in Achtung und Neigung zu ihm hingezogen. Der edle Gottfried war von seinen alten Freunden mit warmer Freude aufgenommen worden, und die Schaar der jungen rüstigen Krieger, die er dem Heer der Christen zuführte, mußte bei der damaligen Lage eine höchst willkommne Erscheinung seyn. Auch säumte der Orden nicht, das kostbare Feuer des jugendlichen Muthes zum Wohl der unterdrückten Christenheit anzuwenden. Das Heer rückte in die Gegenden des Libanon, um dem Heranbringen des immer wachsenden Saladin zu widerstehen, und täglich fand sich nun Gelegenheit, die kriegerische Thatenlust zu üben. In manchem Treffen hatten die Klingen der beiden Freunde schon geblitzt, aus mancher leichten Wunde war schon ihr Blut geflossen, aber jetzt rückte die zusammengedrängte Kraft der beiden kriegenden Mächte zu einem furchtbaren Entscheidungstreffen an.

Die Heere waren einander ziemlich gleich, denn was auf einer Seite die Muselmänner an Anzahl überlegen waren, das ersetzte auf der andern die beßre Anordnung und die größere Waffengeübtheit der Christen. Vom Morgen an bis gegen Mittag brannte der Streit, wo endlich die Sarazenen zu weichen begannen und weiter nach ihren Grenzen zu entflohen. Die Christen verfolgten die Flüchtigen mit mehr Muth als Ueberlegung mehrere Stunden weit. In

einem abgelegnen Thale ſetzten ſich die Letztern wieder und ein neues, hartnäckiges Gefecht begann. Zwar wurden die Chriſten nicht beſiegt, allein ſie waren doch durch die Angriffe der Feinde ſo nach allen Seiten zerſtreut und beſchäftigt worden, daß es ihnen unmöglich war, zum Felde des erſten Treffens zurückzukehren, wo ſie viele ihrer Brüder todt und verwundet verlaſſen hatten.

Unter den Letztern befand ſich auch Ritter Heinrich, deſſen heißer Wunſch, ſein Blut im Dienſte des Erlöſers fließen zu ſehen, heute im vollen Maaße erfüllt worden war; er lag in brennender Wundenqual, allein in ſeiner Seele war es heiter und man hätte auf ihn ſehr wohl die Worte anwenden können;

Ich bin allein am öden Ziele,
Die Sterne ſchauen bleich herab,
Der Nachtgefährten hab' ich viele,
Doch alle ſchweigen wie das Grab.

Ich bin allein! doch mich umſchweben
Die Geiſter tiefer Seelenruh;
Ich gab es freudig hin, mein Leben,
So winkt auch freud'ger Troſt mir zu.

Und wenn die Brüder morgen kehren
Zur Stätte, wo mein Leichnam ruht,
Dann ſagt vielleicht manch Aug' voll Zähren:
In treuer Unſchuld floß dies Blut.

Alle ſeine Freunde waren heute fern ihm beizuſtehen; Gottfried hatte weit von ihm auf einem andern Flügel gekämpft; auch Enguerrand, durch die Ordnung der

Schlacht gebunden, konnte diesmal ſeinem Freunde nicht ſo nah als gewöhnlich ſeyn. Er ward ihn, als er ſich einmal nach ihm umſah, mitten unter einem Haufen Ungläubiger gewahr; er ſah, wie er verwundet nur noch mit ſchwachen Kräften den tödlichen Streichen widerſtand; — er ſah es und eilte, vereint mit Gaspard, dem treuen Waffenträger Heinrichs, ihn zu befreien. Allein noch hatten ſie ihn nicht erreicht, als ſie ihn über und über blutend und, wie ſie meinten, todt vom Pferde ſtürzen ſahen.

Der Schmerz, der, wie man ſagt, auf dem Schlachtfelde Wuth wird, trieb die Beiden unaufhaltſam in die Feinde hinein, die den Gefallenen umringten; ſie wollten, da ſie ihn nicht mehr retten konnten, wenigſtens den Tod des gefallenen Helden rächen und ſeinen Leichnam erbeuten; es würde ihnen auch ſicher gelungen ſeyn, wenn nicht in eben dem Augenblicke, da ihre Gegner anfingen zu wanken, auch das ganze Heer der Feinde in Verwirrung und Flucht gerathen wäre, und das Getümmel des ſiegenden Heeres, das die Flüchtigen verfolgte, auch ſie ergriffen und mit fortgeriſſen hätte. Theils von dem Drange der Andern, theils auch von eigner Erbitterung fortgeriſſen, ließen ſie nicht eher von Verfolgung der Feinde ab, bis ihnen jene, durch die erwähnten Umſtände, jede Rückkehr unmöglich machten.

Heinrich lag unterdeß verlaſſen auf dem öden Schlachtfelde; die Sonne ging unter; die Sterne zogen ſtill herauf; auch ſeine heißbrennenden Schmerzen wurden ſtiller, denn der übermäßige Blutverluſt zog endlich die mildernden Nebel der Ohnmacht um ſeinen Geiſt; es zerfloß Alles dämmernd vor

ſeinen Augen, er meinte zu verſcheiden, und noch eh er in die umnachtende Betäubung ſank, nahm ſein Gedanke, gleichſam als noch mit letzter Anſtrengung, den Flug zum Himmel; dann ward es Nacht um ihn; allein ihm war, als höre er, wie in ahnendem Traum, von Engelſtimmen die nachfolgenden Worte geſungen, die er in ſeinem Leben noch einmal in bedeutungsvoller Stunde hören ſollte:

Hienieden blüht auf Lenzesflur
Für unſrer Sehnſucht Kuß
Die zarte, bleiche Lilje nur,
Und beut uns milden Gruß.

Und füllt mit Ruh die arme Bruſt,
Mit Ahndung unſer Herz;
Mit Ahndung von des Himmels Luſt;
Wo iſt des Kampfes Schmerz?

Der Himmel zieht das Herz hinan,
Das ihm ſich eigen gab,
Ein Strahl auf unſre Pilgerbahn
Fällt aus der Höh' herab.

Herab aus jenem Lichtgefild',
Wo alle Schatten fliehn,
Wo neu der Born des Lebens quillt
Und ſchön're Sonnen glühn.

Hinauf, hinauf den Blick gewandt!
Hier iſt die Prüfungszeit,
Der Thränen und der Sehnſucht Land, —
Heil dem, der ſiegt im Streit!!

Noch nicht durch die Pforten des Todes ſollte der ſchwerverwundete Ritter gehen, noch nicht die friedlichen Gefilde von Jenſeit betreten; ein neues Land des Lebens that ſich ihm dagegen auf, ein Land, das er noch nie gekannt, noch nie geahndet hatte, und wo er erſt einen der ſchwerſten Prüfungskämpfe beſtehen ſollte. Die Geſchichte der geiſtlichen Ritter iſt reich an Prüfungen dieſer Art, nur daß ſie mehr oder minder glücklich beſtanden werden ſind. Die Darſtellung führt uns über die Einzelnheiten des Kampfplatzes hinweg, und läßt uns hier den Ritter nur erblicken, die Siegeshöh' hinanklimmend, von welcher ihm die Palme hoch entgegenweht.

Die frommen Bewohner der Gegend hatten ſich auf das einſame Schlachtfeld gewagt und die Verwundeten, in denen ſie noch Lebensſpuren fanden, in ihre Wohnung gebracht; auch Ritter Heinrich von Valincourt war in ein freundlich glänzendes Haus getragen worden; und während er mehrere Tage lang in todtähnlicher Betäubung lag, ward ihm die ſorgſamſte Pflege zu Theil.

Durch die Nebel des Fiebers hatte er eine holdſelige weibliche Geſtalt unterſchieden, die oft mit zarter Sorge bei ihm verweilt hatte. Die aufgeregte Phantaſie des Kranken nahm ſie als eine überirdiſche Erſcheinung auf; auch dem Geneſenden ward ſie unnennbar theuer. Ueberraſcht von dem unbekannten holden Gefühle, weilte er unwillkührlich in ihrer Nähe; weilte vielleicht länger, als es ſeine Wunden unvermeidlich nöthig gemacht hätten.

Das Heer ſeiner ſiegreichen Brüder war immer weiter vorwärts gezogen, Schlachten wurden geſchlagen, feſte Plätze genommen; der Ruf davon drang nur ſchwach zu den Ohren des betäubten, geblendeten Ritters. — Ach, auch die reinſte Liebe hat einen Zaubergarten, worin ſie ihre Angehörigen, von allem Andern trennend, bindet.

Doch nur eines leiſen Erwachens bedurfte es bei dem frommen Heinrich, um ihn ſeinem heiligen Gelübde zurückzugeben; die Dame, ſelbſt für den ſchönen, edlen Jüngling von einem unvergänglichen Gefühl ergriffen, hatte Ergebung genug, ihm ſelbſt das Scheiden von ſeinem Glück zu erleichtern, um ſeines höheren Berufes willen. — Wir treffen Ritter Heinrich auf dem Wege zum Heere der Kreuzfahrer, das er ſo eilig zu erreichen ſtrebte, als es ſeine noch ſchwachen Kräfte nur irgend geſtatten wollten. Es iſt eine Art höheren Inſtinkts in uns, der uns durch äußere bewegte Thätigkeit die inneren Wogen beſchwichtigen, der uns vorzüglich durch erhöhten Eifer, die ſchwerſten Pflichten zu vollbringen, die Schmerzen entſagten Glückes ſuchen heißt.

An einem herrlichen Sonntagsmorgen langte der Ritter von Valincourt bei einer kleinen feſten Bergſtadt an, die lange unter dem Joch der Ungläubigen geſchmachtet hatte und erſt während Heinrichs Krankheit von den Chriſten wieder erobert worden war. Es herrſchte eine ernſte Stille über der ganzen Stadt; nur das Geläute der Glocken ſcholl feierlich vom nahen Kirchthurm, und rief die andächtigen Seelen in das Heiligthum. Von allen Seiten ſtrömten die

frommen Bürger in ihren Festtagskleidern heran, und gingen grüßend an dem Ritter vorüber. Von einer tiefen Sehnsucht ergriffen, mischte sich Heinrich unter sie, nun auch einmal der langentbehrten Feier zu genießen.

Mit stillem Schauer trat er in das Gotteshaus. Die Ruhe war noch nicht ganz errungen, die er so heiß zu erringen strebte, und unwillkührlich drängten sich in seine frommen Rührungen Gefühle, die sein Bewußtseyn verwarf.

Er trat heraus auf den grünen, im freundlichen Sonnenschein ruhenden Kirchhof; da fiel ihm gerade gegenüber ein weißes Grabmal in die Augen, das sich erhaben an der Mauer emporrichtete. Zwei lichtgrüne Birken säuselten darüber, und neigten sich trauernd auf das frische, noch unberaste Grab zu ihren Füßen.

Heinrich nahte sich, um dieses edle Werk der Bildhauerkunst genauer zu betrachten. Es mußte das Denkmal eines Kriegers seyn. Ein einsamer Grabhügel erhob sich auf dem weißen Marmor; die Trümmer einer zerbrochenen Rüstung lagen darauf zerstreut umher und schienen anzudeuten, daß der hier Schlummernde im Kampf erlegen sey. Ein trauriges Bild der Zerstörung durch den Tod! Doch auf dem niedern Hügel stand hoch emporgerichtet ein Engel, breitete seine weißen Flügel schirmend darüber aus und hob in der Rechten eine Opferschaale zum Himmel.

Klar sprach die rührende Deutung zu dem Herzen des Ritters. — Wohl, edler Kämpfer, — rief er tiefbewegt —

wohl wird der Himmel dein ſchönes Opfer freundlich aufnehmen! — Er fragte einen vorübergehenden Bürger um den Namen des hier Ruhenden.

Wißt Ihr das nicht, ehrwürdiger Herr? — erwiederte Jener. — Waret Ihr nicht beim Sturm unſrer Stadt? Hier ruht ein edler Ritter Eures Ordens, der Erſte, der den Grund zu unſrer Rettung legte und ſein Leben dafür opferte, weshalb wir ihm aus Dankbarkeit dies Grabmal haben ſetzen laſſen. Es iſt kein Einziger des Ordens ſonſt geblieben, als er allein, der gute Ritter von Mollai! —

Von Mollai? — ſchrie der erbleichende Heinrich, der bisher in ängſtlicher Erwartung zugehört hatte — Gottfried von Mollai? — — o mein Vater, ſo hat ſich deine Ahndung erfüllt! ſo biſt du hingegangen in dein Vaterland? und mich haſt du zurückgelaſſen? — weh mir, verirrt! — dein nicht mehr würdig! — —

Der Schmerz erſtickte ſeine Stimme, und er lehnte ſich halb ohnmächtig an das Grabmal. Es iſt eine Uebertreibung nur der edelſten Gemüther, daß ſie auch ihre leiſeſten Ermangelungen mit zerſtörendem Schmerz fühlen, ihres begangenen Guten aber in ſolchen Augenblicken gänzlich vergeſſen. So dachte Valincourt verzweifelnd nur an die kurze Zeit, die er vielleicht früher zum Heere ſeiner Brüder hätte ſtoßen können; doch daß auch er, mit reichen Wunden für den Glauben bedeckt, nahe am Eingange des Todes geſtanden hatte, dies war gänzlich aus ſeinen Augen verſchwunden.

Eine heilige, ſanfte Muſik tönte noch aus der Kirche zu ihm herüber, und ſpielte lindernd mit ihrem melodiſchen Segen in ſeinen Schmerz, und in dem Augenblicke hörte er ſeinen Namen von bekannter Stimme ausgeſprochen. Er blickte auf, und ſah jetzt ſeinen treuen Waffenträger Gaspard, welcher vor ihm, dem Todtgeglaubten, in freudiger Ueberraſchung ſtehen blieb. — Um aller Heiligen willen, — rief er — ſeyd Ihr es ſelbſt, mein lieber, guter Herr? ſeyd Ihr vom Tode wieder auferſtanden?

Er hatte bei dieſen Worten Heinrichs Hand ergriffen und drückte ſie zu wiederholten Malen an ſein Herz. Der Ritter fühlte doch einen Schimmer der Freude bei dieſen treuherzigen Liebeszeichen; er blickte ſeinen wiedergefundenen Treuen wehmüthig an, und deutete auf das Grab.

Ach wohl, daß wir uns hier wiederfinden müſſen! — rief der treue Gaspard — ach wohl, mein theurer Herr, ich glaube Eurem Schmerz; war mir's doch ſelbſt, als ob ich gar nicht weiter leben könnte, ſeit ich ihn ſterben ſah!

Du ſahſt ihn ſterben? — fiel hier der Ritter, auf einmal wieder Leben faſſend, ein — o Gaspard, ſo erzähle! o, rede! ſage! wie, wo ſtarb er?

Ihr ſollt es Alles hören; — erwiederte der Knappe. — O, Dank dem Himmel, daß er mich eben zu dieſer Stunde herführte, das Grab des edeln Gottfried zu beſuchen! ich hätte Euch ſonſt verfehlt; denn wißt, daß ich eben auf dem Wege war, mich wieder in Joppen einzu-

ſchiffen, da ich Euch verloren hatte und auch der gute Ritter von Mollai dahin war. Jetzt aber, o mein lieber Herr, jetzt bleibts beim Alten und das gute, friſche Waffenleben fängt wieder an!

Der Ritter war gerührt von der treuen Anhänglichkeit ſeines Gaspard und zeigte ihm ſeine warme Dankbarkeit dafür, immer doch mit Ungeduld auf die ihm ſo wichtige Erzählung dringend, die der Knappe mit folgenden Worten begann:

Seit jenem merkwürdigen Tage, wo ich mit Eurem Freunde Euch zu retten ſtrebte —

Mit Enquerrand? — unterbrach ihn der Ritter — o, mein Enquerrand! daß ich erſt jetzt deiner gedenke! Und lebt er noch, Gaspard? und iſt er glücklich?

Er lebt, — verſetzte Gaspard — und auch von ihm ſollt Ihr hören. — An jenem Tage der Schlacht war die Kunde Eurer Gefahr zu ihm gedrungen, und er vereinte ſich mit mir, Euch beizuſtehen; ach, ich hatte Euch aber verwundet vom Pferde ſinken ſehen, ohne daß es mir möglich geweſen war, Euch aus dem wüthenden Haufen zu retten; wir ſtrebten Euch, ſtrebten mindeſtens Euren Leichnam zu retten, unmöglich! Wir wurden in das wilde Gedräng der Verfolgenden mit hineingeriſſen. Der Feind ſetzte ſich noch einmal einige Stunden weiter; doch blieben wir auch hier Herren des Schlachtfeldes, und hatten nun ein wenig Zeit, Odem zu ſchöpfen und uns nach den vermißten Freunden umzuſehen. Da ſprengte Herr Gottfried über das Feld,

ſein Auge ſuchte mich. — Wo iſt dein Herr? — fragte er mich mit Haſt; ich ſagte ihm, was ich von Euch wußte. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Bruſt und wandte ſich ab, aber ich ſah wohl, daß er weinte. — Von dieſer Zeit an nahm er mich in ſeine Dienſte, und ich mußte noch oft Abends vor Schlafengehen bei ihm ſitzen und mit ihm von Euch ſprechen. Er klagte nicht über Euern Tod, ihm ahndete wohl ſein eigner ſo nahe.

Wir zogen vor dieſe Stadt, die von Chriſten bewohnt, von den Muſelmännern in grauſamer Bedrückung gehalten wurde. Ritter Gottfrieds Antlitz leuchtete von einer himmliſchen Freude, als der Orden beſchloſſen hatte, das Elend der armen Hülfsbedürftigen zu enden. Allein nicht durch Angriff dachte man die Feſte zu nehmen, ſondern ihr alle Lebensmittel abzuſchneiden, was wegen ihrer Kleinheit leicht auszuführen ſchien, da hingegen der Angriff auf dieſe Felſenmauern viel Blut zu fordern ſchien. Der Ort ward demnach von allen Seiten eingeſchloſſen und einen Monat lang zur Uebergabe aufgefordert; allein die Belagerten erwiederten die Aufforderungen ſtets mit der Verſicherung, das Brot erwachſe ihnen aus den Steinen.

Ritter Gottfried hatte von Anfang für einen ſchnellen Angriff geſtimmt, ſein menſchenfreundliches Herz das geahndet, was im Grunde leicht zu überſehen war und wovon jetzt empörende Nachricht einging, wie die Muſelmänner alle Lebensvorräthe für ſich aufſparten und die unglücklichen Chriſten dem ſchrecklichſten Hunger preisgäben, vor welchem ſie ſich nur durch die zurückſtoßendſten Nahrungs-

mittel ſchwach retteten, daß ſie Jammer erregenden Geſpenſtern glichen, an welchen die Unmenſchen ihre ganze Wuth ausließen, und daß, wenn die Kreuzritter endlich die Stadt einnähmen, ſie dann nur noch die modernden Gebeine der Unglücklichen finden würden, die ſie zu retten verſprochen hätten.

Zu ſchneidend fiel das Nutzloſe einer ſolchen Rettung in die Augen, als daß nicht der edle Eifer Ritter Gottfrieds, der ſich bei Ankunft dieſer Nachricht mit andern Tempelherren eben in des Großmeiſters Zelte befand, auch Eingang zu den Herzen der Uebrigen hätte finden ſollen. Erſchüttert von dem furchtbaren Schickſal ihrer armen Glaubensgenoſſen, waren die mehrſten der Ritter nicht minder eifrig zum Angriff, der auf den nächſten Morgen ausgeſetzt ward.

Mit Anbruch des Tages ſchmetterten die Drometentöne zum Sturm. Wir thaten einen ſchönen und muthigen Angriff, und Herr Gottfried war der Erſte von der Schaar. Er drang trotz der wüthenden Gegenwehr der Feinde, trotz dem tauſendfachen geflügelten Tode, der aus der Feſtung uns entgegenkam, vorwärts. Sein Zuruf ermunterte die Streiter, und ſchon hatte er die Sturmleiter faſt erſtiegen, ſchon erhob ſich ein frohes Jauchzen unter den nachſtürzenden Kriegern, als ihn, ach, Gott! ein mörderiſcher Lanzenſtoß durchbohrte und herabſtürzte.

Ich eilte hinzu, nahm den theuern unglücklichen Herrn in meine Arme und trug ihn, während der Pfeil- und

Steinſturm der Feſtung über uns ſauſte, aus dem Getümmel des Kampfs auf einen Raſenplatz, wo ich ihn ſanft niederlegte. Ich ſuchte ſeine Wunde wohl zu verbinden, aus der das Blut in ſtarken dunkeln Strömen quell, und ihm einige Erquickungen zu verſchaffen. Er dankte mir mit einem himmliſchen Lächeln, aber — es iſt umſonſt, — ſagte er ſanft — weine nicht, guter Gaspard, ich habe mein Ziel erreicht.

Er ſagte mir noch einige Worte, die ſeine großmüthige Verſorge für mich und einige andere ihm Angehörige bewieſen, blickte dann ſtill und ruhig zum Himmel und hauchte bald ſeine edle Seele aus. —

Welchen namenloſen Eindruck dieſe einfache Erzählung auf das Herz des Ritters machte, bemerkte der ehrliche Gaspard nicht über dem Eifer, wo auch er mit ſeinen eigenen Erfahrungen beſchäftigt war. Er fuhr fort:

Der Fall des Helden hatte die Unſern beſtürzt und die Feinde verwegen gemacht, und es war nahe daran, daß das ganze Unternehmen ſeinen Untergang fand, als ein Jüngling, die Stelle des Helden zu erſetzen, verdrang. Er riß ein Panier an ſich, flog wie der Sturmwind die Leiter hinauf, und pflanzte es triumphirend auf die Mauer, zu welcher ihm die Kriegsgefährten nun von mehreren Seiten laut jubelnd folgten. Sein Name tönte jauchzend durch die befreite Stadt; und rathet Ihr, welcher Name es war? —

Enquerrand! — rief der Ritter mit einem unaussprechlichen Gefühl. Seine Bahn war ihm nun schlos vorgeschrieben. Zwei Lichtzeichen gingen vor ihm her, das eine nach Diesseits, das andere Jenseit schon mit stillgewaltigem lieben Schimmer ihn zu sich ziehend. Und ohne Wandern fand auch er sein hohes Ziel.

II.

Königin Bertha.

Aus der alten Geſchichte.

Einer der muthigſten Anführer im Heere Kaiſer Karls des Großen war zweifellos ſein tapferer Bruder Karloman, der da, wo es ein kühnes, unmöglich ſcheinendes Wagniß galt, immer der Erſte war zum todtverachtenden Angriff, der ſelten ohne Wunden, nie ohne Ruhm aus den verhängnißvollen Schlachten zurückkehrte. Zu den mildern Sitten des Friedens vermochte er ſich minder zu gewöhnen, und ſelten hielt er ſich länger als wenige Tage an der Heſtatt ſeiner Mutter, der edlen Königin Bertha, auf, die dort die Herrſchaft der ſanfteſten Tugenden einzuführen ſtrebte.

Unter die edelſten Frauen, welche die Geſchichte rühmt, gehört dieſe hochſinnige Königin; ſie, welche durch ſeltnes Unglück geprüft, jetzt im Glanze des höchſten Throns der Welt, die ſtille Demuth ihrer Unglücksjahre beibehielt; und ſo wie ſie einſt unter niederm Dach eine rettende Aufnahme gefunden hatte, ſtets eine heldenmüthige Vertheidigerin der geringern Stände blieb. Das aber, was ihr vorzüglich eine ſo ausgezeichnete Stelle unter den Frauen erwirbt, iſt, daß ſie größer war und edler, als jenes ſelbſtſüchtige Gefühl, das ſich gewöhnlich unter dem Namen der Mutterliebe verbirgt; daß ſie, bei aller innigtreuen Liebe für ihre Söhne, doch nie

zur ungerechten Richterin ward zwischen ihnen und dem Recht anderer guten Menschen.

Ihr Sohn Karloman, obwohl eben so gutmüthig als tapfer, behielt doch lange einen Anstrich von scheuer Unempfindlichkeit gegen den sanftern Reiz des Lebens, gegen die Allgewalt der Liebe bei. Nur Krieg war sein Gedanke; und ohne auf die reizenden Blicke zu achten, die wohl manche Schöne des Hofs dem jungen, frischblühenden Helden schenkte, weilte er nie lange an der Hofstatt, sondern ging — flog unverwandten Blickes die vor ihm liegende Waffenbahn. Bald in Germaniens Fluren, bald jenseits der Pyrenäen focht er glorreich die Schlachten seines Bruders mit.

Nur einmal sollte auch er der gebietenden Macht erliegen, der selten ein Sterblicher entgeht.

Das Heer der Franken stand in den Pyrenäen, da, wo einige Jahre später der heldenmüthige Roland mit vielen andern tapfern Frankenrittern glorreich fiel, in der Schlacht von Ronceval. In einer der reizendsten Gegenden jenes romantischen Gebirgs stand Karloman mit der Abtheilung seines Heers, ungeduldig, daß die Unterhandlungen, die man noch mit den Sarazenen pflog, die Waffenentscheidung einige Zeit verzögerten. Seinen Unmuth darüber zu zerstreuen, streifte er in den wildreizenden Felsengegenden umher, bald mit Waffengefährten, bald allein, klomm auf die kühnsten Gipfel, folgte dem Sturz der Waldströme in die grausendsten Klüfte nach, und ward hin und wieder von dem Frieden eines einsamen, paradiesischen Thals unwillkührlich in seinen sanften Zauberkreis gezogen.

Er irrte er einſt gegen Abend durch ein liebliches Thal, in deſſen Mitte ſich ein anſehnliches Hirtendorf erhob. Doch mied er die belebten Wohnungen und wandte ſeine flüchtigen Schritte zu einer Thalwindung, die ſich ganz einſam zwiſchen hohen Felſen hinzog, und die ein ſilberner Quell durchrieſelte, von friſchgrünenden Buchen und milden Oelbäumen überſchattet. — Ach, Thal des Friedens! — ſagte er — hierher unter deinen ſtillen Olivenſchatten gehört der unruhige Krieger nicht! Lorbeeren, rauſchende Lorbeeren, wo ſproſſen die?

Wohl in ein ſtilles Thal des Friedens trat der ſtürmiſche Krieger ein; in dieſen heiligen Olivenſchatten hatte die Unſchuld ihre ſchützende Freiſtatt errichtet; o, glücklich, wenn er die Ruhe hier fände, ſtatt ſie mit ſich hinwegzunehmen.

Der Ritter ſah zerſtreut auf dem ſchwellenden Wieſenplane einige blüthenweiße Schäfchen weiden, und vorwärtsgehend erblickte er im Schutz der geheiligten Bäume ein Bild, das plötzlich ſeine Schritte hemmte und ihn zu bewunderungsvollen, faſt gerührten, Betrachtungen zwang. Ein Mädchen, das ſprechendſte Bild der Unſchuld und der Sittſamkeit, ruhte entſchlummert an dem Rand der Quelle; ermattet ſchien es von dem heißen Tage. Ihre Kleidung war arm und zeigte, daß ſie eine der unbemitteltſten Schäferinnen des Thales ſey, allein die Natur ſchien ſie deſto reichlicher ausgeſtattet zu haben.

Ihr Kleid war arm, doch reiche goldne Locken fielen in ſchwelgeriſcher Fülle um den alabaſternen Hals und um Schultern und Bruſt; der Schlummer ſchien ſie aufgelöſt

zu haben, ſo wie er auch die friſchen Morgenroſen ihrer Wangen mit höherm Purpur angehaucht hatte.

Der Jüngling ſtand in ſüßem Schauen verloren; er hätte mit jenem Liebenden rufen mögen:

Wie ſie ruht auf Blüthenflocken,
Sanft in Schlummer eingewiegt,
Wie das Lichtgewog der Locken
Um den ſchlanken Hals ſich ſchmiegt.

Friedlich ſteigt die Bruſt; der Morgen
Blüht im holden Angeſicht;
Ach, ſie kennet noch die Sorgen,
Kennet fremden Schmerz noch nicht!

Klagt doch ſanfter, Nachtigallen!
Weckt die Schlummernde nicht auf;
Kannſt du, Bach, nicht leiſer wallen?
Hallt den klagend regen Lauf!

Eine unmerkliche Bewegung, die der Ritter machte und die ein leiſes Klirren ſeines Schwerts erregte, verſcheuchte ihren leichten Schlummer; ſie ſchlug die ſchönen dunkelblauen Augen auf, die ſich in feuchtem Glanz aus den Nebeln des Schlafs erhoben, ſie glichen Veilchen, welche der Morgenthau beglänzt, ſo wie ſie ſelbſt ein holdes Veilchen ſchien an ſanfter Lieblichkeit und Demuth.

Als ſie den fremden hohen Krieger ſo dicht neben ſich ſtehen ſah, bebte ſie wohl in ſich zurück, doch ohne ſcheue Wildheit; ſie hob ſich ſittſam erröthend empor, knüpfte ihr ſchönes aufgelöſtes Haar ſchnell auf, und wollte ihre kleine Heerde weiter treiben; doch raſch hielt ſie der Jüngling auf. Er, der ſich jetzt zum erſten Mal in ein Gefühl befangen

ſah, das er bis jetzt noch nie gekannt hatte, empfand es jetzt auch mit der vollen Stärke des jungen erwachenden Daſeyns und ſeiner heftig feurigen Natur; doch wie er vorher nie gewohnt geweſen war, Widerſtand zu dulden und ſich vor einer fremden Macht zu beugen, ſo fühlte er doch hier, daß es noch ein Etwas gebe, wo keine Gewalt ausreicht, wo auch der kühnſte Held zu Bitten ſeine Zuflucht nehmen müſſe, einer geringen Hirtin gegenüber. — Mit flehenden Worten drang er in das Mädchen, ſich nicht ſo kalt von ihm zu wenden, ihm ein freundliches Geſpräch mit ihr nicht zu verſagen!

Sie wagte jetzt zu ihm emporzublicken, und als ſie die jugendlich ſchönen Züge ſeines Heldengeſichts erblickte, da leuchteten die Roſen ihrer Wangen von noch glühenderem Purpurroth; allein unſchuldig lächelnd erwiederte ſie auf ſeine Bitten: Warum nicht? warum ſollt' ich nicht mit dir ſprechen wollen, edler Fremdling, wenn dir ein Gefallen damit geſchieht?

O, ſüße Unſchuld! — rief der Ritter — warum biſt du von den Kreiſen unſrer Frauen verbannt, wo Zwang und Heuchelei den Schein der Tugend anzunehmen ſtreben? Du haſt dich in die ſtille Hirtenwelt geflüchtet! — Wohl, wohl, mein ſüßes Mädchen — fuhr er fort — iſt es für mich das größte Glück, wenn du mir gönnſt, in deiner holden Gegenwart zu leben! Es wird mir wohl bei dir, wie es mir nie geweſen iſt, und wenn ich dich anſehe, ſo fühl' ich alle Sorgen ſchwinden, die mich vorher belaſteten.

Sein Ton hatte wohl den treuherzigen Ausdruck der Wahrheit eines ſchuldloſen, unverderbenen, noch ſelbſt mit

der Liebe unbekannten Herzens; ihr war es innig erfreuend, eine ſo wohlthätige Macht von ſich rühmen zu hören, da ſie ſo gern alle Weſen hätte beglücken mögen, und ſich doch ſtets ganz außer Stand dazu geglaubt hatte. Ein Gefühl von Dankbarkeit für den, der ihr dieſe freundliche Meinung von ſich ſelbſt gab, geſellte ſich zu dem Eindruck, den die männliche Schönheit Karlemans auf ſie gemacht hatte.

Sie trieb indeß die kleine Heerde weiter, und der ſtolze Krieger ging ſchmeichelnd ihr zur Seite, einzig darauf bedacht, wie er durch freundliche Dienſte ſich ihr gefällig machen wolle; während ſie ſo am Ufer des Baches hingingen, blickte die kleine Schäferin verſtohlen in den Wellenſpiegel, ob auch ihr Anzug nicht allzu ſchlecht geordnet ſey? und ihm, bei aller ſeiner Unerfahrenheit in der Liebe, entging doch dies glückliche Vorzeichen ſeines Sieges nicht.

Und wie iſt dein Name, — frug er — du holdes Mädchen? und biſt du in dieſem Thale geboren?

Mein Name — antwortete ſie — iſt Ildeflede, und meine Heimath dieſes Thal. —

Und deine Eltern? — fragte der Ritter weiter — wohnen ſie fern von hier?

Ach, meine Eltern deckt ſchon längſt das Grab! — erwiederte das Mädchen traurig. — Eine wohlthätige Dame hat mich erzogen, die gute Gräfin von Bagneres, deren Schloß in der Nähe liegt, — allein auch ſie iſt todt.

Arme, liebliche Ildeflede! — ſagte der Jüngling gerührt, indem er ihre Hände faßte und ſie liebkoſend in den ſeinen drückte.

Sehr ſchmerzlich war es ihm, daß ihn heute kriegeriſche

Pflichten zurück nach dem Lager riefen. Schwer trennte er ſich von der kaum Gefundenen. — Und wo wohnſt du denn, holdes Mädchen? — fragte er noch im Weggehen.

Du kannſt hier meine Hütte nicht ſehen, — verſetzte ſie — erſt auf den Abend treib' ich dorthin zurück. —

Und werd' ich dich morgen hier wiederfinden? — fragte er.

Nein, morgen bin ich in einer andern Gegend, dort auf der Anhöhe nach Weſten zu. — Ich weide künftig nicht mehr im Olivenſchatten. —

Arme, kindliche Unſchuld! ſprach dies ein warnendes Vorgefühl?

Lebe wohl, Ildeflede! mein holdes Mädchen! — ſagte der ſcheidende Ritter — darf ich dich morgen wiederſehn?

Als ob ſie noch mit ſich in Zweifel ſtehe, neigte ſie langſam das Haupt; doch als er nach noch einem warmen Händedruck mit flüchtigen Schritten von ihr eilte, da wandte ſie ſich ſchnell nach ihm und rief ihm noch halb kühn, halb ſchüchtern nach: Es wird mich freuen, wenn du wiederkömmſt. — —

Noch ein freudiger, zuſichernder Gruß, den er ihr zuwinkte, gab ihr Antwort; und mit ſicherem Schritte eilte nun der pflichtgetreue Krieger dem Lager zu.

Wehmüthig glücklich blickte Ildeflede der entſchwindenden Heldengeſtalt nach. Es war ihr, als habe ſie doch wohl zu viel geſagt; und gleichwohl zitterte ſie bei dem Gedanken, daß er vielleicht nicht wiederkehren könne.

Karleman brachte die folgende Nacht ohne Schlummer zu. Mit aller der ſtürmiſchen Unruhe ſeiner Gemüths-

art konnte er die Stunde nicht erwarten, wo er diejenige wiederſehen ſollte, die einen ſo neuen, ſo reizenden Eindruck auf ihn gemacht hatte; und als kaum des andern Morgens die Geſchäfte beendigt waren, die ihm als einem der vornehmſten Anführer des Heeres zum Antheil fielen, ſo flog er in die Gegend zurück, die er ſich geſtern mit Falkenblick eingeſchärft hatte.

Er fand die Höhe bald, auf welcher Ildeflede heut ihre Lämmer weidete. Eine mächtige Steineiche erhob ſich auf ihr, und breitete ihre weitſchattenden Zweige über den ſanft ſich abwärtsſenkenden Plan; von einer Seite konnte man das Thal überſehen, in welchem die ſtattlichen Hirtenwohnungen lagen, von der andern öffnete ſich eine weitere Ausſicht und man ſah mehrere Orte im Sonnenſchimmer liegen.

Unter der Eiche ſaß Ildeflede, von wildem blühenden Geſträuch umgeben und von ihren fröhlichen Lämmern umhüpft. — Sie war mit dem Rücken gegen den nahenden Ritter gekehrt, und mit Entzücken hörte der Jüngling, wie ſie mit der ſüßeſten Stimme ein kleines einfaches Hirtenlied ſang, in deſſen fröhlicher Melodie ſich ihre eigne heitre Stimmung auszuſprechen ſchien; ſie ſang:

Röthlich fing es an zu dämmern,
Silbern floß der Morgenthau,
Da, mit ihren muntern Lämmern,
Trieb die Hirtin ſchon zur Au. —

Des Jünglings Ungeduld ließ ſie nicht enden. — O, meine ſüße Ildeflede! — rief er, auf ſie zueilend — ſo früh hat dich die Flur ſchon aufgenommen? während den

Krieger noch unerträglich lang dauernde Geſchäfte im düſtern Zelt zurückhielten.

Sie wandte ſich nach ihm, und er konnte die Freude, ihn wiederzuſehen, in ihrem holden Antlitz leſen. Zugleich ward er mit heimlicher Wonne gewahr, daß ſie heute ihren Anzug ſorgfältiger geordnet hatte; ihr goldnes Haar war heute zierlicher aufgeknüpft, und in den ſchönen Locken ſchimmerten ſelbſt einige Blüthen ſchüchtern hervor, als ob ſie an Weiße mit ihrer zarten Stirn wetteifern wollten. —

Entzückt bemerkte er es; doch jenes Zartgefühl, welches Natur und Liebe auch dem Unerfahrenſten lehren, hielt auch den wilden Krieger ab, ſeine Empfindungen darüber zu äußern.

Sieh! — fing ſie nach den erſten gegenſeitigen Begrüßungen mit kindlicher Vertraulichkeit an — von hieraus kann ich dir nun das Schloß zeigen, in dem mich meine Wohlthäterin erzogen hat! Sieh, dort, wo ſich das Thal erweitert, zwiſchen den übrigen Dörfern und Burgen, dort glänzen ſeine weißen Mauern vor! — derthin — zur Linken, dort liegt unſer Dorf! — und dort, etwas abwärts nach dem ſtillen Gebüſche zu, das ſich in die Felſenkluft zieht, dort birgt ſich meine kleine ſtille Hütte, von freundlichen Buchen umſchirmt, welche den rauhen Oſtwind nicht eindringen laſſen.

Dort? — rief der Jüngling mit blitzenden Augen — dort wohnſt du ganz allein, du liebes, ſüßes Mädchen? — Jene dunkeln Bäume ſchließen ſo lichte Reize ein? — Und werde ich dich dort beſuchen dürfen?

Das Feuer, womit er dieſe Worte ſprach, würde ſie vielleicht geſchreckt haben, doch ihre Seele war jetzt in ernſt-wehmüthige Erinnerung verloren; ſanft entwand ſie ihm ihre Hand, die er feurig gefaßt hatte, und zeigte nach der Gegend des Schloſſes hinüber, wohin ihre Blicke ſchweiften. — Ach, — ſagte ſie — es war eine ſchöne Zeit, die ich dort verlebte! Die gute Gräfin hatte mich ſchon als zartes Kind zu ſich genommen, da meine Eltern, Hirten dieſes Thals, einander früh im Tode gefolgt waren. Sie erzog mich nun mit der liebevollſten Sorgfalt; ſie ſelbſt unterrichtete mich in mancher ſchönen weiblichen Arbeit, lehrte mich das feinſte Garn dem Rocken abzugewinnen, die Nadel flink zu führen, und manche kunſtreiche Gebilde aus Seide zu fertigen. — Die Hirten unſers Dorfs behandeln mich nun fremd, ſie ſagen, ich ſey wegen der vornehmen Erziehung ſtolz geworden; — ich weiß nicht, was das iſt, — ſage mir, lieber Fremdling, — frug ſie lebhaft, indem ſie ſich wieder mit ihrer reizenden Vertraulichkeit zu ihm wandte — ſage mir, findeſt du denn auch, daß ich ſtolz bin?

O nein! — lächelte der Königsſohn, und blickte beruhigend auf ſie nieder.

Nun ſieh, — fuhr Ildeflede fort — warum verſtoßen ſie mich denn aus ihrer Mitte, und thun nicht mehr, als ob ich ihres Gleichen wäre?

Armes Kind! — rief der Ritter mitleidig — das iſt der Neid, der immer unter der großen Menſchenmenge herrſcht und der ſo auch den Frieden der unſchuldigen Hirtenwelt vergiftet hat. — Und ſo allein hat dich deine Wohlthäterin in einer fremden Welt zurückgelaſſen?

Er ſagte jetzt das Wort: allein, in einem ganz verſchiednen Tone mit verbin; die Freude, die ihm ihre Einſamkeit erregte, wich jetzt einer edlern Empfindung des Mitleids und der Großmuth.

Ach, — erwiederte Idefiede — die gute Gräfin von Bagneres hat ſicher keine Schuld daran! ihr Tod erfolgte ſchnell, und ſie hatte auch hinterlaſſen, daß ihre Erben eben ſo für mich ſorgen ſollten; allein die Herren Grafen ſind im Kriege, die Damen leben in der Hauptſtadt, und ſo glaubten ſie mich auch angemeſſen verſorgt, wenn ſie mir nach dem Stande, in welchem ich geboren bin, ein hinreichendes Erbtheil gaben: meine kleine Heerde und die Hütte, in welcher ich — — nun freilich ſehr verlaſſen — wohne, — ohne irgend einen Schutz auf der weiten Welt, — da Alle, die mich liebten, unter der Erde ruhn.

Thränen fielen aus ihren ſanften Veilchenaugen, und irrten über die Roſenflur der Wangen. In einer Aufwallung wahrer inniger Zärtlichkeit ſchloß ſie der Jüngling an ſein Herz und ſuchte durch die zärtlichſten Liebkoſungen ihre Thränen zu ſtillen. — O, ſage nicht, daß Alle, die dich liebten, unter der Erde ruhn; — rief er begeiſtert — hier ſchlägt noch ein Herz ſtark und lebenswarm für dich! fühle ſeine treuen feurigen Schläge.

Auch ſie erwiederte die ſchuldloſe Umarmung mit dankbarer, zärtlicher Innigkeit. In ihrem Innern war eine Miſchung von Furcht, und wieder eine Art freudigen Stolzes, als ſie die kleinen zarten Hände um den Nacken des ſtolzen Kriegers ſchlang und hin und wieder ſeinen Waffenſchmuck berührte.

Vielleicht liegt in dieſem Gefühl, verbunden mit dem Reiz äußerer männlicher Schönheit und erhebenden Schmucks, zum Theil der Zauber, welcher den Kriegerſtand ſo gefährlich macht für das weibliche Herz.

Ein Bild gab Ildeflede, beinahe anzuſehen, wie man den Liebesgott mit einem gewaltigen Löwen ſcherzend malt. — Ein furchtbares, verwegnes Spiel! —

Ihr Blick fiel auf das mächtige Heldenſchwert Joyeuſe (nach dem ſeines großen Bruders genannt), für ſie war es unſchädlich, — ihr Gewand ſtreifte zutraulich daran, ſie lehnte das anmuthige Haupt mit einem Gefühl ſüßer Sicherheit an ſeine Schulter, und blickte nach dem Dorfe, nach den traulich vereinten Wohnungen hin; dann ſagte ſie in ihrer zauberiſchen Unſchuld: Ich muß doch Gott recht danken, daß du gekommen biſt! Sieh, die andern Mädchen im Dorfe haben alle Brüder oder —

Geliebte — hatte ſie ſagen wollen, doch ſie erröthete bei dem Gedanken und fuhr dies fort: Nun iſt es mir, als hätt' ich auch einen Bruder — einen Beſchützer in dir gefunden. —

Den haſt du gefunden! Bei Gott! — rief Karloman — ſo lange noch Blut in dieſen Adern rollt, gehört der letzte Tropfen dein! — bedauernswürdiges, geliebtes Mädchen!

Glückliche Stunden floſſen noch dahin im ſüßen, vertraulichen Liebesgeſpräch, und wieder zu ſchnell rief die Scheideſtunde den Ungernſcheidenden hinweg. Denn einer unverſiegbaren Quelle gleich ſind die Wechſelreden zwiſchen zwei ſich findenden, liebenden Seelen; kein Anfang und kein

Ende iſt darin, und wie auch die Stunden anwüchſen, der noch ſtärker wachſende Strom der ſehnſuchtsvollen Mittheilungen ſchlingt ſie alle begierig und nie genügend ein. —

Ueber Eines war Karleman ſchwankend geweſen: ob er der niedrig gebornen Geliebten ſeinen fürſtlichen Stand entdecken oder verbergen ſollte? Vielfache Gründe ſchienen ihn für das Letzte zu beſtimmen; dennoch war es ihm peinlich, zu Unwahrheiten ſich zu erniedrigen. Doch dieſer Sorge überhob ihn das anſpruchloſe Vertrauen des Mädchens gänzlich; ſie fragte nicht nach ſeinem Stand und Namen; ihr genügte es, dem angehören zu dürfen, welcher vom erſten Anblick an ihr ganzes Herz an ſich geriſſen hatte. — Und fragſt du denn gar nicht, — ſagte der Ritter — wer der iſt, den du dir zum Beſchützer, zum Bruder erwählt haſt. —

Mir gnügt es, — ſagte ſie mit einem Engellächeln — mir gnügt es, daß du in der Welt biſt — daß ich dich lieben darf! Wie ich dich nennen ſoll, kannſt du mir wohl ſagen! —

Du demuthsvoller Engel! — rief der Ritter entzückt. — Wohlan! ſo nenne mich Aimar! — denn lieben thu ich dich von Grund der Seele!

Mit jeder Stunde wuchs die Liebe des feurigen Jünglings. Der Aufhalt der kriegeriſchen Unternehmungen, der ihm vorher ſo unerträglich geſchienen hatte, war ihm jetzt, ohne daß er es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte, willkommen; ſo ſehr hatte das neue Gefühl auch den ſtärkſten Trieb ſeines eigentlichen Weſens, den Trieb nach Waffenthaten in ihm überwunden.

Er wußte ſich für die nächſten Beſuche bei der Geliebten

eine längere Abweſenheit aus dem Lager vorzubereiten, um nicht ſo übereilt zum Aufbruch genöthigt zu ſeyn und ſie nach ihrer Hütte begleiten zu können. Denn es iſt ein eigner Zug der Liebe, der dazu drängt, den Ort zu ſehen, wo ein geliebtes Weſen lebt und athmet oder nur gelebt hat.

Er fand ſie des nächſten Tages, als er ſie vergebens auf der Anhöhe geſucht hatte, nicht fern von ihrer kleinen friedlichen Wohnung am Rand des Felſenquells, der ſich dort zwiſchen Klippen in die Tiefe ſtürzte. Sie hatte Garn gebleicht, und ſang dazu ein Lied von einer ſo beſonders rührenden Weiſe, daß ſelbſt der ungeduldige Ritter, unwillkührlich davon gefeſſelt, in ſtillem Lauſchen ſtehen blieb.

Weißes Lämmchen, ſo allein
An dem Felsgeſtade?
Kennſt du auch im wüſten Hain
Die verſchlung'nen Pfade?

Da mit ſtolzer Federzier
Läßt ein Aar ſich nieder;
Aus dem weiten Luftrevier
Senkt er ſein Gefieder;

Glaubt ſich ſelbſt im niedern Hain
Heimiſch ganz zu finden;
Spricht: „Ich will dein Führer ſeyn
In den düſtern Gründen!

Weißes Lämmchen, trau auf mich!“
Und ſie traut dem Hohen;
Weh! als kaum der Tag verſtrich,
War er wild entflohen!

Armes Lämmchen, wehl mit Tod
Lohnt dir dein Vertrauen!
Nie mehr wird im Abendroth
Nun der Blick dich ſchauen.

Mit lebhafter Rührung hatte der Jüngling dieſen Geſang gehört, und eine dunkle Ahnung ſchauerte in ihm auf und ſchien den Sinn des Geſanges mit ihm und Ildefleden in Beziehung zu ſetzen. — Armes, ſchwaches Menſchengeſchlecht, das vor ſich ſelbſt wie vor Geiſtern erzittern muß!

Ach, wie oft iſt derjenige, der ſich zum Beſchützer der ſchutzloſen Unſchuld gelebte, ſelbſt zu ihrem gefährlichſten Feinde geworden; der Ritter hielt ſich in ſeiner Ueberzeugung für Ildefledens redlichen Beſchützer — und hätte wohl mit Lanze und Schwert darauf gekämpft, ſo wie für ſie ſelbſt. — Allein die Leidenſchaft gleicht einem ſchwellenden Strome, der alle beſſern Entſchlüſſe gewaltſam in ſeinem ſtürmiſchen Laufe mit ſich dahinreißt.

Einſam und harmlos, ähnlich dem weißen zarten Lamm in ihrem Liede, ſah Karleman die ſanfte Sängerin am Felſenrande. Entzückt begrüßte ſie den theuern Fremdling, als ſie ihn gewahr ward und er ſie feurig in die Arme ſchloß, und unbefangen führte ſie ihn in ihre kleine Wohnung ein, wo alle Gegenſtände den Geiſt ihrer Bewohnerin zeigten. Die Geräthſchaften waren einfach und reinlich; eine ſchöne Cither, noch ein Geſchenk der Gräfin von Bagneres, hing an der Wand, und manche Werkzeuge ihrer kunſtreichen Arbeiten, die Spuren ihrer Geſchicklichkeit zeigten.

Freundlich begrüßte ſie ihn in ihrem kleinen Eigenthum, und flog, ihm Blumen und Früchte ihres Gärtchens zu holen, und friſche ſchäumende Milch in einer irdenen Schaale. Ihr war ſo wohl, ſich um ihn zu bemühen; es kam ihr vor, als ſey er hier Gebieter, ſo wie er es in ihrem Herzen war.

Mit einem leiſen Schauer ſah ſich der Ritter in dieſem kleinen Heiligthum der Unſchuld und des Friedens, ſah die Liebliche ſo rückhaltlos ſich ſeinem Schutze anvertrauen;

— Harmlos kam, daß meine Kraft ſie ſchirme,
Taubenunſchuld kam in meinen Hain,
Und ich ſelbſt warf die Verheerungsſtürme
In ein friedliches Gebiet hinein. —

Indeſſen die Gewalt der holden Gegenwart nahm ſein ganzes Weſen hin; auch er fühlte ſich bald heimiſch hier, und ſelbſt eine Ahnung häuslichen Glücks flog die unruhige Seele an, wenn er nun täglich ſo die reizende Einſamkeit mit ihr theilte, bald auf der blühenden Trift, bald in dem heitern traulichen Gemach.

Ildeflede wußte nichts als Lieben; ihr ganzes Daſeyn war ſelbſtvergeßne, unausſprechliche Liebe für den, in dem ihr erſt das Leben aufgegangen zu ſeyn ſchien; ihn zu beglücken, war ihr einziger Gedanke, ihr einziges Beſtreben. — An eine Zukunft dachten Beide nicht.

Freiwillig hatte Karloman die Augen vor der Kluft verſchloſſen, die ihn von der Argloſevertrauenden ſchied; doch ein Herz wie das ſeine, ein kühnes, nach Thaten begieriges Herz war nicht dazu geſchaffen, durch ein unthätiges Idyllenleben der Liebe befriedigt zu werden, wenn es auch einige

Tage lang durch das Feuer der erſten, wahrhaft empfundenen Liebe berauſcht werden konnte; unruhig ſchlug es doch wieder nach Schlachtenſturm und dem Ruf der Trometen, ſelbſt da, wo der Geliebten innigſte Hingebung ihn an ihr Herz zu feſſeln ſtrebte. Daß er Ildefledens beſter Freund ſey, darauf hätte er noch jeden Augenblick eine Lanze gebrochen; er hatte ihr Stunden des Glücks und der Wonne geſchenkt, vielleicht der ſeligſten in ihrem ganzen freudenloſen Leben; dies ſagte ihm ſein Gefühl, und hatten tauſend Mal ihm ihre Lippen wiederholt. Wie ungleich aber dieſer Tauſchhandel ſey, wie das liebende Weib vielleicht mit dem Verluſt ihres ganzen Lebensglücks, mit Tod — und mit dem Schrecklichern — mit Schmach jene verrätheriſche Wonne kauft: daran dachte der männliche Leichtſinn nicht. — Willkommen war ſeiner kriegeriſchen Seele nach langer Unthätigkeit die Botſchaft zum ſchnellen Aufbruch des Heers.

Die Mauren hatten treulos alle Verträge gebrochen, und zogen jetzt eilig mit überlegner Heeresmacht dem überraſchten Frankenheer entgegen. Ihnen ſchnell Einhalt zu thun und die furchtloſe Stirn zu zeigen, war heiliger Beruf, war dringende Nothwendigkeit; und Karlomans Feldherrngeiſt mußte jetzt ſeine volle Thatkraft entfalten. Sein ſtilles Lebensglück konnte, durfte in dieſen Augenblicken nicht auf die Waagſchale kommen; die Pflicht ſelbſt erſparte ihm vor ſeinem eignen Richterſtuhl den Vorwurf, ein erſt ſo heiß geſuchtes Glück willkührlich der männlichen Veränderungsſucht zu opfern.

Zwar ſo ganz ohne Lebewohl von ſeiner zärtlichen Geliebten zu ſcheiden, dies ſchien ſeinem natürlichen, weichen

Gefühl doch hart und unerträglich; allein ſo häufige Geſchäfte und Anordnungen für den morgenden Heerzug hielten ſo lange ſeinen ernſtlichen Verſatz auf, noch einmal zu ihr zu eilen, bis es ſelbſt zu ſpät war, ihr Botſchaft zu ſenden. Er tröſtete ſich leichthin mit dem Gedanken eines möglichen baldigen Wiederſehens. — Die Ehre, die Kriegspflicht betäubten jede andre Stimme in ihm.

Aber die fortan dem Schmerz verfallne Ildeflede hatte dieſen Tag über den grenzenlos Geliebten vergeblich erwartet. Der Tag verſtrich, die Sonne war untergegangen; die Sterne glänzten ſchon in ſchwarzem Blau über dem Felſenthale, und immer noch keine Spur von ihm! — Von innerlicher Angſt getrieben, wagte ſie es endlich und ging in das Dorf zu einer ältern Hirtin, die immer in ihrem Betragen freundlicher als die andern geweſen war; ſie heffte dort im wechſelnden Geſpräch die ahnungsvolle Unruh ihres Herzens zu beſchwichtigen. Die Arme, ſie, die jetzt ſchon das nie gekannte Peinliche vergeblicher Erwartung ſo ſchmerzlich fühlte, ſie ſollte bald noch andere Qualen kennen lernen. Ach, wenn das menſchliche Herz zuweilen die ganze Maſſe der ihm beſtimmten Leiden vor ſich ſehen ſollte, bei deren erſtem Grad es ſchon erbebt, es würde ihm unmöglich dünken, ſie zu ertragen, und ſchwindelnd würde es davor erliegen.

Sie hörte dort, daß eben Hirten aus der Gegend des Lagers gekommen waren, das einige Stunden von dem Dorfe entfernt lag, und die Nachricht mitgebracht hatten, das Heer werde morgen nach Spanien aufbrechen und in der Entfernung einer Stunde bei dem Dorfe vorüberziehen; wes-

wegen eine Anzahl junger Leute ſich verbunden, an jene Stelle zu gehen und das ſeltne Schauſpiel anzuſehen.

Erbleichend fragte Ildeflede die Hirtin, ob ſie auch mit dahin gehen werde? und als dieſe erwiederte, daß ſie in Begleitung ihres Mannes und ihrer erwachsnen Söhne des nächſten Morgens die Wanderung unternehmen wolle; ſo bat ſie ſchüchtern, mit bebender Stimme um die Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen.

Mit einem bedenklichen, doch mitleidigen Blicke ſah ſie die Hirtin an, die wohl von den Beſuchen des ſchönen Kriegers gehört haben mochte, — doch bewilligte ſie ihre Bitte, und nannte ihr die Stunde, an welcher die Schaar der Wallfahrter aufbrechen wollte.

Nach einer ſchrecklichen Nacht erhob ſich Ildeflede von ihrem ſchlummerloſen Lager, ſelbſt ſo bleich, als der matte Tagesſtrahl, der eben erſt am fernen Oſt aufdämmerte; ſie zitterte vor dieſem Gange, ſie hatte keine Hoffnung dabei, ja keine Ahnung von dem, was ſie dabei wünſchte; nur ein dunkles, doch übermächtiges Gefühl zog ſie nach ſeiner Nähe, der einem Magnetſtein gleich ihr ganzes Weſen an ſich feſſelte.

Schüchtern ſchloß ſie ſich dem Zuge an, in welchem ſie die einzige Schutzloſe war; die wenigen Frauen und Mädchen, die ihn vermehrten, gingen alle unter Geleitſchaft ihrer Männer oder Verlobten und kürzten ſich mit fröhlichen Scherzen den Weg.

Sie waren jetzt auf die Stelle gekommen, an welcher der Heereszug vorübergehen ſollte; noch war Alles ſtill, die Sonne war prächtig aufgegangen und ſchien blendend zwiſchen

der Thalöffnung herein; — und jetzt hörte man Trompetenklänge durch die Felswindungen, welche der Wiederhall vielfach beantwortete; Ildefledens Herz ſchlug hoch, als jetzt zwiſchen den majeſtätiſchen Felſen der glänzende Kriegerzug erſchien, auf ſtolzen Roſſen und mit furchtbaren, in der Morgenſonne glänzenden Rüſtungen. —

Sie hatte ihren Geliebten bisher nur in leichter, einfacher Kriegerkleidung geſehen; auch nur in der Zahl der geringern Krieger ſuchten ihn ihre Blicke, von Lieb' und Angſt geſchärft; ſie ſah ihn nicht — ſchon war das halbe Heer vorüber, und ihn hatte ſie nicht darunter entdeckt; — ſie hätte von den Adlern ihres Gebirgs die Augen borgen mögen, ihn ſchon von fern zu erſpähen, — als jetzt Einer der Anführer von der zweiten Abtheilung des Heeres ihre Blicke gewaltſam auf ſich zog; die Sonne ſchien ihm blendend in das ſchöne Geſicht, — — und ihn erkannte ſie, beſtürzt, geblendet, deſſen Bild ſtets vor ihrer Seele geſchwebt hatte, und der nun doch in ſeiner Hoheit einen überraſchenden Eindruck auf ſie machte. Sie traute ihren Augen kaum; der prächtige, im Morgenwind flatternde Helmbuſch, die königliche Zier an ſeiner ſchönen hellpolirten Rüſtung, das feurige, hochaufbäumende Roß, das ihn ſo ſtolz an ihr vorübertrug; ach, Alles ſchien ihr zu ſagen: Unglückliche, du haſt genug gelebt!

Die Sonne hatte ihn geblendet und keine mitleidige Ahnung ihm geſagt, daß ſein troſtloſes, vernichtetes Mädchen unter dieſem Haufen der Landleute war, an denen er achtlos vorüberzog.

Ohnmächtig war indeß die arme Ildefleda auf den

Raſen zurückgeſunken, nicht beachtet von den Uebrigen, die nur im Schauen und in Geſprächen über das Geſehene verloren waren. Erſt als der Zug geendet hatte und man ſich zu der Heimkehr ſchickte, bemerkte man die Stilldahingeſunkne und gewährte ihr die nöthige Hülfe. Waſſer aus einer nahen Quelle hatte ihre Lebensgeiſter zurückgerufen; man brachte ſie nach ihrer Hütte, wo ſie von nun an eine furchtbare Verlaſſenheit umfing; tiefer ſcheint uns die Nacht, wenn ſie vorher von einem Lichtſtrahle verklärt geweſen war.

Nie hatte die Unglückliche daran gedacht, daß ſie einmal von dem verlaſſen werden könne, der ſo mit ihrem innigſten Leben verbunden war; gleich ſorgloſen Kindern, hatten Beide nur in der Gegenwart gelebt, ohne der drohenden Zukunft zu gedenken, bis ſie jetzt in ihrer ganzen furchtbaren Geſtalt vor die erſchütterte Ildeflede trat.

Noch war ſie wie betäubt; ſie trug alle die Geſchenke, die ſie von dem Geliebten ihrer Seele erhalten hatte, als Pfänder ſeiner Liebe zuſammen, gleich als wenn ſie ſich durch ihren lebendigen Anblick ſelbſt überreden wolle, als ſey Alles noch wie vorher, als habe ſie nur einen ſchweren Traum geträumt. Sie hatte ſonſt, wenn er ſie ihr brachte, ſchöne Kleider oder Schmuck, immer wenig darauf geachtet und ihn dringend gebeten, es zu unterlaſſen. Wenn er dann ſagte: Aber was, meine ſüße Ildeflede, ſoll ich dir denn bringen, was dein Herz erfreuen könnte? — Was erfreut Herz und Augen eines Weibes, wenn es nicht zierlicher Kleiderſchmuck iſt? — ſagte er einſt.

Da erwiederte ſie nach einem kurzen Nachſinnen, indem ihr Blick auf ſeiner leicht von der Schulter zur Hüfte ge-

ſchlungnen Feldbinde haften blieb, die ſchon durch langen Gebrauch in den ununterbrochenen Feldzügen unſcheinbar geworden war und nur in den Augen der Liebe noch Werth haben konnte: — Wohlan, — ſagte die zärtlich ſchwärmeriſche Ildeflede — ſo gib mir dieſe Schärpe zum Geſchenk! ſie iſt Zeugin deiner Gefahren und deiner Thaten geweſen, und ſie hat auf deiner geliebten Bruſt geruht. —

Freudig riß der Jüngling die Schärpe ab, und reichte ſie der edeln, zartſinnigen Gebieterin, gehorchend ihrem Winke, beſchämt beinah, ihr ein ſo geringes Geſchenk darreichen zu ſollen, dieſe Waffenzier, die er ohnedem bald mit einer andern, beſſern hätte vertauſchen müſſen. Allein doppelt verehren mußte er ſeine Ildeflede in ihrer edlen Uneigennützigkeit und in der ſchwärmeriſchen Zartheit ihrer Liebe. In ſeiner Seele ſtand damals die Ueberzeugung feſt, daß er ein ſolches Herz überſchwenglich belohnen werde; daß Jammer und Verzweiflung der Lohn ſeyn würde, den ſie von ihm erhalten ſollte, das dachte der Unbeſonnene freilich nicht. —

Jetzt breitete die arme, unglückliche Verlaßne ihre traurigen Schätze vor ſich aus. Auf dieſer Schärpe hafteten ihre Blicke zum längſten, und ſie ſchien das lindernde Wunder zu wirken, und wieder Thränen aus den ſtarren Augen zu rufen. Heftig drückte ſie Ildeflede an die Lippen und an die treue ſchmerzzerrißne Bruſt.

Die Todesſchauer aber, die ein ſo edles, erhobnes Gemüth, das unter andern Umſtänden die Trennung wohl mit Heldenmuth ertragen haben würde, — die Todesſchauer, die es jetzt bei dem abſchiedloſen Scheiden des Geliebten durchzuckten, ſie waren ein nur zu richtiges Vorgefühl des gren-

zenloſen Elends, das der Bejammernswerthen harrte. — Jetzt brach jenes Entſetzlichſte im Leben eines Weibes, — die Schmach — mit Felſenſchwere über ſie herein, berechtigt durch ihre letzte Vergangenheit, durch — ihren jetzigen Zuſtand. — Jetzt triumphirte der Neid, der ſo gern einen Vorwand in der ſtrengen Sittlichkeit ſucht, und ergeß all' ſein Gift über die, welche bisher durch höhere Vorzüge über die Gemeinheit hervorgeragt hatte. Tödtende Verachtung laſtete auf ihr; alle Blicke wandten ſich voll Abſcheu von ihr, als ſey ſie die entſetzlichſte Verhöhnerin der Tugend; ein grauſenvoller Schatten legte ſich über das ganze Leben der Unglücklichen, die zu arm war, um aus der feindſeligen Gegend zu ziehen, und zu fromm, als daß ſie eigenmächtig hätte wagen ſollen, die Bürde eines drückenden Lebens von ſich zu werfen. Zuweilen lockte ſie wohl der niederwirbelnde Stromfall recht einladend zur Ruh tief unten im Felſenbett, doch ſie bebte vor dem Gedanken, der Hand der Allmacht vorzugreifen. Und mußte ſie auch mit Schaudern ihrer nächſten Zukunft denken, hülfles und verſtoßen von Allen, und winkte ihr auch keine Hoffnung auf der weiten Erde; doch *eine* blieb ihr noch, zu der ihre hinſinkenden Kräfte ſie zu berechtigen ſchienen, — *die* Hoffnung, daß ihr Gott bald ſelbſt die Pforte ihres qualvollen Kerkers erſchließen werde, — die Rettungspforte durch das Grab.

Eine geraume Zeit darauf kam ein andres Heer der Franken wieder in die benachbarte Gegend zu lagern, um einen kurzen Waffenſtillſtand dort abzuwarten. Die Schäfer des Thals, die ſich durch dieſe Nachbarn in ihrer ein-

ſachen Lebensweiſe nicht ſtören ließen, hatten ſich einſt am Abhang eines Hügels gelagert und ergötzten ſich abwechſelnd am Flötenſpiel und Geſang.

Auch einige Frankenhauptleute hatten ſich aus dem benachbarten Thale herübergefunden, durch die Schönheit des Abends und die fernhinſchwebenden Flötenklänge gelockt. Sie erfreuten ſich an den Tönen und zugleich an dem Anblick der blühenden Mädchen und Frauen, die lauſchend um die Singenden her ſaßen, und oft wohlgefällig ſich ſelbſt von ihren Liebhabern beſingen hörten.

Doch abwärts von den Uebrigen, von hangendem Gebüſch halb überdeckt, ſaß ein Mädchen, das, wie es ſchien, ſich ſchüchtern nicht zu den Verſammelten wagte, und doch den Troſt des Wohllauts in ſich zu ziehen dürſtete.

Sie war bleich, faſt einem armen wiederkehrenden Geiſte nicht ungleich, allein von ſo hinreißend holdſeligen Zügen, daß ſie unwiderſtehlicher in ihrer Traurigkeit erſchien, als alle die blühenden Schönheiten im Kreiſe. Ihre ſchönen dunkelblauen Augen, deren Feuer von Thränen erloſchen war, hoben ſich in rührender Schwermuth zwiſchen den langen, ſchattenden Wimpern emporblickend. Der Ausdruck tiefen Gefühls, ſanft und ſtill getragner Leiden, gab ihr einen herzgewinnenden Reiz.

Doch hatte ſie unter den Franken nur ein ſchon etwas älterer Ritter, der tapfre Iwalthier, bemerkt; die Blicke der Jüngern hingen an den Roſenwangen der nöherſitzenden Schönen.

Jetzt ſtimmte Einer der Hirten eine ſeltſam ergreifende Weiſe an und ſang die nachfolgende Romanze.

Laura weilt' im Abendgolde,
Lindor trieb die Heerd' am Fluß:
Zwanzig Lämmer, fleht' er, Holde,
Nimm für einen einz'gen Kuß!

Auf die Lämmchen ſah mit Freude
Wohl die kleine Schäferin:
„Ach, wie weiß! und weich wie Seide!
Nun — ſo nimm den Kuß nur hin!“

Mit den Lämmchen froh zu ſcherzen,
War nun Laura's höchſtes Glück.
Doch es blieb im jungen Herzen
Tief auch Lindor's Bild zurück.

Gleich als ob geheimes Feuer
Ausgeſtrömt mit ſeinem Kuß,
Ward ſein ſchönes Bild ihr theuer,
Ward ſein Blick ihr Himmelsgruß.

Lindor — als die Veilchen blühten,
War es ihm ein leichtes Spiel,
Zwanzig Lämmer feilzubieten
Für des ſüßen Kuſſes Ziel.

Bei der vollen Roſen Pranzen
Gab die kleine Schäferin,
Ohne Lämmer zu verlangen,
Willig Herz und Küſſe hin.

Aber, ach! zur Zeit der Aehren,
Bei der Ernte friſcher Luſt,
Schwamm ihr ſchönes Aug' in Zähren.
Stieg in Schmerz die junge Bruſt.

Laura, innig treu geblieben,
Gäb' jetzt Hund' und Heerde, froh,
Ach, für einen Kuß des Lieben!
Der ſie flatternd treulos floh. —

Das Mädchen hatte ſich während dem Singen theilnehmend herübergebogen; bei dem Schluſſe des Liedes aber ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren lieblichen Augen und ſie wankte hinweg.

Wer iſt das traurige Mädchen? — frug Ritter Ivalthier eine Hirtin, der er zur Seite ſtand.

Sie gehört nicht zu uns; — erwiederte Jene verächtlich.

Und wohl uns, daß ſie nicht zu uns gehört! — nahm eine andere ältere Hirtin das Wort, welche die Frage gehört hatte, — ſie würde uns wenig Ehre machen!

Und nun begann das Gemälde der Vergehungen der armen Ausgeſchloßnen, wozu mehrere Naheſitzende ihre Stimmen gaben. Man nannte ihm Ildefiede den verwaiſten Sprößling eines unbekannten Stammes, man zeichnete ihren Wandel mit den härteſten Umriſſen, und gleich ſchwärzenden Wolkenſchatten zog ſich die Schande um ihr liebliches Bild. Ivalthier ſah hier, wo Neid über die höhere Bildung, über das Ungewöhnliche an der Fremden die Zungen geſchärft hatte, eine Verläumdungskunſt entwickelt, wie man ſie nur in der großen Welt anzutreffen glaubt.

Er aber, deſſen edles Herz mehr an den Adel glaubte, der ihn aus dem ganzen Weſen der Unglücklichen angeſprochen hatte, ſuchte ſie auf. Ihr Schickſal rührte ſein weiches Gefühl, zugleich regte ſich auch wohl ein geheimer Drang

in ſeinem ehrliebenden Herzen, das Unglück möglichſt zu vergüten, was Einer ſeiner Waffenbrüder verhängt haben ſollte.

Mit ſchonender Herzlichkeit ſuchte er das Vertrauen der armen Schutzleſen zu gewinnen; und ſein ſchon reiferes und biedres Anſehen kam ihrer unſchuldigen Offenheit entgegen; bald lag das unglückliche Geheimniß vor ihm; allein er ſah es nicht mit den Augen ihrer verläumderiſchen Nachbarinnen, er erkannte in ihr nur das Opfer einer unglücklichen, aber der allerinnigſten, treueſten Liebe; die zarteſte Sittſamkeit ſprach ſich in jedem ihrer Blicke aus und gab einen rührenden Abſtand mit der Zärtlichkeit, mit welcher ſie noch immer, frei von jedem Gedanken des Zorns oder der Rache, an dem Treuloſen hing. — Ach, — ſagte ſie, wehmüthig vor ſich hinblickend, — wie hätte ich denn glauben können, daß er mich verlaſſen würde? mein ganzes Leben webt ja in ihm!

Des biedern Ritters Zorn entflammte gegen den Leichtſinnigen, der dieſen unſchuldsvollen Frieden zerſtört hatte. Sein ſchönes, feuriges Auge blitzte von edelm Unwillen, und zugleich von Eifer, zu handeln, ihr zu helfen. Allein vergebens fragte er nach dem Namen des Treuvergeßnen; die Argwohnloſe hatte nie danach geforſcht. Nur ſpäter im Drange der Mittheilung zeigte ſie dem Ritter die geliebte Schärpe, die ſie zum Andenken behalten hatte. Nicht um ihn auf die Spur zu bringen, ſondern nur ſich ſeiner freundlichen Theilnahme zu erfreuen.

Verwunderung blickte aus den Augen des Ritters, als er den Blick darauf richtete; zu oft hatte er dieſe Schärpe

an ſeinem jungen Heerführer geſehen! er erkannte ſelbſt, ſie entfaltend, die königlichen Wappenzeichen darein geſtickt. — Wär's möglich? — rief er aus — ſollte er ſelbſt? — er ſelbſt —?

Sorgfältiger forſchte er nun bei dem Mädchen nach der Geſtalt, nach dem ganzen Anſehn des Verſchwundnen; Alles beſtätigte ſeine Vermuthung. — O, Karleman! — rief der biedre Ritter — edler, tapfrer Jüngling! iſt's möglich, daß der Leichtſinn ſo zum Verbrechen führen kann? — Doch —

Er ſchwieg und blickte nachdenkend eine Zeit lang vor ſich nieder, während die aufgeregte Ildeflede in bebender Erwartung an ſeinen Blicken hing. — Mädchen, — rief er jetzt — ein Troſtesſtrahl geht hier vielleicht für deine dunkle Zukunft auf. — Es iſt unverkennbar! — rief er, indem er das Kleinod noch einmal mit forſchendem Blick muſterte, — hier ſind deutlich die Wappenzeichen des königlichen Jünglings.

Iralthier erklärte der verwunderten Ildeflede den hohen Stand ihres verlornen Geliebten. Erheben konnte ihn dies weiter nicht; er war ja ehnedem der Allerhöchſte und Vortrefflichſte in ihren Augen. — Und nun, mein Kind, — fuhr ihr menſchenfreundlicher Schützer fort — wiſſe, die Mutter deines Kriegers, die Königin Bertha, iſt die edelſte, großmüthigſte Seele auf der Erde; wirf dich zu ihren Füßen, in ihren mütterlichen Buſen ſchütte das Leid aus, das dir widerfahren iſt! In ihrem Schutz allein kannſt du die Ruhe wiederfinden, die dir der Leichtſinn eines ſonſt wackern, hier zum erſten Mal frevelhaften Jünglings auf einige Zeit

getrübt hat. — Wie gern wollt' ich dich ſelbſt zu ihr geleiten! allein mich hält die ehrne Pflicht des Krieges feſt, jetzt vor dem nahen Bevorſtehen einer Schlacht. Aber hebe deinen Muth zu Gott, der dein ſicherſter Begleiter ſeyn wird! und tritt getroſt den weiten Weg an.

Ildeflede bebte zwar vor einem ſo kühnen Schritte, vor einer ſo weiten Reiſe zurück; und der mindeſte Verſatz über ihn zu klagen, der ſie durch ſeine Lieb' und ſein Vergeſſen dem Grabe nahe brachte, kam nicht in ihre Seele. Allein hoch ſchlug ihr Herz bei dem Gedanken, die Kniee ſeiner Mutter umfangen zu können, auf ſie die vergötternde Zärtlichkeit überzutragen, die ſie vielleicht nie mehr ſo glücklich ſeyn ſollte ihm ſelbſt zu beweiſen.

Und ſo trat ſie gefaßten Muthes die weite, ſchwere Reiſe an, nachdem ſie von ihrem Wohlthäter, dem guten Ritter Ivalthier, einen gerührten, innigdankbaren Abſchied genommen, und ſie dieſer über ſeine Kräfte mit Mitteln dazu ausgeſtattet hatte.

Lang war der Weg, und oft mußte ſie raſten, um die erliegende Natur zu ſtärken; oft ſchien das Ende ihrer Leiden und — ihres Lebens nah; doch immer riß ſie die Sehnſucht wieder empor, die theure Mutter des Geliebten zu ſehen.

Auch that ſich manche zaubervolle Landſchaft vor ihren Blicken auf, ſie zu erquicken. Die herrlichen Ströme Frankreichs entrollten vor ihr die wallenden Silberfluthen, und blumigte Gefilde wechſelten mit erhabnen ſtolzen Wäldern und maleriſchen Bergen ab, zwiſchen denen die Städte und die kühnen Ritterburgen glänzten.

Jetzt war das Ziel ihrer Beschwerden erreicht, und sie sah die stattliche Hofburg vor sich liegen; allein jetzt, bei dem Anblick der stolzen, königlichen Zinnen, der vielen hochragenden Thürme, begann ihr Herz vor namenloser Bangigkeit zu schlagen; noch nie war sie, das unerfahrne Landmädchen, aus dem Bezirk ihres heimathlichen Felsenthals gekommen, und sollte jetzt der Pracht eines erhabnen Hofstaates begegnen? Bebend wagte sie endlich die hohen Pforten zu betreten.

Sie faßte allen ihren Muth zusammen und bat um die Huld, der erhabenen Königin Bertha vorgestellt zu werden.

Die Königin hatte zwar heut allein zu seyn gewünscht; doch bei der Meldung, daß eine Unglückliche Gehör bei ihr verlange, öffneten sich die Pforten ihrer innern Gemächer, so wie ihr mildes, erbarmendes Herz.

In ihrem stillen, einfach ausgeschmückten Zimmer saß die erhabne Königin, schweigend in sinnigem Ernst, und sah die hehre bleiche Pilgerin hereintreten, deren matte, hinsterbende Glieder, deren fast erlöschende Züge alle die Spuren der tiefen Leiden trugen, die diese anmuthsvolle Blume vor der Zeit zerstört hatten.

Die arme Ildeflede hatte nur eben noch so viel Kraft die Herrin zu erreichen, und, vor ihr niedersinkend, umfaßte sie ihre Kniee, indeß ein Thränenstrom aus ihren sanften, flehend zu ihr emporgehobnen Augen brach.

Innig gerührt von diesem Anblick, bemühte sich die milde Königin, die Halbohnmächtige emporzurichten, rufte ihren Frauen, und ließ der Armen alle Pflege reichen, welche

ihr hülfsbedürftiger Zuſtand forderte. Als die Unglückliche ſich hinlänglich erholt und geſtärkt hatte, verlangte die Herrin zu wiſſen, welches die Urſache ihrer Leiden ſey, und welche Hülfe ſie bei ihr zu ſuchen komme.

Bebend zwar, doch einfach und mit aller ihrer rührenden Unſchuld, enthüllte ihr das Mädchen das unglückliche Geheimniß ihres Herzens, und zeigte dann das Kleined, das ſie als Andenken ihres noch immer geliebten Verführers aufbewahrt hatte. —

Unzweifelhaft erkannte Bertha dies Unterpfand ihres verirrten Sohnes. An ihn, den Helden, den ſiegreichen, glänzenden Königsſohn, ſah ſie jetzt eine niedre, ſtaubgeborne Hirtin Anſpruch machen; ein Abſtand, der noch auffallender wurde durch die armſelige, von der langen Wanderung ganz zerſtörte Kleidung der Unglücklichen.

O, wie hoch ſtand in dieſen Augenblicken die edle Königin über der Selbſtſucht, womit ſo viele Mütter oft ſelbſt eine rechtmäßige Gattin des Glücks nicht würdig genug halten, ihre Söhne zu beſitzen, und womit ſie nur zurückſtoßende Verachtung für eine unglückliche Gefallne haben, und ſelbſt alle Laſt der Schuld auf ihre ſchwachen Schultern zu wälzen ſtreben, um ihre ſtrafbaren Lieblinge davon freizuſprechen.

In Bertha's großer Seele ſchwand jede kleinliche, unedle Rückſicht dieſer Art; nur das Recht galt bei ihr, und unzweifelhaft ſchien ihr dies auf der Seite der armen Leidenden zu ſeyn, aus deren Augen, aus deren ganzem Weſen Unſchuld und Wahrheit in den rührendſten Zügen ſprachen,

und ihren guten, doch von Leidenſchaft hingerißnen Sohn verdammten. —

Schmerzlich mußte wohl dieſe Entdeckung der reinen Tugend dieſer edeln Mutter ſeyn; doch nur das Recht zu üben beſchäftigte jetzt ihre Seele. Sie, welche die Erſte war, die über die Gerechtſame der Liebe, über Kränkungen, Anſprüche und Pflichten eine heilige Rechtspflege eingeführt hatte, ſpäterhin unter dem Namen der Minnehöfe bekannt, wie hätte ſie nicht über einen ihr ſo nahe angehenden Fall alle ihre höhere Kraft aufbieten ſollen.

Faſſe Muth, armes Kind! — ſagte ſie, ſich mild zu der Verlaßnen niederbeugend, — dir ſoll Genugthuung werden! — Und gleich einer ſorgſamen Mutter nahm ſie ſich der Armen an, die Gott auf ihren Knieen dankte, daß er ſie das Ziel ihres heißen Wunſches, den Schutz der angebeteten Mutter hatte erreichen laſſen.

Das ahnete ſie nicht, was Königin Bertha ſchon bei ihrer Ankunft wußte, daß Karleman, nach einer ſiegreichen Schlacht gegen die Mauren und nach geſchloßnem Waffenſtillſtand, in ſeiner väterlichen Burg erwartet wurde. — Karl ſelbſt, ſein großer Bruder, war damals in einer andern Gegend ſeines ausgebreiteten Reichs, und ſeiner königlichen Mutter allein lag die ſüße Pflicht ob, den gefeierten Sohn zu empfangen.

Der Tag erſchien; und jetzt erſt erfuhr Ildeflede etwas von der erfreulichen Begebenheit; allein zugleich gebot ihr die Königin ernſt, heut' ihr Gemach nicht zu verlaſſen; ein Gebot, das wohl ſchnell den Funken einer aufglimmenden Freude in ihrer Bruſt erſticken mußte.

Trometenklänge ſchallten jetzt durch die blühende Ebne; das Wirbeln kriegeriſcher Muſik tönte betäubend ringsumher und freudiger Jubel miſchte ſich darein; — und jetzt durch die weitgeöffneten Thore zog die erwählte Kriegerſchaar, an deren Spitze Karloman in aller männlichedeln Jugendſchöne ſtrahlte.

Hoch ſchlug das Herz der armen Ildeflede, als ſie, nur ſchüchtern durch ihr Fenſter hinab auf den blumengeſchmückten Burgplatz lauſchend, nun den ſchönen Helden erblickte, verſchönt noch durch die Glorie des Siegs, die ihn in lichter Herrlichkeit umgab. Sie glaubte ſich an den Gedanken gewöhnt zu haben, daß er, der hehe Held, für ſie wohl auf immer verloren ſey; dennoch als nun der Anblick des Geliebten ihr die mit ihm verlebte Wonnezeit mahnend zurückrief, und gleichwohl ſeine muthigen, heiter um ſich ſchauenden Augen ihr ein erſchütterndes: Vergeſſen! [illegible] fen; da ſchnitt dieſer Gedanke aufs neue tödtlich [illegible] durch ihre Bruſt. — Und eben trat eine Dienerin der Königin ein, ſie anzukleiden.

Die Königin hatte indeß mit gemiſchten Gefühlen ihren ruhmvollen Sohn ans Herz geſchloſſen und die Feierlichkeiten getheilt, womit das jubelnde Volk ſeinen Einzug verherrlichte. Als aber nun die erſten geräuſchvollen Stunden vorüber waren, und ſie ſich mit dem theuern Heimgekehrten allein ſah, da ließ ſie den ſcharfſichtigen Blick der Mutterliebe durchdringend auf ihm ruhen, und ſprach dann mit tiefer Bewegung: Mein theurer Sohn, nicht genug, daß man dir Blumen ſtreut und deinen Sieg durch laute Feſte zu feiern denkt; ich habe dir eine ſchönere Blume aufbewahrt,

eine ſchönere Feier ſoll dieſen Tag verherrlichen, den ſüßeſten Lohn für ruhmwürdige Thaten bieten. Ich habe dir eine holde, mit jeder Tugend und mit jeder Anmuth geſchmückte Braut erwählt. Sie gleicht der Lilie, die unſchuldig, rein und zart der mütterlichen Flur entſpreſſen iſt, — vom Perlenthau der Nacht befeuchtet. — Die Kirche iſt geſchmückt, nur deiner Einwilligung bedarf es, um ungeſäumt die Feierlichkeit zu vollziehen.

Die Augen des jungen lebensmuthigen Kriegers blitzten ganz freudig bei dieſer Rede der Königin. Seine ehemalige Liebesſehnſucht hatte ſich ſeit der Bekanntſchaft Ildefledens gänzlich verloren; doch ſie ſelbſt — ſo herzlich er ſie auch damals geliebt hatte — war aus ſeinem Herzen verdrängt, durch das Geräuſch der Waffenthaten, vielleicht auch durch den Anblick mancher andern ſtolzer ſtrahlenden Schönheit. Eine ſo ſchöne huldvolle Braut, als ſeine Mutter ſchilderte, ſchien ihm ein ganz angemeßner Lohn für den tapfern, kampfermüdeten Sieger, und er zögerte nicht, der Königin unbedenklich ſeine Einwilligung zu geben.

So komm denn! — ſagte die Königin ernſt, und ſchmerzlich betroffen durch dieſes unläugbare Zeugniß ſeines Leichtſinns; ſie öffnete die Thür in ein anſtoßendes, prachtvolles Zimmer und führte ihn hinein, — und in demſelben Augenblick trat durch die gegenüberſtehende Thür — ſo wie ſie es verordnet hatte — eine feſtlich gekleidete, weißverſchleierte Dame; ihr niederfließendes Gewand war von weißer, glänzender Seide, und bedeutſam mit Perlen durchſtickt. —

Die Königin ergriff die Hand ihres Sohnes, und mit beinah ſich verrathender Bewegung ſagte ſie zu ihm:

Mein Sohn, und fühlst du wirklich in dieſem Augenblicke, daß dein Herz frei, der Liebe einer ſo holden und freien Braut begegnen darf? mahnt dich kein andres Band? und haſt du keine Schuld der Leidenſchaft durch feſte Treue zu vergüten? —

Bei dieſen ergreifenden Worten der edeln Königin zuckte der Jüngling in ſich zurück, und die Erinnerung an ſeine arme, verlaßne Geliebte drang überwältigend in ſein gutes, ob auch durch den Krieg verwildertes Herz; lebhafter noch gemacht durch die Aehnlichkeit der Geſtalt, die er in der Verſchleierten mit Jener zu bemerken glaubte.

Mit Freuden ſah die Königin ſein Innerſtes ſo heilſam erſchüttert; ſie hob den Schleier des zitternden Mädchens — und ſelbſt erbleichend erkannte Karleman die bleichen, von den Spuren tiefer Leiden bezeichneten Züge ſeiner geliebten Ildeflede; ihm ſagte ſein Bewußtſeyn, daß nur ſeine Schuld die Roſen von dieſen einſt ſo blühenden Wangen verdrängt habe. Hingeriſſen ſtürzte er vor ihr nieder, und drückte ſprachlos ihre Hand an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. —

So erkenne ich dich wieder als meinen Sohn, mein theurer Karleman! — ſagte die edelſte der Mütter, mit der Freude der Engel. — Ja, dies iſt die zarte Lilie, die nicht der Thau der Nacht, die der Perlenthau ihrer Thränen ſchmückt. O, mein Sohn! — fuhr ſie, hingeriſſen von der tiefſten Rührung, fort — bedächtet doch ihr leichtgeſinnten Männer ſtets die Laſt des grenzenloſen Elends, das jeder Liebende auf den unglücklichen Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft häuft — ſobald er nicht die Ehre der Geliebten

ſchent. — Du haſt wahrhaft geliebt; und konnteſt du von ihrer grenzenloſen Liebe das Opfer ihres ganzen unſchuldigen Lebens annehmen, ſo ſcheue dich auch nicht, ſie laut vor aller Welt als deine Gattin zu erklären. Schuld erniedrigt den Königsſohn, und nur durch edelfreies Vergüten kann er ſich wieder heben.

Entzückt von dieſen Worten, ſchloß Karleman die ſelig überraſchte Braut in ſeine Arme, und bald darauf ward die Trauung vollzogen. —

Daß es ſich ſpäter erwies, wie die Geſchichte ſagt, daß Ildeflede, als der letzte Sprößling eines edeln untergegangenen Geſchlechts, von jener wohlthätigen Dame erzogen worden war, vermindert nicht das Verdienſt der hochherzigen Königin, die, unbekannt mit jener Abkunft, die Hand ihres Sohnes nicht zu hoch gehalten hatte, das Recht einer armen Hirtin herzuſtellen.

III.

Die Weinlese

oder

Die Entzweiten.

Nur in der Gesellschaft einer theuern Gemahlin und einer liebenswürdigen Tochter hatte der Graf von Frevenau mehrere Jahre auf einem abgelegnen Schlosse seiner weitläufigen Besitzungen verlebt. Durch Neid und Ränkesucht war ihm sein bedeutender Geschäftskreis in der Hauptstadt verleidet worden; und so machten jetzt nur die Wissenschaften und die Erziehung seiner einzigen Tochter, Eugenie, seinen Reichthum aus. Er hatte dies geliebte Kind ganz dem neuern System gemäß erzogen, in dem kindlichste Unbefangenheit und Natürlichkeit die Hauptaufgaben waren, und das angeborne richtige Gefühl des Kindes hatte seinen Erziehungsplan begünstigt. Mit natürlichen vereinigte die funzehnjährige Eugenie alle Talente, die eine höhere Erziehung ihr gegeben hatte, und war dennoch jetzt an der Grenze des jungfräulichen Alters noch völlig Kind, ganz unbekannt mit den Thorheiten und Gefahren der Welt. So sproßt die schlanke, zarte Birke ohne Kunst aus dem freien Boden auf, und beugt dennoch voll Anmuth ihre zärtlichen Zweige und neigt das schöne lockenumwallte Haupt.

Die Zärtlichkeit der beiden Gatten vereinte sich auf diesem Lieblinge, als der Tod das glückliche Bündniß trennte

und die liebende Gattin von der Seite ihres treflosen Gemahls und ihrer jammernden Tochter riß.

Der Graf wünschte nun seinen ihm bisher so theuern Aufenthalt zu verlassen. Denn verschieden ist die Gefühlsart der Menschen; während die Einen mit schwärmerischer Treue das Andenken des geliebten Verlornen festzuhalten pflegen und jede Stelle heilig halten, welche durch irgend eine Erinnerung ehemaligen Glücks bezeichnet ist, suchen die Andern auch jeder mahnenden Erinnerung zu entfliehen.

Der Graf gehörte zu den Letztern; aus jedem zierlichen Geräth seiner prachtvollen, nun verwaisten Zimmer schien ihn eine quälendsüße Erinnerung, aus jeder Schattenstelle des dunkeln Hains in seinem Park der Schatten einer verstorbenen glücklichen Stunde anzusprechen, und so beschloß er, sein Gut, das in einer zwar schönen, doch ernsten Gegend Westphalens lag, wenigstens für einige Zeit zu verlassen, und mit seiner Tochter weit nach Westen in die heitre Champagne zu ziehen, da, wo die leichte Fröhlichkeit der Einwohner beinahe denselben Charakter trägt, als ihr flüchtiger, aufsprudelnder Wein.

In einer der lachendsten Gegenden an den Ufern der Marne kaufte der Graf ein anmuthiges Schloß, das rings von Weinbergen umgeben lag. Weit an den Ufern des Stroms zogen sich die lieblichen Rebenhügel hin. Wie bekränzt wallte die freundliche Marne zwischen den grünen Höhen, und spiegelte das heitre Schloß zurück, das sich auf der bedeutendsten Anhöhe weit über den zerstreuten Wohnungen der Landleute erhob.

Weinend hatte Eugenie die Heimath ihrer Kinderjahre

verlaſſen; allein mit dem leichten Sinn der Jugend gewöhnte ſie ſich auch bald an die neue Heimath um ſo mehr, da ſie ihr eine weit freundlichere Ausſicht aus den Fenſtern ihres artigen Zimmers bot; das Einzige, was ihr fehlte, war der Umgang mit Geſpielinnen ihres Alters; denn nicht allein, daß der Landſitz ihres Vaters in ziemlicher Entfernung von andern Gütern lag, ſo lebten auch die Beſitzer dieſer theils in der Hauptſtadt, oder waren alternde, kinderloſe Herren, an denen wohl ihr Vater zuweilen eine geſellige Unterhaltung fand, aber keineswegs ſie.

Nur Roſe, die liebenswürdige Tochter eines benachbarten Weinbauers, zeichnete ſich vor andern Mädchen ihres Standes durch eine gebildete, wohlgeordnete Erziehung aus, die ihr die Wohlhabenheit ihres Vaters vergönnt hatte. Ihr feiner Sinn, ihr lebhafter Geiſt war dem Unterricht zu Hülfe gekommen, und manche Kenntniſſe, manche anziehende Talente hatte ſie ſich mit allem Feuer ihres Weſens zu eigen gemacht, die auch auf einer höhern Stufe ſie ausgezeichnet haben würden.

Eugenie hätte, auch ohne ihre geniale Erziehung, ohne ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Unterſchiede der Stände, in der kleinen artigen Franzöſin eine vollkommen würdige Geſpielin gefunden; auch ihr Vater fand ihren Umgang mit dem geiſtvollen und wohlerzognen Landmädchen ſehr angemeſſen.

Der Graf vertraute Eugeniens Erziehung fortwährend nur ſich ſelbſt an. Er fürchtete zu ſehr für ihre unſchuldige Natürlichkeit bei einer fremden Behandlung, die zu oft durch irgend einen unvorſichtigen Verdacht, durch einen

einzigen unzarten Vorwurf, aus ihrem ſeligen Schlummer geweckt werden kann; gleich einer zarten Blume, deren köſtlicher, glänzender Blüthenſtaub mit einem Mal von der Berührung einer unſanften Hand zerſtiebt. Er hoffte ſie an leiſen, unſichtbaren Banden, ihr ſelbſt unmerklich, zu leiten.

Eugenie und die lebhafte Roſe waren nun ſo oft zuſammen, als möglich. Oft half die freundliche Eugenie, vergeſſend aller ihrer höhern Anſprüche, Roſen ihre häuslichen Arbeiten vollenden, um dann von der ein wenig gebieteriſchen Mutter deſto früher Erlaubniß zu erhalten, die theure Geſpielin mit ſich auf das Schloß zu nehmen, oder mit ihr das Thal zu durchſchwärmen und Blumen zu Kränzen zu pflücken.

Außer ihr hatte Eugenie nur noch ein jugendliches Weſen, mit dem ſie ſich zuweilen unterhalten konnte; dies war Collin, der Sohn des Winzers ihres Vaters: er, der vor kurzem erſt aus der Fremde gekommen, wohin er als Gärtner gewandert war, und ſich ausgezeichnete Kenntniſſe erwerben hatte. Der Graf nahm ihn in ſeinen Dienſt, und übergab ihm ſeine weitläuftigen Gärten.

So vortheilhaft hatte ſich der junge Menſch ausgebildet, daß ſich ſein herablaſſender Herr nicht allein oft ſelbſt mit ihm unterhielt, ſondern es auch gern ſah, daß Eugenie, die eine ausſchließende Liebe für die Blumen- und Pflanzenkunde hatte, bei ihm Unterricht nahm.

Er wohnte gewöhnlich dieſen Unterrichtsſtunden bei; doch fand er es auch nicht tadelnswerth, wenn ſich Eugenie bei ihrer Blumenpflege zuweilen allein mit ihrem gefälligen Lehrer unterhielt. Eugenie pflegte im Schein der

Morgenſonne auf der oberſten Terraſſe zu luſtwandeln, da, wo die weiß und röthlich blühenden Spaliere ſich an den weißen Mauern des Schloſſes emporrichteten; mit ihrem Strickzeug in den niedlichen Händchen wandelte ſie ruhigen Schrittes hin und wieder, und blickte zuweilen in die lachende Gegend hinaus; wenn dann der ſchlanke Collin die Stufen von der niederſten Terraſſe heraufſtieg, nach den oberen Gewächſen zu ſehen, da glänzte ihm die lieblichſte der Blumen recht anmuthsvoll entgegen; Eugenie flog freudig auf ihn zu, zeigte ihm die Blumen, die ſich die vorige Nacht erſchloſſen hatten, und fragte hier und da um ſeinen Rath.

Von Beiden unbemerkt, war dann oft der menſchenfreundliche Graf vom Fenſter herab Zeuge der antheilvollen Unterhaltung. Er freute ſich, daß Eugenie ſo unbefangen herzlich mit dem würdigen Diener ſprach, und wieder, daß Collin nicht einen Augenblick die ſtrengſte Ehrerbietung aus den Augen ſetzte, daß er aus einem angebornen richtigen Gefühl, indem er ſich durch Bildung über ſeinen Stand erhoben hatte, die Schranken dieſes Standes doch nie im mindeſten übertrat.

Die erſte Zeit nach Collins Ankunft hatte Eugenie ihn indeß nur ſelten geſprochen, da ſie ihre freien Stunden immer noch lieber für die frühere, ſchwärmeriſch geliebte Freundin, für Roſen aufſparte; allein er ward ihr werther, als ſie bemerkte, daß die ſo treu von ihr Geliebte mit der Zeit kälter ward, ja ſich am Ende ganz von ihr zurückzuziehen ſchien.

Mit inniger Trauer hatte das ſanfte Herz der jungen Deutſchen dies launenhafte Zurückziehen ihrer fränkiſchen Freundin bemerkt; auf alle Weiſe war ſie ihr liebevoll entgegengekommen, und hatte offen die Urſache dieſer Veränderung zu erforſchen geſucht; doch ein geſpanntes, oft beinah ſpottendes Betragen ſcheuchte ſie dann immer gekränkt in ſich zurück, und unter heißen Thränen ſpähte ſie, zurückgekommen auf ihr einſames Zimmer, der unbegreiflichen Verwandlung nach. — Nur einſam wagte ſie darüber zu weinen, denn zu ſehr ehrte ſie die Unverletzbarkeit der Freundſchaftsrechte, um ſich gegen irgend Jemand Klagen über die Treuloſe, noch immer Geliebte zu erlauben.

Keine Theilnahme fand ſie mehr bei der entfremdeten Roſe für ihre kleinen unſchuldigen Freuden; wollte ſie ihr eine Stelle aus einem geleſenen Buch mittheilen, die ihr weiches, zur Schwärmerei geneigtes Gefühl anſprach, ſo fand Roſe etwas ihr Fremdes darin; zeigte ſie ihr einen neuen Putz, den ihr gütiger Vater ihr hatte bringen laſſen, ſo gab Roſe nicht das mindeſte Beifallszeichen. Ja, Eugenie hätte faſt einen Zug des reizenden Geſichts misgünſtig nennen können, wenn ihr argloſes Herz eines ſolchen Gedankens fähig geweſen wäre. Ehemals hatte Roſe mit lebendiger mädchenhafter Freude das neue Putzſtück gemuſtert, es wohl ſelbſt anverſucht, und was irgend zu theilen geweſen war, hatte die gutmüthige Eugenie ſchweſterlich mit ihr getheilt. Jetzt wies ſie jedes kleine Geſchenk der höher gebornen Freundin zurück, und eine innige Freude, die ſich Eugenie darunter gedacht hatte, ihre beiden Freunde, Roſe und Collin, miteinander bekannt zu machen, ward ebenfalls

durch Roſens Eigenſinn vereitelt, die geringſchätzig auf den armen Gärtner herabzublicken ſchien.

Die junge Gräfin dagegen erkannte nur immer mehr ſeinen Werth; ihrem gekränkten, vereinſamten Herzen that es wohl, wenn ſie mit ihm manche kleine kindliche Wichtigkeit beſprechen konnte: den Plan zu einer freudigen Ueberraſchung für den geliebten Vater, oder dem etwas Aehnliches; oder wenn ſie wieder eine Stelle aus einem ihrer Lieblingsbücher hinriß, ſo las ſie in der freudigen Begeiſterung ſelbe nicht ſelten dem dankbaren Collin vor, und die ſprechende Aufmerkſamkeit, die ſich in ſeinen Augen, in allen ſeinen gefälligen Zügen malte, war ihr dann ein doppelter Genuß.

Ihr denkender Vater aber glaubte jetzt ein vorzüglich ſorgſames Auge auf die ſich jungfräulich Entfaltende richten zu müſſen, und begann beinahe ſich ſein allzugroßes Vertrauen in ihre Kindlichkeit zum Vorwurf zu machen. Mit aller Schonung für den wackern Collin ſuchte er jene wachſende Annäherung zu mindern, und eine Probe ſollte ihm einen klaren Blick in das verſtellungsloſe Herz ſeiner Eugenie thun laſſen.

In der That, — fing er an, als er eines Tages mit ihr allein in ſeinem Zimmer war, — man findet ſelten bei einem Menſchen ſo viel Verſtand und ſo viel Herzensgüte vereinigt, als bei Collin!

Nicht wahr, mein Vater? — rief Eugenie lebhaft — er iſt ſo gut, ſo unbeſchreiblich gut!

Er dient mir mit bewundernswerther Treue: was meinſt du, Eugenie? ich ſollte wohl darauf denken, ihn zu belohnen.

Ja! — rief Eugenie freudig, und ihre Wangen rötheten ſich höher — o, thu das, liebſter, beſter Vater!

So? — ſagte der Graf etwas beklemmen; dieſe ſo unverkennbare lebhafte Freude hätte ihn beinahe ſtocken gemacht in ſeiner Rede, die er nun zu vollenden fürchtete. — Und was meinſt du wohl, — fuhr er bebend fort — Eugenie, womit ich ihn belehnen könnte?

Ja, das weiß ich nicht; — ſagte Eugenie.

Wie wär es, — fuhr der Graf, etwas freier Athem ſchöpfend, fort, indeß der Blick des Beobachters zwar zart, unmerklich, doch treffend jede Bewegung auf Eugeniens Geſicht auffaßte, — wie wär es, wenn ich ſeine geheimen Wünſche zu erfüllen ſuchte? Wie ich gehört habe, ſo liebt er. Erinnerſt du dich noch der artigen Louiſen, der Tochter des Winzers des Grafen von Bellport, die an der vorigen Weinleſe mit hier war? ſie iſt eine Verwandte Collins. Zu dieſer ſoll er oft nach dem drei Stunden entlegenen Dorfe gehen, und ſie iſt auch gewiß eines der liebenswürdigſten Mädchen der Gegend. —

Eines der ſchönſten zugleich! — fiel Eugenie lebhaft ein.

Da aber Beide arm ſind, — beſchloß der Graf — ſo können ſie an keine Heirath denken; wie wär es, wenn ich Louiſen eine reichliche Ausſtattung gäbe, und ſie zuſammen verbände? —

Wie? — rief Eugenie und warf ſich ihrem Vater um den Hals — das wollteſt du? — O, mein beſter, gütigſter Vater! o, das thu ja! — Ja, nun fällt es mir ein; ich habe wohl bemerkt, daß der arme Collin immer

traurig iſt, ohne zu wiſſen, wie ich ihm helfen ſoll. — Nun wirſt du ſein Wohlthäter! — Und weißt du was? ich will der holden Louiſen meinen Spitzenputz ſchenken, damit ſie ſich an ihrem Ehrentage recht artig ſchmücken kann! und überhaupt will ich ſchon für ſie ſorgen!

So ſprach ſie in der Freude ihres Herzens fort, indeß ihr Vater ſich die Augen trocknete und mit einem dankbaren Blick zum Himmel das unſchuldige, engelgute Kind an ſeine Bruſt drückte.

Und dieſes edle, liebevolle Herz, das ſo warm den Kummer von andern Weſen abzuhalten ſuchte, konnte doch ſelbſt den Schmerzen hoffnungsloſer Liebe nicht entgehen.

Die beiden Freundinnen waren indeß zur ſchönſten Blüthe herangereift, mitten in dem Unwetter ihrer Entfremdung; die Anmuth des ſanften deutſchen Mädchens ward noch durch ihren edeln Anſtand vermehrt; ihre herrlichen blonden Locken wogten in maleriſcher Fülle um den ſchlanken Nacken; aus ihren ſchmachtenden himmelblauen Augen ſprach ein ſüßes Leben, und Unſchuld und Güte hatten auf alle ihre Züge, auf jede ihrer Bewegungen ihr heiliges Siegel gedrückt; doch die blendendzarte Weiße ihres Geſichts war nur von einem blaſſen Roſenroth angehaucht; und ſo glich ſie mehr einer ſanften Lilie, die in dem Wiederſchein des Morgenroths ſelbſt zarterröthend blüht.

Roſe dagegen glich der reizenden Blume, von welcher ſie den Namen trug; ihr etwas bräunliches Colorit ward durch den friſchen Purpur ihrer Wangen, durch das Feuer der ſchwarzen funkelnden Augen gehoben; das nächtlichfinſtre Haar wand ſich in glänzenden Flechten um das niedliche

Köpfchen, und die anmuthige Schnelle ihrer Bewegungen, ja ſelbſt die Kleinheit ihrer ebenmäßigen Geſtalt machten ſie nur noch reizender.

So waren Beide, als ein Vorfall ſich ereignete, der die Getrennten nur noch mehr entfernte, und in Eugenie den Stachel eines noch nie geahndeten Schmerzes ſenkte.

Zwiſchen zwei etwas höheren Bergen zog ſich dem Schloſſe gegenüber eine romantiſche Waldung hinein, an deren Anblick ſich oft Eugenie von ihrem Fenſter aus ergötzte; ſie fand Aehnlichkeit darin mit einer Gegend ihres Vaterlandes. Wenn die Luft in dem vollen Laube wühlte, oder die majeſtätiſchen Wipfel ſich langſam neigten, da war es ihr, als ob ſie leiſer Geiſterhauch belebe und ihr über den Fluß herüber freundliche Grüße ſende. —

Auch heute war ſie lang in dieſen Lieblingsanblick verſunken geblieben. Das Abendroth hatte ſchon längſt die Wipfel verlaſſen, die es noch ſtets im Scheiden röthete, und tiefe nächtliche Dämmerung ſank ſchon verſchleiernd auf die ſtille Gegend; — da ſchwebten auf einmal die Töne eines Waldhorns aus der Bergwaldung mit wunderbarem Sehnſuchtsruf zu der überraſchten Eugenie herüber. Es war eine Melodie ihres Vaterlandes, die auf dieſen Abend ihre völlige Anwendung fand:

Es tönen die Hörner von ferne herüber,
Die Lüfte des Abends umwehen mich mild;
Der Himmel umſchleiert ſich trüber und trüber,
So decket nun Dämmrung das ganze Gefild.

Sie hatte nie die Heimath vergeſſen können, und fühlte zuweilen ein banges, wehmüthiges Verlangen danach, ſo wie

dies in dieſer Stunde der Fall war. Ihre Stimmung glich faſt in dieſen Augenblicken der jenes oſſianiſchen Fräuleins, der Heldentochter Cathmars, die ihrem tapfern Vater aus Zärtlichkeit in ein entferntes Land gefolgt iſt, wo ſie ſingt:

Ach, er iſt hin, der Traum von Iniſhuna,
Ganz von der Seele weggetilgt! Ich höre
Nicht mehr das Waidwerk meines Vaterlandes! —

Die langen, ſchmelzend hinfließenden Hörnertöne erweckten Eugeniens ſehnſüchtige Erinnerungen noch mehr, allein ſie milderten ſie auch und löſten ſie wohlthuend auf; ſanfte Thränen träufelten gleich mildem Thau von den holden Augen, und in ihrer bewegten Seele klang es wie

Süßes, ſüßes Sehnſuchtsrufen,
Durch den Wald vom Thale her!
Klimm hinan des Felſen Stufen
Und vertrau dem wilden Meer!

Erſt als die Töne längſt verklungen waren, auf Fittigen der Abendluft entführt, verließ ſie phantaſievoll ihr Fenſter. Sie erzählte ihrem Vater, der ſpäter von einem Beſuche aus der Nachbarſchaft heimkehrte, von den reizenden Melodieen. Auch er konnte ſich nicht erklären, woher die hier ſonſt nie vernommenen Töne kommen mußten.

Noch einige Mal an ſchönen Abenden, oft ſelbſt tief in die ſtille Nacht hinein, die jetzt der Mond zu erhellen begann, erquickte ſie der herrliche Genuß; zuweilen faſt ergriff ſie ein Verlangen, wie die Heldin in jenem ſchönen Mährchen: Otile, über die ſchweigende Aue hinüberzufliegen bis in den monddurchſtrahlten Wald, und den ſelbſt zu erblicken, der dieſe zauberiſchen Harmonieen hervorrief und den

ſich ihre lebhafte Einbildungskraft mit dem Reiz eines überirdiſchen Weſens ausſchmückte.

Sie wünſchte lebhaft, doch ſie hoffte nicht, ihn jemals ſelbſt zu ſehen; indeſſen wie ſich unſre Wünſche da gewöhnlich am eheſten erfüllen, wenn ſich die ſchmeichleriſche Hoffnung einmal nachläſſig von uns abgewandt hat, ſo war es auch hier der Fall.

Sie hatte einſt gegen Abend nicht fern vom Schloſſe auch auf die lieblichen Klänge gelauſcht; ſie verſtummten, und nicht lange darauf trat ein ſchlanker Jüngling aus der Waldung und eilte mit flüchtigen Schritten über die Wieſe. Er war von etwas mehr als gewöhnlicher Größe, und ihr Herz ſagte ihr ſogleich, daß es jener zauberiſche Tonkünſtler ſey, der ihr bisher ſo manchen herrlichen Abend geſchaffen hatte. Ein ſchöner Jagdhund ſprang um ihn her, und ſie ſah ihn, abwärts dem Fluſſe, zwiſchen den Erlen verſchwinden, die eine Fiſcherhütte umgaben.

Eugenie hatte bei ſeinem flüchtigen Vorübereilen ſein Geſicht nicht erkannt; allein trotz ihrer Unerfahrenheit war ſie doch Mädchen genug, um zu bemerken, daß ihm ihr Anblick aufgefallen war, daß er ſich mehrmals nach ihr umgeblickt und die Eil ſeiner Schritte immer mehr gehemmt hatte.

Sie wagte nicht, ſich den ſüßverworrenen Gefühlen zu überlaſſen, die dieſe Bemerkung in ihr erregt hatte. Ihr Vater ſchien nicht darauf zu achten, als ſie ihm nach ihrer offnen Weiſe von dem Anblick des Fremden erzählte.

Ihr natürliches Zartgefühl hieß ſie nun die Gegend vermeiden, wo ihr das nur zu anziehende Ereigniß begegnet

war; allein als ſie einige Tage darauf ihre gewöhnliche kleine Wanderung nach der entgegengeſetzten Seite gerichtet hatte, und jetzt in langſam ſinnigem Wandeln um die Ecke eines Vorſprungs lenkte, da ſtand ſie auf einmal betroffen ganz dicht neben dem intereſſanten Fremden. — Er ſaß auf einem vorragenden Steine und beugte ſich liebkoſend zu ſeinem Hunde herab, der ſich ſchmeichelnd um ſeine Füße wand, und die ſchwarzen, treuen Augen verſtändig zu ihm emporrichtete.

Er hatte Eugeniens leiſen Tritt nicht bemerkt, und ſie, die vor Ueberraſchung ſtehen geblieben war, konnte nun, ihm unbemerkt, ſein ſchönes Geſicht nahe betrachten; ein angenehmes Lächeln umſpielte ſeinen Mund, als er ſeinem Jagdgefährten halblaut einige Schmeichelnamen zurief, und der Zug von Güte, der ſich dabei über ſeine Züge verbreitete, erhöhte den Reiz ſeines Anſehens unendlich. — O, wenn die Männer wüßten, wie Milde, Güte von irgend einer Art ſie in den Augen der Frauen verſchönt, ſie würden dieſen höchſten und edelſten Reiz immer in der Wahrheit zu erringen ſuchen.

Doch jetzt ſah ſich der Fremde um, durch den Hund aufmerkſam gemacht, und wie er Eugenien ſo dicht neben ſich erblickte, da ſprang er auf, und die großen, ſchönen Augen mit einem langen Blicke auf ſie richtend, verbeugte er ſich anſtandsvoll gegen ſie, die glühend erröthete und, ihm mit einer leichten Verneigung dankend, ſich ſchnell entfernte.

Ihr kam es vor, als habe ſich von ihren Wangen auch ein dunkler Wiederſchein auf ſein männliches Geſicht ergoſſen;

doch ſollten ihr bald alle ſo wohlthuende Gedanken als Einbildungen klar werden.

Auch dies Begegnen verhehlte ſie ihrem Vater nicht, ob es ihr gleich diesmal ſchwerer ward, die Lippen darüber zu öffnen.

Jetzt will ich dir ſagen, — rief der Graf — wer es ſeyn wird: Ohne Zweifel der Graf von Reichenberg, ein Landsmann von uns. —

Ein Landsmann von uns? — wiederholte Eugenie erfreut. —

Er hat ſich auf ſeinen Reiſen einige Zeit bei Herrn von Orciment verweilt, deſſen genauer Freund er iſt. Dort hab' ich ihn letzthin ſollen kennen lernen, aber ſeine Bekanntſchaft ausgeſchlagen. —

Ausgeſchlagen? — rief Eugenie erſchrocken aus. — O, lieber Vater, da er ein Landsmann iſt, ſo — —

Du kannſt vielleicht Recht haben, mein Kind, — ſagte der Graf nachdenklich — aber, liebe Eugenie, — du biſt nun in den Jahren, um die Freundin deines Vaters ſeyn zu können — wirſt du ihn tadeln, wenn er nicht ſtark genug iſt, den Stachel bittrer Erinnerungen zu ertragen, welche mit dieſem Namen erſchütternd auf mich eindringen? Wiſſe, daß dieſer junge Deutſche nach aller Wahrſcheinlichkeit ein naher Verwandter desjenigen iſt, der mich aus der Gunſt meines Fürſten und dadurch aus meinem edeln, einflußvollen Wirkungskreiſe verdrängte. Seine Hierherkunft weckt alle die mühſam bekämpften Schmerzen der Vergangenheit auf; wenn du mich alſo ſchonen willſt, gute Eugenie, ſo thu ſeiner nie mehr gegen mich Erwähnung!

Thränen rannen bei dieſer Rede über Eugeniens zarte, erbleichende Wangen; der ſonſt ſo hellblickende Vater hielt ſie jetzt in ſeiner leidenſchaftlichen Bewegung einzig für Thränen des kindlichen Mitgefühls; wohl hatte dieſes ſeinen Antheil daran, doch galten ſie auch größtentheils dem Entſagen ihres erſten ſeligen Jugendtraums. —

Der Graf ſchloß ſie gerührt in ſeine Arme, nannte ſie ſeine Freundin, ſeine einzige, tröſtende Freude auf der Welt; wie hätte ſie nicht vor ſich ſelbſt den Schwur ablegen ſollen, das Vertrauen des zärtlichſten und edelſten Vaters zu rechtfertigen.

Aber leer kam ihr nun ihr Leben vor, ſo liebevoll ſie ſich beſtrebte, die Stunden ihres guten Vaters zu erheitern. Wie ſehr hätte ſie jetzt einer vertrauten Freundin bedurft; aber Roſe hatte ſich von ihr nun völlig abgewendet. Der arme Collin war in der ganzen Zeit, wo Eugenie in ihrer lieblichen Verzauberung durch die Waldherntöne gelebt hatte, traurig umhergegangen, und ein verſchwiegner Kummer ſchien ihn zu drücken. —

Der Vater hatte ihr geſagt, daß er ſich in ſeiner Vermuthung wegen Louiſon getäuſcht habe, und daß er nun auf andre Weiſe darauf denken wolle, Collin zu belohnen. Zu ihm, zu dem Trauernden, zog jetzt die traurige Eugenie ihre Neigung vor Allen. Aber der neue, nie geahnete Schmerz nahte jetzt, der ſie noch ſchmerzlicher von Roſen trennen ſollte. —

Bald brachten die Dienſtleute die Nachricht in das Schloß, daß ſich der fremde deutſche Graf bei Roſens Vater eingemiethet habe. Eugenien war dieſe künftige

ſo nahe Nachbarſchaft beinahe nicht minder empfindlich, als ihrem Vater; ſchon dadurch allein, daß ſie ſich nun in ihrem beinahe einzigen Vergnügen, ihrem freien Umherſtreifen in dem Thale des Schloſſes beſchränkt ſah; denn überall begegnete ihr der, den ſie fliehen ſollte, grüßte ſie ehrerbietig bedeutend, ach, er erſchwerte nur ihren Kampf! Im Hauſe ihres Vaters ſah ſie ihn nicht, da wahrſcheinlich die Weigerung des Grafen, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſeinen Stolz aufgeregt hatte.

Jetzt aber füllte ſich die ganze umliegende Gegend mit der bewundernswerthen Neuigkeit, daß der vornehme fremde Herr, aus Liebe für das ſchöne Winzermädchen Roſe, zu ihrem Vater gezogen ſey, und nun aus übergroßer Leidenſchaft ſogar beſchloſſen habe, ſie zu heirathen und mit ſich auf ſeine prächtigen Güter nach Deutſchland zu nehmen.

Roſens Mutter, Madelaine, die in einem bedeutenden Grade ſtolz und eitel war, hatte ſich immer geſchmeichelt, daß die Schönheit ihrer Tochter noch ein glänzendes Loos finden würde; ſie fühlte ſich bei dieſen lachenden Ausſichten wie neugeboren, und ging ſeitdem mit weit gehobnerm Haupt einher. Die arme Eugenie, ſie, die ſchon nach ihrer genialen Erziehung nicht eine Ahnung von Stolz, ſelbſt nicht von Unterſchied der Stände hatte, verdiente es gewiß nicht, daß, als ſie einſt zufällig bei einer Nachbarin mit der übermüthigen Madelaine zuſammentraf, ihr dieſe auf eine ſo verletzende Art ihre jetzigen glänzenden Ausſichten mittheilte.

Die anſpruchloſe Eugenie fand gar nichts Sonderbares darin, daß ihre reizende Freundin auch die Hand eines

ſo vornehmen Jünglings gewinnen könne; nur daß es eben dieſer, daß es der Abgott ihrer ſtillen Träume war, und daß er ihr von der entfremdeten Freundin entriſſen wurde, das ſchmerzte ſie; vor Allem aber zerriß dieſer Anſchein des Triumphes der Glücklichern ihr Herz. Denn nichts kann ein edles Gemüth tiefer ſchmerzen, als wenn ihm der Beglücktere fühlen läßt, daß er ihm Eiferſucht oder gar Neid zutraut.

So war der letzte Theil des Sommers hingegangen; die Weinberge prangten nun im vollſten laubigen Schmucke, und die purpurnen Trauben lauſchten ſchwellend zwiſchen den dunkelgrünen Blättern hervor. Das Feſt der Winzer, die fröhliche Weinleſe nahte heran, für Alle ſeit dem Frühjahr das Ziel der Hoffnungen, die Zeit der jauchzenden Freude, nur für die traurige Eugenie nicht, die ſich bei dieſem allgemeinen Jubel nur noch beklemmner fühlte.

Ein Umſtand kam dazu, das Peinliche ihres Zuſtands noch zu erhöhen. Der weitläuftige Berg, der Roſens Vater gehörte, ſtieß unmittelbar an den des ihrigen, und in beiden war die Weinleſe auf denſelben Tag angeſetzt. Sie konnte nicht vermeiden, dem Wunſche ihres Vaters nach, vom Anfang bis zu Ende dieſer fröhlichen Arbeit beizuwohnen, das Geſchäft leiten zu helfen, und die Ergötzlichkeiten der Fleißigen durch ihre Gegenwart noch zu erhöhen. So mußte ſie denn ſo quälend nah derjenigen ſeyn, die ihr geiſtig ſo fern geworden war. — Und mit welchem Gefühl erblickte ſie einmal von einer vorragenden Erhöhung ihres Bergs den theuern Fremdling unter den Winzern des nachbarlichen.

Sie wandte den Blick hinweg, es ſchien ihr unwürdig und — auch zu ſchmerzlich, die Zärtlichkeiten mitanzuſehen, die er der glücklichen Roſe beweiſen würde. Aber die Thränen konnte ſie nicht zurückhalten, und um ſie mindeſtens ungeſehen zu weinen, ſchlich ſie ſich abwärts von dem muntern Schwarme zu einer einſamen Gegend des Berges, die ſie aber unbemerkt dem nachbarlichen Grenzzaun näherte. Sie hörte Tritte hinter ſich, und wandte ſich betroffen um. — Es war Collin, der mit eiligen Schritten den Berg hinanſtieg; er näherte ſich ihr mit einer Heftigkeit, die ſie ſonſt nie an ihm bemerkt hatte. Auch aus ſeinen Augen ſah ſie Thränen brechen, ſo wie er ſich ihr nahte, und ehe ſie es verhindern konnte, warf er ſich ihr zu Füßen, und rief mit dem Ton des erſchütterndſten Schmerzes: Fräulein! vergebens hab' ich dieſe ganze Zeit über geſucht Sie allein zu ſprechen! — Von dieſem Augenblicke hängt alle meine Hoffnung ab! —

Erſchrocken blickte Eugenie auf den Knieenden, und wußte nicht ſogleich, ob ſie bleiben oder dem ſo heftig Bewegten ausweichen ſollte. Collin war ihr immer ſo werth geweſen, und bei ihm war die feurige Heftigkeit ſeines Volks durch einen einnehmenden Zug von Sanftmuth und Beſcheidenheit verdeckt worden, doch jetzt funkelte ſie aus dem Feuer ſeiner Augen leidenſchaftlich hervor, ohne daß ſeine ſtrömenden Thränen ſie löſchen konnten. — Fräulein, — rief er wieder — wenn ſich Ihr Herz mir verſchließt, ſo bin ich verloren!

Um Gottes willen, Collin, — rief die ſich erman-

nende Eugenie — was iſt das für ein wunderliches Betragen? — Ich bitte dich, ſteh augenblicklich auf!

Alſo Sie wollen mich anhören, beſtes Fräulein? — ſagte Collin, indem er ſich, ihr gehorchend, erhob. —

Wenn es in meinen oder meines Vaters Kräften ſteht, dir zu helfen, ſo, weißt du wohl — ſagte ſie verwirrt —

O, Sie ſind ein Engel des Himmels an Güte! — rief Collin feurig — darum werden Sie auch das Geheimniß der verzweifelnden Liebe nicht von ſich ſtoßen! —

So beſcheiden auch Eugenie war, ſo konnte ſie doch dieſe ſo klar ausgeſprochene Erklärung beinahe unmöglich zweifelhaft deuten, und ſie ſchauderte bei dem Gedanken, in dem Herzen eines guten jungen Menſchen eine ſo unglückliche Leidenſchaft erweckt zu haben, welche ſie nie erwiedern konnte. Sie war zu gutmüthig, um durch ein kaltes, ſelbſtſüchtiges Zurückziehen nur für ſich zu ſorgen; ſo ſtand ſie einige Augenblicke ſprachlos vor dem, der ebenfalls nach Worten rang.

Endlich rief Collin: Bis vor wenigen Stunden wagt' ich immer noch mir mit einer thörichten Hoffnung zu ſchmeicheln, — doch der Blick dort hinüber — (er zeigte nach des Nachbars Berg) — hat mir Gewißheit über alle meine ſchrecklichen Vermuthungen gegeben!

Wie hat er mir ins Herz ſehen können? — dachte Eugenie. — Und wie darf er ſo kühn ſprechen? — ſetzte ihr weibliches Zartgefühl hinzu.

O, wäre doch der verzweifelte deutſche Graf in ſeinen Wäldern geblieben! — fuhr Collin fort.

Collin? — rief die verletzte Eugenie mit Stolz — du gehst zu weit.

Und ſie wandte ſich, ihn zu verlaſſen.

O, liebſtes, beſtes Fräulein! — flehte Collin — Verzeihung! Sie ſind eine Landsmännin von ihm, ſind auch eine Deutſche; ich wollte nichts gegen Ihr Volk ſagen. — Aber ſah ich es nicht vorhin mit meinen eignen Augen, wie er den Arm um ſie ſchlang! Höll' und Himmel! — Tod und Teufel!!

Um wen? — fragte Eugenie, die wieder frei Athem ſchöpfte.

Um — erwiederte Collin — ach, ich glaubte, Sie wüßten es ſchon, beſtes Fräulein, daß ich — die undankbare, treuloſe — ach, und doch unvergeßliche Roſe liebe!

Jetzt war es, als ob eine Centnerſchwere von Eugeniens Buſen ſänke; ein wohlwollendes Lächeln ſtreifte über ihr heldes leidendes Geſicht, und ſie legte die Hand freundlich auf Collins Schulter. — Du liebſt Roſen, mein guter Collin? — ſagte ſie — o, das freut mich; aber ſage mir, Ihr kanntet Euch ja gar nicht?

Ach wohl, liebes Fräulein, wir hatten uns von früheſter Jugend an geliebt, und ehe ich in die Fremde ging, verſprachen wir uns ewige Treue. Allein wir mußten das tiefſte Geheimniß dabei beobachten, weil Roſens Eltern, vorzüglich ihre Mutter, ſehr ſtolz und eitel ſind, und ich als ein armer Gärtner ihnen viel zu gering zum Eidam bin; wir hatten blos unſre Hoffnung auf die Ankunft eines alten reichen Verwandten geſetzt, der mein Pathe iſt. Bei meiner Rückkehr aus der Fremde war Roſe eben, wenn

Sie ſich erinnern, auf einige Wochen verreiſt. Ihre Abweſenheit ward mir durch die Leutſeligkeit erleichtert, womit Sie und Ihr edler Herr Vater ſich mit mir unterhielten. Aber als Roſe zurückkam, als ich nun, ganz Liebe und Entzücken, flog, ſie an dem Ort unſrer Zuſammenkünfte zu begrüßen, Himmel, wie fand ich ſie verändert! Kalt, unmuthig wandte ſie ſich von mir, ohne mir doch nur irgend einen Grund davon anzugeben; ich dachte anfangs, es ſey ihr kleines launenhaftes Schmollen, was ihr ſonſt allerliebſt anſtand. Jetzt eben bei dem erſten Wiederſehen fand ich es freilich nicht recht paſſend, indeſſen wartete ich lange geduldig, daß es ſich ändern ſollte; ſelbſt daß ſie mir gar keine Zuſammenkunft mehr zugeſtehen wollte, machte mich freilich traurig, doch nicht beſinnungslos, — bis die Ankunft des unglückſeligen Grafen und ſeine Bewerbung um Roſen mich in die ſchwärzeſte Verzweiflung ſtürzte! —

In ſich verſunken hatte Eugenie nur mit halber Aufmerkſamkeit die Erzählung des armen Collin angehört; die erſte Freude, daß er ſie nicht liebe, ward nur zu bald durch den erneuten Schmerz verdrängt, den Collins Bemerkungen über das Verhältniß des Grafen zu Roſen geſchärft hatte. Als er es jetzt nochmals mit klaren Worten berührte, da bebte ſie zuſammen, und rief, wie von ſchmerzlichem Traum erwachend: Ach, armer Collin, das iſt freilich ein großes Unglück!

Nicht wahr, mein beſtes Fräulein? — rief Collin, von ihrer Theilnahme völlig befriedigt. — Und dennoch, — fing er wieder an, indem er wehmüthig lächelnd vor ſich hinblickte, — und dennoch ſcheint es mir wieder zuweilen

gar nicht möglich, daß man es je vergeſſen kann, wenn man ſich ſo zärtlich, ſo herzinnig geliebt hat, wie wir uns liebten. Ach, wo wird ſie ein Andrer ſo lieben, wie Collin, wie der arme Collin? —

Seine Thränen brachen wieder hervor. — Und eben darum, — fuhr er fort — theures, großmüthiges Fräulein, wollte ich Sie bitten, da Sie doch ſo gute Freundinnen geweſen ſind, daß Sie noch einmal allein mit ihr ſprächen, und ihr vorſtellten, wie heilig ſolche Liebe iſt, und welche Sünde, ein redliches, treues Herz zu tödten! — Und iſt Alles vergebens, daß ich dann wenigſtens Gewißheit erhalte zwiſchen dieſem quälenden Schwanken und in Ruhe ſterben kann! — — Aber ich denke immer noch, — ſetzte er hinzu, indem wieder ein Hoffnungsſtrahl in ſeinen naſſen Augen aufblitzte, — daß es doch möglich wäre, daß ſie zu ihrem Schwur zurückkehrte! — und, o, dann wären Sie mein rettender Engel!

Er warf ſich bei dieſen Worten noch einmal zu Eugeniens Füßen. Gerührt und beklommen hatte ſie die zutrauensvolle Bitte angehört; in ihrem Herzen erhob ſich ein heftiger Kampf. Sie, ſie ſelbſt ſollte der entfremdeten Freundin von einer frühern Pflicht ſprechen, die ſie von Eugeniens Heimlichgeliebtem ſchied? Konnte da nicht der entſetzlichſte Schein auf ſie fallen? — Indeſſen auf der andern Waagſchale lag das ganze Lebensglück eines guten Menſchen, lag die Sache des Rechts, und Eugenie war groß genug, ſich für das Letzte zu entſcheiden. Wer ſich ſelbſt rettete ſie ihr Bewußtſeyn, indem ſie jeder Hoffnung auf dem entſagte, deſſen Name ſchon ihren edlen unglücklichen

Vater ſo tief verletzte. — Roſens Entfremdung ſcheute ſie nicht; es war ihr vielmehr erwünſcht, endlich einmal eine würdige Gelegenheit gefunden zu haben, um die Rinde von Eis zu brechen, welche ſich zwiſchen Beiden zog.

Sie ging nun, als ſie fern von dem Schwarm der jubelnden Winzer Roſens flatternde Roſenbänder durch das herbſtliche Weinlaub ſchimmern ſah, auf das wohlbekannte Gebiet hinüber.

Oft hatte ſie mit ihrer Freundin auf der anmuthigen Stelle geweilt, auf der ſie ſie vorhin bemerkt, wo eine Raſenbank von einer ſäuſelnden Birke beſchattet und von allen Seiten durch überwallende Rebengänge umzogen wurde, die nur nach Abend eine liebliche Ausſicht offen ließen. Sie wandelte jetzt in Erinnerung jener ſchönen Zeit durch die Gänge, aber wie bebte ſie überraſcht zurück, als ſie, dicht davor ſtehend, durch die Laubwand erblickte, daß Roſe nicht allein, daß der gefährliche, von ihr geliebte Graf mit ihr war; er hatte, auf der Raſenbank ſitzend, während ihm Roſe halbabgewandt zur Seite ſtand, ihre Hände gefaßt und rief mit flehender Stimme: O, liebe, holde Roſette, ich bin ſo froh, daß ich dich endlich hier allein finde, das Wichtige mit dir zu beſprechen, und nun ſagſt du kein Wort — und wie du weinſt?

Eugenie ſah in der That das roſige Geſicht des ſchönen Winzermädchens mit Thränen übergoſſen. — Sie wollte ſich augenblicklich zurückziehen, um keinen ungeweihten Blick in das ſeligſchmerzliche Geheimniß fremder Liebe zu werfen. Ach, mit zerrißnem Herzen wollte ſie ſich zurück-

ziehen, — als ihr die nächſten Worte ein Recht zu geben ſchienen, zu bleiben.

Haſt du Eugenien geſprochen? — fragte er — und wie? gelten meinem Schickſal dieſe Thränen? — Gutes Mädchen!

O, laſſen Sie mich nur jetzt, Graf! — rief Roſe ſchluchzend, und wollte ſich losmachen.

Roſe! — rief der Graf heftiger — bedenke, daß dieſes Feſt ſo lange das Ziel aller meiner Hoffnungen war! daß dieſe frohe, ungebundne Zeit die einzige Gelegenheit bietet, wo du mir eine Zuſammenkunft mit dem Engel verſchaffen kannſt, den ich anbete! du, Eugeniens Jugendfreundin, da ihr Vater, aus mir unbekannten Urſachen, meine Bekanntſchaft ſo beleidigend verſchmäht hat. — Mädchen, — fuhr er fort — hab' ich dir nicht meine Freundſchaft, dir nicht mein unbegrenztes Vertrauen gegeben? und hab' ich nun nicht mindeſtens ein Recht, daß du auch mir die Urſache dieſes ſo ausſchweifenden Kummers entdeckſt?

Wohlan, — ſagte Roſe, indem ſie ſich aufrichtete und ihrer heftigen Betrübniß Einhalt that — wohlan, — ſagte ſie mit einer Art von ſtolzer Freimüthigkeit, die ihrem reizenden Weſen ſehr wohl anſtand, — ich fühle mich geehrt durch dieſe Freundſchaft, — nicht weil Sie Graf ſind, — Schranken, die ich nie anerkannt habe, — ſondern, weil wir Alle Sie als einen der beſten Menſchen haben kennen lernen. So mögen Sie denn in dies zerrißne Herz blicken! — Ich liebte einen Jüngling mit allen Kräften der erſten erwachenden Zärtlichkeit; ich liebte eine Freundin — ach! wie nur Roſe lieben kann! — Als ich von einer

längern Abweſenheit zu Hauſe kam, in der er aus der Fremde zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß er eben jener Freundin eine thörichte, abgöttiſche Huldigung geweiht habe, daß er nur in ihrer Gegenwart, nur in ihrem Umgange lebe und täglich, ſtündlich nur ſie ſey, und mehr dergleichen. — Daß ich lebhaft bin, läugn' ich nicht, ſo wie mein ganzes Volk, — daß ich ſtolz bin, wie dies, auch wohl zur Eiferſucht geneigt, läugn' ich eben ſo wenig; ja, ich war zu ſtolz, um mich in Erklärungen mit dem Treuloſen einzulaſſen, um deſſen willen ich manche vortheilhafte Verbindung ausgeſchlagen hatte, und ſelbſt den Zorn meiner Eltern wagte. Schweigend ſuchte ich ihn und die Räuberin meines ganzen Erdenglücks zu vergeſſen, als mich vor wenig Augenblicken doch ein Anblick wieder in allen Tiefen meines Weſens erſchütterte und meine verzweifelten Thränen hervorrief. Ich ſah — als ich vorhin dem Zaune des Nachbarberges nahte, um Ihren Auftrag auszurichten, — den, ach, immer noch Geliebten! in wahnſinniger Leidenſchaft zu den Füßen ſeiner Göttin, — zu — ja, ich darf es dem Freunde nicht verhehlen, der auf mich traut, — zu Eugeniens Füßen liegen! — —

Wie ſich bei ſo bewandter Lage der Sachen die verworrenen Fäden löſten, wie ſich der Strom des Entzückens in Eugeniens ſanftes leidendes Herz ergoß, und wie ſich der gute Collin mit ſeiner übereilten, aber liebenswürdigen Geliebten verſöhnte, bedarf keiner Schilderung. Nur das verdient hinzugefügt zu werden, daß auch der edle Vater Eugeniens mit keiner kränkenden Erinnerung zu kämpfen hatte; denn der junge reiſende Graf hatte nur aus Laune,

vielleicht auch aus Familienrückſichten, den Namen Rechtenberg in Reichenberg verwandelt; um der Leidenſchaft willen, welche durch Eugeniens Anblick in ihm entzündet worden war, und der ſich die Abneigung ihres Vaters und ſein eignes verletztes Ehrgefühl entgegenſetzte, hatte er ſeine Wohnung in dem Hauſe von Roſens Eltern genommen.

Collins Armuth ward durch den Reichthum ſeiner Freunde leicht in Wohlhabenheit verwandelt. Beide liebende Paare gingen an einem Tage zum Traualtare, und Eugenie ſah bald ihr deutſches, nie vergeßnes Vaterland wieder.

IV.

Die Heimkehr.

Im zaubervollſten Mondlicht lag die ſchöne freundliche Villa mit den weißen glänzenden Mauern, mit dem Garten voll anmuthig grünender Hainlabyrinthe, voll Lauben, duftend von Zweigen überwallt, die ſich im lauen Abendwinde wiegten. Das Mondlicht blitzte von der plätſchernden Cascade mit tauſendfach gebrochnem Strahl zurück, und ſpiegelte ſich ruhig in dem Marmorbecken, das ſich in die Vertiefung eines Felſen zog. Die Luft war ſtill; ein tiefes Schweigen herrſchte um das Heiligthum jungfräulicher Einſamkeit, um die Wohnung, wo das ſchönſte Mädchen Neapels dieſe Nacht ganz einſam hauſte, denn ihr Oheim, der edle Marcheſe Menaldeschi, war in Geſchäften auf einige Tage nach der Stadt gereiſt. Die holde Nichte, die die herbſtlichen Tage des edlen Greiſes durch ihre Geſellſchaft verſchönte, hatte ihn diesmal nicht begleitet, ſondern zog die Stille ihrer geliebten Villa vor.

Aber durch die flüſternden Aehrenfelder hinter dem Garten, die im ſilbernen Mondglanz wogten, wandelte ein junger Ritter mit dem leiſen ſchnellen Schritt der Sehnſucht, näherte ſich einer verborgenen Gartenpforte, die in das Gebiet der Stille führte, ſtand einen Augenblick, als horche er, zog jetzt aus ſeinem Buſen einen Schlüſſel, — und ſieh!

das Schloß sprang auf, als wiche es der Berührung einer schon wohlbekannten Hand.

Bebend trat der Jüngling in die Schatten des Orangenhains, der ihn diesseits der Thür mit einem zauberischen Duft umfing; er faltete die Hände über seine Brust und blieb, wie von heiliger Scheu gefesselt, einige Minuten auf der reizenden Stelle stehen. Der Mond fiel durch die Wipfel des Hains und bildete zitternde Schatten auf dem reinen schönen Grunde, und in einiger Entfernung hob er das helle Schieferdach der Villa wie Silber glänzend aus dem Kranze hoher Pappeln, die das Haus umringten.

Des Jünglings Auge schweifte wonnetrunken in den luftigen Zweigen und ruhte festgeheftet auf der glänzenden Kuppel, bis seine Empfindung in begeisterte Worte ausbrach.

O, meine Antonie! — rief er — seh ich endlich die glückliche Stätte wieder, wo ich mit dir den Traum, den Himmelstraum der Liebe träumte! Ist dies der Hain, der uns so oft mit seinem Duft umwegte, der Quell, der in die Melodieen deiner süßen Rede stimmte? Drei lange Jahre sind seitdem verstrichen; werd' ich dich wiederfinden, Geliebte, und treu und zärtlich wiederfinden?

Don Francesco da Ceno, dies war der Name des Jünglings, der jetzt dies reizende Gebiet betrat, hatte vor mehreren Jahren die schöne Nichte Monaldeschi's in Neapel kennen lernen, und ihre zärtlichste Gegenliebe hatte seine schnellgefaßte Leidenschaft belohnt. Don Francesco war wohl liebenswürdig und interessant genug, um die Neigung des schönsten Mädchens zu rechtfertigen; allein die Erbin

des reichen Marchese Menaldeschi mußte wohl bei ihrer Vorliebe für einen gemeinen unbegüterten Edelmann einige Vorsicht brauchen, und nicht blos ihr Vortheil, auch die zärtlichste, kindliche Dankbarkeit gegen den ehrwürdigen Oheim verpflichtete sie zu dieser Vorsicht. Er war der Bruder ihrer Mutter, die in Sicilien verheirathet war, aber deren Vermögen keineswegs ihrem Stande und den Bedürfnissen ihrer zahlreichen Familie gleichkam. Der großmüthige Bruder unterstützte sie auf das Freigebigste, und hatte, da er selbst kinderlos war, sich eine ihrer kleinen Töchter in ihrer frühsten Kindheit senden lassen, um sich an ihr eine liebliche Gesellschafterin für seine alternden Tage zu erziehen, und sie einst ganz nach dem Wunsche seines Herzens als eine geliebte Tochter zu verheirathen. Der Marchese hatte bei tausend vortrefflichen Eigenschaften nur die einzige kleine Schwachheit, den Stolz auf die Ehre seines Hauses und das Alter seiner fürstlichen Ahnen. Einige Beispiele, wo Töchter dieses Hauses sich, von Liebe hingerissen, einen Schritt herabgelassen hatten und durch Zufall unglücklich geworden waren, gaben seinem angebornen Stolze nur noch in seinen eignen Augen einen Schein von Recht, und dies Feld war nun unablässig der reichste Quell seiner Unterhaltungen und seiner väterlichen Lehren an seine Nichte. Antonie hörte ihm aufmerksam und andächtig zu, aber unglücklicherweise hatte ihr Herz zu wenig Anlage zu einem recht gründlichen Ahnenstolze, und zu viel zu einer zärtlichen Leidenschaft gehabt, denn das verführerische Bild Francesco's hatte sich nur zu bald ohne Ahnenprobe in ihr Herz gestohlen und hatte doch nur diesen Theil der väterlichen Lehren daraus verdrängt.

Sie hoffte mit der Zeit das Verurtheil des geliebten Oheims zu besiegen, dessen Herz dem Herzen des biedern, verdienstvollen da Ceno gewiß begegnen würde. Nur schonen wollte sie die Schwäche ihres Oheims, bis sich Francesco durch Auszeichnung irgend einer Art empergeschwungen und einer Wahl wie die ihre würdig gemacht habe. Daß Don Francesco ein guter Dichter war und sich durch manche seiner süßen Lieder nur tiefer in das Herz der reizenden Antonie gestohlen hatte, kennte in den Augen des ernsten Oheims seine Ansprüche nicht bescheinigen. — Geduld und Treue — sagte sie tröstend zu ihrem trauernden Geliebten — führen wohl stets, wäre es auch spät, zum Lohne fester Liebe. —

Eine vortheilhafte Gelegenheit bot sich dem Ritter von Seiten des Hofs dar, mit einigen Großen des Reichs nach Deutschland zu gehen und sich auf der Bahn der Staatskunst auszuzeichnen; die Eheliebe des Jünglings ergriff sie mit Freuden, er hoffte auf diesem Wege vielleicht ein Gut zu erringen, das für den Augenblick über ihn erhaben war; die Schwüre der Treue, die ihm sein Mädchen noch beim Abschied an eben dieser Stätte gab, wo er jetzt stand, beruhigten die Besorgnisse seiner Liebe, und er ging mit heiterm Muthe die Bahn, die ihm sein Schicksal wies.

Drei Jahre verstrichen, eh ihm das Glück der Heimkehr zu Theil ward. Daß Antoniens Briefe zu Ende dieser Zeit ausblieben, beunruhigte ihn nicht in seiner Hoffnung; treuer und zärtlicher flog er zurück, als er gegangen war, allein mit einem weit erhöhten Range.

Mit ehrerbietiger Scheu nahte er sich jetzt der Schwelle

ſeines Glücks, gleich als zweifelte er noch an der Wirklichkeit des ſeligen Beſitzthums; ein ſanfter, ich möchte ſagen dichteriſcher, Zug in ſeinem Herzen milderte das aufbrauſende Feuer der Leidenſchaft, das ſeinem Volke ſonſt ſo eigen iſt, und machte ihn auch in der Folge dem Schmerze mehr empfänglich als der Wuth.

Er ſtand jetzt vor der hohen Glasthüre, die aus dem mittleren Salen der Villa in den Garten führte. Er blickte in das mildererleuchtete Zimmer, und mit welchem Entzücken ward er die himmliſche Geſtalt der lang erſehnten Geliebten gewahr, wie ſie ſinnend, es ſchien, in einen ſüßen Traum verſunken, auf dem Sopha ruhte. Das ſchöne Haupt war von der blendenden Hand geſtützt, und ihre dämmerndbraunen Locken floſſen in ſanften Wellen auf die Bruſt. Er erkannte das liebliche Geſicht, es war noch ganz daſſelbe, unverändert, wie es ihn am Abend vor der Trennung entzückt hatte; ſie trug noch eben das weiße Gewand, noch eben die Schärpe von dem tiefen Veilchenblau, worin er ſie ſo gern in jenen ſüßen Tagen ſah. — O, meine Geliebte, — rief er bei ſich ſelbſt — ſo zärtlich haſt du jeden Zeugen unſers Glücks bewahrt!

Einige Augenblicke verlor ſich Don Franceſco in den ſüßen Anblick, als ſie die Laute ergriff und ein ihm wohlbekanntes Lied anſchlug, mit dem ſie ihn ſonſt oft zu grüßen pflegte:

Klagſt du, ſüße Philomele?
Weckſt du Sehnſucht in der Seele?
Führe mit der ſußen Stimme
Den Geliebten auch mir her?

Webt ihr, zarte Mondenſtrahlen?
Regt ihr ſtiller Sehnſucht Qualen?
Führt denn mit dem holden Schimmer
Den Geliebten zu mir her!

Wie? hat dir ein Engel meine Nähe zugeflüſtert? — rief Francesco, der ſeiner Bewegung nicht länger Meiſter war, und wollte eben in das Zimmer und zu ihren Füßen ſtürzen, als ſich die entgegengeſetzte Thür öffnete und ein ſchöner Mann eintrat, der ihm zuvorkam und in die Arme der ſchönen Einſamen eilte. Mit einem Leben, mit einer Beweglichkeit hieß ſie den Erwarteten willkommen, die Francesco ehemals nie an ihr gekannt hatte; ihr ganzes Weſen ſchien durch dies neue Verhältniß erſt zu ſeinem eigentlichen Daſeyn erwekt zu ſeyn; tauſend muntre Scherze wechſelten mit den zärtlichſten Liebkoſungen ab. Der gute Francesco ſtand und traute ſeinen Augen kaum, ſo ſchnell war das ſchöne Zauberbild in Luft zerfloſſen, das er ſchon mit ſeinen Armen zu umfaſſen glaubte. Er wollte zwiſchen die verhaßte Scene ſtürzen, wollte durch glühende Rache — —

Aber ſage, Geliebte, — nahm ernſter der ſchöne Glückliche das Wort, indem er ſich neben der Signora auf das Sopha niederließ und ihr forſchend ins Auge blikte — würdeſt du mich in jedem Verhältniß, unter allen Glücksumſtänden lieben?

O, mein Cäſario, — rief die Zauberin mit ſchmelzendem Ton — in jedem Stand, auch in dem niedrigſten Range würdeſt du das Ideal meiner Wünſche ſeyn; aber kannſt du mir es verargen, wenn ich mich um des guten

Oheims willen deines Ranges freue? Ihm iſt es nicht gleichgültig, ob ein gemeiner Edelmann oder Prinz Cäſario Borgheſe ſein Neffe wird.

Himmliſches Mädchen! — rief der Jüngling, ſie feurig umſchlingend; — aber verzeihe mir noch eine Frage: — ſetzte er wieder nachdenkender hinzu — bin ich wirklich deine erſte Liebe? — Halte mich nicht für argwöhniſch, holdſelige Geliebte; aber ſieh, du biſt ſo ſchön! der Männer viele haben ſich um dich bemüht, eh ich dich kennen lernte! ſollte nicht —

Nein! — rief das Mädchen, indem ſie leicht aufſprang und ihm ſcherzend mit der weißen Hand die Locken aus der Stirne ſtrich — nein, kleiner Zweifler! wenn du mir mit ſolchen Fragen kömmſt über eine zehn Mal verſicherte Sache, ſo verzeih nur auch, wenn ich recht herzlich lache! Wenn ſich vielleicht hier oder da ein Mann um mich bemühte, wenn ich auch wohl mit dem und jenem ein kleines Weilchen Scherz trieb, ſo fand ich doch wahrhaftig noch keinen meiner Liebe werth!

Ha, Schlange! — rief Franceſco, und ſank, überwältigt von den kämpfenden Gefühlen gekränkter Liebe und empörten Stolzes, ohne Beſinnung nieder.

Der Morgen dämmerte, als er aus ſeiner tiefen Betäubung erwachte. Alles war ſtill im Garten und in der Villa; ihm war, als hätte er einen ſchweren Traum geträumt. Mit ſchwankenden Schritten kam er zu dem nahgelegnen Landgute Camille's, des Freundes, mit dem er aus Deutſchland zurückgekommen, und auf deſſen Schloß er um Antoniens Nähe willen abgetreten war.

Der fröhliche Camillo erſchrak, als er das traurige Abentheuer ſeines Freundes vernahm; vergebens bot er alle ſeine heitre Laune, alle ſeine humeriſtiſche Gewandtheit auf, mit der er ſonſt gewohnt war den leicht zu wendenden Sinn ſeines gutmüthigen Freundes zu lenken, die Seele des armen Francesco war diesmal an ihrer empfindlichſten Stelle verwundet; mit Mühe erhielt er es über ihn, daß er ſeine blutigen Aufforderungsplane an den glücklichen Prinzen bis zu näherer Erkundigung und möglicher Aufklärung mit der Geliebten ſelbſt verſchob. — Du biſt in fremde Länder gereiſt, — ſetzte Camillo hinzu — um die Staatskunſt zu ſtudieren; armer Junge, hätteſt du doch lieber in deinem Vaterlande die Diplomatik des weiblichen Herzens ſtudiert! haſt Geſandtſchaftsreiſen gemacht, an die Geliebte hätteſt du einen Geſandten ſchicken ſollen! Denn glaube mir, Francesco, deine Abweſenheit hat dir einen ſchlimmern Streich geſpielt in ihrem Herzen, als die Verzüge deines Nebenbuhlers, ob er gleich den Namen des Weltbeſiegers Cäſar führt. —

Es war dem guten poetiſchen Herzen ein höchſt empfindlicher Streich, ſein ſo lang verehrtes Götterbild auf dieſe Weiſe ſo der Gloria entkleidet, in die gemeine Klaſſe ſo herabgeſetzt zu ſehen, und doch — was konnte er dagegen ſagen?

Bei genauer Nachforſchung, die die Freunde in der Stadt und in dem naheliegenden Dorfe hielten, erfuhren ſie, daß allerdings die ſchöne Nichte des Marcheſe mit dem Prinzen Cäſario Borgheſe verlobt ſey und daß man die Vermählung bald vollziehen werde.

Daß der Prinz, der ſeine Schuldloſigkeit an der Untreue und die Zartheit ſeines Gefühls durch die Frage bewieſen hatte: ob er Antoniens erſte Liebe ſey? daß er keinen blutigen Angriff verdiente, darin mußte Francesco ſeinem Freunde Camillo wohl beipflichten, ſo wie auch eigentlich darin, daß eine Geliebte, die jene Frage mit ſo empörender Verläugnung aller frühern Verhältniſſe beantworten konnte, keines blutigen Opfers werth ſey; indeß ſie ſich ganz aus den Gedanken zu ſchlagen, wie ihm Camillo rieth, das war er doch auch nicht im Stande; ſprechen wollte er ſie wenigſtens noch einmal, ihr ihre Untreue vorwerfen und ſehen, ob der Anblick des Frühgeliebten, des ſo grauſam Getäuſchten nicht einige Funken beſſerer Gefühle hervorriefe. Es ſtand in ſeiner Gewalt, die Treuloſe in Gegenwart ihres Oheims und ihres neuen Erwählten durch die Beweiſe ehemaliger Gunſt zu Boden zu ſchlagen, die er ſo reichlich in den Händen hatte; ſchon der Anblick jenes Schlüſſels hätte wahrſcheinlich den Enthuſiasmus des zartfühlenden Borgheſe um ein merkliches vermindert. Allein wie wäre die großmüthige, romantiſche Seele einer ſo unedeln Rache fähig geweſen? Er beſchloß zu jener Unterredung eine Stunde zu erſpähen, wo ſie ganz allein und ſicher vor jenen furchtbaren Zeugen ſey. Wie ein unbefriedigter Schatten umirrte er nunmehr die Gegend ſeines ehemaligen Glücks, bis der Zufall, den Liebenden gewöhnlich günſtig, ihn in kurzem die gewünſchte Stunde finden ließ. In eben dem Zimmer, wo er ſie den erſten ſchrecklichen Abend ſah, erblickte er die Geliebte einſam, mit einer leichten weiblichen Arbeit beſchäftigt; bebend vor innerer Be-

wegung trat er ein. Er hatte ſich Wunder verſprochen von ſeinem bloßen Anblick, wenn er ihr nun wie ein rächender Schatten gegenüberſtünde; aber mit einer Unerſchrockenheit, die er ihr nie zugetraut hätte, ſah ſie ihm ganz dreiſt in die Augen. Nie hätte er ſie einer ſolchen Verſtellung fähig gehalten. Er mußte ſie anreden. — Verzeihen Sie, Signora, meine Kühnheit! — ſagte er mit dem bitterſten Tone — Sie ſcheinen ſich nicht mehr eines Mannes zu erinnern, der einſt ſo glücklich war, Ihre Gunſt zu beſitzen.

In der That, Signor, — erwiederte ſie — ich wüßte nicht, wenn ich das Vergnügen gehabt, Sie zu kennen. — Sie ſchien bei dieſen Worten einen Zug des Lachens zu verbergen, der ſich um ihre ſchönen Lippen zog, und betrachtete ihn mit Blicken, die halb und halb zu zweifeln ſchienen, ob dieſer Menſch auch ganz bei Sinnen ſey, der durch ſeinen ganzen Anſtand und durch den Ton ſeiner Rede eine ſo ſeltſame Stimmung verrieth.

Ha, Treuloſe! — rief Francesco, der ſeine heftige Bewegung nicht länger zurückhalten konnte — ſo ganz verhöhnſt du Sitte und Tugend, daß du des Unglücklichen noch ſpotteſt, den deine grauſame Treuloſigkeit aufgeopfert hat?

Das Lachen, das vorher um den ſchelmiſchen Mund geſchwebt hatte, ließ ſich nun nicht länger zurückhalten, und die kleine Muthwillige ſchien ſo aus Herzensgrunde zu lachen, daß der erbitterte Liebhaber ſie keines Wortes weiter gewürdigt haben würde, hätte nicht der nahe Anblick der einſt ſo ſehr Geliebten noch immer ſeine Zauberkraft an ihm bewährt und ihn wehmüthig ſchmerzlich feſtgehalten. Er brach in einen Strom von Vorwürfen aus, und wehmüthige

Erinnerungen des Vergangenen miſchten ſich zuweilen ſo rührend dazwiſchen, daß ein weniger luſtig geſtimmtes, muthwilliges Geſchöpf, als die Signora ſchien, gewiß bewegt werden wäre. Sie ſelbſt hörte nach und nach gerührter zu; auf einmal ſchien ſie ſich zu beſinnen, als er auf einige näherbezeichnende Umſtände ihres beiderſeitigen Verhältniſſes kam; ſie legte das weiße Händchen nachdenkend an die Stirn, ein Plan ſchien in ihren Gedanken aufzugehen. — Signer, — ſagte ſie mit einem ernſten edeln Tone, indem ſie ihm die Hand reichte — verſprechen Sie mir noch acht Tage lang das Geheimniß zu bewahren, das Sie bis jetzt ſo edel ſchenten! verſprechen Sie mir, bis dahin ruhig zu ſeyn und erſt am Morgen des achten Tages wieder hierher zu kommen. Ich werde Sie in eben dieſem Zimmer erwarten, und — bei allen Heiligen ſey es geſchworen! — Sie ſollen dann einen Aufſchluß von mir erhalten, der entweder alle Ihre Hoffnungen erfüllt oder der wenigſtens mein Geſchlecht in Ihren Augen rechtfertigt.

Der erſtaunte Francesco drang um eine nähere Aufklärung in ſie, allein die Dame klingelte ihren Domeſtiken, und winkte dem Jüngling halb bittend, halb gebietend, ſich zu entfernen.

Aufs neue wie von einem Zauber befangen, kämpfte der gute Ritter mit ſeinen wechſelnden Gedanken; was ſollte er von allen dieſen Erſcheinungen denken? Zärtliche Sanftheit, holde, ein wenig zur Schwermuth geneigte Schwärmerei hatten den Charakter ſeiner Geliebten bezeichnet, als er ſie verließ; jetzt fand er dieſe muntre, lachende Grazie wieder, die mit leichtem Fuß durch das Leben hüpfte, wie

durch ihren Garten! Und gleichwohl war ſie es nicht ſelbſt? hatte er ſie nicht ganz nahe geſehen, geſprochen? Ein etwas ſtärkeres, blühenderes Anſehen ausgenommen, fand er ſie unverändert ſeit dem Augenblick der Trennung. Bei allen dieſen Zweifeln blieb ihm indeß nichts übrig, als ihrem Willen zu gehorchen und von dem achten Tage Auflöſung ſeiner quälenden Ungewißheit zu erwarten.

Sein Freund Camillo, beinahe nicht minder als er ſelbſt geſpannt auf die Enträthſelung eines ſo ſeltſamen Abentheuers, ſuchte dem armen Geprüften indeß die Zeit durch kleine Reiſen zu vertreiben, bis der ſo heiß erſehnte achte Tag erſchien.

Nicht weniger gewiſſenhaft und wohlunterrichtet in den Pflichten gegen Damen, als ein Ritter von der Tafelrunde, hatte Don Francesco das Gebiet der Villa nicht einen Augenblick früher betreten, aber den Ausdruck: am Morgen des achten Tages, nahm er nun auch im ſtrengſten Sinne des Worts; denn kaum leuchteten die erſten Sonnenſtrahlen in den Wipfeln des Hains, kaum ſtimmten die erwachten Vögel ihre erſten Lieder an, als ſich der ungeduldige Paladin ſchon auf einer Anhöhe des Gartens befand, von wo er nicht allein die Gänge innerhalb, ſondern auch außerhalb der Mauern einen großen Theil der reizenden Landſchaft überſehen konnte. Er ſah, wie nach und nach das Leben ringsumher erwachte, wie ſich Strom und Hain und Fluren im zerfloßnen Gold der Morgenſonne badeten. Es war ein ſchöner feierlicher Sonntagsmorgen; von dem Thurme der naheliegenden Kloſterkirche tönte das harmoniſche Glockengeläute; die fröhlichen geputzten Landleute wallten aus

den Dörfern, und vollendeten das idylliſche Gemälde, das die ganze Landſchaft bot. Um die Villa ward Alles Leben und Freude; man ſchien ſich zu einem Feſte zu bereiten. — Zu welchem Feſt? — rief der wie von einer düſtern Ahnung Ergriffene — o, welcher ſchmerzliche Kontraſt mit dieſer allgemeinen Freude in der Natur und mit der bangen Nacht in meiner Seele? — O Weiber! falſches, grauſames Geſchlecht! ſo lohnt ihr biedre, jahrelang bewährte Treue? Alſo Schalkheit wohnte hinter dieſem Anſchein frommer Liebe? Neue Blüthe zog ihre Schönheit aus dem Thaue meiner Thränen, und mit Lachen gibt ſie mir den Todesſtreich! —

Allein nicht anders, als ob die Liebe ſo grauſame Beſchuldigungen gegen das treuſte der Geſchlechter Lügen ſtrafen wollte, erblickte er in dieſem Augenblicke Antonien in einem der ſchattigten Gänge wandelnd, und zwar nicht die üppigblühende Zauberin, wie ſie ihm vorher erſchienen war, nein, ganz ſo ſah er ſie, wie er ſie ſich vor ſeiner Rückkehr träumte, bleich und in ſtillen Liebesgram verſenkt; die holden Wangen waren nur von einer matten Röthe angehaucht, das ſchöne Oval ihres Geſichts von keiner rundenden Fülle verändert; ſie wand einen Myrthenkranz, aber Thränen ſtürzten aus ihren Augen in die Myrthenblätter.

Wär's möglich? — rief erſtaunt Francesco — wäre Alles nur Schein geweſen? ſollte ſie gezwungen des Prinzen Hand —

Seine feurige Sehnſucht erlaubte ihm nicht, dieſe widerſtreitenden Gedanken auszudenken. Er eilte den Hügel herab, um in dieſem Augenblicke endlich Entſcheidung ſeiner

quälenden Unruhe zu erhalten. Doch eh er ſie noch erreichte, näherte ſich ihr der Oheim von einem andern Gange her, umarmte ſie freundlich und ging mit ihr in die Villa zurück. Auch jetzt die zarte Schonung nicht verläugnend, die er bisher ſtets beobachtet hatte, begnügte ſich Francesco, ihr in geringer Entfernung nachzufolgen; ſie trat in die Villa; unmittelbar folgte er ihr, — aber — war es nicht Zauberei? — in demſelben Augenblicke, als er kaum die Schwelle des beſtimmten Salons betreten hatte, ſtand ſie wieder vor ihm, ganz die lachende Täuſcherin der letztern Tage, eben ſo von Geſundheit glühend die vollen Roſenwangen, eben ſo voll kaum verhaltnen Muthwillens die ſchelmiſchen, lebhaft umherblitzenden Augen! Sie trat eben aus einer Seitenthür. — Guten Morgen, lieber Signor! — rief ſie ihm mit fröhlicher, nicht im mindeſten bewegter Stimme zu, und bot ihm die Hand. — Sie ſind ſehr pünktlich!

Er wollte antworten, allein der Anblick des Prinzen, der eben ihr nach aus dem Seitenzimmer trat und ſeinen Arm vertraulich um ſie legte, brachte ihn aufs neue aus aller Faſſung. — Ha, Verrätherin! — rief es in ſeinem Innern. — Sollte ſie dich vielleicht als Opfer ihrer Eitelkeit dem Spotte ihres Erwählten preisgeben wollen? — Eine flammende Röthe überzog bei dieſem Gedanken ſein Geſicht, der Boden unter ihm verwandelte ſich zu glühenden Kohlen.

Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig, — nahm die Dame wieder das Wort —

Verzeihen Sie, Signora, — unterbrach ſie Don Fran-

cesco mit dem Ton des bitterſten Stolzes — die Gegenwart dieſes Herrn — —

Ja, die Gegenwart dieſes Herrn, — erwiederte das Mädchen lächelnd, und legte ſchmeichelnd ihre Hand auf des Prinzen Schulter — was dieſen Herrn betrifft, ſo kann ich freilich nicht umhin, ihn Ihnen als meinen erſten und Einziggeliebten vorzuſtellen, mit dem ich in kurzem auf ewig verbunden zu ſeyn hoffe. — Nicht dieſe funkelnden Augen, Signor! nicht dieſe tödtliche Bläſſe! ich hoffe, eine andre Bekanntſchaft ſoll Sie für meinen Undank entſchädigen! — Sie öffnete bei dieſen Worten die Thür zu einem anſtoßenden Cabinet. — Komm doch herein, liebe Schweſter! — rief ſie, — und Francesco erblickte auf einem Sopha, in ſchwermüthigem Sinnen verloren, die Geſtalt Antoniens zum zweiten Mal, die Geſtalt ſeiner angebeteten Antonie! —

Francesco!! — rief ſie mit dem durchdringenden Accent der Zärtlichkeit, gleich wie aus tiefem Traum erwachend, und Beide ſtürzten wonnetrunken Eins an des Andern Herz. Erſt nach einigen Minuten waren Fragen und Aufklärungen möglich, — O, meine Schweſter Giulia! — rief Antonie — haſt du mir dieſe Ueberraſchung bereitet? Du mußt wiſſen, Francesco, dies iſt meine Zwillingsſchweſter Giulia, von der ich dir, wiewohl nur flüchtig, geſprochen habe.

Aber du haſt mir nie geſagt, daß ſie dir ſo ähnlich ſey! — rief Francesco.

Ich wußte dies ſelbſt nicht, — erwiederte Antonie —

von Kindheit an getrennt erzogen, hatten wir wenig von einander erfahren, — und — und —

Und — rief lächelnd Giulia — erlaube mir jetzt, den Faden der Geſchichte zu ergreifen, du ſcheinſt ein wenig zerſtreut dazu. — Wenn Ihnen, lieber Signor, — fuhr ſie fort — Antonie nicht gar zu viel von mir geſagt haben ſollte, wie es mir vorkömmt, ſo kann ich ihr dies gar nicht verdenken; von früher Kindheit an getrennt erzogen, hatten unſre Seelen, unſer Geſchmack, unſre Neigungen eine ganz verſchiedne Richtung angenommen, blos die Hauptſache abgerechnet, — daß wir beide von Grund aus gut und redlich blieben, und — von Verrath und ähnlichen Dingen nie bei uns die Rede war! — Sie verſtehen mich, Signor! — Wenig Verkehr fand übrigens zwiſchen uns ſtatt. Doch ſo verſchieden unſre innre Bildung war, ſo ähnlich ward ſich unſre äußere körperliche. Meine Schweſter machte vor länger als vier Jahren Ihre Bekanntſchaft, wie ſie mir ſpäter erzählt hat; Sie trennten ſich von ihr, um ſich ihr auf dem Wege der Ehre nur inniger zu nähern. Der Tod des alten Dieners, der bis dahin Ihre Briefe beſorgt hatte, ſchnitt ihr alle Verbindung mit Ihnen ab; ſie verſank in Schwermuth. Die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſich einer glänzenden Verbindung widerſetzte, brachte zum erſten Mal den Oheim gegen ſein liebes Pflegetöchterchen auf; er machte um ihrer Kränklichkeit willen eine Reiſe mit ihr zu meinen Eltern nach Sicilien; er erſtaunte über meine Aehnlichkeit mit Antonien. Meine Luſtigkeit traf ihn in der günſtigſten Stimmung von der Welt, zu dem Zeitpunkte nämlich, wo es ihm die Empfindſamkeit meiner Schweſter zu bunt gemacht

hatte. Er ſchlug meinen Eltern vor, auf eine Zeit lang einen chriſtlichen Tauſch zwiſchen uns zu treffen; und ſo führte er mich hierher, überzeugt, daß ich ſeinen Lehren mehr Ehre machen würde. Ich habe mich auch — ohne ſtolz zu ſeyn, darf ich mir es geſtehen — bisher dieſer Erwartung nicht unwürdig gezeigt; ich habe mich — ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Seitenblick auf den Prinzen hinzu — dieſes durchlauchtigen Herzens zu bemächtigen gewußt, das indeſſen, wie ich denke, — neben den Forderungen der Ehre auch die der Liebe nicht leer ausgehen laſſen wird. — Sie lehnte bei dieſen Worten mit der ſtolzen Ruhe eines Siegers das lockige Köpfchen an das Herz ihres Geliebten, der mit einer feurigen Umarmung ihr Eigenthumsrecht beſtätigte.

Aber, liebe Giulia, — ſagte Antonie bittend, die bemerkte, daß ſich eine leichte Wolke über Francesco's Stirn zuſammenzog —

Unterbrich mich nicht, mein Kind! — rief Giulia — du wirſt gleich hören, daß ich deinem adlichen Geſchmack nicht zu nahe trete. In der That, du könnteſt ein Ahnenprüfer werden, ſo richtig haſt du den hohen Adel deines Geliebten vorher erſpäht; der Rang, den ihm jetzt der König gibt, das Anſehn, in dem er bei Hofe ſteht, wie ich durch beſagte Hoheit, meinen Freund hier, weiß, hat ihm ſchon früher dein Herz zuerkannt. — Ich hatte deine etwas romantiſche Liebesgeſchichte, woron du mir in Sicilien erzähltеſt, längſt vergeſſen. Ein Mann, an fremden Höfen lebend, dacht' ich, hat ja ſo viel Gelegenheit, die ſchönſten Damen kennen zu lernen, und eine vierjährige Männertreue blüht

wie die Aloe nur aller hundert Jahr einmal. — Ich ſuchte indeß in meinem Aeußern nach und nach ſo viele Aehnlichkeit als möglich mit Antonien hervorzubringen, um dem Herzen des guten Oheims wohlzuthun; denn die Sehnſucht nach ſeinem ſelbſterzognen Lieblingskinde wachte nach und nach gar mächtig in ihm auf. Ich ſang ihre Lieder zur Guitarre, ich trug ſogar die veilchenblaue Schärpe um das weiße Kleid, eine Tracht, in der mein Oheim Antonien beſonders gern geſehen hatte. Auf dieſe Weiſe ſucht' ich mich in leidlichem Intereſſe zu erhalten, bis wenigſtens zu meiner Vermählung, wo dann der Oheim Antonien wieder zu ſich nehmen wollte; meine Eltern, zu meiner Hochzeit kommend, wollten ſie ihm wieder zuführen.

Bei dieſer Lage der Sachen ſitz' ich nun eines Abends in der allerrechtmäßigſten Erwartung meines Geliebten, als das Schickſal dieſen ſeltnen, Aloe-ähnlichen Ritter an die Glasthür führt. — Bei den romantiſchen Vorwürfen, die er mir einige Tage ſpäter machte, war es mir anfangs unmöglich, das Lachen zu verbergen, da ich von gar nichts wußte; allein plötzlich fiel mir die Geſchichte meiner Schweſter und meine Aehnlichkeit mit ihr ein, und ich beſchloß, meiner guten Antonie, die ich ſo wie meine Eltern den geſtrigen Abend erwartete, eine frohe Ueberraſchung zu bereiten. Ich theilte meinem Cäſar die Entdeckung mit; von ihm erfuhr ich, welches Anſehn die Talente, die Vortrefflichkeit des edeln Don Francesco ihm bei Hofe erworben habe; wir vereinigten uns, die Sache der Liebe bei dem Oheim und dann auch bei meinen Eltern zu führen. Dies war nicht ſchwer; der mit Orden geſchmückte, in den

Staatsrath erhobne Ritter war nicht unwürdig, der Neffe Monaldeschi's zu werden. Der Oheim ſah in meinem Geliebten einen gültigen Zeugen für dergleichen Dinge; er willigte ein, und wird in kurzem mit unſern Eltern ſelbſt hier ſeyn, Euch ihren vereinigten Segen zu bringen.

O, meine Giulia! — rief Antonie. — O, mein Bruder! meine Schweſter! — tönten die entzückten Ausrufungen des Dankes und der Liebe durcheinander, und die Arme verſchlangen ſich zu einer ſchönen Gruppe. —

Nehmt auch mich in Eure Arme auf! — tönte die Stimme des guten Oheims. — Auch mich! auch mich! — riefen Vater und Mutter. Und ein reicher Wechſeltauſch der Liebe begann. —

Daß ich aber, — nahm Giulia noch einmal das Wort, als ſich die Wellen des Entzückens ein wenig geebnet hatten — daß ich meinen theuern Bruder Francesco ſo lange durch Unruhe quälte, dies, verzeiht es mir, meine Lieben, war eine kleine Rache gegen ſein Geſchlecht. O, ihr ungerechten Männer! argwöhniſch verurtheilt ihr uns auf den erſten äußern Schein! Durch Anklagen unſrer Beſtändigkeit ſucht ihr euren eignen Leichtſinn zu beſchönigen! Wenn meine Strafe gerade Einen traf, der etwas beſſer iſt als die Uebrigen, ſo mag es mir der Himmel verzeihen, und ſein Geſchlecht mag wenigſtens eine gute Lehre daraus ziehen!

Schelmiſche! — riefen Cäſario und Francesco.

Meine Kinder, — ſagte der gute Oheim zu Francesco und Antonie — der heutige Tag war zu Giulia's Vermählungsfeier beſtimmt; allein die treue Schweſter

will nicht anders getraut seyn, als mit der zugleich, die auch mit ihr zugleich ins Leben trat. Seyd ihr die Doppelhochzeit zufrieden? —

Ein zwiefaches Triumphfest hätte nun eigentlich dem Herzenerobrer Eros genug seyn können; allein so wie in der Musik erst der Dreiklang den vollen Accord hervorbringt, so führte auch der Gott, der einmal im vollen Zuge seiner Siege war, noch einen dritten Liebesbund herbei; denn am Hochzeittage fand der fröhliche Camillo in einer jüngern, ihr sehr ähnlichen Schwester Giulia's eine glänzende Belohnung seiner theilnehmenden Freundschaft.

V.

Der Bergknapp.

Mährchen.

Alle Morgen, wenn die Sterne ſich im blaſſen Grau verloren, wenn in Oſten rothe Flammen aufwärts zuckten, die Verkünder der erwachten Sonne, da wandelte der ſchlanke Widalin ſchon einſam durch das enge Bergthal und den ſchauerlichen Wald. Zum dunkeln Schachte ging ſein Weg, da, wo die warme Kraft des Lebens mit unbekannten Mächten der Tiefe kämpft, der Menſchen kühnes Streben ſelbſt die harten Schätze der Erde ihrer mütterlichen Dunkelheit entreißt und ſie dem Licht der Sonne darbeut. Doch ſie, die dieſer ſtolzen Königin, der allbelebenden Sonne, ſo große Opfer vor die Augen legen, die armen Bergknappen, werden nicht einmal ihres belohnenden Lächelns froh: ehe der erſte Sonnenſtrahl die Spitzen der Berge vergoldete, trat Widalin ſchon ein in ſeine dunkle Bahn, nur matt vom ſchwachen Grubenlicht beleuchtet; wenn längſt das Abendroth am Himmel ſchwand, wenn bleiche Sterne ſchon über dem Walde flimmerten, da ruhte erſt die harte Arbeit und er wanderte dem Dörfchen in dem ſtillen Bergthal zu.

Doch ſchlug das Herz ihm muthig bei der harten Arbeit, und er rief ſein freudiges: Glück auf! aus voller Bruſt dem Wiederhall der Tiefe zu, denn ihn liebten die Geiſter der Erde und er hing von Kindheit auf an den wunderbaren

Reichen, deren verborgne Kräfte er mit Ehrfurcht ahnete. Zuweilen regte ſich doch in der Bruſt des Jünglings eine geheime Sehnſucht, die ihn beklommen machte bei dem langen Tagewerk und die er ſich ſelbſt nicht zu deuten wußte. Er meinte anfangs, es ſey die Sehnſucht nach der grünen Erde, nach der freien Luft und nach dem erquickenden Sonnenlichte, denen er ſtets ſo hart den Rücken wenden mußte; kam nun aber der ſchöne, ſonnenlichte Sonntag, lebte Alles fröhlich auf in dem Dörfchen, wo er von früher Kindheit, elternlos, erzogen worden war, und freuten ſich ſeine Gefährten bei Tanz und Kreisſpiel mit den zarten, ſittigen Mädchen des Gebirgsdorfs, da hatte er keine Ruhe unter ihnen. Die Mädchen hätten gern einen Blick ſeiner ſchönen, dunkeln Augen erfaßt, und blickten heimlich nach dem ſchönen Widalin; allein ihm konnte keine gefallen, er mochte nicht wie ſeine Brüder im frühen Lebenslenz die Bande der Liebe knüpfen, da der Tod bei ihnen nicht auf die Tage des Alters harrt; denn wenn der Tod in dieſen Gegenden ſagt: Jetzt will ich das ſchwache Menſchengeſchlecht recht liſtig überraſchen! jetzt will ich einen Jüngling treffen, der noch das höchſte Glück des Lebens, die heiligen Bande der Ehe wohl nicht kennt; ſo ruft der Bergmann, der ſich willig niederlegt zum Sterben: Betrogen! Ich habe Söhne, die mir folgen auf der erwählten Bahn, und die dich muthig verachten, wie ich!

Auch Widalins Vater war unter der Zahl der früh vom Tod gemähten Jünglinge geweſen; die Mutter war aus Kummer dem Geliebten bald gefolgt und hatte ihr verwaiſtes Kind allein zurückgelaſſen in der Welt. — Und

muthig war der nun erwachsne Jüngling der rauhen Bahn des Vaters nachgefolgt; nur auf dem Pfad der Liebe wollt' er ihm nicht folgen. Wenn Alle tanzten und ſcherzten, ging er hinaus in den hohen wehenden Wald, nahm ſeine Cither, die er mit großer Anmuth ſchlug, und ſang dazu mit ſeiner tonvollen Stimme; zuweilen ergoß er ſein Gefühl in ein Lied, das ſeine dichteriſche Seele ſelbſt erfand:

O, was zieht zu deinem Schweigen,
Hoher Wald, mich ſehnend hin?
Willſt du ſanft dich niederbeugen
Zu dem armen Widalin?

In den Tiefen wohnt das Leben,
Wohnt die heiligtiefe Kraft;
Dennoch muß ich aufwärts ſtreben
Mit geliebter Leidenſchaft.

Wie die Stoffe ſich verbinden
Mit geheimer Wundermacht;
Wie ſich Kräfte neu entzünden,
Wechſelnd liebend angefacht.

Was getrennt war, feuertrunken
Muß es zu einander ſtiehn;
Soll nur meines Lebens Funken
Einſam in ſich ſelbſt verglühn? —

Solche und andre Lieder ſang er aus der Fülle ſeiner Seele, bis die Schatten niederſanken und der andre Morgen ihn wieder zu dem gewohnten Tagewerke rief.

So einfach gingen ſeine Tage hin, als er einſt am Abende eines trüben Regentages heraustrat aus dem Berge.

Der Himmel war noch ganz mit Wolken überzogen, und der Wald lag vor ihm in grauen Nebelduft gehüllt; doch mußte er durchwandert seyn. Mit unerschrocknen Tritten ging der Jüngling den bekannten Weg; allein das Dunkel war zu dicht, der täuschende Regenduft verwandelte die Form der Gegenstände, der Pfad war verloren.

Nach langem, langem Irren sah der erschöpfte Wanderer endlich einige helle Sterne durch die zerrißnen Wolken blinken, die Nacht hellte sich auf; allein wie sehr war er verwundert, als er sich in einer ganz fremden Gegend des Waldes sah, wohin er niemals noch gekommen war. Die Bäume schienen hier noch größer und noch wölbender; ihm war es wohl in dieser neuen Gegend; er ging noch einige Schritte fort und trat in den Kreis von hohen Bäumen, die vor ihm lagen, und siehe da, vor seinen Augen lag in dem entwölkten Sternenlichte ein prächtiges, doch ganz verlaßnes Schloß.

Erfreut, hier eine Herberge zu finden nach seiner langen Wanderung in der nassen kalten Nacht, klopfte er muthig an das Thor; allein kein Laut gab ihm von drinnen Antwort; er klopfte wieder, umsonst! Endlich versuchte er, das Thor zu öffnen, und siehe, nach leiser Berührung gingen die Flügel auf, und er trat in die prächtigen, mit Marmor ausgelegten Hallen. Er zündete sich Licht an; der Sohn des Berges konnte leicht aus einem mitgebrachten Steine Funken rufen, und Kerzen fand er an den Wänden aufgesteckt; er zündete eine derselben an, und stieg eine köstlich breite Marmortreppe hinauf. Hier kam er in eine Reihe glänzender Zimmer, deren Pracht seine Augen ganz verblen-

dete, denn nie war ihm noch dergleichen vorgekommen. Er irrte ganz entzückt von einem zum andern; überall waren Spuren freundlicher Bewohnbarkeit, allein nirgends ein lebendes Wesen zu hören, noch zu sehen. Dem muthigen Widalin wandelte dabei kein Schauer an; schon lange hatte sich seine romantische Einbildungskraft nach irgend einer Unterbrechung seines einfachen Lebens gesehnt. Er wäre noch länger in den herrlichen Gemächern umhergeirrt, hätte ihn nicht seine große Müdigkeit endlich zur Ruhe genöthigt. Er wählte ein reizend trauliches Gemach, in dem ein schönes Ruhebette stand und das ein lieblicher Wohlgeruch durchhauchte. Im Kamine lagen noch dürre Reiser, als ob nicht lange ein Feuer hier gebrannt habe; er zündete sie an, und eine wärmende Gluth lederte empor und durchleuchtete freundlich das Zimmer. Drauf warf er sich auf das Lager und fiel bald in einen tiefen Schlaf.

Die schwere Arbeit des vergangnen Tages und das lange Irren durch den nassen Wald hatten seine Kräfte so erschöpft, daß er nicht im Stande war, sich zu ermuntern durch das, was um ihn verging diese Nacht. Doch fuhr er halberwacht empor, von unruhigen Träumen aufgeschreckt; er öffnete die müden Augen halb; das Feuer brannte noch zusammensinkend im Kamin; — da schlug es auf der Schloßuhr Zwölf! —

In diesem Augenblicke erhob sich ein Geräusch durchs ganze Schloß; Thüren öffneten und schlossen sich, Tritte nahten sich mit schauerlichem Tone, und zwischen Traum und Wachen sah jetzt Widalin die Flügelthüren aufgehn und eine Dame in das Zimmer treten, von einem prächti-

gen Gefolg begleitet. Sie trug ein blendend weißes Kleid und einen weißen Schleier, der zu ihren Füßen niederfloß; doch ihr Gefolge war reich und wie zu einem Fest geschmückt.

Die Dame stand einen Augenblick und schaute im Zimmer rings umher; auf ein Mal nahte sie sich dann dem Lager, auf welchem Widalin lag; sie beugte sich über ihn und schlug den Schleier zurück, um schärfer zu sehen, ob er schlafe oder wache. Der Jüngling sah nun durch den Nebel des Schlafs ein so wunderschönes Gesicht, welches eine rührende Schwermuth unbeschreiblich reizend machte, daß er noch immer fortzuträumen glaubte. Er wollte sich emporrichten, er war es nicht im Stande. Als die Dame sah, daß er schlief, wandte sie sich traurig zur Seite und sagte mit einer zaubersüßen Stimme: Ach, Widalin, du schläfst? und ich habe so angstvoll auf diese Stunde gehofft!

Diese Worte drangen allmächtig in das bewegte Herz des Jünglings, er sprang empor, er öffnete die Augen hell; da sah er durch die Thür im Hintergrunde die Dame und ihr festliches Gefolg verschwinden; er sah noch durch die geöffnete Thür dem feierlichen Zuge nach, der sich in zweifelhafter Dämmerung verlor. —

Er überwand die ehrerbietige Scheu, die ihn im ersten Augenblick gefesselt hatte; ängstlich stürzte er den Verschwindenden nach. Doch — wie er in das andre Zimmer trat, war Alles öde und leer; er suchte durch die Zimmer alle: im ganzen Schlosse war nicht eine Spur der seltsamen Erscheinung anzutreffen. Ein Anderer würde Alles nur für Traum gehalten haben, Widalin fand in seiner Brust

zu tief die Wahrheit dieſes wundervollen Auftritts, der eine neue Thätigkeit und Kraft in ihm hervorrief und die dunkle Sehnſucht ſeiner Bruſt zu deuten ſchien.

Er nahm ſich vor, die nächſte Nacht an dieſen Ort zurückzukehren, um ſeine unwillkührliche Verſäumniß wieder gut zu machen.

Die Nacht war unterdeß vergangen, der Himmel fing an zu grauen, und Widalin mußte zurück zu ſeinem Tagewerk. Noch nie war er mit vollerm Herzen angefahren! — Der Tag verging, und als die Sterne wieder heimlichblinkend niederſahen, da fanden ſie den ſchlanken Widalinſchen wieder auf dem Weg zum Schloſſe.

Mit Zweigen hatt' er ſich den Pfad bezeichnet; der Sturm war unterdeß gekommen und hatte ſie verweht; durch Regen war der Grund noch mehr durchnäßt, die Waldwaſſer ausgetreten, und nur nach vielen Beſchwerden kam der treue Wanderer endlich bei dem Schloſſe an.

Er ſuchte wieder ſein voriges Schlafgemach, zündete Feuer im Kamine an, und warf ſich dann ermattet, wie er war, aufs Ruhebett, um nur einſtweilen einer kurzen Raſt zu pflegen, mit dem feſten Vorſatze, munter zu ſeyn in der geheimnißvollen Stunde. Doch ach, noch weit erſchöpfter war heute die überſpannte Natur des Jünglings, noch feſter wurde ſein Schlaf.

Die Uhr ſchlug wieder Zwölf, das Schloß ward wieder rege, die Dame trat herein, doch heute in einem ſchwarzen Kleide und mit ſchwarzem, niederwallendem Schleier. Sie nahte wieder dem Lager des Jünglings, und da ſie ihn ſchlafend fand, ſagte ſie mit noch herzdurchdrin-

genderm Tone: Ach, Widalin, ſchon wieder ſchläfſt du? und du konnteſt mein Retter werden! — — Nun darf ich dir noch Morgen Nacht erſcheinen, und dann auf ewig nimmer mehr!

Wer die Angſt kennt, die Einer fühlt, der wider ſeinen Willen von den Banden des Schlafes feſtgehalten wird, halbwachend fühlt, daß Alles darauf ſtehe, und doch zurückſinkt mit gelähmter Kraft, der wird die Todesangſt begreifen, mit der ſich bei den letzten Worten der erſchrockne Jüngling aufriß, doch nur, um den Zug, wie in der vorigen Nacht, verſchwinden zu ſehen. Sie ſchwanden durch die Thür im Hintergrunde, die Dame, und die Herren und Damen, die ihr folgten. Vergebens eilte er dem Zuge nach, vergebens ſuchte er im leeren Schloſſe, kein Leben war zu hören noch zu ſehen. Die ſchmerzlichſüßen Worte: Du konnteſt mein Retter werden! klangen unaufhörlich in ſeinen Ohren, und nicht minder, als das Gefühl, das ſolche wunderbare Schönheit in ihm erweckt hatte, regte ſich ſeine angeborne Großmuth bei dem Gedanken, daß dieſe himmliſche Schönheit leide, und daß er ihr Retter habe werden können. Unter tauſend Vorwürfen über ſeine geringe Wachſamkeit, ſchwur er die nächſte Nacht wieder an dieſem Orte zu ſeyn, und ſie zu retten oder nicht zu überleben.

Er ging zu ſeinem dunkeln Schacht,
Als Morgenpurpur floß;
Er kehrte wieder mit der Nacht
Zum lieben Zauberſchloß.

Er ſuchte wieder ſein Schlafgemach, er zündete Feuer im Kamine; — allein dreifach erſchöpft war heute die Ju-

gendkraft des Armen. Er ſuchte mit Gewalt die Augen aufzuhalten; doch ach, es ſchloß ſie die erliegende Natur!

Und wieder ſchlug es zwölf Uhr auf dem Thurme; das Schloß ward wieder rege. Die Dame trat herein, von ihrem prächtigen Gefolg begleitet; doch heut' war ihr Gewand nicht weiß, nicht ſchwarz: roth war es, wie die Farbe des Bluts. Sie nahte Widalin bebenden Schrittes, und da ſie ihn ſchlafend fand, rief ſie mit herzzerreißendem Schmerz: Ach, Widalin, du ſchläfſt zum dritten Male? — Und nun bin ich verloren! — Leb wohl denn! lebe wohl — auf — ewig!

Sie wollte ſich in dieſem Augenblicke wieder von ihm wenden, allein Verzweiflung riß bei dieſen ſchrecklichen Worten den erſchrocknen Jüngling auf; er faßte ſchnell die Hand der Scheidenden, und rief, indem er ſich zu ihren Füßen warf: O, himmliſche, angebetete Schönheit, entfliehe nicht von dem, der ſich auf Tod und Leben deinem Dienſte weiht! —

Bei dieſen Worten klang mit einem Male ein ſeltſamer, heller Laut durch das ganze Schloß; die Kerzen an den Wänden zündeten von ſelbſt ſich an, und eine himmliſche Freudigkeit verbreitete ſich auf dem Geſicht der ſchönen Unbekannten; ſie winkte Widalin, ſich neben ſie zu ſetzen, indeß ſich das Gefolge unter dem Ausdruck der freudigſten Theilnahme in das Nebenzimmer entfernte. Die ſchöne Dame begann darauf mit folgenden Worten:

So ſcheint denn endlich ſich des Schickſals Strenge zu erweichen, da du, großmüthiger Jüngling, dich willig zeigſt, meine qualvollen Leiden zu endigen. Das Schickſal

hat dich zu meinem Retter bestimmt. Ich selbst, ich habe dich oft gesehen, wenn du, den eine edlere Sehnsucht von den Kreisen der Luft entfernt hielt, dich in die Schauer dieses geweihten Waldes flüchtetest; und eine freudige Hoffnung bemächtigte sich stets bei deinem Anblick meiner.

Allein um dich von dem zu unterrichten, was du für mich thun kannst, muß ich dich vorher in wenigen Worten mit der Geschichte meiner Herkunft und meines unglücklichen Schikksals bekannt machen.

Mein Name ist Amalwina, und ich bin aus dem unsterblichen Geschlecht der Elementargeister. Ich müßte glauben, dich mit Furcht zu erfüllen, kennt' ich nicht deinen unerschrocknen Muth und deine edle, sich nach höhern Kräften sehnende Natur. — Mein Vater ist der König, dem du dienst, Altamor, Fürst der Gnomen, und meine Mutter Elfrieda, die Elfenkönigin, Beherrscherin der Wälder und der Nymphen, die in den Bäumen wohnen. Beide liebten sich einst mit aller der Gluth, die von der tiefen Innigkeit meines Vaters und von der zärtlichen Schwärmerei meiner Mutter zu erwarten war. Doch, ach, bald trennten sich ihre verschiedenartigen Gemüther, die nur die heilige Gewalt der Liebe vereint hatte, als Eigenliebe, wie unter den Menschen, sich bei ihnen zu regen begann. Meine Mutter warf meinem Vater Härte vor; er klagte sie dagegen einer übergroßen Herrschsucht an, und eine Handlung meiner Mutter, die am Ende noch die gänzliche Trennung der Vermählten herbeiführte, schien diesem Vorwurf einigen Schein des Rechts zu geben. Mein Vater hatte einen kühnen, majestätischen Felsen emporgehoben, zum Zeichen, daß

er in dieſem Berge ſeinen Thron errichten und hier künftig hauſen wolle; allein bei der Erſchütterung, die er zu dem Ende verurſachte, hatte er nicht darauf geachtet, daß er ein anmuthiges junges Birkenwäldchen, das meine Mutter liebte, grauſam unter Schutt und Trümmern begrub. Meine Mutter, außer ſich darüber, ließ augenblicklich einen hochrauſchenden, ſtolzen Fichtenwald auf und neben der Stirn des Felſen aufwachſen, gleichſam um zu zeigen, wie es wenigſtens mein Vater aufnahm, daß ihre Macht doch immer über der ſeinen ſtehe.

Mit der Wuth meines Vaters ſoll, glaub' ich, nichts zu vergleichen ſeyn, wenn ſie einmal aufgereizt wird. Die Erde ſchütterte in ihren Veſten; er drohte meiner Mutter Vernichtung; ſie aber ſuchte Zuflucht bei ihrem nahen Verwandten, dem Waſſerkönige. — Ich gebe dir hundert tauſend ſchlanke Erlen, — ſagte ſie — du magſt ſie nun in deine Fluthen wirbeln, oder die Ufer deiner Ströme damit kränzen, wenn du mich ſchützeſt vor der Rache meines aufgebrachten Gemahls und, wofern dir das möglich, ſeiner Freiheit dich bemächtigſt.

Der Waſſerkönig, durch dieſe Worte aufgemuntert, ſtieg ſogleich hinab in die tiefen Reiche meines Vaters; er ließ wilde Fluthen brauſen, und ein gewaltiges Bergwaſſer brach plötzlich aus der Wand des Berges und verſchloß den Eingang der Grotte, in der ſich der unglückliche König befand. Er war nun gefangen, und keine Macht vermochte, ihn zu befreien; ſeine Getreuen ſelbſt wußten nicht, wo er hin verſchwunden war. —

Allein ſein vertrauter Freund, der König des Feuers,

ſchwur ſein Unglück wenigſtens zu rächen, da er ihn nicht retten konnte; denn die Macht des Feuers darf dem Waſſer nie im offnen Kriege begegnen. Aber er raſte durch den Wald, wo meine Mutter ihre Wohnung hatte, verzehrte mit praſſelnder, wildlodernder Flamme die herrlichſten Bäume, und bannte ſie ſelbſt in den Stamm einer hundertjährigen halbabgeſtorbnen Eiche, wo ſie nun, ſo wie mein Vater in ſeiner Felſenhöhle, nach dem Schluſſe des Schickſals in trauriger Gefangenſchaft ſchmachtet, bis zu ihrer Erlöſung.

Ich, das unglückliche Kind ihrer einſt ſo zärtlichen Liebe, blieb nun verwaiſt auf der Welt zurück; zwar fiel mir als mütterliches Erbtheil dieſes weite Königreich anheim, allein der Fluch des Schickſals über meine unglücklichen Eltern ſchien auch auf mir zu ruhen. Nicht ziemt es der kindlichen Ehrerbietung über das Recht oder Unrecht derjenigen zu urtheilen, denen ich das Daſein danke; der Ausſpruch der höhern Mächte hat indeſſen meiner Mutter den größern Theil des Unrechts zuerkannt und ſo ſchien gleichſam ihr Geſchlecht in ihrer armen Tochter noch geſtraft zu werden.

Ich ward von fremden, untheilnehmenden Verwaltern meines Reichs erzogen. Als ich die Jahre der Jungfrau erreicht hatte, warb der mächtige Monarch eines benachbarten Reichs um meine Hand, damit er mein großes Land mit ſeinem (unermeßlichen) vereinigen möchte; er drohte mein Vaterland mit Krieg zu überziehen, wofern man ſein Geſuch verweigre. Geſehen hatten wir uns nie, allein man gab ohne Bedenken die verlangte Einwilligung, ob

man mich ſelbſt auch nicht darum befragte. Ich ward von einer prächtigen Geſendtſchaft in das Land meines Verlobten abgeholt, und ein nicht minder herrliches Gefolg der Meinigen begleitete mich.

Als ich die lange Reiſe glücklich zurückgelegt, fand ich die Hauptſtadt meines Verlobten, und ein prachtvolles Serail, wo ich herrſchen ſollte, auf das koſtbarſte und glänzendſte geſchmückt; auch war es eine herrliche Gegend, in der die Hauptſtadt lag, aber ach! — ihn ſelbſt fand ich ſo himmelweit verſchieden von dem Bilde, das nur dunkel und mir ſelbſt noch nicht bewußt in meiner Bruſt geſchlummert hatte. Wie ein geduldiges Lamm hatte ich mich meinem Schickſal entgegenführen laſſen; meine ſtrenge und eingezogne Erziehung, und die Erinnerung an die unglücklichen Begebenheiten meines Hauſes, die noch immer aus den frühen Kindertagen vor mir ſchwebten, hatten mein weiches Gemüth mit Niedergeſchlagenheit erfüllt und kein lebhaftes Verlangen nach irgend Etwas in mir aufkeimen laſſen. Jetzt bei dem Anblick meines Verlobten fühlt' ich blos, daß ich unabſehlich elend ſey; und war ich auch zu furchtſam meine Gefühle zu geſtehen, ſo hätte doch ein Strom von Thränen, der aus meinen Augen brach, wohl für mich ſprechen können; doch dieſe wurden nur für Zeichen großer Rührung aufgenommen bei einer ſo entſcheidenden Begebenheit.

Das Aeußre des Königs war es nicht ſowohl, was mich mit Abſcheu gegen ihn erfüllte, als allenthalben die Beweiſe ſeiner rohen, grauſamen Gemüthsart. Vor meine Seele trat ein Bild von liebender Gefährtſchaft zweier

gleichen Weſen; — und hier die Verbindung mit einem fühlloſen Tyrannen!

Indeſſen war ſchon Alles feſtlich zubereitet zu der furchtbaren Feierlichkeit, und ich — ach! ich war ſchwach genug den Meineid auszuſprechen, der mich an einen mir verhaßten Gatten band.

Allein kaum war der Eid geſprochen, ſo fühlt ich es wie Felſenlaſt auf meiner Bruſt; ich fühlte das Gewicht des Lebens nicht ertragen zu können. Unter dem Vorwand mich zu ſammeln und ein wenig auszuruhen in der ſchwülen Mittagsſtunde, begehrte ich allein gelaſſen zu werden von allen meinen Leuten und begab mich in ein anmuthig kühles Gemach. Allein von da ſtieg ich durch eine Gartentreppe hinab auf die reizend blühende Terraſſe, und eilte durch ſchattige Gänge dem Fluſſe zu, der, wie ich wußte, hinter den Gärten vorüberrauſchte. Ohne Bedauern blickt' ich noch einmal auf dieſe reizenden Luſtgebiete zurück, und ſtürzte, als ich nun das Ufer des Fluſſes erreicht hatte, mit verzweiflungsvoller Ruhe in die Fluth. Der dunkle Strudel erfaßte mich; die Wellen ſchlugen über mir zuſammen und begruben mich in ihrem nächtlichen Schooße.

Mein Tod — — Der Jüngling ſchauderte bei dieſen Worten unwillkührlich zuſammen, die ihn von der unkörperlichen Natur ſeiner wunderbaren Geliebten überzeugten. — Die Dame fuhr fort:

Mein Tod hatte die furchtbarſten Folgen: nicht lang nach meiner That ſuchte mich mein Gefolge. Man fand mich nicht, der ganze Pallaſt gerieth in Aufruhr. Dem König war meine Abneigung nicht entgangen, ſo wenig

als das geheime Mitleid meiner Treuen, denn meine Unterthanen liebten mich herzlich treu. Er beſchuldigte nun meine Landsleute mich heimlich entführt zu haben, und ſchäumte vor Wuth bei dem Verdacht. Die Meinigen dagegen, die nach Art des Volks durch meinen Untergang zu noch gröſſerm Eifer und Mitleid angefeuert wurden, gaben tauſend finſtern Muthmaßungen gegen den König Raum, den ſie jetzt als die, doch ſelbſt beſtätigte Urſach meines Unglücks haßten; ein blutiger Krieg brach zwiſchen beiden Völkern aus. Manch edles Opfer fiel vor dem begierigen Schwerte, und mein Gemahl erlag dem Dolchſtoß eines meiner ſchwärmeriſchen Rächer. Das Scepter meines Reichs fiel einem fremden Stamm anheim, und mein ward bald nicht mehr gedacht.

Ich aber, die ich die Vergeſſenheit des Todes in der kalten Fluth geſucht, ich fand ſie nicht. Ich Unglückliche hatte nicht bedacht, daß die unzerſtörbare Natur meiner Eltern auch auf mich geerbt war! — Die Fluthen begruben mich, allein ſie tödteten mich nicht. — Fürchte nicht, edler Jüngling, die Nähe eines abgeſchiednen Geiſtes! — Die Tochter der Elementarfürſten ward nach dem Schluſſe des Schickſals verurtheilt in dieſem einſamen Schloſſe für die ſchrecklichen Folgen ihrer übereilten Handlungen zu büßen. Ach, die einfachen Vergehungen gewöhnlicher Menſchen auf dem Throne ziehn ſie tauſendfaches Gewicht nach ſich!

In dieſem Zuſtande zwiſchen Tod und Leben ward mir Vieles klar, was ich vorher nicht geahnet hatte. Ich er-

fuhr, nächſt den Offenbarungen höherer Weisheit, auch die unglückliche Geſchichte meines Hauſes; erfuhr, daß meine Erlöſung zwar ſchwer, daß aber denn auch das ſeligſte Loos der Erde mein, und daß die Erlöſung meiner Eltern mit der meinigen verbunden ſeyn werde; ein Gedanke, der mich mit Entzücken füllte. Doch ach, lang mußt' ich ſchmachten, und hart waren die Prüfungen, worüber mich ein ew'ges Schweigen bindet. — Alljährig nur drei Nächte vor dem St. Johannisfeſte war mir vergönnt ſichtbar im Schloſſe umzugehn, von dem Gefolge meines Hochzeittags begleitet. Die letzten dieſer Nächte waren erſehn, dich, der mir als mein beſtimmter Retter angekündigt, um Mitleid anzuflehn; es war die letzte mir vergönnte Friſt, und — ach, Widalin, wie bald hätteſt du ſie verſäumt! — — Und — biſt du auch entſchloſſen, das ſchwere Unternehmen zu beſtehen?

Widalin war bisher durch Ehrfurcht und Erſtaunen gefeſſelt geweſen; bei dieſen Worten hielt er ſich nicht mehr, er ſtürzte ſich aufs neue zu den Füßen der ſchönen, unglücklichen Königin und rief mit einem Blick und Ton, den ſeine Seele ausſprach: himmliſches Weſen, höre auf, noch durch den kleinſten Zweifel mein Herz zu zerreißen. Ich kann es nicht mit Worten ſagen, wie es in meinem Innern iſt; doch wenn ich dich ſo anſehe, ſo fühl' ich jene dunkle Sehnſucht ausgefüllt, die mich verzehrte, und leichter dünkt's mir zehnmal in den Tod zu gehn, als ohne dich das Leben länger zu ertragen

Amalwina blickte eine Weile mit einem wunderbar

gemiſchten Blicke auf den knieenden Jüngling nieder; ſie ſchien ſich in dem ſehnſuchtsvollen und doch reinen Feuer zu ſpiegeln, das in ſeinen Augen brannte; endlich traten Thränen in die ihren; ſie hob den Jüngling auf, und ſagte dann mit einem himmliſch ſanften Lächeln:

Die Stunde iſt gekommen, wo ſich mein unglückliches Herz dem einſt nur bang geahnten ſeligſten Gefühle überlaſſen darf. Ja wiſſe, Widalin, die Worte, die du von deiner Sehnſucht ſprachſt, ſie kommen dir aus meiner Bruſt zurück! Du biſt das Weſen, das im dunkeln Ahnungstraum vor meiner Seele ſchwebte. Ich habe das gefühlt, ſo oft ich dich im Walde ſah, ſo oft ich deine ſüßen Lieder hörte. Mit Wonne hab' ich die Schritte meines geliebten Retters umſchwebt; ich ſahe dein Verſchmähn gemeiner Freuden; ſah wie du eifrig, mit geweihtem Sinn dich in die Wunder der Natur eindrängteſt, mitleidig zwar bemerkt' ich das Verſchmachten deiner jugendlichen Schönheit durch die Dämpfe giftiger Schwaden in den unterirdiſchen Regionen, ſah deine bleichern Wangen; doch iſt es wahr, was deine Worte, dein ganzes Weſen mir verrathen, — dann — o du Liebling meiner Seele — wird bald beglückte Liebe dieſe Wangen wieder röthen.

Die Wangen des edeln Knappen hatten ſich während dieſer Rede in der That mit einem glühenden Purpurroth gefärbt. Ein Sturm von Ueberraſchung und Entzücken bewegte ſeine volle Bruſt; zehnmal wollte ſeine Leidenſchaft die Rede unterbrechen, die er gleichwohl mit allen wonnetrunknen Sinnen in ſich zog. Doch eine überirdiſche Ho-

heit, die trotz ihrer Zärtlichkeit um Amalwinens Wesen schwebte, hielt ihn zurück; was er that und was er sagte, als sie nun geendigt hatte, um ihr seine Dankbarkeit und sein Entzücken auszudrücken, war er sich selbst nicht klar bewußt. Indeß nur kurze Augenblicke überließ sich Amalwine der beglückten Gegenwart.

Die Stunde eilt, sprach sie bedeutend, am Himmel schwinden schon die bleichen Sterne; vernimm, mein Widalin, was du zu thun hast, willst du mich erretten!

Schnell wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke künft'ger That die großmuthsvolle Seele Widalins; nur einen Augenblick im Rausch der Wonne hatt' er sie vergessen; glühend von Muth und Eifer, bat er die holde Königin, ihm kund zu thun, was er beginnen sollte für das große Werk.

Wehmüthig lächelnd blickte sie ihn an und sagte:

Hart, o mein Liebling, sind die Prüfungen, die du zu bestehn hast, rauh und beschwerdenvoll dein langer Weg! Liebst du mich aber, so wird dir Vergütung werden in dem Arm der treusten Liebe. — Nimm diesen Talisman, — sie reichte ihm bei diesen Worten eine goldne Kapsel dar, — sie enthält, fuhr sie fort, einen geweihten Magnet, der dir nach allen Seiten und nach der Höhe und Tiefe die Richtung angeben wird, nach der du dich wenden mußt. Steige damit in die tiefsten Gänge deiner Schachten, ungesehen von den Augen deiner Brüder, denen dich der Talisman verbergen wird. Grabe unermüdet der Richtung nach, die der Magnet dir zeigt. Bergwände werden ein-

ſtürzen, wilde Ströme aus den Felſen brechen, ach, mein Geliebter, und ich kann dir nicht nahe ſeyn, dich nicht beſchützen in der drohenden Gefahr! Hat aber das Schickſal deine und meine Rettung beſchloſſen, ſo wirſt du an die Höhle kommen, wo der Edelſtein des Lichtes liegt; haſt du ihn errungen, ſo wird er dir die Zaubergärten der Tiefe öffnen; dort aber, mein Geliebter, laß dich nicht blenden von der reizenden Pracht! Wendeſt du dich zurück, oder berührſt nur eine von den funkelnden Früchten oder Blumen, ſo iſt für uns die Hoffnung verſchwunden, durch dich gerettet zu werden. Jenſeits der prangenden Gefilde liegt das Gefängniß meines Vaters; ob du den wilden Bergſtrom überwinden, ob ſein und unſer Aller Befreiung dir gelingen wird? — Ich weiß es nicht! Nacht ruht über der Ferne unſerer Zukunft! Doch gute Götter mögen dich begleiten, und — — die zärtlichſte, die treuſte Liebe! —

Und ſo, rief Widalin, ſei Erd und Himmel mein Zeuge, daß ich gelobe nicht zu raſten, ich habe denn gefunden deine Befreiung, oder meinen Tod!

Noch einmal wiederholten ſich beide die Verſicherungen innigſter Liebe.

Aber jetzt, rief Amalwine, indem ſie ſich ängſtlich umſah, jetzt müſſen wir ſcheiden!

Leb wohl, leb wohl, Geliebter mein!
Die frühen Hähne krähn!
Aus Oſten ſpäht des Tages Schein, —
Leb wohl, — auf Wiederſehn! — —

Verſchwunden war die Dame und ihr Hof, und durch die Fenſter ſah der erſte Tagesſtrahl, und glänzt' in das Auge des verlaßnen Jünglings. —

Er ging zu ſeinem dunkeln Schacht,
Als Morgenpurpur floß;
Doch, — nimmer kehrt' er mit der Nacht
Zum lieben Zauberſchloß.

Der ſchlanke Widalin ward fortan nicht mehr unter den Knappen geſehn. Er ſey verſchüttet, meinte man; er aber wandelte ſchon lange ſeine große Bahn, von Geiſtern wunderbar mit Geiſternahrung erhalten. Ein ganzes Jahr lang und wohl drüber dauerte die mühevolle Wanderung; ins Herz der Erde drang er kühn, Gefahren wurden ringsum rege, Donner brüllten aus den Schlünden, Bergwände ſtürzten ein und wilde Waſſer brachen aus den Felſen; er kämpfte unermüdet mit den furchtbaren unbekannten Schreckniſſen der Tiefe. Durch giftige Schwaden, durch reißende Fluthen drang er am Ende zu der heiligen Höhle, zu der die Richtung des Magnets ihn führte. Der harte Felſen wich vor den Anſtrengungen ſeiner Kraft, und aus dem geſprengten Dunkel brach ein heller überirdiſcher Glanz hervor, und der Edelſtein des Lichtes war in ſeinem Beſitz!

Ein wunderbarer Schimmer erhellte nun die weiten Reiche der Tiefe, die großen, funkelnden Gewölbe mit ihren hochaufſtrebenden Säulen, und die himmelhohen Grotten mit Gold- und Silberadern reich geſchmückt. Vor Widalin thaten ſich die Zaubergärten dieſer Reiche auf, unendlich entzückende Gefilde. Da funkelten die Wieſen und

die anmuthigſten Haine aus Smaragden, aus tauſend Edelſteinen die bunten Blumenfluren. Glühende Rubinen waren Roſen, tiefe Amathiſten Veilchen, und die himmelblauen Hiacinthen glänzten aus Saphyr. Durch dieſe friſche funkelnde Farbenwelt wanden ſich Ströme von flüſſigem Gold und Silber.

Während Widalin dieſe zauberiſchen Fluren wandelte, riefen ihm von allen Seiten lockende Stimmen nach:

Schöner Jüngling, komm herein!
Komm in meinen lichten Hain!
Komm an meinen Blumenrain,
All die reiche Pracht iſt dein!

Aber eine andre Stimme ſang ihm mit melodiſchem Ton:

Edler Jüngling, unverdroſſen
Geh den ſchweren Prüfungsgang!
Glänzend liegt es aufgeſchloſſen,
Was der heil'ge Muth errang!

Und unverweilten Trittes ging der treue Widalin durch die ſchimmernden Gefilde, die lockenden Stimmen und die prangenden Schätze verſuchten nicht ſein edles Herz, bis er jenſeits an die Felſengrotte kam, die den gefangnen Gnomenkönig in ſich ſchloß. Ein ungeheurer Bergſtrom brauſte hier mit raſender Gewalt verüber und ſchien den Zugang unmöglich zu machen; doch muthig ſtürzte Widalin in das Gebraus der Wellen, und — ſiehe! — ſo wie der Stein des Lichtes die tobenden Fluthen berührte, ſo

trennten ſie ſich, die Felſen ſprangen auseinander und — frei war der mächtige Geiſt der Erde! —

Ein lauter Jubel ſchallte durch das ganze Reich; der Felſen that ſich nach eben auseinander, der unterirdiſche Grund ſchien empor zu ſteigen und vereinigte ſich wieder mit der Oberfläche der Erde. Ein grüner, wehender Wald erhob ſich über dem geöffneten Felſen und funkelte im Gold der eben aufgehenden Sonne, ſchön und ſchöner, als jene Zauberhaine der Tiefe, und Elfrieda trat in bräutlichem Schmuck ihrem lang verlornen Gatten entgegen; beide näherten ſich, blickten ſich an, und ſanken dann unter himmliſchen Thränen einander in die Arme.

Aber während dieſe ihre liebende Verſöhnung feierten und der großmüthige Widalin noch mit erſtaunter Freude ihrer Wonne zuſah, trat aus dem Stein des Lichtes eine hohe, lichtſtrahlende Geiſtergeſtalt, die ſich mit dieſen Worten zu dem Jüngling wandte:

Du haſt, o edler Jüngling, das Beiſpielloſe vollbracht; nur eine ſeltne Liebe konnte jene Getrennten wieder vereinigen. Nur wenn ein Mann, den nie ein Weib gerührt vor dem Idole ſeiner höhern Sehnſucht, nur wenn er in unermüdeter Beharrlichkeit nach ihrem Glücke ſtreben, und wenn ein Weib in wahrer liebender Demuth ſich vor der Hoheit ihres Auserwählten beugen würde, ſollte der Schluß des Schickſals aufgehoben ſeyn. Ihr habt es beide erfüllt: Du haſt das Ziel erkämpft, Amalwina hat, entſagend ihrer königlichen Würde, die göttliche Natur in dem Geringgebornen anerkannt.

Und ewig, rief in diesem Augenblicke die befreite Amalwina, die in strahlendem Liebreiz vor dem entzückten Jüngling stand und ihre Arme zärtlich um ihn schlang, ewig und unumschränkt, mein König, sollst du in diesem unterwerfnen Herzen herrschen.

Nehmt, rief Elfrieda, die sich mit Altamor dem holden Paar genähert und gerührt den Aeußerungen ihrer zärtlichen Liebe zugesehen hatte, nehmt zur Hochzeitgabe dieses Königreich, das mir, der Geisterfürstin, überflüssig ist. Ihr werdet es mild beherrschen, meine Kinder, mild, wie Eure Herzen sind.

Und dringe, rief der mächtige Erdgeist, o du mein würdiger, geliebter Sohn, nun freudig in die Wunder meines Reichs.

Wo Muth und Kraft und Liebe ringen, sagte die hohe Lichtgestalt, da wird der Geist des Lichtes frei, und liebend öffnet die Natur ihr Herz.

Der schöne Widalin ward nun der glückliche Gemahl der schönen Königin und herrschte über sein beglücktes Reich.

Nun ging er nicht zum dunkeln Schacht,
Wenn Morgenpurpur fließ.
Ihm glänzte nun bei Tag und Nacht
Sein liebes Zauberschloß.

Doch immer wehnte ihm noch eine tiefe Liebe für seine einst erwählte Bestimmung bei; er stieg noch oft hinab in die düstern Labyrinthe des Schachtes und folgte den

geheimnißvollen Tritten der Natur in dieſer tiefen Wunderwelt, durch ihn kam Segen auf den guten und doch ſo armen Stand, und ſelbſt als König hieß der ſchlanke Widalin noch immer das Haupt der edeln Knappſchaft, unter der er einſt gedient.

VI.

Licht aus Dunkel

oder

Die Macht des Vorurtheils.

Die Kronleuchter waren angezündet im Gesellschaftssaal, die Gäste sammelten sich schon in den prächtig geschmückten Zimmern, und die Stunde nahte heran, die über das Schicksal der schönen, der edeln Natalie entscheiden, die ihr sagen sollte, ob das stille, ihr selbst nicht gestandne Verlangen einer hohen Seele erfüllt werden, oder ob sie bestimmt seyn solle, ihr Leben einsam an der Seite eines ungeliebten Wesens hinzubringen, das Opfer einer schweren, ach der schwersten aller Pflichten für ein weibliches Gemüth. Natalie sollte heut den bestimmten Gemahl zum erstenmale sehen.

Es ist das Loos der Größern, gerade in der höchsten, schönsten Wahl, des höchsten Guts der Menschheit, ihrer Freiheit zu entbehren. Die beiden gräflichen Häuser hatten die Vermählung geschlossen, ohne daß Natalie, ohne daß Edwin, der damals noch auf Reisen war, darüber wären zu Rathe gezogen worden. Familienvortheil, selbst vielleicht Staatskunst wollten es; es war weise, es war vortheilhaft, daß der Minister seine Tochter dem Sohne des Gesandten gab; wie konnten Liebe und Natur eine Stimme haben?

Die edle Natalie hatte mitten unter den gefährlichen Freuden der großen Welt den unentweihten Lenz des Herzens aufbewahrt, und mitten in dem zerſtreuenden, entſeelenden Gewühl die Fülle tiefen, innigen Gefühls. Ein inures Ahnden ſagte ihr, daß es ein Gut gebe, ſchöner und beglückender als jene Freuden, die Leichtſinn und Eroberungsſucht den mehrſten ihrer Schweſtern bezaubernd machten, und freudig opferte ſie den Genuß einer ſolchen Gegenwart dem ungenannten, ſtillverehrten Götterbilde auf; der Lilie gleich, die unter bunten, üppig prangenden Blumen ihr ſchönes, unſchuldvolles Haupt zum Himmel hebt.

Einen Geliebten hatte Natalie nicht gewählt unter der gehaltleſen Menge ihrer ſchmeichelnden Verehrer, einem Gemahl ſollte ſie zu Theil werden! Einem Weſen, das ſie nicht kannte, und ach! das vielleicht mit roher Willkühr die Himmelsblüthe dieſer ſchönen Seele brechen ſollte. Die ſanfte Natalie hatte ſich früh gewöhnt ihren Wünſchen zu gebieten; ſie erhob ihr Herz zu Gott und flehte ihn um Ergebung in den Willen ihrer Eltern, in den Willen ihres Schickſals an, aber unwillkührlich drängten ſich Thränen zwiſchen ihr Gebet, und die Schauer einer öden, freudenleſen Zukunft traten vor ihren Blick.

Graf Edwin war des vorigen Tages von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, und die Eltern der jungen Gräfin hatten das heutige Abendfeſt zur Feier ſeiner Ankunft angeſtellt. Der Graf und ſein Vater wurden auf dem Schloſſe erwartet, das Nataliens Eltern während des Sommers in der Nähe der Reſidenz zu bewohnen pflegten, und meh-

rere Größe der Stadt und des Hofes ſollten dieſen Tag glänzend machen. Aengſtlich klopfte das Herz der armen Natalie, ſo oft ſich die Flügelthüren öffneten und ſie den Gefürchteten eintreten zu ſehen glaubte. Die peinliche Erwartung verlängerte ſich, Natalie verſank endlich in ein wehmüthiges Sinnen, und es war ihr wie ein Traum, als ſie jetzt eine Geſtalt ſich gegenüber ſah, die ihr ihr Vater als Graf Edwin vorſtellte. Ja, wie aus ihren ſchönſten Träumen ſchien dieſe himmliſche Geſtalt entlehnt. Alles, was ſie jemals nur dunkel, unerklärt geahnet hatte, ging jetzt in lichtem Leben vor ihr auf. Eine glühende Röthe überfleg ihr Geſicht; ſie fühlte zum erſtenmal in ihrem Leben die Berührung jener Macht, die ein Herz wie das ihre nur mit Anbetung empfangen kann. Wie Traum ſchien es ihr, daß ſich, ſtatt einer düſtern, kämpfevollen Laufbahn, ein Paradies voll Liebe ihr eröffnen ſolle. Graf Edwin ſprach während der Tafel mit Feuer über Gegenſtände, die ihm theuer waren. Gegenſtände hohen, menſchlichen Intereſſes, und nur an Männer, nur an ſeinen Vater, ſeine Freunde richtete ſich ſein Geſpräch; allein Nataliens Auge hing unverwandt an den ausdrucksvollen Zügen, aus denen ihr eine geliebte, verwandte Seele entgegenſprach, ſeine Worte, ſeine edeln, ſeelenvollen Reden beſtätigten die innige Verwandtſchaft, ſo übereinſtimmend mit ihr hatte noch Niemand auf der Welt empfunden, noch Niemand auf der Welt gedacht. Ihr war, als löſe ſich jetzt plötzlich das ſchlummernde Saitenſpiel in ihrer Bruſt mit einem andern zu beſeeligendem Einklang auf, als habe ſie die zweite, beßre Hälfte ihres Selbſt gefunden.

Natalie betrog ſich nicht; Edwin war ganz das Weſen, das ein Herz, tief wie das ihrige, verſtehen, eine Liebe, ſtark und innig wie die ihrige, erwiedern konnte; auch er würde Natalie angebetet haben, hätte nicht Zwang, ſondern Liebe ſie ihm zugeführt. Mit dem großmüthigſten, allen Tugenden offnen Herzen vereinigte er einen Grad von Leidenſchaftlichkeit, die ihn nicht ſelten auch zum Böſen hinriß. Eine glühende Freiheitsliebe war von Kindheit auf ſein Eigenthum. Eine verfehlte, vielleicht zu ſclaviſche Erziehung hatte ſie veranlaßt, hatte in ihm jenen Trotz hervorgebracht, der ſtarken Seelen nur zu leicht aus jenem Misgriff kömmt. Der leiſeſte Anſtrich von Zwang war hinreichend, ihm das zuwider, fliehenswerth zu machen, was er freiwillig aufgeſucht haben würde. Auf ſeinen Reiſen war dieſer Zug durch kühne Schwärmereien noch genährt, und welchen Eindruck mußte es auf ihn machen, als er jetzt mit einem Male mit gefühlloſer Willkühr über ſein Geſchick entſchieden ſah. Nur in heiliger Entfernung, nur als Kampfpreis ſeiner thatenbegierigen Seele hatte er bisher ein Götterbild verehrt, das er noch nicht zu nennen, noch nicht ins Auge zu faſſen wagte, und nichtige Klugheit hatte ſeine Zukunft jetzt entgöttert, und raubte ihm den fernen Siegslohn einer edeln, ſchönen Bahn.

Die Gründe, der Wille ſeines Vaters mußten ihn endlich überwinden; er ergab ſich, aber in ihm ſtand der Entſchluß feſt, ſein Herz wenigſtens in ſtolzer Verſchloſſenheit für ſich zu bewahren, wenn er ſein Schickſal opfern müſſe.

Unter ſolchen Geſinnungen, mit einer Stärke des Vorurtheils, deſſen ein Charakter wie der ſeine fähig war, lernte er Natalie kennen, — und keine wohlthätige Ahndung flüſterte ihm zu, daß dies die Seele ſey, die ihn unter Tauſenden verſtehen werde. Mit reinerm Sinn hatte Natalie den Liebenswürdigen erkannt, vor dem auch ſie vorher gezittert hatte; mit ſanfter, weiblicher Demuth vergaß ſie alle Bitterkeit des Zwanges, und pries ihr Schickſal, das ihm ſo begegnet war. Reine Bewunderung, ein Gefühl von Andacht für den Herrlichen füllte ihr ganzes Weſen in den erſten Augenblicken, und ließ ihr für keinen ſtolzen, eigennützigen Gedanken Raum. Aber ach! nur zu bald ſollte ſie aus den ſchönen, ſelbſtvergeßnen Phantaſien geweckt werden, in denen ſie die erſten Augenblicke über verſunken war. Nur zu bald ſollte ſie mit tödtlichem Schmerz die Kälte fühlen, die aus den Blicken, aus dem ganzen Betragen ihres Verlobten für ſie ſprach! Tage, Wochen gingen hin wie der erſte Abend. Edwins Starrſinn verhinderte jedes nähere Erkennen, und Natalie hielt ein edles Gefühl ihres Werthes ab, es dringender zu ſuchen. Das Einzige, was ſie wünſchte, war Aufſchub der Vermählung, doch auch hier ging Alles ſeinen abgemeßnen, unwandelbaren Gang, wie der Gang des eiſernen Schickſals, und — ſo mannichfach ſind die Quellen menſchlichen Leidens! — die Gattin des geliebteſten, der Liebe werthеſten Mannes war die unglücklichſte der Weiber! —

Zu zart fühlte Natalie, um ihrem Gemahl den Kummer zu zeigen, den ſeine Vernachläſſigung, ſeine Kälte

ihr erregte, zu edelstolz, selbst zu klug war sie, um ihn durch einen Schatten von Zudringlichkeit noch mehr von sich zu entfernen. Mit sanfter Gleichmuth schien sie es zu ertragen, daß ihr Gemahl sich vom Anfang ihrer Verbindung an in seine Etage zurückzog, daß er seine eignen Abendzirkel hatte, daß er von verführerischen Freunden, vielleicht von seiner eignen lebhaften Phantasie hingerissen, so manchen Zerstreuungen nachhing, die wohl nicht immer mit der strengen Tugend übereinstimmten. Die Nothwendigkeit hatte gewaltsam in die schöne Freiheit seines Wesens eingegriffen. Wünsche, Leidenschaften waren in ihm aufgeregt, die bisher ein edler Thatendurst zum Schweigen verwiesen hatte.

So geht ein stolzer Strom freiwillig sanft in seinen Ufern hin; die Kunst will ihm einen andern Lauf gebieten, er bricht den schwachen Damm und überströmt die ruhigen Gefilde. Natalie hörte von kleinen Abwegen ihres Geliebten, und keine Regung von eifersüchtiger Bitterkeit entstand in ihrem Herzen, aber in der Stille flossen ihre Thränen ungezählt.

Unseelige! rief sie oft zu sich selbst, so grausam spottet deiner das Geschick? Nur darum solltest du das Dasein des schönsten Herzens kennen lernen, um sein Entbehren ewig zu beweinen! Und er, den zu beglücken ich gern mein Leben gäbe, führt ihn nicht vielleicht selbst meine gehaßte Verbindung dem Abgrund der Verirrungen zu? — — — Und hätte denn die Liebe keine Mittel, das zu erringen, was sie mit Lebensgluth umfaßt? — Auf,

Natalie! Das höchste Glück! oder — — die tiefste Ruh in einem frühen Grabe!

Der Genius der Liebe ſelbſt ſchien die Gedanken der holden Gräfin geleitet zu haben, und ſegnend ſah der Himmel auf das kühne Unternehmen der tugendhafteſten und zärtlichſten der Weiber.

Eine bekannte, ſchon oft gebrauchte Liſt mußte hier dem unſchuldigſten Endzweck zur Einleitung dienen. Es war die Zeit des Carneval. Edwin pflegte alle Abende auf den Maskenball zu gehen. Natalie war bisher durch Unpäßlichkeit, vielleicht noch mehr durch ihre jetzige Stimmung abgehalten worden, an dieſem Vergnügen Theil zu nehmen; ein Umſtand, der ihr glücklich zu Hülfe kam. An einem Abende, wo ihr Gemahl ſchöner als je in ſpaniſcher Rittertracht auf den Ball gegangen war, nachdem ſie alle Damen ihrer Bekanntſchaft unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit von ſich entfernt hatte, warf ſie ſich in ein leichtes, reizendes Schäferkleid, und ging, von einer vertrauten Kammerfrau begleitet, auf den Ball.

Die zarte Anmuth ihres Weſens ſtimmte ſehr wohl zu der ländlichen Tracht; allein das Erhabne ihres Wuchſes, ihres Ganges gab ihr einen Zug des Geheimnißvollen; es war, als ſähe man eine Göttin, durch unglückliche Liebe aus ihrem Vaterlande verbannt, herabgeſtiegen zu der Schäferflur. Roſen ſchmückten ihre Stirn und ihr Gewand, doch ein Stern von Brillanten ſchimmerte wie verloren zwiſchen den ſchönen Locken, und machte — ein Zeichen ihrer erhabnen Abkunft — ihren wunderbaren Reiz noch zauberiſcher. Sie hatte ſich in einen Mantel gehüllt, um

einige Augenblicke lang ganz unbemerkt zu bleiben, sie sah, wie ihr Geliebter sein Herz mit einer Art von Aengstlichkeit an irgend einen Gegenstand zu fesseln suchte; doch mit Entzücken ward sie gewahr, daß dies Herz nicht Befriedigung zu finden schien. Sie warf jetzt ihre Hülle ab, und ihre Schönheit in der täuschenden Verkleidung zog bald der Blicke viel auf sie; auch Edwin näherte sich ihr; dieser Reiz, gerade dieser gehörte dazu, ihn anzuziehen, diese holde, ernste Sittsamkeit, verbunden mit dem Zauber des Wunderbaren, der seine schwärmerische Phantasie ansprach. Einige Augenblicke lang heftete er seine Blicke mit Wohlgefallen auf sie, näherte sich ihr dann und bat um einen Tanz. Sie tanzte, und Graf Edwin meinte, so habe er nie tanzen sehen, so schön vereinige sich hier die holdeste Anmuth mit edler, strenger Sittlichkeit. Er hatte Natalien nie tanzen sehen, und hätte er auch an ihr die Reize finden wollen, die er an einer Fremden fand? Er suchte mit der schönen Arkadierin ein Gespräch anzuknüpfen, aber immer wußte sie ihm mit Bescheidenheit auszuweichen. — Schönes, herrliches Mädchen! — rief er, als er sich endlich ihr nahen durfte, — warum verschmähst du so grausam die Huldigungen deines Ritters? Willst du mir nicht erlauben, mich deinem Dienst zu weihen?

Ach, edler Ritter, — erwiederte die Schäferin — ich bin noch aus jener alten guten Zeit, die Ihr die goldne nennt, wo Unschuld herrschte, und wo sich Liebe nur um Treue gab. —

Die Worte der schönen Unbekannten überzeugten Edwin von ihrem Geist und erhöhten seine Achtung gegen sie.

Mit einer ſittſamen Würde wußte ſie den Abend über ſeine Neugier nach ihrem Stand und Namen zurückzuhalten, und verſchwand endlich, ohne daß er nur beſtimmt das Verſprechen von ihr hatte erhalten können, in den nächſten Tagen hier wieder zu erſcheinen.

Es gibt eine unſchuldsvolle Kunſt, eine ſtille Weisheit des Betragens gegen den geliebten Gegenſtand, die die Natur ſelbſt jedem weiblichen Herzen lehrt, wenn dieſes Herz nur immer ihrer leiſen Stimme lauſchen will.

Unruhig verlebte Edwin die nächſten Tage, und keinen Abend verfehlte er, ſich auf dem Baliſaale einzufinden, wo ihm die reizende Erſcheinung begegnet war. Einige Abende ſuchten ſie ſeine Augen vergebens unter der wogenden Menge, bis er endlich einſtmals die Schäferin der goldnen Zeit in einer ſchlanken Jägerin wiederfand. Ein hellgrünes, leichtgeſticktes Jagdgewand, im Coſtüm eines frühern Jahrhunderts, erhob den edeln Wuchs noch mehr, und der Stern von Brillanten, den ſie das letzte Mal in ihren Haaren trug, glänzte heut' unter den ſchwankenden Federn ihres Huts; er allein hätte ſie ihrem Bewunderer kenntlich machen können, wenn ſie nicht ſchon ihr Gang, ihr Anſtand, jede ihrer Bewegungen ihm verrathen hätte. Er ſelbſt trug wieder die Rittertracht von guter Vorbedeutung.

Endlich, — ſagte er leiſe nach einer ehrerbietigen Begrüßung — endlich, himmliſche Unbekannte, ſeh ich Euch wieder! O, wie lange habt Ihr Euch erwarten laſſen?

Und dünkt Euch denn — verſetzte ſie — die Zeit von acht Tagen ein ſo langer Raum?

Ihr vergeßt, — entgegnete Edwin — daß die Sehnſucht ein andres Maas der Berechnung hat. —

Lieber Fremdling, — erwiederte die Jägerin ernſt — nicht dieſe Sprache! Ihr wißt, ich meide ſie.

Ihr meidet ſie! — rief Edwin — und werdet Ihr immer die Sprache ehrfurchtsvoller Liebe verſchmähen?

Ich fürchte die Liebe; — erwiederte ſie — frei will ich ſeyn! frei, wie die Luft auf meinen Gebirgen und das Wild, das meine Klippen bewehnt!

Grauſame! — rief der immer tiefer entflammte Edwin — iſt das die letzte, letzte Antwert, die Ihr für mich habt?

Die Unbekannte ſah einige Augenblicke ſinnend vor ſich nieder, dann ſagte ſie mit einem Blicke, der in ſein Innres drang: Ich fand unlängſt ein junges Reh am Bergquell; der Pfeil des Jägers hatte es getroffen, ohne ganz zu tödten; es ſchmachtete nach Labung; das Waſſer des Quells konnte nicht den brennenden Schmerz der Wunde kühlen; traurig wandte es ſeine brechenden Augen der untergehenden Sonne zu; —

Und — fragte Edwin bewegt — wozu dies traurige Bild? — und? —

Und — fuhr die Sprechende fort — eine dunkle Ahnung ſagte mir, daß ich noch einſt das Schickſal des armen Wildes haben könne! — der Jäger hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ſeinem Gefällten den letzten, ruhebringenden Streich zu geben; der Wanderer, der letzthin eine Blume zur Seite ſeines Weges brach, warf ſie nachläſſig auf den Pfad, ohne die gebrochne eines Blicks zu

würdigen. — Das Herz der Männer ſoll grauſam und unempfindlich ſeyn. —

Edwin fühlte ſich durch dieſe Rede ſeltſam betroffen, er wußte ſelbſt nicht, warum. Sie geſtattete ihm dieſen Abend mehr Annäherung, als den vorigen; ſie brachten den letzten Theil der Zeit im Geſpräch mit einander zu, und immer mehr fühlte Edwin ſein Herz befangen. Dringender beſchwor er ſie vor dem Scheiden, ihm nur einen Strahl von Licht in der wunderbaren Dämmerung zu geben, die ihr Schickſal zu umhüllen ſchien.

Dringen Sie nicht in mich, — ſagte ſie ernſter — nur ſo viel: Ich bin unglücklich. — Den beſten Beweis Ihrer Achtung werden Sie mir durch eine großmüthige Schonung geben.

Sie ſey geſchworen! — rief Edwin mit Feuer, indem er ihre Hand feſt an ſeinen Buſen drückte. — Aber Sie fühlen jetzt, daß es in meine Ruhe, in mein Leben eingreift, ob ich Sie wiederſehen ſoll oder nicht?

Die Antwort iſt nicht leicht auf dieſe Frage, — ſagte ſie nach einigem Nachdenken — ich lebe als eine Fremde in dieſem Lande, und mein Schickſal fordert das tiefſte Geheimniß. Werden Sie nicht vielleicht geringer von mir denken, wenn ich Ihnen offenherzig geſtehe, daß mir Ihre Theilnahme wohlthuend iſt? wenn ich Ihnen unter dem wunderbarſten Anſchein des Geheimniſſes Zutritt in meine einſame Freiſtätte gewähre?

Geringer denken? — rief der Graf — ſeltnes, anbetungswürdiges Weib! ich ſchwöre —

Keine Schwüre! — ſagte die Fremde — Schwüre von Männerlippen ſind betrüglich! — Aber es ſey! — fuhr ſie fort — ich vertraue Ihnen. — Ihre Freundſchaft wird vielleicht einſt ein koſtbares Gut für mich werden. — Sie werden der in der Zukunft ihre Achtung nicht verſagen, die jetzt gezwungen ſeltſam handeln muß. — Wollen Sie ſich am Tage des nächſten Vollmonds, eine Stunde nach Untergang der Sonne, an dem öſtlichen Thurme dieſer Stadt einfinden, ſo wird Sie eine meiner treuſten Frauen erwarten, die Sie, wenn Sie ſich ihrer Leitung überlaſſen wollen, nach meinem einſamen Landhauſe bringen wird. Aber noch ein Mal, achten Sie mein Geheimniß, und verlangen Sie nie, daß ich den Schleier ablegen ſoll, der, einem mir theuern Gelübde nach, beſtändig mein Geſicht bedeckt!

Daß Edwin das Verſprechen des Wiederſehens mit Entzücken aufnahm, daß er Alles verſprach, was die ſchöne Geheimnißvolle verlangte, lag in der Stimmung ſeines ganzen Weſens. Sie bat ihn, ehe ſie ſich trennten, um ſeinen Namen und ſchien ihn zur Bedingung ihres Verſprechens zu machen, und Edwin nannte ihn ihr mit aller Hingebung der Leidenſchaft; nach dem ihren wagte er nicht mehr zu fragen, ſie ſelbſt ſagte ihm nur ſo viel, daß ſie ſich Conſtanze nenne; — ein bedeutender, unglückverkündender Name, — fügte ſie hinzu — in einer Zeit, wo Beſtändigkeit nur mit Schmerzen lohnt. —

In entgegengeſetzter Stimmung kamen die Liebenden in ihrer Wohnung an; Edwin in einem Sturm von Gefühlen, den er ſich ſelbſt noch nicht ganz aufzuklären wagte;

Natalie mit von Dank gegen die Gottheit überwallender Seele; sie durfte jetzt von den Bemühungen ihrer Zärtlichkeit ein Glück hoffen, dessen Versagung sie mit so viel tausend Thränen beweint hatte. Nur zu gut hatte sie die romantische Neigung ihres Gemahls erforscht, um nicht zu wissen, daß eben das, was vielleicht Manchem verdächtig geworden wäre, jenes Bescheiden in der Vollmondsnacht, der Schleier, den sie immer tragen wollte, die Hülle des Geheimnißvollen über ihrem ganzen Wesen, gerade für ihn den Zauber noch hinreißender machen würde. Unter der tiefsten Verschwiegenheit hatte sie ein reizendes Landhaus in der Nähe der Stadt gekauft und es feenartig ausmeubliren lassen. Die Vernachlässigung und Entfernung, in der sie von ihrem Gemahl gehalten wurde, machte es ihr leichter, ihre Handlungen zu verbergen, Niemand achtete ja darauf. So erhielt sie auch mit leichter Mühe die Erlaubniß von ihm, sich auf einige Monate zu einer entfernten Tante zu begeben; in einer Lage, wie seine jetzige, konnte ihm diese Entfernung wohl nicht anders als willkommen seyn; ihre Eltern waren selbst verreist, und von ihren übrigen Bekannten hatte sie sich nach und nach so sehr zurückgezogen, daß sie bei ihrem Plane keine lästige Aufmerksamkeit fürchten durfte. Sie reiste ab, um — in der Stille auf ihr einsiedlerisches Landhaus zurückzukehren, und dort alle Kräfte ihrer Seele zu dem schönsten, aber auch gewagtesten Unternehmen ihres Lebens aufzubieten; denn nicht auf einen flüchtigen Reiz wollte sie ihre ganze Hoffnung setzen, seine Freundschaft wollte sie gewinnen, ihr Herz dem seinigen vertraut und theuer machen. —

Die Nacht des Vollmonds kam heran; der ungeduldige Liebende harrte schon längst auf der bestimmten Stelle, als die vertraute Dienerin erschien, ihn abzuholen. Die Domestiken seiner Frau waren ihm so wenig bemerkenswerth, daß er vielleicht die treue Mariane nicht einmal gekannt haben würde, hätte sie sich auch nicht so dicht verhüllt gehabt. Sie führte ihn durch Umwege dem Landhause zu, das er, der nicht in diesen Gegenden erzogen war, vorher nie gesehen hatte. Der Vollmond ging auf und beleuchtete die stille Winterlandschaft; Blüthenbäume und smaragdne Wiesen hätten dem leidenschaftlichen Edwin nicht schöner dünken können, als die bereiften Haine, die zur Seite lagen, und die weißen glänzenden Gefilde.

Sie sahen nun die hellen Mauern der reizenden Wohnung durch die Bäume blinken, und kamen durch den Garten an die leichtverschloßne Thür. Süßer Lautenton kam dem bezauberten Edwin entgegen; auch dies Talent hatte er nie an seiner bescheidnen Gemahlin beachtet. Er lauschte mit Entzücken, aber die Laute verstummte, als seine voraneilende Führerin die Ankunft des Grafen meldete, und er ward in ein Zimmer geführt, das ihn mit einer lieblichen Wärme nach dem Winterfrost und mit ambrosischen Düften umfing. Seine Augen erkannten sogleich die Dame seines Herzens in der veränderten, aber nur noch vortheilhaftern Kleidung; er meinte, das einfache, weiße Gewand und der niederwallende Schleier stehe besser zu ihrem edeln Wesen, als irgend etwas. Dieser Schleier war in der Folge oft der Gegenstand seiner Seufzer, wenn er vor Verlangen brannte, das Antlitz der Geliebten zu sehn; aber treu sei-

nem Schwure, übertrat er nie die Schranken ehrerbietiger Zurückhaltung. Hold vertrauungsvoll empfing ſie ihn, und geſtand ihm mit liebenswürdiger Offenheit, daß ſie ſich ſchon auf ſeinen Beſuch gefreut habe. Das Geſpräch knüpfte ſich mit Leichtigkeit an; Natalie hatte die Laute bei ſeinem Eintritte auf die Seite gelegt, ſie nahm ſie wieder nach ſeinem Wunſche und ſpielte ihm einige gefällige Melodieen. Sie ſprachen über Muſik, über Kunſt im Allgemeinen; allmählig ging die Unterhaltung auf immer ernſtere, immer wichtigere Gegenſtände über, und je inniger dieſe Unterhaltung ward, je mehr fühlte auch Edwin das, was Natalie längſt empfunden hatte: daß ihre Herzen für einander geſchaffen waren. Natalie erlaubte ihm, des folgenden Tages um dieſe Stunde wieder zu ihr zu kommen. Vor dem Scheiden ſang ſie ihm noch ein Lied, das Bezug auf ihr vorhergehendes Geſpräch von Muſik hatte, das ihn aber einen tiefern Blick in ihr ganzes Weſen hätte thun laſſen können.

Edwin durfte von dieſer Zeit an noch manchen Abend an dem Orte ſeiner Bezauberung zubringen; es waren die ſeeligſten ſeines Lebens. Der Frühling war indeß herangekommen und brachte neue Scenen der Luſt für dieſe unſchuldige Vereinigung.

Die tiefſte Verborgenheit ruhte noch immer auf Nataliens Aufenthalte in dieſen Gegenden; Niemand in der Nachbarſchaft ahnete, wer die aus der Fremde gekommene Beſitzerin des einſamen Landhauſes ſey, Niemand hatte ſie geſehen. Die wenigen Leute, die ſie bedienten, waren erſt neu in ihren Dienſt genommen, bis auf die vertraute Ma-

riane, und der Behutſamkeit ihres romantiſchen Edwin konnte ſie gewiß ſeyn; vielleicht manche Schönheit des Hofes und der Oper trauerte über ſeine Entfernung, ohne das Geheimniß ſeiner abendlichen Gänge zu errathen. Edwin feierte indeß die Blüthenſtunden ſeines Lebens in den blühenden Labyrinthen von Nataliens Park, an ihrer Seite, die er — freilich wohl ein kleiner, männlicher Widerſpruchsgeiſt! — von ſich verbannt hatte, um ſie mit Mühe, mit tauſend kleinen Entſagungen wieder aufzuſuchen. Noch immer bedeckte der Schleier ihr Geſicht; er war glücklich, aber mit dem Zauber der Tugend wußte Natalie die zu ſtürmiſchen Gefühle ihres Freundes zu beherrſchen und ſie in einer milden Stille zu erhalten. Noch einmal, Edwin war keine weiche, ſchmelzende Seele, die blos in der Atmoſphäre der Liebe athmete; eine rege, ſtarke Thätigkeit war ſeinem Weſen nöthig, und in Natalien fand er eine Gefährtin, die ſeine aufſtrebende Kraft noch mehr befeuerte. Zärtlicher, glücklicher kehrte er am Abende zu ihr zurück, wenn er den Tag über in Geſchäften des Staats der Pflicht und dem Ruhme gelebt hatte. Die ſchönſte Bezeichnung liebenden Glücks. So malt die ſchöne Dichtung der Alten den Sonnengott, wie er nach vollendeter Laufbahn eilt, bei ſeiner ſanften Freundin auszuruhn.

Seltſam war es, je höher ſeine Leidenſchaft für die Geliebte ſtieg, je mehr fühlte er ſein Herz erweicht gegen die entfernte, verſtoßne Gemahlin; ſo ſehr ſchien der Umgang der Edelſten ihres Geſchlechts ſein Herz dem Guten aufzuſchließen. Er ſchrieb jetzt theilnehmendere Briefe an die Entfernte, die Natalie ihrem Charakter treu beant-

wertete, bis ſie des Herzens ihres Geliebten ſicher genug zu ſeyn glaubte, um die laſtende, wenn gleich ſchuldloſe Verſtellung ablegen zu dürfen.

Er hatte ſich an einem ſchönen Frühlingsabende durch ein blühendes Roſengebüſch ihrem offenen Fenſter genaht, um die Töne ihrer Laute zu belauſchen. Der Inhalt ihres Geſanges hielt ihn unbeweglich, er ſtimmte zu ſehr mit der rührenden, verhaltnen Schwermuth ihres Weſens überein. Sie ſang die folgenden Strophen zu einer einfachen Melodie:

„Was hüllt dich in der Schwermuth Schleier
In deiner Jugend Roſenzeit?“
„Des reinen Herzens erſtes Feuer
Hat mein Geſchick der Qual geweiht.“

„Wer iſt's, der grauſam dich, die Freie,
Verdammte zu des Kummers Laſt?“
„Er, den mit heißer Liebestreue
Noch mein gebrochnes Herz umfaßt.“

„Und, ſprich! wie heißt er, der mit Schmerzen
Verdüſtert deines Frühlings Licht?“
„O, laß den Schleier meinem Herzen!
Den theuern Namen ſag' ich nicht!“

Die Empfindungen des Hörenden waren widerſprechend; heftige Eiferſucht flammte in ſeinem Herzen auf, als er die Ueberzeugung ihrer frühern Liebe vernahm, allein dieſe Regung machte bald dem großmüthigſten Mitleid Raum. — O, nicht länger, — rief er, indem er in Nataliens Zimmer ſtürzte, — theures, angebetetes Weſen, nicht länger

quäle mich durch Verhehlung deines Kummers! Dies Lied, der Ton deiner Stimme haben verrathen, daß du liebst! — — Und haſt du mich denn nicht lange genug geprüft? bin ich denn unwerth des Vertrauens eines zarten Herzens? —

Natalie zitterte und ihr Herz ſchlug heftig, als ſie den entſcheidenden Augenblick nahen fühlte; ſie reichte ihm bewegt die Hand. — Lieber, lieber Graf, — ſagte ſie — ja, ich bekenne es. Ihr Betragen all' dieſe Zeit macht Sie meines höchſten Vertrauens würdig, aber was dürft' ich, was könnt' ich Ihnen von der traurigen Geſchichte meines Herzens ſagen? ach, ſie iſt vielleicht die gewöhnliche Erfahrung meines Geſchlechts! — Mit einer Art von eiferſüchtiger Strenge bewahrte ich mein Herz vor jedem frühern Eindrucke, um es einzig und ungetheilt dem Gegenſtand meiner Anbetung zu weihen; ich liebte nicht, nein, ich vergötterte! — und — das, was ich zum Lohne der reinſten Zärtlichkeit empfing, war Undank und Verſchmähung! —

Der Unmenſch! — rief Edwin, indem er aufſprang, — o, Geliebte, nenne mir ſeinen Namen, und laß mich deinen Rächer ſeyn!

Meinen Rächer? — erwiederte Natalie mit einem Tone, in dem ſich ihre ganze Seele ausſprach — o Edwin, wer ſo liebte, wie ich, wie könnt' er den Gedanken: Rache, denken?

Engel von Güte! — rief Edwin außer ſich — ſchönes, göttergleiches Weib! nein, nicht länger hältſt du meine

Leidenſchaft in Schranken! vernimm jetzt das kühne, wahnſinnige Geſtändniß: ſey mein auf ewig, oder laß mich ſterben!!

Edwin! — rief Natalie — mein theurer Freund, wohin verirrt Sie die Leidenſchaftlichkeit Ihres Geſchlechts? muß ich Sie an das erinnern, wovon wir niemals ſprachen, — ſind Sie nicht vermählt?

Edwin erbleichte bei dieſen Worten; bebend wandte er ſich zur Seite und bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen.

Grauſame! — ſeufzte er — in dieſem Augenblicke mir den herzzerreißenden Vorwurf! — Ich Unglücklicher! o wäre meine Hand ſo frei, als mein Herz! — — Aber, Geliebte, kann eine Seele wie die deinige das für Bande rechnen, wozu mich nie Liebe, nur Convenienz, nur der Vortheil eines theuern, verehrten Vaters beſtimmten? — Und kennt' ich damals ahnen, daß ich dich jemals finden würde?

Aber iſt es die Schuld der Armen, die Ihr Kaltſinn von ſich entfernt? — erwiederte Natalie — und ſind Sie nicht ungerecht gegen ſie! — ſie wäre vielleicht Ihrer vollen Lieb' und Achtung werth. — Kennen Sie ſie denn? — — Verblendeter, geliebter Edwin, — rief ſie, indem ſie weinend zu ſeinen Füßen ſank und den Schleier von ihrem Haupte riß, — kennſt du ſie denn, die deine Verachtung in das Grab ſtürzt? —

Beſtürzt, entzückt, beſchämt ſtand Edwin einige Augenblicke, zweifelnd, ob er ſeinen Augen trauen dürfe, bis

endlich das Entzücken überweg, bis er das geliebte Weib an ſeinen Buſen riß und Thränen ſein gepreßtes Herz erleichterten. Natalie weinte ſanft in ſeinen Armen, und — —

Der Vorhang fällt vor dem Gemälde, wo Liebe ihre ſeeligſte Verſöhnung feierte. —

VII.

Der geächtete Ritter.

Altſchwäbiſche Volksſage.

Der Mond ſtand hoch über dem wüſten Haine und goß ſeine Strahlen ſenkrecht durch die neblichte Luft; zur Seite hoben ſich die Trümmer der verfallnen Waldburg und der Hain lag ſchaurig und allein an ihrem Fuße. Mitternacht konnte nicht fern ſeyn. Da zogen zwei fremde Wandrer durch den Waldgrund; ſie kamen aus dem Kriege und kehrten zu der fernen Heimath wieder. Der Eine von den Jünglingen blieb ſtehen, und blickte wehmüthig auf zu der zerſtörten Burg. — Sieh, Rudolph, — ſagte er — die alten, mondbeglänzten Mauern! ſie ragen gleich Vorgebirgen aus der lang verſunknen Zeit hervor. Wie manches Bild der Wonne und des Jammers mögen ſie in ihrem Kreis geſehen haben!

Ach, Wilhelm, — rief Jener — laß jetzt die verſunkne Zeit! Ich wollte, ich wär' ſo nahe meinem Gute in der Heimath, als dieſem alten Eulenhorſte hier!

Nach einem Gute wollt' ich gern nicht fragen, — ſagte Wilhelm mit einem Seufzer, und lenkte wieder in den Weg ein — wenn ich nur meinen Vater in der Heimath wiederfände?

Du haſt ihn treu gepflegt bis in den Tod, — ſprach Rudolph, — und hätteſt wohl das Gut allein verdient, das jetzt dein Bruder bewohnt!

Ich überließ es meinem Bruder, — erwiederte Wilhelm — weil er kränklich war und Weib und Kinder hatte. Ich konnte, jung und rüstig, wohl mein Ziel im ehrenvollen Waffendienste suchen.

Nun, und im Waffendienste, — sagte Rudolph — auch da benutztest du die Gunst des Glückes nicht! Wo Andre Gold erbeuteten, gingst du mit leeren Händen aus. Ich habe mir ein artiges Sümmchen geborgen, und in der Heimath sollen mir die Goldstücke gar hold entgegenfunkeln!

Mitunter aber auch wohl Tropfen Blutes daran glühen? — fragte Wilhelm — Rudolph, mir gnügt mein kleines, rechtliches Eigenthum!

O des gewissenhaften Kriegers! — lachte Rudolph. — Nun Jeder lebe seines Glaubens!

In diesem Augenblicke sahen Beide an dem Schilfgestade eines öden Teiches sich eine bleiche, männliche Gestalt erheben, die dem Schatten eines Ritters glich; halbliegend schien er aus dem feuchten Grund zu eigen und sich mit einem Arm am Boden aufzustützen, indeß er wild und düster um sich blickte. Doch meinten die Fremdlinge im Näherkommen mehr den Ausdruck von Schmerz und Trauer, als von Wildheit, in seinen Zügen zu erkennen, und ganz mit Blut befleckt waren seine Locken und sein Ritterkleid.

Bewegungslos vor Schauer blieben die Jünglinge zur Seite stehen, da wandelte den Pfad von der verfallnen Burg herab eine zweite Schattengestalt in zarter weiblicher Schöne; gar lieblich, aber traurig war ihr Ansehn, und im Mondschein flatterte der Nebelschleier und das weißliche

Gewand. Sie wallte ſtill den Pfad, und nahte ſich dem Schatten des Ritters, der ſchon, blaß und blutig, wie er war, in ſein umſchilftes Bett zurückzuſinken begann. Sie beugte ſich liebkoſend und gleich als tröſtend zu ihm herab, und ſchlang ihren Arm um ſeine Schulter; er richtete das Haupt zu ihr empor, und indem ſie ihre Hände feſt verſchlangen, ſanken ſie Beide in das wäßrichte Grab.

Mit Grauen ſetzten die Wanderer ihren Weg fort. Als ſie aber in das Dorf jenſeit des Gebirgs kamen, fragten ſie nach der wunderbaren Erſcheinung. — Das iſt der Geiſt des Ritters Udo geweſen, — erwiederten die Landleute — des geächteten Raubritters, der die Gegend ringsum verwüſtet hat und an jener Stätte von dem Stahl des Rächers gefallen iſt. — Der Wald iſt unheimlich, und Niemand wagt zur Nachtzeit durchzugehen. — Und wer iſt jener holde weibliche Schatten, — fragten die Wandrer — der den gequälten Geiſt ſo liebevoll umſchwebt? — Was ſie geweſen für den Ritter, — verſetzten Jene — das weiß Gott! die Meinungen darüber ſind verſchieden.

Bruder, — ſagte Wilhelm zu dem Gefährten — mich zieht es mit unendlich tiefem Mitleid zu den armen Schatten; wer ſie erlöſen könnte!

Nun, haſt du nicht gehört, was ſie für große Sünder geweſen? — erwiederte Rudolph — das iſt die Strafe ihrer Schuld, wer mag mit ſolchen Sündern Mitleid haben?

O, Bruder, — rief Wilhelm — ziemt es uns Schwachen, ſo ſtreng zu richten ob Anderer Schuld? und kennen wir all' die verſchlungnen Wege, die zum Abgrunde

führen aus dem Dunkel der Menſchenbruſt? — Ich bleibe hier noch eine Nacht, um zu verſuchen, ob ich ihr Befreier werden kann. —

Nun, dann gehab' dich wohl! — rief Rudolph — ich eile, bald die Heimath zu erreichen. Die goldnen Fünkchen winken mir gar lieblich von dorther. —

Mit dieſen Worten zog er luſtig ſeines Weges. Wilhelm blieb zurück, treu dem Entſchluſſe, den er gefaßt. Und als in nächſter Nacht der Mond wieder ſo ſchaurig über dem Haine ſtand, da ging er auf denſelben Kreuzweg, wo ihm das wunderbare Abentheuer begegnet war, und harrte ſchweigend bis zur Mitternacht. Und horch! da klang es von der alten, lang verfallnen Burg wie Glockenton, der zwölf anſchlägt, und als die Geiſtertöne durch die ſtille Luft verklungen waren, da hob ſich wieder die blutige Rittergeſtalt aus dem Teiche, und den Waldweg von der Burg herab wandelte wieder der ſtille, weißverſchleierte Schatten.

Ein heftiger Schauder rieſelte dem Jüngling eiskalt durch alle Glieder, allein ſein Muth und ſein Mitleid mit den Gequälten waren ſtärker als ſein Grauſen, und er trat entſchloßnen Sinnes der Wandelnden entgegen, als ſie auf den Kreuzweg kam, und ſprach mitleidig ernſt: Wer biſt du, armer Schatten, der du ſo irr und heimathlos die Ruh' des Grabes zu entbehren ſcheinſt? und wer iſt jener blutbefleckte Ritter? — Rede! nicht Neugier ſpricht aus mir. —

Die Schattengeſtalt hemmte ihre Schritte bei des Wanderers Worten, und ſprach mit tiefer, traurig gedämpfter Stimme: Mein Name war Una, als ich noch lebte, —

der ſeine Ude, wohl geſchmähten, doch noch mehr beklagenswerthen Angedenkens.

Er war wohl dein Bräutigam, daß du ihn ſo mit wehmüthiger Liebesinnigkeit in die Arme drückſt? — fragte Wilhelm — oder dein tapfrer heißgeliebter Gemahl?

Der Schatten wandte traurig verneinend das Haupt.

Und was war er dir denn, holdſeliges, von Gram umfangnes Weib?

Die Schattengeſtalt ſchwieg einige Augenblicke, als ſcheue ſie ſich, eine Antwort zu geben; dann ſagte ſie mit leiſem Tone: Er war mein Bruder. — Willſt du mehr von meinem und von ſeinem Schickſal wiſſen, ſo geh' des morgenden Tages um die Mittagsſtunde in das Gewölbe unter dem weſtlichen Thurme der Burg, und hebe den breiten Stein, der dort den rauhen Tiſch bedeckt; darunter wirſt du unſre Lebensgeſchichte finden, die ich in meiner traurigen Gefangenſchaft niedergeſchrieben habe. Wenn du uns dann beklagſt und es vermagſt, ſo gib unſern irrenden Geiſtern Ruhe. Denn nur ein Herz, das eben ſo viel Mitleid mit uns hat, als Muth, iſt beſtimmt, uns zu erlöſen. —

Der Schatten glitt nach dieſen Worten an dem Fremdling vorüber, ſich, wie in voriger Nacht, mit der geliebten Rittergeſtalt in die Fluthen des Teiches zu begraben.

Der Jüngling ſah ihrem Verſchwinden mit fremmem Ernſte nach. Des andern Tages, als die Sonne von der Mittagshöhe auf die verfallne Waldburg niederſchien, wandelte er feſten Schritts die Felſenhöhe hinan, und trat in die wüſten, ſchauerlichen Mauern, wo ſich Farrenkraut und

wildes Buſchwerk zwiſchen bemooste Steine drängte. Der Graswuchs flüſterte ſo leis und geiſterhaft durcheinander in der todten, heißen Mittagsſtille; in der Runde meilenweit kein Laut des Lebens; Alles ausgeſtorben vor der Geiſternähe. Wilhelm durchſchritt die öden Hallen, die ſchweigenden Höfe, und fand den Eingang des weſtlichen Thurms; auf einer engen Wendelſtiege, hin und wieder eingeſtürzt, ſtieg er hinab zu einem grauſenvollen Gruftgewölbe, deſſen Eiſenthüre zeigte, daß es der Aufenthalt unglücklicher Gefangener geweſen war. Die Schauer ſchienen ſich hier zuſammenzudrängen. Beim Schimmer einer Kerze, die er mitgebracht und hier entzündet hatte, durchſpähte er die feuchte Düſternheit. Er hob den Stein auf, der den rauhen Tiſch bedeckte, und fand die alte Pergamentſchrift, wovon der Geiſt geſagt. Das Dunkel und die kalt anwehende Moderluft ſchreckten ihn nicht; denn ſeine Seele war nur damit beſchäftigt, was er erfahren ſollte. Er ſteckte ſeine Kerze neben das aufgeſchlagne Buch, ſetzte ſich davor und las wie folget:

Hier ſitzend in der tiefen Oede meines Kerkers, wende ich die träg dahinſchleichenden Stunden dazu an, mein Leben aufzuzeichnen, und den, der einmal dieſe Worte lieſt, wenn wohl meine Gebeine längſt vermodert ſind, um Mitleid anzuflehn für mich und meinen Bruder Ude. Dieſer mag des Mitleids frommer Seelen noch bedürftiger ſeyn, als ich; denn ſeine Leiden, bis er aus der Welt gegangen, waren groß, und ſeine gute Seele hätte das Böſe nicht gethan, wofern ihn nicht Undank und Verrath alſo elend gemacht; doch gleich wie ein Sämann in die Furchen der

aufgerißnen Erde ſeinen Saamen ſtreut, ſo ſtreuten böſe Geiſter in ſein zerrißnes Herz Rach'- und andre ſträfliche Gedanken.

Schon der Anfang unſers Lebens war nicht freudig. Sanfter Mutterpflege hatten wir nie genoſſen, früh unſerer Mutter durch den Tod beraubt; unſer Vater war hart, beſonders gegen meinen Bruder Udo. Als einſt mein Bruder, noch in frühen Jünglingsjahren, ſeinem Herzensfreunde Otto ſeinen Beiſtand zugeſagt in einer ernſtlichen Fehde, der Freunde Väter aber kurz darauf in einen Zwiſt gerathen waren, da wollte unſer Vater auch, Udo ſolle von dem Freunde laſſen und ihn nicht begleiten in den fahrvollen Streit. Mein Bruder aber hing mit Herz und Seele an dem Freunde, und rief zu unſerm Vater mit ſtürmiſcher Traurigkeit: Wie, mein Vater? ſoll ich meinen Freund verlaſſen, um ſo zufälligen Umſtands willen? bin ich nicht Ritter, wie Ihr? und gilt mein Wort nicht eben, wie das Eure? Ich habe ihm Treue geſchworen in Leben und Tod, und die will ich halten!

Und ſo erzwang er gleichſam den Vergunſt, und halb wider Vaters Willen zog er dahin. Als aber bald darauf der Vater ſchwer erkrankte, ſandte er einen Boten an den fernen Sohn, um ihn eilig zurückzurufen an ſein Sterbebett. Nun wollte das Unglück, daß eben damals durch das Geſchick des Kriegs die Kämpfer abwärts gezogen waren, und daß Udo nicht ſchnell genug herbeieilen konnte, um die Augen ſeines ſterbenden Vaters zuzudrücken. Da ergrimmte dieſer, und verwünſchte Udo's Ungehorſam als die Urſach, warum er in der letzten Stunde ſeines einzigen Sohnes und

Erben entbehren müſſe. Dieſe Worte trafen ſchwer und laſtend auf Udo's Seele, als er, wiewohl zu ſpät, herzueilte und ihm der Beichtiger des Verſtorbenen jene Worte wiederholte. Da beweinte er mit brennenden Thränen ſeinen erſten und letzten Ungehorſam, den er jedoch nur aus großer Liebe und Treue gegen ſeinen Freund begangen hatte.

Die echte Heiterkeit des Lebens war nun ſchon für ihn getrübt, ob er gleich noch in zartem und faſt kindlichem Alter war; indeſſen ſchloß er ſich mit nur noch größrer Innigkeit an ſeinen Freund; denn je größere Opfer man irgend einem Weſen dargebracht, je theurer wird uns gewöhnlich das ſo ſchwer erkaufte Gut. Udo theilte mit ſeinem Freunde Wunden und Noth; und einſt, als Otto gefangen ward, und deſſen kleines Gut nicht hinreichte, ihn zu löſen, bot er ſeine eigne Habe auf und löſte den Freund. Als aber darauf Otto ſich vermählte und ein friedliches Leben der Liebe begann, da litt es meinen Bruder nicht im Schooße der Sicherheit, der nur in Ruhm und Thaten einige Ruhe fand. Er zog mit dem Kaiſer in den Krieg, und, wie er ſich denn nimmer Jemandes eigen nennen konnte, ohne ſich auch mit kräftiger Treue ſeines Herzens daran zu ketten, ſo that er dem Kaiſer unerhörte Dienſte, opferte ihm Gut und Blut, und rettete ihm ſelbſt bei einer Gelegenheit das Leben. Der Kaiſer verſprach ihm dafür zur Belehnung die benachbarte reiche Grafſchaft, wenn ſie nach dem Tode ihres alten, erbenloſen Eigenthümers der Krone zufallen würde.

Er kam nun nach geſchloßnem Frieden für einige Zeit

zurück auf unsre Burg. So Vieles, was er gelitten, schien ihn wohl einmal ermüdet zu haben. Der Kaiser hatte ihn entlassen; sein Freund war fern und mit seinem Liebesglück beschäftigt, und so schien sein Herz bei gereiftem Alter wohl eines weiblich zarten Mitgefühls zu bedürfen. Ach, es war meine einzige glückliche Zeit, wo ich ihm dies gewähren konnte.

Von Kindheit an hatten sich alle meine Neigungen an die seinen angeschlossen, wie sich der Epheu um die Ulme schlingt; wir hatten ja nichts Verwandtes weiter in der Welt! Und ob er auch im frühern Jünglingsalter, nur für Ruhm und Freundschaft entbrannt, mich weniger beachtet hatte, als ich ihn, so kehrte er zu mir doch jetzt mit doppeltgroßer Zärtlichkeit zurück. War es denn strafbar, daß ich mit ganzer Seele strebte, meinen guten Bruder zu erfreuen und seine Liebe zu verdienen? Daß aber auch das Beste nach und nach zum Fehler werden kann, durch Uebermaaß und durch ein ungünstiges Verhängniß, und wie zart die Grenze zwischen Recht und Unrecht, das kann ein gleiches Herz aus unsern Schicksalen lernen.

Zwar ist es wahr, mein Bruder schien mir von jeher das Vorbild aller männlichen Schönheit und Vortrefflichkeit zu seyn, und mancher Ritter, der um meine Hand geworben, war nur um dieses Gefühls willen von mir abgewiesen worden. Dies mochte das erste Vergehen meiner liebenden Uebertreibung seyn. Auch Udo schien an andern Weibern kein Gefallen zu haben, und der geheime Wunsch, wie wir doch Beide, unvermählt, nur unsrer so innigliehen Uebereinstimmung möchten leben können, regte sich wohl zugleich

in unſrer Beider Herzen; denn als der Kaiſer ſelbſt für einen Herrn ſeines Hofes meine Hand begehrte, der mich bei einem Banquet geſehen, konnte ich mich nicht entſchließen, Ja zu ſagen. Mein Bruder freute ſich deshalb über die Maßen, meinte, daß Jener mein nicht würdig geweſen, und ſchlug den Antrag mit großem Eifer ab.

Sei es nun, daß dieſe Weigerung, oder ſonſt Etwas, dem Kaiſer mißfällig geweſen; genug, der Eigenthümer jener Grafſchaft war verſtorben, und noch erfüllte der Kaiſer ſein Verſprechen nicht. Da ſchrieb mein Bruder ehrlich und freimüthig einen Brief an den Kaiſer, fragend, ob er ſein und des gegebnen kaiſerlichen Worts wohl vergeſſen habe? Er mochte ſich jedoch darin einiger zu kühnen Ausdrücke bedienet haben; denn der Kaiſer ward zornig, und, nach Art der Großen, vergaß er der wichtigen Dienſte um des unbedeutenden Fehlers willen und ſchenkte die Grafſchaft einem Andern, der am Hofe lebte und in großer Gunſt bei ihm ſtand.

Ude war wie ein Schwert von gutem Stahl, das nimmer bricht in treuen Führers Hand, auch ſich wohl willig biegt zu ſeinem Dienſte, das aber heftig wieder aufſpringt nach dem Drucke, der es beugen will; der Kaiſer hätte ſein Leben fordern können, allein der Undank erregte ſeinen edeln Trotz. Er wollte rächen ſein gekränktes Recht, koſt' es auch, was es wolle! Vielleicht, daß meine Bitten ſeine Wuthgedanken noch gezügelt hätten, wär' er nicht eben zu einer kleinen Fehde ausgeweſen; und als er heimkam, mir des Kaiſers hartes Wort verkündend, da brannten ſchon die Fackeln der Empörung, die er rings im Bu-

ſen andrer Unzufriedner entzündet hatte. Denn der Kaiſer, obwohl ſelbſt milden Sinnes, regte doch durch die allzugroße Macht, die er ſeinen Begünſtigten über ſich und ſeine Lande ließ, ſo manche Klage auf.

Das Loos war nun geworfen; der Krieg brannte auf, und mein unglücklicher Bruder hieß der Hauptmann der Empörer. Von dieſer Zeit an häufte ſich das Unglück unter unſerm Dach. Der Kaiſer ſiegte in einigen Schlachten, nahm nun meinem Bruder vollends ſeine Güter, das väterliche Stammſchloß allein ausgenommen, und verſchenkte ſie. Das alles hätte Udo noch ertragen; als wir aber die Kunde vernahmen, an wen der Kaiſer ſein Eigenthum verſchenkt, und nun das Wort in unſre Ohren ſchmetterte: an Otto! an den Freund, für den mein Bruder Hab' und Blut, ja ſelbſt die Ruhe des Herzens und des Vaters Segen hingegeben hatte! da brach ſein männlicher Muth, und Thränen glühten über ſeine todtenbleichen Wangen. „Una!“ rief er mit fürchterlich verhaltnem Schmerz. „Ich habe nun nichts in weiter Welt als dich! wirſt auch du mich verlaſſen?“

Da ſchlang ich meine Arme inniglich um ſeinen Hals, und rief mit heißen Thränen: „Nie, nie, o mein geliebter Bruder! In Welt und Himmel leb' ich fürder nu für dich!“

Mit dieſen Worten ſchien ein Strahl des Troſtes in ſein Innerſtes zu fallen, wie Mondenſchimmer auf ein nächtliches Gefild, und auch er ſchlang ſeine Arme feſt um mich. Da trat in eben dieſem Augenblicke der Prior eines benachbarten Nonnenkloſters in die Halle und überreichte

meinem Bruder eine Schrift. Es war eine Handschrift unsrer verstorbenen Mutter, in einer schweren Krankheit abgefaßt, worin sie mich dem Kloster weihte. Sie war genesen, und hatte nun durch reiche Schenkungen ihr Gelübde wieder zu lösen gesucht; als aber jetzt die fromme Aebtissin den Verfall unsers Hauses und meine unglückliche Lage sah, machte sie des Himmels Rechte wieder geltend, mich zu retten. Wir zitterten Beide, Udo und ich, als wir die Handschrift unserer Mutter erkannten. „Ihr sehet, Fräulein," sagte der ehrwürdige Herr, „die Kirche öffnet Euch die Arme! Bald wird noch größres Unheil über Euer Haus hereinbrechen; was wollt Ihr länger bei einem so befehdeten Mann?" „Una," sagte mein Bruder mit einem unaussprechlichen Blick, „es steht bei dir! Entscheide!"

Ich aber brach aus in eine Thränenfluth, und rief: „Ich kann, ich kann dich nicht verlassen! Ich theile mit dir Noth und Tod!"

„Nun dann, beim Gott des Himmels! ich lasse sie nicht!" rief Udo, mit der Linken mich umschlingend und die Rechte gen Himmel hebend.

Da schied der Prior zornig von uns, sagend: die Kirche werde ihr Recht mit Gewalt zu schützen wissen.

Mein Bruder führte unterdessen seine kriegerischen Streifereien fort, Betäubung suchend im Geräusch der Waffen. Er that dem Feinde Abbruch, wo er konnte; eine kleine Schaar war ihm geblieben, die Gefallen fand an der Freiheit und der Beute dieser Lebensart, und manche gewaltsame That mochte dabei wohl vorfallen; denn die

gute Seele meines Bruders war verwildert durch den Schmerz. Jedoch befleckte nie das Blut unschuldig Unterdrückter seine Hand, vielmehr fanden sie nicht selten einen Rächer in ihm.

Einstmals aber, als er auch ausgezogen war auf Wegelagerung, kam der Schirmvogt des Klosters mit seinen Mannen, bemächtigte sich meiner mit Gewalt, und brachte mich nach dem Kloster. Die fromme und ehrwürdige Aebtissin, eine Freundin unserer verstorbenen Mutter, that nun Alles, mein Herz ganz dem heiligen Leben zuzuwenden und mich von allen Wünschen und Sorgen für das Irdische abzuziehen; ich hätte dem Rufe folgen und auch meinen Bruder bewegen sollen, den Leidenschaften der Rache und Verzweiflung zu entsagen. Allein die Sehnsucht und die Angst um ihn verblendeten meine Sinne; ich gab ihm heimlich Kundschaft, wo ich sei, und verschwieg ihm nicht den Wunsch, daß er mich befreie. Da kam mein Bruder in der Nacht mit seinen Leuten vor das Kloster, erstürmte die Mauern und führte mich mit Gewalt davon; denn ihm galt Alles nun gleich, und er meinte, nichts mehr zu verlieren zu haben.

Mir war wohl, als ich mich wieder in unsrer heimischen Burg befand, aber auch recht bang. Und als ich des Abends auf meinem Lager lag, konnte ich nicht schlafen, sondern mancherlei Bilder schwebten vor meiner unruhigen Seele. Es war tief nach Mitternacht. Alles war still in Wald und Flur, und auf dem Hügel drüben ruhte matter Sternenschein. Da hörte ich drei hallende Schläge an das Burgthor. Ich sprang auf, eilte an das Fenster,

und ſah in dem zweifelhaften Sternenlichte drei ſchwarz verhüllte Geſtalten, die mir mein ahnendes Herz nur allzubald als Boten des heimlichen Gerichts verkündete. Sie hieben drei Spähne aus dem Thor, nachdem ſie meinen Bruder mit furchtbarer Stimme beſchieden hatten, in der dritten Nacht auf dem nächſten Kreuzwege zu erſcheinen. Darauf entfernten ſie ſich.

Udo hatte mit Schauder ihre Ladung vernommen; denn ach! ihm ſagte wohl ſein ſtrafendes Gewiſſen, daß er ein ſtrenges Urtheil zu erwarten habe für manche unrechtmäßige That; wenn der Menſch einmal dem Geiſt der Rache einen Eingang in ſein Herz geſtattet, kennt er ſelten Maß noch Ziel! Zugleich rieth ihm ſeine trotzige Verzweiflung, ſich nicht zu ſtellen auf den Ruf, und ich ſelbſt, die ich die Folgen ſolches Verhaltens nicht genug verſtand, ſuchte ihn von dem Schreckensgange abzuhalten. — Noch zweimal ertönte der nächtliche Ruf, und als ſich Udo auch hierauf noch nicht geſtellt hatte, fanden wir eines Morgens eine Schrift der Freiſchöppen an dem Burgthore, welche alſo lautete: „Empörung, Raub, verbrecheriſche Liebe gegen ſeine Schweſter! Ritter Udo ſich nicht ſtellend auf den Ruf der heiligen Vehm, hat ſeine Miſſethaten eingeſtanden. Er iſt gerichtet; der Stahl des Rächers tödte ihn, wo er ihn finde!“

„Una!“ ſagte mein Bruder, als er die Worte geleſen hatte, „mit mir iſt es nun aus. Für dich iſt noch Zuflucht in einem Kloſter; rette dich! — Mein Leib gehört den Vögeln unter dem Himmel — — was willſt du länger bei einem geächteten Mann?“

Aber, o Gott! wie hätt' ich meinen Bruder jetzt verlaſſen ſollen? Ich weinte nicht mehr, weil meine Wahl entſchieden war; mein Muth war ſtark geworden durch die höchſte Noth; ich ſchwur meinem Bruder mit einem heben Eidſchwur, daß ich lebend nicht von ſeiner Seite weichen werde. Da löſte ſich ſein ſtarrer Schmerz in Wehmuth auf, und er rief überwältigt: „Meine Una! ich habe dich mit mir in das Verderben gezogen — aber deine Treu iſt größer, als daß ich ihr widerſtehen könnte.“

Er befeſtigte hierauf ſeine Burg und machte ſie unzugänglich jedem fremden Fußtritte; allein auch wir durften den Fuß nicht über die Schwelle ſetzen, weil jenſeits der Tod vom Arm der unſichtbaren Rächer lauerte, die allenthalben ſind und Gott gleich im Verborgenen richten. Wir hatten Lebensunterhalt genug auf der Burg, und die Tage gingen ſtill dahin; ich fand eine traurig ſüße Beſchäftigung darin, die kranke Seele meines Bruders aufzuhellen; auch fühlten wir in mancher Stunde traulicher Herzensmittheilung minder das Gewicht des Elends, das auf unſerm Leben lag; unſere Liebe wuchs mit jedem Tage in der einſamen Burg. Bis dahin war uns der Gedanke des Verbrechens, deſſen man uns verklagte, fremd geweſen. — —

Wir verlebten einige Monde faſt von der ganzen übrigen Welt abgeſondert. Wie es jedoch zu hart iſt, dem Anblick der Natur und dem Genuß der erquicklich freien Luft auf immer zu entſagen, beſonders für ein Freiheit liebendes Gemüth, wie das meines Bruders; ſo fühlten wir auch uns oft dadurch beklemmt, niemals den Fuß aus

den Mauern ſetzen zu dürfen. Als daher einſt eine wunderſchöne Mondnacht auf der Gegend lag, und wir in der Vertiefung eines Fenſterbogens ſtanden, nahm mein Bruder die Laute und ſang dazu anmuthigen und ſehnſuchtsvollen Tons:

Sieh, Schweſterchen, ſieh! der verſilberte Hain,
Er winkt uns ſo lieblich im Mondenſchein!
Die thauigen Wieſen und Fluren wie hell!
Es winkt uns hinüber der ſchimmernde Quell.

Sie rufen: Wir trinken die himmliſche Luft,
Wir Kinder der Erde, die liebend ſie ruft;
Ihr armen Verbannten, und ſollt ihr allein
Verſtoßen vom Anblick der Mutter ſeyn?

Ach, ſüß wohl, mein Schweſterchen, wär' es und ſchön,
Sich einmal am rieſelnden Quell zu ergeh'n,
Am Tage die Rache, die blutige, wacht,
Doch Frieden wohl beut uns die himmliſche Nacht!

Das Herz zog mich ſo gut, wie ihn, einmal zu dem Genuß der lang entbehrten ſüßen Freiheit; da wagten wir es und ſchlichen ungewiſſen, ſchüchternen Trittes aus der Burg, und zu dem lieblichen Thale nieder. Ach, mir war es, als ſpräche eine Stimm' in meinem Herzen: Seid ihr nicht Schatten gleich, ihr armen Verbannten, die nur als fremde Weſen in dem Leben ſchleichen? Euch geht ja das Leben nichts mehr an, und vielleicht — bald noch weniger, als jetzt. — —

Wie Schatten wandelten wir auch durch die Fluren, die nicht mehr uns angehörten, doch mit verſchlungnen

Armen, und im Haine dort am Ufer des verlaßnen Erlenteiches drückte mich mein Ude noch einmal mit wehmüthiger Liebe an ſein Herz. In dem Augenblicke drangen die furchtbaren Rächer aus dem Gebüſche und ſtürzten ſich auf meinen unglücklichen Bruder. Drei Dolche bohrten ſich zugleich in ſeine Bruſt, und mit dem fürchterlichen Ausruf: Wehe, Wehe über ihn! riſſen ſie mich von ſeinem blutigen Leichnam, den ich umklammert hatte, und ſtürzten ihn in ein ſchmachvolles Grab, tief in die Fluthen des Teiches.

Ich aber ward verſchont und durch Verhüllte auf die Burg gebracht. Der Kaiſer fühlte vielleicht, daß er meinem Bruder zu viel gethan, und wollte es an mir vergüten; er ſchenkte einem ſeiner Edeln die Burg meines getödteten Bruders, mit der Andeutung mich zum Gemahl zu nehmen. Allein wie hätt' ich dieſen Anträgen Gehör geben ſollen, wie glücklich ſeyn über dem Grabe meines Gemordeten, nachdem ſich mir ſein blutiges Bild ſo tief ins Herz geprägt hat und meinen Geiſt nun ohne Unterlaß beſchäftigt? Ach, hab' ich auch im Leben gefehlt um ſeinetwillen, mein Schmerz um ihn, den Todten, iſt ſicherlich gerecht. — Mein Freier hat mich nun in dies einſame Verließ bringen laſſen, auf daß ich meine Gedanken wenden möge. Er meint, die Gefangene werde daraus hervorgehen zum Liebesbündniſſe; ich aber denke nur daraus hervorzugehen zum Tode und zum Wiedervereinmit dem, der einzig meines Herzens Wonne war.

Hier endigte die Handſchrift der holdſeligen Una. Ein

Mönch aber hatte das Ende ihrer Lebensgeſchichte aufgeſetzt mit folgenden Worten:

Wenn du, frommer Wanderer, dieſe Blätter lieſeſt, iſt die Schreiberin derſelben nicht mehr unter den Lebenden; ſie hat den Ausgang aus ihrem Kerker gefunden, den ſie ſich vorgeſetzt, nämlich den Tod. Denn da ihr ſtattlicher Freier, um auf dieſe oder jene Weiſe ihre Liebe zu gewinnen, ſie wieder aus dem Thurm befreien und in ein annehmlicheres Leben verſetzen laſſen, ſo hat ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzt, ſich heimlich aus der Burg zu ſtehlen und in der ſtillen Nacht zum Haine zu wallen, wo ſie, an eben der Stelle, wo die Gebeine ihres Bruders modern, ſich zu ihm in den Teich geſtürzt. Ob nun wohl ſo große Lieb' und Treue gegen einen verirrten Bruder immer etwas Lobenswerthes ſeyn mag, ſo hat ſich doch Una durch das Uebermaß derſelben ſtrafbar gemacht, maßen ſie nicht allein die Bande der Ehe, ſondern auch die Glorie des Himmels in Annahme des klöſterlichen Schleiers verſchmäht. Wie weit übrigens die Liebe beider Geſchwiſter gegangen, abſonderlich in der letzten Zeit, wo die bewieſene übergroße Treue die Herzen der Verbannten noch mehr an einander angeſchloſſen, darüber mag Gott richten; daß aber Una ihre Fehler noch durch einen Selbſtmord gehäuft, ſo wie, daß Beide ohne vorherige Bereuung ihrer Sünden und ohne Sakrament die Welt verlaſſen, darüber kann ihr Geiſt, ſo wie die Seele ihres Bruders um ſeiner Sünde willen, nicht zur Ruhe eingehen, und müſſen Beide in der Nacht den Wandrer ſo lange ſchrecken, er, ſich von ſeinem feuchten blutigen Bett erhebend, ſie aber, den

Felsweg niederwallend, und tröſtend, wie ſie im Leben gethan, den traurigen Schatten umſchlingend, zuletzt mit ihm in die Wellen verſinkend, bis daß ein Fremdling komme, der aus eignen Herzens Antrieb es wagt, die irren Geiſter anzuſprechen und die Handſchrift ohne Grauſen an dieſer Stätte ſelbſt zu leſen, dann aber ein Herz und ein Gebet vor Gott bringt, ſo ſelbigem wohlgefällt.

Beim Leſen dieſer Schrift war Wilhelms ganzes Herz in Mitleid und Liebe aufgegangen; die Fehler, die er nie begangen, erſchienen ihm an den Gefallnen nur als Schwächen menſchlicher Natur, doch ihre Tugenden bewundernswerth. Er warf ſich, als er bis ans Ende geleſen, auf ſeine Knie, und betete mit vielen Thränen: „Gott, o mein Gott! wenn eines deiner ſchwachen Kinder wagen darf, Verzeihung für das andre zu erflehen, o ſo erbarme dich der Armen, die ſo ſchwer gebüßt! Sind wir nicht alle ſchwach, und alle Kinder deiner Vaterliebe?“

Drauf ging er wieder in den Hain, die Schatten noch einmal zu fragen, was er thun ſolle, um ſie zu erlöſen, und ein ſolches Herz vor Gott zu bringen, das ihm wohlgefalle. Denn Alles war er zu thun entſchloſſen, und wär' es auch das Schwerſte und Härteſte. Als er aber an die Stätte kam um Mitternacht, da hob ſich keine bleiche Geſtalt mehr aus ihrem Blut und kein trauernder Schatten wallte den Felsweg nieder; aber zwei Streifen eines wunderbar milden Lichtes ſtiegen auf, daß die Sträucher und die Bäume in dem hellen Scheine lieblich wiederglänzten. Die lichten Wellen hoben ſich zum Himmel auf, und ein

unbeſchreiblich ſüßes, rührendes Getön umfloß den Jüng-
ling, worin er klar die Worte unterſchied:

Segen, Segen dir! wir ſcheiden,
Geh'n nun ein zur ew'gen Ruh;
Du erlöſteſt uns vom Leiden,
Herz voll Mild' und Demuth du.

Segen, Segen dir, und Dank!
Nicht verdammt im reinen Herzen
Haſt du, wo in Schuld und Schmerzen
Dein verirrter Bruder ſank.

* * *

Ob der Segen ſich bewähret?
Fragt des dunkeln Schickſals Macht!
Mild im Sternenlicht verklåret,
Strahlt uns Antwort durch die Nacht.

VIII.

Elwira.

Novelle.

Nach dem Engliſchen der Miſtreß Gooch.

Erſt wenn wir es verloren haben, ſchätzen wir oft den Werth eines Gutes, und — — unbegreiflicher Eigenſinn der menſchlichen Natur! — oft ſchätzen wir ſelbſt das, was wir unſrer unwürdig erkannten, ſobald wir in Gefahr ſind, es zu verlieren. Die holde Elwira war in den Schatten ſtiller Einſamkeit heraufgeblüht, wie die Roſe im einſamen Thal. Ihr Vater, ein angeſehener Kaufmann zu Cadix, hatte ſich in die Stille zurückgezogen, ſeit ihm der Tod ein unvergeßliches Weib entriß; auf ſeine Tochter, auf das einzige hinterlaſſne Erbtheil der angebeteten Verſtorbenen, trug er alle ſeine Zärtlichkeit über, nur auf ihre Erziehung wandte er alle ſeine Sorgfalt, und lieblich lohnte die Holde der väterlichen Mühe. Die Anlagen eines reichen Geiſtes und eines reichen Gemüths entwickelten ſich deſto ſchöner im Verborgnen. Doch leider wuchs in dieſer Einſamkeit auch früher der Keim tiefen, leidenſchaftlichen Gefühls.

Noch gränzten ihre Jahre an das dämmernde Gebiet der Kindheit; noch lag auf ihren Phantaſien der Roſenduft, der alle Gegenſtände jener Zeit verſchönert, als Don Julio d'Apeira, ein junger kaſtilianiſcher Edler, nach Cadix kam und durch ſeine reizende Geſtalt, durch ſein

einnehmendes Betragen einen unauslöschlichen Eindruck auf das Herz des Mädchens machte. Wie eine Lichterscheinung, glänzte er in ihr immergleiches, ruhevolles Leben herein; in ihm glaubte sie den Engel zu sehen, den ihre schwärmerische Einbildungskraft ihr oft in einsamen Stunden vorgezaubert hatte. Dem Jüngling mochte indeß wohl Manches fehlen, um ihn zur Vollkommenheit eines Engels zu erheben, bei allen seinen ausgezeichnet liebenswürdigen Eigenschaften; er war ein junger Krieger, dessen Sitten in der Gesellschaft verwahrloster Waffenbrüder wohl schwerlich so untadelhaft geblieben waren, als es jener Vorstellung hätte mögen angemessen seyn. Ohne Familie, ohne Vermögen lebte er blos von den Einkünften seiner militärischen Stelle. Nichts weniger war er deswegen oft der Gegenstand weiblicher Aufmerksamkeit, und manche Schönheit vom ersten Range am Hofe zu Madrid hatte ihn zum glücklichen Bewundrer gewählt.

Ihm mußte bald das Niederschlagen der Augen, das fliegende Erröthen der unschuldigen Elwire sichtbar werden. Empfehlungsbriefe hatten ihm Zutritt im Hause ihres Vaters verschafft. Das Feuer erster jugendlicher Zärtlichkeit leuchtete aus allen ihren Zügen, wenn er sich ihr näherte, wenn ihre Augen den seinigen begegneten; seine Eitelkeit ward dadurch geschmeichelt, allein er sah in ihr nichts als ein schönes Kind, und obgleich eingeweiht in den Künsten der Galanterie, war er zu edel, aus den Verirrungen einer holden Unschuld Vortheil zu ziehen.

Mit Sorgfalt suchte er die Unerfahrne zurückzuführen. Oft meinte sie in irgend einer zärtlichen Stelle ihrer

Lieblingsnovellen eine Aehnlichkeit mit ihrem eignen Zuſtande zu finden; zitternd wollte ſie dann das Blatt überſchlagen, oder hatte es Don Julio ſchon geſehen, ſo fragte ſie ihn ängſtlich um ſeine Meinung darüber; ſeine Antworten waren immer behutſam und an Kälte gränzend, oft erlaubte er ſich ſelbſt ihr über die Wahl ihrer Bücher Vorſtellungen zu machen; er nannte ihr ſolche als ihrer Aufmerkſamkeit würdiger, die mehr zu ihrem Unterricht geeignet, aber freilich nicht ſo anziehend waren, als ihre Lieblinge, die Novellen.

Elwira horchte emſig ſeinen Worten, ſie verſagte ſich ihre liebſte Beſchäftigung, oder beſchränkte ſich auf die Lectüre, die er ihr erlaubte, allein von ſeinem kalten Herzen konnte ſelbſt dies Opfer kein Lächeln der Zufriedenheit gewinnen.

In ihrer Seele wuchs indeß die unerwiederte, verſchmähte Zärtlichkeit nur um ſo ſtärker auf; die Einſamkeit und ihre ſchwärmeriſche Phantaſie nährte ſie; und ſo erreichte ſie in kurzer Zeit den höchſten Gipfel, wo, von innerer Unruh gequält, von den Rathſchlägen einer falſchen Freundin irregeleitet, Elwira auf den unbeſonnenen Einfall kam, Don Julio zu ſchreiben. Sie faßte allen ihren Muth zuſammen, und war ihr Unternehmen abentheuerlich zu nennen, ſo trugen doch die Worte ihres Briefs einen ſo rührenden Ausdruck unſchuldiger, engelgleicher Zärtlichkeit, daß ſie gewiß nicht verfehlt haben würden, einen tiefen Eindruck auf Don Julios Herz zu machen; auf dies Herz, das, obgleich oft verführt, doch weich und edel war und in der Geſellſchaft eines Engels wie Elwira ge-

wiß ganz der Tugend würde wiedergegeben worden seyn. Ach, Elwiren war dies süße Geschäft nicht aufbehalten! Die Hand, der sie die Bestellung ihres Billets anvertraute, war nicht die Hand der treuen Freundin, die Elwira gefunden zu haben glaubte. Donna Anna, ihre nächste Verwandte, war nicht das gleichgeschaffne, ähnlich fühlende Wesen, das die offne, großmüthige Elwira in ihr dachte und dem sie alle ihre innersten Gedanken anvertraute; ach, nur in einem Gefühle waren sich diese Beiden gleich, nur in der Empfänglichkeit für Don Julios Vorzüge. Keiner wahren zarten Liebe fähig, machte doch Don Julios Geburt und Rang ihr eine Verbindung mit ihm wünschenswerth, und sie glaubte sich durch ihr ansehnliches Vermögen mehr dazu berechtigt, als Elwira. Das Vertrauen dieser arglosen Seele anzunehmen und es zu täuschen, war in ihrem Herzen eins. Sehr geschickt wußte sie Don Julios erste Regungen bei Lesung jenes unglücklichen Billets zu hemmen, sehr geschickt seine natürliche Großmuth, sein hohes Ehrgefühl zu ihrem Vortheil anzufachen. Sie sagte ihm, daß sie sich nur darum eines so sonderbaren Auftrags unterzogen habe, damit sich die kleine Unbesonnene nicht noch einer dritten, vielleicht gefährlichern Vermittlung habe anvertrauen dürfen, und um Gelegenheit zu haben, seine eigne Großmuth zu Heilung eines gutartigen, nur durch Romanenlectüre irregeleiteten Kindes anzurufen. Ihr Vater, fügte sie hinzu, würde untröstlich seyn, wenn er etwas von diesen Verirrungen seiner Tochter erführe, in der er die einzige Freude seines Lebens sehe, und für die er schon vorläufig eine Wahl nach seinem Her-

zen getroffen habe. Gewiß würde ſich das Herz dieſes guten Vaters ganz von dem ſonſt ſo geliebten Kinde abwenden, gewiß würde der Friede einer harmloſen Familie auf immer getrübt ſeyn, wäre dies Unterpfand kindiſcher Unbeſonnenheit in die Hände eines Ungroßmüthigen gefallen.

Welchen Eindruck dieſe und ähnliche Reden auf ein Herz wie Don Julios machen mußten, läßt ſich errathen. Er ergriff die Feder — hielt wieder inne — ſchrieb endlich ein paar kurze ausdrucksvolle Zeilen, worin er ihr ſeine ganze Dankbarkeit über den ihm gegebenen Vorzug ausdrückte, aber ſie bat dieſen Vorzug Einem unter den Vielen zu ſchenken, die ſie umringten, der mehr als er im Stande wäre ihre Großmuth zu vergelten. Er ſchloß mit dem Verſprechen einer unverbrüchlichen Verſchwiegenheit, und zum ſicherſten Unterpfand derſelben fügte er ihren Brief in den ſeinigen beigeſchloſſen wieder bei. —

So war der Streich vollendet, der über das Schickſal zweier liebenswürdiger, vielleicht einander beſtimmter Weſen entſchied.

Auf einen ſolchen Donnerſchlag war doch das warme ſanfte Herz Elwirens nicht bereitet. Donna Anna hätte nicht nöthig gehabt noch den Pfeil zu ſchärfen, der allem Frieden ihrer Seele, allen ihren Anſprüchen auf künftiges Glück der Erde den Tod bringen ſollte, ſie hätte nicht nöthig gehabt, ihr Don Julios auffallende Kälte bei Leſung des Briefes, das Beleidigende ſeiner Antwort ſo lebhaft vorzumalen; Dinge, die nur in ihrer ſchwarzen Seele ihr Daſein fanden.

Zwei Jahre, zwei der schönsten sonst im jugendlichen Alter, gingen der armen Elwira in einem Zustande der Vernichtung hin. Sie folgte ihrem Vater Don Pedro am Ende dieser Zeit nach Madrid, wohin ihn Geschäfte riefen. Die verschwenderische Art, in der er dort lebte, zog die Aufmerksamkeit des Adels auf ihn und seine schöne Tochter. War Elwire nicht regelmäßig schön, so war sie doch unbeschreiblich anziehend, ihre dunkeln, seelenvollen Augen und die sanfte Schwermuth, die über ihren Zügen ruhte, trugen ganz den Ausdruck ihres zärtlichen, tief fühlenden Gemüths. Aber auf keinen der Jünglinge, die sie bei Gesellschaften und Bällen umringten, schien ihre Anmuth einen so mächtigen Eindruck gemacht zu haben, als auf Don Alphonso de Castarella, den einzigen Sohn des Herzogs von Las Casas, einen Grand von Spanien, doch nicht von beträchtlichem Vermögen. Es war in einer der glänzendsten Abendgesellschaften, denen Elwira nicht selten beizuwohnen pflegte, als sie zuerst die Blicke des jungen Herzogs auf sich zog. Er war nur einige Jahre jünger als Don Julio. Seine schöne männliche Gestalt, seine gefälligen, feinen Sitten hätten wohl bei einem Mädchen Aufmerksamkeit erregen können. Elwire war seit jener fürchterlichen Erfahrung unempfänglich gegen alle Eindrücke dieser Art. Desto aufmerksamer war ihr Vater, der gute Don Pedro, auf die Auszeichnung, die der Herzog seiner Tochter bewies, und sein Herz frohlockte über ihre Eroberung. Er war kein Mann von großer Weltklugheit, er nahm sich nicht die Zeit zu überlegen, welche Schwierigkeiten des Herzogs erhabner Rang jeder Verbindung mit

ihm in den Weg legen müßte, und daß es gefährlich, wo nicht ganz verderblich ſey, ſich über die Schranken des beſcheidnen aber ehrwürdigen Mittelſtandes zu erheben; ſeine leidenſchaftliche Vaterliebe ſah nichts, als das Glück des theuern Kindes. Er ergötzte ſich ſchon im Geiſt an der Herrlichkeit der künftigen Herzogin, und zweifelte nicht, daß einige Wochen hinreichend ſeyn würden, ſie in Beſitz Alles deſſen zu ſetzen, was ihr ſeine ſchöpferiſche Phantaſie bereits zugetheilt hatte.

Elwira hörte ohne Freude die begeiſterten Weiſſagungen ihres Vaters an; ihr Herz nahm keinen Theil an ſeinen Wünſchen; auch konnten die freigebigen Lobeserhebungen, die Donna Anna dem Herzog ſpendete, ihr kein Verlangen erregen, ihn wieder zu ſehen. —

Alphonſo kehrte heim aus der Geſellſchaft, Elwirens Bild in ſeinem Herzen. Er war bis dieſen Augenblick nur ſeiner Empfindung gefolgt, und fühlte mit Don Pedro das:

Was wir wünſchen, ſchnell der Glaube faßt.

Er ſchilderte dem Herzog, ſeinem Vater, Elwiren mit aller der unſchuldigen Offenheit, die der Jugend eigen iſt, und hoffte von dieſem hochſinnigen Fürſten nicht nur Genehmigung, nein ſelbſt vollkommnen Beifall ſeiner Wahl. Er erhob Elwirens Reize mit dichteriſcher Beredſamkeit, und erinnerte den Herzog an die Beſitzungen ihres Vaters als Erſatz für die kleine Ungleichheit des Ranges, die, wie er meinte, nur in den Augen der Schwachen noch einigen Werth haben könne.

Der alte Herzog hörte geduldig der entzückten Begeisterung seines Sohnes zu; und ohne ihn an die Verirrung seiner Ideen zu erinnern, begnügte er sich blos mit der Bitte an ihn, sich irgend einen Ort zum Aufenthalte zu erwählen, bis ihm die Zeit den völligen Gebrauch seiner Vernunft wiedergegeben haben würde.

Alphonse, feurig und ungestüm, wollte etwas erwiedern, allein das Gesicht seines Vaters verbot es ihm; er eilte auf sein Zimmer, dort in der Stille über die Mittel nachzudenken, wie er sein Glück erreichen könne, ohne deswegen den ewigen Unwillen seines Vaters auf sich zu ziehen.

Nach allem Nachdenken sah er kein Rettungsmittel, als eine heimliche Heirath mit der, die allein auf Erden sein Glück machen könnte. Aber die Gesetze in Spanien sind so streng in Rücksicht der elterlichen Rechte, daß er nur außer Landes auf Ausführung dieses Plans rechnen durfte. Eine Verbindung zwischen ihm und der Prinzessin Leopoldine von Brüssel war schon von Seiten seines Vaters in Unterhandlung, und ach, was die niederschlagendste aller dieser Betrachtungen war: er wußte noch nicht, ob diejenige, der er sein ganzes Glück zu Füßen legen wollte, dies Opfer anzunehmen würdigte.

Mit diesem quälenden Gedanken flog er zu Don Pedro, von ihm die Gesinnungen des Mädchens zu erforschen. Mit Entzücken hörte er von ihrem Vater, daß ihr Herz noch völlig unbefangen sey, und erhielt die Erlaubniß mit ihr von seiner Liebe zu sprechen.

Sie hörte ihn ohne Vergnügen und ohne Bewegung an; ihr junges Herz war frei von Ehrgeiz; sie fand sich glücklich bei ihrem Vater bleiben zu dürfen, und hatte keinen Wunsch für eine andre Lage; so war es wohl nur Liebe für diesen zärtlichen Vater, was sie zu einer Art von trauriger Ergebung in die Vorschläge des jungen Herzogs stimmen konnte.

Alphonse, viel zu feurig, viel zu sehr mit seiner Leidenschaft beschäftigt, um die zarten Spuren ihrer innern Empfindung gewahr zu werden, glaubte sich auf dem Gipfel seines Glücks, und erhielt von dem guten, aber schwachen Don Pedro leicht die Einwilligung in seinen Plan, der darin bestand, in geheim mit Don Pedro und Elwiren in Brüssel zusammen zu kommen und dort in der Stille eine Vermählung zu vollziehen, zu der er nie die Einwilligung seines Vaters zu erhalten hoffen durfte. Er glaubte einen sehr schicklichen Vorwand zu seiner Reise nach Brüssel gefunden zu haben, wenn er dem Herzoge den Wunsch äußere, die ihm bestimmte Braut, die schöne Leopoldine, erst aus der Ferne zu beobachten, ehe er sich um sie bewürbe. Elwira sollte darum nach wie vor im Hause ihres Vaters leben, bis ihr Gemahl unter günstigern Umständen im Stande seyn würde, sie öffentlich anzuerkennen.

Don Pedro willigte in Alles mit Freuden; er glaubte ja das Glück der einzigen geliebten Tochter durch diesen Schritt unfehlbar gegründet; sie hatte ihm erklärt, daß ihr alle Männer gleich unbedeutend wären, und diese Erklärung hatte ihn beruhigt. Hätte er den Zustand ihres In-

nern nur ahnden können, gern würde er dem liebſten ſeiner Wünſche, dem Traum von herzoglicher Herrlichkeit, gern allem ſeinen Ehrgeiz aus Liebe für ſie entſagt haben. Allein kein Engel war, der dieſe Ahndung in der Bruſt des beſten Vaters erregt hätte, kein Engel, der dieſen Streich, den folgenreichſten ihres harten Schickſals, vom Haupt der unglücklichen Elwira hätte abwenden können! Die Reiſe ward feſtgeſetzt, und Don Pedro kam mit Elwiren ohne Aufenthalt in Brüſſel an, wohin ihnen Alphonſo ſchon voraus gezogen war.

Die Kerzen brannten dunkel in der kleinen Kapelle, in der die verhängnißvolle Trauung vollzogen ward, als Elwira den großen, entſcheidenden Eid ausſprach, und Don Pedro, als er nach vollzogner Feierlichkeit die holde Tochter küßte, zitterte unter einem ahnenden Gefühl, daß er das Glück und den Frieden ihres Lebens einem leeren Schatten aufgeopfert habe.

Nur wenige Tage, ſo ging ein Theil dieſes traurigen Vorgefühls in Erfüllung. Ein fürchterlicher Brief des Herzogs kündigte Alphonſo an, daß er von Allem unterrichtet ſey, und daß er einen Ehrvergeſſenen, der eine ſo ſtandeswidrige, unwürdige Verbindung habe ſchließen können, nicht mehr für ſeinen Sohn erkenne; das mäßige Erbtheil, das ihm von Seiten ſeiner Mutter zufalle, fügte er hinzu, werde hinfort das Einzige ſeyn, woran er ſich zu halten habe.

Vergebens ſtrebte Alphonſos edler Freund Franciſco, er, der ihm allein nach Brüſſel gefolgt war, das Gemüth des aufgebrachten Vaters, bei dem er viel galt,

zu beſänftigen. Die Hoffnung, die er ſeinem Freunde geben konnte, war nur ſehr ſchwankend, war nur auf die Zukunft berechnet.

Durch welchen unbegreiflichen Zufall es möglich geweſen war, daß der Herzog eine Handlung hatte erfahren können, die durch ſo vorſichtige Maßregeln geſichert war, blieb Allen ein Räthſel.

Dem unglücklichen Alphonſo blieb nichts übrig, als der Troſt, den er in Elwirens Armen fand. Er folgte, da er nun keine Geheimhaltung mehr nöthig hatte, dem Vater ſeiner Gattin nach Cadix; allein von Kindheit auf daran gewöhnt mit Glanze zu erſcheinen, war es ihm wohl nicht leicht, jetzt plötzlich in die Schatten bürgerlicher Eingezogenheit zurückzutreten; ſtatt ſeinen Aufwand nach ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen einzurichten, ſuchte er vielmehr die Welt in gänzlicher Unwiſſenheit mit dieſen Verhältniſſen zu erhalten. In dieſer übelverſtandnen Idee ward er nur zu ſehr durch den erfahrnen, aber ſchwachen Don Pedro unterſtützt, der dem neuerworbnen Range ſeiner Tochter eine Einrichtung ſchuldig zu ſeyn glaubte, die den Umfang ſeines Vermögens bei weitem überſtieg.

Die junge Herzogin verſprach ſich wenig Glück von einer Vermählung, die unter ſo unglücklichen Umſtänden geſchloſſen war und an der ihr Herz ſo gar keinen Antheil hatte. Alphonſo hatte ſich ſchon zu Brüſſel von ſeinem leidenden Freunde, dem edeln Grafen Francisco, getrennt und war ſich nun ganz ſelbſt überlaſſen. Er liebte Elwiren, allein bald ward die Arme überzeugt, daß ihre Gemüther nicht geeignet waren, ſich gegenſeitig glücklich zu

machen. Eine Wolke von Mißmuth ſchwebte oft über Alphonſos Zügen, wenn er die Größe des Opfers bedachte, das er der Liebe zu Elwiren gebracht hatte; oft maß er das Zimmer mit heftig bewegten Schritten, und machte ſeiner ſanften Gattin Vorwürfe wegen ihrer Kälte; vergebens verſicherte ſie ihn ihrer ewigen, unauslöſchlichen Dankbarkeit; ein zärtlicheres Gefühl war ſeinem Herzen nöthig, und der finſtere Gedanke einer frühern Leidenſchaft von ihrer Seite quälte ſeine Seele mit Zweifel und Verdacht.

Glücklich war Elwira gewiß nicht zu nennen: hätte es noch eines ſo furchtbaren, ſo grauſamen Schlages des Schickſals bedurft, um ſie ganz unglücklich zu machen? Mußte nachgerade zu dieſer Zeit — — Don Julio nach Cadix kommen, um alle kaum verheilte Wunden früher Leidenſchaft in ihrem Herzen aufzureißen.

Es war nur wenig Tage nach ſeiner Ankunft in Madrid; er hörte, daß er eines Abends im großen Cirkel mit der Herzogin von Caſtarella zuſammenſeyn würde, in der er nicht von fern Elwiren ahnete. Man hatte ſich zur Abendtafel geſetzt, Don Julio ſaß in einiger Entfernung der Herzogin gegenüber, und mit welcher Empfindung ſah er jetzt die im Glanze einer nun ausgebildeten vollkommnen Schönheit vor ſich, deren erſte unſchuldsvolle Zärtlichkeit er ſo hart zurückgewieſen hatte. Unglücklicher! Raſender! rief es in ſeinem Innern. Welch Gut des Himmels haſt du von dir geſtoßen! — — Und ſeine Blicke blieben unwillkührlich feſt an der Glanzerſcheinung hängen.

Die Herzogin hatte bisher die schönen, seelenvollen Augen vor sich niedergesenkt — von ungefähr schlug sie sie auf und — — ihr Blick begegnete Julios Blicken. — — Ein Seufzer stieg aus ihrer Brust, und sympathetisch antwortete das Echo in dem Busen des Geliebten. — —

Sie bemerkten, daß sie von Donna Anna beobachtet wurden, der Elwira wehmüthig zulächelte, aber Don Julio einen Blick voll unaussprechlicher Verachtung zuwarf.

Vergebens täuschte sich die unschuldige Elwira in den darauf folgenden Tagen mit dem Gedanken, daß sie die frühere Liebe überwunden habe; nur zu deutlich brach die Freude tiefer Zärtlichkeit aus ihren Blicken, so oft sie mit Don Julio zusammenkam, und war er fern, so lag das dämmernde Gewölk der Trauer über ihnen.

Zu streng indeß war Elwirens Tugend, als daß sie durch ein Wort, durch einen Blick die Pflicht der ehelichen Treue beleidigt hätte. Und wie Alphonso diese zarten, streng verhehlten Spuren unglücklicher Liebe so schnell und mit einer so furchtbaren Klarheit hatte entdecken können, dies gehörte in das Reich der Räthsel, so gut als jene schnelle Mitwissenschaft des Herzogs von Las Casas um Alphonsos heimliche Vermählung. Elwira wäre wohl am wenigsten auf den Gedanken gekommen, daß der schwarze Dämon ihres Lebens, daß die so warm und treu geliebte Freundin Anna hier wie dort den Saamen des Verderbens für sie ausgestreuet haben sollte. Verschiedene Umstände vereinigten sich wohl, sie verdächtig zu machen, wäre nicht eine solche Vermuthung zu grauenvoll, In

entehrend für das Geſchlecht, dem die verrätheriſche Anna angehörte.

Alphonſos Herz war von der fürchterlichſten Wuth der Eiferſucht beſtürmt; die Zärtlichkeit gegen ſein unglückliches Weib ward von den ſtärkeren Gefühlen des Stolzes und des Zorns verdrängt. Er eilte zu Don Pedro ihn mit dem Gegenſtande ſeiner furchtbaren Entrüſtung bekannt zu machen. Wie Nebel fiel es von den Augen des unglücklichen Vaters; er erinnerte ſich jetzt der Gleichgültigkeit, mit der ſie in Alphonſos Antrag gewilligt hatte.

Sein erſter Gedanke war, dem edelmüthigen Don Julio ſein Herz ganz aufzuſchließen, zu ſeiner Freundſchaft, zu ſeinem Mitleid ſeine Zuflucht zu nehmen; allein dieſes Mittel ſchien ihm zu gewagt bei einem ſchon von Leidenſchaft befangenen Herzen, und er beſchloß mit Elwiren zu Rathe zu gehen.

Mit ängſtlicher geſpannter Aufmerkſamkeit horchte ſie ſeinen Worten, ſie bemühte ſich ihn durch die Verſicherung zu beruhigen, daß ſie den Herzog ihre Hand ohne Abneigung gegeben habe, ob ſie gleich, wenn es ihr frei geſtanden, Don Julio gewählt haben würde. Zu ſpät habe dieſer ſeine Empfindungen aufgeſchloſſen, und es bleibe ihr Stärke genug, ein Gefühl zu beſiegen, das ſie längſt für erloſchen gehalten habe. Dem Zorne des Herzogs war ſie ſchon demüthig unterworfen, und die Pflichten, die ſie ſeinem Sohne ſchuldig war, konnten die ſicherſten Stützen ihres Wandels ſeyn.

Mit dem tiefſten Schmerz ſahe Don Julio den zerſtörenden Gram, der an dem Herzen der liebenswürdigen

Herzogin nagte, der Unglückliche nährte in ſeinem eignen Herzen eine Leidenſchaft, nach deren Unterdrückung er hätte ſtreben ſollen.

Kurze Zeit darauf fiel Alphonſo in die Bezauberung einer ſchönen Italienerin von der Opergeſellſchaft; ſie wußte ihn ſo gut zu feſſeln, daß Elwira anfänglich vernachläſſigt und bald ganz vergeſſen ward. Er miethete ihr ein prächtiges Hotel, und alle Pracht, zu der Schönheit und Rang die Herzogin berechtigten, die ſie aber nicht beneidete, noch wünſchte, wurden an ihre unwürdige Nebenbuhlerin verſchwendet, und da, wo Alphonſos Vermögen nicht hinreichte, kam ihm der ausgebreitete Credit ſeines Namens zu Hülfe. Täglich ward Elwira durch die ſchonungsloſeſten Lobeserhebungen gekränkt, die er ſelbſt in ihrer Gegenwart ſeiner Geliebten ſpendete, und wo ſie einen öffentlichen Ort beſuchte, konnte ſie ſicher ſeyn, ihre Nebenbuhlerin dort zu finden, deren Uebermuth gegen ſie oft ſehr beleidigend ward. Doch Alles dieſes konnte keinen Vorwurf aus ihrem Munde locken; ſie beklagte in der Stille ihr widerwärtiges Geſchick und die Verirrung ihres Gatten.

Don Pedro wagte nicht ſich über ſein Betragen zu beſchweren, der Herzenszuſtand ſeiner Tochter hemmte ſeine Zunge; auch kannte er des Herzogs Stimmung zu gut, um ihm ſelbſt einen Vorwand an die Hand zu geben, der Armen mit noch größrer Härte zu begegnen. Er bemühte ſich durch ſeine Zärtlichkeit ihrem verwundeten Herzen einige Tropfen Balſam beizubringen, und wendete ſich endlich im Uebermaaße ſeines Schmerzes an den Herzog von Las Caſas mit einer treuen Schilderung von dem Be-

tragen ſeines Sohns und von dem unſäglichen Leiden ſeiner unglücklichen Tochter.

Der Herzog durchlas Don Pedros Brief mit Aufmerkſamkeit. Hat nicht oft Familienſtolz das bewirkt, was die heiligſte Stimme der Natur nicht vermochte? Der Herzog konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſein Sohn eine lange Reihe glorreicher Ahnen durch eine unwürdige Handlung beflecken ſollte; er begann ſeine Heirath aus ihrem wahren Lichte zu betrachten; es war die übereilte Folge einer flüchtigen Leidenſchaft, die nun nicht zurückgenommen werden konnte. Er legte ſeinem Briefe an Don Pedro einen andern an Alphonſo bei. Ob er gleich, ſagte er unter andern in dieſem Briefe, mit Grauſen an den Kummer denke, den er ihm durch ſeine unwürdige Verbindung gemacht habe, ſo könne er doch eben ſo wenig die üble Behandlung ſeines Weibes billigen, die, wenn ſie nur einiges Gefühl habe, gewiß von ihrem Gewiſſen genug dafür geſtraft ſey, einen der erſten Edeln von Spanien verführt zu haben; er halte es für Pflicht gegen ſich ſelbſt, ihr jetzt dieſen kühnen Ehrgeiz zu verzeihen. Am Schluſſe gebot er ſeinem Sohne ſich unverzüglich nach Madrid zu begeben, wo er Maßregeln zu ſeiner Rettung genommen habe, eh es dazu zu ſpät ſey, ehe das erhabne Haus Las Caſas durch ſeinen unwürdigen Erben in Dunkelheit verſinke.

Alphonſo, deſſen Tag der Wiedergeneſung noch nicht erſchienen war, nahm dieſe unvermuthete Sinnesänderung ſeines Vaters vollkommen gleichgültig auf. Seine erſte Sorge war, ſeine geliebte Signora um Rath zu fragen,

was er ſeinem Vater antworten ſollte? Sie war mit der Zerrüttung ſeiner Umſtände bekannt und fand es natürlich, ihn dazu zu bereden, was für ſie ſelbſt am vortheilhafteſten war; ſie bat ihn, nach Madrid zu eilen und ſich in Allem den Wünſchen ſeines Vaters zu fügen. Zugleich verſicherte ſie ihn ihrer ewigen Treue, und nahm das Verſprechen von ihm an, daß ſie künftig ſein beſſeres Glück theilen ſolle, ein nicht geringer Beweggrund für ihn, ſich um dies Glück zu bewerben.

Alphonſo, einzig von ſeiner Göttin beherrſcht, kehrte nach Don Pedros Hauſe, und theilte ihm und Elviren den Brief ſeines Vaters mit, ſie waren Beide derſelben Meinung, daß er unverzüglich nach Madrid gehen ſollte. Die Armen ſchmeichelten ſich ſelbſt mit der Hoffnung, daß dies das ſicherſte Mittel ſey, ihn von ſeiner verderblichen Verbindung zu befreien. Mit gegenſeitiger Uebereinſtimmung ward nun der Tag der Reiſe feſtgeſetzt.

Am Morgen ſeiner Abreiſe nahm er feierlichen Abſchied von Elviren; er bekannte freimüthig ſeine Verirrung und flehte ſie mit mehr Zärtlichkeit, als ſie ihm noch fähig glaubte, um ihre Verzeihung an.

Er war natürlich, offen und gutmüthig, ſein Herz ſelbſt hatte wenig oder keinen Antheil an der Verirrung gehabt, deren er ſich beſchuldigte und die er zu überwinden beſchloß. Elwira hörte ihn mit gerührter Theilnahme an, und verſicherte ihm von ganzem Herzen ihre ewige Treue; ſie ſprach ihm von Don Julio als dem Freunde ihrer Jugend, aber den höchſten Richter rief ſie zum Zeugen ihrer Unſchuld und ihres fleckenloſen Betragens an. Der Ton, der Blick, der

ihre Worte begleitete, trug das unwiderlegbare Gepräg der Wahrheit.

Alphonſo, bewegt durch Alles, was er in dieſen Tagen erfahren hatte, ſchwur ihr, künftig Alles für ihr Glück zu thun. Die Wiedervereinigung mit ſeinem Vater ſollte der erſte Schritt dazu ſeyn. Er trocknete die Thränen von ihren Wangen, und nachdem er Don Pedro wiederholt gebeten hatte, für ſie zu wachen, beſtieg er ſeinen Wagen und begann die Reiſe nach Madrid.

Für einige Stunden herrſchte Elwirens Bild ſiegreich in ſeiner Seele; allein mit Einbruch der Nacht ſtahl ſich die unglückliche Neigung wieder in ſein verirrtes Herz, und ein Wunſch ſtieg in ihm auf, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft nur noch ein einziges Mal zu ſehen. Sie hatten nur fünf Meilen zurückgelegt, und Alphonſo glaubte, daß der Schleier der Nacht ſein Unternehmen begünſtigen würde, auf einige Stunden nach Cadix zurückzukehren; ſein vertrauter Bedienter hörte ohne Befremdung den Einfall ſeines Herrn, und ſchnell, wie er gefaßt war, ward er ausgeführt.

Der Weg nach dem Hauſe ſeiner bezaubernden Sirene führte bei Don Pedros Hauſe vorbei. Als die Räder ſeines Wagens unter den hohen Mauern des Hauſes hinrollten, warf er einen Blick hinauf, ſeufzend in ſeinem Innern, daß ihn ein unſeliger Hang zu einer Handlung hinriß, die ſein beſſeres Gefühl nicht billigen konnte. Die halbverloſchnen Lampen ringsumher waren niedergebrannt und glänzten nur noch mit ſchwachem Lichte, gleich als weigerten ſie ſich, ihm auf dem Wege zum Verderben vorzuleuch-

ten. Sehnlich hingen ſeine Augen an der Wohnung der Unſchuld und des Friedens; doch ein Gefühl von Scheu hielt ihn zurück, ſie zu betreten.

Mit beklemmenem Herzen kam er an der Thüre der Signora an. Die Familie war zu Bett, nur ihre Kammerfrau wachte noch und empfing ihn. Mit Beſtürzung benachrichtigte ſie ihn von dem beklagenswerthen Zuſtande ihrer Gebieterin nach ſeiner ſchnellen Abreiſe; ſie habe, fügte ſie hinzu, nach ihren Berufsgeſchäften bei der Oper nur zwei Stunden Ruhe genoſſen, die ihr durch die Aerzte vorgeſchrieben ſey, den ärgſten Folgen vorzubeugen; ſie beſchwor ihn, ihr die kurze Ruhe nicht zu ſtören, ſondern einſtweilen ein Bett anzunehmen, das ſie ihm bereiten welle; bei dem erſten Erwachen ihrer Gebieterin werde ſie ihn zu ihr führen.

Alphonſo, zu leidenſchaftlich, zu bewegt, um ſich durch alle dieſe Vorſtellungen abhalten zu laſſen, ſtürzte in das Zimmer der Signora, und — in der trauten Unterhaltung mit einem jungen Fremden fand er ſeine trauernde Getreue. — Entſetzen machte ſein Blut in den Adern ſtarren. Der Fremde, ein junger Engländer, ſuchte ſich in ſeinem gebrochenen Spaniſch zu erklären und zu entſchuldigen; allein der Herzog war zufrieden mit der Ueberzeugung, ein unwürdiges, verlornes Weib geliebt zu haben; ſich mit Sir Falkner zu ſchlagen, hätte ſeine Thorheit nur durch eine zweite vermehren heißen.

In einer ſchmerzlichen Betäubung warf er ſich in den Wagen und reiſte unverzüglich von Cadix ab. Er hoffte, daß ſein Abentheuer unbekannt bleiben würde; allein in dieſer Hoffnung hatte er ſich getäuſcht, die Neuigkeit hatte

ſich ſchon durch Cadix verbreitet und Don Pedros Haus mit dem Zuſatz erreicht, daß ein Duell zwiſchen dem Herzog und Herrn Falkner vorgefallen ſey, eine Nachricht, die doppelt kränkend für Elwiren und ihren Vater war, die aber bald durch eine Zuſammenkunft Don Julios mit Herrn Falkner widerlegt wurde.

Die junge Herzogin war nun allein mit ihrem Freunde, und ſie ward von Augen beobachtet, die vielleicht nicht ungern einen Flecken an dem Betragen der beiden Liebenden erſpäht hätten; doch alle Einwirkung fremder Künſte war nicht im Stande, Elwiren zu der mindeſten Verletzung der Tugend zu bewegen, noch einen Augenblick aus ſeiner Hut den tiefentflammten Julio zu locken. — —

Der Freund Alphonſos, Graf Franciſko, kam um dieſe Zeit nach Cadix, um Don Pedro und Elwiren zu beſuchen; und das Licht, das er über Annas Charakter warf, die Aufſchlüſſe, die er über die einſt dem Herzog von Las Caſas gegebene Nachricht mitbrachte, waren ein neuer Dolchſtoß für die arme Herzogin. Franciſco geſtand Elwiren offen, welchen zauberiſchen Eindruck Annens Schönheit beim erſten Sehen auf ihn gemacht habe, und wie feſt er entſchloſſen geweſen ſey, ihr ſein Herz und ſeine Hand zu bieten, hätte die Ueberzeugung ihrer empörenden Treuloſigkeit ſeine Liebe nicht in Abſcheu verwandelt. Ein ſolches Geſtändniß mußte die Wahrheit ſeiner Ausſage nur noch mehr beſtätigen, ein Geſtändniß, das er Annen ins Geſicht wiederholte. Und ſo hatte denn Elwirens armes, freundſchaftliches Herz keine Freiſtatt mehr, wohin

s ſeine treue Liebe retten konnte. Die Verräthe.in Anna
ank in die Dunkelheit zurück, die ſie verdiente.

Vom Herzog von Las Caſas brachte Francisco
ute Nachrichten, er war mit ſeinem Sohne ausgeſöhnt und
atte ihm ein ſchönes Landhaus bei Madrid geſchenkt, zu
eſſen Beſitzerin er ſelbſt Elwiren ernannt hatte. Zwar
e ſelbſt dort zu ſehen, hatte er nicht verſprochen, doch lie-
en ſeine günſtigen Aeußerungen keinen Zweifel an ſeiner
ünftigen Huld. So frohe Kunde kam zu ſehr willkomme-
er Zeit. Don Pedros Gemüth litt an einem ſtillen,
rznagenden Kummer; mehrere Umſtände, vorzüglich aber
e Ausgaben, die er um Don Alphonſos willen gemacht,
atten ſein Vermögen ſo untergraben, daß er einem gänz-
hen Sturz entgegenſehen mußte, deſſen öffentliches Be-
nntwerden ſeinen Kummer aufs höchſte brachte. Beſchei-
n, aber freimüthig erklärte Elwira dem Herzog, daß ſie
ſt entſchloſſen ſey, ihr Schickſal nicht von dem ihres Va-
rs zu trennen, und ſollte ſie auch das Glück und ſelbſt
n Anblick des Herzogs darüber verlieren.

Nach einigen Verhandlungen darüber that der Herzog
n Vorſchlag, daß Don Pedro ſein Haus in Cadix ver-
ufen und ſeinen künftigen Aufenthalt in Villa Franca,
lwirens neuem Schloſſe, nehmen ſolle; ein Vorſchlag,
r zu annehmlich war, um ſich länger zu weigern.

Es nahte jetzt die Zeit, wo Elwira den auf immer
rlaſſen ſollte, den ihr jede Pflicht der Religion und Tu-
nd zu vergeſſen gebot; und doch erfüllte jetzt ihre erſte,
re einzige Liebe ihre ganze Seele. Welche Betrachtungen
egen in ihr auf! Die glücklichen Tage der Kindheit waren

verüber, ihr Geliebter hatte sie verschmäht, ihre Freundin sie verrathen, und eine unglückliche Vermählung hatte ihr nichts zur Entschädigung gegeben, als einen Rang, der ihrem Herzen gleichgültig war. In Gegenwart des Vaters, den sie anbetete, verdeckte sie ihren Gram unter der Hülle zärtlicher Aufmerksamkeit, und gab nur in einsamen Stunden den ihren Betrachtungen Raum, die immer mit einem Seufzer für Julio endeten.

Den Julio war in keinem glücklichern Zustande; nicht minder zärtlich liebte er Elwiren und ein zartes Mitleid gegen sie erhöhte seine Liebe. Er mußte ihr Gefühl für ihn ehren, und würde lieber sein Leben verloren, als sich seiner unwürdig gemacht haben.

Einige Tage vor ihrer Abreise von Cadix hatte er in Gegenwart ihres Vaters noch einmal eine lange und vertraute Unterhaltung mit ihr; hier war es, wo diese unglücklichen Liebenden und vielleicht zum ersten und zum letzten Male die süße Mittheilung inniger und reiner Liebe schmeckten, wo sie die Härte des Schicksals anklagten, das ihnen die Tage mit Bitterkeit und Schmerz bezeichnete, die ihnen, geheiligt von den süßen Pflichten ehelicher Liebe, sanft und schön hätten verfließen können.

Ein kleines Bild Elwirens, das in Don Pedros Zimmer hing und das der Herzog kaum bemerkt hatte, war das Einzige, was sich Don Julio zum Andenken bei ihrer langen, vielleicht ewigen Trennung erbat. Weder Elwira noch ihr Vater konnten ihm dies Unterpfand unauflöslicher Freundschaft verweigern, das er so entzückt sich mit hinweg-

nahm, als ſchlöſſe es den Talisman der Ruhe für ſein zerſtörtes Leben in ſich.

Elwira nahm mit gebrochnem Herzen Abſchied von der lieben Stadt, wo Julio zurückblieb, und legte in Geſellſchaft ihres Vaters die Reiſe nach Madrid glücklich zurück. Sie wurden durch Alphonſo empfangen, der ſie nach Villa Franca begleitete.

Die Pracht des ſchönen Schloſſes überraſchte ſie, als ſie es glänzend vor ſich liegen ſahen. Der Herzog hatte es mit aller Schönheit ausgeſchmückt, weil er es zum Sitz der Prinzeſſin Leopoldine beſtimmt hatte, und er dachte großmüthig genug, es unverändert Elwiren zu übergeben. Es ſchien ſein Verſatz, über der Herzogin von Caſtarella die ehemals niedrige Elwira zu vergeſſen, und in Francisco hatte ſie einen wärmern Vertreter vielleicht, als in Alphonſo ſelbſt: dieſem waren vom erſten Anblick die verloſchnen Blicke Elwirens und ihr verfallnes Anſehn nicht entgangen; er fragte ängſtlich, was aus Julio geworden ſey, und das verrätheriſche Erröthen beſtätigte ihm das, was er ſo lange gefürchtet hatte.

Nicht lange nach ihrer Ankunft in Villa Franca ward Elwira die Mutter einer Tochter; doch ſelbſt dies neue Band war nicht im Stande, das wankelmüthige Herz ihres Gatten ganz zu feſſeln; er betrachtete ſein Kind mit eben der Gleichgültigkeit, als ſeine Gemahlin, und brachte den größten Theil ſeiner Zeit in den ſchönen Zirkeln Madrids zu.

Graf Francisco, der keine Gelegenheit vorbeiließ, etwas Vortheilhaftes für die Herzogin zu bewirken und ihr den Anblick ihres erlauchten Vaters zu verſchaffen, brachte

den Herzog dahin, daß er eine Reiſe nach Villa Franca machte, in der Abſicht, ſeinen Vaſallen dort Befehle zu geben. Der Graf hatte es angeordnet, daß die Amme mit Elwirens Kinde am Wege ſtand, als ſie vorüberfuhren; er bat den Herzog um Erlaubniß, Alphonſes, ſeines Freundes, Kind umarmen zu dürfen, ſprang aus dem Wagen und nahm das Kind in ſeine Arme; der Herzog, aufmerkſam gemacht durch die Worte des Grafen, heftete die Augen auf die Gruppe. Die ſtumme Sprache der Unſchuld in den Zügen des engelſchönen Kindes ſprach mächtiger für ſeine unglückliche Mutter, als alle Beredſamkeit des edeln Grafen bisher gekonnt hatte; ſein Unwille gegen ſie war ſchon durch das Mitleid über die Aufführung ihres Gemahls entwaffnet; die Stimme der Natur erwachte mächtig in des Herzogs Herzen, und er konnte nicht widerſtehen, das Kind ſeines Sohnes ans Herz zu drücken. —

Gleich einem guten Engel ſah Franciſco der Scene zu, die er herbeigeführt hatte; doch wagte er jetzt nichts mehr für die Unglückliche zu bitten, hätte der Herzog nicht ſelbſt beſchloſſen, das Werk nicht halbvollendet zu laſſen, ſondern auch die Mutter des Kindes durch ſeinen Anblick zu erfreuen. Er ſandte ſeine Leute voraus, Elwiren ſeine Ankunft zu melden, die nicht ohne Beſtürzung den theuern, aber gefürchteten Namen hörte. Der Herzog fand ſie wenig vorbereitet auf den hohen Beſuch, allein ſein ganzes Herz ward für ſie eingenommen, als ſie ihm mit aller ihrer Holdſeligkeit, mit ihrer himmliſchen Demuth entgegenkam und ſich auf ihre Kniee vor ihm niederließ; er hob ſie auf und küßte ſie, und Thränen rollten über ſeine Wangen. —

Von dieſer Stunde an war der Bund zwiſchen Elwiren und dem Herzog geſchloſſen; es verging hinfort beinahe kein Tag, wo ſie nicht irgend ein Geſchenk von ihm erhielt, und bald darauf that er ihr ſelbſt den Vorſchlag, einige Wochen bei ihm in ſeinem Palaſte zu Madrid zuzubringen. — —

Alphonſo ward einſtweilen immer gleichgültiger gegen Elwiren und gegen ſeinen Vater ſelbſt, ſeit Beide ſich vereinigt hatten; er brachte ſeine Zeit größtentheils auf den Landhäuſern ſeiner Freunde zu; der Herzog ward dagegen in eben dem Maaße täglich mehr für Elwiren eingenommen, und da er ſie einmal für ſeine Tochter anerkannt hatte, ſo that er auch Alles, ſie als dieſe geltend zu machen; er ſtellte ſie dem König vor, und die ſchmeichelhafte Aufnahme, die ſie am Hofe fand, war das Signal zu allen glänzenden Auszeichnungen. Allein der Schimmer der Juwelen, die ſie ſchmückten, die Pracht der ſchönen Equipagen und alle die Herrlichkeit, die ſie umringte, war nicht im Stande, das Bild des Trübgeliebten aus ihrem Herzen zu verbannen; bewußtlos ſuchte ihn ihre Sehnſucht allenthalben und nirgends fand ſie ihn. Fern von dem bunten, rauſchenden Gewühl der Hauptſtadt, hatte er ſich in die einſamen Gebirge der Schweiz geflüchtet, dort ſich und ſeinen Kummer zu begraben. Seine Seele umſchwebte noch die Gegenden ſeiner Liebe, und ein Freund, den er in Madrid zurückgelaſſen hatte, gab ihm zuweilen Nachricht von dem, was ſich im Hauſe Las Caſas zutrug; mit unausſprechlicher Bewegung las er von der tiefen Schwermuth, die ſie

überwölkte, und von der kalten Ruhe, mit der sie Alles um sich her betrachtete.

Don Pedro ward von dem Herzog mit einer vertrauten Freundschaft beehrt, allein er hatte zu viel gelitten in den letzten Tagen, sein Herz war gebrochen, und er hatte keinen Wunsch mehr für die Welt, als seine letzten Tage in dem reizenden Gebiete Villa Franca's zu beschließen.

Lange war der Name Julios bei Elviren in tiefes Schweigen begraben; die Arme! minder zerstörend würde ihr Gram gewesen seyn, hätte sie sich den kleinen Trost gewährt, von ihm zu sprechen! Jeden Gedanken an ihn versagte sie sich, an ihn, der allein fähig gewesen wäre, ihr Herz zu erfüllen, an den sie täglich durch die Vernachlässigung ihres Gatten erinnert ward! Ihr zärtliches, dankbares Herz sehnte sich, dem ganz sich hingeben zu können, der sie vergaß, der sie zurückstieß; die weiche Seele kehrte den Stachel des Vorwurfs gegen sich selbst. Ihr einziger Trost bestand in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihn, und so kämpfte sie eine Zeit lang mit dem verzehrenden Gram; allein die Wunde war tödtlich, vergebens stellte sie die stille, aufopfernde Geduld der innern Qual entgegen, die Kräfte sanken und sie erlag dem Uebermaaße ausdruckleser Leiden.

Sie strebte ihre zunehmende Krankheit zu verbergen, das Uebel griff ihren Verstand an, allein in der gänzlichen Betäubung ihrer Besinnungskraft lag eine Art von Erleichterung für sie; sie ward ruhig und heiter, kein irdisches Leiden schien ihren Frieden zu erreichen, selbst die Zärtlichkeit ihres Vaters und die unermüdete Aufmerksamkeit des

Herzogs unterbrachen ihre tiefe Ruhe nicht. Sie welkte hin gleich einer ſchönen Blume des Gefildes; ſchweigend neigt ſie ihre holden Blüthen, noch ehe der Froſt des Winters kömmt; ihr Herz war an der Wurzel angegriffen und früh der Keim der Hoffnung abgebrochen durch die vernichtende Hand des Misgeſchicks.

Zuweilen wenn der traurige Einfluß des Mondes über die unglücklichen Opfer menſchlicher Leidenſchaften herrſchte, ging Elwirens weiche Sanftheit in einen fieberhaften Wahnſinn über. Schmerz malte ſich in den Zügen aller Anweſenden, wenn ſie oft in ſolchen Augenblicken eine herzbewegende Verzweiflung ergriff, wenn ſie mit aufgehobenen Augen und Händen den Namen Julio rief. — Julio, den angebeteten, den fernen Julio rief ſie an, ihre drückenden Feſſeln zu löſen, und klagte ihn des Undanks an, daß er ſie verlaſſen hatte. Oft warf ſie bitter ihrem Vater vor, er habe ſie verkauft, und ſank im Augenblicke darauf zu ſeinen Füßen, von ihm Vergebung zu erflehen.

Alphonſe, den ſie zwar ſelten ſah, hatte doch Julio's Namen aus ihrem Munde gehört; er wandte Alles zu ihrer Herſtellung an, und natürlich gutmüthig, wie er war, würde er mit Freuden darein gewilligt haben, durch Don Julios Gegenwart einen Verſuch zur Beſſerung zu machen, hätte er gewußt, wo man ihn finden ſollte.

Der Zuſtand der Herzogin war kein Geheimniß in Madrid; nur der Urſprung deſſelben war Niemand als ihren nächſten Dienern bekannt. Don Julios Freund, nicht fremd mit dem Verhältniß der Liebenden, ließ ihm in ſeinem letzten Briefe Etwas von jenen Urſachen errathen; der

Brief ward durch Julios eigne ſchnelle Erſcheinung in Madrid beantwortet; er nahm in geheim ſeinen Aufenthalt im Hauſe ſeines Freundes und hatte hier Gelegenheit genug, ſich von dem zu unterrichten, was ſeiner Ruhe den Tod brachte.

Unter einem erborgten Namen erſchien er zu Villa Franca; er hatte den raſchen Entſchluß gefaßt, ſelbſt Zeuge ihres Unglücks zu ſeyn. — Mit Hülfe eines Gärtners erlangte er eine Zuſammenkunft mit Elwirens erſter Kammerfrau, einer Italienerin von höherer Bildung und Gefühl, als man gewöhnlich bei Leuten ihres Standes findet; mit zärtlicher Sorgfalt und Treue wachte ſie über ihre unglückliche Gebieterin; ſie war es, an die Elwira in hellern Augenblicken ihre Neigung geheftet hatte, der ſie ſelbſt in einer Regung der Vertraulichkeit entdeckte, daß ſie von Julio's Gegenwart Geneſung ihres Wahnſinns hoffe. Den Julio, in der Nachbarſchaft verborgen, erhielt treulichen Bericht von ſeiner Vertrauten, und durch ihre Vermittelung gelang es ihm, ſich in der Mitte der Nacht in Elwirens Gemach zu ſtehlen. Sie lag in ruhigem Schlummer, als er eintrat, aber die Veränderung auf ihrem Antlitz, ſeit er ſie zuletzt geſehen hatte, zerriß ſein Herz; kaum konnte er den Ausruf des Schmerzes zurückhalten, als er, über ihrem Lager hingebogen, mit ſeinem Antlitz über ihrem hing; eine dämmernde Kerze ſchien in ihr blaſſes Angeſicht; ſie ſchlug die Augen auf, richtete ſie auf ihn, und ein wahnſinniges Lächeln begann ſchon ſeine beängſtigte Bruſt aufs neue zu beleben; ach, ſie kannte ihn nicht! ihre Worte waren unzuſammenhängend, und Alles überzeugte

ihn zu klar von der Abweſenheit ihres Verſtandes. Ihre Dienerin ſprach leiſe vor ihrem Ohr Den Julios Namen aus; dies war ein elektriſcher Schlag für die erſchöpften Kräfte der Armen; ſie riß ſich wild von ihrem Lager auf, ſtarrte ihn an, und in dieſem Augenblicke des Wiedererkennens kehrte ihre Vernunft zurück. — Sie öffnete ihre Arme, ihn aufzunehmen an ihr Herz, und ihre zum Himmel aufgehobnen Augen flehten Segen auf ihn herab; doch die Anſtrengung überſtieg ihre Kräfte; es war das letzte Aufglimmen ihres ſcheidenden Lebens; ein convulſiviſcher Seufzer folgte nach; noch einmal flüſterte ſie leiſe und zärtlich: Julio! — und ihre Seele flog empor, im Land des ewigen Friedens auszuruhen.

Den Julio ward mit zerrütteter, betäubter Seele weggebracht. —

Der Herzog Las Caſas theilte die Trauer des ehrwürdigen Don Pedro, und ſuchte ihm die wenigen Tage zu verſüßen, die ihm noch vergönnt waren auf Erden zu wandeln; nur ſo glaubte der edle Herzog Elwirens Andenken ſein Opfer bringen zu können. Sie wohnten künftig zuſammen in des Herzogs Pallaſte zu Madrid, und die zunehmende Liebenswürdigkeit ihres Enkels, des beſten Erbtheils der geliebten Verſtorbenen, ward in Zukunft der einzige Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit und Freude.

Herzog Alphonſo war anfangs untröſtlich über den Verluſt des holdſeligſten der Weiber; erſt als er ſie verloren hatte, fühlte er ihren Werth. Als die erſten Ausbrüche der Trauer verüber waren, bewarb er ſich mit glücklichem Erfolg um die Prinzeſſin Leopoldine, für die er

ein beßrer Gatte ward, als für die unglückliche, nur allzubald von ihm vergeßne Elwira.

Don Julio kehrte zurück zum Schweizerlande, und in der Einſamkeit der hohen Alpen weihte er ſein Leben den Wiſſenſchaften und wenigen erleſenen Freunden. Kein anderes Weib theilte je ſeine Liebe; er errichtete ein kleines Denkmal dem Andenken ſeiner frühen, ſeiner einzigen Leidenſchaft; hier trauernd über den geweihten Steinen fand er allein Troſt für ſein wundes Herz, bis ihn der Tod von ſeinem Gram befreite und ihn in einer beſſern Welt ſeiner Elwira entgegenführte.

IX.

Güte.

Novelle.

Wie oft zwiſchen verfallendem Gemäuer der Sprößling eines edeln Baums oder einer lieblichen Blume recht ſchön und anmuthsvoll emporwächſt, obwohl verlaſſen, ſo blühte auch die helde, frühverwaiſte Serena mitten in ihrer traurigen Verlaſſenheit voll Reiz empor.

Ihr Vater, der letzte glückloſe Sprößling eines einſt angeſehenen Geſchlechts, war nach dem gänzlichen Verfall ſeiner Glücksgüter und ſeines Anſehens bald ſeiner frühverſtorbnen Gattin im Tode gefolgt, und hatte die arme kleine Serena, ſein einziges Kind, ganz allein in der Welt zurückgelaſſen, nur der Gnade einer alten ſtrengen Verwandtin heimgefallen, welche von aller ehemaligen Pracht ihrer Familie nur ein kleines, halbverfallnes Gartenhaus in einer der Vorſtädte von Madrid an ſich behalten hatte, nebſt einem kleinen Stück des daranſtoßenden Gartens, worin ſie ihr Gemüſe erbaute. Das Hauptgebäude des großen prächtigen Gartens ging in eine andere belebtere Straße heraus, und gehörte jetzt dem Marquis von Villarica. Sparſamkeit forderten die Umſtände der alternden Frau, die ſtrengſte Sparſamkeit, welche dann wohl oft in Kargheit überging, und hart und grämlich hatte das Unglück die einſt Begüterte gemacht. — So lebte denn die arme Serena ein gänz-

lich abgeſchiednes, freudloſes Leben, obgleich ſo nahe bei den rauſchenden Luſtbarkeiten der Hauptſtadt, von Kindheit auf an ihren Stickrahmen gebannt, in welchem ſie ſehr kunſtreiche Arbeiten fertigte, und ſo ihren Unterhalt redlich gewann. Nur gewohnt, an dem Gelingen ihres Fleißes eine unſchuldige Freude zu finden und ſich das düſtre, faltenreiche Antlitz ihrer Baſe ein wenig erheitern zu ſehen, ahnete ſie wenig von jenen Freuden, worin ſich Andre ihres Alters bewegten. Nur ſelten verlor ſich ein Nachhall davon oder eine Gruppe Luſtwandelnder in die abgelegne Nebenſtraße, an welche ihr verfallender Pavillon ſtieß.

Die Baſe aber, Donna Griſelda mit Namen, hatte ſich feſt vorgenommen, mit größter Strenge über das ihr anvertraute letzte Kleinod ihrer Familie zu wachen. — Das wäre ſchön, — ſagte ſie oft — wenn unſre boshaften Feinde, durch deren Ränke allein der Glanz unſers Hauſes hat untergehen müſſen, noch triumphiren könnten, die Ehre der letzten Tochter deſſelben nur im Entfernteſten verletzt zu ſehen. Wenn ſie nicht mit dem ihr gehörenden Glanze die Freuden der Welt genießen kann, ſo ſey ihr Anblick ihr lieber ganz verborgen.

Von Kindheit auf war Serena an dieſe Anſichten gewöhnt. Und wenn nun auch zuweilen an ſchönen Sonntagsabenden, wo eine freie Stunde ihr vergönnte am Fenſter zu verweilen, — ein Paar feſtlich geſchmückter Luſtwandelnder, deren ganzes Weſen Freude und Liebe verrieth, ihren Blick auf ſich zog, — wenn dann auch zuweilen ein leiſer Seufzer der höherſchwellenden Bruſt der Jungfrau entſtieg, ſo riß ſie ſich von dem beunruhigenden Anblick los

und ging nach den gegenüberliegenden Fenſtern des kleinen Hauſes, die nach den Gärten ſahen, ſich an den ſtillen Freuden begnügend, welche ihr zugemeſſen waren. Dort ſchmückte ſchon der Mond das kleine freundliche Gemach mit ſeinen Silberblumen aus, und winkte ihr zu friedlichen Träumen. Die Blumen aber, womit Frühling und Sommer ihr eingeſchränktes Gärtchen ſchmückten, machten ihr liebſtes Beſitzthum aus. Ihr unermüdeter Fleiß hatte nämlich die Beete, auf welchen die Gemüſe für ihren dürftigen Haushalt grünten, mit einem reichen buntfarbigen Flor eingefaßt.

Hier war das einzige ihr vergönnte Luſtgebiet, beinahe der einzige Ort, wohin ſie aus dem Hauſe ihren Fuß ſetzen durfte, die kleine, wenig beſuchte Kapelle in ihrer Straße ausgenommen, wohin die Baſe zuweilen mit ihr zur Meſſe ging.

Wenn ſie aber von ihrem Fenſter herab auf ihr blühendes Grundſtück blicken wollte, ſo flogen unwillkührlich ihre Blicke größtentheils über den engen Bezirk hinaus und zu den ſchlanken Wipfeln der Pappeln und Pinien hinüber, die um das ſchöne Hauptgebäude wehten, und verweilten auf allen den anmuthigen Baumpartheien des prächtigen, weitläufigen Gartens.

Dort hinüber gehen zu wollen, da ihr Gärtchen nur durch eine leichte Hecke davon geſchieden wurde, dieſer Gedanke war ihr ſchon als Kind ſtreng verwieſen worden, wenn ſie gefragt hatte: warum man denn nicht auch ein wenig in den viel ſchönern, größern Nachbargarten hinüber gehe, da es der jetzige Beſitzer doch erlaubt habe. — Mein

Kind, — hatte dann die Baſe mit einem ſtolzen Blick erwiedert — die Nachkommen der Salvaterra's nehmen keine Gefälligkeiten von den Herren von Villarica an, und ſie benutzen kein Grundſtück, als was ihnen zu eigen gehört. — Sie blickte dabei mit einiger Selbſtzufriedenheit in dem Zimmer umher, das ſie, ſo wie den ganzen Pavillon, noch als ihr Eigenthum ſich erhalten hatte, welcher trotz des baufälligen Zuſtandes noch die Spuren der Pracht trug, womit ihn ihre Verfahren erbaut hatten.

Das einzige Vergnügen der guten Donna beſtand nun darin, daß ſie alle Morgen in den wenigen kleinen Prunkgemächern wohlgefällig betrachtend umherging, und mit einem feinen Tuche eigenhändig den Staub von den ſchwarzangelaufnen geldnen Leiſten der dunkeln Tapeten wiſchte, und von den Lehnen der Stühle, die mit verblichnem rothen Sammt überzogen waren. Ihren vorzüglichſten Stolz aber machten einige noch ziemlich gut erhaltene Bilder von ritterlichen Urvätern aus, welche die Wände zierten. Sich ſelbſt legte ſie dann ganz die Kleidung an, die, obwohl altväteriſch und abgetragen, doch ihrem Range völlig angemeſſen war, und ſo ſetzte ſie ſich zu ihrem mühevollen Lebenserwerb durch die Nadel der fleißigen Serena gegenüber.

Gewöhnlich in ernſtem, düſterm Schweigen gingen die Stunden hin; nur ſelten, von den Bitten der holden Nichte bewegt, öffnete ſich das Gemüth der Donna zu Erzählungen der vergangnen Zeit; doch dieſe Mittheilungen beſtanden größtentheils in Aufzählung aller der Ränke und Feindſeligkeiten, denen ihr ganzes Geſchlecht und namentlich

Serena's Vater unterlegen war, und der feigherzigen Schwäche, womit faſt alle ſeine Freunde ſich von ihm abgewendet hatten. Donna Griſelda ſchloß gewöhnlich damit, daß ſie die Rache des Himmels allen den Feinden und allen den treuloſen Freunden des Hauſes Salvaterra weiſſagte, und ſollte ſie auch erſt an Kind und Kindeskind in Erfüllung gehen. — Nur Einer, — wiederholte ſie oft — nur Einer von den Freunden deines Vaters, der biedre Rodriguez von Santoval, der ihm einſt in der Schlacht in Flandern das Leben rettete, iſt ihm unwandelbar treu geblieben und hat nie den boshaften Günſtlingen des ungerechten, grauſamen Alba nachgegeben! Und nun, was iſt aus ſeinem Sohn geworden? rühmt nicht alle Welt den tapfern Kriegshelden, den edelmüthigen Don Alonſo von Santoval? —

So ging die ſtille Zeit dahin; die ſanfte Serena ſaß noch immer einen Tag wie den andern fleißig an ihrem Rahmen, und blickte gnügſam nur aus der Ferne nach dem ſchönen benachbarten Garten hinüber. Indeſſen eines Tages ward ſie doch zwiſchen den anmuthigen Gartengängen einen Gegenſtand gewahr, der ihr noch anmuthiger erſchien, als die Pinien und Pappeln und alle die herrlichen Baum- und Blumenarten jenes bezaubernden Gebiets. Ein Jüngling war es, ſchön und blühend wie die prächtigblühenden Oleanderſtauden, die er jetzt im Näherkommen durchwandelte. Er war jetzt an der Grenze, welche die beiden Gärten ſchied, und ſie konnte nun genauer die ſchöne Erſcheinung betrachten, die durch die zierliche, buntfarbige Ritterkleidung noch mehr gehoben ward, und auf dem dunkel-

grünen Laubgrunde der Bäume wirklich ganz wunderlieblich hervorglänzte.

Allein jetzt ward auch er die liebliche, holdlauschende Beobachterin gewahr, und seine Augen blitzten feurig. Gleich einer zarten Blume, die man hinter schützendem Glas vor den allzubrennenden Strahlen der Sonne zu verbergen pflegt, hatte auch sie sich vor dem Feuer jener flammend zu ihr herüberstreifenden Blicke hold erschrocken hinter den Schirm ihres Fensters geflüchtet. Sie wagte auch fortan nur schüchtern ihn ganz von ferne zu betrachten, wenn er — sie mußte sich es wohl gestehen, daß es ihretwegen geschah — täglich wieder den Garten durchstreifte und an der Grenze des ihren, sehnend herüberblickend, erwartend stehen blieb.

Ein neues, nie gekanntes Gefühl erwachte in der jungfräulichen Brust; noch nie hatte sie eine so schöne Erscheinung gesehen, und es that ihr zugleich unnennbar wohl, daß sie, die sich bisher ganz allein und unbeachtet in der Welt geglaubt hatte, sich jetzt als den Gegenstand sehnsuchtsvoller Blicke aus diesen glänzenden Augen sah. Ein Gefühl von lebhafter Dankbarkeit gegen den Unbekannten erfüllte in geheim ihr Herz.

Auch die Aufmerksamkeit der Base war jetzt auf den Spähendharrenden gerichtet; sie erfuhr durch ihre Bekanntinnen, durch welche sie doch immer noch in einigem Verkehr mit den Neuigkeiten der Welt blieb, — daß der Jüngling Don Silvio heiße und ein kürzlich angekommner Verwandter der Familie Villarica sey, mit welcher er jetzt den Garten bewohne.

Ehe die gute Donna Griselda aber noch Zeit hatte,

über dieſe gefährliche Nachbarſchaft ihre Beſorgniß auszudrücken, war dem jugendlich ungeſtümen Don Silvio ſchon die Zeit zu lang geworden, welche er nur ſo in entferntem Schmachten zubringen ſollte. Er, das einzige Kind reicher, ihn zärtlich liebender Eltern, war in friſcher Lebensfreudigkeit aufgewachſen, und nicht gewohnt, ſich in ſeinen liebſten Wünſchen durch unleidliche Schwierigkeiten gehemmt zu ſehen.

Und dieſer Wunſch ſchien ihm einer der gerechteſten und unſchuldigſten; denn das ſanfte Madonnenbild, das er am Fenſter erblickt, hatte ihn zu ſo ernſten, ja frommen Empfindungen geſtimmt, als er ſich nicht entſinnen konnte ſo leicht gehabt zu haben. Alles, was er von ihrer unvergleichlichen Sittſamkeit und Sanftmuth hörte, beſtärkte ihn noch mehr darin. Und das, was man ihm, auf ſeine Nachforſchungen, von ihren nähern Verhältniſſen und dem Charakter ihrer Baſe ſagte, machte es ſeinem leichten Ueberblick nicht ſchwer, den ſicherſten und beſten Weg zu wählen, um ihre nähere Bekanntſchaft zu erhalten.

Mit allem dem Anſtande, der der Geburt und dem ehemaligen Range der Donna Griſelda angemeſſen war, ließ er ſich anmelden, und ſagte, als er auf eine eben ſo abgemeſſene Erwiederung erſchien, — daß es ihm, dem kürzlich hier Angekommenen, unmöglich gefallen ſey, als ein ſo naher Nachbar von zwei ſo ehrenwerthen Damen aus dem weltberühmten Geſchlecht der Salvaterra's zu verweilen, ohne der vortrefflichen Donna und ihrer liebenswürdigen Nichte ſeine Ehrerbietung zu bezeigen.

Der guten Donna, welche zu dieſem Empfange ihr

beſtes veraltetes Prachtkleid angelegt und auch ihre Nichte ſo viel nur möglich geſchmückt hatte, pochte das Herz bei dieſer ſchmeichelhaften Anrede, die wie ein Nachhall aus vergangnen Zeiten in ihre Seele drang. Der Gedanke, in ihrer holden Nichte eine Wiederbeleberin des alten Glanzes ihres Geſchlechts erzogen zu haben, hatte immer im Hintergrunde ihres Herzens geſchlummert; und ſo viel war ihr von dem romantiſchen Hange ihres Volkes zum Abenteuerlichen zum Antheil gefallen, daß ſie ſich verſtellen konnte, wie ein ſtattlicher begüterter Ritter kommen und das hochgeborne, köſtlich bewahrte Fräulein, das in Gefangenſchaft der Armuth gerathen, daraus befreien werde. Der artige, gewandte Don Silvio ſchien ihr ganz der Mann, um jene Hoffnungen zu verwirklichen; und wer er eigentlich ſey? darüber flog ſie auch ſchon eine freudige Ahnung an.

Don Silvio aber fand ſeinerſeits bei näherm Anblick die Aehnlichkeit der hocherröthenden Serena mit einem rührenden Madonnenbilde noch beſtätigt: das weiche, dunkelbraune Haar legte ſich geſcheitelt in ſanften Wellen um die reine, alabaſterweiße Stirn, an die ſich ſanft niederſenkend die ſchöne, griechiſch geformte Naſe ſchloß; die ſchönen dunkeln Augen hoben ſich etwas ſchwermüthig unter dem Schutz der langen Wimpern, ſo wie auch ein halbleidendes, unnennbar heldſeliges Lächeln den lieblichen Mund umfloß.

Ganz außer ſich von Leidenſchaft für ſie, beſchloß er, öfter wiederzukommen, was ihm auch erlaubt wurde, als er ſich empfahl und die Damen höchſt zufrieden über ſeine artige Unterhaltung zurückließ.

Er hielt seinen Vorsatz, und nährte auch in der unschuldigen Brust des Mädchens die Neigung für ihn und die ruhegefährliche Hoffnung. Indessen würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihn eines Anschlags des Leichtsinns auf das Herz des Mädchens beschuldigen wollte. Alles, was er von den Tugenden Serena's und vorzüglich von der engelgleichen Sanftmuth sah, womit sie auch die bittersten Launen ihrer düstern Base ertrug, erweckten in seinem Herzen eine Ahnung häuslichen Glücks, wie er sie nie gefühlt hatte, und da er reich und unabhängig war, so sah er keinen Grund, warum er nicht auf dem kürzesten und bequemsten Wege sich den Besitz der Geliebten verschaffen sollte? besonders da auch ihre Abkunft der seinigen vollkommen ebenbürtig war.

Er gab auch seine Absichten bereits deutlich zu erkennen, zu großer Freude der Donna Griselda, die indeß auch bei dieser Gelegenheit den förmlichsten Anstand beobachtet und nur mit gehöriger Bedächtlichkeit diesen wichtigen Schritt gethan wissen wollte, — so lange er auch bei ihr schon bedacht war. —

Für Serenen ging nun eine ganz neue, glückliche Zeit an. Noch öfter als sonst schweiften jetzt ihre Blicke zu dem benachbarten Garten hinüber, doch nicht nach den Wipfeln, sondern sie ruhten zärtlich auf dem geliebten Silvio, der gleich einem Schäfer des glücklichen Arcadiens zwischen den Gängen wandelte und ihr liebende Grüße zuwinkte.

Auch ihre häusliche Lage war höchst vortheilhaft verändert; man kannte fast die gute alte Dame nicht mehr,

ſo erheitert war ſie, und Alles, was ſie ſprach, war voll des Lobes des galanten und wohlgeſitteten Don Silvio, als eine unvorhergeſehene Begebenheit alle dieſe hoffnungsvollen Ausſichten zerſtörte.

Eine Freundin vom Lande ſchickte Donna Griſelda eines Nachmittags ihren Wagen, und ließ ſich für eine kurze Zeit ihren Beſuch erbitten, da ſie krank liege und doch in einer ſehr wichtigen Angelegenheit den Rath einer ſo einſichtsvollen Freundin nöthig habe.

Das Ehrgefühl der redlichen Griſelda fand ſich höchlich geſchmeichelt durch dieſe Aufforderung, und ſie beſchloß ihre Nichte mitzunehmen und ſogleich abzureiſen. Indeß entſtand doch hierbei ein heftiger Kampf in ihrem Innern, da ſie immer in eben dem Maaße vor Einbruch beſorgt war, als ihr ganzes Beſitzthum in den Augen der Räuber keinen Werth gehabt haben würde, denn weder die verblichnen Stühle, die ſchwarzgoldnen Leiſten, noch ſelbſt die Ahnenbilder würden die rohen Räuberſeelen im mindeſten zu ſchätzen gewußt haben. Der alten Dame ſchien dies indeſſen gar nicht ſo; eine eigne Dienerin, welche ſie hätte zurücklaſſen können, hatte ſie nicht einmal, weil ſie zu arm dazu war; nur eine fern wohnende Aufwärterin brachte täglich den armen Erbinnen des Namens Salvaterra die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens.

Sehr erwünſcht kam es daher Donna Griſelda, daß ihr Serena ſelbſt verſicherte, ſie werde weit lieber zu Hauſe bleiben, um eine ausnehmend kunſtreiche Stickerei, ein Geſchenk zu Don Silvio's Namenstage, welcher auf übermorgen fiel, mit Sorgfalt beenden zu können.

Donna Griselda versprach sich selbst viel von der Wirkung dieses Kunstwerks; sie meinte, daß dies erst den ganzen Werth ihrer Nichte und ihrer Erziehung in das rechte Licht setzen und Den Silvio's gewünschten Entschluß zur Reife bringen werde. Der strengen Sittsamkeit ihrer Zöglingin konnte sie hinlänglich trauen, um sie wohl auf eine einzige Nacht ohne ihren Schutz lassen zu können; überdem beschloß sie, eine Freundin Serenens, die einige Jahre älter als diese und ein wahres Muster von Weisheit und Vorsichtigkeit war, bei ihr bleiben zu lassen, wozu Donna Isabella, so hieß die Freundin, sich auch gleich verstand.

Doch reiste sie nicht ab, ohne ihrer Nichte noch einige Verhaltungsregeln nachdrücklich eingeschärft zu haben. — Bis morgen Mittag — sagte sie — werde ich bestimmt wieder zurück seyn; bis dahin, mein Kind, nimm dich ja in Acht, deinem Verehrer einen Besuch zu gestatten! denn so artig und wohlgesittet auch Den Silvio ist, so bleibt er doch immer ein Mann, und ein Jeder dieses seltsamen und gefährlichen Geschlechts pflegt auch die leiseste Abweichung Einer der Unsern von der strengen Sitte mit Undank und Abwendung zu bestrafen. Erhalte dir also ja die achtungswerthe Liebe Den Silvio's! Mehr als du vielleicht denkst, ist an seiner Gesinnung gelegen! — Sie meinte damit die Erneuerung des vormaligen Glanzes. —

Serena küßte ehrerbietig die Hand ihrer Verwandtin, und versprach ihr den pünktlichsten Gehorsam, worauf diese beruhigt abreiste.

Die beiden Mädchen ſetzten ſich nun noch einige Stunden an ihre Arbeit, bis der Abend einbrach und ſie zu feiern nöthigte.

Die gute gewiſſenhafte Serena war feſt entſchloſſen, ihr Verſprechen auf das ſtrengſte zu halten. Nicht einmal an das Fenſter wagte ſie zu treten, das nach dem Garten ſah; ſo ſehr ſie ſich auch nach dem Anblick ihres geliebten Freundes ſehnte, ſo unentbehrlich ihr auch ſchon die liebe Gewohnheit geworden war, mit ihm Winke und Grüße zu wechſeln. Doch ward ihr dieſe Selbſtüberwindung bald durch die Verſicherung ihrer Freundin erleichtert, daß ſie Den Silvio dieſen Nachmittag auf der Straße begegnet ſey und ihn zu einem Freunde habe gehen ſehen.

Beide Mädchen beſprachen ſich nun in der traulichen dämmernden Abendſtunde über Alles das, was für Mädchenherzen das Süßeſte und Wichtigſte iſt. — Donna Iſabella pries das Glück ihrer Freundin, einen ſo ſchönen und begüterten Edelmann, als Den Silvio, zum Liebhaber zu haben, und Serena geſtand dagegen ihrer Freundin offen, wie ſie ihm auch innig, von ganzer Seele zugethan ſey, und lieber das Leben verlieren wolle, als ſeine Liebe.

Es war indeſſen ſpät geworden; ſie hatten keine Kerzen angezündet, auf den Aufgang des Mondes wartend, deſſen Licht das kleine Gemach mit überhellem Glanz zu ſchmücken pflegte; nur kurzes Dunkel lag zwiſchen ihm und der Abenddämmerung; doch dicht war heut dies Dunkel, und ſchauerliche Stille herrſchte ringsum in der einſamen, tiefen Nacht.

Ein eignes unheimliches Gefühl ergriff die Herzen der Jungfrauen, und ſie bereiteten ſich, früher ſchlafen zu gehen, als ſie vorher Willens geweſen waren; da hörten ſie mit einem Male in der einſamen Straße, in welcher ihre Wohnung lag, ein ſeltſames Geräuſch, und aufhorchend erkannten ſie es bald für ein heftiges Waffengeklirr; die Schwerter trafen furchtbar ſchnell aufeinander, und dumpfer, ſchauerlicher Wuthausruf ſchallte zuweilen dazwiſchen.

Die Mädchen flogen an das Fenſter, und ſahen jetzt in einiger Entfernung die Straße hinauf, beim Licht der eben jetzt heraufwallenden Mondesſcheibe, einen Ritter allein gegen vier Bewaffnete kämpfen, die meuchelmörderiſch auf ihn eindrangen.

O, die Unedeln, Schändlichen! Vier gegen Einen! — rief die ſonſt ſo ſanfte Serena, jetzt ganz außer ſich vor Entſetzen und Empörung.

Der Ritter kämpfte heldenmüthig, doch immer zurückweichend, und ſchon ſah er ſich faſt von ſeinen mörderiſchen Gegnern übermannt, als er plötzlich durch eine kühne Wendung ſich ihnen entrang und flügelſchnell die Flucht nahm.

Allein allenthalben erblickte er nur kahle Gartenmauern, die nirgends eine Thür, einen Ausweg zeigten; nur das Portal des Pavillons, wo die Mädchen am Fenſter ſtanden, ließ einige Sicherheit hoffen, und dahin richtete ſich ſeine Rettungsflucht. Glücklich hatte er jetzt das Portal erreicht; die Meuchelmörder waren verſchwunden. Und jetzt drang ſeine flehende Stimme herauf. — Um der heiligen Jungfrau willen, — bat er — öffnet mir Eure Thür, edle Damen! Ich bin meinen Feinden entronnen.

O, Gott! Gott! — rief Serena und ſchwankte. — Das ganze Bedenkliche ihrer Lage ſtellte ſich ihr wohl mit einem ſchnellen Ueberblicke dar; ſie und Iſabelle ganz allein zu ſpäter Nachtzeit, und einen fremden Mann hereinlaſſen? — daß es ihr Freund Don Silvio nicht etwa ſelbſt ſeyn konnte, dies hatte ihr ſchon von fern die dunkle Kleidung bewieſen, welche Don Silvio niemals trug; auch kannte ſie, die Liebende, wohl die Geſtalt, ja jede Bewegung des Geliebten zu gut, um ſie mit denen eines Fremden zu verwechſeln; vor Allem aber ließ jetzt die unbekannte, nie gehörte Stimme keinen Zweifel deshalb; — doch auch das Unglück des Fremden drang Mitleid fordernd an ihr Herz, und ſchon hatte ſie einige Schritte nach der Thür gethan, als ſie Iſabelle zurückhielt, und ihr mit dringenden Worten zurief: Um Gottes willen, Serena, was willſt du thun? Iſt das die Sorgfalt, womit du der Baſe gelebt haſt über deinen Ruf zu wachen? Und Don Silvio? was müßte er denken, erführe er, daß du zu ſo ſpäter Nachtzeit einem Manne dein Haus geöffnet? Und er kann es ſelbſt ſehen, denn ich ſah ihn in jenen Garten gehen, wo in dem Hauſe die Fenſter noch erleuchtet ſind, in welchem ſein Freund, der junge Ramire, wohnt, — ſie zeigte nach der entgegengeſetzten Seite der Straße von der, wo das Gefecht geweſen war, und wohin die Fenſter des Hinterhauſes eines angeſehenen Gartens herausgingen.

Wie leicht, — ſetzte noch Iſabelle eifrig hinzu — wie leicht könnte das dich immer bewachende Auge der Liebe dieſe für eine Jungfrau ſo ungeheure That erblicken! Er würde ſich verachtend von dir abwenden, ohne ſelbſt deine

Entſchuldigung hören zu wollen, vielleicht Madrid verlaſſen, eh du ihn wiederſähſt. —

Wohl drang das grauſenvolle Bild mit allen ſeinen Schrecken in Serenens beängſtetes Gemüth. —

Allein jetzt ertönte noch ein Mal die rührende Stimme des unglücklichen Verfolgten; dringender ſchien ſie aus der Tiefe der Bruſt heraufzudringen. — O, habt Erbarmen! — flehte er — ich bin verloren, wenn ich dieſe Freiſtätte verlaſſen muß; dort in jener Ecke lauern noch meine Mörder auf mich.

Serenens ſchnell hinüberfliegender Blick ſah in der That in einem Winkel der Mauer jene Abſcheulichen noch auf ihr auserkohrnes Opfer lauern. Und jetzt ſchwand jede Rückſicht auf eignes Wohl und Weh; ſie hörte nicht mehr auf das, was Iſabelle ſagte, riß ſich los und eilte hinaus, die Thür zu öffnen. — Der Mond ſchien, als ſie öffnete, blendend in ihr holdes Geſicht; da er aber hinter dem Fremden ſtand, ſo konnte ſie von deſſen Antlitz nichts erblicken; nur eine dunkle ſchlanke Geſtalt ſah ſie, die etwas zögernd hereintrat.

Seyd Ihr ein Engel des Himmels? — rief der Fremde in heftiger Bewegung. — Wißt, daß Ihr keinem Unwürdigen das Leben gerettet habt, edle Donna! — In einer unbedeutenden Streitigkeit, die ich gern im ehrlichen Zweikampf ausgefochten haben würde, hab' ich die heimtückiſche Rachſucht eines Gegners auf mich gezogen, der es für gerathner achtet, mich mit drei Gehülfen meuchleriſch anzufallen, und vor dem mich Eure Großmuth gerettet hat. —

Obgleich der Fremde dieſe Worte in fliegender Eile ſprach, und obgleich ſein Ton und ſein ganzes Weſen etwas ſehr Edles und Beſcheidnes hatte, ſo kehrte doch jetzt, wo ſie ihn gerettet ſah, alle die Bangigkeit in Serenens Herz zurück, die ihr Geſchlecht und ihre eigne Lage mit ſich brachte; ſo ganz allein mit dem irrenden Manne auf dem einſamen Hausflur, der nur von der halb offenſtehenden Thür her eine ſchwache Beleuchtung erhielt, verlaſſen von ihrer Freundin, — die, zürnend und beſorgt um ihren eignen Ruf, oben geblieben war, — und gleichwohl zu mitleidig zart, um dem Schutzloſen etwas davon äußern zu wollen, ſtand die arme Serena ſtumm und bebend ihm gegenüber.

Doch Jener fuhr gleich fort: Ich ſchließe ganz auf die Größe des Opfers, das Ihr gebracht, edle Donna, da Ihr ſelbſt Euch herablaſſen mußtet, mir zu öffnen, — und ſchon um Euretwillen möchte ich nicht hier verweilen; allein auch meine Ehre will, daß ich ungeſäumt bei meinem Regimente eintreffe, welches vor Tagesanbruch ausrückt, um aufs Neue ins Feld zu ziehen. — Habt Ihr demnach vielleicht einen Ausgang von der entgegengeſetzten Seite Eures Hauſes, ſo werdet Ihr Euch um das Leben eines Mannes verdient machen, der außerdem dem niedrigſten Verrath zum Raube wird.

Serenen fiel ſogleich ein, daß aus ihrem Gärtchen eine kleine Pforte nach jener belebteren Straße führte, in der ein Wachthaus war, und wo der Verfolgte ohne Zweifel geſichert ſeyn würde. Sie machte ſchnell den Schlüſſel dazu, von dem Bunde los, das ſie, zum Oeffnen der Hausthür, mit herabgenommen hatte, reichte ihn dem Fremden

und beſchrieb ihm genau den Weg, den er zu nehmen hatte, mit dem bittenden Zuſatz: Er möge nur den Schlüſſel an der inwendigen Thür ſtecken laſſen. — Ihn ſelbſt bis an die Pforte zu geleiten, ſo weit reichte ihr Muth doch nicht.

Leb wohl denn, holder, ſchützender Engel! rief der Ritter, den Schlüſſel aus ihrer Hand empfangend. Er ergriff dabei die wohlthätige Hand und drückte ſie in äußerſter Bewegung an die hochklopfende Bruſt und an die heißen Lippen. — Indeß aber Serena darüber noch beſtürzt war, zog er ſchnell einen kleinen goldnen Ring, den er an ihren Fingern gefühlt hatte, davon ab, und ihn mit ſich nehmend, flüſterte er noch: Glaube, daß ich dich ewig nicht vergeſſen werde, und eilte durch den Garten hinweg.

In einem Zuſtand von Betäubung blieb Serena am Fuß der Treppe ſtehen, bis endlich Iſabella herabſtieg. Ich muß nur endlich ſelbſt herabkommen, ſagte ſie, um dich nicht noch zu mehrern Unvorſichtigkeiten verleitet zu ſehen.

Der Hauptgrund ihres Herabkommens war aber, daß ſie oben an der Treppe des fremden Ritters einnehmende Stimme gehört hatte, verſchönt noch durch den bezaubernden Accent begeiſterter Liebe. Donna Iſabella war aber keineswegs, trotz ihrer Strenge, eine Feindin der Männer; ſie hielt dieſe vorſichtige Strenge vielmehr für den ſicherſten Weg, um bald ins Paradies des Eheſtandes zu gelangen. Da ſie indeß auf dieſem Wege noch immer nicht dahin gelangt war, ſo hätte ſie, ohne daß ſie es ſich

ſelbſt geſtand, dieſe reizende Männerſtimme beinah verleitet, den Weg dahin vielleicht durch ein kleines Abentheuer zu verſuchen. Denn daß Serena ihren Silvio viel zu treu liebe, um irgend einem Andern Gehör zu geben, wußte ſie wohl. —

Als ſie aber hinabkam, war der Gerettete ſchon davongeeilt, und die betäubte Serena ſagte ihr, daß ſie ihm den Schlüſſel zur Pforte gegeben habe, der nun noch innerhalb der Thür ſtecken werde. —

Nun ſo müſſen wir freilich hingehen und ihn holen, wenn wir nicht wollen, daß dieſe Nacht die Räuber durch die unverſchloßne Thür hereinkommen ſollen; — ſagte die in ihrer Erwartung Getäuſchte.

Und Beide gingen nun durch die mondbeglänzten Blumengefilde; ſie fanden den Schlüſſel inwendig und die Thür aufgeſchloſſen. — So wird er nun ſicher gerettet ſeyn! jauchzte Serena in ihrem Innern. —

Ziemlich ſchweigſam wandelten ſie zurück, denn jede von ihnen war zu unruhig in ihrem Innern beſchäftigt. Iſabellen drang ſich unwillkührlich der Gedanke auf, daß, wenn ſie nicht ſo ſtreng für den Ruf ihrer Freundin geeifert hätte, die Sache weit anders und zwar zu ihrem Vortheil hätte ausfallen können. Serena bekümmerte vorzüglich der Verluſt des Ringes, den ſie gewohnt war als ein theures Vermächtniß ihrer Mutter zu betrachten, und von dem die Baſe immer geſagt hatte, daß er, obgleich nur einfach rund und ohne Wappenzeichen, ein köſtliches Familiencigenthum ſey, und daß ſie ihn nie von ſich

laſſen ſolle. Nur mit den Namens-Chiffern ihrer Mutter war er geziert. — Und dieſen Ring, den ſie ſelbſt ihrem Geliebten nicht würde gegeben haben, mußte ſie jetzt in der Gewalt eines Fremden ſehen.

So gingen Beide ſchweigend neben einander hin. Sie kamen jetzt an eine Bank, welche, an einem kleinen Baſſin liegend, von einem duftigen Jasmingebüſch umgeben war. Laß uns hier noch ein wenig verweilen in der herrlichen, milden Nacht, liebe Iſabella, bat Serena, und beide ſetzten ſich auf die duftig umblühte Bank.

Als ſie aber nun ſo in der vollen Beleuchtung des Mondes ſaßen und Serenens Blicke auf ihr Gewand fielen, da bebte ſie erſchrocken zurück, denn ſie ſah das weiße Gewand häufig mit Blut befleckt. — Und ſie ſah nun daraus, — was ihr gleich ſo vorgekommen war, daß, als er ihre Hand ans Herz gedrückt, er ſtark am Arme geblutet haben müſſe; vielleicht noch aus mehreren Wunden am Körper, von jenen heimtückiſchen Mördern geſchlagen, — in dem Halbdunkel, in dem er ſtand, hatte ſie es nicht unterſcheiden können.

Eine eigne Empfindung regte ſich bei dem Anblick in ihrem Innern, und neue Sorge für ihn bemächtigte ſich ihrer. —

Auch Iſabelle erſchrak über den Anblick. Ihre unmuthige Stimmung wußte ſich nicht beſſer Luft zu machen, als daß ſie die Sittenſtrenge, deren Märtyrerin ſie heut gewiſſermaßen geworden war, nun auch ganz unerbittlich übte. Nun warlich! rief ſie aus, wenn Don Silvio dies Gewand erblickte, das mit dem Blute eines

Andern, eines dir völlig unbekannten Mannes befleckt iſt! Ein ſchönes Brautkleid, weiß und purpurroth. — Nein, du haſt ganz den Schein wider dich!

Allein Serena, ſelbſt aufgeregt und geſtört in ihrem Innern, antwortete heut nicht mit der ihr ſonſt eigenthümlichen Sanftheit, ſo daß das Geſpräch immer hitziger und lauter wurde. — Wenn, — ſagte Serena — wenn Don Silvio gerecht iſt, ſo wird er mir es nicht verargen, dem Ruf der Menſchlichkeit Gehör gegeben zu haben!

Nein, nimm es mir nicht übel, Serena, — fuhr jene fort, ohne ſich auf Serenens Gegenreden einzulaſſen — Du haſt heut unverantwortlich gehandelt. Wenn ſich ein Weib einmal einen Gatten oder einen Geliebten wählt, ſo muß ſie ſich einzig auf ihn beſchränken, und nur das thun, was ihm gefallen könnte.

Für Serenens Gefühl hatte dieſer Satz etwas Verletzendes, ohne daß ſie es ſich recht klar zu machen wußte. — Wird er ihr dann aber deshalb verwehren Menſch zu ſeyn? fragte ſie gekränkt. —

Und wußteſt du denn, — fuhr Iſabelle fort — ob der Schutzſuchende ihn auch wirklich verdiene? Wußteſt du, ob das Recht auf ſeiner Seite oder der des ihn verfolgenden Ritters ſey?

So viel wußt' ich auf jeden Fall — erwiederte Serena wieder hitzig werdend — daß, die Beleidigung mochte auch von welcher Seite ſeyn, als ſie wollte — derjenige, der ſtatt offnen Zweikampfs eine ſo hinterliſtige

Rache wählte und gegen einen Einzelnen mit ſolcher Uebermacht kämpfen konnte, nicht den Namen eines Ritters verdient, ſondern ein ehrloſer, feigherziger Mörder war. — Mit einem Wort, — ſagte Iſabella und erhob dabei ihre Stimme noch höher — der gute Ruf iſt das koſtbarſte Gut eines Weibes; und du haſt heut unverantwortlich dagegen geſündigt, einen fremden Mann zu ſo ſpäter Nachtzeit in das Haus laſſend, da wir Beide allein waren. Wir ſind Beide aus edeln Geſchlechtern entſproſſen, und ſollten daher doppelt ſorgfältig über dies Kleinod einer Jungfrau, den guten Namen, wachen. Und ganz vorzüglich du, da dir das Glück zu Theil werden iſt, von einem ſo ſchönen, angeſehnen und liebenswürdigen Ritter, als Don Silvio iſt, geliebt zu werden. Die Männer wollen einmal, wie geſagt, daß man nur für ſie Gefühl zeige, — und Don Silvio — ſcheint mir gerade Einer von dieſen.

Donna Iſabella hatte die Eigenſchaft aller wortreichen Damen, daß ſie, wenn ſie einmal im Fluß der Rede war, nicht leicht darauf achtete, welche Wirkung ſie auf den Hörenden mache: und ſo achtete ſie auch nicht darauf, daß ſie mit ihrer jetzigen Rede das Gefühl der armen Serena vielfach verwundete. Aufs höchſte gereizt, als Iſabella noch hinzuſetzte, wie ſie gewiß vorausſehe, daß ſie Don Silvio verlaſſen werde, brach dieſe endlich in die Worte aus: Nun wohl, ſo mag er es! wenn er es um dieſer Urſache willen kann, ſo hab' ich nichts an ihm verloren.

Sie hatte mit dieſen Worten eigentlich blos den

Unmuth über Iſabellens beleidigende Rede ausdrücken wollen, und Don Silvio ward als der Gegenſtand derſelben ohne ſein Zuthun mit in ihren Unmuth begriffen, wie dies oft zu gehen pflegt. — Allein ehe ſich beide Sprechende verſahen, ſtand wie ein Geiſt — er ſelbſt, Don Silvio vor ihnen.

Ob er durch ſeinen angrenzenden Garten, ob durch die Hausthür, welche die Freundinen in ihrer Gemüthsbewegung offen gelaſſen hatten, hereingekommen war, blieb unbeſtimmt; nur ſo viel war gewiß, daß er ihre ganze Unterredung, hinter dem Jasmingebüſch verborgen, mit angehört hatte. Und nicht wie ſie gewohnt war ihn zu ſehen, ſah ihn Serena jetzt, — nein, bebend vor Zorn und kaum der Sprache mächtig, ſtand er vor ihr. —

Nun dann, Ihr habt es ausgeſprochen! — ſagte er endlich zu der erbleichenden Serena — wenn Euch ſo wenig an meinen Huldigungen gelegen iſt, daß Ihr ſie nicht allein durch unanſtändige Handlungen, ſondern auch durch ſolche Reden auf das Spiel ſetzt, ſo fordert es wohl meine Ehre, daß ich ſie von dieſer Stunde an zurücknehme. — Ihr aber, edle Donna, — ſetzte er hinzu, ſich zu Donna Iſabella wendend, habt ſo vortreffliche Grundſätze, ſo ganz eines Edelfräuleins würdige Denkungsart über den jungfräulichen guten Ruf entwickelt, daß ſich mein Herz in eben dieſem Augenblicke, wo es ſeinen Irrthum in Hinſicht dieſer Dame entſagt, — er zeigte dabei auf Serena — zu Euch wendet. Wollet Ihr fortan die Huldigungen annehmen, die dieſe verſchmäht.

Das ausschweifende Lob, das Isabella über ihn ausgesprochen und er mit angehört hatte, so wie noch manches andere Wort der Unterredung, war die hauptsächliche Ursache dieses so plötzlichen Liebeswechsels. Auch hatte ihm der stattliche Wuchs Isabellens vor dem der kleineren, zarten Serena vorzüglich geschienen, wie er so Beide vorhin neben einander hinwandeln gesehen. Daß ihr Gesicht nicht die feinen Züge beseelter Anmuth trug, wie das Serenens, kümmerte ihn weniger. — In diesen Augenblicken besonders erschien sie ihn als eine ganz unvergleichliche Schönheit. —

Eine so überraschende Wendung des heutigen Abentheuers mußte auf beide Jungfrauen einen höchst lebhaften, wiewohl verschiednen Eindruck machen, und während Serena von einem schneidenden Schmerz durchzuckt war, den ein Gemisch sich widersprechender Empfindungen begleitete, fühlte sich Isabella wie in einem Feenlande erwachend, und konnte es kaum fassen, wie das nur eben noch so hoch gepriesne Loos jetzt das ihre seyn sollte. Sie war sich bewußt, ihre Freundin treulich gewarnt zu haben, und so fand ihr weniger feines Gefühl auch keinen Anstoß dabei, das Glück ohne Schmerz anzunehmen, das jene einmal verloren hatte.

Mit zierlichem Anstande nahm sie seine Erklärung auf. Und da sie gesehen hatte, wie ihr jungfräulich kluges Benehmen hier so völlige Anerkennung fand, so hielt sie es für weislich, ihren nunmehrigen Geliebten darauf aufmerksam zu machen, wie es nicht schicklich sey, in den Gesah-

ren einer ſo entzückenden Mondnacht mit einem Manne allein zu bleiben, gerade je theurer er dem Herzen ſey.

Hierauf verſicherte ſie ihm, daß ihr künftig ſeine Beſuche eben ſo angenehm als ehrenvoll ſeyn würden, und begab ſich dann mit Serenen hinweg, die nach einer lautloſen Begrüßung gegen Don Silvio in tiefem Schweigen mit ihr ging.

Ein Gefühl edeln Stolzes hielt die unglückliche Serena ab, irgend ein Wort zu Don Silvio oder zu Iſabellen auszuſprechen. — In der darauf folgenden ſchlummerloſen Nacht wechſelten mannichfache Vorſtellungen und Gefühle in ihrer Seele. Es war, als ob Don Silvios Anblick, ſo wie ſie ihn in dieſer Nacht geſehen, mit einmal alle Liebe für ihn aus ihrer Bruſt verdrängt habe, ſein Geſicht war zwar blühend und wohlgebildet, doch nicht ſehr männlich, und der wüthende Zorn, in dem er ſich befand, hatte es ganz ſo widerlich entſtellt, wie er gewöhnlich weibliche Züge zu entſtellen pflegt. Zugleich hatte ſich ein ſo heimlich beſhafter Ausdruck in ſeine Mienen gemiſcht, als ſie ihn nie zugetraut hätte.

Dazu noch das Unrecht, das er ihr gethan, und ſein ſchneller, rachſüchtiger Uebergang zu Iſabellen. Seinen Verluſt konnte ſie alſo nach dem Allen nicht tief betrauern, wohl aber den Verluſt eines ſchönen glücklichen Wahns, und das ganze Troſtloſe ihrer Lage ſtellte ſich ihr dar, wenn nun die Baſe zurückkehren werde.

Und nur zu wahr hatte ſie ſich dieſen traurigen Auftritt vorgeſtellt, als des andern Tages Donna Griſelda zurückkehrte und das Vorgefallne erfuhr. Mehr als ihr

eignes unglückliches Geſchick ſchmerzte Serena jetzt der Gram der guten Alten, die nun alle ihre Hoffnungen zuſammenſtürzen ſah. Ach, du Unglückskind! jammerte ſie, den Ring haſt du verloren, dies koſtbare Familienſtück, und obendrein auch den vornehmen Freier, der unſer ganzes Anſehn wieder hätte herſtellen können! — O, hätt' ich doch den Rücken nicht gewendet! So geht es, wenn uns der Himmel einige Geiſtesgaben geſchenkt hat, bei welchen unſre Freunde Rath nehmen wollen. Dieſer letzte Gedanke machte noch ihre einzige Erheiterung aus; ſonſt hatte ihre Laune wieder ganz die düſtre Farbe angenommen, aus welcher ſie Den Silvios Bewerbungen eben erſt geweckt hatten, und ward immer noch ſchwärzer, als dieſer ſich ſeitdem völlig zu Iſabellen gewendet hatte.

Serenen that dies nur um ihrer Baſe willen weh; denn Neid kam nicht in ihr ſanftes, edles Gemüth, und Liebe für den Abgewandten war ſchon längſt daraus gewichen. Jenes Gefühl für ihn war in der That nur das erſte Auflodern einer jugendlich-lebhaften Phantaſie für die anmuthige Erſcheinung, vereint mit jener gefährlichen Dankbarkeit, die oft ein ſtill und ſtrengerzogenes weibliches Weſen für den Erſten empfindet, der ihr die erfreuliche Verſicherung giebt, liebenswürdig zu ſeyn.

Dagegen drang ſich ihr oft unwillkührlich die Erinnerung an das männlich-edle Weſen jenes Fremdlings auf, der ihr ſchon durch ſein Unglück merkwürdig geworden war, durch die Selbſtvergeſſenheit, womit er ſeine Wunden gar nicht erwähnte, gar nicht geachtet hatte, durch die zarte Sorge

für ihren Ruf, und durch die ſanfte und doch männliche Stimme, die oft aus der Vergangenheit noch reizend ſüß zu ihr herüberſchwebte. Sie konnte ſich oft einer romantiſchen Betrachtung nicht erwehren, wie er ihren Ring mit ſich genommen und ihr gleichſam ſein Andenken mit ſeinem Blut bezeichnet hatte.

So ohne Hoffnung, ihn je wieder zu ſehn, ließ ſie doch ſein Bild oft ihre wehmüthig liebliche Geſellſchaft ſeyn, doch ohne daß ſie dies je der Baſe merken ließ, welche ihn täglich einigemal als den Zerſtörer ihres ganzen Glüks verwünſchte.

So hatte die arme Serena eine freudloſe Zeit verlebt, als eine Begebenheit die einförmige Stille unterbrach, aber auf welche Weiſe! Don Silvio hatte wirklich die Donna Iſabella zu ſeiner Braut gewählt, und ſtellte ſie jetzt nach vollzognet Verbindung mit allem Glanz des Ranges und Vermögens der Stadt als ſeine Gemahlin vor. — Es kam zwar bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, daß er nur ein entfernter Seitenverwandter der Villarica, aus einer unbedeutenden Familie, und keineswegs der ſey, für den ihn die Baſe gehalten, demungeachtet verurſachte dieſe Begebenheit der armen Donna Griſelda eine tiefe Kränkung, und wirkte auch unglüklich auf ihre gequälte Nichte zurük, die nun faſt nicht mehr wußte, wie ſie die feindſelige Laune ihrer zürnenden Verwandtin ertragen ſollte.

Als nun eben einige Zeit darauf ihr Leiden faſt den höchſten Grad erreicht hatte, erſchien gleich einem Götter-

boten ein fremder, anſtändig gekleideter Diener und brachte eine Empfehlung von — Ritter Don Alonſo von Sandoval — der, aus den Niederlanden kommend, um die Erlaubniß bitte, den Damen in einer Stunde aufwarten zu dürfen.

Wie durch einen Zauberſchlag ſchien ſich bei dieſen Worten das ganze nachtdunkle Angeſicht Griſeldas zu verklären. Sie fertigte zugleich den Diener mit einer höflichen Bewilligung ab, ſtand dann von ihrem Sitz auf, und trippelte mit unverhehlbarer Freude vor Serenens Stickrahmen, der ſie die Hand auf die Schulter legte und freundlich ſagte: Iſt es möglich, mein Kind, daß uns ſo große und unerwartete Freude zu Theil werden ſoll? Don Alonſo von Sandoval, daß iſt ja dieſer tapfre Kriegsmann, dieſer unvergleichliche Ritter, von dem beide Königreiche mit Hochachtung ſprechen, und — deſſen Vater der einzige treue Freund des deinen blieb! — weswegen ihn auch der Himmel ſo in ſeinem Sohne geſegnet hat.

Sie holte darauf ihre köſtlichſten Kleidungsſtücke zuſammen, und wollte ſogar Serenen etwas davon aufnöthigen, was dieſe nur mit Mühe ablehnen konnte. Nur im Schmuck ihrer holdſeligen Anmuth und eines reizenden aufſteigenden Erröthens trat dieſe dem ſchönen Ritter entgegen, der jetzt im Glanz des kriegeriſchen Schmuckes und mit dem edelſten Anſtand hereintrat.

Ihr weiſſagendes Herz hatte ihr ſchon verrathen, daß er ihr nicht ganz fremd ſey. Zwar nur flüchtig und nur in ungewiſſem Halbdunkel hatte ſie die Züge jenes ſchutz-

ſuchenden Fremdlings erblickt; allein auch dieſer flüchtige Anblick und die Umriſſe der edeln ſchlanken Geſtalt waren zu feſt in ihrem Gedächtniß geblieben, als daß ſie ſie nicht Augenblicks an dem eintretenden Krieger hätte wieder erkennen ſollen.

Und als ſie nun erſt dieſe holde unvergeßliche Stimme wieder hörte, da er ſich nach einer ehrerbietigen Begrüßung der Baſe nun zu ihr wandte, und, hingeriſſen von Entzücken, in die Worte ausbrach: Ja, dies iſt der Engel, der mir in jener unvergeßlichen Nacht Rettung bringend erſchien! Rein wie das Mondlicht, das Euch damals verklärend umfloß, hat Euer Bild mir in dem Sturm der Schlacht geleuchtet und mich jetzt hierher zurückgeführt. Denn Euch wieder zu ſehen, ſchwur ich mir gleich in jenem Augenblick, ſobald es Pflicht und Ehre geſtatten würden.

In ſeliger Ueberraſchung ſtand Serena bebend und wortlos. — Donna Griſelda fand zwar dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch gleich bei dem erſten Beſuch nicht ganz in den Regeln der hergebrachten Schicklichkeit; indeſſen da der Sohn des vortrefflichen, treubewährten Ritters von Sandoval doch ein gar zu herrlicher Menſch war, — denn auch ſeine äußere Erſcheinung entſprach ganz dem Bilde, das man von ſeinem geiſtigen Werth entworfen hatte — ſo nahm ſie es diesmal mit einem kleinen Verſtoß nicht ſo genau, erwägend daß ein Kriegsmann gewohnt ſey ein wenig raſch zu Werke zu gehen.

Und ſolltet Ihr noch an der Wahrheit meiner Worte zweifeln, edle Damen, — nahm Don Alonſo wieder das

Wort, — ſo ſeht hier dieſen Ring, den ich in einem Anfall wehmüthiger Schwärmerei von dem Finger meiner heldſeligen Retterin zog, mir ſo den Schmerz der Trennung zu erleichtern, — und auch die Möglichkeit des Wiederſehens. —

Donna Griſelda war beinah nicht minder erfreut über den Wiederanblick des Familienringes, als durch die Erſcheinung des edeln Don Alonſo ſelbſt, deſſen feurige Liebe auch bei der nähern Bekanntſchaft der liebenswürdigen Serena nur beſtätigt wurde. Er ſelbſt war Oberſter eines Regiments und Beſitzer anſehnlicher Güter, und ſo konnte er ohne Bedenken der Geliebten ſeine Hand bieten.

In einer Stunde traulicher Unterredung zwiſchen ihm und den beiden Damen kam es zur Sprache über die nähern Umſtände jener verhängnißvollen Nacht.

Und mit welcher entſetzenvollen Ueberraſchung hörten Beide, daß jener feige, meuchelmörderiſche Gegner kein Andrer als — Don Silvio geweſen war, der nun freilich durch Serenens kraftvolle Aeußerung darüber, die er damals, in dem Gartengebüſch verborgen, mit angehört, eben ſo ſehr gegen ſie erbittert ward, als er ſich durch Iſabellens übertriebenes Lob ſeiner Liebenswürdigkeit zu dieſer hingezogen fühlte.

Donna Griſelda ließ nun der Herzensgüte der von ihr erzognen Nichte Gerechtigkeit wiederfahren, und prieß die Vorſicht Gottes, deſſen wunderbare Fügung ſie auch darin fand, daß es Serenen gelungen, dem Sohne des Mannes, der ihrem Vater das Leben gerettet hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; während Don Sil-

vic, von dem es ſich noch obendrein erwies, daß er mütterlicher Seits mit den ärgſten Feinden des Hauſes Salvaterra verwandt war, die Strafe ſeiner unedeln heimtückiſchen Rachſucht ſchon hier auf Erden in ſeiner wetterſichen, ſtreitfertigen und höchſt unliebenswürdigen Gemahlin fand.

Wie froh war die ehrliebende Griſelda, daß ſie der Himmel vor der Verwandtſchaft mit dieſem Ehrloſen bewahrt hatte, und ganz vergaß ſie ihre vergangnen Leiden, als nun der rühmliche Don Alonſo von Sandoval, mit noch größerem Glanz als jener, ihre Serena zum Traualtar und dann in die Kreiſe der vornehmen Welt zurückführte.